
B 596,023
DUPL



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


UNIVERSITY OF MICHIGAN





Westermanns Monatshefte



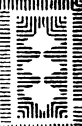
71. Jahrgang. 142. Band. 1. und 2. Teil

März 1927 bis August 1927

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

Verzeichnis der Mitarbeiter

Achenbach, Robert, Dr., in München, 199. Amschler, Johann Wolfgang, Dr., in München, 69. Amundsen, Gerhard, in Halberstadt, 253. Arnold, Paul Jobs., in Hamburg, 76. Baer, Albert, Dr., in Berlin, 650. Banse, Ewald, in Braunschweig, 309. Behrends, Ernst, in Mölln, 366. Betsch, Roland, in Karlsruhe, 405. Bittrich, Max, in Freiburg, 292. Blaese, Berthold, in Berlin-Charlottenburg, 634. Blüthgen, Clara, in Berlin, 482. Bodenheim, Georg, in Melle (Hann.), 316. Bonin, Elsa von, Dr. jur., in Brettin, 117, 233, 422. Budde, Fritz, Dr. phil., in Marburg, 293. Conrad, Otto, Dr., in Berlin, 145. Corrinth, Curt, in Berlin, 381. Crailsheim-Rügland, Carola Freiin von, in Pappenheim, 673. Curs, Erich, in Göttingen, 400. Daube, Otto, in Altenburg i. Thür., 185. Deißinger, Hans, in Salzburg, 524, 688. Diederichs, Karl, in Eutin, 161. Dietiker, Walter, in Bern, 190, 421, 628. Dörr, Karl, Reg.-Baumeister, in Hamburg, 367. Düsel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 101, 217, 333, 441, 571. Eimler, Arthur, in Mainz, 449. Eipper, Paul, in Berlin, 277, 557. Epstein, Stephan, Dr., in Paris, 497. Franck, Ludwig, Dr., in Braunschweig, 266. Frobenius, Else, in Berlin, 211, 653. Fürst, Paula, in Berlin, 509. Gensichen, Otto Franz, Dr. phil., in Berlin, 517. Gleichen-Rußwurm, Alexander von, in München, 34. Grabe, Karl Gustav, in Berlin, 380. Grieben, Joachim, in Berlin, 137. Grothe, Hugo, Dr., in Leipzig, 45. Gutberlet, Heinrich, in Berlin, 194. Haas, Rudolf, Dr., in Villach, 1. Hagemann, Fritz, in Berlin, 377. Hango, Hermann, in Wien, [illegible]. Heilborn, Adolf, Dr., in Berlin-Friedenau, 621. Heindl, Robert, Geh. Rat, Dr., in Berlin, 494. Heinemann, Leopold, Dr., in Berlin, 553. Heynicke, Kurt, in Düsseldorf, 563. Hippel, Herbert, in Dresden, 556. Hirt, Karl Emerich, in Innsbruck, 501. Hylla, E., Regierungsrat, in Neuyork, 378. Jung, Auguste, in Omaruru, 264. Kalenter, Ossip, in Malcesine (Italien), 144. Kapherr, Egon von, in Alt-Warp, 191, 523. Karstädt, Otto, Dr., in Berlin-Halensee, 676. Kikisch, Karl Heinz, in Berlin, 620. Kleefeld, Wilhelm, in Berlin, 29. Klusemann, Max, in Magdeburg, 436. Koerber, Lenka von, in Leipzig, 437. Köhrer, Erich, in Berlin, 657. Krieger, Arnold, in Stettin, 84, 522. Kuetgens, Felix, Dr., in Aachen, 599. Kullberg, E. F., in Hamburg, 389. Kurz, Karl Friedrich, in Holmedal, 349, 465. Langen, Gustav, Reg.-Baumeister a. D., in Berlin, 533. Langenegger, Felix, Dr., in Dresden, 21. Leitgeb, Otto von, Dr. jur., in Sandhof bei Klagenfurt, 100. Mähl, Albert, in München, 564. Mattenklodt, Wilhelm, in Lippstadt, 629. Molo, Walter von, in Berlin-Zehlendorf, 154. Mumelter, Hubert, in Bozen, 332. Naegele, A., Prof. Dr., in Schwäb.-Gmünd, 169. Ostrop, Max, Dr., in Münster, 317. Peters, Heinrich, Dr., in Göttingen, 148. Philipp, Lothar, in Berlin, 667. Pieper, Franz Xaver, in Gelsenkirchen, 36. Ploetz, Hermann, in Stettin, 20. Raff, Helene, in München, 77. Rauch, Ella Luise, in Stadtroda, 97. Renker, Gustav, in Bern, 641. Riesenfeld, Grete, in Berlin-Charlottenburg, 598. Roegels, Fritz Karl, in Berlin, 290. Salomon, Alice, Dr., in Berlin, 18, 401. Schaumann, Ruth, in München, 193. Schauwecker, Heinz, Dr. med., in Nürnberg, 92. Schefold, Max, Dr., in Ulm a. d. D., 390. Scheurmann, Erich, in Horn i. B., 285. Schlaf, Johannes, in Weimar, 483. Schmelzeisen, G. K., Dr. jur., in Düsseldorf, 325. Schmidt, Paul Ferdinand, Dr. phil., in Berlin, 179. Schmitt, Christian, in Karlsruhe i. B., 675. Schnack, Anton, in Frankfurt a. M., 652. Schneider, Heinrich, Dr., in Lübeck, 37. Schönberg, Alfons Diener von, in Pfaffrode, 551. Schrickel, Leonhard, in Weimar, 541. Schweisheimer, W., Dr. med., in München, 397. Seeger, Alfred, in Stuttgart, 681. Seidel, A., Dr., in Berlin, 195. Singer, Hans W., Prof. Dr., in Dresden, 201. Soyters, Hedwig von, in Lindau am Bodensee, 617. Spann-Rheinsch, Erika, in Wien, 64, 388. Suhr, Werner, in Berlin, 85. Stephani-Hahn, Elisabeth von, in Berlin, 417. Teßmer, Hans, in Dresden, 329. Thurow, Herbert, in Basel, 440. Tietze, Hans, Prof. Dr., in Wien, 53. Urbanitzky, Grete von, in Wien, 210. Volbehr, Theodor, Prof. Dr., in München, 65. Weber, Harald, in Hankow (China), 155. Weer, Reinhard, in Riga, 613. Wenck, Lene, in Halle, 149. Wentscher, Else, Dr. phil. h. c., in Bonn, 93. Weyl, Johannes, Dr., in Solln b. M., 82. Wiechert, Ernst, in Königsberg, 269. Winckler, Christine von, in Beuthen, 493. Wolff, Johanna, in Orselina, 200. Wolff, Max J., Prof. Dr., in Berlin, 547. Zoff, Otto, Dr. phil., in München, 552.



Inhalt des hundertzweiundvierzigsten Bandes

1. und 2. Teil. März 1927 bis August 1927

Beiträge nach der Reihenfolge

Seite

Beiträge nach dem Abc

Literarische Rundschau

Dramatische Rundschau von Friedrich Düsel

Kunstblätter und Einschaltbilder

März

Dürer, Albrecht: Schloßhof der ehemaligen alten Hofburg in Innsbruck
Dürer, Albrecht: Trient
Hönemann, Martin: Beethoven
Linde-Walther, Heinrich Eduard: Blick ins Zimmer
Michaelis, Oskar: Junges Mädchen
Münzer, Adolf: Blumenstrauß
Rigi-Panorama gegen den Uri Rotstock
Rubens, Peter Paul: Niclas Rubens
Strützel, Otto: Märzmorgen

April

Fehr, Julo: Schiffe im Hafen von Lussingrande
Feuerbach, Anselm: Spaziergang
Janensch, Gerhard: Mutter und Kind
Illies, Arthur: Gethsemane
Kappstein, Carl: Ochsenwäsche
Muhrmann, Ludwig: Geflügelrupferin
Rieper, August: Duett
Wehrle, Paul J.: Landschaft bei Arosa
Wodassek, Fred: Blütenschnee

Mai.

Dill, Otto: Rennplatz
Pietzsch, Richard: Fronleichnamprozession in Tölz
Poelzig, Hans: Atlantis
Rupp, August: Wandervogels Lied
Schmutzler, Leopold: Margeriten
Siebert, Georg: Badendes Mädchen
Steinbach, Eduard: Sonnige Au
Tann, Hans vom: Piazetta S. Marco in Venedig
Triebsch, Franz: Geh. Konsistorialrat Prof. D. Dr. Reinhold Seeberg

Juni

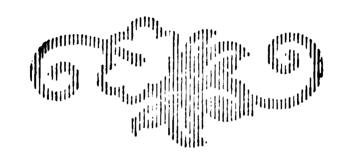
Berend, Charlotte: Das junge Böckchen
Claudius, Wilhelm: Sommerliche Landschaft
Gawell, Oskar: Aus Italien
Herrmann, Hans: Singel in Amsterdam
König, Leo von: Frau im Bett
Schmidt-Cassella, Otto: Berliner Sonntagsfreuden
Spethmann, Albert: Tölz
Steger, Milly: Jephtas Tochter
Vogel, Hugo: Geheimrat Rießer

Juli

Diller, Richard: Damenbildnis
Finck, Adele von: Bei der Lektüre
Köhler, Fritz: Blick auf die Lübecker Bucht
Kux, Erich: Ulmer Dom
Müller-Werlau, Peter Paul: Rheinische Kirmes
Preiß, Fritz: Knabenbildnis
Röhrs, Fritz: Sommertag
Schott, Walter: Gräfin Dedy Schaffgotsch
Schott, Walter: Junges Mädchen

August

Bató, Josef: Ernte
Beyrer, Eduard: Eva
Cerigioli, Alfred: Der Mäher
Corinth, Lovis: Mädchen am Waldbach
Gdanietz, Wilhelm: Rolandsburg
Gerhardt, Paul: Aus dem Leunawerk bei Merseburg
Neuschul, Ernst: Steinbruch
Pfau, Conrad: Der Brief
Schramm-Zittau, Rudolf: Spazierfahrt im Englischen Garten



Westermanns Monatshefte



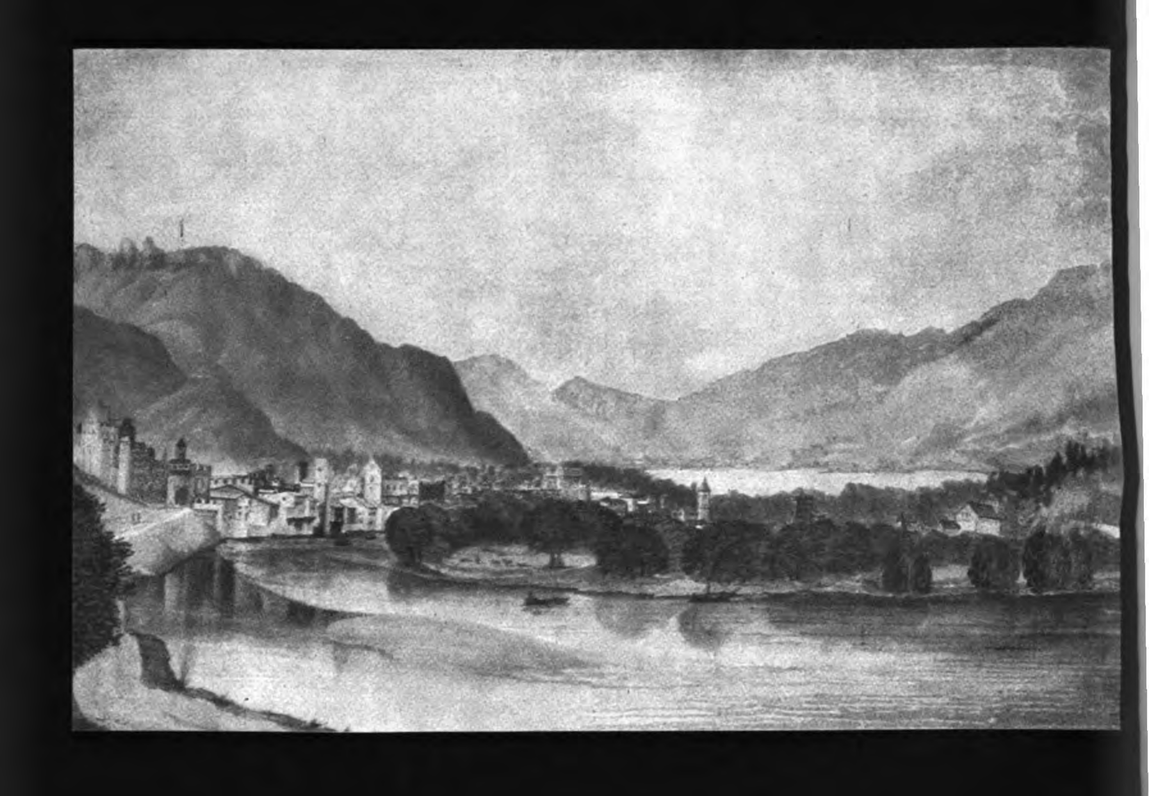
März 1927

71. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

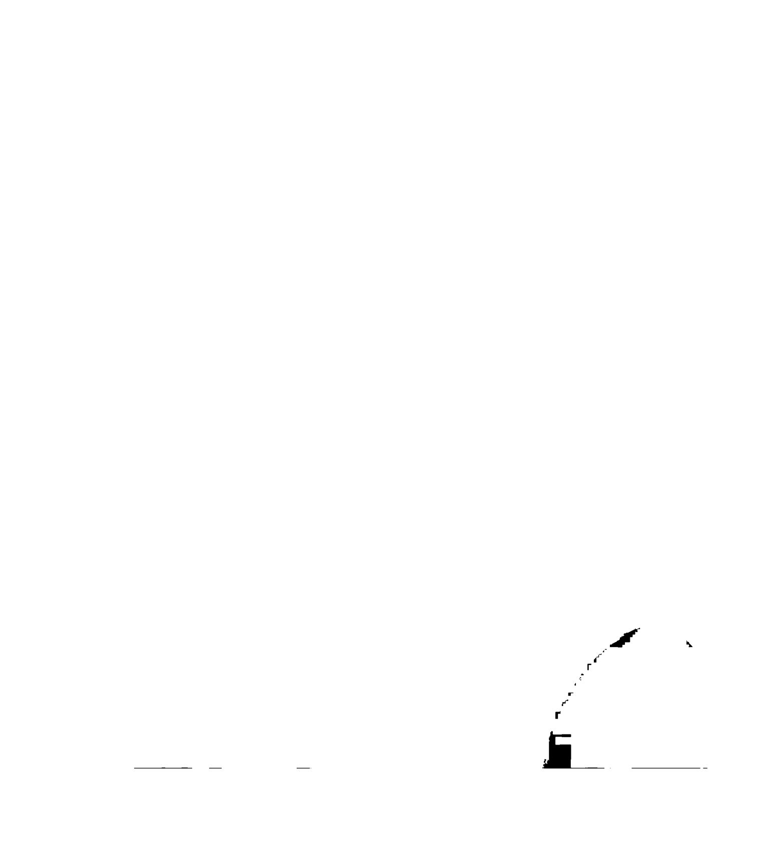
Verlag von Georg Westermann / Braunschweig / Berlin / Hamburg





Albrecht Dürer: Trient

Nach einem Albertina-Druck des Kunstverlages Anton Schroll & Ko. in Wien





Komm mit, Kamerad!

Roman von Rudolf Haas

III (Schluß)

Vier Wochen später — die Freunde hatten währenddem wieder einmal Bauernarbeit getan und bei der Heuernte mitgeholfen — herrschte auf dem Bahnhof der kleinen Stadt, wo die Gruppe des Ebers ihren Sitz hatte, ein recht eigenartiges Treiben. Jeder Fernzug brachte größere und kleinere Rotten junger Leute in blauen Fahrtenblusen, mit Zupfgeigen und dreieckigen Wimpeln an langen Speeren. Norddeutsche waren es, wohlgenährte Pommern und trockene Märker zwischen lustigen Österreichern und, alle überragend, die gelbhaarigen Riesen von der Wasserkante.

Sie kamen zu einer Grenzlandfahrt und hatten den Ort gewählt, um sich mit den Stammesgenossen an der heutigen Südgrenze vertraut zu machen, denen sie schon deshalb begeisterte Teilnahme entgegentrugen, weil diese knorrigen Kärntner sich vor einigen Jahren mit den Waffen in der Faust allen Siegern zum Trotz ein nahezu ungeteiltes Heimatland erzwungen hatten. Trupp um Trupp wurden sie, die Jungen von einem aus der Gruppe Eberhard, die Mädchen von einem der Herma-Dirndeln, zu den Quartieren geleitet, die in Schulhäusern und bei den Bauern der nahen Dörfer für sie vorbereitet waren.

Am späten Nachmittag aber versammelten sich alle vor der Stadt, auf einer großen Wiese, nach dem im voraus genau aufgestellten Plan, dessen Durchführung dem Eber mit seinen Getreuen vielerlei Arbeit gekostet hatte. Alles war vorbereitet und nichts vergessen. Sogar bei den Bäckern hatten sie vorsorgen müssen, daß während der drei Tage je ein Zentner Brot mehr gebacken werde, und die Reichswehr hatte den Jungen ein paar Feldküchen zur Verfügung gestellt. Und das war auch notwendig, denn es mochten etwa sechshundert junge Menschen sein, die nun den sonst so einsamen Wiesenplan mit brausendem Leben füllten. Es war ein lärmendes, lustiges Durcheinanderwimmeln. Gefährten von früheren Fahrten wurden begrüßt und neue Bekanntschaften geschlossen; die weißen, blauen, gelben, grünen Wimpel mit den Balkenkreuzen, Greifen, Runen wehten fröhlich in der Sommerluft; die Kleider der Mädchen, die Röcke vielfach aus streifiger handgewebter Beiderwand, die Blusen lose und licht, brachten noch mehr Farben in das bunte Gewühl; in blonden, braunen, schwarzen Haaren blitzten goldige Glanzfunken, denn niemand trug einen Hut, wohl aber hatte manches Maidlein einen Blumenkranz im krausen Gelock. Im Hintergrunde hantierte die Herma mit ihrer Schar bei den dampfenden Feldküchen. Speckbohnen brodelten dort in beträchtlicher Menge. Kinder standen zuschauend im Kreis.

Knappe Befehlsworte tönten, die Reihen fügten sich zum Zug, denn sie wollten rund durch die Stadt und wieder zur Wiese zurückmarschieren, um zu werben, zu grüßen und zu danken. Nun kamen auch Doktor Lorinser und Heimo Rainer, die zu Fuß gewandert waren und sich in ihrer Bleibe schnell vom Staub der Landstraße gereinigt hatten, langsam herangeschlendert. Donnernder Zuruf grüßte sie, ungestüm drängte das

Volk heran. Hunderte von Händen streckten sich ihnen entgegen. Die Führer hatten Mühe, wieder Ordnung in die Scharen zu bringen, aber es gelang ihnen doch überraschend schnell.

Doch da erscholl von rückwärts, aus den Mädchenreihen, ein hellheller Jubelruf, etwas Schlankes, Weißes wirbelte heran, drängte sich durch die Rotten, stand, das weiße Gesicht von weichen dunklen Locken umringelt, sprühendes Glück in den bernsteinbraunen Augen, vor Lorinser. »Erich! Grüß' dich Gott, herzlieber Erich!«

Da war auch in des Mannes herb-kühnem Gesicht nichts als strahlende Freude. Am liebsten hätte er das ranke Mädchen in seine Arme gerissen. Aber er faßte nur ihre beiden Hände und gab ihr den Gruß zurück: »Grüß' dich Gott, Elselein! Also bist du doch gekommen!«

»Nur für drei Tage und ganz heimlich, Erich! Mit ein paar Wienern ...«

Doch da tönte das Zeichen zum Abmarsch, und nun half alles nichts, sie mußten sich einordnen.

Und dann zogen sie daher, in Viererreihen, voran die Bannerträger mit den bunten Wimpeln an den langen Speeren, wohl vierzig an der Zahl; dahinter, meist zugleich auch Führer, etwa sechzig Klampfenspieler, erst die Mannen, dann die Maiden, und nach ihnen in gleicher Reihenfolge, in Schritt und Tritt, mit Hall und Schall alle die vielen, ein halbes Tausend junger Menschen, denen Kraft, Gesundheit und die heiße Freude am Leben und Erleben aus den Augen blitzte, im wilden Blute schäumte, in allen Muskeln zuckte.

Sie zogen die Straße entlang zum Marktplatz, die Klampfen gaben gar vollen Klang, und die geschulten Stimmen, stählern die einen, weich jubelnd die andern, vereinigten sich zum taktfesten Marschlied:

»Auf der Lüneburger Heide,
In dem wunderschönen Land,
Ging ich auf und ging ich unter,
Allerlei am Weg ich fand;
Valleri, vallera,
Und juchheirassa,
Bester Schatz, bester Schatz,
Denn du weißt es, weißt es ja!«

Von Kinderschwärmen begleitet, marschierten sie mit flatternden Bannern und wehenden Haaren stramm und forsch über das holprige Pflaster. Junge und alte Bürger und Bürgerinnen, die ihren Abendbummel machten, blieben stehen, Handwerker und Geschäftsleute traten vor die Ladentüren, die ewig rege Neugier der Kleinstädter war aufs höchste erregt, denn nur wenige wußten, was eigentlich los war.

»Wer sind denn die?« fragte Gevatter Schneider, und der gerechte Kammacher antwortete: »Du hörst es doch! Lüneburger sind's! Wo ist denn das nur geschwind, das Lüneburg?«

Doch da war das Lied zu Ende, eben als der Zug zum Marktplatz einbog, und schmetternd dröhnte der alte Landsknechtmarsch:

»Wir zogen in das Feld, wir zogen in das Feld,
Da hatten wir weder Säckel noch Geld,
Strampede mi,
A la mi präsente
Al vostra signori!«

»Mein Gott, nein!« sprach der Schneider. »Das sind ja Welsche! Italiener sind's! Ja, was wollen denn die bei uns?«

Weiter zog der fröhliche Schwarm, von immer mehr Mitläufern eingesäumt, und es waren auch Dienstmädchen mit Kinderwagen und Lehrbuben mit Handkarren darunter. Hunde schnüffelten, kläfften oder rauften. Aus den Fenstern lachten Gesichter, winkten Hände. Im Goldglanz der späten Sonne trugen sie ihre helle, freudige Jugend durch die altertümlichen Gassen, schwenkten herum, kamen nochmals zurück, und diesmal sangen sie:

»Mit der Fiedel auf dem Rucken,
Mit dem Kappel in der Hand
Ziehn wir Prager Musikanten
Durch das weite Christenland.
Unser Schutzpatron im Himmel
Heißt der heil'ge Nepomuk,
Steht mit seinem Sternenkränzel
Mitten auf der Prager Bruck!«

»Na also, da haben wir's jetzt!« rief der gerechte Kammacher erleichtert. »Böhmische Musikanten sind's! Das hätt' man sich gleich denken können!«

Aber da kam der allzeit geschäftige Buchhändler, ein blasser, schwarzhaariger Longinus, der drinnen in seinem Laden hastig alle möglichen Zeitschriften durchstöbert hatte, zur Tür herausgeschossen: »Meine Herren, wissen Sie, was die sind? — Bolschewiken! Extreme Kommunisten! ‚Junge Gemeinde' heißt ihr Blatt! Ganz gefährliche Umstürzler, jawohl!« Und sein erhobener Zeigefinger wackelte.

»Schmarren!« grollte der sozialistische Baß des Schankburschen vom »Lamm« dawider. »Schauen Sie sich die Fahnen an! Hakenkreuzler sind das! Hitler-Leute! — Ziagt's o!«

Doch sie zogen nicht ab, und damit auch eine sanftere Meinung zur Geltung komme, sagte fast zur selben Zeit eine gottergebene Matrone zu ihrer nicht weniger spitznasigen Freundin: »Sehn Sie die Kreuze auf den Fahnen? Das sind sicher Rompilger! Es freut einen wohl, wenn man sieht, daß die jungen Leut' noch einen Glauben haben. Morgen früh geben sie ein Kirchenkonzert, da müssen wir hingehn!« Und beide nickten mütterlich wohlwollend mit den Köpfen und winkten: »Brav, brav!«

So schwirrten die Ansichten durcheinander und waren recht verschieden. Die es anging, kümmerten sich nicht darum. Sie marschierten zur

Wiese zurück, wo unterdessen die Bohnen weich geworden waren, und stellten sich reihenweise bei den Feldküchen an. Da hatte Herma mit ihrem rührigen Fähnlein massenhaft zu tun. Die Gesichter der Mädchen glühten vom Feuer sowohl wie infolge des Eifers, mit dem sie ununterbrochen die Schöpfkellen handhabten, um die dargereichten Eßschalen zu füllen. Aber es ging alles ohne Gedränge wie am Schnürchen. Viele lagerten im Gras, andre standen mit den Blechgefäßen und Löffeln in den Händen gruppenweise beisammen, und jetzt nahmen auch die Bürger und Bürgerinnen die Gelegenheit wahr, ihre Neugier zu stillen. Sie mischten sich unter die jungen Leute, fragten nach woher, wohin und allem möglichen. Aber als sie erkannten, daß die Mehrzahl »Deutschländer« waren, wollten sie hauptsächlich wissen, wie es draußen ausschaue, was die Markwährung mache und ob es im Reiche auch so große wirtschaftliche Stockungen und solche Teuerung gebe. Doch nur selten fragte einmal ein Vater oder eine Mutter nach Ziel, Zweck und Grundgedanken der Fahrt und der bündischen Jugendbewegung überhaupt. Die meisten nahmen es hin und achteten es nicht höher denn die Reise einer Sängerschaft oder sonst eines Vereins. Indes, auch daran war nicht viel gelegen, denn von den heimischen Buben, den Mittel-, Fach- und Bürgerschülern, sahen doch gar manche mit Begeisterung und Verlangen und Neid auf die Wimpelträger, die Lautenschläger und alle die Wandergesellen, die vom Nordmeer herkamen und in frühen Jahren schon so viel von der Schönheit deutscher Lande kennenlernen durften.

Heimo und die Führer besprachen mit dem Eber den Plan für die nächsten zwei Tage, aber Lorinser war diesmal recht zerstreut. Er sehnte sich nach einer Aussprache mit seiner Braut, die er so lange nicht gesehen hatte. Das fanden sie begreiflich und gaben ihm Urlaub, zumal da er zugesagt hatte, ihnen morgen die Hauptrede zu halten.

Die Sonne war hinterm Horizont hinabgeglitten, der Mond, der sich bereits erfüllt hatte, kam erst spät herauf, und so herrschte Dunkelheit, als die beiden Menschenkinder, vom Schwarme sich lösend, die Einsamkeit suchen gingen.

Die letzten Häuser waren bald erreicht, die Lichter der Stadt blieben zurück, die Landstraße zog sich als ein matt schimmernder Streifen an einer Böschung längs dem Flusse dahin, dessen Wellen, fast unsichtbar, kaum ein schwarzer Glanz, mit leisem Plätschern eilig dahinwanderten. Dann schoben sich die Wälder näher heran, und es war still. Nur der Viertelstundenschlag der Turmuhren, das Bellen eines aufgeregten Hofhundes oder fernher ein Lokomotivenpfiff. Sonst nichts.

Sie gingen Hand in Hand.

»Und nur drei Tage kannst du bleiben?«

»Ja, lieber Erich. Die Eltern wollten's überhaupt nicht erlauben, weil doch die Tschechen so hinter uns her sind. Alle unsre Jugendvereinigungen haben sie aufgelöst, und wie wir unsern Gruppen andre Namen gegeben haben, sind sie zwar gestattet, aber jeder Zusammenschluß mit deutschen Bünden ist verboten worden. Sie überwachen uns ständig, spitzeln und schnüffeln. Die Brandenburger wollten uns jetzt im Vorüberfahren besuchen: man hat ihnen die Einreise nicht erlaubt. Darauf haben wir mit ihnen in Bayern zusammentreffen wollen: da haben uns die Tschechen nicht über die Grenze gelassen. Ja, wir sind recht arm daran. — Und meine Eltern möchten gern, ich soll Lehrerin werden, an einer staatlichen Musikschule oder so. Darum haben sie Angst, daß ich mir's verderben könnte, und wollten mich durchaus nicht fortlassen. Aber ich hab's nicht ausgehalten, ich mußte und mußte dich sehen! Und so hab' ich ein bissel geschwindelt und hab' mich von einer Freundin in Wien einladen lassen. Und von dort bin ich durch und her zu dir. Aber ich muß eben rasch wieder zurück und heim. Und was liegt auch viel daran, ob kürzer oder länger, wenn ich nur überhaupt wieder einmal bei dir sein kann.« Sie legte ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund. »Und nicht wahr, Erich,« fuhr sie fort, »wenn die Tagung vorüber ist, dann gehen wir wieder einmal miteinander in die Berge! Ich freu' mich schon so darauf, und deswegen hab' ich ja auch den dritten Tag zugegeben, ich fahr' nachher mit dem Nachtschnellzug zurück.«

»Alles, was du willst, Elselein!« antwortete er. »Die Freude, die du mir mit dir ganz unverhofft gebracht hast, kann ich dir überhaupt nicht vergelten. Aber etwas kann ich dir doch zum Dank erzählen. Ich hab's dir erst sagen wollen, bis alles abgeschlossen ist, doch nun sollst du's gleich erfahren.«

Die Straße hatte einen sanften Hügel erklommen. Etwas seitwärts von ihr, auf dem höchsten Punkt, stand eine kleine Kapelle, von zwei Linden beschirmt. Schwarz hob sich die laubige Masse der reglosen Wipfel vom stahlblauen Himmel ab. Ein Kiesweg leitete dorthin. Sie schritten ihn hinan, und als sie oben waren, sahen sie, daß zwischen den beiden Stämmen eine Holzbank aufgestellt war, und von ihr hatte man eine zauberhafte Schau über das nächtlich dunkle, von noch dunkleren Höhen umrahmte Becken.

Sie setzten sich und blickten eine geraume Weile stumm in die traumhaft schöne Landschaft.

Sie saßen dicht nebeneinander. Ihre weichen Locken streiften seine Wange, ihre Hand lag in der seinen. Lange schwiegen sie. Endlich aber riß sich Lorinser aus der schwelgerischen Versunkenheit. »Du!« sagte er strahlend. »Ist es

nicht, als hätten sie ihre schönste Festbeleuchtung angezündet, dir zu Ehren, weil du nun doch gekommen bist?«

Auch von ihrem Antlitz schien ein feines Strahlen auszugehen. »Aber jetzt erzähl' endlich, Erich! Du hast mich neugierig gemacht, und nun redest du nichts! Und von deiner großen Fahrt sollst du mir dann auch noch berichten! Du, das wird eine lange Sitzung werden! So tummel' dich doch! Heraus mit der Neuigkeit!« Sie rüttelte ihn an den Schultern.

»Dulde, gedulde dich fein ...« summte er.

Da rief sie in hellem Jubel: »Aber ein Weilchen? O nein, du! Da drinnen ist schon jetzt alles voll Sonne!«

»Dann wollen wir sie noch heller machen,« erwiderte er. »Hör' zu: Das ist nun wirklich meine letzte große Fahrt gewesen. Zum neuen Jahr zieh' ich die Wanderschuhe aus und werde seßhaft. In München, bei einem Verlag, der sich ernsthaft unsrer Bewegung annehmen will, als Lektor und Schriftleiter einer Zeitung für junge Menschen. Die Sache ist gut fundiert, und ich glaube, es wird sich was draus machen lassen. Ein Wirkungskreis also, wie ich ihn mir schöner nicht wünschen kann. Und die Erfahrungen von zehn Vagantenjahren werden da auch zu verwerten sein. Ich hab' den Vorvertrag schon unterschrieben. Und im nächsten Sommer kommst du dann für immer zu mir. Glaubst du, daß es gehen wird?«

»Du bist ein Heimtücker!« antwortete sie. »Weißt so schöne Sachen und schreibst mir kein Wort davon! Ob's gehen wird? Wie gesetzt das klingt! Na ja, wenn man einen Kontrakt unterzeichnet hat, gehört sich's wohl so!« Sie lachten beide. »Aber du, es ginge auch, wenn du nur unabhängiger Schriftsteller wärst, denn ich hab' doch ebenfalls mein Handwerkszeug: Musik- und Gesangsstunden, manchmal ein Geigenkonzert oder zusammen mit dir ein Lautenliederabend könnten auch was einbringen! Oh, es wird fein werden! Und ich freu' mich schon darauf und freu' mich jetzt doppelt, daß ich hergefahren bin!«

Da war nichts als Kameradschaft und Lebenszuversicht.

Am nächsten Tag, nach der Frühmesse, war die säulengetragene Halle der Pfarrkirche mit Andächtigen und Neugierigen dicht gefüllt. Auf das Chor aber hatten die jungen Leute ihre besten Sänger, Sängerinnen und Spielleute entsendet, um der Bevölkerung durch ein Morgenkonzert für die Gastfreundschaft zu danken.

Die Sonne schmeichelte sich durch die Spitzbogenfenster und ließ die Glasmalereien klar und kräftig erglühen, rubinrot, saphirblau, smaragdgrün, honiggelb, und da sich viele lichte Farben darunter befanden, war das in Weiß gehaltene Kirchenschiff gar hell und freundlich durchleuchtet, so daß es mit seinem goldgerippten Deckengewölbe einen stimmungsvollen Rahmen abgab, nicht nur für die prunkvollen Altäre mit den künstlerisch belebten Holzbildwerken, für die Kanzel aus glänzendweißem Marmor und die sattbraunen Chorgestühle, sondern vor allem für die blühende Jugend, die zu beiden Seiten der Orgel, links die Mädchen, rechts die Jünglinge, Kopf an Kopf sich drängte, mit blanken Augen und sonnverbrannten Wangen.

Und eine Geige spielte zu den Gesängen, so voll, so süß, so tief beruhigend und beglückend, daß alle Leiber sich reckten, alle Köpfe sich wandten und auf das schwarzlockige Mädchen blickten, das oben auf dem Chor, das weiße Antlitz vom Widerschein der farbigen Glasfenster angeglüht, ganz Hingabe, Andacht und Verklärung, den Bogen führte: Lorinsers Else.

Und wieder eine Weile später begann eine Bratsche zu tönen, und ein glockenreiner Sopran tröstete die Seelen:

»Gib dich zufrieden und sei stille
In dem Gotte deines Lebens.
In ihm ruht aller Freuden Fülle,
Ohn' ihn mühst du dich vergebens.
Er ist dein Quell und deine Sonne,
Scheint täglich neu zu deiner Wonne.
Gib dich zufrieden ...«

Da standen viele in den Bänken und hatten die Hände gefaltet und ließen die staunenden, leuchtenden Augen nicht von dem lieben, schlichten Menschenkind, das durch seine reine Künstlerschaft die Herzen emporhob und die Weihestunde echten Gottesdienstes bescherte.

Starker Eindrücke voll, wanderten die Bürger heim, in sich gekehrt oder besinnlich ihre Meinungen austauschend. Herrgott, man wußte ja gar nicht, wieviel Großes und Herrliches das eigne Volk geschaffen hatte! Und im Triebwerk ihrer gewohnten Verrichtungen sprachen sie noch öfters von dem Geigenspiel des schwarzlockigen Mädchens und von der wundersüßen Stimme.

Gib dich zufrieden ...! In vielen Herzen klang es nach.

Um elf Uhr hielt Doktor Erich Lorinser die Weiherede.

Auf der Wiese war aus Balken und Brettern eine Tribüne errichtet und mit Reisig bekränzt; doch der Eber war damit nicht zufrieden gewesen, er hatte noch eigens mit ein paar Kumpanen eine Fülle schöner Alpenblumen von den Bergen heruntergeholt, die das dunkle Grün mit ihren Farben reizvoll belebten. Aber noch farbenreicher war das Bild, das sich dem Doktor entrollte, als er nun oben stand und die Völker überschaute. Streng geordnet waren sie im Halbkreis vor ihm aufgestellt, der Rednerbühne gerade gegenüber die Bannerträger mit den Spee-

ten, deren Wimpel im Sommerwinde leise wehten. Hinter ihnen auf der einen Seite die Mädchen, auf der andern die größere Schar der Jungen, und alle die braungetönten Gesichter waren ihm zugewandt, und alle die blanken Augen blickten in freudiger Erwartung zu ihm empor. Und hohe, formenschöne Berge ringsumher, und Sonne darüber und des Himmels azurne Unendlichkeit. Da überkam ihn, an diesem begnadeten Tage, in dieser gewaltigen Umgebung, im Anblick dieser zu Rotten geschlossenen Jugendkraft und Anmut überkam ihn das Gefühl der wunderbaren, aber auch verantwortungsvollen Schönheit seiner Sendung und durchflammte ihn heiß. Reglos standen sie da, schweigend — wie die Reihen aufgebrochener Ackerfurchen, der Saat gewärtig.

In seiner Stimme bebte die Erregung nach, als er die einleitenden Worte sprach. Aber rasch gewann er seine Sicherheit zurück.

»Große Lücken«, führte er aus, »hat der Krieg in unsre Reihen gerissen, viele unsrer besten Führer sind auf der Walstatt geblieben. Und diese alten erprobten Kämpfer und Richtunggeber fehlten uns nachher gerade in einer Zeit, die alles umstürzte und alle für unverletzlich gehaltenen Idole zerschmetterte. Damals schien auch das Ende des alten Wandervogels gekommen. Und während allerenden, in dem plötzlich entfachten hemmungslosen Freiheitsrummel, ungezählte neue Jugendbünde aller Richtungen und Parteien entstanden, zerfiel und zersplitterte der alte Bund immer mehr. Sein früheres Ziel war, wie so viel andres, in dem Chaos untergegangen, jenes Ziel, das vor der Wende des Jahrhunderts die Jugend um Karl Fischer zusammengeschmiedet hatte unter dem Feldruf, das naturentwöhnte, auf Schulbänken verkrüppelnde, lebensfremde Dasein wieder mit dem großen Rhythmus der Schöpfung in Einklang zu bringen.

Das neue Ziel aber war hinter den aufgewirbelten ungeheuren Staubwolken des Zusammenbruches noch nicht zu sehen. Und die Gründer, alt geworden, wollten oder konnten nicht helfen, und von den jüngeren Führern schliefen die besten auf den Schlachtfeldern Rußlands, Frankreichs und Italiens den letzten Schlaf.

Doch dies war es auch, was uns geblieben und was uns langsam wieder aufrichtete: das Andenken an unsre Führer, an ihr Vorbild, ihre Worte und Taten. Geblieben war ferner der alte, in jahrzehntelanger Zucht und Treue erworbene Wandervogelgeist und das Gefühl der Verantwortung für die Gemeinschaft und gegenüber dem Volke. Und dieses Verantwortlichkeitsgefühl wiederum hat uns abgehalten, obwohl wir als älteste Jugendvereinigung dazu berufen gewesen wären, die Führung der neuen Jugendbünde zu übernehmen. Vorerst mußten wir uns über die neuen Ziele klar sein. Es war nicht leicht, und es währte Jahre, ehe wir uns zu dieser Klarheit durchgerungen hatten.

Jetzt aber haben wir unser neues Ziel erkannt, und wir haben auch wieder gelassene Führerkraft genug, um im Wirbel der hochgehenden Wogen unverrückbar Richtung zu halten. Und nun wird auch die Einigung kommen.

Unser Ziel aber ist: alle unsre Kräfte gerüstet bereit halten für die Wiedergeburt des deutschen Menschen, nach dem wir mit ganzer Seele ringen, und für die große Lebendigkeit einer unbedingten Volksgemeinschaft, der die Zukunft gehören muß und die Erfüllung der Zukunft. Wir sind nicht bürgerlich und nicht proletarisch, sondern einfach deutsch!

Haben wir früher — und wir lassen auch heute nicht davon ab! — unser Leben in Einklang gebracht mit dem großen Rhythmus der Natur, so wollen wir es jetzt auch in Einklang bringen mit dem tiefsten Sehnen und den höchsten Idealen, mit allen Leitsternen der deutschen Seele!

‚Unser Weg führt über das Ich und Du zum Wir, zum Bund, zum Volk. Kämpfer wollen wir sein und nicht müde werden.' So hat das einmal unser Ernst Buske ausgedrückt.

Wir wollen unserm Volke eine echte, wahre, unbedingte Volksgemeinschaft vorleben! Ernst, bedürfnislos, in freiwilliger Unterordnung unter den erwählten Führer, der nicht von Gottes Gnaden, sondern Freund unter Freunden ist. Frei von Zugeständnissen oder Mittelwegen, ganz und unbedingt müssen wir das tun. Wir müssen erkennen, daß das Gestern wirklich tot ist. Daß es wertlos ist, sich an abgelebte, vorletzte Ideale zu klammern. Daß es keinen Sinn hat, irgendeinen Fahnenfetzen des alten Götzenglaubens, irgendeinen Backenzahn oder Knochen endgültig toter Ab- und Abergötter als Reliquie in das neue Leben hinüberzuretten.

Nicht Reform, das heißt Ausbesserung des eingestürzten Hauses kann uns helfen. Solches bleibt immer Stück- und Flickwerk. Notwendig ist ein Neubau von Grund aus. Daß wir dazu die Riesenquadern der tausendjährigen deutschen Kultur als Grundpfeiler mit verwenden müssen, ist selbstverständlich.

Dies also ist unser Ziel. Wir sind nicht so überheblich, zu behaupten, daß wir deswegen die Hoffnung der deutschen Zukunft sind. Aber zum mindesten sind wir eine Hoffnung!

Und nach diesen Leitgedanken wollen und müssen wir uns einordnen in den lebendigen Rhythmus, den starken Lebensstrom unsers Volkes. Und wenn wir das tun, uneigennützig, in harter Zucht, einfachen Sitten ergeben, in Reinheit und Schlichtheit, mit frommem Eifer und lauterer Begeisterung, innerlich durchdrungen von all den mächtigen, läuternden und erhebenden Eindrücken,

die in den schönen Stunden unsers Wanderns und Zusammenlebens in uns wachgerufen und verankert wurden — wenn wir in solchem Sinne uns und dem alten Wandervogelgeist die Treue halten, dann, Brüder und Schwestern, muß früher oder später die Stunde kommen, und wir hämmern mit diesen unsern heiligen Fäusten das Tor der deutschen Zukunft auf!«

Schnellen Schrittes verließ er die Rednerbühne. Im selben Augenblick aber reckten sich tausend Arme mit geballten Fäusten hoch, als pochten sie an ein unsichtbares Tor, und aus allen Kehlen brach, in eins zusammendröhnend, ein dreimaliges Heil. Wie das Donnern einer ungeheuren, alles mitreißenden Meereswoge rollte es über die Stadt.

»Ja, was haben denn die Lotter? Sie tun ja wie die Indianer!« sagte der gerechte Kammacher zum Gevatter Schneider. Der allzeit geschäftige Buchhändler aber meinte: »Bolschewiken, meine Herren! Extreme Kommunisten! Gefährlich! Höchst gefährlich!« Und sein langer Zeigefinger wackelte.

Nachmittags waren Führersitzungen und Gruppenberatungen, und die nichts dabei zu tun hatten, hatten sich die Kinder eingeladen und spielten ihnen mit Handpuppen die unverwüstlichen Kasperlstücke vor, die Franz Pocci einst für das Münchner Dulttheater schrieb.

Für die Größeren gab es dagegen Märchen und Schnurren, Volkslieder und Reigentänze, Ball- und Bewegungsspiele. Die Musik und die Neugier lockten aber auch viele erwachsene Leute an, und alle freuten sich des heiteren Treibens und wurden aufgeräumt, so daß sich dieser Sonntagnachmittag zu einem förmlichen Volksfest auswuchs, wobei der Beweis erbracht wurde, daß auch ohne die üblichen Schnaps- und Bierbuden herzhafte Fröhlichkeit sich entfalten konnte.

Daran schloß sich abends im Theatersaal eine Aufführung für Erwachsene, und da brachten sie ein Fastnachtspiel von Hans Sachs und einzeln oder im Chor die schönsten deutschen Lieder; das Elselein mußte geigen und nachher auch mit Lorinser im Wechselgesang zu zwei Klampfen singen, Trauriges und Lustiges, und die Ballade vom Schipmann und die Schnurre vom Topf, der ein Loch hat, mußten sie wiederholen.

Um Mitternacht aber schliefen sie alle auf ihren verschiedenen Stroh- und Heulagern den traumlosen, festen Schlaf gesunder Jugend.

Der nächste Tag brachte wieder Beratungen, und manch kluges, eindringliches Wort wurde zwischen den Führern gewechselt. »Hütet euch,« mahnte Heimo Rainer, »diese Grenzlandfahrt etwa als einen Erfolg für das Deutschtum oder ähnliches zu euren Gunsten zu buchen. Das wäre unziemliche und gefährliche Überschätzung. Mit Singen und Spielen werden wir die andrängende slawische Flut nicht aufhalten. Der Zweck solcher Fahrten kann nur der sein, daß wir die Stammesbrüder, die auf vorgeschobensten Posten in stets bereiter Verteidigungsstellung leben müssen, in ihrer Art und schweren Aufgabe verstehen lernen, und daß auch wir ihnen Verständnis für unser Wollen vermitteln. Vorarbeit also, mehr nicht!«

Die Bürger aber redeten an diesem Tage viel von dem weißgesichtigen Mädchen mit dem dunklen Lockenhaupt, das sich in ihre Herzen gegeigt und gesungen hatte. Einer erzählte es dem andern, und jetzt bedauerten viele, die Vorstellung versäumt oder keinen Platz gefunden zu haben. Schließlich entsandten die deutschen Vereine eine Abordnung mit der Bitte, man möchte doch die Aufführung abends wiederholen.

Das geschah denn auch, und diesmal wurden sie wie liebe Bekannte mit Herzlichkeit begrüßt, und in den Pausen setzte so jubelnder Beifall ein, daß sie sich immer wieder zu Zugaben verstehen mußten.

Vom Elselein aber wurde in der Stadt noch lange gesprochen.

Am Morgen nachher zerstreute sich der Schwarm. Einige begaben sich zum Landheim am See, andre wanderten nach Südtirol, viele gingen unter der Führung des Ebers in die Tauern, und ihnen wollten sich Lorinser und Heimo tags darauf zugesellen. Denn der heutige Tag gehörte dem Elselein. Heimo hatte sich fernhalten wollen; doch damit war sie nicht einverstanden gewesen: Erichs vertrautester Freund war auch der ihre.

Mit dem ersten Frühzug, noch vor fünf Uhr, fuhren sie eine kurze Strecke hinaus. Der Mittagskogel in den Karawanken, der seine breite Felsenstirn in der blauen Flut des Faaker Sees spiegelt, war ihr Ziel. Ungemein reizvoll lag dieser einsam träumende azurfarbene See mit seiner kleinen grünen Insel zwischen den stillen Wäldern und Bergen, und Else meinte: »Wenn wir zurückkommen, müssen wir hier baden!«

Im licht durchsonnten Wald ging es fröhlich hinan. Schon nach drei Stunden war die grüne Ruhe der Matten erreicht und wenig später eine verfallene Hütte, neben der eine kalte Quelle sprudelte. Von dort leitete der Kammweg, stellenweise aus dem Fels herausgesprengt, zum Gipfelblock, der von rückwärts über steiles Geröll erstiegen wurde. Vorläufig aber wollten sie beim plaudernden Wasser ein wenig rasten und ins Tal hinabsehen, das bereits weithin aufgeschlossen heraufgrüßte.

Die zerstörte Alpenvereinshütte stand auf einem Sattel, über den heute, wie über den Gipfel selbst, die Grenze sich hinzog. Und es währte auch nicht lange, da tauchten zwei fer-

bische Grenzwächter auf, mit Gewehren und Brownings ausgerüstet und höchst kriegerisch anzusehen. Da jedoch seit kurzem durch wechselseitige Vereinbarung das Begehen der Grenzgebirge gestattet worden war, hatten sie keinen Anlaß zu einer Amtshandlung und begnügten sich damit, in der Nähe Posten zu fassen, wobei sie, die braunen Gesichter in finstere Falten gelegt, fortwährend mit argwöhnisch vigilierenden Augen zu den Eindringlingen hinüberspähten.

»Huh!« sagte Else. »Gehen wir lieber! Wie die uns beobachten! Das ist auf die Dauer ungemütlich.« Also füllten sie ihre Feldflaschen mit Wasser und stiegen zwischen Krummholz und Blöcken zum Grat, und da sie einmal im Zuge waren, gleich auch zum Gipfel empor.

Dort standen sie lange in schweigender Andacht. Der Tag war von einer Klarheit, wie sie der Sommer selten beschert, und so dehnte sich unter des Himmels tiefblauer Wölbung eine unermeßlich weite und herrliche Landschaft leuchtend im silbernen Licht. Gewaltig war die Wildheit der Nähe im Süden, wo die Scharlachwand und des Triglavs Riesenbau mit Eisrinnen und kleinen Gletschern aufsteilten; daran schlossen sich gegen Westen, ebenbürtig an Trotz und Wucht, alle die andern Felsenhäupter der Julischen Alpen, je ferner, desto sanfter abklingend, und ganz weit rückwärts, wie Klippen vor den Küsten der Unendlichkeit, nadelfeine, schlanke Spitzen: die Dolomiten. Ihnen gegenüber, ganz fern, ganz sanft, ein flimmerndes Turmdach: der Glockner, und näher heranstreichend, die weiße Ruhe der schneeigen Tauernberge. Nördlich aber, tief unten, wie eine Reliefkarte hingebreitet, das ebene Tal der Drau mit Dörfern, Schlössern, Städten, und — ein Becken flüssigen Silbers, der Wörther See mit Booten und Segelschiffen, weißen Villen und rotbedachten Landhäusern.

Sie sprachen nicht. Sie schauten still in die schöne, schöne Welt.

Eine Viertelstunde verging. Ganz scheitelrecht zu ihren Füßen träumte in der Tiefe der blaue Faaker See.

»Man kriegt Lust, kopfüber hineinzuspringen,« sagte Else, und damit war der Bann zerbrochen.

»Ei jawohl! Anderthalbtausend Meter durch diese feine reine Luft! Schon das wäre eine Wonne!« lachte Lorinser.

Unten standen klein und dunkel die Wächter.

»Hie Freund, hie Feind,« sprach Heimo Rainer. »Und es ist hier wie dort die gleiche schöne Erde, und die gleiche liebe Sonne scheint über allem. Aber so unerbittlich wie die Triglavwand ist auch der Haß, mit dem sie uns ummauern. Und drüben, auf dem Triglavgipfel, gischtet wiederum der Haß der Südslawen gegen die Italiener. Es ist so sinnlos ...«

Die braunen Augen Elses blickten versonnen. »Haß?« sagte sie mit sachtem, wie verwundertem Kopfschütteln. »Haß? — Ich glaube nicht, daß ich wirklich hassen könnte ... Ich konnte Kriemhilde nie verstehen, sie war mir immer furchtbar in ihrem Racheburst ohne Erbarmen ...«

»Und wenn dir der Gatte getötet würde?« fragte Lorinser.

»Dann folgte ich ihm,« antwortete sie leise, mit schlichter Selbstverständlichkeit.

Heimo lenkte ab. »Die Milde ziemt dem Weibe, und die tausendjährige christliche Weltanschauung hat da sicher bedeutend mitgewirkt. Ob's besser ist?« Er hob die Schultern. »Aber lassen wir das Persönliche! Das andre ist Rassenhaß. Und wenn ich mich auf Herz und Nieren prüfe, muß ich sagen: den kenne ich auch nicht. — Nicht einmal gegen die Tschechen, deren Faust wir daheim stündlich spüren müssen. Höchstens daß, wenn der Druck unerträglich wird, der furor teutonicus aufflammt und dreinschlägt. Aber Haß? Unversöhnlicher Haß? Nein! — Wir sind zu einem friedlichen Nebeneinander noch immer bereit, trotz allem und allem! Und so wie ich denken Millionen. Wir haben wirklich den Friedenswillen! — Macht das nun die tiefere Kultur, die Innerlichkeit, das deutsche Gemüt, die süddeutsche Weichheit? Oder ist die stete Bevormundung in allen hohen Staatsfragen, Reichsgeschäften, öffentlichen Angelegenheiten daran schuld, die Furcht vor Verantwortung, die Vorliebe für Kleinstaaterei? Ich bin mir nicht klar darüber ...«

»Du vergißt die Freude am Schlagwort und an der Ruhe, die Unlust zum selbständigen Denken, das Gemächliche, Lässige, Schlafmützige, die Ehrfurcht vor der Tradition, der Erbweisheit und Erbdummheit!« lachte Lorinser.

Doch Heimo Rainer blieb ernst. »Alles, was wir von hier aus sehen können, war einmal e i n Reich. Und jetzt laufen die Grenzen hin und her und mittendurch. Die Staatenkarte ist gründlich verändert. Die andern Völker sind frei. Und doch, wie viel deutsche Kultur- und Siedlungsarbeit steckt in allen diesen Gebieten! — Dankt uns wer dafür? — Sie hassen uns ... Und wir lernen nichts daraus, wir gehen im alten Trott ... Schön ist das Land, unendlich schön! Ach ja, man liebt's und hat auch Ursach', es zu lieben! — Fort! Weg! Verloren! — Und es ist ja eigentlich gut, daß die fremden Teile abgetrennt sind. Nur was deutsch ist, hätte man uns lassen sollen! Und hassen sollten sie uns nicht! — Warum lachen sie nicht lieber über uns?«

Eine Weile grübelte er noch in sich hinein, dann lachte er selber. Aber es war ein hartes Lachen. »Ja, lieber Erich, was du vorgestern gesagt hast vom Backenzahn und Fahnenfetzen, ist leider nur allzu wahr. Nur ein winziges Stück des deutschen Vaterlandes überschaust du hier und siehst trotzdem die klaffenden Wunden, die unvernarbten Schwerthiebe kreuz und quer. Ein

paar hundert Meilen von hier — wer denkt noch daran? Und wer denkt hier noch an die fast ein Dutzend Isonzo-Schlachten, die dort drüben Hunderttausende vernichtet haben? Man hat besseres Brot und besseres Bier — was geschehen ist, ist vorbei, als wäre es nie gewesen. Und schon fängt man wieder an, wie früher, den Kindern die Geschichtchen von Püppchen und Pilzchen und Osterhäschen zu erfinden, mit den immer gleichen verzärtelnden Verkleinerungen und poetischen Empfindsamkeiten. Und die Dichter zerfasern für die Großen schon wieder, ganz wie früher, die seelischen Kompliziertheiten und den Eros der Geschlechter nach allen erlesenen Regeln soignierter Zivilisation. Und wenn ein fremder Außenminister zu Besuch kommt, dann werden Tischreden gehalten, ganz wie früher, und unsre wackeren Republikaner, von ihrer Bedeutung überzeugt, fühlen, daß sie es genau so gut treffen wie weiland Majestät. Und alle Tageszeitungen rufen, je nach ihrer Einstellung, hosianna, hurra, heil oder hoch dazu. Und in den Blättern für die Hausfrau fragt, wie vor fünfzig Jahren, die fürsorgliche Hausmutter: Wozu kann man den übriggebliebenen Zuckersaft von eingemachten Quitten noch verwenden? Und die einzige Neuheit in den Wünschen und Beschwerden aus dem Publikum ist vielleicht die, daß man heute lesen kann: Die erwerbenden Frauen gehören in die Küche zurück, und die Doppelversorgung muß aufhören. — Ach — häng' sie — an dem tiefsten Haken auf!«

»Es ist dir nicht ernst damit,« beschwichtigte Doktor Lorinser. »Liebtest du dein Volk nicht, dich machte der Schmerz nicht so bitter.«

»Na ja!« knurrte Heimo. »Wenn es auch so ganz und gar nicht vorwärtsgehen will!«

»Wir maschieren!« antwortete der Freund.

»Weißt du, Erich,« sagte Else, »und wenn wir zwei verheiratet sind, werden wir auch doppelt versorgt sein. Aber ich kann doch nicht um Gottes willen die Quitten mit dem Fiedelbogen umrühren.« Und nun lachten alle drei.

Der Tag war aber auch zu wunderschön. »In zwölf Stunden heißt es wieder einmal scheiden, dann haben wir Zeit genug zum Ernstsein. Freuen wir uns, solange wir noch beisammen sind!« sagte Else.

Mit Glimpf und Scherz, mit Liedern und Lachen waren sie des Sommers froh. Und als sie sich, im Abstieg, an den Wächtern vorübersangen, da wurden auch die Mienen der beiden Slawen hell, und sie schenkten der Kumpanei etwas wie ein Lächeln. Aber als sie hierauf Lorinser in ihrer Muttersprache anredete und ihnen sagte, daß er ihr Heimatland bis Nisch durchwandert habe, da zeigten sie mit breitem Lachen ihre Zähne und rühmten zum Gegendank die Schönheit des Nachbarlandes zu ihren Füßen. Und dann baten sie, das Fräulein möge noch einmal singen, und lauschten der quellenklaren Stimme mit andächtigen Gesichtern. Sie schieden im besten Einvernehmen.

»Vom Menschen zum Menschen wäre die Völkerversöhnung leicht,« meinte Lorinser. »Nein, nein, Elselein, ich sage schon nichts mehr! Aber es singen auch nicht alle so wie du!«

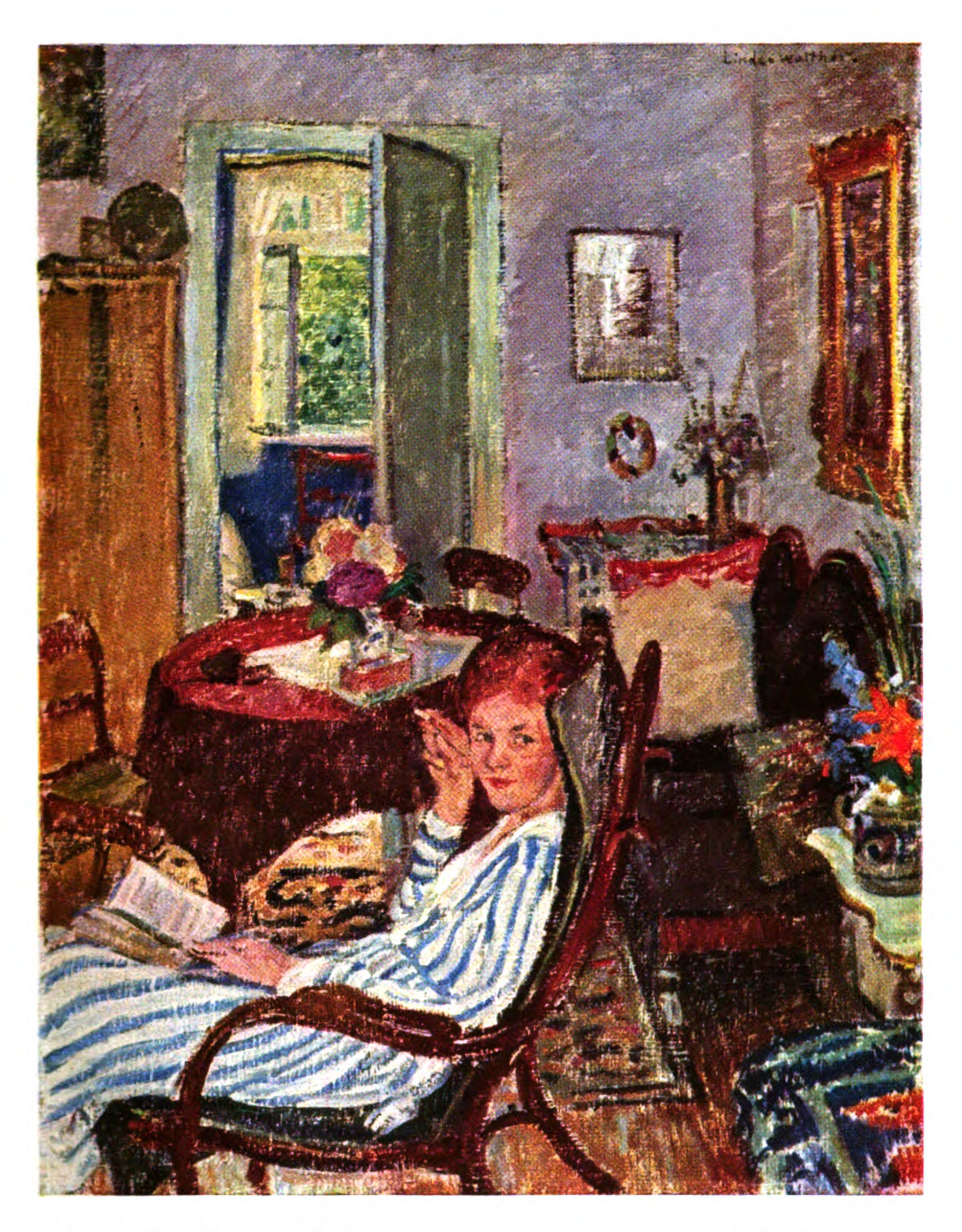
Sie sang nicht nur, sie tollte den steilen Pfad hinab und hinein in den harzwarmen Wald. »Vorwärts! Herrgott, laufen wir, daß wir zum Baden kommen!« Ihr lichtes Kleid schimmerte bald da, bald dort zwischen den Stämmen, sie sprang in schlanken Fesseln wie ein Reh. Trapp, trapp! Trapp, trapp! Im Sturm ging's zu Tal.

Ein Nachen brachte sie zur Insel, wo neben der Gastwirtschaft eine Badeanstalt betrieben wurde. Bald schwammen sie im laulichen See, der in makelloser Reinheit die Karawanken mit dem wuchtig aufgebauten Mittagskogel widerspiegelte, von dessen Gipfel sie vor kaum drei Stunden ins Land hinausgesehen hatten. Ein Gipfel hoch über ihnen in der klaren Luft, ein Gipfel tief unter ihnen im durchsichtigen See. Auf dem Rücken liegend, trieben sie in der glanzstillen Flut, gewiegt von Blau und Gold.

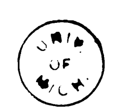
Eine Stunde vor Mitternacht standen die Freunde auf dem Bahnsteig und winkten dem ausfahrenden Zuge nach, der Else nordwärts führte. Sie lehnte am offenen Wagenfenster. Weich schmiegten sich die dunklen Locken um das weiße Antlitz, darin jetzt noch die Kraft der Höhensonne zu glühen schien. Ein wehmütiges Lächeln geisterte um den liederfrohen Mund. Sie winkte mit der kleinen Hand: Leb' wohl!

Zwei Tage darauf waren Lorinser und Rainer bereits wieder mit dem Eber beisammen, inmitten einer Schar von etwa hundertzwanzig Jungen, die teils in eignen Zelten, teils in den Heustadeln eines Bergdorfes Quartier gefunden hatten und von hier aus in Trupps zu höchstens zehn Mann nach allen Seiten ausschwärmten, auf die Almen und die näheren und ferneren Gipfel, die in reichster Mannigfaltigkeit, vom sanft geschwungenen grünen Blumenberg bis zur firngepanzerten Felsenwarte, über dem Hochtal aufragten. Eber und Herbert führten die schwierigeren Touren, die weniger Erfahrenen fanden ihre Freude an gemütlichen Bummelfahrten; romantische Schluchten mit Wasserfällen und gewaltigen Erosionsschlünden gab es, und auch, gar nicht weit, einen winzigen See, der, obgleich erheblich kalt, den abgehärteten Jungen Gelegenheit bot, nach einem raschen gruseligen Bad die Körper von der Sonne rösten zu lassen.

Und die Sonne sengte mit hochsommerlicher Glut. Tag um Tag ging sie mit weißem Gleißen über den wolkenlos ausgespannten Himmel; der kühlende Höhenwind schien zu schlafen, und wenn sich ein Lufthauch regte, so war er warm wie Backofendunst. Knöchelhoher Staub bedeckte die



Heinrich Eduard Linde-Walther: Blick ins Zimmer



Straße, die Erde war ausgedörrt, der Waldboden trocken wie Zunder. In schweren gelben Tropfen quoll das Harz aus den dürstenden Stämmen.

Und da geschah es eines Tags, daß oben an dem Steilhang, wo die Holzfäller arbeiteten, in den reglosen Massen der Fichten und Tannen ein lichter Rauch aufstieg, dichter und dunkler wurde, in immer neuen Ballungen zwischen den Baumkronen emporwirbelte, als eine lautlos bewegte dichte Wolke über den Wipfeln hing, aus denen auch alsbald etwas Fahles, Flirrendes züngelte und zuckte.

Und jetzt kam auch schon — es war später Nachmittag — einer der Holzfäller den Almweg herunter, in atemlosem Lauf von Hof zu Hof: »Helft! Helft! Der Wald brennt!« und rannte weiter, ganz ins Tal hinaus, um die Nachbargemeinden um Hilfe zu bitten.

Sein Ruf wäre nicht notwendig gewesen, denn die Bergbauern hatten gleich beim Aufflattern der ersten Rauchfahnen mit krausen Stirnen zur Lehne hinaufgeblickt und die Gefahr erkannt, die bei der großen Dürre den Forstbeständen drohte. Sie hatten auch aus freien Stücken ihre Feldarbeit im Stich gelassen und sich mit Werkzeugen und Mundvorrat beim Vorsteher Einetter eingefunden, einem hochgewachsenen Fünfziger, der wenig Worte machen konnte, aber gerade durch seine Schweigsamkeit, seine Ruhe und entschlossene Kraft ihr Vertrauen erworben hatte. Er redete auch jetzt nicht viel, er sagte nur: »Wir werden's schon schaffen!« Und seine Gelassenheit machte auch die Besorgten und Aufgeregten zuversichtlicher. »In Gottes Namen, gehn wir also!«

Doch da gab es noch einen Aufenthalt. Im Sturmschritt kamen sie heran, alle die hundertzwanzig Jungen, ganz Eifer und drängende Hilfsbereitschaft. »Wir wollen mit!« sprach Lorinser. »Sagen Sie uns, was wir mitnehmen und wo wir's herkriegen sollen!«

»Äxte, Schaufeln, Krampen, Spaten müssen wir haben!« rief Eberhard, der als Bauernsproß mehr Erfahrung besaß.

Aus seinen grauen Augen blickte Einetter mit freundlichem Ernst über die frische Schar. »Ist brav!« sagte er. »Jeder Arm hat da seinen Wert. Aber allein dürft ihr nichts unternehmen! Folgen müßt ihr, mir und dem da und dem!« Er zeigte ihnen die Männer, die außer ihm bestimmt waren, die Arbeiten zu leiten. »Geh, Hies!« wandte er sich an einen jüngeren Bauer. »Bleib zurück und tu die Burschen beraten! Die Bäuerinnen sollen ihnen Werkzeug geben, alles, was sich auftreiben läßt! Also kommt bald nach! Und noch einmal: Oben heißt's folgen!«

Nun, Zucht und Unterordnung lag ihnen im Blut. Was an Beilen und sonstigen tauglichen Geräten in den Höfen noch zur Verfügung war, luden sie sich auf und eilten, so rasch sie konnten, den Männern nach. Der Hies ließ sie rennen. Die Spitzhacke geschultert, ging er in gleichmäßigen, zügigen Schritten hinterher; er wußte, daß es auf Minuten nicht mehr ankam. Jene aber trieb die Ungeduld und die wagemutige Freude, sich mit allen Kräften dem Hilfswerk hinzugeben.

Je höher sie emporkamen, desto merkbarer wurde der beizende Rauch. Ein heißes Wehen kam von oben, und eine große Unruhe war im Walde. Marder, Iltisse, Wiesel sprangen astauf, astab oder über den Boden hin, Rehe flüchteten vorbei, Füchse liefen wie vor Hunden, Dachse trabten, Auerhähne polterten durch die Äste, Bussarde miauten hoch in den Lüften, wankenden Fluges strichen Eulen lautlos dahin, und alle die großen und kleinen Schwingenträger lärmten und kreischten aufgeregt durcheinander, ahnten die Gefahr und wollten doch ihre Nester mit den halbflüggen Jungen nicht verlassen, kehrten immer wieder zurück, und oben, wo die Flammen zwischen den Wipfeln emporleckten, sanken viele treue Eltern, sich überschlagend und wirbelnd, in die Glut. Hier stand ein Rehkitz und blökte nach seiner Mutter, die vielleicht im Feuer umgekommen war, dort zuckte ein Falke mit versengten Schwingen hilflos am Wege. Den jungen Leuten ward weh ums Herz ob all dem Elend der leidenden Kreatur, doch da half nichts: sie mußten vorwärts.

Und je näher sie dem Brandherd kamen, desto größer wurde das Getöse der verängsteten Tiere, desto mehr Spuren von Vernichtung und Tod zeigten sich. Und als sie die Stelle erreichten, wo ein Teil der Männer bereits die Arbeit begonnen hatte, schlug ihnen eine mächtige Hitzwelle entgegen, und sie standen einen Augenblick bezwungen von der ungeheuren Gewalt der entfesselten Urkraft.

Nicht hundert Schritt vor ihnen, den ganzen Steilhang hinauf wimmelte und wühlte es unter weißlichen Rauchschwaden über den Boden hin, wimmelte und wühlte und ballte und knäulte sich wie feurige Schlangenleiber, hier zu Klumpen verkrampft, zu Knoten verschlungen, dort träg nach allen Seiten sich streckend oder blitzschnell wie nach Beute aufzüngelnd, an Bäumen emporkletternd, sich mit jähem Stoß hineinschnellend in das Flammenchaos, das unwirklich, nur ein gelblicher Schein, ein Gewoge wehender Schleier, hoch über dem Bodenrauch zwischen den Ästen und Wipfeln flaggte. Flaggte und sauste und fauchte und aufheulte, wenn hier die Nadeln puffend zersprangen, dort harziges Gezweig knatternd aufloderte, mit gellem Schrei ein Baumriese barst.

Spuk- und Dunstgebilden glichen die vom starken Sonnenlicht ihrer Farben beraubten Flammen, aber der Lärm, der Gluthauch, das Klagen der Tiere war nervenaufpeitschende Wirklichkeit. Schräg vor Lorinser, dicht am Stamm einer

Tanne, steckten zwei halbnackte Ringeltauben, von ihren Eltern treulos verlassen, ihre Hälse aus dem liederlich geflochtenen Nest und piepten schrill unter der Qual der Hitze. Und Herbert streichelte ein Eichhörnchen, das mit verbrannten Gliedmaßen und trüben Augen heranhumpelte. Doch andre Tat war jetzt vonnöten.

Boden- und Wipfelfeuer herrschte im unabsehbaren Raum. Da hieß es nun, dem Weiterkriechen der Flammen durch Aufrollen der Walddecke und Aufwerfen eines Erdwalles zu wehren und die vordringlich überspringenden durch Ausschlagen mit grünen Zweigen oder durch Bewerfen mit Erde zu ersticken. Es mußte aber auch längs des Almweges, die Lehne hinan, ein Waldstreifen mit der Fällungsrichtung gegen das Feuer niedergelegt werden, um die Ausbreitung des Wipfelbrandes einzudämmen. Das war härteste Arbeit, doch mit wild-freudigem Ungestüm machten sich die Jungen ans Werk. Da war keiner, der sich nicht willig fügte oder der nicht ehrlich seine ganze Kraft einsetzte. Ohne Rock und Hemd, mit nacktem Oberkörper, drangen sie so nahe, wie die Hitze es zuließ, an den Brandherd heran, gruben, harkten und rodeten, peitschten die anzüngelnden Schlangen mit den Wipfeln junger Buchen, scherten sich nicht um Rauch und Ruß, Funken und Brandwunden. Schwarz wie Köhler wurden sie, und weiße Streifen auf den Gesichtern und Schultern verrieten den niederrinnenden Schweiß.

Andre wieder halfen beim Fällen der Bäume. Eberhard wütete mit der Axt wie ein grober Keiler, Heimo und Lorinser zogen einträchtig die Blattsäge durch einen starken Fichtenstamm, allenthalben hallte Beilschlag, splitterte Holz, krachten Bäume dumpf zu Boden. Immer mehr Bauern fanden sich ein; vom Haupttal herauf, von den Almen herab und aus dem hintersten Graben kamen sie zu schweigendem Helferdienst, das Forstpersonal der angrenzenden Herrschaftswälder stellte sich ein, und neben blutjungen Knaben und Männern, die noch die Spuren der Heumahd in den Bärten trugen, mühten sich zähmuskelige Greise in ungebrochener Kraft.

Die Sonne ging unter, Dunkelheit schattete nieder, doch sie brauchten kein Licht. Schaurig schön leuchtete ihnen der Brand. Den Hang hinauf war jetzt der Boden nichts als ein einziges sich ringelndes und kräuselndes, von bläulichen Flämmchen überzüngeltes blutrotes Glutenmeer, und darüber, zwischen wallendem Rauch, ragten die Feuermaste der Stämme, brausten die Flammensegel der Wipfel, wie vom Sturm geschwellt, in goldgelber Lohe. In funkelnden Schwärmen wirbelten Myriaden Funken zum nächtlichen Himmel.

Überall war chaotische Unrast, nirgendwo ein Ruhepunkt für das geblendete Auge. Brennende Zweige sanken nieder, von den krausen Goldborten glimmender Nadeln umsäumt; verkohlte Stämme brachen nieder, Glutfontänen spritzten auf. Und Fauchen und Prasseln und Knattern und Heulen und Brüllen. Klanglos verhallten die Jammerschreie der geflüchteten Tiere, die Zurufe der Leute, die Weisungen gaben oder vor stürzenden Stämmen warnten. Und nahe diesem übergewaltigen Tohuwabohu von Lärm und Glut regten sich die verrußten Gestalten der Männer und halbnackten Jünglinge gleich Teufeln, die das Höllenfeuer schürten.

Darüber war die dunkle Ruhe der Unendlichkeit.

Sie arbeiteten die ganze Nacht. Auch Frauen waren heraufgekommen, halfen mit, schleppten in Tragfässern und Kannen von den nächsten Quellen Wasser heran, um die Durstenden zu laben, und manchmal mußten sie auch einem der tollkühnen Jungen die Wunde verbinden, die ein fallender Ast geschlagen, eine ungebärdige Flamme gebrannt hatte.

Sie gönnten sich nicht Ruh' noch Rast. Helfen! Helfen! Eindämmen! Die Urkraft bändigen! Nur dieser eine heiße, wilde, tapfere Drang war in ihnen. Manchmal freilich kam es vor, daß einer, zu Tode erschöpft, wo er just stand, sich längelang auf den Boden hinwarf und ein paar Stunden wie erschlagen schlief, um, erwacht, sogleich wieder zum Werkzeug zu greifen. Oder es schlang einer, halbverhungert, im Stehen einige Bissen hinunter, überhastig, um nur ja so wenig Zeit wie möglich zu versäumen.

Der stählerne Wille des Vorstehers Einetter war über allen. Er leitete das Ganze, und nicht einen Augenblick verlor er die Fäden aus der Faust. Rastlos schritt er die lange Arbeitsstrecke auf und ab, die Lehne hinunter entlang des Weges, wo sie die Schneise schlugen, und unten quer hinüber, wo sie dem Vordringen des Bodenfeuers wehrten, und wieder zurück und hinauf, überall ratend, befehlend und Hand anlegend. Und er war es auch, der für eine regelrechte Ablösung in wechselnden Schichten sowie für die geordnete Verpflegung sorgte.

So ging es fort, die ganze Nacht hindurch und den folgenden Tag, bis endlich gegen den Abend hin der schweigsame Mann mit einem tiefen Aufatmen sagte: »Ich glaub', wir brauchen die Reichswehr nicht zu rufen.«

Freilich wütete der Brand noch gewaltig, aber das Wipfelfeuer griff nicht weiter, da der breite Durchhau sich bewährte, und wo sich eine vorwitzige Flamme am Boden ausbreiten wollte, dort sprangen die unermüdlichen Jungen mit ihren grünen Zweigen herbei und löschten sie aus und harkten Erde darüber. Und als die Nacht herannahte, da war aus dem Flammenmeer eine kohlschwarze, von roter Glut durchsetzte, von bläulichem Rauch überwallte wirre, wüste Trümmerinsel geworden. Der Vorsteher sprach: »Gott sei Dank, und ich dank' euch, Männer! Jetzt ist es

so weit, daß nur noch eine Brandwache notwendig ist.«

Da waren auch schon die drei Führer Lorinser, Heimo und Eberhard neben ihm. »Wenn Sie uns das anvertrauen wollen, wir tun's von Herzen gern.«

Wieder sah der bärtige Mann mit einem freundlichen Blick über die Schar der jungen Leute, die rundum standen, mit versengten Haaren, schwarz wie die Neger und mit ebenso weißglänzenden Augen und Zähnen. Aber sein hartes Gesicht blieb unbewegt, nur in der Stimme schwang ein weicherer Ton: »Wenn ihr das tun wollt, das wär' wohl allerbravstes Christenwerk, denn bei der Feldarbeit haben wir schon viel versäumt und könnten morgen frühzeitig manches nachholen. Aber wie sollen wir euch das vergelten?«

Nun grinste der fraßgewaltige Eber: »Ein paar Speckseiten, wenn uns die Bauern heraufschicken, und wenn wir runterkommen, eine Wagenladung Krapfen, das wär' halt auch ein braves Christenwerk, Herr Vorsteher!«

Nun lächelte der ernste Mann. »Das sollt ihr bekommen, und Gott soll's euch segnen!«

»Vergelt's Gott! Und beim Ernten werden wir nachher auch noch ein bissel helfen,« donnerte der Eber, doch dann fiel er mit den andern mächtig ein in das Lied, das Lorinser anstimmte:

»Kreuz und Elende, das nimmt ein Ende
Nach Meeresbrausen und Windessausen
Leuchtet der Sonne gewünschtes Gesicht!«

Manche Bäuerin hatte feuchte Augen. »Brave Leut'! Wohl brave Buben!« sagten sie im Heimgehen.

Nach zwei Tagen beseitigten ausgiebige Gewitterregen auch die letzte Gefahr.

Um ein unvergleichliches Erlebnis bereichert und mit Schnabelweide wohlversehen, zerstreuten sich die Jungen eine Woche später nach allen Richtungen ihrer deutschen Heimat. Lorinser und Heimo stiegen mit dem Eber zusammen in die Gefilde des ewigen Eises, standen auf dem Gipfel des Glockners, schauten von der Firnkuppe des Großvenedigers unermeßlich weit ins Land. Und da war es Rainer, der in den ersten Tagen seine sonst so draufgängerische Tatenlust vermissen ließ. Er mochte sich beim Löschwerk übernommen haben, spürte ein Stechen in der Brust, hustete wohl auch, zwang sich jedoch mit hartnäckigster Zähigkeit durch alle Mühsale der Gletscherwelt. Und wenn Lorinser in heimlicher Sorge, z. B. in Innergschlöß, nur wie nebenbei hinwarf: »Was meinst du, Heimo? Sollen wir es für heute genug sein lassen?«, dann antwortete dieser schroff: »Unsinn! Wir gehen zur Prager Hütte, wie's ausgemacht ist!« Aber es fiel ihm bisweilen nicht leicht. Doch als sie sich dann südwärts wandten, um im Gebiet der Lienzer Dolomiten noch ein wenig zu klettern, schien er wieder ganz der alte.

Der Eber merkte nichts davon. In unbedingter Verläßlichkeit, ebenso sicher im Eis wie im Fels, führte er das Fahrtenprogramm durch, stets mit Vergnügen zu einer Futterpause bereit, aber auch ebenso gut imstande, viele Stunden lang zu hungern, wenn die Länge der Tour oder die Ungunst des Wetters eine Rast nicht gestattete.

Nach vierzehn Tagen war seine Zeit abgelaufen, und er mußte heim. Heimo und Lorinser verrichteten wieder einmal Bauernarbeit, bis die Felder abgeerntet waren.

Oktober war herangekommen, und nun neigte sich Doktor Lorinsers letzte große Fahrt ihrem Ende zu. Die Zeit der Rüstung und Vorbereitung war vorbei, im Jänner rief ihn eine schöne Aufgabe nach München. Er sah ihr mit Zuversicht entgegen. Er hatte sich rührig überall umgetan, die scheinbar so zwecklosen Wanderjahre waren in Wirklichkeit eine harte Schule der Selbstzucht und Entsagung gewesen, sie hatten seinen Gesichtskreis erweitert, seinen Charakter gefestigt, hatten ihm neue Kenntnisse und Einblicke in die Zusammenhänge vermittelt, er kannte alle Stämme und Gaue seines Vaterlandes, er kannte aber auch die Nachbarvölker, nicht nur so wie ein Vergnügungsreisender, dem sich in den allerorten mehr oder weniger gleich geleiteten Gasthöfen, in den Kaufläden, Markthallen und Unterhaltungsstätten nur die Äußerlichkeiten offenbaren. Er hatte mit den Menschen gearbeitet und gesungen, aus der gleichen Schüssel gegessen und sich an ihrem Herdfeuer gewärmt, hatte in tätiger Gemeinschaft mit ihnen ihr Wesen, ihre Eigenart, ihr Innenleben kennengelernt und war bei allem Stolz auf sein Deutschtum duldsam, bescheiden und weltklug geworden in dem Wissen, daß überall, trotz Verhetzung, Intoleranz und Herrschsucht einiger weniger, die Quellen der großen Weltenmutter gleichmäßig rein fließen. Hundert mal hundert Samenkörner waren in seine empfängliche Seele gefallen und versprachen vielfältige Ernte. Nach einem Wirken im Vollen und Reichen für Volk und Heimat zitterte seine blanke, starke Kraft.

Auch Heimo Rainer dachte an die Heimreise, zuvor aber wollte er noch die Kathrein kennenlernen, den Hubert Pirker und Peter Koren, von dem er sich kein klares Bild machen konnte. So wanderten sie denn wieder gegen Osten, und eines Abends erreichten sie, nur noch einen halben Tagmarsch von ihrem Ziel entfernt, einen Marktflecken, dessen Höfe und Scheunen ein auf einem kleinen Hügel erbautes Schloß überhöhte. Lorinser hatte hier in der ersten Nacht, nachdem er vom Bachbauernhof fortgewandert war, bei einem Bäcker freundliche Aufnahme gefunden und wurde von dem kurzbeinigen Mann und sei-

ner beleibten Gesponsin auch jetzt herzlich begrüßt. »Das ist aber schön, daß Sie uns noch einmal aufsuchen,« sagte sie. »Und ein paar Liedeln werden Sie uns wieder singen, gelt? — Jetzt, da schau' her, der Sultl kennt Sie auch noch! Bist wohl ein gescheiter Hund, ja, ja! — Alsdann, grüß' Gott! Nur gleich da herein in die Stube und abrasten! — Es ist halt nicht aufgeräumt, und die Kinder machen so viel Unordnung.«

Mit der Unordnung war es nicht so arg. Bauklötzchen, bunte Lappen und ein paar roh gezimmerte Holzpuppen lagen auf dem Fußboden verstreut, zwei Mädchen von zwei und vier Jahren spielten damit, stürmten jedoch sogleich gegen Lorinser an, mit lustigem Gekreisch seine Beine umklammernd. Dem Heimo Rainer trauten sie anfangs nicht recht und versteckten sich vor ihm hinter ihren Freund, aber der fröhliche Jurist verstand es rasch, ihre Neigung zu gewinnen. Bald saßen sie rechts und links auf seinen Schenkeln und schmatzten mit schokoladebraunen Lippen. »Tut mir den Herrn nicht tribulieren! Gebt Ruh' und seid nicht lästig!« rief die Meisterin; doch die Kinder blieben hocken, und die Mutter hatte die Ermahnung nicht allzu ernst gemeint.

»Heut sind Sie gerade zurecht gekommen,« sagte sie, während sie einen Laib Brot brachte. »Frisch gebacken und noch warm!«

Solch leckere Atzung war ihnen freilich schon lange nicht beschert gewesen. Die glänzende Rinde krachte, und eines ganzen heißen Sommers Kraft und Segen war im Ruch und Wohlgeschmack der lockeren Krume eingeschlossen. Aber noch eine andre Sonderheit gab es als ein erfreuliches Zeichen, daß der Arbeitskreis des Jahres zur Fruchtreife sich rundete. Der Meister selbst brachte ihn herein, den kühlen, mit Wasserperlen beschlagenen Tonkrug, und darinnen war ein frisch gepreßter, noch unvergorener Apfelsaft, goldgelb und von säuerlich prickelnder Süße. Sein würziger Obstduft erfüllte das Zimmer, und die Kinder spitzten die Mäulchen.

Die Hände vor dem beschürzten Bauch verschränkt, sah der gastfreundliche Meister zufrieden zu, wie den köstlichen Gaben seines Hauses jegliche Ehre angetan wurde. Er war ein rühriger Mann, dem sein Unternehmen zu stets sich mehrendem Wohlstand verhalf, da er sein Gebäck mit einem einspännigen Wagen in die Nachbarorte und das körnige Landbrot bis in die Stadt führte, wo es ob seiner Güte immer größeren Absatz fand. Wenn seine Gesponsin die Musik liebte, so wußte er, den seine Gesellenzeit nach Deutschland und in die Schweiz geführt hatte, ein besinnliches Gespräch über Zeitfragen und Ewigkeitsgedanken zu schätzen. Da sein Tagewerk schon getan und bis zum Abendessen immerhin noch eine Stunde Zeit war, konnte er sich nach Herzenslust seiner Neigung überantworten, wobei nur die Kinder etwas hinderlich waren. Aber just als sie der Vater in die Küche abschaffen wollte, nahm sie Heimo ganz auf sich, so daß alle auf ihre Rechnung kamen, namentlich der Hauswirt, der sich von Lorinser die Grundzüge und Gesetze der Radioübertragung erläutern ließ.

Und als nach dem Nachtmahl das erste Lied gesungen war und die weißbestaubten Bäckerburschen noch den Kehrreim nachsummten: »Lauf, Müller, lauf, wie die Katz' nach der Maus, potz Himmeldonnerwetter, Müller, lauf, lauf, lauf und tu dein Schlappmaul auf!«, da sagte die Meisterin: »Gelt, Mann, das sind zwei umgängliche Herren, nicht so wie der Herr Koren, der unsereins überhaupt nicht anschaut. Und wie er aufs Schloß gekommen ist, hätt' man nach seinem Anzug glauben können, er ist auch einer wie unsre Gäste ...«

Lorinser horchte hoch auf. »Koren? Peter Koren? — Ja, ist denn der hier?«

»Freilich!« nickte der Meister. »Schon seit Juli. Unser Abgeordneter Pirker hat ihm die Hauslehrerstelle im Schloß verschafft. Aber mir scheint, er wird bald einen besseren Posten antreten.« Er lächelte vielsagend und verschmitzt.

»Was meinen Sie damit?« fragte Erich immer erstaunter. »Das müssen Sie mir ganz genau erzählen! Ich kenn' ihn nämlich gut, er war mir beinahe etwas wie ein Freund ...«

Der Hausvater schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht recht glauben, denn Sie sind doch wohl aus ganz anderm Holz. — Und erzählen? Es gibt gar nicht viel zu erzählen. Wie die Mutter schon gesagt hat: er ist im Juli mit dem Rucksack, g'rad wie Sie, angerückt, aber schon nach sechs Wochen hat er einen feinen Stadtanzug getragen und steife Kragen und seidene Schlipse, und wenn unsereins guten Tag wünscht, dann tippt er nur an die Hutkrempe und nickt vornehm von oben herab, als wär' er bereits der neue Schloßherr.« Wieder jenes spöttische Lächeln.

»Mir scheint, Erich, das war ein Rettungsversuch an einem untauglichen Objekt,« meinte Heimo.

Lorinser begriff noch immer nicht. »Wenn er eine gute Anstellung gefunden hat, ist ihm das nur zu gönnen. Aber was soll das mit dem Schloßherrn und so?«

»Nun,« erwiderte der Meister, »Frau Ria Vallant ist doch wohl seit einem Jahr Witwe.«

»Eine lebenslustige Witwe,« ergänzte die Gattin, und die Gesellen grinsten.

Eine ganze Weile vergaß Lorinser den Mund zu schließen. »Ja, ums Himmels willen!« stammelte er dann. »Hauslehrer! Da müssen doch größere Kinder da sein!«

»Wohl, wohl,« bestätigte die Meisterin. »Drei Buben! Fünfzehn Jahr' ist der älteste ...«

»Und Koren ist sechsundzwanzig!«

»Ja, Doktorle,« sprach der Meister, und das rosige Bäckergesicht glänzte in gutmütiger Schalkhaftigkeit. »Die gnädige Frau Ria wird wohl so um ein Dutzend Jahre älter sein. Aber sonst ist sie gesund und recht gut erhalten. Ich glaub', sie haben sich sogar bereits verlobt, unsereins bekommt das von den vornehmen Herrschaften freilich nicht auf die Nase gebunden.«

Erich schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Das ist doch ganz unmöglich!«

»Ha nu, warum? Wenn Feuer und Stroh zusammenkommt, brennt's,« sagte ein wenig boshaft die Hausfrau, und der Gatte lachte: »Doktorle, es kommt alles auf die Gewohnheit an, hat der Teufel gesagt, wie er in ein altes Weibele gefahren ist.«

Da kramte auch Heimo Rainer ein paar Lebenswahrheiten aus seinem Sprichwörterschatz: »Wer im Rohr sitzt, kann leicht Pfeifen schneiden; wer's Glück hat, führt die Braut heim; eine gute Heirat bringt alles wieder ein; und ums Geld bekommt man Schusterzwecken in den Hosenboden geschlagen.«

»Hör' auf!« schrie Erich mit rotem Kopf. »Ich glaub's nicht und glaub's nicht!«

»Du kannst es getrost glauben,« versetzte Heimo mit trockenem Humor. »Es sind unumstößliche Erfahrungssätze aus dem praktischen Leben, vom Volke selbst in eine bündige Form gebracht und ein nicht unwichtiges Mittel zur Erkenntnis seiner Eigenart ...«

Doch der Freund war noch zu erregt, um einen Vortrag über das Wesen volkstümlicher Spruchweisheit anzuhören. »Häng' dich an den Sternen auf!« rief er dem Spötter zu. »Ich glaub's und glaub's nicht, bevor ich es nicht von ihm selber höre!«

»Nun, das wird ja morgen wohl der Fall sein, lieber Erich,« entgegnete Rainer unerschüttert. »So lange mußt du mir mit dem Aufhängen Zeit lassen. Und nun reg' dich vorläufig wieder ab und sing mit!«

Aber nicht Lorinser, sondern die Bäckergesellen fielen ein in das Lied, das ihnen wohlbekannt war:

»'s ist nichts mit den alten Weibern,
Bin froh, daß ich keine hab',
Lieber frei' ich ein junges Mädel,
Da ich Freud' daran hab' ...

»Du hättest mitsingen sollen, Erich, es wäre eine Probe für morgen gewesen!« sprach der unverbesserliche Heimo.

Lorinser hatte sein Gleichgewicht wiedergefunden. »Wir werden ja sehen, und was geht's mich eigentlich weiter an? Schließlich und endlich ist er mündig und kann tun, was er mag.«

Trotz seiner Mündigkeit zeigte Peter Koren etwas von dem Gebaren eines bei einem ungehörigen Streich erwischten Schulknaben, als er am nächsten Vormittag so unerwarteten Besuch erhielt.

Die Nagelschuhe der beiden Freunde waren für den getäfelten Fußboden kaum sehr geeignet, und ihre schlichte Wanderkluft stimmte auch nicht recht zu der Einrichtung des Empfangsraumes, wo ihnen der Diener zu warten bedeutet hatte. Aber sie fühlten sich in ihrer Tracht und Haut sehr wohl.

Das Schloß war ein massiger Bau mit dicken Mauern, gewölbten Hallen, saalartigen Zimmern und vergoldeten Stuckzieraten. Butzenscheiben gab es, tiefe Fensternischen, Söller, Erker, geschliffene Wandspiegel, Seidenteppiche und prunkvolle Möbel aus Eichen- oder Nußbaumholz. Es war ein schöner, vortrefflich erhaltener Besitz, der einst einem Adelsgeschlecht gehört hatte und im Laufe der Zeit nach dem Kriege von Herrn Vallant, einem durch Spekulationen reich gewordenen Börsenritter, erworben worden war.

Es währte lange, bis Peter Koren erschien. Und als er eintrat, da war er, wie es sich für solche Umwelt ziemte, wirklich tadellos gekleidet. Er trug einen dunkelgrauen Anzug aus englischem Stoff, das glänzendbraune Haar war modisch gescheitelt, das Bärtchen auf der Oberlippe sorgsam gestutzt, der Stehkragen von erhabener Weiße.

Er reichte Lorinser die Hand und sprach von der großen Freude, die es ihm bereite, den Freund wiederzusehen, aber seine Augen leuchteten dabei nicht heller, blickten auch nicht dem Doktor ins Gesicht, sondern eher scheu an ihm vorbei, und sein befangenes und verlegenes Gehaben ließ erkennen, daß ihm der unerwartete Besuch nicht gerade erwünscht war. Vor Heimo Rainer verbeugte er sich mit frostiger Korrektheit, jeder Zoll der kommende Schloßherr.

»Es geht dir also gut?« sagte Lorinser kühl.

»Ich kann nicht klagen,« erwiderte Koren, nervös die Hände umeinander reibend. »Aber es ist sehr schade, daß ich am Vormittag so wenig Zeit habe. Drei Zöglinge, ein festgelegter Stundenplan — du wirst begreifen ... Wenn es dir paßt, könnten wir jedoch nachmittags zusammen einen Spaziergang machen. Es wäre wirklich hübsch! Um vier könnte ich dich abholen ...« Es war ersichtlich, daß er sie los sein wollte.

»Das ist nicht möglich, wir wandern gleich weiter,« antwortete Lorinser noch kälter und wollte sich verabschieden. Aber zuvor geschah doch noch, was Koren offenbar hatte verhindern wollen. Die Tür ging auf, und herein rauschte eine nicht unschöne stattliche Frau von sehr selbstbewußtem Wesen und unbestimmbarem Alter, doch war sie zweifellos über die Zeit der ersten Blüte lange hinaus und bemüht, die Fältchen der erschlaffenden Haut durch Puder und sonstige Schönheitsmittel zu verdecken. Sie war fast so

groß und erheblich üppiger als Koren, der neben ihr geradezu jünglinghaft wirkte. Starke Parfüme, grelle Farben und auffallender Schmuck schienen ihr besonders zuzusagen.

»Darf ich bitten, lieber Peter!« sagte sie etwas spitz. Da stellte der liebe Peter die Freunde vor.

»Nun,« sprach sie mit hoheitsvoller Miene und hatte bereits gemustert und abgeschätzt. »Die Herren sind auch so Wanderburschen, ja, ja. Aber es ist mir immer angenehm, deine einstigen Freunde kennenzulernen, lieber Peter! Ich kann mir dann ein besseres Bild deines Lebens machen und beurteilen, ob auch mir der weitere Verkehr erwünscht ist. — Oder sind die Herren vielleicht sonst irgendwie in Verlegenheit?«

»Ich habe im Leben Ihres zukünftigen Gatten lediglich die Rolle eines Passanten gespielt und will auch jetzt — nur so vorübergehen ...« versetzte Lorinser, wandte sich mit einem Ruck und ging ohne Gruß und ohne daß Koren Miene machte, ihn zurückzuhalten.

»Und mir Unbekanntem kann weder der weitere noch der engere Verkehr erwünscht sein,« sprach Heimo Rainer mit einer tiefen Verbeugung und folgte dem Freunde.

»Donnerwetter, Erich!« sagte er, als sie den efeuumwucherten Schloßhof durchschritten hatten. »Da hat dich deine Menschenkenntnis einmal gründlich im Stich gelassen. Der Kerl ist ja ein Schubbejack durch und durch, bereit, dich zu verleugnen und sich zu verkaufen! Na ja, er hat ja auch lieber gestohlen, als sich von seinem Gehrock getrennt! Pfui Teufel!«

Lorinser schwieg.

»Nun?« fragte der Bäckermeister.

»Sie hat ihn fest!« erwiderte Heimo. »Schloßherr wird er wohl werden, ob aber auch ihr Herr?«

»Oh, die Hosen hat die Frau Vallant an!« lachte die muntere Meisterin.

»Dann wird ihr Wille sein Höllenreich sein,« erklärte Heimo Rainer.

Lorinser blieb schweigsam und bedrückt.

Der Abgeordnete Hubert Pirker war über das Wiedersehen mit dem Doktor herzlich erfreut und fand auch rasch an dem kaustischen Wesen des temperamentvollen Heimo Gefallen. »Das ist wohl ein andrer Mensch als der Koren,« meinte er zu Lorinser. »Darüber ist kein Wort zu reden. Und ich muß sagen, ich war eigentlich froh, daß ich ihm den Posten hab' verschaffen können. Behagt hat's ihm bei mir nicht, und kaum daß Sie weg waren, ist er mir immerzu in den Ohren gelegen, ich möchte ihm zu einer Stelle verhelfen. Es war fast so, als wenn ihn etwas fortgetrieben hätte. Jeder, wie er will! Der eine jagt Hasen, der andre Füchs'!«

»Fortgetrieben?« sagte Lorinser grübelnd. »Was denn aber? Wissen Sie etwas? — Es ist nur — ich habe stets so ein ungutes Gefühl — daß noch was dahintersteckt. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich ihn hergebracht habe — und es ist doch in der besten Absicht geschehen.«

»Das weiß jeder,« erwiderte Pirker. »Und nun wollen wir nicht mehr darüber reden!«

Im Bachbauernhof ging alles seinen gewohnten zuverlässigen Gang. Die Kathrein hatte sich mit ihrem klaren, verständigen Wesen nach flüchtiger Verwirrung die Ruhe des Herzens zurückerrungen und begrüßte Erich mit aufrichtiger, vielleicht noch ein wenig wehmütiger Freude. Für den munteren Heimo aber fand sie fast augenblicklich den ungezwungenen Ton herzlicher Kameradschaft. Und der erste Abend wurde noch schöner als jener im Frühjahr. Denn Heimo, der, ganz anders als Koren, mit allen Fasern im Volke wurzelte und nur Jurist geworden war, weil es für Volkstum und Volksbrauch noch keine Hochschule gab, empfing in dem erbadligen Bauerngut mit seiner Treue zum Herkommen eine solche Fülle wesensverwandter Eindrücke, daß er in sprühendster Laune aus seinem reichen Wissen eine Perle nach der andern aufschimmern ließ, daß der Bachbauer seine helle Freude hatte und der alte Flor schließlich nicht hätte sagen können, ob er dem großen Doktor oder dem kleinen schwarzhaarigen Teufelskerl in seiner Zuneigung den Vorrang geben solle.

Am nächsten Abend stellte sich auch die Nanni ein. Es war Sonnabend, und die bevorstehende Ruhe eines langen Sonntags weckte schon jetzt ein schönes Behagen in der großen Stube des Bachbauernhofes, die Glühbirne leuchtete, im Kachelofen knackten die Buchenscheite, der Flor saß wie immer auf der Bank davor und ließ sich den Buckel wärmen.

Recht blaß kam die Nanni dem Doktor Lorinser vor, und ein feines Fältchen um den weichen Mund schien von heimlichem Leid gezogen. Sie lachte auch nicht wie sonst, und in den Augen war zu dem Wundern etwas Fremdes gekommen, ein Träumen in die Ferne, ein erlöschendes Schimmern — wie mehr und mehr verflackernde Hoffnung.

»Grüß' dich Gott, Nannele! Was treibst du immer?« fragte Erich, während er ihr die Hand reichte.

»Man hat seine Arbeit,« erwiderte sie und sonst nichts.

Forschend blickte er sie an. »Fehlt dir was, Nannele?«

Sie schüttelte stumm den Kopf. Die Lippen zitterten. Sichtlich wich sie ihm aus.

Er beobachtete sie weiter, und ein Verdacht stieg plötzlich in ihm auf, wurde verscheucht und kam wieder. Absichtlich brachte er die Rede auf Koren. Verwundert schaute Heimo den Freund an, aber der gab ihm mit den Augen einen Wink nach dem Mädchen hin, und Rainer verstand.

In drolliger Übertreibung schilderte er den Gegensatz zwischen der imposanten Schloßfrau und dem kleinlauten Peter, wobei er nicht unterließ, hinzuzufügen, daß jener als Bräutigam schon jetzt das Gehorchen besser gelernt habe als seine Zöglinge.

Da lachten sie alle, nur die Nanni nicht. Aber gerade sie war es, die vom Gegenstand nicht lassen wollte und immer wieder eine Frage tat, ob es nicht doch nur bloßes Gerede und ob es ganz sicher und ob das Aufgebot vielleicht schon bestellt sei. Sie mühte sich dabei, einen scherzhaften Ton zu finden, aber es gelang ihr nicht recht. Und als sie an der Wahrheit nicht mehr zweifeln konnte, wurde sie wieder still, saß mit blassen Wangen und verschleierten Augen teilnahmlos unter den fröhlichen Leuten, und wenn sie wer anredete, schrak sie auf, blickte ihn fremd an, und es war, als müßte sie ihre Gedanken erst von weit her heimholen.

Lorinser ließ die Klampfe klingen:

»Ich armes Maidlein klag' mich sehr,
Wie soll mir nur geschehen,
Daß ich den Allerliebsten mein
So lange nicht gesehen!
Der mir die Zeit und Weil' vertreibt,
Sonst keiner auf dieser Erden;
Wann ich gedenk', wie es ihm geht,
Mein Herz in großem Trauern steht.
Wie kann ich fröhlich werden?«

Erich ließ den Blick nicht von der Nanni, die auf der Ofenbank halb im Schatten saß und, den Hinterkopf mit dem braunen Haarnest gegen die Kacheln gelehnt, starr vor sich hinschaute. Und da gewahrte er, wie sie mit einem Male die Unterlippe zwischen die Zähne klemmte, wie ihr Gesicht heftig zu zucken begann, während gleichzeitig die Augen von Tränen überströmen wollten, und wie sie, mit äußerster Willenskraft ihre Fassung behauptend, sacht zur Tür hinausschlich.

Er wußte genug. Und wieder standen die Vorwürfe in ihm auf, daß er den Peter Koren als einen Unbekannten, sozusagen von einem Diebstahl weg in diese Umwelt geführt hatte. Wie hatte er überhaupt, von allem andern abgesehen, hoffen können, einen, der sechsundzwanzig Jahre in der lauen, laxen und unaufrichtigen Moral der Gesellschaft von gestern aufgewachsen war, auf ja und nein zu andern Sittengesetzen zu bekehren? Die Verführung eines Mädchens! Was ist da schon dabei! Ein Verhältnis, eine Liebschaft auf Zeit gehörte sich doch wohl für jeden jungen Mann, der kein Banause oder Philister sein wollte!

Und Doktor Erich Lorinser fühlte sich irgendwie mitschuldig und mitverantwortlich. In trübem Sinnen saß er auf seinem Platz hinter dem Tisch und überlegte, was nun zu tun sei. Vor allem mußte er wissen, was vorgefallen war.

»Was hast du? Du bist auf einmal so still,« sagte die Kathrein.

»Warum ist die Nanni fortgegangen?« fragte er statt einer Antwort.

»Das tut sie oft,« erwiderte die Freundin. »Sie ist in der letzten Zeit überhaupt recht merkwürdig. Uns fällt es schon nicht mehr auf. Sie kommt auch nicht mehr so oft zu mir, und es ist zwischen uns gar nicht wie früher. Eigentlich schon im Juni, wie du weggegangen bist, hat sie sich zurückgezogen und mir nicht, wie sonst, alles anvertraut. Und wenn ich sie deswegen frag', leugnet sie's ab und sagt, es sei Einbildung von mir, und sie wär' wie immer ... Ich kenn' mich nicht recht aus ...«

Der Flor hob mit verschmitztem Drohen den Zeigefinger. »Sie wird sich doch nicht mit dem Peter, dem Schlankel, eingelassen haben! Ich hab' wohl beide mehr als einmal den gleichen Weg zur Alm hinaufgehen sehen, entweder er oder sie um eine halbe Stunde voraus, aber der gleiche Weg war's.«

»Sei still und bring' das Dirndel in kein Gerede!« tadelte der Bachbauer.

Lorinser riß sich aus seinen Gedanken. »Singen wir lieber!« Es war müßig, hier weiter über bloße Vermutungen zu reden. Er wollte bei nächster Gelegenheit ganz frei heraus und rückhaltlos mit der Nanni sprechen. Dann würde sich ja das andre alles finden.

Es kam nicht dazu.

Die Kinder hatten natürlich gleich erfahren, daß ihr Freund Erich wieder im Lande sei, und ihn sofort mit Beschlag belegen wollen. Er hatte sie auf den Sonntag vertröstet, den sie nun in begreiflicher Ungeduld erwarteten, daß Lorinser wieder einmal mit ihnen spiele und tanze und sie ihm zeigen konnten, was sie während der Ferien unter der Leitung der von Erich für den Bund gewonnenen Mittelschüler gelernt hatten. Und das war nicht wenig, wie übrigens auch die mannbare Jugend die Reigentänze eifrig weitergepflegt und aus den Liederbüchern manche neue Weise eingeübt hatte. Also ging es auf dem jetzt herbstfahlen Rasenplan wieder einmal recht lebhaft zu, in munterer Bewegung drängte das junge Volk um den Doktor; Heimo Rainer aber war mit einigen halbwüchsigen Buben ein Stück flußab marschiert, um im bewaldeten Gelände eine Fuchsjagd zu veranstalten, wobei es Aufgabe des als Meister Reineke Ausgelosten war, den anpirschenden Jägern zu entkommen und das als Bau bezeichnete Ziel zu erreichen.

Einmal mußte Heimo selbst Fuchs sein und hatte sich vor seinen Verfolgern durch dichtes Erlengebüsch über die hohe und steile Böschung ganz zum Fluß hinuntergeschlichen, der hier zwischen felsdurchsetzten Lehnen wie in einer Schlucht stark und schnell dahineilte, während höher oben, in der Nähe des Dorfes, die Ufer bedeutend flacher und durch eine Holzbrücke verbunden waren.

Heimo, der sich hier ziemlich sicher fühlte, ließ, auf einem Stein ausruhend, die einsame, vom Rauschen des Wassers belebte Schönheit des Ortes auf sich wirken. Tiefstill war es, die Jäger schienen die Spur verloren zu haben. Fernher, von der Spielwiese, kam verhallendes Jauchzen, klangen die zerflatternden Töne eines Liedes:

»Mein Herz hat ein' Zweig,
Der blüht frisch alleweil,
Brich ihn ab, g'hört er dein,
Aber treu mußt mir sein!«

Rainer wußte nicht, daß dies der erste Gruß war, den Lorinser vor einem halben Jahr den zwei mit Birkenruten beladenen Freundinnen entboten hatte; vielleicht erinnerte sich auch Erich selbst nicht mehr, aber die Nanni wußte es nur allzu gut.

Wohl oder übel hatte sie mit ihrer Mutter zur Wiese gehen müssen, doch sie beteiligte sich nicht an dem frohen Treiben. Mit der Rückkunft Lorinsers waren alle Erinnerungen wieder lebendig, war ihr aber auch gleichzeitig die Gewißheit geworden, wie bös und falsch Koren an ihr gehandelt hatte. Und nicht einmal den armseligen Mut hatte er aufgebracht, ihr frei heraus zu sagen, daß er sich von ihr lösen müsse, sondern hatte, bis zum letzten Augenblick feig und verlogen, mit unehrlichen Ausflüchten vom Warten und Wiederkommen Abschied genommen.

Dort drüben schritt Erich Lorinser den Reihen mit den Mädchen, frei, hoch und rein. Sie aber war in Schande. Und über eine Weile würden es alle wissen.

Und in ihre schwere, verzweifelnde Trauer klang auf einmal jener Vers. Klang, blühte auf, wie einst ihre Liebe geblüht hatte, von der ihr nichts geblieben war als eine Handvoll dürrer Halme zum Strohkranz.

Sie ertrug es nicht. Sie schlich sich fort, die Dorfstraße entlang. Auf der einsamen Brücke stand sie und schaute in das eilige Wandern ohne Ende — ohne Ende. Das lockte und warb und rief: Komm mit! Komm mit! — Da überstieg sie das Geländer. — — —

Mit ein paar Sätzen, die Böschung entlang, war Heimo bei der Brücke. Die Riemen zerreißend, entledigte er sich der Nagelschuhe. Jetzt! — Dort, mitten im Fluß, ein Wirbeln um etwas dunkel Auftauchendes, haltlos Treibendes!

Wie er ging und stand, mit allen Kleidern, warf er sich in die Flut.

Oben sangen sie:

»Es freit ein wilder Wassermann
In der Burg wohl über dem See,
Des Königs Tochter mußt' er han,
Die schöne junge Lilofee ...«

Unten in der düsteren Schlucht, weit abgetrieben und an einem Ast sich festhaltend, zog der keuchende Heimo Rainer die bewußtlose Nanni ans Ufer, bettete sie auf der steilen Böschung, begann sofort mit den Versuchen, sie aus der Ohnmacht zu erwecken, und rief gleichzeitig laut und anhaltend nach den Jungen. Sie hörten ihn, sie kamen im Schuß mit Geröll und Streu zugleich hinuntergerutscht. Er ließ sie an einen Unfall glauben. Das Mädchen atmete stärker und schlug die Augen auf.

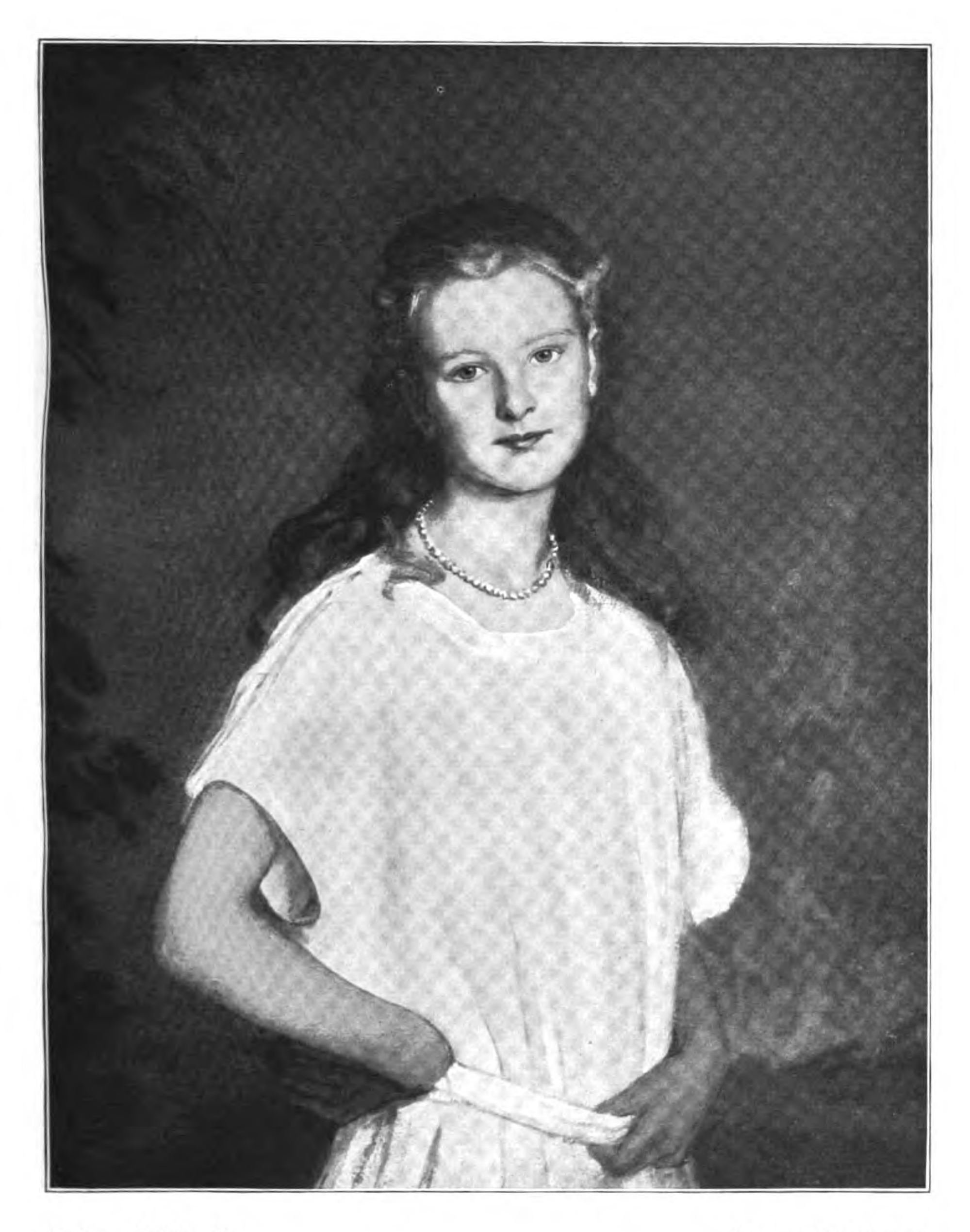
Hascherle! Aber Hascherle! Wie hast mir denn so was antun wollen?« sagte die alte Mutter immer wieder und streichelte immer wieder die Wangen und Hände der Nanni, die blaß und matt in den Kissen lag, nachdem sie der Mutter in einem Ausbruch wildesten Schmerzes alles gebeichtet hatte. »Schau', Kind, es ist viel Falschheit und Schlechtigkeit unter den Leuten, und nicht jede kann sich davor behüten. Aber deswegen gleich aus der Welt gehen wollen — das nicht, Nannele, das sollst nicht tun! — Gibt hingegen auch wieder genug Freud' und Gutheit, und eine Mutterlieb' allein ist schon ein Segen, Kind! — Wirst auch wieder lachen und froh sein können — und den Lumpen vergessen, und — wir werden's behalten und großziehn, Hascherle, arm's!«

Die Wiese war verödet, der heitere Schwarm zerstreut.

Am Ende seiner Kräfte und vollständig durchkältet, hatte sich Heimo gerade noch zum Bachbauernhof geschleppt. Dort hatte ihn ein Schüttelfrost in jähem Ansprung niedergeworfen. Seine sonst so eisenfeste Gesundheit, durch den innerlichen Schaden, den er sich beim Waldbrand zugezogen, erschüttert, konnte der neuerlichen Überspannung nicht standhalten. Mit ungestümer Gewalt brach die Lungenentzündung herein.

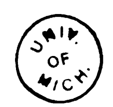
Es waren bange Tage. Lorinser teilte sich mit der Kathrein in die Pflege; die Mutter der Nanni und bald auch diese selbst boten ihre Mithilfe an. Hubert Pirker kam mit dem besten Arzt der Landeshauptstadt im Kraftwagen angefahren und sorgte für Arzneien.

Mit geschlossenen Augen und glühender Stirn lag Heimo Rainer im Gastbett der Hinterstube, sein Atem ging rasselnd, mühsam rang er nach Luft. Dazwischen redete er in abgehackten Sätzen, lachte heiser, drohte mit der Faust, von Fieberbildern genarrt und bedrängt. »Zündet den Holzstoß an! Der ganze Wald soll brennen! Werft den Hund ins Feuer! Verbrennt die Lüge! Schafft die Gemeinheit aus der Welt! — Brave Jungen! Brave Jungen! Wie das schmort und prasselt! — Aufgepaßt! Laßt den Teufel Eigennutz nicht lebend entwischen! Haltet fest! Hängt ihn auf! — Nicht an dem Stern! Dort, an der schwarzen Fichte, über den verkohlten Hund! — So! — Ah! Die Erde ist erlöst von den Übeln! Morgenrot! Reine Luft! — So laßt mich doch atmen ...«



Oskar Michaelis: Junges Mädchen

Aus der Ersten Allgemeinen Kunstausstellung in München 1926


UNIV.
OF
MICH.

Röchelnd fiel er zurück.

Dann wieder wollte er ungestüm aus den Kissen springen und mußte mit Gewalt festgehalten werden.

»Die Stunde ist nah! Nimm den Hammer, Erich! Marschiert, ihr Jungen! — Schlagt zu! Schlagt zu! — Schwingt die Hämmer in heiligen Fäusten! — Die Riegel brechen! — Das Tor der Zukunft tut sich auf! — Vorwärts! Vorwärts mit flatternden Wimpeln! — O Garten Eden! — Die Erde ist nichts — als Reinheit, Zucht und Treue ...«

Mit einem verklärten Lächeln lag er auf den weißen Kissen.

In schmerzlicher Sorge betrachtete Lorinser das schmale Männergesicht mit dem edlen Bau der steilen Stirn, das, vom Fieber gerötet und von den zwei schwarzen Halbkreisen der geschlossenen Lider überschattet, seltsam durchgeistigt und wie entrückt in eine andre Welt hinüberzulauschen schien. Furcht überkam ihn jäh. — Aber nein, nein! Das durfte, das konnte nicht sein! So sinnlos grausam konnte im Walten des Weltenganges ein wertvolles Leben nicht ausgelöscht werden! — — —

»Gib dich zufrieden ... Sing's noch einmal, Elselein ...« flüsterte Rainer. Dann packte ihn wieder die Atemnot. Zuckend bäumte er sich hoch. Erich hielt ihn an den Händen. »Heimo ... Heimo ...« Tränen entstürzten seinen Augen.

Dazwischen kamen lichte Stunden. Dann sah der Kranke wohl mitunter den Freund und die Katbrein mit einem mühsamen Lächeln an. »Habt keine Angst! Mich nimmt der Sensenmann noch nicht.« — Wie tröstend und gewollt sorglos seine flüsternde Stimme klang! — »Schau' nicht so trübselig drein, Kathrein! — Wir werden schon wieder zusammen wandern, Erich! — Lacht lieber oder singt mir was vor! Trutz, Tod, komm her! Ich fürcht' dich nit! Trutz, komm und tu ein Schnitt!«

Dann begann er wieder zu phantasieren.

Drei Wochen später wanderte Lorinser den Weg, den er im Frühjahr mit Koren gekommen, allein zurück. Heimo Rainer befand sich außer Gefahr. Aber sie hatten ihn nicht fortgelassen. Die Mutter der Nanni hatte nicht nachgegeben, er mußte zu ihr hinüberziehen und ihr versprechen, den ganzen Winter zu bleiben und sich pflegen zu lassen. Es war ihm nicht unlieb. »Ich werd' mich hinter die Bücher setzen und trachten, einmal mit dem leidigen Jus fertig zu werden. Es ist mir nur um den Doktor zu tun,« sagte er zum Freunde.

Doch auch Hubert Pirker sah sein Bleiben gern. Der unermüdliche Mann hatte seine eignen Pläne: eine Stätte der Volkskunde, eine Sammlung der alten Lieder sollte für das Land geschaffen werden; dazu war ihm die Mithilfe einer jüngeren Kraft unentbehrlich und Heimo wie wenige berufen.

Den Herbstwind im flatternden Haar, schritt Erich Lorinser die Straße dahin. Ruhe war in ihm und stille Kraft. Das letzte Ereignis mit seinen aufwühlenden Sorgen hatte ihn geläutert und mit Klarheit überschüttet. Zum Symbol war es ihm geworden.

Einem der Schwachen, Halben, vom morschen Gestern Angekränkelten hatte er helfen, neuen Lebensinhalt aufzeigen, Bahn und Ziel weisen wollen. Es war vergebliche Mühe gewesen, und beinahe wäre ein unersetzliches Leben als Sühnopfer zugrunde gegangen. Das Angefaulte ließ sich nicht mehr gesund, das in der Vergangenheit Wurzelnde nicht zukunftsgläubig, das Halbe nicht zum Ganzen machen.

Nur die von innen heraus Berufenen, die mit dem ehrlichen Willen zur Reinheit und Treue, die im Kern Gesunden, Unverbildeten und Unverdorbenen, die demütigen Sucher nach dem besseren Selbst, die von Freundschaft Getragenen, von Liebe Erfüllten, in Gemeinschaft selbstlos Verbundenen, die mit dem Willen zum Dienen für die Gesamtheit — nur solche konnten die Bannerträger der neuen Ideale sein.

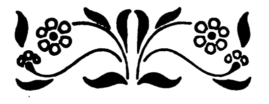
Und fester als je war sein Wille, diesen Idealen sich zu weihen mit allen Muskeln und Sinnen und Kräften in uneigennütziger Liebe zu allen, die sich da sehnen, daß es Licht werde. Unter diesen Zeichen sollten sich alle die verschiedenen Jugendvereinigungen, die heute getrennt dem gleichen Ziel entgegenmarschierten, einmal zu einem großen Bund zusammenschließen. Dies war die nächste Aufgabe.

Verbrennt die Lüge! Schafft die Gemeinheit aus der Welt! Laßt den Teufel Eigennutz nicht lebend entwischen!

Barhaupt ging Erich Lorinser der aufsteigenden Sonne entgegen.

Und mit einem Male sah er, wie eine Vision, vor seinem inneren Auge aufsteigen alle die helläugigen Jünglinge und Mädchen, sah ihre erhobenen Arme gegen das Tor der Zukunft schlagen, sah — wie einst der fiebernde Heimo — das Tor sich öffnen ...

Vorwärts! Vorwärts mit flatternden Wimpeln! Rastlos vorwärts, bis die Erde, die deutsche Erde in Wirklichkeit nichts ist als Reinheit, Zucht und Treue.



Kameradschaft in der Ehe

Von Dr. Alice Salomon

Sind die Ehen im allgemeinen glücklicher geworden, als sie früher waren? Es gibt Leute, die glauben, die zunehmende Zahl der Ehescheidungen sei ein Beweis für das Gegenteil. Aber vielleicht sind nur die Menschen — und vor allem die Frauen — anspruchsvoller geworden. Sie erwarten mehr vom Leben. Sie sind leichter enttäuscht, wenn das Leben ihnen nicht bringt, was sie erhofften. Früher stand das Leben der Frauen unter dem Wort: »Jedoch der Frauen Schicksal ist beklagenswert.« Und das andere: »Unter Schmerzen sollst du Kinder gebären« machte für die meisten den Inhalt des Lebens aus. Sie nahmen ihr Schicksal hin. Sie fanden sich ab. Sie waren gewohnt, sich zu beugen — als Mädchen der Autorität der Eltern, als Frauen der Überlegenheit des Mannes.

Schwierigkeiten, Unverträglichkeiten, Enttäuschungen, Leid, Konflikte hat es sicher zu allen Zeiten in der Ehe gegeben: für Mann und Frau. Nur bedeutete das für die Frau in viel stärkerem Maße ein verfehltes Leben, weil sie alles auf eine Karte setzen mußte; weil die Familie damals noch ihr einziger Lebensinhalt war.

Jean Paul hat einmal gesagt: »Wenn ein Weib liebt, liebt es in einem fort; der Mann hat dazwischen zu tun.« Liebe und Ehe bedeuten jedenfalls für die Frau etwas andres als für den Mann. Sie geht leichter darin auf, schon weil ihr in Haushalt und Mutterschaft Aufgaben gestellt sind, die mit der Ehe zusammenhängen, die mit dem Gegenstand ihrer Liebe verbunden sind. Darum hat man auch die Frau in früherer Zeit ausschließlich auf diesen einen »natürlichen« Beruf hingelenkt, sie nur dafür erzogen.

Das ist anders geworden. Die meisten Frauen gelangen heute vor der Ehe zu einer wirtschaftlichen und geistigen Selbständigkeit. Sie werden sich ihres Persönlichkeitswertes dadurch stärker bewußt. Sie haben nicht das gleiche Gefühl der Abhängigkeit vom Manne, das die Frau erfüllte, die um der Versorgung willen heiraten mußte. Die Frau ist wahlfrei für die Ehe geworden, d. h. frei, selbst zu wählen, und nicht nur darauf angewiesen, gewählt zu werden. Sie hat bereits ein eignes Leben kennengelernt. Sie hat sich im Erwerbsleben versucht, oft bewährt. Sie hat eigne Freundschaften geknüpft mit Menschen, die außerhalb des Kreises der Eltern stehen. Sie hat eigne Interessen entwickelt, Reisen gemacht, sich eigne Anschauungen von Menschen und Dingen gebildet. So tritt sie an die Ehefrage heran: kritischer, anspruchsvoller, unabhängiger, selbstbewußter. Das Eheideal, das ihr vorschwebt, ist nicht das gleiche wie für das schüchterne, in demütiger Erwartung erzogene Mädchen früherer Zeiten, das tatsächlich — oder nur in der Dichter Augen — im Manne »den hohen Stern der Herrlichkeit« sah. Mit einem Wort: sie sucht im Manne den Kameraden.

Es ist kein Zufall, sondern ein Niederschlag der veränderten wirtschaftlichen und geistigen Verhältnisse, der das Eheproblem in den Mittelpunkt des modernen Romans gestellt hat. Noch vor dreißig Jahren handelte es sich meist darum, daß die Liebenden sich fanden über alle Hindernisse und Schwierigkeiten hinweg — und damit pflegte der Vorhang zu fallen. Die Geschichte hatte ihr Ende und ließ den Leser in der frohen Erwartung, daß die beiden nun glücklich bis an das Ende ihrer Tage leben würden. Heute setzen zahlreiche Romane erst nach der Eheschließung ein. Sie behandeln die inneren Schwierigkeiten, die sich im Zusammenleben von Mann und Frau ergeben, das Einanderverlieren, nachdem man sich schon besaß, und unter Umständen ein neues Wiederfinden.

Das liegt sicherlich nicht nur daran, daß man sich heute mehr der seelischen Zustände bewußt geworden ist, daß man die vielfältigen und verschlungenen Möglichkeiten geistiger und seelischer Entwicklungen besser kennt als früher. Vielmehr geht es vor allem auf die veränderte Haltung der Menschen zur Ehe zurück.

Die größere Unabhängigkeit des Mädchens macht es anspruchsvoller für die Ehe und zugleich empfindsamer für die darin liegenden Schwierigkeiten, für eine Niederlage. In dieser Tatsache ruhen Möglichkeiten für ein tieferes Glück, aber auch für mehr Unglück und Leid. Es kann eine wirkliche Kameradschaft durch die Selbständigkeit der Frau erleichtert und auch erschwert werden. Die neue Lage der Frau kann zu einem Gewinnposten werden — aber sie kann auch Verlust bedeuten. Sie wird nur dann zu einem Wert für die Ehe, wenn die Bedeutung der Familie von Mann und Frau anerkannt wird, und wenn beide bewußt — auch mit dem Einsatz persönlicher Opfer — darum ringen, die Ehe auf der Grundlage wahrer Kameradschaft zu formen.

Ehe fordert immer gegenseitige Anpassung — auch wenn sie aus Liebe geschlossen wird. Für die europäischen Völker ist Liebe eine Voraussetzung für eine glückliche Ehe; die Asiaten denken anders darüber: sie vermählen das Kind nach Gründen der Zweckmäßigkeit. Aber sicherlich reicht die Liebe nicht aus, um das Glück zu verbürgen. Mann und Frau müssen vielerlei Gaben mit in die Ehe bringen. Vom Manne wird man die Fähigkeit zum Erwerb fordern, Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit, Arbeitsamkeit,

aber auch körperliche und seelische Gesundheit, eine Gesamthaltung von Charakter und Willenskräften, die ihn zu zarter Rücksicht für Schwächere, zum Verständnis für die Beschwerden und Mühen der Mutterschaft befähigen und zu persönlichen Opfern bereit machen. Von der Frau fordert man, daß sie eine gute Hausfrau, eine vortreffliche Mutter, daß sie die Geliebte ihres Mannes und seine Kameradin sein kann. Immer aber, mit wieviel guten Kräften und unter wie günstigen Umständen auch eine Ehe geschlossen werden mag, fordert sie von Mann und Frau gegenseitige Anpassung, die Bereitschaft zu gegenseitigem Dienst in Liebe und Freiheit. Beide müssen sich aufeinander einstellen, auf neue Pflichten und auf eine neue Umgebung. Und über diese Pflichten und diese Umgebung müssen sie selbst entscheiden, und zwar nicht ein jeder für sich, sondern beide zusammen.

Zwei Individualitäten, zwei Einheiten, von denen jede Neigungen und Abneigungen hat, mit ausgeprägten Gewohnheiten und überkommenen Sitten, zwei Wesen verschiedenen Geschlechts, zwei Ergebnisse verschiedener Erbmasse und verschiedener Erfahrungen. Und sie wollen einen Zusammenklang hervorbringen, eine neue Einheit bilden, eine Familie gestalten. Eine Anpassung ist erforderlich, nicht einmal, sondern jeden Tag von neuem, solange zwei Menschen miteinander leben.

Eine wahre Kameradschaft in der Ehe hängt davon ab, daß diese gegenseitige Anpassung verwirklicht wird.

Wenn es heute so vielen Leuten scheint, als ob das Zusammenleben von zwei Menschen in einer innigen Gemeinschaft immer schwieriger werde, so liegt das wohl daran, daß die Menschen heute ausgeprägtere Individualitäten sind als früher, daß sie in einem weiteren Kreise leben als ihre Voreltern. Man denke, wie unendlich sich ihre Interessen durch Wissenschaft und Kunst, durch die Verbreitung von Bildung, durch die modernen Erfindungen ausgedehnt haben. Die Vergnügungen und Erholungsmöglichkeiten allein, mit denen wir unsre Mußestunden füllen, Musik und Bücher, Sport und Reisen, Vereine und Politik, an denen doch weite Schichten der Bevölkerung teilnehmen, gewähren ein unübersehbares Feld für die Ausprägung persönlicher Neigungen und Gewohnheiten.

Die Entwicklung solcher persönlicher Interessen hat für die Ehe eine doppelte Bedeutung. Zunächst vermehrt sie die Kanäle, auf denen der Einzelne dazu gelangt, sein Wesen zur Entfaltung, seine Anlagen zur Verwirklichung zu bringen. Mit jedem neuen Gebiet, das ein Mensch betritt, gewinnt er neue Mittel, sich selbst auszugeben und auszudrücken. So war etwa die Entwicklung der romantischen Musik im 18. Jahrhundert nicht eine zufällige Epoche in der Musikgeschichte. Sie spiegelte vielmehr eine weit- und tiefgreifende Veränderung der Persönlichkeitsentwicklung der damaligen Menschen wider.

Die Entwicklung persönlicher Interessen bedeutet aber noch ein andres: nämlich die Möglichkeit zahlreicherer Berührungspunkte mit andern Menschen. Darin liegt die Bedeutung für die Ehe. Abgesehen von der inneren Bereicherung, die man selbst durch ein neues Erleben erfährt, ist es die beglückendste Erfahrung, es mit einem andern, der es ebenso aufnimmt und wertet, zu teilen. In dieser Richtung bietet die moderne Ehe viel mehr Möglichkeiten, Mann und Frau durch Gemeinsamkeit der Interessen zu verbinden und dadurch eine vollkommene Kameradschaft herbeizuführen.

Aber das ist nur die eine Seite der Sache. Wer für viele Dinge Interesse hat, kann dadurch gewiß tiefer in das Leben eines andern Menschen eindringen, mehr mit ihm teilen als jemand, der nur seinen engsten Pflichten lebt. Aber es liegt für ihn darin auch die Möglichkeit einer größeren Verwundbarkeit, eine Erschwerung der Übereinstimmung und des gegenseitigen Verstehens, der Verträglichkeit. Wer sich für Straußsche Opern oder Bridge oder elektrische Kochherde oder Dampfmotoren oder Romane von Thomas Mann oder Tennis interessiert, wird gewöhnlich leicht zu einer nahen Beziehung mit Leuten gelangen, die gleiche Dinge wertschätzen. Aber es würde ihm ein Stück Lebensfreude fehlen, wenn sein Gatte gar keinen Anteil an diesen Dingen nimmt, und die Gemeinschaft würde fast unerträglich, wenn der Partner diese Dinge mißachtet und lächerlich macht.

Je weiter also unser Lebensraum sich ausdehnt, desto mehr wachsen sowohl die Möglichkeiten zu reicherer Gemeinsamkeit wie auch die Schwierigkeiten, eine solche herbeizuführen. Gewiß ist es für Leute verschiedenen Geschmacks und verschiedener Interessen durchaus möglich, im Frieden miteinander zu leben. Aber leichter ist es, wenn man einen Lebensgefährten mit gleichen Interessen findet.

Das aber ist unter den jetzigen Verhältnissen besonders erschwert. Denn je höher die allgemeine Bildung, je höher die beruflichen Anforderungen, je vielfältiger die Gebiete werden, in die unser Leben hineingreift, um so später formt sich auch die Persönlichkeit der Menschen, desto älter werden sie, ehe sie ihre wirklichen Neigungen und Anlagen finden und ihre Interessen dauernd festlegen. Erst bei zunehmender Lebenserfahrung tritt eine Wertung ein, die nicht mehr schwankt. Sehr häufig klären sich die Interessen, die während der reiferen Lebensjahre anhalten, erst gegen Ende der zwanziger,

beim Übergang in die dreißiger Jahre aus der schwankenden Jugendfülle heraus. Erst um diesen Zeitpunkt also werden die meisten jungen Leute in sich selbst die Grundlage für dauernde Kameradschaft besitzen, für die Art der Kameradschaft, die ihrem Wesen, ihrer Richtung, ihrer Entwicklung gemäß ist. Aber die Liebe wartet nicht bis zu diesem Augenblick, und trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten warten die jungen Leute auch nicht bis dahin mit der Eheschließung. Auch könnte niemand das wünschen, sofern er an das Recht der Jugend auf Liebe glaubt und die schönste Verwirklichung der Liebe nur in der Ehe für möglich hält.

Man braucht die Augen nicht vor der Tatsache zu verschließen, daß die modernen Mädchen dies Ideal nicht ohne weiteres mit der gleichen Unbedingtheit annehmen, mit der es noch der vorigen Frauengeneration und allen früheren galt. Die geschlechtliche Moral hat sich auch bei den Frauen gelockert, und viele glauben, sich das Recht auf voreheliche intime Beziehungen nehmen zu dürfen. Aber Wert und Bedeutung der Ehe und der Familie als Institution wird dadurch nicht beeinträchtigt, selbst wenn eine wachsende Zahl von Frauen das zeitweise verkennt. Für das Wohl der Gesamtheit des Volkes hängt alles davon ab, daß das Ideal hochgehalten wird — als Ziel, nach dem der Einzelne streben soll: das Ideal der Ein-Ehe, die auf Liebe begründet und mit dem Willen und Glauben an die Dauer des Bundes geschlossen wird.

Aber wie die Beziehungen von Mann und Frau in der Ehe sich von alter Zeit her allmählich gewandelt haben, so müssen sie sich auch weiter umbilden. Unsre Zeit muß der Ehe den Inhalt der Kameradschaft geben, wenn nicht die Ehe überhaupt gefährdet werden soll. Man beseitigt die Schwierigkeiten nicht, wenn man sie übersieht oder leugnet. Man muß sie erkennen, um sie zu überwinden.

Doktor Radio

Einsamer Honigkaten im Heidesand –
Selbst die Steinstraße hat sich stockend seitgewandt.

Im Strohdach knistert die Sonne, im Türbauer singt ein Gimpel;
Doch den First empor schüchtert schon der Antennenwimpel.

Am Fenster ein junges Mädchen, blaß, die Lunge verseucht,
Halb vergessen vom Tod, dem es graut, wie sie hüstelt und keucht.

Vierteljährlich einmal schnauft im Auto heran
Der Doktor vom Städtchen, und jeden Monat der Gottesmann.

Aber bevor das Leben der Kranken völlig verglost,
Stündlich naht ätherischer Radiotrost:

Tristan und Lohengrin und der Götter Dämmerung
Schreiten durch ihr Verwundern mit erhabenem Schwung.

Worte der Predigt schlürft sie; ja, selbst den Abendmahlswein
Schenkt das Ohr der bebenden Lippe ein.

Gelehrte und Dichter nahn ihrem Bett, ferne Zeiten und Länder;
Neben ihr jauchzt der Renntag und knistern Turfgewänder.

Im Takte tänzelt ihr Fuß, wenn Johann Strauß,
Die Pratergeige kosend, verzaubert das öde Haus.

So lebt sie fliehenden Lebens einen blutvollen Tag,
Hochpuls der Freude bei sinkendem Wogenschlag,

Und schwebt auf klingender Welle, vom Totengedicht
Des Amadeus getragen, selig ins Sternenlicht.

Hermann Ploetz



Hafen von Beirut

Streifzug durch Syrien

Von Dr. Felix Langenegger

Mit acht mehrfarbigen Abbildungen nach Ölstudien von Ferdinand Grebestein

Wer mit dem Dampfer die smaragdenen Gefilde des Mittelmeeres und ihre schneeweiß emporblühenden Schaumboskette überquert und auf einer der syrischen Reeden gelegen hat, wird den Zauber des hinreißenden Anblicks der paradiesischen Gestade des Landes nie vergessen können, das da vor ihm seine fremdartige Schönheit auftat.

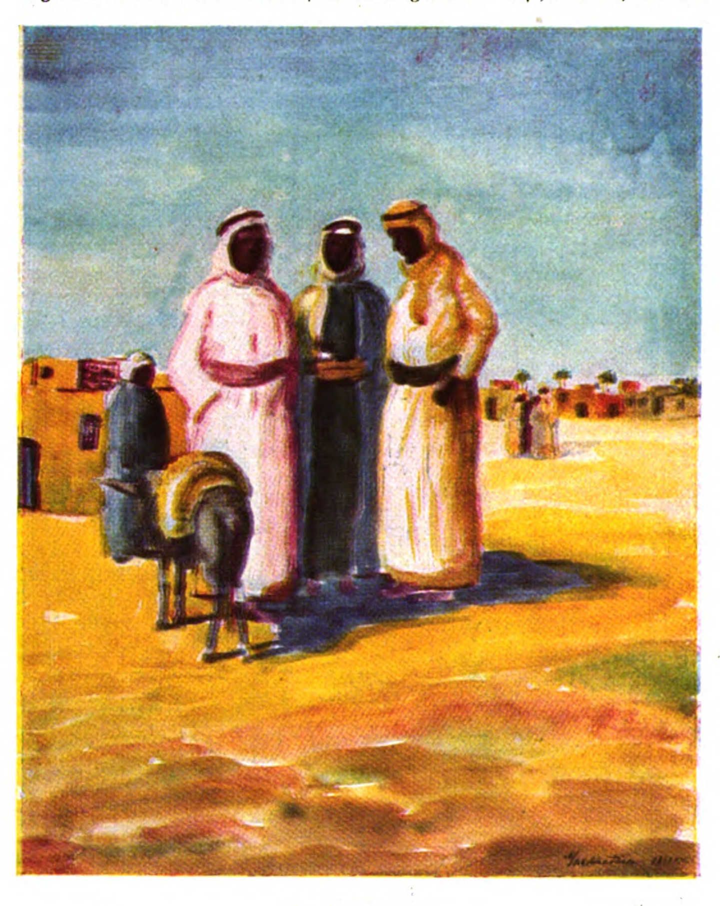
So weit der Blick streift, glänzt ihm das Bild eines farbenreichen, heiteren Küstenlandes entgegen. In hochgebirgiger Größe steigt der Libanon aus den sanften Hängen und Hügelreihen seiner Vorlagerungen am Meer frei und jäh hinauf. Seine sattpurpurbraunen, weiten Hänge sind durch tiefblaue Talschluchten zerschnitten. Seine ragenden Gipfel, Kämme und Massive mit ihrer fast das ganze Jahr über liegenbleibenden Decke blendenden Schnees sind die prunkvollen Träger der türkisenen Kuppel des Mittelmeerhimmels. Bis weit empor sind alle Abfälle mit den weißen und gelben Hauswürfeln der freundlichen Libanondörfer überstreut, die dort inmitten der Schwalbennester ihrer terrassierten Gärten und Felder scheinbar unerreichbar liegen und davon erzählen, daß der Menschenüberfluß des Landes den Syrier dazu zwingt, auch die letzte, schwierigste Stelle seiner fruchtbaren Scholle auszunutzen. Alle südlichen Hangflächen sind mit Weingärten bedeckt; sie gleichen nicht den Weinbergen des Westens, denn ihre Stöcke stehen nicht aufrecht, sondern werden am Boden liegend gezogen, damit sie die Erdfeuchtigkeit und den Tau der Nacht länger erhalten und im Sengen des Baalsgestirns nicht verdorren. Ihre Rebe liefert einen schweren, hitzigen Wein von großer Kraft, und die genußfrohen Mönche des Mittelalters haben auf Stöcke des Libanons Burgunder Rebe gepfropft und ihr Erzeugnis so zu einem köstlichen Traubenblut verwandelt.

Der Fuß des sich unübersehbar weit an der Küste entlangziehenden Gebirges versinkt in üppigen Gartenwildnissen, bachdurchrauschten Wiesengefilden und blitzenden Feldereien. Matt silbernglänzende Oliven-Anpflanzungen und Schulen kugeliger, niederer Maulbeerbäume für die Seidenraupenzucht dehnen sich quadratmeilenweit dazwischen. Allerorten überragen ernste Zypressengruppen, umsäumen purpurblühende Oleanderhecken, durchdringen schwarzgrüne Pinienhaine und geleiten Alleen riesiger Nußbäume die hellen Gefilde dieses reichen Küstenstriches zwischen Jaffa und Alexandrette.

Hier erstreckte sich einst das Seefahrerreich der

Phönizier, und wenn auch seine Blüte längst entblätterte, so haben doch zahlreiche Seestädte, die in grauer Zeit an der gelobten Küste gegründet wurden, im Laufe der Jahrtausende nicht aufgehört, weiter zu gedeihen. Da ist Beirut, die phönizische Handelsstadt Berytos, die schon zur Römerzeit eine berühmte und mit der von Alexandria in Ägypten wetteifernde Rechtsschule besaß. Da ist Iskenderun, das Alexandreia des großen Alexander, von ihm hier gegründet zur Erinnerung an seinen großen Sieg über die Perser bei dem naheliegenden Issus und zum Gedenken daran, daß mit diesem Sieg die Macht des Ostens über den Westen der Alten Welt für alle Zeiten gebrochen wurde. Da sind Sur, das Alte Tyrus, und Saida, das alte Sidon, Seefahrerstädte ganz wie einst, wenn auch ihr heutiger Umfang von den Trümmern der alten Phönizierstädte, auf denen sie liegen, weit übertroffen wird. Das heutige Tarabulus war das Tripolis, das die Kreuzfahrer mitsamt seiner berühmten arabischen Bibliothek in Flammen setzten, und in dem noch heute von hohen Ruinen überragten und von weiten Totenstädten umgebenen Städtchen Dschebeil, dem Byblos der Griechen, wurde dem orgiastischen Kult der um den ermordeten Adonis trauernden Astarte gehuldigt.

Von den kristallenen Fluten des lachenden östlichen Tageslichtes übergossen oder von der merkwürdig weichen und schemenhaft unwirklichen Abendbeleuchtung überströmt, bieten alle diese bunten Seestädte dem, der aus dem Westen kommt, einen unvergeßlichen Anblick. Sie entwickeln sich, phantastisch, gleich dem Bühnengemälde eines Märchenausstattungsstückes, in Terrassen über die sanft ansteigenden Ausläufer des Libanons empor. Ihre Anmut spiegelt sich im grünen Wellenspiel des Mittelmeeres, von dem die fremdartigen Segler, die urtümlichen Leichter und die Felluken altöstlicher Bauart neben den modernen Dampfern des Westens sonst geschaukelt werden. Ein Kranz tuffartig ausgewaschener braunroter Klippen trennt Land und Meer, und unablässig setzen die Geschwader der Hengste des Mittelmeergottes jäh aufbäumend und mit fliegenden Mähnen über das Hindernis. Das regellose und wie gewollt malerische Durcheinander der grellbunt angestrichenen Häuser mit ihren blutroten Dächern von Marseiller Dachpfannen liegt — aus der Ferne gesehen — halbverloren zwischen den blitzenden dunkelgrünen Kulissen der von tropischer Fruchtbarkeit überreichen Gärten. Um viele dieser Häuser laufen von schlanken Säulen getragene schattenspendende Umgänge, und von den Fassaden grüßen blumenüberladene Balkone hernieder. Im Gegensatz zu den stummen und öden Fassaden der mosleminischen Stadthäuser, denen die Sorge um die Abgeschlossenheit des Harems jegliche Fensterdurchbrechung nach außen hin verwehrt, haben alle diese meist von Christen bewohnten Häuser hohe Fenster, die den kühlen Luftzug des Sommers unbehindert durchlassen. Denn die Hitze der mit Feuchtigkeit geschwängerten Seeluft ist weitaus unerträglicher als die im trockenen Landesinneren, wo ja auch das



Im Araberdorf



Araberfrauen auf dem Markt

wegen der reichen Regenfälle an den Küsten nötige Ziegeldach der flachen Dachterrasse Platz machen kann.

All die ferne Schönheit Syriens und der Glanz seines Reichtums müssen jedoch für den erblassen, der tiefer in das Land eindringt und es nach allen Richtungen hin durchstreift. Er wird die gleiche Enttäuschung erleben wie alle die, welche sich seit Jahrtausenden von der lachenden Küste verlocken ließen, um hinter der prunkenden Kulisse eines Paradieses das Inferno sonnendurchgluteter, menschenleerer, verödeter Ländereien finden zu müssen.

Syrien, dieses immerhin 160000 Quadratkilometer umfassende Gebiet zwischen der rauhen Steinschranke des Giaur Dagh und der gebirgigen Grenze der modernen Judenrepublik, zwischen der lebensvollen Mittelmeerküste und dem vereinsamten Lauf des Euphrats, ist zu drei Vierteln wüst. Nur im Umkreise der Gegenden, wo seine Hochgebirge ragen, der Amanus, der Libanon, Antilibanon, Hermon und das Djebel ed Drus, der Hauran, wo Bäche rauschen und Regengüsse verströmen, kann Leben ausgiebig gedeihen und Fruchtbarkeit festen Fuß fassen. In den frischen Tälern, an der tropisch feuchten Küste, in der weiten Mulde zwischen Libanon und Antilibanon, der Bekaa, vermag eine verhältnismäßig eng angesiedelte Bevölkerung ihr Auskommen zu finden. Das alles drängt sich jedoch auf einen etwa hundert Kilometer breiten, mit der Küste gleichlaufenden Streifen zusammen. Hier fließt in Zölesyrien, dem »Hohlen Syrien« der Alten, der einzige größere Fluß des Landes, der Orontes, der in der Ebene Antiochiens versumpft. Hier liegen die freundlichen und lebhaften Städte Sur, Saida, Berut, Tarabulus, Ladikijeh, Iskenderun an der Küste, Homs, Hama, Antakia am Orontes, Ksara, Schtora, Zahle, Bekfeja und zahlreiche andre im Gebirge. Von diesen Städten sind die weitaus größten im Norden Aleppo, im Süden Damaskus. Aleppo, die reiche Handelsstadt, die weiße, burgüberragte, inmitten einer fruchtbaren, sanftgewellten Ebene zwischen dem Fuß des Amanus und der Euphratsteppe, war das Beröa des Seleukos Nikator, die Stadt am berühmten Landwege nach Indien, die schon am Ende des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts aufzublühen begann, nachdem ihre Rivalin, das goldene Palmyra in der Syrischen Wüste, von Aurelian vernichtet worden war. Damaskus im Süden, der Stapelplatz Syriens, die Pforte zum entlegeneren Osten, ist eine der ältesten noch heute bewohnten Städte der Erde. Stolz nennt sie König Salomo ihren Gründer, und bereits in assyrischen Keilschrifttexten heißt sie Dimischki. Diese wunderschöne und berühmte Stadt, schon am Ostende des fruchtbaren syrischen Gebietes und am Gestade des »Meeres aus Sand und Steinbrocken« gelegen, wird noch einmal mit all der Üppigkeit umgeben, die



Straße in Bethlehem

das Wasser aus der syrischen Scholle hervorzuzaubern vermag. Um sie her sind, durch das reiche Verströmen der im Antilibanon entspringenden Barada, die ungeheuer weiten Gefilde der Ruta, des »Paradieses«, entstanden. Der Anblick der hellschimmernden enggedrängten und von schlanken Minaretten überragten Häusermasse inmitten des nie verwelkenden Kranzes der Gärten und Wiesen hat den aus der leeren und verdorrten Steppe herauskommenden Araber immer aufs neue zur Erfindung jener überschwenglichen Beinamen angeregt, von denen »Perle im Meere der Fruchtbarkeit«, »Halskette der Schönheit«, »Fußschemel Gottes«, »Pforte der Verzückung« nur einige der bescheidensten sind.

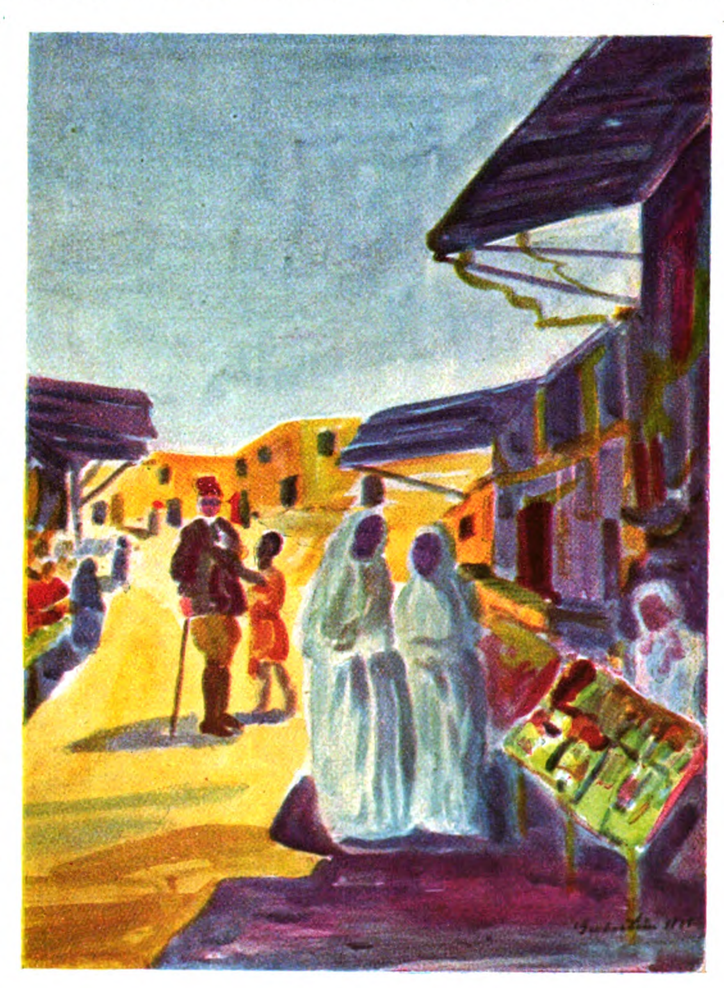
Wir verstehen die Überschwenglichkeit der dichterischen Steppensöhne, wenn wir ihnen in die wegelose Einsamkeit ihrer Heimat hinein folgen, mit ihnen durch jene den auflösenden Gewalten des Wetters ungeschützt preisgegebenen kahlen Felsgebirge streifen und an den bitteren Brunnen oder an den spärlichen Quellbächen lagern, deren Los es ist, alsbald im Sande versiegen zu müssen. Aber wenn auch dieses ungeheure Gebiet des öden Syriens sich dem Fremden unwirtlich und gefahrvoll vor die Füße breitet, für den darin Beheimateten war es seit Menschengedenken der Hort aller Freiheit. Dieses köstliche Gut der Menschen, das sich andre schwer erkämpfen müssen, hat sich der Steppenbewohner durch seine Flüchtigkeit bewahrt und seit den Tagen Salmanassars oder der Zenobia zu erhalten gewußt. Er allein blieb unberührt vom Wechsel der fremden Gewalten, die das Land im Laufe der Jahrhunderte beherrschten. Seine Heimat wird für alle Machthaber das bleiben, was sie von jeher war: ein vermaledeites Durchmarschgebiet, in dem kein Bleiben ist. Hier gibt es keine festen Städte mehr, deren Besitz den Bewohner bannt, und keine Scholle, deren Bestellung den Bebauer fesselt, so daß ihn feindliche Heerhaufen zu ereilen vermögen. Flüchtige Nomadenscharen durchstreifen leichtbeschwingt auf durstgewohnten Reittieren die verdorrten Weiten ohne Ziel und Grenze. Mit »Haus«, Herden, Habe und Familie verschwinden sie, wenn es sein muß, jäh und unauffindbar in Ferne und Flimmern der leeren Ländereien. Hier gilt nur das Kamel, dieser kluge und getreue Lebensgefährte des Nomaden, das Geschöpf der Dürre, dem schon Hirtenvölker uralter Tage der syrischen Steppe das Hungern- und Durstenkönnen anzüchteten. Es ist das einzige Verkehrsmittel im »Meere aus Sand und Steinbrocken«, und mit seiner Stärke, Stetigkeit und seinen geringen Betriebskosten

hat sich noch kein andres Verkehrsmittel in aller Welt — vom assyrischen Streitwagen bis zum sechzigpferdigen Benz — dort draußen auf die Dauer messen können.

Durch die nie endenden Gefechte der Steppe in den Waffen geübt, in hundert Entbehrungen gehärtet und kühn wie der freie Steppenvogel, steht heute der Steppenbewohner wieder einmal im Kampfe gegen landfremde Unterdrücker, und wieder einmal versagen vor seinen urtümlichen und dem heimischen Boden angepaßten Kampfmethoden die überlegenen Waffen regulären Militärs, nicht anders wie in den Tagen Roms oder Palmyras. Jener Notfriede der Wüste, der dann auch zwischen Todfeinden geschlossen wird, wenn es gilt, gemeinsamer Gefahr zu wehren, besteht heute wieder zwischen den streitbaren Steppennomaden und den verwegenen, waffengeübten drusischen Bauern des wilden Gebirges. Beide wollen unabhängig weiterleben, und die Franzosen, die aus der Geschichte der zahllosen Überfälle, Hinterhalte, Überraschungen und Vernichtungen türkischer Strafkorps nichts gelernt haben, müssen nun ein altes, bitteres Lehrgeld neu erlegen.

Gerade das Grenzgebiet zwischen dem fruchtbaren und dem öden Syrien war in allen Zeiten eine für die politische Entwicklung des Landes bedeutsame Stelle. Daher finden wir in ihm aus jener Epoche, wo Rom Mandatarin Syriens war, zahlreiche Reste von Niederlassungen und Befestigungen, die hier den Einbruch der wilden Völkerschaften der östlicheren Gegenden abwehrten. Kaum verwischte Züge von Heerstraßen spannen sich über die Weite des Landes dahin, auf denen Machthaber aus aller Herren Ländern ihre Armeen heranführten. Ihre Quaderplatten halten dem Verkehr vielfach auch heute noch stand. Durch ihre Defilees in den Felsengebirgen winden sich noch immer die bunten und gemächlichen Schlangen der Kamelkarawanen. Unter kühnen Brückenbogen klagt der Wind der Einsamkeit. Umgesunkene Meilensteine künden mit ihrem SPQR oder andern Machthaberzeichen nichts mehr als ein leeres Wort. An Felstafeln prahlen in Hieroglyphenzeichen, Keilschrift oder römischer Antiqua ägyptische Pharaonen, assyrische Großkönige oder römische Imperatoren mit ihren längst belanglos gewordenen militärischen Unternehmungen.

Doch so ist es nicht nur in den östlichen Grenzgebieten des fruchtbaren Syriens, sondern das ganze Land ist eine Brücke in die Vergangenheit der Menschenkultur. Woher wir auch das Land betreten, von Norden her durch die Portae Syriae, den Beilan-Paß, über den hin einst die Tritte der Marschkolonnen Alexanders und Xenophons in die Tiefe hinabklirrten, oder von Süden her über die alten Pilgrimswege Galiläas, an den westlichen Reeden, die einst

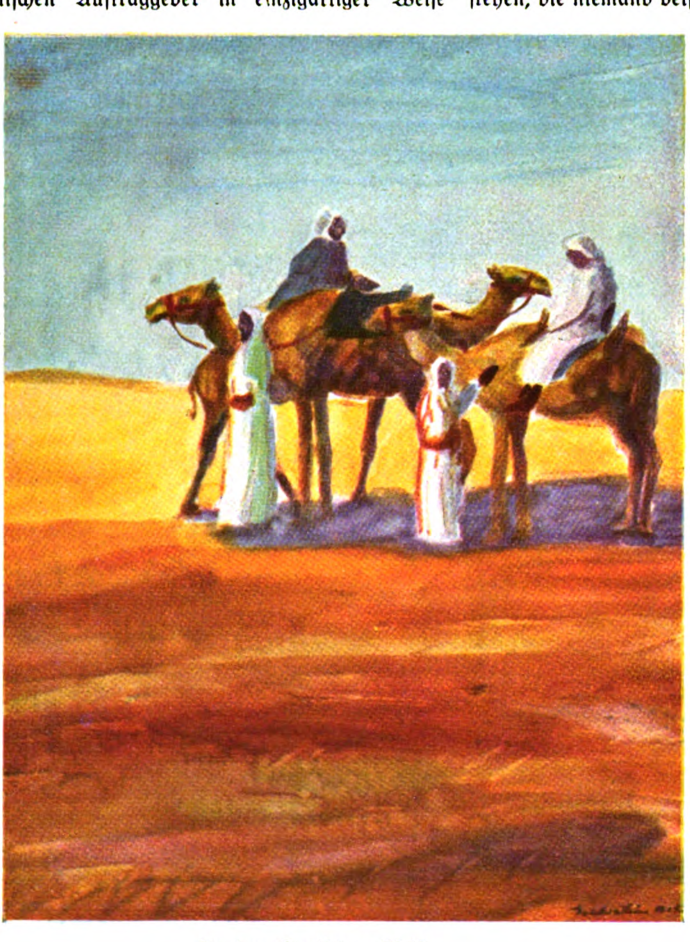


Basarstraße in Mersina

der heilige Jubel ausbootender Kreuzfahrer umklang, oder vom schweigenden Osten her über die verwehten Straßen, auf denen die Panzerreiter Zenobias hinstampften und die assyrischen Streitwagen rollten — überall treffen wir auf die Spuren aus der glanzvollen Geschichte des Landes. Dieses Syrien war da, wo es reich war, niemals frei, sondern ist seit alten Zeiten Ziel, Spielball und Besitz fremder Machthaber gewesen. Und selbst bei seinen glanzvollsten Monumenten, die seine Einwohner den bodenständigen Gottheiten, dem Baal, dem Sonnengotte, und der Astarte, der Mondgöttin, errichteten, vermochten sie sich nicht zu einer eignen Kunst durchzuringen, sondern entlehnten sie von ihren Unterdrückern. An den Tempeln des syrischen Jupiters, des Bacchus und der Aphrodite zu Baalbek in der Bekaa und dem herrlichen Baaltempel zu Palmyra halbwegs zwischen Damaskus und dem Euphrat hat römisches Baukünstlertum den Größenwahn und den barbarischen Geschmack seiner ungeheuer reichen orientalischen Auftraggeber in einzigartiger Weise durch eine seltsame Architektursprache zu veredeln gewußt, bei der sich spielerische Zierlichkeit und fremdartige Bewegung eines vorausgeahnten italienischen Barockornamentes mit ungeheuerlichen Baumassen, bei denen z. B. 18 Meter hohe Tempelsäulen und 30 Meter lange, 6 Meter hohe Steinblöcke Verwendung fanden, zu einem wunderbaren Ganzen vereinen.

In den modernen Städten sind freilich die Spuren der alten Tage verwischt. Denn was Feindeshand und Naturereignisse nicht vermochten, geschah und geschieht den antiken Monumenten durch den modernen Städtebauer, der sie ohne Ehrfurcht und Hemmung als bequeme Steinbrüche ausbeutet, die einen gleich fertig zugerichteten Werkstoff liefern.

Betritt man diese Städte, so wird ihr malerischer Reiz aus der Ferne freilich durch jene Urbesitztümer des Orients beeinträchtigt, die er nicht läßt und die in Staub, Unrat, Menschengelärm der freien Gasse und kräftigen Düften in Verwesung geratener organischer Stoffe bestehen, die niemand beiseiteschafft. Die regellosen Häuserfluchten aller Gassen im Inneren der Städte, diese engen, winkligen, feuchten und dumpfen Stollen, sind durch keine städtebauliche Vorschrift gerichtet. Zum Schutz gegen die steile Sonne des Sommers werden quer über die Straßen schwere Querbauten oder leichte Überdachungen aufgeführt. Die Straßenflächen sind im Sommer mit hohem Staub, im Winter mit tiefem Schlamm bedeckt. Die Pflasterungen der engeren Gassen, in deren Grund nie ein Sonnenstrahl dringt, sind von Feuchtigkeit und Unrat schlüpfrig. Alle Verkaufsläden, Barbierbuden, Kaffeehäuser, Lagerräume, Werkstätten öffnen sich nach der Gasse zu. Vor ihnen staut sich das brandende Leben namentlich in den kühleren Früh- und Abendstunden. Durch die bunte Flut der Eingeborenen geht ein emsiges Hasten, und es scheint, als ob sie es alle sehr eilig hätten,



In der Syrischen Wüste

obschon ihnen für ihre gemächlichen Geschäfte weitaus mehr Zeit zur Verfügung steht, als nötig ist. Wir sehen die wohlhabenden Stadtbewohner feist und verweichlicht in weitem Leibrock wandeln, die mosleminischen Geistlichen mit dem weißen Turban, dem Doktorhut des Islams, stolzieren. Neben ihnen die maronitischen Geistlichen mit ihren schwarzen Kappen. Der syrische Christ bevorzugt die Europäerkleidung »nach Pariser Art«, und nur der Mann der alten Schule zeigt sich noch in der weiten Pumphose und der goldbestickten bunten Jacke. Der »Mann aus Syrerland« führt noch immer seine Kamele am Halfterband mitten durch das Gewühl der Gassen und erkennt das dort recht hilflose Transportmittel des Westens, das »Trombil« (Auto), obwohl es seine eigne Herde scheu macht, noch lange nicht als den Stärkeren an. Stolz und aufrecht schreiten die dürren Söhne der Steppe durch das von ihnen verachtete Volk der Steinhausbewohner. Ihr buntes Kopftuch wird von dem doppelt gewundenen Wolltau, dem Agal, festgehalten. Es dient ihnen im Winter als Kälteschutz, im Sommer als Feuchtigkeitsfang des Atems und auch als Maskierung des Gesichts. Arabische, kurdische, tscherkessische, drusische, armenische Gewandungen gestalten das Gewoge der Straße für den unkundigen Fremden zu einem Karneval, in dem die auf gestelzten Pantöffelchen dahinwandelnden, über und über verhängten mosleminischen Damen seltsam genug auffallen und keineswegs an die himmlische Schlankheit erinnern, die in Mirza Schaffys Ghaselen besungen wird. Die Christinnen gehen unverschleiert im gestickten Baumwollkleid oder, wer sich von ihnen »modern« dünkt, im Pariser Kostüm, das freilich eine Mode von vorgestern zeigt.

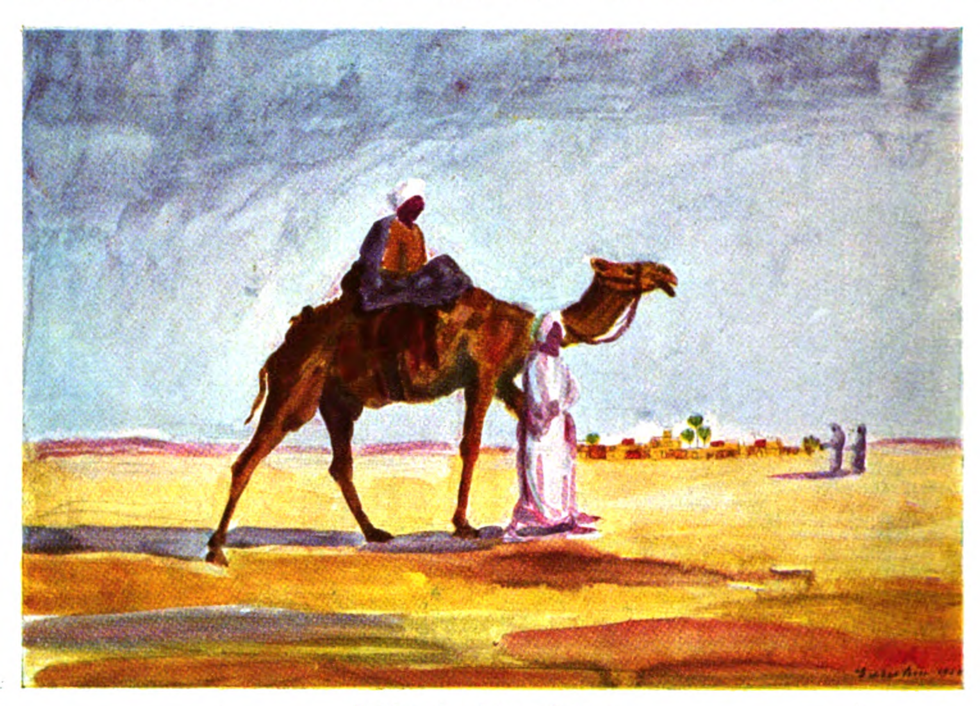


Drusendorf am Libanon

Diese heutigen Syrier sind Nachkommen der Aramäer, in deren Sprache einst Christus lehrte. Sie sind im Lande eingesessen, soweit die Geschichte zurückreicht, doch es haben alle, die im Laufe der Jahrhunderte hier als Herren weilten, die Griechen, Römer, Byzantiner, Araber, Kreuzfahrer und Türken, Spuren ihres Verweilens in ihrem Blute zurückgelassen. Die Syrier stellen einen großen, wohlgebildeten Menschenschlag dar. Sie gelten als tüchtige Kaufleute, als verschlagen, eitel und sehr sprachenkundig, und ihre Frauen sind sehr schön.

Die christliche und die mosleminische Religion, die einander im Lande etwa die Wage halten, begegnen sich in einem seit den Tagen der Kreuzfahrer entflammten Haß, aus dem immer von neuem blutige Kämpfe und wilde Metzeleien hervorbrachen, als furchtbarste die 1860 von den Drusen veranstaltete.

Dies Land, in dem einst dem Baal geopfert und der Astarte tiefgeheimer Kult getrieben wurde, hat dem Sektenwesen immer einen fruchtbaren Boden bereitet. Die Zersplitterung des Christentums in Lateinische Katholiken, Maroniten, Jakobiten, Unierte Syrier, Griechisch-Orthodoxe, Griechisch-Katholische, Gregorianer, Armenische Protestanten, Kopten ist ebenso seltsam wie die der Mohammedaner Syriens in Sunniten, Ismailier, Noseirier, Jeziden, Drusen



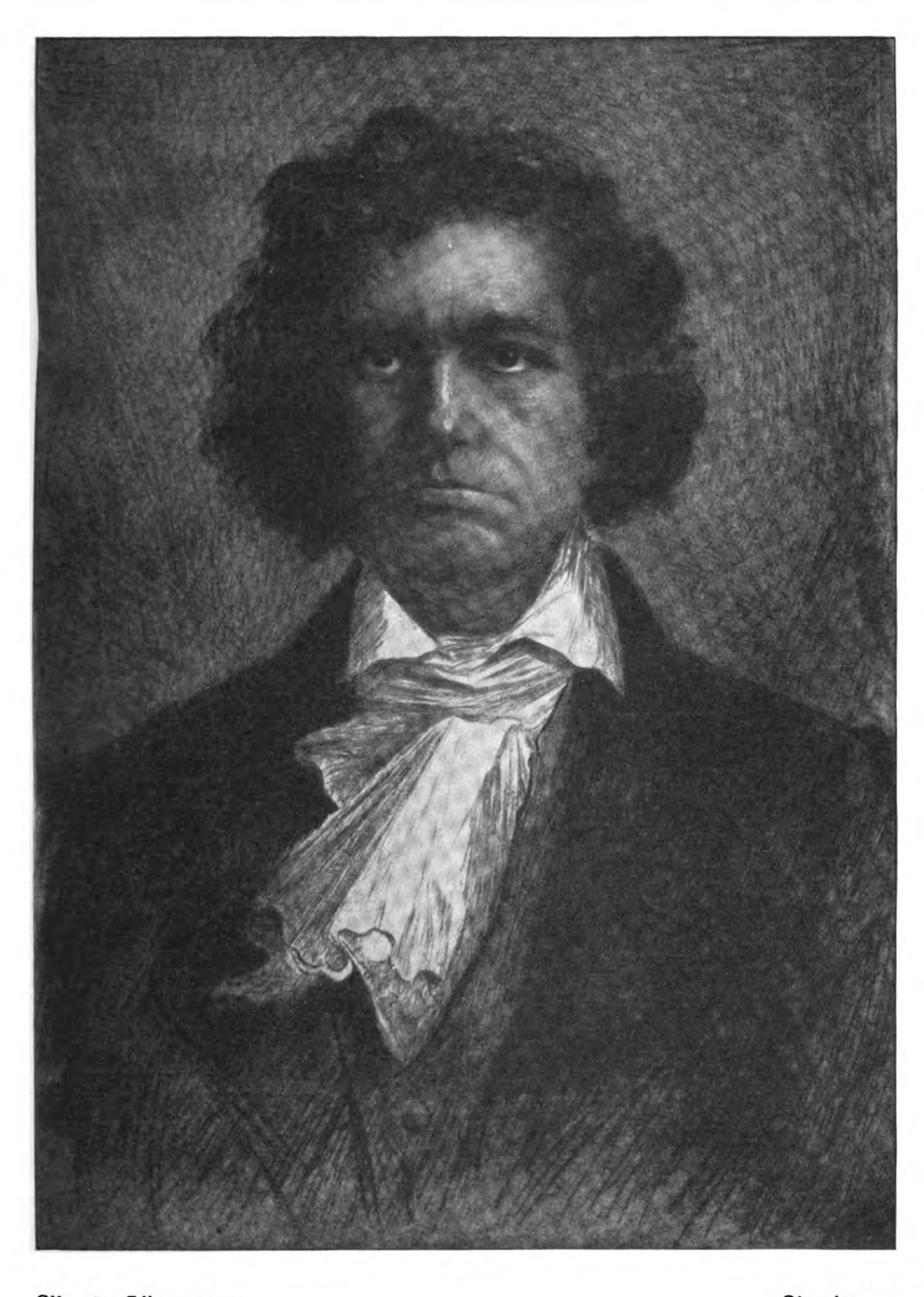
Lastkamel auf dem Heimweg

und die ultraschiitische Sekte der Assasinen, jener Anhänger des »Alten vom Berge«, deren blutige und berüchtigte Taten uns die Geschichte der Kreuzzüge überlieferte. Und so blühen hier zahlreiche mystische Sekten, die aus der Verquickung von Ideen und Bräuchen des Christentums, des Islams, des Zoroastrismus und Buddhismus, verbunden mit neuen Erfindungen, hervorgingen.

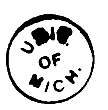
Trotz aller Verschiedenheit der Rassen und Religionen wird jedoch in Syrien ganz allgemein Arabisch gesprochen, nur daß jeder bessere Syrier das Französische beherrscht. Die französischen Beziehungen zu Syrien sind alt. Maroniten fochten bereits an der Seite der Kreuzritter Frankreichs, und seit jener Epoche heißt jeder Europäer in Syrien »Franke« schlechthin. Französische Könige pflegten die Beziehungen weiter und waren des Landes gütige Protektoren. Die Schulpropaganda, dieses wichtige Annäherungsmittel der Völker, wurde von Frankreich in Syrien seit länger als einem Jahrhundert betrieben. Heute haben die Syrier nun das, womit sie unter dem für sie so wenig fühlbaren Joch der Türken immerzu liebäugelten: sie sind Franzosen geworden. Aber dieser einst so liebenswürdige Freund zeigt sich jetzt als das, was er ist, als der rücksichtslose Ausbeuter mit der gepanzerten Faust. Und wie vor Tausenden von Jahren hallt der übermütige Tritt von Eroberern durch die Gassen, genießt der Fremde die Frucht des Reichtums.

Was uns der Maler mit seinen Bildern aus Syrien zeigt, sind Ausschnitte aus dem Inneren von Städten und rasch erfaßte Einzelaugenblicke aus dem Leben der Gasse oder des freien Landes. Er führt uns hinaus in die Ebenen, über denen das purpurne und schwefelfarbene Flammen der syrischen Sonne von einem starren, eisenblauen Mittagshimmel niederströmt. Wir sehen die Kameltreiber in ihren weißen, luftigen Hemden und dem weißen Turbantuch der Drusen. Im Hintergrund wandeln düstere und wie in Trauer gekleidete mosleminische Fellachenfrauen über den grellbesonnten Platz vom Brunnen nach ihren Behausungen. Diese Lehmhäuser des Landes, hoch überragt von einigen einsamen schlanken Dattelpalmen, verschwinden fast in der Ferne der grellflimmernden sommerlichen Ebene, die in einem purpurbraunen Kranz von flachen Hügelzügen eingebettet liegt.

Alle diese sehr echten und sehr friedlichen Bildausschnitte aus dem Leben Syriens geben einen Begriff von dem heiter und geruhig dahinströmenden Leben des Ostens und von seinen kindlich einfachen Menschen, die in der Laßheit ihrer Art nichts als das Kef — die behagliche Ruhe —, ein auskömmliches Dasein und die Bewahrung der Sitten und des Glaubens der Väter erstreben. Aber sie werden wilde Krieger und gehen furchtlos in den Tod, wenn ihnen ein Landfremder diese einfachen Güter streitig machen und sie gleich Negern versklaven will.



Martin Hönemann: Beethoven



Beethovens Lebensbejahung

Von Wilhelm Kleefeld

Die Gnade, daß uns ein Beethoven ward, wiegt Leiden und Entsagung auf. Sein Bild, einst von der Vorstellung der Menschenverachtung, der Weltverdammung umschauert, wird immer leuchtender, je weiter wir uns von ihm entfernen. Jetzt, da sich der Todestag (26. März) zum hundertsten Male jährt, sind wir in der Lage, rückschauend die Sternenbahn zu ermessen. Seine Werke haben seit Menschenaltern ihre ausschöpfende, auf die Knie zwingende Würdigung erhalten. Seine Persönlichkeit aber war darüber hinaus vom Nebel des Mißverstehens umweht.

Wie konnte man so lange an den inneren Zwiespalt Beethovens glauben? Weil manche seiner spärlich getanen Äußerungen eine zerknirschte Augenblicksstimmung andeuteten, hielt man den Menschen Beethoven für einen der Unglücklichsten, Verzweifeltsten seines Geschlechts. O Irrtum über Irrtum! Vieles, was als Zerrissenheit erschien, enthüllt sich als innere Größe, die Verlassenheit als einsame Höhe des Geistes. Wie konnte man an Vereinsamung glauben, da mit dem Hohen die Geister der Ewigkeit Zwiesprache halten! Es zeigt sich bei tieferem Eindringen, daß die Vereinsamung nur scheinbar, äußerlich ist, daß ihn das Wissen des Sehers mit dem Leben der Welt in Berührung hält, daß das Mitleiden des Genius die Süße und Freudigkeit des Irdischen, ins Tausendfache verstärkt, erfaßt und erfühlt. Sein »Verstehen« umspannt alle Völker, alle Schichten: ein Verstehen des Gottnahen, des Übermenschen.

Freilich, wer das Testament des Zweiunddreißigjährigen liest, erstarrt vor bangendem Mitgefühl. Drohte dem eben zum Manne gereiften Jüngling doch das Schwerste, das den Musikbegnadeten treffen konnte: Taubheit! Voll Zuversicht und Lebensmut war der Rheinländer aus seiner liederfrohen Heimatstadt Bonn zu dem Kulturzentrum der Kaiserstadt Wien gepilgert. Hohe Empfehlungen verschafften ihm schnell Beschäftigung und Eingang in die kunstliebenden Adels- und Patrizierkreise. Daneben galt es, eifrigst weitere Studien zu treiben, bei Haydn, Albrechtsberger, Schenk, und die ersten Früchte der göttlichen Begabung der Welt darzubieten. Alles schien seinen hoffnungschimmernden Gang zu nehmen, da brach, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, ein Ohrenleiden über ihn herein. Erst nur in fernen Anzeichen, allmählich aber ernster und drohender. Die ärztlichen Auskünfte waren ausweichend. Der eben noch so Zuversichtliche fällt aus allen Wolken. Ein Nervenzusammenbruch, ein Kampf der Gewalten, ein Schluß der Entsagung — das ist das Heiligenstadter Testament.

Besondere Erlebnisse waren vorangegangen. Liebeswünsche und -kämpfe, Enttäuschung, Abkehr. 1801 hatte sein Gefühlsüberschwang sich in der Mondscheinsonate enthüllt. Der unerreichbaren Geliebten widmete er den Traum seines Herzens. Wie ein maßgebender seiner Freunde, der Arzt Wegeler, sagt, war Beethoven »nie ohne Liebe und meistens von ihr in hohem Grade ergriffen«. Hier war nun gerade aus dem »Hangen« ein »Bangen« geworden. Zur gleichen Zeit hatte sich ein künstlerischer Plan zerschlagen, die Hoffnung, durch große Aufführungen der Welt sein Werk zu zeigen. So trat zu der Ergriffenheit der Entsagung, des Entsagenmüssens der Verdruß über den augenblicklichen Fehlschlag. Und nun die schmerzliche Erkenntnis, daß die Ärzte dem seit sechs Jahren langsam fortschreitenden Gehörleiden keinen Einhalt gebieten konnten. Verschiedene Behandlungen hatten den Zustand nicht gebessert, eher verschlimmert. Er suchte neuen Rat bei dem Arzt Dr. Schmidt, der vor allem Ruhe, Sammlung, Schonung empfahl und ihn in die Idylle des dicht vor den Toren Wiens gelegenen Heiligenstadt schickte. Hier entlud sich der aufgesammelte Schmerz in der erschütternden Beichte des Heiligenstädter Testaments:

»O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erklärt, wie unrecht tut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheint! Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das starke Gefühl des Wohlwollens. Selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt. Mit einem feurigen, lebhaften Temperament geboren, selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben

zubringen; wollte ich auch zuweilen mich einmal über alles das hinaussetzen, o wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines schlechten Gehörs dann zurückgestoßen, und doch war's mir noch nicht möglich, den Menschen zu sagen: Sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub! Ach, wie wäre es möglich, daß ich die Schwäche eines Sinnes angeben sollte, der bei mir in einem vollkommeneren Grade als bei andern sein sollte, einen Sinn, den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fach gewiß haben, noch gehabt haben! — O, ich kann es nicht! — Drum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gern unter euch mischte. Doppelt wehe tut mir mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muß. Für mich darf Erholung in menschlicher Gesellschaft, feineren Unterredungen, wechselseitigen Ergießungen nicht stattharben. Ganz allein fast und soviel als es die höchste Notwendigkeit fordert, darf ich mich in Gesellschaft einlassen. Wie ein Verbannter muß ich leben. Nahe ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine heiße Ängstlichkeit, indem ich befürchte, in Gefahr gesetzt zu werden, meinen Zustand merken zu lassen.«

Ist es nicht allzu begreiflich, daß der Ansturm dieser Empfindungen eine, wenn auch nur vorübergehende, Depression auf den kühnen Geist übte? Und die Welt, die mit ihm in Berührung kam, prägte ihn sofort zum Menschenfeind, zum Weltverächter. Die Mitlebenden trugen es weiter, die Nachlebenden glaubten das Gerücht in den unwiderleglichen Worten des Testaments bestätigt zu finden. Ist es zu verwundern, daß sich lange Zeit die Auffassung durchsetzen konnte, Beethoven sei ein Misanthrop, ein Lebensverneiner gewesen?

Wer wirklich und wahrhaftig in den Geist seiner Werke eingedrungen, der mußte den wahren Charakter Beethovens erkennen. Alsbald nach dem Sommer 1802, da in der Ruhe des Heiligenstädter Aufenthalts das Leiden sich ein klein wenig zu mildern schien, schritt der Neugewappnete zu großen Arbeiten. Es erstand die erste echte Beethoven-Symphonie, die Eroika. Ursprünglich von Beethovens Hand mit der Bezeichnung versehen: »Geschrieben auf Bonaparte«; später, da der Konsul zur Kaiserkrone griff, ihrer Widmung von Beethoven selbst beraubt. Die Verehrung für den großen Menschen wurde durch die Erkenntnis geschmälert, daß auch hier Ehrgeiz, Ruhmgier, Herrschsucht regierten. Mochte solche psychische Enttäuschung nicht auch ihren Rückschlag in Beethovens Seele finden? So sehen wir die Heroische Symphonie umrahmt von der kraftvoll stürmenden Waldsteinsonate auf der einen und der wieder die Marter der Entsagung aufdeckenden »Appassionata« auf der andern Seite. Freilich zum »Ducken und Bücken« war keine Zeit.

Schon holt er zu einer der gewaltigsten Tonschöpfungen aller Zeiten aus, der C-Moll-Symphonie. Auch hier das Motiv des Vorwärts und Aufwärts. Aus kleinen Energien strafft sich, immer stolzer und kühner emporsteigend, die Sieghaftigkeit des Geistes, der sich die Welt der Materie untertänig macht. Welch eine Lebensbejahung spricht sich nach den streitbaren Vordersätzen in dem prachtvoll aufgebauten Finale aus! Eine Moll-Symphonie, die nicht, wie bis dahin oft geschehen, die Schlußwendung, nein, den ganzen Schlußsatz in das herzhaft kraftvolle Dur umschweißt. Bei diesem Werke läßt sich an Hand der Skizzen die feilende, meisternde Arbeit verfolgen, die aus dem Guten das Bessere, das Beste herausdestilliert, in straffster, geschlossenster Form. Zu gleicher Zeit war die einzige Oper Beethovens, Fidelio, fertig geworden, die dann freilich noch mehrere Umwandlungen, über zehn Jahre erstreckt, erfahren sollte. In der ersten Niederschrift noch ein wenig gebannt, tritt in der späteren Fassung immer mitreißender der freudige Jubel der Lebensanteilnahme zutage:

> Wer ein holdes Weib errungen,
> Stimm' in unsern Jubel ein.

Jubelt so über das Glück der Brüder und Schwestern der Geist der Verachtung und Verwünschung?

1808 kam die C-Moll-Symphonie ans Licht, die sechste, die Pastorale, folgte auf dem Fuße, mit ihr das brausende fünfte Klavierkonzert in Es-Dur. Lauter Äußerungen eines in sich Gefestigten, an seine Welt und an seine Bestimmung Glaubenden. Sieg der Ewigkeit über alle Kleinlichkeit des Alltags, Niederringen der Zufälligkeiten und Widrigkeiten durch

die Überzeugung seiner hehren, unvergleichlichen Mission. Nach dem Siege Napoleons bei Jena soll Beethoven geäußert haben: »Schade, daß ich die Kriegskunst nicht so verstehe wie die Tonkunst, ich würde ihn doch besiegen.« Welche Kundgebung eines weltumspannenden, hoffnungstreuenden Genius! Nun, da sich der Meister dem vierzigsten Lebensjahre nähert, tritt zu der drängenden, durchsetzenden Kraft des Siegeswillens die Selbstsicherheit, die ruhige Bewußtheit dieser Kraft. Ein Selbstvertrauen, bis zur lächelnden Beschaulichkeit gesteigert, wird erkennbar. Die Pastoral-Symphonie gibt den Auftakt. »Ich habe immer ein Gemälde in meinen Gedanken, wenn ich am Komponieren bin, und arbeite danach«, äußert er. Seine Beschaulichkeit arbeitet in Bildern, in Erscheinungen der Außenwelt. »Das Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande«, »Das lustige Zusammensein der Landleute«, alles erlebt Beethoven in starkem Geiste mit. Freilich geht er nicht in der Allgemeinheit unter. Sein Persönlichstes schlummert unter der Decke dieser Allgemeinheit. Einige wenige Noten könnten das schon verraten. Man kennt den Tanz der Landleute, der sich in stetem Wachsen bis zur Tollheit, bis zum Taumel steigert. Auf dem Höhepunkt der Tanzausgelassenheit verstummt plötzlich alles — da erklingt in den Bässen, ohne irgendwelchen vermittelnden Übergang im zartesten Pianissimo, eine harmoniefremde Note. Diese kaum hörbare Note, die sich wie ein dunkler Schleier plötzlich herniedersenkt, das ist der Geist, der Schatten des grollenden Schicksals, das ist der Hauch einer unsäglichen Seelenangst, der niemand völlig entflieht, die mitten im Festestrubel gespensterhaft neben uns steht. Aber der Schatten weicht, neuer Jubel steigt auf, wird von einem tosenden Gewittersturm durchkreuzt, der vorüberrauscht, um endgültig dem seligen Gefühl der Freude, der Lebenshingabe Raum zu bieten. Also auch hier die durch den Wechsel des Lebens sich durchsetzende Bejahung. Und nun gar die siebente Symphonie, in A-Dur, in der schon der erste Satz, fast wider alle symphonische Tradition, in tanzenden Rhythmen Freude predigt, in der nach kurzem Grübeln des Allegretto der Schlußteil die Macht des pulsierenden Lebens besiegelt. Weiter die ausgelassene, humordurchwürzte Leichtigkeit der Achten, die man lange Zeit gar nicht als »Beethovensch« anerkennen wollte, weil man sich auf solche Unbefangenheit der weltlichen Anteilnahme bei Beethoven nur schwer einstellen konnte. »Sind das etwa Erzeugnisse eines melancholischen und düsteren Temperaments oder eines verschmähten und schwermütigen Liebhabers, welcher seufzt gleich glühenden und schmelzenden Sonetten auf die Augenbrauen seiner Herrin?« fragt der Beethoven-Biograph Thayer.

Hatte nicht in diesen Jahren die große Leidenschaft um Therese Malfatti Erschütterungen gebracht, die zarte Neigung zu der kleinen Bettina (Bettina von Arnim) Herzensregungen geweckt? Und waren nicht dichte Schatten auf das Bild des warmströmenden Lebens gefallen, die eine allzeit vorwärtsdrängende, dem letzten Ziele zustrebende Macht von sich fernhielt? Erweist sich da nicht die Geltung der Worte, die Bettinas Brief an Goethe meldete: »Wie ich diesen sah, von dem ich dir jetzt sprechen will, da vergaß ich der ganzen Welt. Es ist Beethoven, von dem ich dir jetzt sprechen will, und bei dem ich der Welt und deiner vergessen habe; ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich ausspreche (was jetzt wirklich keiner versteht und glaubt), er schreite weit der Bildung der ganzen Menschheit voran. Und ob wir ihn je einholen? — Ich zweifle. Möge er nur leben, bis das gewaltige und erhabene Rätsel, was in seinem Geiste liegt, zu seiner höchsten Vollendung herangereift ist, ja, möge er sein höchstes Ziel erreichen, gewiß, dann läßt er den Schlüssel zu einer himmlischen Erkenntnis in unsern Händen, die uns der wahren Seligkeit um eine Stufe näher rückt.« Solche Kundgebungen, auch wenn sie anekdotisch belastet sind, haben durch die Kennzeichnung der Zeitumstände Beweiskraft in sich.

Man male sich die Enttäuschung aus über den ersten Mißerfolg der Oper »Fidelio«, die zuerst den Titel »Leonore« führte, die er kürzte und umgestaltete, ohne sich durchsetzen zu können. Ein Werk, das, für die Ewigkeit gemeißelt, kaum mit Achtung aufgenommen, nicht entfernt seinem Werte gemäß gewürdigt wurde. Sollte man da nicht einen Ausdruck des Mißmuts verstehen? Und doch, wie rasch hob der Genius aufs

neue die Schwingen! Die Quartette Op. 59, die B-Dur-Symphonie, das herrliche Violinkonzert, das G-Dur-Klavierkonzert werden dargeboten.

Auch das Gespenst der finanziellen Sorge taucht zu wiederholten Malen auf. Einmal ging Beethoven mit sich zu Rate, die geschäftliche Angelegenheit zu sichern. 1809 hatte ihm der König von Westfalen die Stelle eines Kapellmeisters mit 600 Dukaten angeboten. Nach ernsten Erwägungen widerstand er dem Lockruf. Und mehrere hohe Adelsmitglieder, Erzherzog Rudolf, die Fürsten Lobkowitz und Kinsky, setzten ihm ein Jahresgehalt von 4000 Gulden aus mit der einzigen Bedingung, daß er Österreich nicht verlassen möge. Doch verringerte sich diese Summe im Laufe der Zeit bedeutend. Durch die Ereignisse wurde der Gulden entwertet, Lobkowitz machte Bankrott, Kinsky starb, so daß Beethoven nur etwa 900 Gulden übrigblieben. Er mußte sich Einschränkungen auferlegen, zumal da ihm die Erziehung seines Neffen immer größere Kosten verursachte.

Und nun die bösen Erfahrungen mit diesem Neffen und all die Umstände, die ihm Seelenqualen brachten. Sein Bruder war gestorben und hatte ihn zum Vormund seines Sohnes bestellt. Beethoven übernahm mit dem ganzen Ernst und Eifer, deren er fähig, die Aufgabe. Aber gleich zu Beginn sollte er schwere Aufregungen durchkosten. Die Witwe hatte das Testament angefochten, wollte die Erziehung des Sohnes behalten, aus Widerspruch und Streitsucht. Es kam ein vier Jahre dauernder Prozeß, der ihn zerrüttete und zermürbte und naturgemäß doppelt traf, da er ihn seiner Arbeit entzog. Endlich siegten Vernunft und Gerechtigkeit. Und welche Unzahl von Mühen, Sorgen, Bitternissen, Gefahren hat diese Erziehung heraufbeschworen! Der Neffe war nicht zu bändigen. Statt der in Liebe aufgehenden Erfüllung erstand dem Meister eine dauernde Marter, die er mit unendlicher Geduld, mit trotz allem nie und nimmer versiegender Liebe ertrug. Nicht ohne Rührung kann man die vielen Briefe lesen, die er an den Neffen richtet. Mit einem Lächeln unter Tränen redet er ihn oft »Liebes Lumperl« an, eine durch Humor gewürzte Zurechtweisung, die freilich nie auf lange vorhielt. Oder er schreibt »Mein Benjamin«, »Lieber Sohn« und unterzeichnet sich »Dein treuer Vater«. Die Kosten, die der Meister aufwendete, wurden immer drückender, immer peinigender.

Dazu die Ärgernisse des Tages, des Berufes. Der Genius, der in neuen Tönen sich verkündete, stieß mit den immer weiter ausgreifenden Äußerungen auf immer mehr hemmendes Mißverstehen der kleinen Geister. Die Sänger und Spieler der urpersönlichsten Schöpfungen erklärten, die Stimmen nicht ausführen zu können, verlangten Änderungen dieser und jener Noten, da sie mit dem hergebrachten Gut ihres Kunstvermögens die Aufgaben nicht bestreiten konnten. Beethoven blieb unerbittlich. Er war sich bewußt, daß seine Schrift die einzig gültige war, daß sie allein seine Absicht voll verwirklichte. Heute wissen wir, daß diese Werke einen neuen Stil der Aufführung bedingen. Die Neunte Symphonie singt man nicht, man muß sie jauchzen, triumphierend jubeln. Das soll und das muß eben die Erfüllung geben. Die Neunte Symphonie, die letzte und höchste Offenbarung seelischer Freude, ist zum Hohenliede der Menschheit geworden.

Trotz aller äußeren Widrigkeiten, trotz der Verstimmungen, Ärgernisse und Fährlichkeiten bewundern wir die wachsende Größe der Selbstsicherheit, das fest entschlossene Weiterschreiten auf der betretenen Bahn. Ein Beispiel für viele: Mitten in den Qualen und Scherereien des Prozesses entstand die Achte Symphonie, die in ihrem herrlichen Humor überströmt. Der Mensch konnte naturgemäß durch äußere Hemmnisse vorübergehend aus dem Gleichgewicht gebracht werden, der Genius aber fand in erstaunlicher Schnelligkeit wieder zu der olympischen Beherrschung der urgewaltigen Ruhe künstlerischen Schaffens und Schöpfens zurück.

In den Werken der Weltliteratur, in der Philosophie aller Völker fand er Trost und Heilung. Mit eigner Hand bannte er die Sprüche orientalischer Weisheit aufs Papier. Sie wurden unter Glas gesetzt und in seinem Arbeitszimmer aufgestellt. »Ich bin, was da ist. Ich bin alles, was ist, was war, was sein wird, kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.« So fühlt sich der Genius verbunden mit dem All. Mit Klopstock, dessen Oden er viele Jahre stets mit sich trug, erkennt er sich als Samenkorn einer allzeit erneuernden Ernte. Mit Goethe versteht er das Walten der unbegreiflichen

Natur, als ein ewig neues Werden. Werden aus Vergehen. Zur Weichheit und Weichlichkeit läßt solche Lebensauffassung keinen Raum. »Kraft ist die Moral aller Menschen, die sich vor andern auszeichnen, und sie ist auch die meinige.« Dem Künstler ganz besonders liegt die Pflicht ob, in dem Wechsel der Erscheinungen den sichernden Pol zu finden. Nachdenklichkeit, Empfindsamkeit steht dem Schaffenden nicht an. »Rührung paßt nur für Frauenzimmer, dem Manne muß die Musik Feuer aus dem Geiste schlagen«, sagt er. Und wieder: »Die meisten Menschen sind gerührt, das sind aber keine Künstlernaturen; Künstler sind feurig, sie weinen nicht.« Der Wechsel der Stimmung hat seine Regel wie die Jahreszeiten und der Lauf der Sonne. Sehr treffend gebraucht Schopenhauer einmal den schönen Vergleich des Genius mit einem Alpenriesen, dessen Haupt stets in den Wolken stecke, dessen Stirn von grauem Nebel umhüllt sei, den Augen gewöhnlicher Sterblicher entrückt. Nur wenn ein besonders glücklicher Tag die Sonne verstärke, werde der Riese wolkenfrei und zeige seine ganze majestätische Größe der Außenwelt. So könne auch nur zu Ausnahmegelegenheiten der Genius der Allgemeinheit nähergebracht werden, um nach kurzem Verweilen wieder in das Geheimnis der Entrücktheit zu versinken. Im ganzen und allgemeinen beruht die dem Genie beigegebene Melancholie darauf, daß der Wille zum Leben, von je hellerem Intellekt er sich beleuchtet findet, desto deutlicher das Elend seines Zustandes wahrnimmt. So zeigt auch das meistens melancholische Genie zwischendurch »die nur ihm mögliche, aus der vollkommenen Objektivität des Geistes entspringende eigentümliche Heiterkeit«, die wie Lichtglanz auf seiner hohen Stirn schwebt.

Neunte Symphonie, Missa solemnis, die letzten Sonaten und die letzten Quartette — sie sind das Vermächtnis, das der zukunftweisende Genius der Nachwelt zum Erbe gab. Aber wie die Mitlebenden in Bangigkeit zurückwichen, so wußte auch die kommende Generation zunächst nicht des Geschenkes froh zu werden. Selbst ein Weber, ein Spohr, ein Brahms sahen nicht die gerade Bahn zum Licht, empfanden nicht die beglückende Erlösung, die sich hier kündete. Man glaubte den Genius im Kampf mit den äußeren Mächten, deren er nicht Herr werden könne, im Kampf mit seiner eignen Starre, die er nicht zu bannen vermöge.

So kommt es, daß die zeitgenössischen Bilder ihn auch durchgehends in einer wilden Straffheit der Gedanken, in verhalten abweisender Geste festgehalten haben. Und die zahllosen Phantasien, die ihm im Laufe der Jahre Gestalt gaben, folgen dieser Richtung. Erst die Meisterhand Klingers zauberte aus dem Marmor den kühnen, selbstsicheren Olympier. Und die Bildniszeichnung von Professor M a r t i n H o e n e m a n n, die diesen Gedenkaufsatz als Kunstblatt begleitet, sucht den verwandten Weg; sie streift das Starre, Kühle ab und kündet in der Erhabenheit des Tondenkers den teilnehmenden, dem Leben verbundenen Menschen.

Beethovens Werk ist der umfassende Ausdruck der Ziele und Bestrebungen des neuen Jahrhunderts geworden. Eine Zusammenfassung der Zeitgewalten, eine Prophetie der rollenden Entwicklung. Man fühlt sich ein wenig beklommen, und doch wird man Richard Wagner recht geben, wenn er den des Gehörs beraubten Tontitanen dem blinden Seher Teiresias vergleicht, wenn er in dem Mangel des einen Sinnes das Symbol der ergreifendsten Erhabenheit erkennt.

Der Pyramidenbau der neun Symphonien ist das Werk eines Lebensbezwingers, der von Stufe zu Stufe emporsteigt, durch siegreichen Kampf zur Erfüllung, zur Heiterkeit und berauschenden Freude einkehrt. Gewiß lagen zwischen diesen Merksteinen der Lebensbejahung auch Strecken minderen Lebensmutes. Doch wurden diese allzeit schnell überwunden und verschwanden aus dem Gedächtnis. Es ersteht die Erscheinung eines in stolzer Männlichkeit, in unerbittlicher Selbstzucht prangenden Schöpfers, dessen Schaffensdrang in die unermeßlichen Weiten ging und dessen ernstes Pflichtbewußtsein sich klar war, daß das ihm verliehene höchste Gut als Gemeinschaftserbe zu verwalten, zu betreuen und zu bewahren sei. In dieser Auffassung seines Lebens und seiner Kunst konnte keine Weltverachtung Platz haben. Denn der Träger fühlte dem hohen Schicksal gegenüber die Verantwortung, sein Genie auszuschöpfen, zur Erhebung der Kunstgemeinde, zur Bereicherung des geistigen Weltvermögens, zur Stärkung der Lebensfülle, des Lebensbewußtseins.

Mastarna

Novelle von Alexander von Gleichen-Rußwurm

Leonore stand zwischen beiden Brüdern im römischen Museum der etruskischen Altertümer vor dem Gemälde, das aus königlicher Grabkammer in der Nähe von Bolsena stammte und die höchste Kunstblüte des merkwürdigen Volkes zeigt. Sie interessierte sich besonders für solche Dinge, denn sie arbeitete an einer Doktorarbeit über etruskische Altertümer. Um ihre Selbständigkeit zu beweisen, wollte sie den akademischen Grad erreichen, ehe sie einen der beiden Brüder heiratete.

Welchen, war die Lebensfrage, vor der die drei Menschen auf dieser Reise standen. Beide Brüder hatten um sie angehalten, beide waren von Kindheit an mit ihr vertraut. Die Entscheidung sollte am heutigen Tage fallen, ehe die Rückreise von Rom nach Deutschland angetreten wurde.

Die Brüder, Julius, der Ingenieur, und Albert, der Architekt, hatten sich zwar geeinigt, Leonores Entscheidung ohne Widerspruch anzunehmen, aber es lag doch eine seltsam feindliche Stimmung über ihnen, und alles, was auf dieser Reise besondere Aufmerksamkeit erregte, kam ihnen schicksalhaft vor.

Zwar mit geringerem wissenschaftlichem Interesse als Leonore lauschten sie dem Erklärer der Bilder, einem mitteilsamen, feingebildeten Geistlichen, der an einer Kunstgeschichte des Altertums arbeitete, aber der historische Inhalt dessen, was sie hörten, fesselte sie, und sie legten den Zwist ihres eignen Lebens unbewußt in die Erzählung des Gelehrten. Sie haßten einander in diesem Augenblick um Leonores willen. Unter moderner höflicher Form loderte in ihnen antike Leidenschaft, und da ergriff sie, was der Monsignore vortrug, mit eigentümlich packender Gewalt.

»Die antike Kunst liebt gleich der mittelalterlichen« — so ungefähr begann der Erklärer — »die Parallele. Wie man im Mittelalter das Alte Testament als Gegensatz oder Verheißung dem Neuen gegenüberstellte, tat schon der etruskische und später der römische Maler, indem er die griechische Sagenwelt der eignen Geschichte, vornehmlich den Tagesereignissen in Parallele gab. So sehen Sie hier auf einer Wand die feindlichen Brüder Eteokles und Polyneikes im Todeskampf um den Besitz der Herrschaft.«

Unwillkürlich erfaßte Leonore einen Blick, der drohend von Julius auf Albert ging, und es war ihr, als müsse sie sich schützend vor diesen, den Schwächeren, stellen.

»Das blutige frühe Griechentum«, fuhr der Geistliche fort, »kannte noch keine Versöhnung und opferte jegliches Leben den Göttern oder dem Siegerwillen. Hier auf der andern Seite sehen Sie schon Kultur, die etruskische und römische Milde. Mastarna streckt den Arm aus, die Fesseln des gebundenen Feindes zu zerschneiden.«

»Wer war Mastarna? Fand er Lohn für seine Tat?« fragte Julius.

»Mastarna hieß als römischer König Servius Tullius. Setzen wir uns in den Garten des Museums, ich werde Ihnen die Geschichte erzählen. Sie klingt wie ein grausames Märchen.«

Aus grausamer Vergangenheit in die vielleicht noch grausamere Gegenwart, dachte Leonore.

»Nach dem Tode des Tarquinius Priscus, der ein Etrusker gewesen, entstand Streit um die Thronfolge. Der Bastard des Königs namens Mastarna drang mit einem etruskischen Heerhaufen in die Stadt, nahm die rechtmäßigen Prinzen gefangen und setzte sich die Krone aufs Haupt. Nachdem ihn die demokratische Partei anerkannt hatte, legte er sich den Namen Servius Tullius bei. An diese Staatshandlung schloß sich der Roman. Mastarna begnadigte die Prinzen, zeichnete sie aus vor allem Volk und vermählte sie mit seinen beiden Töchtern, auf väterlichen Befehl die ältere dem älteren, die jüngere dem jüngeren.

Doch bald merkte der König, daß die Gattin des Aruns, des älteren der beiden Tarquinier, liebeverlangende Blicke auf Lucius, den jüngeren, warf, verzehrend mit dem Feuer ihrer heißen Natur die Küsse des gewandten Springers und Fechters begehrte, neben dem Aruns, der opferkundige Priester, an Schönheit und Kraft nicht bestehen konnte.«

Julius ließ einen fast verächtlichen Blick über den zarteren, kleineren Albert gleiten und straffte unwillkürlich die Muskeln seines Armes.

»Lucius erwiderte die heiße Liebe der Schwägerin,« erzählte der Gelehrte weiter, »denn seine Gattin war herb und tüchtig, wußte aber wenig von der Kunst, Männer zu fesseln. So stand Ocrisia, die schöne, begehrenswerte Frau, zwischen den Brüdern, dem Aruns angetraut, aber nicht in der Seele zu eigen, dem Lucius in Liebe zugetan, aber nicht angehörig nach dem Gesetz.«

Leonore sah sich zwischen den Brüdern stehen. Wenn sie sich irren sollte, wie es mit Ocrisia geschehen war! Aber sie wurde sich klar in diesem Augenblick, sie fühlte für den einen, während sie den andern fürchtete. Da wußte sie Bescheid in ihrem Herzen.

»Heimlich traf sich Lucius mit Ocrisia bei jener Quelle unter dem Palatin, wo die Nymphe den Menschen Schicksal verkünden und Rat erteilen sollte. Der Platz war nicht geheuer, Fieber und böse Geister gingen um. Oft und öfter traf sich die Königstochter mit ihrem Liebhaber an der verschwiegenen Stelle, bis eines Abends Aruns sie belauschte und Lucius dem drohend Vortretenden die im Mondschein hellaufblitzende Klinge in die Brust stieß. Nun galt es aufzutreten und sich seiner Liebe zu wehren! Noch mit blutigem Schwert eilte Lucius in die Stadt, in den Palast, in das Gemach seiner Gattin, die ihm keifend entgegentrat. Da schlug er sie nieder und schwor, die Geliebte an ihre Stelle zu setzen. Schaum vor den Lippen, die stieren Augen weit aufgerissen, stand Ocrisia vor ihm und heischte, daß er sie zur Königin mache ... Königin ... Königin wollte sie werden, herrschen über die Stadt, die einst ihr Volk, ihr etruskisches Volk zu unterjochen gewagt hatte. Aber zwischen ihr und dem Triumph stand noch der Vater, einst Mastarna, der etruskische Rebell, jetzt Servius Tullius, der mit dem gemeinen Volk liebäugelte um seiner Gunst willen. Und sie hetzte so lange, sie jagte so lange dem verliebten Gemahl böse Gedanken in den Sinn, bis er sich mit einer Reihe patrizischer Genossen gegen Servius Tullius verschwor und ihn in heißer Sommernacht, als der König zu dem Heiligtum des latinischen Bundes, dem von ihm erbauten Dianatempel, schreiten wollte, auf der Straße niederstieß.«

»Das hatte Mastarna von seiner Gnade!« rief Julius unwillkürlich laut.

»Und Ocrisia,« schloß der Geistliche seine Erzählung, »die mit ihrem Gespann des Weges kam, jauchzend fuhr sie mit den Rädern ihres Wagens über die Leiche des Vaters. Nun war sie Königin in Rom, und von den feindlichen Brüdern lebte nur einer noch, einer, der ihr Gatte war.«

Dies Wort fiel Julius, dem Ingenieur, eigentümlich auf die Nerven. Er war der kräftigere, lautere dem stilleren und vielleicht feineren Architekten gegenüber, beliebter bei Freunden und meist im Vorteil, handelte es sich um irgendeinen Wettbewerb.

Leonore stand auf, sie fühlte eine wachsend unheimliche Stimmung und fröstelte in ihrem leichten Kleid unter den brennenden Blicken der Männer. Sie hörte kaum mehr, was der Gelehrte über die Quellen ihrer Arbeit seiner Geschichte beifügte. Sie wußte nur eins: heute mußte die Entscheidung fallen, und die Gestalten von Lucius und Aruns kamen ihr nicht aus dem Sinn. Morgen würde sie die Heimreise antreten in ihrem Auto, den Erwählten am Steuer, und sie hatte gewählt. In dieser Stunde war der letzte Zweifel gewichen, sie entschied sich für Albert, den Architekten.

Wie Ocrisia die Gattin des Aruns wurde, sagte sich Julius mit Ingrimm, als Leonore mit freundlicher, aber entschiedener Rede ihren Entschluß kundzugeben sich bemühte. —

Am Morgen der Abreise begab sich Julius, sobald Rom zum geschäftlichen Leben erwachte, in die Garage einer großen Autofirma und suchte sich den stärksten der vorhandenen Wagen aus, einen Renntyp, beweglich und widerstandsfähig, mit dem man jeden Rekord aufnehmen konnte. Ohne viel zu handeln und zu probieren, kaufte er das Fahrzeug und ordnete an, es für den frühen Nachmittag abfahrtbereit zu halten. Dann kehrte er in das Hotel zurück, sich von dem Brautpaar zu verabschieden, das gegen Mittag reisefertig war und pünktlich über die Piazza del Popolo — durch etruskisches Land, wie Leonore sagte — die alte Straße über den Ponte Molle und La Storta gegen Norden fuhr. In glücklicher Stimmung verließen beide die Stadt.

Julius war ein leidenschaftlicher Charakter, kühn, von schnellem, oft übereiltem Entschluß. Als der schönere, gewandtere der beiden Brüder immer verwöhnt gewesen, jetzt zum erstenmal zurückgestoßen, dem andern, schwächeren, lange nicht so glänzenden zuliebe, fühlte er mit jäher Gewalt die furcht-

bare Niederlage, die er erlitten hatte, und ein nicht mehr zu bändigendes Verlangen überwältigte ihn, Leonore zu besitzen, die einzige Frau, für die es ihm wert zu leben dünkte, oder mit ihr zusammen unterzugehen.

Seltsam, immer wieder drängte sich in seine Qual das Bild des Römerkönigs, die Geschichte des Lucius, der sich durchzusetzen gewagt hatte, und des Mastarna, dessen Edelmut so schlecht belohnt worden war.

Der Museumsbesuch mit dem gelehrten Monsignore war der letzte Eindruck gewesen, der sich ihm als siegesgewissem Bewerber Leonores eingeprägt hatte, der letzte Augenblick, in dem er stolz und hoffnungsfroh vor der Zukunft stand. Deshalb konnten sich seine Gedanken nicht loslösen von den feindlichen römischen Brüdern und ihrer blutigen Mär. Wir kämpfen nur nicht mehr mit Dolch und Schwert, sagte er sich, nicht einmal mehr mit Pistole und Revolver, wir kämpfen mit Maschinen, mit Geschwindigkeiten, fast wie die Sterne im Weltall kämpfen. Ein Plan, ein finsterer Plan, der in ihm aufgetaucht war, setzte sich mit unheimlicher Zähigkeit fest und vereiste in seinem Herzen zu kalter, kältester Überlegung.

Ruhig nahm er seinen neugekauften Wagen in Besitz, lehnte das Anerbieten, daß ein Chauffeur ihn begleiten solle, ab und fuhr vorsichtig langsam über den Corso, durchquerte die breite Piazza del Popolo und steuerte zum Tor hinaus, wo zwei Stunden vorher Leonore in glücklichster Stimmung gefahren war. Als er die Tiberbrücke hinter sich hatte, setzte er mit stärkerer Kraft ein, fuhr so schnell, als es die Straße erlaubte, und bekam seinen Wagen immer besser in die Hand. Schneller und schneller ging die Fahrt über Windungen und Berge, fest war der Blick auf die Straße gerichtet, ob nicht die nächste Biegung ... Fest arbeitete der Gedanke hinter seiner Stirn: Wir kämpfen mit Maschinen, und ich bin der Stärkere, ich fahre in den Wagen der Glücklichen hinein, sie zu zerschmettern und mich mit ihnen. Wir sind primitiv, wir Modernen, primitiv wie die Brüder vor Theben, nicht wie der blöde Mastarna, der sich mit dem Feind versöhnte, um neue Qual, neue Tragödien heraufzubeschwören. Leonore ist mein Leben, und kann sie nicht mein werden ...

Der Wagen sauste unter ihm die Kurven bergabwärts, da — scharf zeichnete sich die Höhe des Castell d'Asso am stahlblauen Himmel —, da sah er vor sich, bei einem Durchblick, weit, noch sehr weit, mit seinen scharfsichtigen Augen den grauen Wagen. Er hätte ihn unter hunderten entdeckt, den grauen Wagen, in dem sein verlorenes Glück nach Norden fuhr.

Und weiter ging die rasende Fahrt, nur gedämpft durch Verkehrshindernisse, die dann und wann Langsamkeit geboten. In der Nähe des grün eingebetteten etruskischen Hauptheiligtums, des Fanum Volumniae, flog er vorüber zur flachen Abdachung des alten Vulkans von Bolsena, wo die Straße den See entlangführt. Näher, immer näher fühlte er sich dem feindlichen Wagen, seine Maschine surrte machtvoll und stark — unwiderstehlich. Nur wenige Kilometer und ... eine kurze Biegung. Albert muß unterwegs frohe Rast gehalten haben, denn greifbar nahe, schon vom Warnungssignal erreichbar, sieht Julius sein Ziel. Nur etwas mehr Gas, ein einziger Handgriff, die Geschwindigkeit wächst, die Kraft steigert sich — und alles Glück zersplittert, fliegt auseinander in gewaltiger Explosion!

Schon ist die Hand bereit, das Blut hämmert in den Schläfen, die Geliebte und — — nein! Ein unmerklicher Griff setzt die Bremse in Arbeit. Soll ich schlechter sein als König Mastarna? Die Hupe tönt, der Wagen vor ihm weicht aus, und mit eleganter Kraft, unerkannt von wem gesteuert, fährt der Wagen, in dessen Maschine der Tod gelauert hatte, am Brautpaar vorüber.

»Wollen wir nicht halten?« fragte Leonore. »Hier in der Nähe muß die Totenstadt der Etrusker sein mit jener Höhle, weißt du, aus der das Bild stammt, vor dem ich mich gestern für dich entschied.«

Der Morgen

Wie du nun vom blauen Hügel,
Sonne, deine Hände hebst
Und auf goldgesäumtem Flügel
Lächelnd nach der Höhe schwebst,

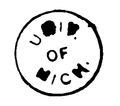
Hängt sich meiner Seele Sehnen
Weinend in dein weißes Kleid,
Daß du mich aus Not und Tränen
Trügst in ew'ge Herrlichkeit.

Franz Xaver Pieper



Albrecht Dürer: Schloßhof der ehemaligen alten Hofburg in Innsbruck

Nach einem Albertina-Druck des Kunstverlages Anton Schroll & Ko. in Wien



Ernestine Christine Reiske und Gotthold Ephraim Lessing

Nach unveröffentlichten Briefen

Von Dr. Heinrich Schneider

Es war im Sommer des Jahres 1771. Seit fünfviertel Jahren waltete Gotthold Ephraim Lessing an der Bibliotheca Augusta in Wolfenbüttel seines Amtes als Fürstlicher Bibliothekar. Schon mancher mehr oder weniger berühmte Gast hatte in dieser Zeit die kostbare Büchersammlung und ihren berühmten Vorsteher aufgesucht, um in wissenschaftlichen Anliegen seine freundliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Da erschien in jenen Augusttagen ein gelehrter Besuch, der für die Zukunft der Beteiligten bedeutungsvoll werden sollte.

Gern hatte Lessing »sich als einen solchen Bibliothekar angekündigt, dem nicht alles und jedes gleichgültig sei, was nicht in sein Lieblingsstudium einschlägt, um schlechterdings keine Art von Gelehrten abzuschrecken, sich durch ihn der Bibliothek zu bedienen«. So schrieb er bald nach seinem Amtsantritt dem Rektor der Nikolaischule zu Leipzig, Johann Jakob Reiske, einem der größten Philologen des 18. Jahrhunderts, den ein heiliges Feuer der Begeisterung für seine Wissenschaft durchglühte. Seit Februar 1769 stand er mit ihm in brieflicher Verbindung, und aus der anfänglich rein wissenschaftlichen Korrespondenz entwickelte sich eine herzliche Freundschaft, die des alten, etwas sonderbaren Reiske letzte Lebensjahre wie ein wärmender Sonnenstrahl verklärte. Bald erwachte bei ihm der Wunsch, zusammen mit seiner treuen Gehilfin, der noch jugendlichen Frau Ernestine Christine, den Wolfenbüttler Bibliothekar an seiner Wirkungsstätte auch persönlich kennenzulernen. Jedoch erst zwei Jahre später findet sich in dem alten Gästebuch der Augusta folgender Eintrag:

»Ernestine Christine Reiske, den 10. Aug. 1771.

D Johan Jacob Reiske, aus Leipzig, als er diese Bibliothec zum zweytenmale besuchte; d. 10. Aug. 1771.«

In ernster wissenschaftlicher Arbeit vergingen die Tage des Wolfenbüttler Aufenthalts, wenn auch für Lessing nicht schnell genug. Am 22. August ging ein Brieflein nach Hamburg an die »liebste Freundin« Eva König: »Nur erst gestern bin ich meinen Besuch aus Leipzig losgeworden, der mir fast ein wenig zu lange dauern wollen, so lieb er mir auch sonst gewesen. Und nun denke ich an nichts, als an meine Abreise nach Hamburg ...« Während seines Besuches prüfte und ordnete Reiske die arabischen Handschriften der Bibliothek. Er tat dies als einen Beweis der Dankbarkeit für mannigfache Unterstützungen, die er bei seinen philologischen Forschungen aus den Schätzen der Bibliothek von Lessing erbeten und erhalten hatte.

Frau Reiske hatte ihren Mann nicht allein zum Vergnügen auf der gelehrten Reise begleitet. Sie war eine besondere Frau — nicht nur für ihre Zeit, und gerade Lessing hatte über sie den Ausspruch getan: »Die Aufgabe ist gelöst, ob ein Gelehrter heiraten soll, wenn es viele Personen ihres Geschlechtes gibt.« Sie war die »geschickte Gehilfin« und Mitarbeiterin ihres Mannes, den sie bei allen seinen wissenschaftlichen Unternehmungen erfolgreich zu unterstützen verstand. Was in jenen Wolfenbüttler Tagen neben der Erledigung der wissenschaftlichen Aufgaben zwischen den drei Menschen verhandelt wurde, wissen wir nicht — doch ein andres war geschehen: als Ernestine Christine aus Wolfenbüttel schied, ließ sie dort ihr Herz zurück.

Aus einem sächsischen Pfarrhause stammend, als jüngste Tochter des Kemberger Superintendenten D. August Müller, hatte sich Ernestine Christine schon in frühester Jugend durch auffallende Begabung und Lernbegier vor ihren andern neun Geschwistern ausgezeichnet. In ihrem fünfzehnten Lebensjahre — sie war am 2. April 1735 geboren — verlor sie den Vater, der sich ihrer Erziehung mit großer Sorgfalt im Sinne der milden, zur Menschenliebe hinführenden Pädagogik der Aufklärung gewidmet hatte. Freundlichkeit und Güte neben Anmut und schneller Auffassungsgabe scheinen daher die Grundzüge ihres Wesens während ihres ganzen Lebens gebildet zu haben. Der Tod des Vaters brachte die Familie in eine bedrängte Lage. Ernestine Christine fühlte sich besonders verpflichtet, der Mutter aus ihren schweren Sorgen um die Erhaltung der großen Familie zu helfen, und ihre feine und rasche Nähkunst ward oft die einzige Einnahmequelle. Diese Arbeiten führten sie als Zwanzigjährige nach Leipzig, und hier lernte sie im Hause ihres Bruders ihren Lebensgefährten, den Philologen Johann Jakob Reiske kennen. Zwar kam es noch nicht nach dem ersten Antrag zur Ehe, denn das lebhafte und anmutige Mädchen konnte sich nicht so leicht entschließen, dem »kränklichen und nur mit Büchern umzugehen gewohnten Manne« die Hand fürs Leben zu reichen, der zudem, von trüben Erfahrungen verbittert, ohne auskömmliche Stellung, fast zwanzig Jahre älter war als sie. Erst nach neunjähriger Wartezeit, nachdem Reiske aus tiefster Notlage durch Ernennung zum Rektor der Nikolaischule erlöst war, wurde der Ehebund dann doch 1764 geschlossen. Wahrscheinlich war es nur das Mitleid mit dem in allen seinen großen Plänen so oft enttäuschten Mann, das Ernestine Christine zu dem Schritt schließlich bewog, und auch das Mitleid mit ihrer alten Mutter, der sie in ihrem Hause ein

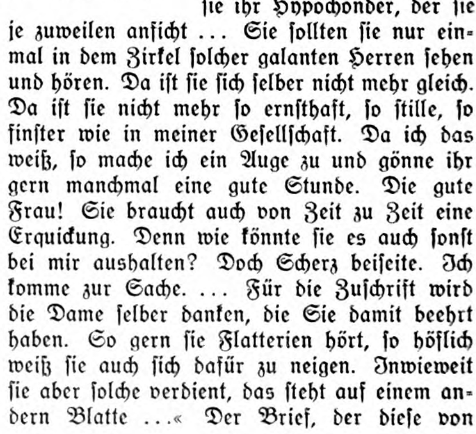
Unterkommen bieten wollte. Eine solche Ehe konnte kein tieferes Glück bringen.

Mit Eifer und Hingabe lernte die junge Frau fremde Sprachen, als eine der ersten deutschen Frauen das Griechische. Durch Abschreiben von Handschriften, Kollationieren und Übersetzen wurde sie bald ihres Mannes unentbehrliche Schreibkraft, die auch die meisten seiner Briefe schrieb. So mit den Gelehrten der Zeit und ihren Arbeiten bekannt geworden, ward auch manches Lob aus berufenem Munde ihrer Tätigkeit zuteil. Doch alles dies vermochte über die Unnatur dieser Ehe nicht hinwegzutäuschen: der meist von irgendeinem Leiden geplagte, selbstquälerische Fünfziger konnte der frischen und lebensfrohen Frau von dreißig Jahren kein Lebensgefährte sein, denn auch Kindersegen — von der Frau immer schmerzlicher vermißt — blieb den beiden versagt. Es blieb ein Nebeneinander- und Aneinandervorbeileben, auch wenn der Opferwille der Frau so weit ging, ihr letztes Geschmeide für den Druck eines wissenschaftlichen Werkes ihres Mannes herzugeben.

Wie es um diese Ehe stand, ist in rücksichtsloser Offenheit in den Briefen Johann Jakob Reiskes an den Braunschweiger Freund Johann Arnold Ebert zu lesen, die erst kürzlich aufgefunden wurden und deren Fortsetzung, die Briefe Ernestine Christinens an den gemeinsamen Freund, zum erstenmal auch die tiefe entsagungsvolle Liebe der leidgeprüften Frau zu Gotthold Ephraim Lessing ganz offenbaren. Nur wenn man weiß, was für ein Leben hinter ihr lag, wird man diese Neigung nicht falsch deuten und auch Ernestine Christinens hoffnungsloser Leidenschaft ein aufrichtiges Mitgefühl nicht versagen. In dem Briefwechsel war Ebert die etwas sonderbare Gepflogenheit Reiskes aufgefallen, seine Briefe nicht selbst zu schreiben, sondern unter ein Diktat an seine Frau nur seinen Namen zu setzen. Offenbar wußte er nicht, daß eine Schwäche der Augen den von einem arbeits- und entsagungsreichen Leben mitgenommenen Gelehrten zu dieser Entlastung zwang und er ohne Unterschied der Person sich bei seiner Korrespondenz fast stets der Augen seiner Frau bediente. Eine Bemerkung Eberts hierüber gab Reiske Veranlassung, in einem Briefe vom 6. November 1772 zum erstenmal sich über seine Ehe ein wenig auszusprechen. »Ich sehe, Sie sind darüber ein wenig empfindlich, daß ich ein paarmal nicht selbst an Sie geschrieben, sondern die Ausrichtung meiner Pflicht meiner Frau aufgetragen habe. Es ist wohl Ihr Ernst nicht. Zürnten Sie aber ja, so täten Sie das mit Unrecht. Sie sollten alsdann lieber auf meine Frau zürnen. Denn sie ist daran schuld, nicht ich. Ich hätte nichts lieber getan, als mich mit Ihnen in Briefen freundschaftlich unterhalten. Auch hätte es mir an Muße dazu nicht gefehlt. Denn gehe ich gleich nicht müßig, so muß sich doch allemal noch Zeit genug finden, an einen Mann, wie Sie sind, zu schreiben. Soll ich also Ihnen reinen Wein einschenken? — Was meinen Sie wohl? Meine Frau hat mir befohlen (denn bitten wäre für die Weiber zu niedrig), im Falle, daß an Sie, mein Herr Professor, und an andre schöne Geister von Ihrer Art geschrieben werden muß, ihr mein Amt abzutreten. Da haben Sie es nun. Sie wissen es wohl, und wissen Sie es nicht, so versteht es sich von selbst, ich bin ein guter, gefälliger Mann. Ich tue meiner Frau zuliebe, was ich ihr an den Augen absehen kann. Wenn Sie wüßten, wie gern sie mit jungen ledigen Herren Ihresgleichen, mein Werter, umgeht! In einer solchen Gesellschaft wird ihr die Zeit nicht lang. Da kommt ihr Geist wieder zu ihr. Da verläßt sie ihr Hypochonder, der sie



Ernestine Christine Reiske
Bisher unveröffentlichter Schattenriß; Original im Besitz des Geh. Archivrats Dr. P. Zimmermann in Wolfenbüttel



je zuweilen anficht ... Sie sollten sie nur einmal in dem Zirkel solcher galanten Herren sehen und hören. Da ist sie sich selber nicht mehr gleich. Da ist sie nicht mehr so ernsthaft, so stille, so finster wie in meiner Gesellschaft. Da ich das weiß, so mache ich ein Auge zu und gönne ihr gern manchmal eine gute Stunde. Die gute Frau! Sie braucht auch von Zeit zu Zeit eine Erquickung. Denn wie könnte sie es auch sonst bei mir aushalten? Doch Scherz beiseite. Ich komme zur Sache. ... Für die Zuschrift wird die Dame selber danken, die Sie damit beehrt haben. So gern sie Flatterien hört, so höflich weiß sie auch sich dafür zu neigen. Inwieweit sie aber solche verdient, das steht auf einem andern Blatte ...« Der Brief, der diese von

Scherz und grollendem Ernst gemischten Worte enthält, ist nach der Reise nach Wolfenbüttel geschrieben. Ist er nicht der offenherzige Ausdruck der wahren Stimmung Reiskes über das Verhältnis seiner Frau zu einem andern — an die falsche Adresse? Freilich war das, was seit der Begegnung mit Lessing in der Seele Ernestine Christinens den Wunsch erweckt hatte, jede nur mögliche Gelegenheit zu ergreifen, mit dem verehrten Manne in Verbindung zu treten, mehr als das flirtende Munterwerden im »Zirkel galanter Herren«. In der stillen Wolfenbütteler Bibliothek hatte sie einen andern Gelehrten gefunden, den die Enttäuschungen des Lebens noch nicht in Bitterkeit und Griesgram geführt hatten, der vielmehr, voll Witz und Laune, zugleich ein vollendeter Weltmann war. Warum sollte ihm nicht ihr Herz in Liebe zufliegen, wartend auf den Tag, wo sie, gelöst von den drückenden Fesseln ihres traurigen Ehejochs, ihm vor allen Menschen sich zuwenden durfte? Wußte doch damals weder sie noch irgend sonst jemand, daß der Wolfenbütteler Bibliothekar schon längst einer andern Frau — eben seiner »liebsten Freundin« Eva König in Hamburg — gehörte.



Gotthold Ephraim Lessing
Letztes authentisches Bild aus dem Nachlaß Friedrich Heinrich Jacobis; Original jetzt im Besitz der Sammlung von Carl Robert Lessing in Berlin

Als sie dem fernen Freund in besonderer Weise sich nützlich zu machen suchte, und er zum Dank für eine von ihr hergestellte Äsopabschrift sie öffentlich lobte, merkte auch der gute Reiske, daß seine Frau ihm mehr als andern zugetan. »Ihnen ins Ohr gesagt, liebster Lessing, Sie stehen bei meiner Frau sehr wohl angeschrieben. Sie bekennt es Ihnen ja selber, daß sie Sie liebt. Was wollen Sie mehr? Ich werde darüber nicht eifersüchtig. Hier hat es allemal nichts zu bedeuten. Und Sie dürfen nicht eben sehr stolz auf diese Zuneigung sein. Das Ding hat Absichten. Durch Sie und unter Ihrer Maske liebt sie sich selber. Eine Hand wäscht die andre. Doch vielleicht tue ich der guten Frau Unrecht. Meine Frau hat freilich, wie leicht zu denken ist, wider Ihre Flatterien nichts einzuwenden, ich aber dagegen desto mehr. Ich habe Ursache, darüber zu zürnen und auf Sie zu schmälen. Denn Sie verderben und verführen mir meine Frau. Unangemessene Lobsprüche rücken immer gern dem Frauenzimmer den Kopf von der rechten Stelle weg.« Klingt hier im Scherzwort noch etwas mit wie eine gewisse Auflehnung, so zeigen zwei Briefe an Ebert, die aus der Zeit von dessen Eheschließung stammen, vollständige Resignation. »Zu geschehenen Dingen muß man das Beste reden und alles Gute wünschen. Und das tun wir beide von Herzensgrunde, und ich insbesondere wünsche, daß Ihre Ehe weit glücklicher sein möge, als die meinige ist. Ich will meine Ehe nicht verschreien. Ich täte töricht, wenn ich das täte, gesetzt auch, ich hätte Recht dazu, wiewohl ich mit meinem Lose so ziemlich zufrieden bin und Gott danke, daß es nicht schlimmer ausgefallen ist ... Es geht meines Erachtens mit der Ehe wie mit der Badstube. Wer draußen ist, will hinein. Wer drinnen ist, will hinaus. Sie wollen in den Bauer. Nun wohlan denn. Gut Glück dazu. Es gefalle Ihnen allezeit drinnen wohl. Gebe Gott, daß Sie sich nie wieder hinaussehnen. Es kommt alles auf einen Versuch an. Man muß in seinem Leben allerlei versuchen. Wer nie geliebt hat, das heißt, nie berauscht gewesen ist, der ist gewiß ein Unmensch. Ob mir gleich Gott eine Eva zugeführt hat, die damals an Jahren reif war, und bei der das jugendliche Feuer verflogen war, so habe ich doch vielmals das Schicksal bedauert, das mir nicht eher als in der letzten Hälfte der Vierzig gestattete, zu heiraten, da es mich einmal zum Ehemann auserkoren hatte. Wollte Gott, ich hätte früher können dazu tun ... Man tut also am besten, man folgt blindlings der Leitung Gottes, wo man meint, Gottes Stimme zu hören, und erwartet sein Verhängnis mit gelassener Ergebung in den göttlichen Willen, verbeißt und trägt sein Kreuz in der Stille, weil man doch einmal ohne Kreuz nicht davonkommt, und ist froh, daß das Kreuz

noch so sanft ist ... Es kann sein, und ich wünsche es von Herzensgrunde, daß Ihre Erwartung von der Ehe im Alter bei Ihnen in vollem Maße, ja im Überflusse eintreffe. Lessing, wenn ich ihn recht kenne, würde übel tun, wenn er Ihrem und unsers Zachariä Beispiel nachfolgte. Das würde für ihn so gut wie Gift oder Dolch sein. Wiewohl ich nicht dafür stehe, daß er es nicht einmal aus Verzweiflung tut. Es ist doch wahrhaftig in manchen Stücken ein Übel und eine große Plage, ein ungemeiner Geist zu sein und schärfer und weiter zu sehen als der gemeine Haufe. Denn selten fühlt man alsdann die Vorzüge der menschlichen Natur mehr als ihr Elend. Doch ich breche ab, um Ihre frohen Aussichten nicht mit ernsten und finsteren Betrachtungen zu überschatten.«

Bis hierher hat die »Gehilfin« geduldig den Brief ihres Mannes niedergeschrieben, der in so unverhüllter Form ein Bild ihrer Ehe zeichnete, wie er sie sah. In einer Nachschrift fügte sie dann von sich aus hinzu: »Ew. Wohlgeboren werden sich vielleicht wundern, daß ich diesen Aufsatz meines Mannes mit allen seinen Klagen so geduldig abgeschrieben habe. Allein es wäre ungerecht, wenn ich ihm nicht vergönnen wollte, zu sagen, was er denkt. Kann man es einem Manne, der bei einem siechen Körper auch so viele Bekränkungen liebloser Menschen ertragen müssen, verdenken, wenn er argwöhnisch, wenn er stets unzufrieden ist? Ich war nicht bei ihm, als er diesen Brief aufsetzte ... In der Einsamkeit überließ er sich also unangenehmen Vorstellungen, an die er vielleicht nicht gedacht hätte, wenn ich bei ihm gewesen wäre. Der gute Mann! Er klagt über den harten Zwang einer unauflöslichen Ehe, und ich bin doch überzeugt, er würde, wenn dieses Band leicht zu trennen wäre, haben wollen, es sollte unauflöslich sein. Wenigstens ist er vor Kummer ganz außer sich, wenn mir etwas fehlt und ihm der Gedanke einfällt, daß er mich vielleicht verlieren könnte. Es ist wahr, es ist traurig, wenn man mit allem seinem Bestreben seinen Ehegatten nie zufriedenstellen, sich nie sein völliges Zutrauen erwerben kann. Gott, warum muß der unglückselige Argwohn den rechtschaffensten Mann hindern, das sanfte Glück der zärtlichen Freundschaft völlig zu genießen! Nichts ist meinem Charakter so wenig gemäß als Verstellung. Alle meine Bekannten kennen mein Herz. Nur der stete Gefährte meines Lebens kennt es nicht. Doch Trost genug für mich, daß ein allsehendes Auge alles sieht, daß ein Tag zukünftig ist, an welchem Vorurteile und falscher Wahn verschwinden, und wo man nicht mehr den Schmerz erfahren darf, im falschen Lichte betrachtet zu werden. Ich werde zu ernsthaft! Vergeben Sie mir, wertester Herr Professor! Nur noch eine kleine Geschichte will ich Ihnen erzählen. Ich hatte in meiner Jugend eine Freundin, die wachte einmal von ungefähr in der Nacht nach dem Feste der Heiligen drei Könige auf und hielt den Mond, der durch ein Astloch im Fensterladen an die Wand schien, für den Stern der Weisen. Darüber erschrak sie so sehr, daß sie aus dem Bette fiel und sich den Kopf beschädigte. Zu ihrem Schaden ward sie auch noch ausgelacht. Sollte Ihnen in Ihrem künftigen Ehestande einmal ein Argwohn, eine eitle Furcht einfallen, so denken Sie, wenn ich bitten darf, an den Stern der Heiligen drei Könige und hüten sich, daß es Ihnen nicht so gehe wie meiner Freundin.«

Welcher Unterschied des Temperaments und der Gemütsstimmung bei den Ehegatten spricht aus diesen beiden Glückwunschschreiben! Nur kurze Zeit später wird ein andrer undatierter Brief Reiskes abgesandt sein, der mit wenigen Sätzen die Vermählung Eberts streifte. »Gott erhalte Sie ... insonderheit in der Einigkeit des Sinnes und in einem ungestörten, unverminderten, immer feurigen, ja stets zunehmenden Wohlgefallen des einen an dem andern. Bei der Glückseligkeit der Ehe kommt freilich viel auch auf den Humor des Mannes an. Hätte meine Frau einen andern Mann als mich, sie würde die beste Frau von der Welt sein, sie würde die glücklichste Ehe führen. Aber auch umgekehrt, hätte sie einen andern Mann als mich, so könnte sie auch weit schlimmer dran sein, als sie ist.«

Am 14. August 1774 wurde Johann Jakob Reiske von seinen körperlichen und seelischen Leiden durch den Tod erlöst. Qualvolle Monate der Krankheit gingen dem Ende voraus und zeigten der in hingebender, treuer Pflege sich verzehrenden Frau, daß ihr kein eheliches Unglück erspart bleiben sollte. Fast brach auch sie unter der Last der Pflege zusammen, vor allem, weil sie Zeuge einer sich bis ins Unerträgliche steigernden Selbstzergrübelung des Unglücklichen sein mußte. Wie sie selbst mit ihrem Manne gelitten, das schrieb Ernestine Christine Reiske wieder dem Freunde Ebert in Braunschweig, der schon durch die Indiskretion ihres Gatten einen so tiefen Blick in diese »Gelehrtenehe« hatte tun können. »Mein armer Mann war der elendste, der mitleidwürdigste unter allen Menschen. Ein von erster Jugend an von Krankheiten durchwühlter Körper. Ein Gemüt, das redlichste, das nur die Welt gesehen! Allein, durch den elenden Körper, durch unablässiges mühseliges Arbeiten, durch Sorgen des Unterhalts und durch die Bosheit nichtswürdiger Menschen niedergeschlagen, unzufrieden, argwöhnisch, mißtrauisch gemacht! Keine Art des Leidens kann man sich fast denken, die nicht mein armer Mann entweder am Leibe oder am Geiste litt. Und der traurige Zustand seines Gemütes raubte ihm noch allen Trost, den er sonst noch hätte haben

können, ja fast alle Erquickung in seiner letzten Schwachheit. Gott hat die Qual gesehen, die meine Seele hierbei litt. Ich tat alles, was in meinen Kräften stand, mehr konnte ich nicht. Er liebte mich in den ersten Jahren unsrer Verbindung inbrünstig. Diese Zärtlichkeit ward aber in den letzten Jahren sehr geschwächt. Seine immer mehr zunehmende Schwachheit ... machte ihn mit dem unauflöslichen Bande der Ehe unzufrieden. Es war traurig, daß er alles in einem finsteren Lichte betrachtete, nur immer von jeder Sache die schwarze Seite sah. Er glaubte nicht, daß er eben bei dem elenden Zustande, in dem er war, eine getreue Freundin, eine Wärterin, deren Pflicht es war, mit Geduld bei ihm auszuhalten, am allernotwendigsten brauchte. Der zweite Grund seiner Unzufriedenheit mit mir war dieser. Er hatte, vielleicht aus allzu großer Zärtlichkeit, mich sehr in seinen Schriften gepriesen. Das zog ihm Briefe von Gelehrten zu, die von mir viel Schmeichelhaftes sagten. Anfangs hatte er ein Vergnügen darüber, endlich aber fiel ihm der unglückliche Gedanke ein, Auswärtige, die weder ihn noch mich recht kannten, könnten wohl gar glauben, ich hätte das Meiste bei seinen Werken getan, und er setze nur den Namen vor. Wer, teuerster Herr Professor, hätte sich wohl das träumen lassen! Nun las er meine Lobsprüche allezeit mit dem äußersten Verdruß, und nur sein gutes Herz hielt ihn ab, mich die Wirkungen seines Hasses in ihrer völligen Stärke empfinden zu lassen; und nun war ihm alles an mir mißfällig. ... Nur die zwei letzten Nächte und den letzten Tag seines Lebens, die er in der letzten Angst zubrachte, hatte ich seine ganze Zärtlichkeit wieder. Da, ach Gott, ich kann nicht mehr ...«

Man glaubt es der Briefschreiberin ohne weiteres, daß solche Anstrengungen in der Pflege des Kranken »eine äußerste Schwäche ihrer Gesundheit« zur Folge hatten, daß »alle ihre Kräfte verschwanden und ihre Nerven äußerst entkräftet waren«. Aber vielleicht reichen diese schweren Erlebnisse zur Erklärung allein nicht aus, wenn ihre vorher so »blühende Gesundheit, die wie ein Wunder Gottes war«, erst im Augenblick des »Hintritts« ihres Mannes gänzlich zerrüttet schien, es ihr »oft ganz schwarz vor den Augen« wurde und sie einmal »einen ganzen Tag in steten Ohnmachten« zubringen mußte. Es ist nicht schwer zu erraten, daß nun, da sie frei war »von den Ketten der Ehe«, die leidenschaftliche Zuneigung zu dem Freund in Wolfenbüttel aus einem die Jahre hindurch sorgsam gehüteten schwelenden Feuer zu hellen Flammen emporloderte. Wieder ward Ebert, der dem Geliebten örtlich und freundschaftlich auch so nahe war, zum Vertrauten, und das, was uns bisher durch die Vernichtung der unmittelbaren Dokumente, der Briefe von und an Lessing, nur nach unzureichenden Quellen von der tiefen Liebe Ernestine Christinens bekannt war, kann nunmehr aus ihren Briefen an Ebert wahrheitsgemäßer in menschlicher Anteilnahme gewürdigt werden.

Schon Lessings Bereitwilligkeit, die von Reiske selbst aufgesetzte eigne Lebensbeschreibung herauszugeben und zu ergänzen, und die ihm für diese Arbeit von Ernestine Christine bald nach dem Tode des Gatten übersandten hinterlassenen Manuskripte und Briefe des Gelehrten boten Gelegenheit genug, einen regen Briefwechsel in Gang zu halten, der auch den Gefühlen Ausdruck zu geben gestattete. Immer ist hierbei zu bedenken, daß die Verbindung Lessings mit Eva König bis wenige Monate vor der im Oktober 1776 erfolgten Hochzeit selbst für die unter seinen Freunden ein völliges Geheimnis geblieben war, die sich sonst rühmen durften, ihm besonders nahe zu stehen. Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Ernestine Christine auch Lessing keineswegs gänzlich gleichgültig gewesen ist. War es jedoch mehr als herzliche menschliche Teilnahme für die Witwe des in Wahrheit hochverehrten Freundes? Gab es wohl einmal in jenem entscheidungsvollen Jahre 1775 eine Zeit, wo sein Herz schwankte? Vielleicht wird mancher bereits diese Frage entrüstet zurückweisen. Aus den Briefen Frau Reiskes an Ebert erfährt man, daß Lessing, als er im Frühjahr 1775 auf seiner Reise nach Wien und Italien Leipzig berührte, auch Ernestine Christine besuchte — eine Tatsache, die seither niemand wußte, weil sie weder von ihm selbst noch in einem Briefe seines Kreises Erwähnung fand. Statt aller Vermutungen über den Sinn dieses Besuches soll hier nur der Brief reden, in dem Ernestine Christine von ihm berichtete: »Recht unerwartet und angenehm war mir die Ankunft des mir so sehr teuren Freundes. Allein, nun ist meine Glückseligkeit wieder aus. Was hilft es mir nun, daß ich einige Augenblicke höchst selig war? Ich war es nur, und bin es nicht mehr. Meine Freude, meine herzinnige Freude war nur ein schöner Traum. Nun bin ich erwacht und beweine die Vergänglichkeit der irdischen Freuden. Den Freund zu sehen, den man über alles schätzt, welch Entzücken muß nicht ein zärtliches Herz da fühlen; allein sich auch sogleich wieder von ihm zu trennen, vielleicht auf immer zu trennen, welcher Schmerz! Was bleibt alsdann noch übrig? Nichts als eine schmachtende Sehnsucht nach einem Gute, das uns auf immer versagt ist ... Vergeben Sie, wertester Herr Professor, meinen Klagen. Sie kennen den Freund, der sich meinen Augen nur zeigte und sogleich wieder verschwand. Kann man ihn wohl zu sehr lieben? Übersteigt nicht sein Wert alles, was sich nur Schätzbares denken läßt? Doch genug,

mein Herz ...« Dieser Besuch wird wohl zu einer eingehenden Aussprache geführt haben, denn nun beginnt ein schmerzensreicher Kampf Ernestine Christinens, der hoffnungslosen Leidenschaft zu entsagen. Schon bald darauf fühlte sie sich gedrängt, dem Braunschweiger Freund ihre Herzensnot zu offenbaren: »... nicht einen Augenblick ist mein Herz vom Gram befreit. Der hat es ganz und gar in Besitz genommen. Wie meine Seele seit einem halben Jahr ist gefoltert worden, ist Gott bekannt. Und noch itzt ... was für Aussicht in die Zukunft! Bald einen kleinen Schimmer der Hoffnung ... bald Furcht, wahrscheinliche Furcht. — Welche Unruhe! ... Mein Kopf, meine Augen fühlen die Wirkung des Grams und der Tränen immer mehr. Wann wird mein Herz einmal zur Ruhe kommen? Vielleicht im Grabe! Könnte es nur bald geschehen! Sie wünschen mir eine glückliche Veränderung meines einsamen Lebens. Es ist wahr, verschiedene Partien sind mir schon vorgeschlagen worden. Allein ich schwöre Ihnen bei Gott: Es ist nur einer in der Welt, den ich lieben kann. Mit dem ich das Vieh hüten und keine Fürstin beneiden wollte.«

Was mag Lessing auf die von Ernestine Christine nach Italien gerichteten Briefe geantwortet haben? Offenbar blieben ihre Zeilen für ihre Ungeduld viel zu lange unerwidert. Noch wahrscheinlicher ist aber, daß er sie gänzlich ohne Antwort ließ, wie auch die beiden schon früher bekannten Briefe an Johann Gottlob Schneider in Straßburg vom Oktober und November 1775 vermuten lassen: »Sie kommen mit Ihrer Gratulation gar nicht zu spät, Sie kommen zu zeitig. Leider bin ich noch nichts weniger als glücklich. Ich weiß nicht einmal, wo mein Angebeteter — itzt ist. Grillen, lauter Grillen beschäftigen mich itzt. Zur Einsamkeit bin ich wahrhaftig nicht geschaffen. Die macht mich schrecklich ängstlich. Viele gutherzige Männer bieten mir ihre Hand und ihr Herz an. Allein nur der eine ist es, den mein Herz verehrt, den ich lieben kann und den ich noch in den letzten Augenblicken meines Daseins lieben werde. Und der eine ist entfernt, vielleicht noch sehr lange, vielleicht auf immer entfernt!«

Gewiß ist damals in Lessings Seele manches vorgegangen, was ihm den brieflichen Verkehr mit den Freunden unmöglich machte, denn nicht nur die mangelhafte Postbestellung war in diesen Monaten an der gehemmten Verbindung schuld. Vielleicht im Anschluß an den im Freundeskreise doch bekannt gewordenen Besuch waren allerlei Gerüchte im Umlauf, wie Boie am 10. April 1775 an Merck schrieb: »Wissen Sie, daß Lessing vermutlich sich mit Reiskes Witwe verheiratet und in Hagedorns Stelle nach Dresden kommen wird?« Bis nach Wien zu Frau Eva war das Gerede gedrungen, und sie fragte am 5. November 1775: »In Parenthese muß ich doch auch fragen, ob die Neuigkeit wahr ist: ... ein gewisser Mann, den Sie leicht erraten werden — heiratete die Wittib von P. R.?« Um die Qualen der Ungewißheit abzukürzen, schrieb Ernestine Christine Anfang November unmittelbar nach Rom, wie sie Ebert in vollkommenem Vertrauen gestand.

Über die seelischen und auch körperlichen Qualen, die sie in dieser Zeit durchleiden mußte, geben schon die beiden vorhergehenden Briefe aus dem Oktober 1775 mitleiderregende Kunde: »Meine Gemütsruhe ist auf immer verloren. Kein froher Gedanke kommt mehr in mein Herz, das sonst die heiterste Zufriedenheit bewohnte. Mit Kummer schlafe ich ein und erwache mit Kummer wieder ... Wann werde ich auf immer einschlafen? ... Ich hoffte bei Gelegenheit der Messe etwas von Herrn Lessing zu erfahren. Ist Ihnen, mein teuerster Herr Professor, bekannt, wo er sich befindet? Wo er itzt ist? Ob man hoffen kann, daß er bald aus Italien zurückkommt? So melden Sie mir es, beschwöre ich Sie, in der nächsten Post. Immer martert mich der folternde Gedanke, daß er vielleicht krank sein könnte! Wenn doch Gott meine Gesundheit, mein Leben zum Opfer für seine Gesundheit, für seine Zufriedenheit hinnehmen wollte! Welcher Vorteil für mich und für die Welt!« Fast fürchtete sie, mit ihren Klagen dem Freunde lästig zu werden: »Nicht ein kläglich Wort will ich Ihnen mehr vorpimpern. Dafür schreiben Sie mir aber auch bald etwas Angenehmes! Ich habe Sie auch recht lieb! Über diese Erklärung darf Ihre Frau Gemahlin nicht eifersüchtig werden; denn es ist eine so unschuldige Liebe wie die Liebe einer Nonne.« Dann bricht es wieder einmal mit der ganzen Schwere über sie herein: »Sie irren sehr, wenn Sie meinen, ich sei ruhiger als sonst. Noch nie bin ich so trostlos gewesen, und Ihr Brief hat — mich nicht getröstet. Ich will Ihnen schreiben, wie angenehm ich lebe ... Ich mag etwas zu lesen oder zu nähen vornehmen, was ich will, so kann ich doch keine halbe Stunde sitzen ... Ich mag ein Buch ergreifen welcher Sprache ich will. Ich lese nichts. Ach Gott, was kann mir das Buch helfen! Und so setze ich es wieder an seinen Ort, nehme ein andres und mache es wieder so. Da gehe ich aus einer Stube in die andre, suche Ruhe, finde keine. Dann liege ich wieder auf der Erde, bade mich in Tränen und bitte Gott, mein unglückseliges Leben zu enden ... Und dieser schreckliche Zustand ist vielleicht noch Sonnenschein gegen den Donnerschlag, den ich jeden Tag zu fürchten habe. Solange der Schlag noch nicht ganz da ist, sieht man wohl die fürchterlichen Wolken, man hofft aber doch immer, der Schlag wird nicht kommen. Man hofft, die Wolken werden sich zerstreuen. Man wird die

Sonne wieder erblicken? Doch wie kann ich das Schreckliche, das ich fürchte, mit einem Donnerschlag vergleichen? Der von ihm getroffen, wird ja durch ihn in ein besseres Leben versetzt. Allein das Schreckliche, das ich fürchte ... Gott, warum mußte ich Elende geboren werden!«

Die folgenden Monate, jene entscheidungsvolle Zeit im Leben Lessings, brachten nach der Rückkehr aus Italien endlich auch die Möglichkeit zur Heirat mit Eva König. Es ist nicht bekannt, ob ihr der Geliebte selbst durch den Hinweis auf seine Verbindung mit Eva König die letzte Hoffnung nahm, die Seine zu werden, oder ob sie erst durch die einige Monate vor der Hochzeit in der Öffentlichkeit bekannt gewordene Verlobung einsehen mußte, wie all ihr Sehnen Torheit und Wahnwitz war. Im Mai 1776 schrieb sie noch scherzend an Ebert: »Das hätte ich Ihnen doch gewiß nicht an der Miene angesehen, daß Sie das liebe Podagra bekommen würden! ... Lebten Sie in allen Dingen so enthaltsam wie ich, so bekämen Sie keine Strafe. Ich küsse ein unschuldiges lebloses Bild und labe mich an einem Kruge Wasser.« Wenige Wochen später vermochte sie auch dem Freunde ihres Mannes, dem Professor Daniel Wyttenbach in Amsterdam, nicht ganz ihren Seelenzustand zu verbergen: »... Ich habe seit meines Mannes Tode gar nicht mehr die Heiterkeit des Gemüts, die sonst mein Erbteil war. Immer traurig bin ich! ... Allein itzt raubt mir die allerunglückseligste, die allerhoffnungsloseste Leidenschaft alle Ruhe des Lebens ... Wenn man aber sein Herz unwiderruflich an den würdigsten, den vortrefflichsten, den liebenswürdigsten Gegenstand gefesselt sieht und auf immer von ihm entfernt leben, sich immer nach seinem Umgang vergebens sehnen muß, gar nichts hoffen darf — in einer solchen Lage findet man nirgends Trost.«

Resignation zu erkämpfen ist eine der schwierigsten Aufgaben, die dem menschlichen Herzen gestellt werden kann. Es ist so verständlich, daß auch für Ernestine Christine Reiske die gänzliche Lösung von Lessing nicht ohne gewisse Bitterkeit abging. Lessing, der es übernommen hatte, die von seinem Freunde Reiske hinterlassene Lebensbeschreibung herauszugeben, die zahlreichen Handschriften des Verstorbenen als Supplemente mit zu verarbeiten und das Ganze zu einem würdigen Denkmal zu gestalten, war mit dieser Arbeit nicht recht weitergekommen. Sie war ja der Wunsch des Toten selbst gewesen, und darum hatte auch die Witwe dem Freunde die so teuren Papiere anvertraut. Da tauchte in Dänemark ein Liebhaber für die Reiskeschen Manuskripte auf. Nur die Notwendigkeit, diese Angelegenheit zu regeln, bestimmte Ernestine Christine, zunächst die briefliche Verbindung mit Lessing noch aufrechtzuerhalten. Brauchte sie doch seinen Rat über den geplanten Verkauf. Sie war unterdessen innerlich ruhiger geworden und konnte dem Freunde Ebert schreiben: »Gott ... hat mir itzt wieder ein zufrieden Herz geschenkt; ich habe die Zuversicht zu ihm, er wird es mir erhalten ... ich weiß, Sie freuen sich über meine Gemütsruhe, Sie wünschen ihre Dauer! Ja, wünschen Sie das, mein wertester Freund, wünschen Sie mir das! Lange, sehr lange habe ich vergebens nach ihr geschmachtet! Nun fängt sich das so lange gefolterte Herz an zu stillen ...« Auf zwei in den ersten Januartagen 1777 an Lessing und Ebert gerichtete Briefe hatte Lessing einige Tage vor seiner Reise nach Mannheim offenbar in dem Sinne geantwortet, daß er die Sache nach seiner Rückkehr in Ordnung bringen werde. Vielleicht stellte er auch die baldige Veröffentlichung der Lebensgeschichte Reiskes in Aussicht in einer dreibändigen Ausgabe »auf Pränumeration«, so wie sie Frau Reiske ihrem Freunde J. G. Schneider am 15. März 1777 ankündigte: »Vollständiger, besser und schöner ist gewiß noch keines Gelehrten Leben beschrieben worden, als dieses werden wird. — Warten Sie nicht schon mit Verlangen darauf?«

Die Mannheimer Reise zog sich über den ganzen Februar hin, und Lessing konnte Ernestine Christine erst Ende März antworten. Eine Lücke in der vorhandenen Korrespondenz läßt genaueren Aufschluß über den unmittelbaren Fortgang der brieflichen Verbindung leider nicht gewinnen. Aus dem letzterhaltenen Briefe Lessings an Ernestine Christine vom 18. Dezember 1777 ergibt sich, daß allmählich ein die alte Freundschaft stark gefährdender kränkender Ton in ihren Schreiben aufkam, obwohl sie noch im Frühjahr Lessing angedeutet hatte, er könne »sie nun bald recht ruhig und zufrieden wissen«. Über seine Absicht, die Lebensbeschreibung herauszugeben, sagt das Dezemberschreiben bitter: »Aber ich will lieber von diesem Vorhaben ganz absehen, als mir von Ihnen noch einen solchen Brief zuziehen wie der letzte. Ob Ihr Vertrauen auf meine Rechtschaffenheit Torheit war, kann ich nicht sagen. Aber meine Rechtschaffenheit soll sicherlich zu allen Zeiten und in allen Stücken Rechtschaffenheit bleiben: des bin ich gewiß ... Indessen, meine Freundin — denn so will ich Sie doch noch immer nennen — trotz Ihrer sich so bescheiden zurückziehenden Titulatur des Hofrats —, wenn es Ihnen scheinen sollte, als ob ich aufgebracht sei, als ob ich diese Gelegenheit ergreifen sollte, mit Ihnen zu brechen: so irren Sie sich wiederum in mir. — Wenn mir von dieser Seite, von der ich sehr bedaure, daß jemals zwischen uns die Rede davon gewesen, miteinander in Richtigkeit sind, so wird es nur von Ihnen abhängen, ob ich noch künftig eine Stellung unter Ihren Freunden haben soll.«

Obwohl der Verkauf der arabischen und griechischen Manuskripte aus Reiskes Nachlaß an den Kammerherrn von Suhm in Kopenhagen erst im Mai 1779 abgeschlossen wurde, scheinen die entscheidenden Verhandlungen während des Jahres 1777 geführt worden zu sein, und vielleicht war die etwas zögernde und schleppende Art, mit der Lessing solche Dinge behandeln konnte, hauptsächlich an der Schärfe dieser Verstimmung schuld.

Aber auch nach dieser Auseinandersetzung dauerten die brieflichen Beziehungen zwischen Lessing und Ernestine Christine Reiske fort, denn um es zu einem unheilbaren Bruch kommen zu lassen, waren die beiden Menschen zu groß. Aber wenn es auch in erster Linie Ernestine Christine war, die immer wieder den Faden zu knüpfen sich bemühte, so wird die zweifellos bestehende Zurückhaltung Lessings wohl aus der allgemeinen Stimmung seiner letzten Lebensjahre zu erklären sein. Von einer herzlichen, freundschaftlichen Verbindung ist jedoch keine Rede mehr. Immerhin waren nicht alle Beziehungen abgerissen, wie am deutlichsten aus einer Briefstelle vom 9. Oktober 1780 gekennzeichnet werden kann. »Schon recht oft habe ich die Torheit begangen, den Herrn Hofrat Lessing um etwas um Rat zu fragen. Er antwortete mir aber immer so viel, als wenn ich meinen Tisch fragte. Diesen Sommer schrieb er mir, er würde vielleicht nach Dresden kommen, und er habe Gichtschmerzen. Meine Fragen aber werden nie beantwortet.«

Als Lessing am 15. Februar 1781 die Augen für immer geschlossen hatte, fügte es sich seltsam, daß kurz vorher auch Ernestine Christinens Mutter, an der sie stets mit besonderer Zärtlichkeit gehangen, aus diesem Leben abgerufen worden war. Der Tod der beiden ihr so nahestehenden Menschen gab ihr Gelegenheit, in einem Freundschaftsbriefe an Ebert vom 25. Februar 1781 menschlich ungemein sympathisch und so ganz weiblich ihr wahrhaft vornehmes Denken zu offenbaren: »Meine fromme Mutter, deren immer mehr zunehmende Schwachheit mich seit ein paar Jahren in steter Angst und Kummer hielt — da ich so oft wünschte, daß es möglich wäre, das Schmerzhafte des Todes für sie zu leiden, entschlief ... Ohne Schmerzen, nur entkräftet (beinahe 84 Jahre alt), lag sie bei völligem Verstande im Bette; sprach mit Freunden, die sie besuchten, heiter von ihrem Abschied aus der Welt — betete darauf, als die sie verlassen hatten, heimlich — wandte sich darauf mit den Worten: Ach, mein Erlöser! auf die Seite und schlummerte so, denselben Augenblick lächelnd, ein ... Dieses sanfte Einschlummern stillte die Angst meiner Seele und trocknete meine Tränen ab — möchte ich nur versichert sein, unser Freund sei itzt auch da, wo sie ist. Er, für dessen zeitliches und ewiges Wohl ich Gott so oft mit Tränen gebeten habe ... Vielleicht drang auch durch die überhäuften Zweifel ein Seufzer des Sterbenden hindurch zu dem Throne der Gnaden.«

Ganz zur Ruhe sollte Ernestine Christine auch jetzt noch nicht kommen. Bei der schwierigen Regelung des Lessingschen Nachlasses mußte sie wiederholt vorstellig werden, bis es ihr gelang, die Lessing überlassenen Manuskripte und vor allem ihre Briefe an ihn wieder zurückzuerhalten. Noch im Oktober 1781 klagte sie Ebert: »Allein die Briefe, die ich an ihn schrieb, schrieb ich bloß für seine Augen und mit der Bedingung, daß sie sonst kein Mensch sehen sollte ... Ist da kein Freund zu finden, der mir das wiederschaffen kann? Ich wünschte also, daß mir alles dieses von dem Verstorbenen besonders Verwahrte ausgeliefert würde; und weil zu vermuten ist, daß meine Briefe wenigstens nicht alle dabei sein möchten, so wünschte ich, daß mir erlaubt würde, sie aus den übrigen Papieren selbst herauszusuchen, damit es verhindert würde, daß sie von jemandem beim Aufsuchen gelesen würden. Können Sie mir in dieser Angelegenheit beistehen?« Fünf Jahre später mußte sie sogar den Amtsnachfolger Lessings, den Bibliothekar Ernst Theodor Langer in Wolfenbüttel, um Rücksendung ihres Porträts bitten: »Es ist unter andern Porträten an einer Rose am Kopfe und einer Art von dunkelgelben Kleidung kennbar.« Ihre Briefe wären ihr zwar im Februar 1782 ausgeliefert worden, sie mußte sie aber selbst beim Advokaten abholen.

Im Herbst des Lessingschen Todesjahres zog Ernestine Christine Reiske mit ihrem Pflegesohn Christoph Moritz von Egidy auf ein herzoglich braunschweigisches Gut in Bornum bei Königslutter und widmete sich den Geschäften der Landwirtschaft, aber auch in trefflicher Weise der Verwaltung und Herausgabe des literarischen Nachlasses ihres Mannes. 1783 veröffentlichte sie die Lebensgeschichte ihres Mannes, deren Bearbeitung Lessing nicht vollendet hatte. Die Zeitgenossen verfolgten sie bis in diese Abgeschiedenheit mit Klatsch, indem man ihr Verhältnis zu dem Pflegesohn häßlich mißdeutete. Dabei war es ihr einziger Wunsch, recht bald eine gute Tochter für den lieben Sohn zu finden, der freilich erst 1789 in Erfüllung ging. Sie kehrte allein 1794 nach Kemberg zurück und starb in ihrer Vaterstadt am 27. Juli 1798.

Unter den Frauengestalten des 18. Jahrhunderts verdient Ernestine Christine Reiske eine besondere Stelle. Eine seltene Frau, anmutig und geistreich, blieb sie bei all ihren großen Geistesgaben immer ganz Frau, und auch die schmerzlichste Enttäuschung ihres Lebens zeigt eine bei aller Leidenschaft edle Menschlichkeit.

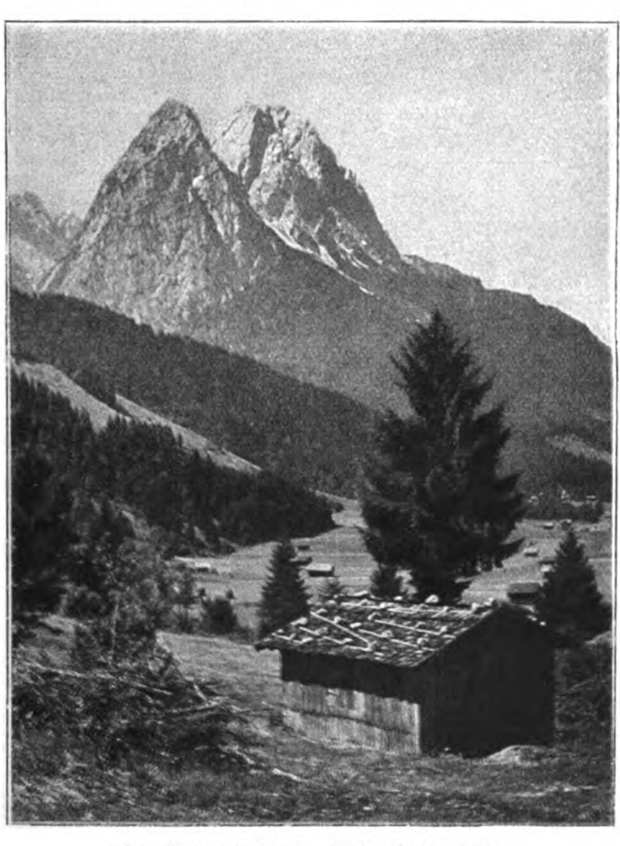
Mittenwald

Eine Skizze von Ort und Landschaft von Hugo Grothe

Mit zwölf farbigen Abbildungen nach Original-Naturfarbenaufnahmen von Wilhelm Cobien in Köln-Lindenthal

Vor zwanzig Jahren, ehe die Mittenwaldbahn von Garmisch-Partenkirchen her ins Tiroler Inntal geführt wurde, war Mittenwald ein bescheidener, urgemütlicher Flecken, in dem nur Alpenwanderer mit Rucksack und Bergstock für kürzere oder längere Zeit beschaulich rasteten. Da gab es nur zwei behagliche Herbergen, deren Gaststuben noch von der Petroleumlampe zweifelhaft erhellt waren und an deren blankgescheuerten Eichentischen der Gast zu seiten des Gebirglers sich niedersetzte. Heute stellt Mittenwald eine jährlich von vielen Tausenden besuchte Sommerfrische dar, und es werden die Mundarten aller Gaue Deutschlands hörbar.

Biegt der Wanderer von der Bahnhofstraße bei der alten Dorfkirche südwärts ab, steht er im Bereich des eigentlichen Mittenwald. Von Turm und Wänden der Kirche blicken lebhaft leuchtende Fresken, deren Entstehung auf Mitte oder Anfang des 18. Jahrhunderts zurückgeht. Älter sind die breiten, wuchtigen Häuser der Marktgasse. Ihre Fronten offenbaren die in den bayrischen Alpen und in Tirol so beliebte farbenfreudige Kunst der Hausmalerei. Saftiges Blau, Rot und Gelb glänzt von den bemalten Flächen, in denen die überlebensgroßen Figuren der gnadenreichen Gottesmutter mit dem Christuskinde, diese und jene Apostel oder Heilige, wie der Haus und Scheuer vor Brand schützende Antonius, hie und da auch der Ritter Georg im Kampfe mit dem Lindwurm bieder einherexerzieren. Enge, aber wuchtig gewölbte Torbogen führen in die Fluren und Höfe der Häuser, in denen im Mittelalter unter Obhut eines handelsbeflissenen, wohlhabenden Bürgertums schwere Wagenlasten auf dem Transport von Süden nach Norden und von Norden nach Süden sich aufstapelten.

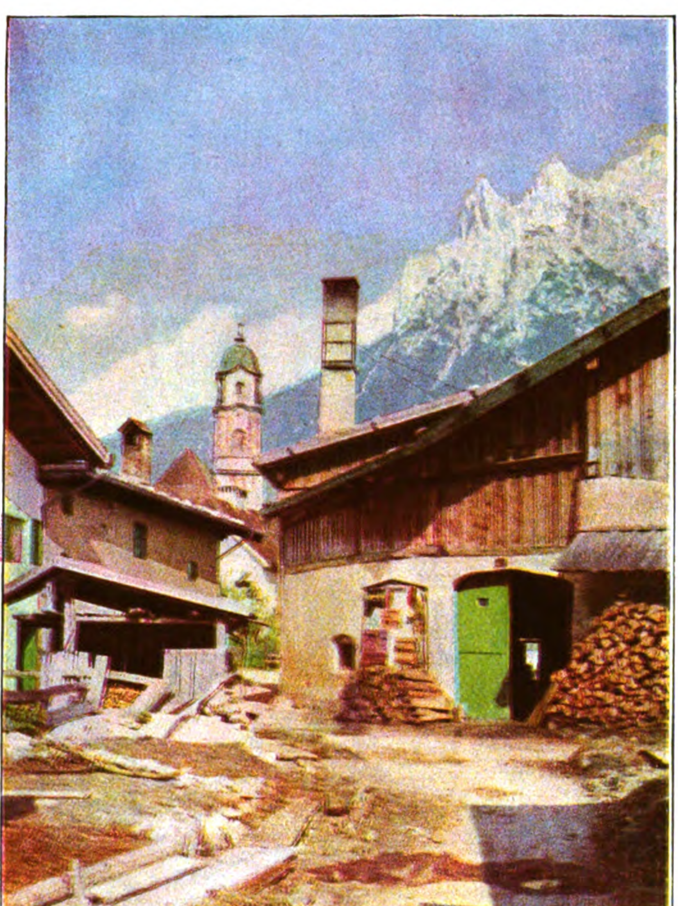


Die Waxensteine im Wettersteingebirge

Mittenwald liegt an einer uralten Straße, die das nördliche Alpenvorland und die Landschaften der oberen Donau über den Brennerpaß mit Italien in Verbindung setzt. Schon die Römer hatten hier eine kleine befestigte Station, wohl kaum mehr als ein Wachhaus zum Schutze des Marsches der Legionen. Jedoch im Mittenwalder Talkessel und nicht in Partenkirchen entwickelte sich im Mittelalter ein nicht unbedeutender Umschlagplatz für den Güteraustausch zwischen Deutschland und Oberitalien, vor allem seiner den Handel mit dem Orient beherrschenden mächtigen Republik Venedig. Augsburgische wie venezianische Kaufhäuser hatten vom Anfang des 15. bis etwa Mitte des 17. Jahrhunderts in Mittenwald ihre Niederlassungen und Agenten.

Diese westliche Italienstraße, die eine Zeitlang dem von Natur begünstigteren Weg über Kufstein und das untere Inntal erfolgreich den Wettbewerb zu halten vermochte, verfiel. Ihre Neubelebung geschah mit dem Augenblick, da die Mittenwaldbahn zu Anfang dieses Jahrhunderts erstand. Kann sie heute natürlich nicht dem Italienhandel dienen, so trug sie doch dazu bei, Landschaften in engere Verkehrsverbindung zu bringen, die vorher

durch den nördlich von Innsbruck und dem mittleren Inntal liegenden Riegel der oberbayrischen Kalkalpen voneinander getrennt waren. Gegenwärtig fließt zwischen den Landschaften des Starnberger, Ammer- und Staffelsees und des oberen Lech ein reger Verkehr nach Hall, Innsbruck, Zirl, Telfs und andern Tiroler Siedlungen. Touristisch bedeutet die Mittenwaldbahn eine namhafte Erschließung von Naturschönheiten, die



Mittenwald, im Hintergrund das Karwendelgebirge

bisher nur einem kleinen Kreise von Freunden dieses Teiles von Oberbayern und Tirol vertraut waren. Die Strecke der elektrischen Vollbahn Mittenwald—Innsbruck, über das eng an die Isar sich schmiegende Scharnitz, weiter über den langgestreckten, von einem Kranze eigenartig geformter Berge umschlossenen Sattel von Seefeld, in dem einst ein mächtiger Arm des eiszeitlichen Inngletschers rann, dann über aussichtsreiche Gehängestufen mit entzückenden Blicken auf die Stubaier und Sellrainer Gebirgsreihen vom Zentralstock der Alpen, gehört zu den lockendsten Sehenswürdigkeiten dieser Gegend.

Als die Verdienste Mittenwalds durch Umschlaghandel und Fuhrwerkwesen schmäler wurden, erstand ein Gewerbe, das der Bevölkerung eine neue Ernährungsquelle erschloß: die Geigenbauerei. Den ehrsamen Mittenwalder Bürger, der diese edle Kunst hier einpflanzte, zeigt ein neben der Pfarrkirche sich erhebendes einfaches Denkmal. Es ist Matthias Klotz († 1743), den man durch ein Bronzestandbild im Jahre 1890 ehrte.

Zwar hat die Geigenmacherei nicht den Ruhm von Cremona erworben, aber Mittenwald hat auf diesem Gebiete stets Ehre in Heimat und Fremde eingelegt. Seine Instrumente wandern zum größten Teil nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Spaziert man durch die wenigen Straßen Mittenwalds, so zeigt uns manches Schild den wohlgeachteten Stand des Geigenbauers. Größerer fabrikmäßiger Betrieb hat sich nicht eingebürgert. Die Geigenbauerei ist ein Kunsthandwerk geblieben, das von einzelnen Meistern unter Beihilfe einiger Gesellen in bescheidenen, engen Werkstuben betrieben wird. So sieht man denn hinter den niedrigen Fenstern des Bauernhauses den Geigenmacher seiner Hände Schnitz- und Lackierarbeit behende verrichten, und an den Fensterkreuzen und seitab an den Wänden hängen in buntem Durcheinander die noch rohen Bretter für Geigen, Zithern und Gitarren, dazu die Griffe und die Bündel der Roßhaare, deren Vibrieren die Seele der Geige sprechen macht.

Kaum gibt es ein Talkesselgebiet, das die verschiedentlichen charakteristischen und fesselnden Momente der Landschaft der bayrischen Kalkalpen uns so vertraut macht wie das Mittenwalder Becken. Dies im Punkte des Formenreichtums wie der Farbenfülle. Jäh ist der Übergang zum Hochgebirge nur gegen die Karwendelwand. Allein dort steigen unmittelbar aus dem Tale steile Wände mit grauen Schroffen und



Der Kranzberg bei Mittenwald, im Hintergrund der Wetterstein

Kanten auf. Sonst hebt sich der Boden von Talstufe zu Talstufe, und jede hat ihre eignen Formen, ihre eigne Vegetation, ihre eignen Farben. Licht und Schatten liegen verschieden



Der Lautersee bei Mittenwald, im Hintergrund das Karwendelgebirge

teilt und schaffen wechselnde Bildtöne. Grün des Talgrundes, der Wälder, der Matten, Grau, Gelb und Braun der Felsen, Gerölle und Sandstreifen stehen neben- und übereinander. Wie ein Mittelgebirge schieben sich zwischen dem Saume der am Horizont brandenden Hochgebirgslinien die bewaldeten Höhen, in deren Wellentiefe sich die kleinen Alpenseen legen.

Buche, Ahorn, Fichte, Latsche, Zirbel, jeder Baum trägt mit seiner Gestalt, seinem Standort, seiner Farbe von Stamm und Blätterkronen andre Lichter in die Landschaft. An den Bachrändern im Tal gesellen sich Buchen und Ahorn, auch an den Bergvorsprüngen, wo Sonne und Luft freier spielen. Aus den Waldungen drängen sie sich zum lichtreicheren Waldesrand. Enger verwachsen mit dem Felsboden ist die Fichte. Ihre schmiegsamen Wurzeln wissen sich weithin anzuklammern; selbst dünner, dem Felsen aufliegender Humus gibt ihnen Halt und wird von ihnen verfilzt, verdichtet, also dem Eingriff der wegschwemmenden Bergwasser entzogen.



Untergrainau mit dem Zugspitzmassiv

Helleres Buchengrün schiebt sich zwischen das schwermütige Dunkel der Fichten bis zu 1200 und 1500 Meter Höhe. Dann werden die saftigen Fäden der Laubbäume im Waldbilde, wie es die Augen vom Tale her erfassen, seltener und dünner. Die Fichte gewinnt Führung und Überhand. In stolzen, mächtigen Exemplaren reckt sie sich empor, wo sie in Haufen steht und die Reihen der den Rand hütenden Baumgefährten guten Windschutz bieten. Doch sie schreitet in höherer Region auch aus der Schar heraus. In kleinen Kolonnen setzt sie sich an den Felsnasen fest und ragt über senkrechte Riffe. Und selbst vereinzelt erobert sich die Fichte Halt inmitten und oberhalb der Steinfelder, wo etwas Erde sich sammelt und von einem kleinen Wehr von Blöcken gehalten wird. Doch da treibt der Sturm sein wildes Spiel mit ihr. Sich biegend und windend, nicht aufrecht das Haupt gen Himmel hebend, wurzelt sie da bis zur Latschenregion; Verkrüppelung zwingt die Natur ihr auf. Die Gestalten trotziger Wetterfichten, deren Saft und Kraft mit den Hemmungen von Sturm und Fels ringt, bleiben jedem Alpenwanderer in fester Erinnerung.

Noch einmal sehen wir sich die Vegetation versuchen, indem wir höher steigen. Doch sie kommt nicht über mannshohes Latschengebüsch hinaus. Und hie und da — vereinzelt in den Nordalpen, reicher in den Dolomiten — entwickelt sich noch einmal zu phantastischer, hoher Gestalt ein Baumwesen: die Zirbe.

Und über allem steht das Bild nackter Hochgebirgswände mit Rissen und Spalten, mit lang sich ziehenden Graten, mit Pfeilern und Nadeln, mit weißblinkenden Firnlinien bis zur Schneeschmelze im Juni. Auch hier eröffnet sich je nach Tageszeit und Beleuchtung ein Spiel von Schatten und Licht. Fast wolkenhaft, mit dem Himmel sich vermählend, wird das Graublau oder Grauweiß der Wände; bläuliche und violette Luft ist zwischen Risse und Spalten hinein-



Der Rissersee mit Alpspitze. Zugspitzmassiv

gehaucht. **Und ein vielstrahliges Wunder, vom zartesten Rosa bis zum glühendsten Rot, malt am Abend zum Scheidegruß** die sinkende Sonne.

Am Südfuße der langgestreckten Ketten des Wetterstein- und Karwendelgebirges blinken verschiedene blaugrüne Seeaugen, meist



Seefeld an der Mittenwald—Innsbruck-Bahn



Bauernhaus am Barmsee bei Mittenwald

in verschwiegener, träumerischer Ruhe, gebettet zwischen sacht aufsteigenden dichtbewaldeten Bergrücken. Zu Tal rückende Gletscher gruben vor Tausenden von Jahren in der Periode der Eiszeit mit ihren mächtigen, schweren Zungen diese Wannen; von den Gletschern herniedergeführte Geröllmassen bauten hohe Erdsperren auf, hinter denen die Schmelzwasser sich stauten.



Teilansicht von Mittenwald mit dem Wetterstein



Das blaue Haus in Mittenwald

So sind diese tief eingewühlten Tröge, die keine plätschernden Bäche zum Ein- oder Ausfluß haben, noch heute mehr oder minder wasserreiche Sammelbecken der bayrischen Kalkalpen. — Westlich von Mittenwald sind es der Lauter- und der Ferchensee, im Bereich des Zugspitz-



Bauernhäuser und Kirche in Mittenwald

massivs der Eibsee und der Badersee — jedem Reisenden bekannt und oft gemalt —, die so entstanden sind und sich gestaltet haben. Wahrhafte Perlen im Kranze der Gebirgsnatur um Mittenwald stellen Lauter- und Ferchensee dar. In ihnen spiegeln sich die dunklen Fichtenwälder der Seeufer und die zerrissenen Wände der Wettersteinkette. Kaum ein Windhauch furcht die Seefläche und zerstört das zart hingehauchte zauberische Spiegelbild von hohen Baumgestalten und stolzen Hochgebirgslinien.

Wenn der Schnee das Mittenwalder Becken mit seinem weißen, feinkörnigen Tuche überzog, das dunkle Grün der Tannenwälder von einer Decke glitzernder kleiner Kristalle übersät war und die Hochregionen des Gebirges breite Eisbänder zeigten, die in der rosigen Glut der Sonne an klaren Tagen zauberisch zuckten und aufleuchteten, war sonst Mittenwald ein in Winterstille begrabener Ort. Der Wintersport hat diesem bisherigen dichten Winterschlafe ein Ende gemacht. Nicht nur das nahe München sendet Scharen von begeisterten Skifahrern und Rodlern an Sonn- und Feiertagen, die alle Herbergen und Wirtschaften mit Lebensfreude erfüllen. Auch aus Mittel- und Norddeutschland erscheinen die Besucher scharenweise in modeechter Kostümierung: die Herren in leuchtenden Sportwesten, die Damen mit Vorliebe als mehr oder minder anmutige »Hosenweibchen«.



Die Waxensteine von der Aulealm gesehen

Wer einmal die Feiertagsstille und Klarheit der winterlichen Hochgebirgslandschaften kennenlernte, wird sich bald fragen, ob diese mit Schnee und Eis sich schmückende Schönheit nicht stärkere Reize birgt als solche des Sommers. Riesenstarr, fast ohne Konturen, in gleichsam mit Händen greifbarer Nähe stehen in durchsichtiger Winterluft Kämme und Zinnen des Gebirges, die in der warmen Jahreszeit so oft mit Dunstschleiern behangen sind. Und eine wohlig warme Höhensonne belebt unsern Körper. Die Unendlichkeit des strahlenden weißen Gewandes, die nur von grauen Steilwänden der Kalkrippen des Gebirges unterbrochen und vom zarten Blau des Himmels abgeschlossen wird, in hellen Mondnächten von geisterhaftem Zauber verklärt ist, wirkt als gewaltige Lichtharmonie, als beredte Symphonie der Freude auf das durch Lebenskampf beschwerte, durch flache Alltäglichkeiten eingeschläferte Gemüt des Menschen. Auch wenn stunden- und tagelang die Flocken unhörbar herniederrieseln, ein schweigender weißer Wirbeltanz sich entfesselt, so daß der Blick nur in die nächste Umgebung dringt, liegt es wie Weihestimmung über der menschlichen Hochtalsiedlung, die den Gast aus der lauten Großstadt beherbergt. Unter der auf den Dächern sich türmenden Schneedecke verschwinden fast Häuser und Höfe, und auf beschauliche Selbstbesinnung stellt sich in winterlicher Einsamkeit der Geist des Wanderers ein.



Peter Paul Rubens: Niclas Rubens

Nach einem Albertina-Druck des Kunstverlages Anton Schroll & Ko. in Wien

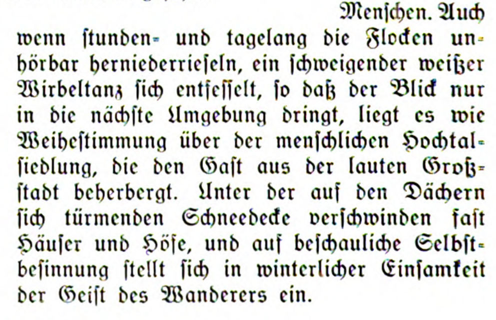
massivs der Eibsee und der Badersee — jedem Reisenden bekannt und oft gemalt —, die so entstanden sind und sich gestaltet haben. Wahrhafte Perlen im Kranze der Gebirgsnatur um Mittenwald stellen Lauter- und Ferchensee dar. In ihnen spiegeln sich die dunklen Fichtenwälder der Seeufer und die zerrissenen Wände der Wettersteinkette. Kaum ein Windhauch furcht die Seefläche und zerstört das zart hingehauchte zauberische Spiegelbild von hohen Baumgestalten und stolzen Hochgebirgslinien.



Die Waxensteine von der Aulealm gesehen

Wenn der Schnee das Mittenwalder Becken mit seinem weißen, feinkörnigen Tuche überzog, das dunkle Grün der Tannenwälder von einer Decke glitzernder kleiner Kristalle übersät war und die Hochregionen des Gebirges breite Eisbänder zeigten, die in der rosigen Glut der Sonne an klaren Tagen zauberisch zuckten und aufleuchteten, war sonst Mittenwald ein in Winterstille begrabener Ort. Der Wintersport hat diesem bisherigen dichten Winterschlafe ein Ende gemacht. Nicht nur das nahe München sendet Scharen von begeisterten Skifahrern und Rodlern an Sonn- und Feiertagen, die alle Herbergen und Wirtschaften mit Lebensfreude erfüllen. Auch aus Mittel- und Norddeutschland erscheinen die Besucher scharenweise in modeechter Kostümierung: die Herren in leuchtenden Sportwesten, die Damen mit Vorliebe als mehr oder minder anmutige »Hosenweibchen«.

Wer einmal die Feiertagsstille und Klarheit der winterlichen Hochgebirgslandschaften kennenlernte, wird sich bald fragen, ob diese mit Schnee und Eis sich schmückende Schönheit nicht stärkere Reize birgt als solche des Sommers. Riesenstarr, fast ohne Konturen, in gleichsam mit Händen greifbarer Nähe stehen in durchsichtiger Winterluft Kämme und Zinnen des Gebirges, die in der warmen Jahreszeit so oft mit Dunstschleiern behangen sind. Und eine wohlig warme Höhensonne belebt unsern Körper. Die Unendlichkeit des strahlenden weißen Gewandes, die nur von grauen Steilwänden der Kalkrippen des Gebirges unterbrochen und vom zarten Blau des Himmels abgeschlossen wird, in hellen Mondnächten von geisterhaftem Zauber verklärt ist, wirkt als gewaltige Lichtharmonie, als beredte Symphonie der Freude auf das durch Lebenskampf beschwerte, durch flache Alltäglichkeiten eingeschläferte Gemüt des Menschen.

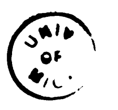


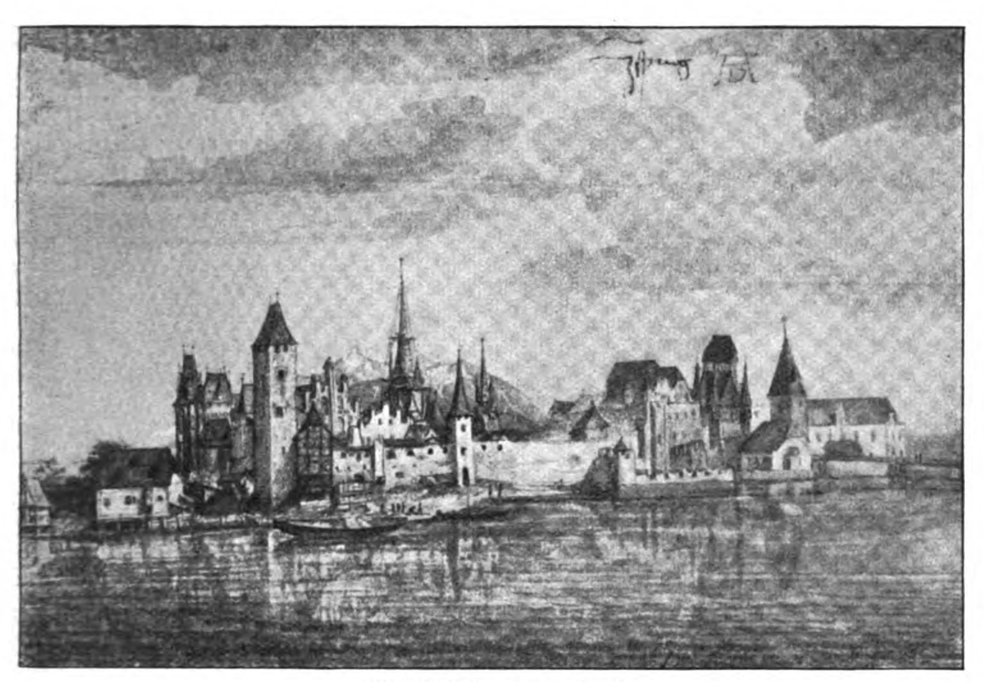
Auch wenn stunden- und tagelang die Flocken unhörbar herniederrieseln, ein schweigender weißer Wirbeltanz sich entfesselt, so daß der Blick nur in die nächste Umgebung dringt, liegt es wie Weihestimmung über der menschlichen Hochtalsiedlung, die den Gast aus der lauten Großstadt beherbergt. Unter der auf den Dächern sich türmenden Schneedecke verschwinden fast Häuser und Höfe, und auf beschauliche Selbstbesinnung stellt sich in winterlicher Einsamkeit der Geist des Wanderers ein.



Peter Paul Rubens: Niclas Rubens

Nach einem Albertina-Druck des Kunstverlages Anton Schroll & Ko. in Wien





Albrecht Dürer: Innsbruck

Faksimiledrucke der Albertina

Von Prof. Dr. Hans Tietze (Wien)

Unter den großen Kupferstichkabinetten und Handzeichnungssammlungen von internationaler Bedeutung führt die Wiener »Albertina« als einzige nicht einen sachlichen Titel, sondern einen persönlichen Namen; er klingt intimer als jene Bezeichnungen und löst die Sammlung, die er benennt, als eine Sache für sich aus dem Kreise ähnlicher Anstalten heraus. In der Tat hat die Albertina trotz der im Laufe ihrer hundertjährigen Geschichte erfolgten Annäherung an die systematischere Sammeltätigkeit, wie sie für das 19. Jahrhundert charakteristisch geworden ist, und trotz der tiefgehenden Umwandlungen, die sie seit 1918 erfahren hat, den Charakter bewahrt, den sie durch ihren Begründer, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, den Gatten von Kaiserin Maria Theresias Lieblingstochter Marie Christine, erhalten hatte: den Charakter der Sammlung eines vornehmen Kunstfreundes, der sich bei seinen Erwerbungen mehr von künstlerischen als von kunsthistorischen Erwägungen leiten ließ, und der in den Kunstwerken, mit denen er sich umgab, nicht Belehrung suchte, sondern edle Augenweide und Befriedigung seines gepflegten Geschmacks. Wie bei allen großen und echten Sammlern ist auch bei diesem Schwiegersohn Maria Theresias, einem typischen Vertreter des kulturfördernden Fürstentums der Aufklärungszeit, die Sammlung ein Denkmal der Persönlichkeit ihres Schöpfers; und die österreichische Regierung hat einen Akt wohl angebrachter Pietät geübt, als sie 1921 bei Vereinigung der Albertina mit der Kupferstichsammlung der ehemaligen Hofbibliothek den alten Namen für die zu doppeltem Umfang angewachsene neue Sammlung beibehielt.

Durch diese Vereinigung, seit ihrer Gründung das wichtigste Ereignis in der Geschichte der Albertina, wurden zwei einander außerordentlich günstig ergänzende Hälften aneinandergefügt. Die Kupferstichsammlung war — durch ihre enge Verbindung mit der uralten, hochberühmten kaiserlichen Bibliothek und vor allem dank der Tätigkeit ihres langjährigen Leiters, des bekannten Kupferstichkenners Adam Bartsch — eine graphische Sammlung von außergewöhnlicher Vollständigkeit und von größtem Reichtum an seltenen Primitiven; sie rühmte sich z. B., den größten Schatz an sogenannten Einblattdrucken zu besitzen, an jenen Erstlingen des Holzschnittes, die zu den allergrößten Seltenheiten innerhalb der Graphik gehören. Von Handzeichnungen besaß sie hingegen — außer einigen mehr zufälligen Beständen — nur eine sehr bedeutende Sammlung von Architekturzeichnungen, die u. a. den ganzen Nachlaß des Freiherrn von Stosch umfaßt, der ein großes Material zur Baugeschichte Roms zusammengebracht hatte; hier liegen z. B. Hunderte von Zeichnungen von dem großen Francesco Borromini. Umgekehrt enthielt die alte Albertina wohl auch eine sehr beträchtliche Kupferstichsamm-



Albrecht Dürer: Venezianerin im Prunkgewand

lung — besonders waren die Klassiker in erlesenen Drucken vertreten —, ihr stolzester Besitz aber waren die Handzeichnungen der großen Meister, Herzog Alberts Lieblinge. Durch geschickte Ausnutzung seiner guten Beziehungen zur Kaiserin Maria Theresia und ihren Nachfolgern und der Gelegenheiten, die sein fürstlicher Reichtum, seine großen Reisen und seine langjährige Statthalterschaft in den Niederlanden ihm boten, hat der Herzog verstanden, eine außerordentliche Sammlung zu vereinigen. Sein Erbe und Neffe, Erzherzog Karl, hat sie in ein Fideikommiß umgewandelt, das für immerwährende Zeiten an Wien gebunden bleiben sollte, er und spätere Besitzer haben sie ausgebaut und mit der größten Liberalität jedem Kunstfreunde zugänglich gemacht; sie hat dadurch seit jeher im Wiener Kunstleben die Rolle der öffentlichen Handzeichnungensammlung gespielt, neben der eine zweite anlegen zu wollen vollständig widersinnig erschienen wäre; dennoch ist sie ihrem ganzen Wesen nach die fürstliche Privatsammlung vom Ende des 18. Jahrhunderts geblieben. Wer die Albertina vor 1919 besucht hat — und das hat fast jeder kunstsinnige Reisende getan, der nach Wien kam —, weiß, daß sie in ihrer klösterlichen Unterbringung mit den zellenartig tiefen Fensternischen an dem heimeligen Gange, mit den freundlichen Kustoden, die sich um jeden Besucher bemühten, und den wohlgezogenen Hofdienern dieses fürstliche und private Wesen auch äußerlich zur Schau trug. Sie hatte sich aber auch innerlich wenig verändert.

Was Herzog Albert sammelte und was infolgedessen der Grundstock der Albertina geworden und geblieben ist, sind der Neigung seiner Zeit entsprechend sehr abgerundete und in der Ausführung vollkommene Zeichnungen der berühmtesten Künstler, Schöpfungen, die nicht etwa erst durch ihre Beziehung zu einem daraus hervorgewachsenen Gemälde wertvoll sind, sondern an sich ein geschlossenes und gefälliges Bild darstellen. Gegenüber dieser Vorliebe für das Runde und Bildmäßige trat das Interesse an der Originalität des Blattes auffallend zurück, zwischen eigenhändigen Arbeiten und Nachahmungen wurde keineswegs mit der fanatischen Strenge geschieden, die uns selbstverständlich erscheint, und es laufen daher in all diesen alten Sammlungen — so auch in der Albertina — neben den köstlichsten Originalen eine Fülle von Werkstattzeichnungen, Schülerarbeiten, Kopien, Nachbildungen aller Art mit. Das 19. Jahrhundert mit seiner sich vertiefenden Kennerschaft und seinem stetig wachsenden Interesse für die künstlerische Individualität hat seine Vorliebe mehr einer andern Gattung von Zeichnungen zugewendet, nämlich jenen, in denen der erste Gedanke in seiner unmittelbaren Frische erfaßbar ist, in denen der Künstler mit seiner Idee ringt und sie in rastlosem Suchen zur höchsten Reinheit läutert. Diese Zeichnungen, die naturgemäß den intimsten Einblick in die Werk-


Albrecht Dürer: Ulrich Varnbüler

statt des Künstlers gewähren, sind oft mühsam zu entziffern; Wichtiges ist immer wieder verbessert, Unwichtiges dagegen ist nur flüchtig angedeutet, überall sitzt noch rohe Form an der werdenden Klarheit; sie bieten dem geschulten Auge nicht nur das äußerste Interesse, sondern auch einen unvergleichlichen Reiz, aber sie gewähren — namentlich dem Laien — nicht den leichten und harmonischen Genuß, der den großen Meisterblättern entströmt, wie sie einst Herzog Albert sammelte.



Matthias Grünewald: Weibliche Halbfigur

Diese Zeichnungen stehen irgendwie in der Mitte zwischen jenen eben gekennzeichneten ersten Entwürfen und Skizzen und den fertigen Gemälden. Sie haben nicht mehr das ungestüme Feuer jener, aber auch nicht die Unsicherheit, die ihnen noch anhaftet; sie haben auch nicht die Reife und Feierlichkeit dieser, aber auch nicht jene Müdigkeit, die die lange Dauer der Ausführung und mancherlei Hemmungen bisweilen unvermeidlich machen. Sie zeigen die künstlerische Idee im kurzen Moment höchster Reife, schon dem Chaos des Werdens entronnen, noch nicht von der Kühle beginnender Erstarrung berührt, die unmittelbarste und ungetrübteste Äußerung des Künstlers, dessen Handschrift hier am unverfälschtesten zutage liegt. Bilder haben überdies ihre Schicksale; sie leiden nicht nur durch die Unbilden der Zeit, die ihre Oberfläche verändern, sondern auch durch fremde Eingriffe, die ihre Erhaltung — oder ihre Anpassung an veränderten Geschmack — nötig machte oder nötig zu machen schien. Es gibt sehr wenig alte Bilder, die ihr ursprüngliches Aussehen völlig rein und unberührt erhalten hätten; über den meisten liegt natürliche oder künstliche Patina, die, so sehr sie den Eindruck des Meisterlichen und Ehrwürdigen steigern mag, doch die ursprüngliche Absicht des Künstlers verschleiert und bisweilen verfälscht. Bei Zeichnungen spielt sowohl die Veränderung der Materie als auch die fremde Zutat eine viel geringere Rolle; aus ihnen strahlt die Erscheinung des Künstlers am allerreinsten. Es ist infolgedessen begreiflich, daß sich moderne Kunstliebhaber, denen am allermeisten daran gelegen ist, der Persönlichkeit des Künstlers, jenem Einzigartigen und Unvergleichbaren, die sein tiefstes Mysterium sind, möglichst nahe zu kommen, mit steigender Leidenschaft den Handzeichnungen zuwenden. Über die Blätter gebeugt, auf denen noch die Hand des Meisters zu ruhen scheint, können sie seinen Geist, den sie sehnsüchtig suchen, am machtvollsten heraufbeschwören.

Aber die Handzeichnungen großer Meister sind ängstlich gehütete Schätze, die, in der ganzen Welt zerstreut, in Kabinetten verwahrt, nur schwer zugänglich sind; sie sind viel zu kostbar und viel zu empfindlich, als daß man sie jedermann in die Hand geben könnte. Seit sich der Kreis ihrer Liebhaber, der zuerst zumeist aus Künstlern, dann aus berufsmäßigen Kunstgelehrten bestand, sehr vermehrt hat, hat sich das Bedürfnis nach ihrer Wiedergabe gebieterisch geltend gemacht; eine Reihe vorzüglicher Abbildungswerke vermittelt die Kenntnis der Zeichnungen, sei es einzelner Meister, sei es ganzer Schulen oder bestimmter Sammlungen. Die Albertina — bei der, nebenbei gesagt, auch der erste Versuch eines kritischen Katalogs der Bestände gemacht worden ist (durch Franz Wickhoff, der 1891/92 einen solchen Katalog für die italienischen Schulen herausgab) — darf sich rühmen, hier bahnbrechend gewirkt zu haben; die von Schönbrunner und Meder 1895—1903 herausgegebenen zwölf Bände der »Handzeich-

nungen alter Meister aus der Albertina und andern Sammlungen« stellen ein wahres Korpus der Handzeichnungskunde dar; der Riesenschatz wird durch die »Neue Folge« des gleichen Werkes vermehrt, deren erster Band seit 1920 vorliegt, deren zweiter, ausschließlich Neuerwerbungen von älteren italienischen Meistern enthaltend, vor einiger Zeit im Kunstverlag Schroll in Wien erschienen ist. Diese Veröffentlichung und viele ähnliche, zu denen sie die Anregung gegeben hat, wenden sich in erster Linie an den Kunstgelehrten; sie vermitteln ihm ein reiches Studienmaterial, das sie in einer den Fortschritten der Technik entsprechend immer besser werdenden Weise wiedergeben. Für das breitere Publikum kommen diese großen und zum Teil kostspieligen Serien weniger in Betracht, da sie einerseits vieles mitführen, was nur kunstgeschichtlich interessant ist, anderseits die Blätter so wiedergeben, daß hauptsächlich derjenige, der sie oder ähnliche kennt, davon Nutzen hat. Sie dienen in erster Linie der Wissenschaft.



Matthias Grünewald: Heiliger

Soll der konzentrierte künstlerische Genuß, den eine Meisterzeichnung bietet, wirklich einem weiteren Kreise erreichbar werden, so muß die Bindung an die Wissenschaft gelöst werden; es dürfen dann nur solche Blätter gezeigt werden, die zu würdigen es keiner Vorkenntnisse und besonderer Schulung des Geschmacks bedarf, aber sie müssen in solcher Weise vervielfältigt werden, daß die denkbar größte Annäherung an das Original möglich wird. Jedes Blatt muß, für sich betrachtet, eine ähnliche Freude gewähren wie die Zeichnung selbst. Dieses Ziel zu erreichen ist das Programm der »Albertina-Faksimile«, die wiederum der Verlag Schroll in Wien herausbringt; in vier Gruppen von zusammen über hundert Blättern wurden aus den deutschen, italienischen, niederländischen, französischen Handzeichnungen der Albertina diejenigen zusammengestellt, die am meisten zu selbständiger Wirkung geeignet sind, und in einer Vollkommenheit vervielfältigt, daß nur ein geschultes Auge den Unterschied zwischen den farbigen Lichtdrucken und ihren Vorlagen wahrzunehmen vermag. Jede Zeichnung ist in der natürlichen Größe wiedergegeben, der Charakter von Kohle oder Kreide, Feder oder Aquarell täuschend nachgeahmt, die farbige Gesamthaltung treulich getroffen. Jedes Blatt will ein Kunstwerk für sich sein, ist daher auch folgerichtig einzeln käuflich, und zwar zu Preisen zwischen 2,50 und 10 Mark, die es weiten Kreisen erschwinglich machen; jedes kann einen Sonnenstrahl vom Himmel der Kunst ins Heim bringen, ein Stück Dürer oder Grünewald, Raffael oder Rembrandt in unser Leben einfügen.

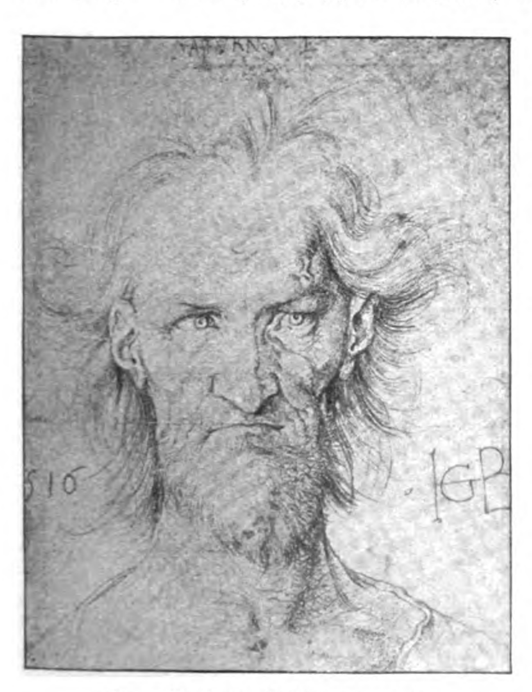
Der besondere Charakter der Albertina hat es leicht und einladend gemacht, eine solche Faksimilepublikation gerade auf das Material dieser Sammlung aufzubauen, wobei dieses nur durch ein paar hervorragende Blätter andrer Sammlungen — z. B. Dürers schöne Landschaftsaquarelle in der Bremer Kunsthalle oder je ein Blatt von Grünewald, Altdorfer, Hans Leu aus Privatbesitz — ergänzt wurde. Denn der alte Bestand der Albertina stellt, wie gesagt, selbst schon eine Auslese in der Richtung der hier angestrebten Qualität dar; eine engere Auswahl aus diesem Vorrat trug den Charakter einer zweiten Siebung, das Ergebnis konnte eine Elite von Blättern sein, deren jedes nicht nur von fragloser Echtheit und hohem Rang innerhalb seiner Schule und des Schaffens sein mußte, sondern gleichzeitig ein zu tadelloser Wiedergabe und abgerundeter Wirkung sich eignendes Bild. So bietet sich diese Faksimileaus-

gabe als eine höchst vornehme Gemäldegalerie in der — Zeichnungsmappe dar. Die Auswahl der Zeichnungen aus der Albertina hat deren ehemaliger Direktor Josef Meder getroffen, den sein grundlegendes Werk über »Die Handzeichnung, ihre Technik und ihre Geschichte« (Wien, 2. Aufl., 1924) zu einer der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete macht. Sie verteilen sich in gleichmäßiger Weise auf die vier Schulen, die gewissermaßen die vier Fakultäten der alten Kunst-Universitas heißen können und von Anbeginn an die ziemlich gleich starken Säulen der Albertina bildeten; der deutschen ist dabei durch die bereits erwähnte Bereicherung aus andern Sammlungen das Übergewicht eingeräumt. Sie besäße es vielleicht ohnedies durch den einzigartigen Schatz, den ihre Dürerzeichnungen nicht nur durch ihre Zahl (145 Originalblätter des Meisters, wozu noch das aus einer andern Hofsammlung übernommene Ringbuch kommt) und ihre Qualität bilden, sondern auch durch den Umstand, daß sich die Kette ihrer ehemaligen Besitzer lückenlos bis auf Dürer zurückverfolgen läßt. Wilibald Imhof d. Ä., ein Enkel Wilibald Pirkheimers, des bekannten intimen Freundes Dürers, erwarb die ganze Sammlung — in der Hauptsache, wie sie heute



Wolf Huber: Mädchenbildnis

besteht — von den Erben des Meisters; nach seinem Tode gelangte sie 1588 in kaiserlichen Besitz, in dem sie ununterbrochen geblieben ist, bis sie Kaiser Franz seinem Oheim, dem Herzog Albert, im Tauschwege überließ. Sie enthält einige Stücke, die zu den populärsten Dürers gehören: sein Selbstbildnis, das des Dreizehnjährigen zaghafte Hand mit dem Silberstift gezeichnet hat, den Feldhasen, dieses Wunderwerk hingebender und doch nicht kleinlicher Detailmalerei, das große Rasenstück mit dem winzigen Gewimmel von Gräsern und Halmen, den Veilchenstrauß, ein Kabinettstück der Miniaturmalerei auf Pergament, die Madonna mit den Tieren, strahlend von Naturfreude und herzlicher Gemütstiefe, das Bildnis des Kaisers Maximilian, den Dürer nach der von ihm hinzugesetzten Inschrift »zu Augsburg hoch oben auf der Pfalz in des Kaisers kleinem Stüblein« konterfeit hatte, »da man zählte 1518 am Montag nach Johannes d. T.«, u. v. a. Die Namen Dürer und Albertina sind so in unlösbarer Weise miteinander verwachsen, beinahe als ob in ihrem Namen auch eine Erinnerung an den großen deutschen Meister Albrecht mitschwingen sollte. Wien ist sich ja nicht in allem eingedenk geblieben, daß es durch viele Jahrhunderte nicht die österreichische, sondern die deutsche Kaiserstadt war und auch heute — trotz allem,



Hans Baldung Grien: Saturnus



Rubens: Heilige Katharina

was war und was ist — einen führenden Platz innerhalb der deutschen Gesamtkultur zu beanspruchen hat. Dem größten deutschen bildenden Künstler gegenüber hat es wenigstens seine Pflicht erfüllt, es besitzt den größten Schatz seiner Bilder — die Wiener Galerie hatte das Glück, ihrem reichen Erbe vor zwei Jahren noch das reizvolle Frauenbildnis von 1506 hinzufügen zu können —, sein schönstes Stichwerk, die reichste Sammlung Handzeichnungen. Diese enthält Blätter aller Art, frühe und späte, Federzeichnungen und Deckfarbenmalereien, Skizzen und Einzelstudien, Landschaften, Kompositionen und Bildnisse. Die Beispiele, die wir hier bringen können, geben nur einen winzigen Ausschnitt aus einem stolzen Ganzen, überdies eine einseitige Anschauung, da hier nur solche Blätter gezeigt werden können, die unserm Auge ein in sich abgerundetes Bild zeigen.

Wie das gemeint ist, verdeutlicht am besten ein Blatt, das in einer der Albertina gewidmeten Publikation billigerweise als Gast voranzustehen hat, die Ansicht von Trient in Südtirol, eins der Aquarelle, die den Stolz der Bremer Kunsthalle bilden. Dürer hat es 1495 auf seiner ersten Reise nach Italien gemalt, als die gewaltig gesteigerte Natur der Alpen den Jüngling mächtig aufgerüttelt hatte; unter dem Zwang dieses Erlebnisses wandelt sich die Auffassung der Landschaft, die bisher über ein Festhalten von Einzelzügen, ein Herausheben kennzeichnender Einzelheiten nicht hinausgekommen war, und macht einer neuen Deutung Platz, durch die bei aller Treue gegen das Motiv ein freier und starker Atem weht. Das breite Tal, durch das der besänftigte Etschfluß sich windet, die in seine Sohle gelagerte Stadt, die verblauenden Berge, die, gegen die Mitte sich senkend, das Ganze rahmen, sind Elemente eines einzigen Erlebnisses, Träger einer einheitlichen Stimmung, Bestandteile eines geistigen Organismus. Diese Großheit in der Auffassung ist es ja, was Dürer in Italien suchte; bezeichnend, daß sie ihm — bei dieser ersten Ausfahrt — weniger durch die Kunst des Südens als durch die erhöhte Natur des Gebirges zu Bewußtsein gekommen zu sein scheint. Sie bleibt von da an ein Ziel in seinem Schaffen, das sich in verschiedenfacher Weise mit seinem andern Streben nach gewissenhafter Treue gegen das Einzelne verbindet. Vielleicht ist ein zweites Aquarell, das auf der gleichen Reise durch Tirol entstand, geeignet, diese zweite Tendenz des Künstlers zu illustrieren. Der Schloßhof der ehemaligen alten Hofburg in Innsbruck gibt die in verschiedenen Zeiten entstandenen, wie durch Zufall zusammengewachsenen Bauten des spätmittelalterlichen Schloßhofes mit neugieriger Unbefangenheit und sichtlichem Interesse an der komplizierten Anlage so getreu wieder, daß man auf Grund dieser Aufnahme eine architektonische Wiederherstellung durchführen könnte. Der Unterschied zwischen den zwei Landschaftsblättern, zwischen denen wir dennoch keinen beträchtlichen zeit-



Rembrandt: Saskia bei der Toilette

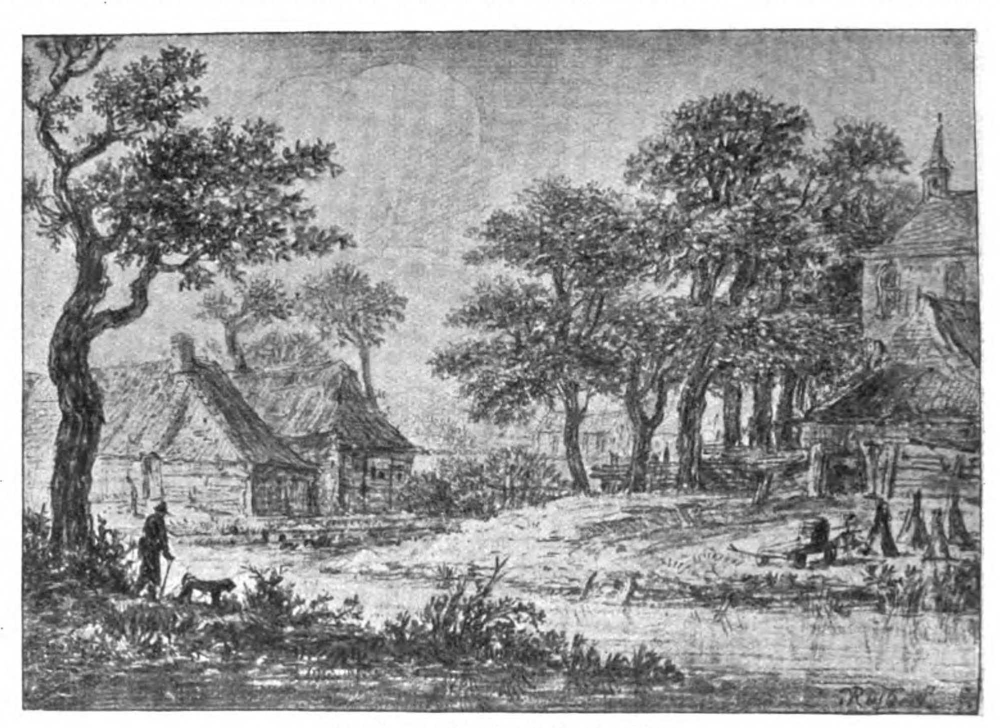


Jean Baptiste Chardin: Lesende Dame mit Kind

lichen Abstand anzunehmen haben, ist einleuchtend; dort volle tiefatmende Hingabe an einen großen Natureindruck, hier bedächtige Einzelbeobachtung, die uns instand setzen könnte, eine Naturgeschichte des gotischen Erkers zu schreiben, dort die volle Weite Dürerschen Naturgefühls in den Werken des jungen Künstlers, der seligen Auges in die Welt auszog.

Für dieselbe Reise — auf der auch die Gesamtansicht von Innsbruck mit dem Blick auf den Patscherkofel im Hintergrunde entstand — besitzen wir noch mehrere interessante figürliche Urkunden. Eins der merkwürdigsten ist das Bildnis einer Venezianerin im Prunkgewand, mit der Jahreszahl 1495 und dem Monogramm in der Form bezeichnet, die seiner allgemein bekannten »klassischen« Fassung voranging. Wie die gesteigerte Natur der Alpen, so hat das pulsierende weltstädtische Leben der Lagunenstadt auf Dürer einen großen Eindruck gemacht; aus dem Gewimmel der volkreichen Straßen hat er eine reizvolle Figur herausgegriffen und nach seiner Weise versucht, sich über sie klar zu werden. Jede Einzelheit des reichen Gewandes ist begriffen; der schwere Faltenwurf des gerafften Oberkleides, der über den Brokat des Unterkleides herabrauscht, die gestickten Borten, die geschlitzten Modeärmel, Halskette und Haarkrönlein; darüber hinaus ist die lässige Anmut der vornehmen Südländerin glücklich getroffen. Um sich ihre Erscheinung noch klarer zu machen, hat er sie in der Rückenansicht noch einmal flüchtig gezeichnet. Sie hat sich ihm tief eingeprägt. In die Heimat zurückgekehrt und die Phantasie in die Dunkelheiten der Apokalypse verstrickt, hat Dürer diese venezianische Kostümfigur zur Verkörperung verführerischen Liebreizes benutzt; die apokalyptische Buhlerin seines großen Holzschnittes geht auf diese Zeichnung zurück.

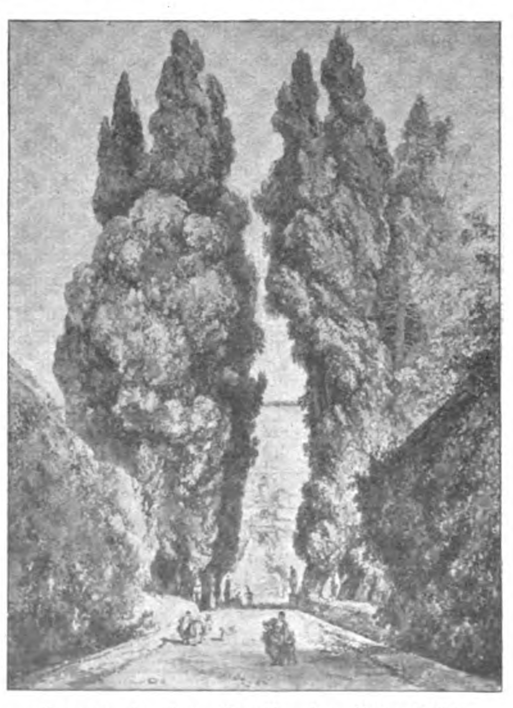
Es ist ein weiter Schritt von diesen Frühwerken zu den Arbeiten des gereiften Künstlers, von denen wir gleichfalls ein Beispiel bringen: das Bildnis des Ulrich Varnbüler, des Nürnberger Protonotarius beim Reichskammergericht, eine breite Kohlezeichnung, die wiederum einem Holzschnitt als Vorzeichnung gedient hat. Ein Profilkopf von ruhiger Kraft und gesammelter Würde, durch den breitkrempigen, vielgebuckelten Hut, der die Breite des Blattes füllt, wie von einem Nimbus umgeben; mit meisterhafter Sicherheit ist die geistige und die körperliche Erscheinung des tüchtigen Mannes zum Ausdruck gebracht, seine einheitliche Individualität erfaßt, das charak-



Jacob van Ruisdael: Dorfansicht

teristische Detail nicht vernachlässigt und dennoch der Blick fest auf das Ganze gerichtet. Immer wieder diese aus zwei Wurzeln genährte Einheit Dürerscher Kunst, die gleichzeitig Gotik und Renaissance auszugleichen und innerlich zu verbinden versucht.

Aber so groß Dürer ist und so groß ihn gerade der Schatz der Albertinazeichnungen vor uns hinstellt, so erschöpft er doch nicht den ganzen Reichtum der deutschen Kunst in der fruchtbarsten Periode ihrer Geschichte. Als gewaltigen Gegenspieler hat die neueste Zeit mit wachsendem Nachdruck Matthias Grünewald neben ihn gestellt, in dessen pathetischem Werke sich nicht wie bei Dürer Gotik und Renaissance, Nord und Süd fruchtbar und harmonisch durchdringen, sondern uralte Vergangenheit und dunkle Zukunft glühend verschmelzen, so daß tiefe und leidenschaftliche Inbrunst wie eine Flamme emporloht. Neben der packenden Aktualität dieses mächtigen Temperaments erscheint Dürer zeitbedingt oder, wenn man will, zeitlos, jedenfalls ohne die ungeheuerliche Beziehung zum Gefühl der Gegenwart, von der Grünewalds großartige Blätter erbeben. Beide Meister sind künstlerische Genies, der eine mit der Mäßigung, der andre mit der Maßlosigkeit eines solchen; der eine jede Anregung, die sich ihm bot, zu einer Einheit verarbeitend, der andre, unbekümmert um die Forde-



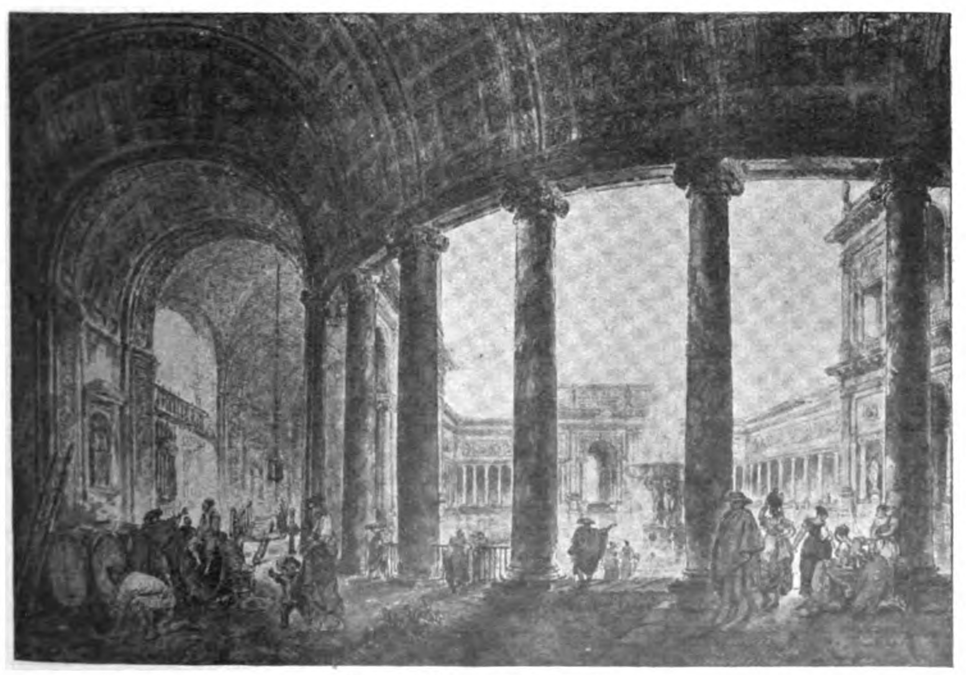
Fragonard: Zypressenallee der Villa d'Este

rungen seiner Zeit, nur dem unwiderstehlichen Gebot der inneren Stimme gehorsam. Von Grünewalds im Verhältnis zu denen Dürers sehr seltenen Zeichnungen seien zwei einander ergänzende hier abgebildet, ein stehender Heiliger, der nach einer Studie auf der Rückseite des Blattes zum Ideenkreise des Isenheimer Altars gehört, und eine weibliche Halbfigur (aus Privatbesitz). Der Heilige steht in anbetender Stellung neben einem Baum, von dessen knorrigem, von Licht und Schatten tief durchwühltem Stamm sich das großflächige Gewand des Heiligen abhebt, das ruhige Wellen schlägt; in inniger Hingabe, der ein Rest mittelalterlicher Befangenheit anhaftet, bringt der Heilige seinen Andachtszoll dar. Von Inbrunst geladen wirkt daneben das schon durch seine bedeutenden Maße eindrucksvolle Blatt mit der Halbfigur einer heiligen Frau, die in Blättern in Berlin, Oxford und Paris ihre Genossinnen hat, heroische Magdalenen, denen das Übermaß innerer Anteilnahme die heftig gespannten Züge zu einem Verschweben zwischen namenlosem Schmerz und irrem Lächeln verzerrt; im Bündel ineinandergekrampfter Finger zuckt die tiefe Erregung noch einmal aus.



Veroneser Meister: Jünglingsbildnis

Den Doppelgipfel Dürer-Grünewald begleiten kleinere Erhebungen; zwei seien hervorgehoben: Hans Baldung Griens Saturn und Wolf Hubers Mädchenkopf. Die Kreidezeichnung des rheinischen Meisters, von 1516 herrührend, stellt das Haupt jener Gottheit dar, der in der Sternenwissenschaft und im Aberglauben des beginnenden 16. Jahrhunderts ein besonders ausgezeichneter Platz eingeräumt war. Saturn galt als der Schutzherr der geistig Tätigen, die



Hubert Robert: Colonnade

in seinem Sternzeichen Geborenen waren zu den höchsten Leistungen ausersehen; einen Abglanz dieser »Saturngläubigkeit« der maximilianischen Epoche sucht der Künstler diesem Kopf zu wahren, dem durch die feierliche Frontalstellung, durch das bewegte, wie von innerer Kraft elektrisierte Haar die Bedeutung vermehrt wird. Ein Idealkopf, der ein sehr charakteristisches Stück geistiger Existenz der Renaissance in sich schließt. Umgekehrt ist der Rötelkopf des Meisters der Donauschule ein Stück höchst wirklichen Daseins; die Züge des derben, gewiß nicht idealisierten Modells werden mit voller Naturtreue wiedergegeben, das Individuelle der Einzelerscheinung mit gesunder Realistik festgehalten. So stecken die beiden Köpfe, beide in ihrer Art gleich ausgezeichnet, die ganze Spannweite dieser altdeutschen Kunst ab. Der zweite Stolz der Albertina ist die reichhaltige Sammlung niederländischer Zeichnungen, die Herzog Albert während seines fast zehnjährigen Aufenthalts in Brüssel erwarb; 1780 war er als Nachfolger des Herzogs Karl von Lothringen zum Generalstatthalter der damals österreichischen Niederlande ernannt worden. Die wichtigsten Meister der südlichen und der nördlichen Niederlande sind hier ausgezeichnet vertreten: Brouwer, Aelbert Cuyp, van Dyck, Jan van Goyen, Adriaen van Ostade, Paul Potter, Jakob und Salomon Ruisdael, Jan Steen, David Teniers, Jan Vermeer van Delft, Phil. Wouwerman, vor allen ragen aber die beiden Hauptmeister Rubens und Rembrandt über ihre Genossen hervor. Von den Rubensblättern der Albertina ist das bekannteste die Rötel- und Kreidezeichnung nach des Künstlers jüngerem Sohn Niklas, jener trotzig verträumte Bubenkopf mit den kindlich aufgeworfenen Lippen; die hier abgebildete heilige Katharina, Entwurf zur Hauptfigur eines Altarbildes in der Katharinenkirche in Lille, ist von gleichem Rang. Eine christliche Heldin erwartet in heroischer Haltung und mit ergebenem Blick den Streich des Henkers. Bei Rembrandt, bei dem jedes Werk — Bild, Zeichnung oder selbst Radierung — das Gepräge des Unvergleichbaren und Einzigartigen gewinnt, ist die Qual der Auswahl vollends groß. Welchem Blatt den Vorzug geben: dem Titus, der als Gegeißelter an der Säule steht, der flüchtigen Zeichnung, die den auf einer Auktion im Fluge gesehenen Castiglione Raffaels kraftvoll und charakteristisch festhält, dem köstlichen Elefanten, dem Philosophen am Fenster, der Ruhe auf der Flucht nach Ägypten? Wir haben uns für »Saskia bei der Toilette« entschieden, wo die geistvolle Feder die Hauptgruppe der beiden Frauen mit energischen Zügen erfaßt und abgeschlossen wie eine fertige Bildkomposition gegen den breit getuschten Hintergrund stellt.



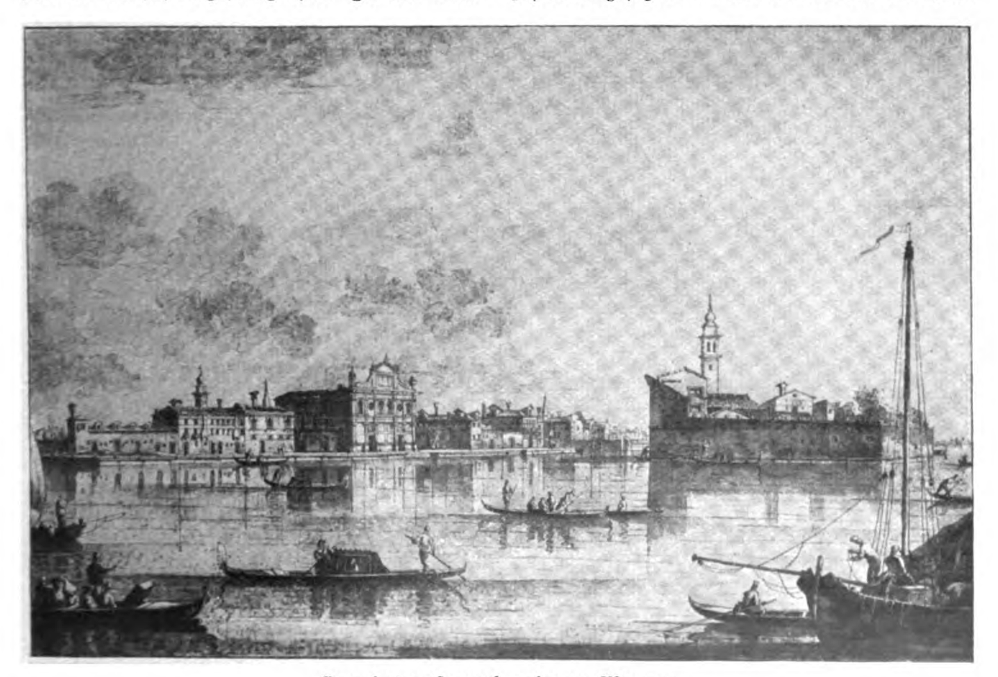
Raffael: Madonna mit Granatapfel

Die französischen Meisterzeichnungen, denen kaum eine andre Sammlung — außerhalb des Louvre — Gleichwertiges an die Seite stellen kann, erwarb der Herzog 1786 auf einer Reise von Brüssel nach Paris. In dieser Gruppe, die sich hauptsächlich auf die damals modernen Meister des 18. Jahrhunderts verlegt, wird die Vorliebe des Sammlers für abgerundete und sorgfätig ausgeführte Zeichnungen besonders deutlich, so daß jene Blätter, in denen das prickelnde und leichte Brio der Franzosen sprüht,

fast völlig gegen die zurücktreten, in denen sich der feine und gepflegte Geschmack dieses Volkes entfaltet. Watteau fehlt also zugunsten von Boucher, Chardin, Fragonard und Hubert Robert. Besonders Francois Boucher, der führende Maler am Hofe Ludwigs 15., ist hier mit einer Reihe seiner koketten Frauenakte vertreten, in denen Setzlinge aus dem Urwald des Rubens zu salonfähigen Zierpflanzen umgezüchtet wurden; unmittelbarer berührt uns Heutige Chardin, der die mit bunten Pastellstiften gehöhte Kreidezeichnung der »Lesenden Dame mit Kind«, zusammen mit dem Gegenstück einer »Schreibenden Dame«, laut einer alten Notiz auf dem Blatte für Mme de Pompadour, die Beherrscherin des Königs und Schutzfrau der schönen Künste, angefertigt hat. Zu den interessantesten Zeichnern dieser Periode zählen wir Fragonard, dessen »Zypressenallee im Park der Villa d'Este in Tivoli«, dieses großgesehene Bild einer südlich strotzenden und durch Gärtnerkunst in architektonische Form gezwungenen Natur, der Jugendzeit des Künstlers angehört, der, nach Rom geschickt, die alten Meister zu studieren, noch entscheidendere Anregung durch die Landschaft empfing, die die Generation Rousseaus nun mit neuen und tiefen Empfindungen zu erfüllen sich anschickte. Ein unmittelbarer Zeitgenosse Fragonards ist sein Freund Hubert Robert, der, wie jener die Landschaft, die Architektur neu entdeckte; der Einfluß des römischen Architekturpoeten Piranesi ist in unsrer aus Erinnerungen an die ewige Stadt zusammengesetzten Colonnade bemerkbar, der



Tiepolo: Kosakenkopf



Canaletto: Hauptkanal von Murano

modernes Alltagsgetriebe als Staffage dient. In dieser starken und ausdrücklichen Beziehung auf das Ich des empfindsamen Betrachters liegt das Neue dieser Auffassung; wie dort die Landschaft, so wird hier das Bauwerk nicht auf seine bloße Form hin angesehen, sondern mit dem ganzen Gefühlsstrom aufgenommen, den es in einem zur Hingabe bereiten Beschauer auszulösen vermag. Das moderne Naturgefühl des 19. Jahrhunderts beginnt sich vorzubereiten.

Die letzte Gruppe, die der Italiener, ist die, mit der Herzog Albert seine Sammeltätigkeit begonnen hat; schon um 1780 hatte ihm der österreichische Gesandte in Venedig Graf Durazzo eine Sammlung von Zeichnungen aller italienischen Schulen überreicht, die er im Auftrag des Herzogs zusammengebracht hatte. Vielleicht ist wegen dieses Umstandes — auch Sammeln will bekanntlich gelernt sein — der Ballast solcher Blätter der größte, die große Namen tragen, ohne jedoch Anspruch auf Eigenhändigkeit erheben zu können. Hier hatte die neuere Kritik ein reiches Betätigungsfeld, und es ist interessant zu sehen, wie unter ihrer scharfen Scheidung von eigenhändigen Blättern und von Werkstattarbeiten und Schulkopien die ursprüngliche Masse zusammengeschmolzen ist. Die Albertina zählte z. B. anfangs 144 Zeichnungen Raffaels; 1870 galten noch etwa 50 als Originale, heute wird nur noch bei 19 die unbedingte Echtheit angenommen. Von dem Wust der schwachen Nachahmungen befreit, wirkt dieser Rest aber doppelt glänzend; die Erscheinung des großen Urbinaten ist um so vieles reiner geworden, seit ihm alles Zweideutige abgestreift wurde. In den Faksimiledrucken sind von diesen 19 drei reproduziert: die Madonna mit dem Granatapfel, über der noch der köstliche Duft von Raffaels Frühzeit liegt, denn das Blatt steht zeitlich offenbar der Madonna Connestabile in der Eremitage nahe, die um 1502/03 angesetzt wird; ein Madonnenentwurf aus der Florentiner Zeit um 1505; endlich die Muse Euterpe, die Vorstudie zu dieser Figur in dem Fresko des Parnaß in der Camera della Segnatura im Vatikan, also etwa aus den Jahren 1508—1511. Auch von andern italienischen Großmeistern sind hier Hauptblätter zu finden, von Fra Bartolommeo, Lorenzo di Credi, Pietro Perugino, Lionardo, Pisanello, Luini, Francesco Francia, Lorenzo Lotto, Basaiti, Tintoretto, namentlich Michelangelo, dessen Jugend und Alter gleichermaßen vertreten ist. Aus den noch namenlosen Blättern sei die prächtige Kreidezeichnung eines Veroneser Meisters hervorgehoben, das Jünglingsbildnis eines Edelmannes in reicher Zeittracht, in einer so durchaus andern Wesenheit ein fesselndes Gegenstück zu dem ungefähr gleichzeitig entstandenen Varnbüler Dürers — der südliche und der nordische Mensch auf der Schwelle der Neuzeit. An diese Blätter der alten Meister schließen sich Arbeiten der großen Venezianer des 18. Jahrhunderts, Tiepolos, Canalettos, die schon Zeitgenossen des Sammlers waren. Er hat eine Scheidung zwischen alter und moderner Kunst nicht gekannt, sondern erworben, was ihm gute und wertvolle Kunst zu sein schien. Bei Tiepolos prächtigem Kosakenkopf oder Canalettos Ansicht des Hauptkanals von Murano mit der Kirche S. Pietro Martire in der Mitte sind wir bereit, das Urteil des Herzogs zu bestätigen.

Seine Nachfolger haben sein unmittelbares und natürliches Verhältnis zur Kunst nicht mehr gehabt. Dadurch sind Lücken entstanden, nicht nur bei den Künstlern des 19. Jahrhunderts, sondern auch bei jenen alten Zeichnungen, denen sich das Sammelinteresse am Ende des 18. noch nicht zugewandt hatte. Die Albertina ruhte auf ihren Lorbeeren, begnügte sich, das Ererbte sorgsam zu hüten und der Forschung zu erschließen. Seit ihrer Übernahme durch den Staat hat sie begonnen, diese Lücken auszufüllen, das 19. Jahrhundert planmäßig auszubauen und auch von Meistern früherer Zeit solche Blätter höchsten Ranges zu erwerben, die der künstlerischen Auffassung unsrer Zeit entgegenkommen. Sie hat aufgehört, eine fürstliche Privatsammlung zu sein, und ist eine große öffentliche Anstalt geworden, die der Allgemeinheit zu dienen hat. Ihren historisch gewordenen besonderen Charakter soll sie jedoch über diesen neuen Aufgaben nicht verlieren; ihre Gegenwart soll sich organisch an ihre Vergangenheit knüpfen. Ein großer wissenschaftlicher Katalog, der alle Zeichnungen kritisch behandeln soll, wird zeigen, wie gut sich die neuen Erwerbungen an den berühmten alten Stamm fügen, und daß in der neuen Albertina des österreichischen Staates der Geist warmer Liebe zur Kunst noch lebendig ist, den der Stifter der alten Albertina eingepflanzt hat.

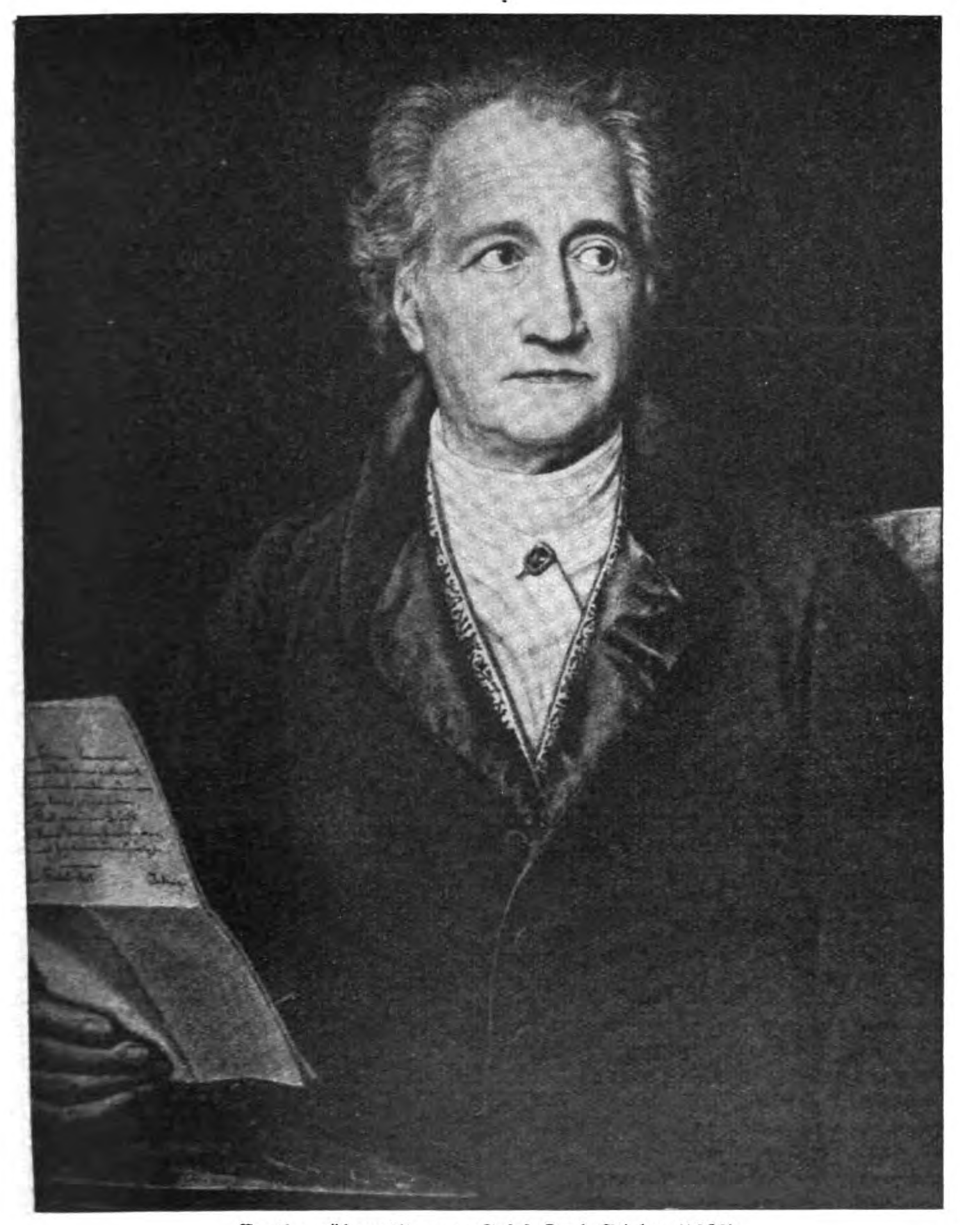
Donaulandschaft bei Neusatz

Weite Landschaft ohne Ende,
Donaustrom und Uferlände.
Weiden, wolkig mitgezogen,
Hügel, willig hergebogen,
Himmelsherden als Begleiter,
Und der Strom wird immer breiter,

Immer prangender und lichter,
Seiner Landschaft Herr und Dichter.
Wie ein starker Lebensfaden
Schwingt er zwischen den Gestaden,
Hebt aus glänzenden Gerinnseln
Grüne Schilf- und Blumeninseln,

Uferforste pflanzt er mächtig,
Säftestrotzend, urwaldprächtig,
Felsen macht er sanft und buchtbar,
Fernste Auen fett und fruchtbar,
Weithin tränkt er seine Glieder —
Räume schaffend zieht er nieder.

Erika Spann-Rheinsch



Goethe. Ölgemälde von Josef Karl Stieler (1828)

Der Porträtkünstler und sein Modell

Von Prof. Dr. Theodor Volbehr (München)

Er: Ah, gnädige Frau! Welche Freude, Sie auch einmal hier im Feldlager moderner Kunst begrüßen zu können!

Sie: Sehr liebenswürdig, Herr Doktor, aber ich fürchte, es wird Ihre Freude wesentlich dämpfen, wenn ich Ihnen sage, daß ich gerade im Begriff bin, diesen Ort des Schreckens fluchtartig zu verlassen.

Er: Aber, gnädigste Frau! Welch hartes Wort! Was hat Ihre vielbewährte Kunstfreundschaft derart in Harnisch gebracht?

Sie: Ach, es ist die ganze Gesinnung, die aus dieser Ausstellung spricht, was mir zuwider ist.

Er: Die Gesinnung? Wieso?

Sie: Nun ja, sehen Sie sich zum Beispiel einmal die Büste dort an! Das soll Liebermann sein! Ist das nicht eine Unverschämtheit? Man mag ja zu Liebermann und seiner Kunst stehen,



Goethe-Büste von Pierre David d'Angers (1829)

wie man will, aber **so** karikiert man doch keinen bedeutenden Menschen. Das ist beleidigend!

Er: Aber, meine Gnädigste, glauben Sie denn wirklich, daß Karl Knappe die Absicht hatte, mit diesem Werk zu beleidigen? Ich kenne den Künstler nicht persönlich, aber ich bin überzeugt, daß er mit diesem Werk der ungewöhnlichen Persönlichkeit Liebermanns seine besondere Reverenz erwiesen zu haben meint.

Sie: Aber, Herr Doktor, das ist doch unmöglich! Wenn das keine Karikatur ist, dann weiß ich nicht, was Karikatur ist. Sehen Sie nur dieses formlose Ohr! Das ist doch überhaupt kein menschliches Ohr! Und dann: was soll diese breite Rodelbahn über Schläfe und Wange? Was soll diese Zerklüftung der Augenbrauen? Was soll —

Er: Gnädigste Frau, jetzt glaube ich Sie zu verstehen. Sie sind empört, daß Sie den Liebermann, wie Sie ihn kennen, in seiner Büste nicht wiederfinden.

Sie: Persönlich kenne ich Liebermann nicht, aber man kennt doch seinen Kopf aus seinen eignen Porträten und aus den Darstellungen andrer Meister. Sehen Sie, dort hinten steht seine Büste von Edwin Scharff. Und dicht daneben hängt ein Selbstporträt Liebermanns.

Er: Ach so, und an denen gemessen —

Sie: Aber, bester Herr Doktor, das werden Sie doch wohl zugeben, daß **die** beiden Porträte wirkliche Kunstwerke sind!

Er: Zweifellos! Aber wollen wir nicht einen Augenblick vor die beiden Werke treten und sie unvoreingenommen miteinander vergleichen?

Sie: Mit Vergnügen!

Er: Also da haben wir das Selbstporträt. Darf ich nun fragen, was Ihnen an dem Porträt als solchem so besonders gut gefällt?

Sie: Daß es überzeugt! Daß man ihm die Ähnlichkeit glaubt! Sehen Sie nur diesen prüfenden Blick des Malers. Man fühlt, wie der Künstler sich in das Objekt seines Pinsels mit einem gewissen Behagen, man möchte fast sagen: mit der leisen Ironie des überlegenen Geistes vertieft. Ist das nicht wundervoll? Wer Liebermann aus seinen gelegentlichen kurzen Reden, aus der liebenswürdigen Schnoddrigkeit so mancher



Goethe-Statuette von Christian Daniel Rauch (1828)



Edwin Scharff: Bronzebüste Max Liebermanns (1924)

Aphorismen kennt, der muß darauf schwören, daß dies Bildnis ähnlich ist.

Er: Ausgezeichnet, gnädige Frau! Aber nun bitte: dort steht die Scharffsche Büste. Sagt die das gleiche?

Sie: Das wohl nicht, aber — Nun ja, die Plastik hat wohl nicht die Fähigkeit, das leichte Spiel der Züge, den Widerschein einer Stimmung so festzuhalten. Bei ihr ist natürlich alles härter, kantiger, maskenhafter —

Er: O nein, gnädige Frau! Unterschätzen Sie die Plastik nicht! Die rechten Plastikerhände können alles, was sie wollen. Und Edwin Scharff hat diese rechten Hände. Aber mich dünkt: der Künstler, der diese Züge geformt hat, wollte etwas ganz andres, als Liebermann wollte. Vergleichen Sie nur einmal die Augenbrauen der beiden Porträte und dann das Faltenwerk der Wangen, den Schnitt der Augen: wohin Sie sehen, die auffallendsten Differenzen! In Scharffs Kopf ist das Formale der einzelnen Züge stark betont, im Selbstporträt ist jede markante Linie wie fortgewischt unter dem glättenden Streicheln einer behaglichen Stimmung. Scharffs Porträt ist wie erfüllt von tiefem Ernst, man möchte fast sagen: von einer tiefen Resignation. Die Büste hat etwas von den harten Kanten zerklüfteter Felsen.

Sie: Ja, aber — entspricht denn das —?

Er: Ich weiß es nicht. Auch ich kenne Liebermann nicht persönlich. Aber es handelt sich ja nicht um das, was der Wirklichkeit entsprechen mag, sondern nur um das, was Künstleraugen zu sehen glauben und darstellen möchten. Ich kenne auch Scharff nicht, aber ich möchte annehmen, daß er hinter den spielenden Lichtern auf dem Antlitz Liebermanns den schweren Ernst eines Mannes zu sehen glaubte, der trotz allem Reichtum seines Lebens hart gekämpft und tausend Bitterkeiten durchkostet hat, und daß seinen Bildhauersinn das Linienharte dieser tieferen Physiognomie mehr reizte als die weiche, wechselnde Oberfläche, die darüberlag.

Sie: Nun gut, ich will nicht widersprechen. Aber Sie müssen doch zugeben, daß diese beiden Werke immerhin untereinander verwandter sind als das Porträt Karl Knappes mit ihnen.

Er: Ich weiß nicht recht. Ich möchte eigentlich sagen: Das Selbstporträt verhält sich zu der Büste Scharffs wie die Büste Knappes zu dieser.

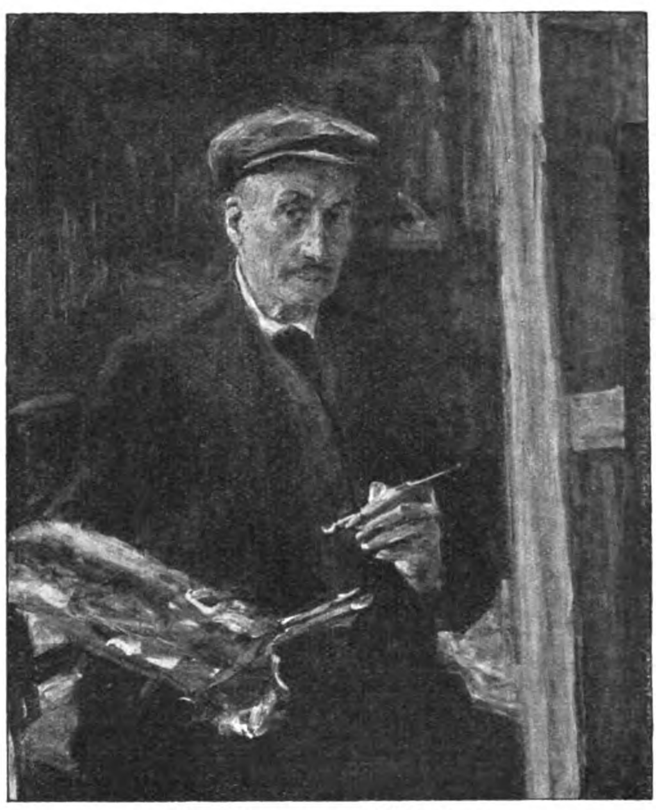
Sie: Wieso? Das verstehe ich nicht.

Er: Nun, Liebermann gibt eine Darstellung seiner selbst, die seiner augenblicklichen Stimmung entspricht, die auf malerische Qualitäten ausgeht und sich für das lineare Gerüst des Kopfes (beachten Sie die das Schädelrund versteckende Mütze!) ganz und gar nicht interessiert; Scharff sah hinter den wechselnden Stimmungen des geistreichen Mannes das Bleibende der charaktervollen Formen und suchte aus ihnen den seelischen Grundgehalt der Persönlichkeit zu deuten; Knappe aber war von diesen Formen so gebannt, daß für ihn gegenüber der Sprach-



Karl Knappe: Bronzebüste Max Liebermanns (1924)

gewalt dieser Linien und Flächen das Interesse an der Persönlichkeit selbst in den Hintergrund trat. Er dachte vor diesem Haupte vielleicht mehr an die harten Basalt- und Granitköpfe der frühen ägyptischen Kunst als an den Repräsentanten gegenwärtiger Kunst, der vor ihm saß. Hört man beim Betrachten dieser Porträtstudie nicht förmlich, wie der Bildhauer sagt: Sehen Sie nur diese fabelhafte Schädellinie und dahinter die stützende Funktion des Nackens! Welche Unbeugsamkeit des Willens! Und sehen Sie diese Augen, wie sie in den Tiefen der Augenhöhlen wie in Kratern liegen, fast wie unter einer Lavadecke, aber zum Aufflammen bereit! — Und wenn nun ein Künstler so sein Modell empfindet und so es zeigen möchte, ist es da nicht selbstverständlich, daß er dieser Absicht alles opfert, was solchen Eindruck stören, mindern könnte? Ein exakt gezeichnetes Ohr hätte die Aufmerksamkeit von der straffen Kontur des Schädeldaches abgelenkt. Und die Zertrümmerung der Augenbrauen und die Bahn des Streicheisens über Schläfe und Wange hinab waren ihm erforderlich, um das Gefältel jener Kraterwände zusammenzuschieben.



Max Liebermann: Selbstbildnis

S i e : Halten Sie ein, Herr Doktor! Sonst behaupten Sie noch, daß diese Büste wertvoller sei als die beiden andern Porträte.

E r : O nein, gnädige Frau, keineswegs. Ich möchte nur, daß Sie bei jedem Porträt zunächst fragten: Was will der Künstler mit seiner Darstellung zum Ausdruck bringen?, und nicht: Ist das Bild ähnlich?

S i e : Ja, aber, Herr Doktor, bei einem Porträt ist das doch immerhin eine sehr wesentliche Sache; darum komme ich nicht herum.

E r : Nun, gnädige Frau, dann erlauben Sie mir, zur Unterstützung für mein armes Wort einen Helfer heranzuholen, und zwar einen, der auch Ihrem Herzen nahesteht: Goethe. — Sehen Sie, in dieser Mappe habe ich drei Goethe-Bildnisse. Sie sind gleichzeitig entstanden und alle drei aus dem Wunsche heraus, den Achtzigjährigen zu ehren. Und nun bitte: vergleichen Sie! Da haben Sie eine Statuette von Rauch, dem wir die wundervolle Goethe-Büste danken, dort das Porträt von der Hand Stielers, des Hofmalers Ludwigs 1., und dort die Büste David d'Angers, den Goethe einen »unmittelbaren Geistesverwandten« nannte. Vor allen drei Künstlern hatte Goethe den größten Respekt. Und nun sagen Sie bitte: welches erscheint Ihnen ähnlich?

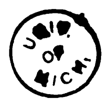
S i e : Ja, das ist schwer zu sagen. Rauch gibt den behäbigen alten Herrn, Stieler den überlegenen Hofmann und David den Denker und Seher.

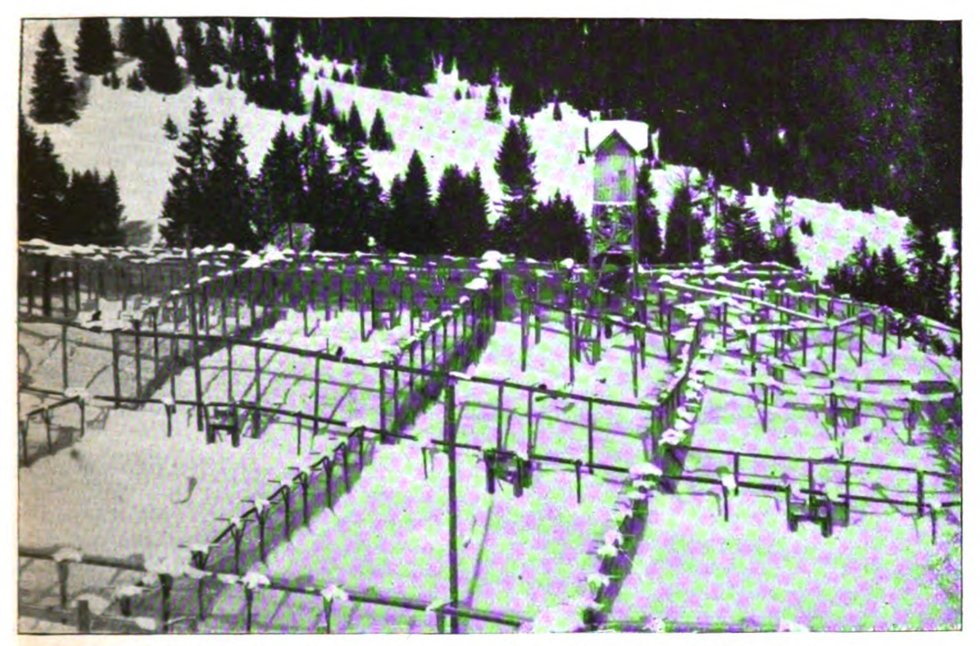
E r : Ausgezeichnet, gnädige Frau! Sicher, daß die Künstler ganz Verschiedenes w o l l t e n ! Rauch wollte ein Bild jenes behaglichen Goethe festhalten, den er in mancher Weimarer Plauderstunde kennengelernt hatte, Stieler, der Maler aller Münchner Schönheiten, kam im Auftrag seines Herrn, um Goethe als repräsentativen Minister für dessen Galerie festzuhalten, David aber sah in Goethes Antlitz wie in das eines Zeus hinein, hingerissen von der Gewalt seiner Persönlichkeit.

S i e : Gut, aber damit ist noch nicht gesagt —

E r : Gnädigste Frau, lassen Sie uns für heute abbrechen! Aber versprechen Sie mir, daß Sie noch manchmal hierher zurückkehren werden. Wiederholte Anschauung, und zwar gutwillige, hat stets die größte Überredungskraft.

Otto Strützel: Märzmorgen





Silberfuchsfarm Hirschegg-Riezlern: Versuchsfarm des Reichsverbandes Deutscher Silberfuchs- und Edelpelztierzüchter

Die Pelztierzucht in Deutschland

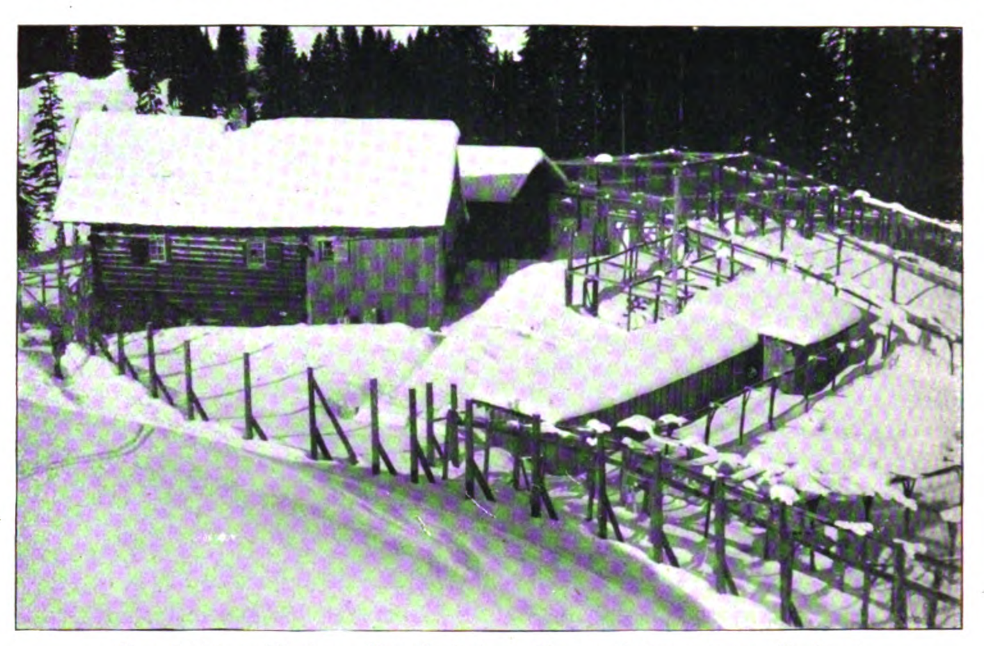
Von Dr. Johann Wolfgang Umschler

Privatdozenten am Institut für Tierzucht und Züchtungsbiologie der Technischen Hochschule in München

Die der Abhandlung beigegebenen Bilder sind vom Reichsverband Deutscher Silberfuchs- und Pelztierzüchter in Leipzig, dem Tierzuchtinstitut der Universität Halle und Herrn Rudolph Mayer, Deutsch-Südwest, freundlichst zur Verfügung gestellt worden

Der große Krieg hat auf allen Wirtschafts- und technischen Gebieten Umwälzungen und Neuerungen gebracht. Als solche ist in der Tierzucht Deutschlands die Zucht edler Pelztiere zu betrachten. Man kann jedoch davon nicht sprechen, ohne dabei nicht auch kurz der Entstehung und der Ursprungsländer der Edelpelztierzucht Erwähnung zu tun.

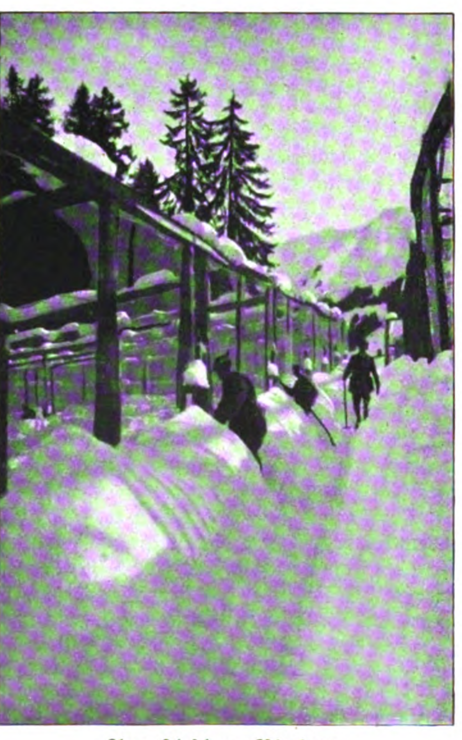
Es war in den siebziger Jahren, daß zwei Trapper in Nordamerika junge Silberfüchse einfingen, um damit zu züchten. Doch war ihnen kein Erfolg beschieden. Erst Sir Charles Dalton, der es 1894 unternahm, auf den Prince-Edwards-Inseln, an der Mündung des Lorenzostromes, eine Fuchsfarm zu errichten, erntete — allerdings erst nach acht bis zehn Jahren zähester Züchterarbeit — klingenden Erfolg auf einer Londoner Fellauktion, wo für ein Schwarzfuchsfell 7590 Mark bezahlt wurden. Nun schossen die Fuchsfarmen wie Pilze aus dem Boden, und man bezahlte für Zuchtfüchse märchenhafte Summen. Um die Entwicklung in den ersten Jahren näher zu kennzeichnen, sei nur erwähnt, daß ein Paar zur Zucht bestimmter Silberfüchse von 5000 bis 40 000 Dollar stiegen und oft selbst dafür nicht verkäuflich waren. Die Spekulation hatte hier ein großes und dankbares Feld der Betätigung gefunden. Doch brachten die Kriegs- und Nachkriegsjahre eine Gesundung, so daß die heutigen Farmen als wirtschaftlich gefestigt zu beurteilen sind. Beste Kenner schätzen den Gesamtbestand an Silberfüchsen in Nordamerika auf etwa 150 000, wovon ungefähr 10 Prozent den Anspruch auf Elitetiere machen können. Der Amerikaner hat erkannt, daß hohe volkswirtschaftliche Werte in der Pelztierzucht ruhen, weshalb diese von Staats wegen große Unterstützung und Förderung erfährt. Aber nicht nur der Silberfuchs, dessen beste Felle heute noch mit 500 Dollar bezahlt werden, ist in Zucht genommen; es gibt Farmen mit Blaufüchsen, Weißfüchsen, Skunks, Nerz, Otter, Marder, Edelkaninchen, namentlich Chinchilla, Zobel; ja sogar der König der Tiere, der Löwe, wird heute in Nordamerika auf Farmen gezogen und gezüchtet und wandert von dort in viele zoologische Gärten der Welt oder — und das ist der Hauptzweck der Zucht — in den Zirkus und zum Film, wo schon mancher dieser Wüstensöhne zum berühmten Filmstar wurde. Die Preise für solche Tiere erreichen denn auch nach unsern Begriffen eine phantastische Höhe. Aber nicht nur Nord-



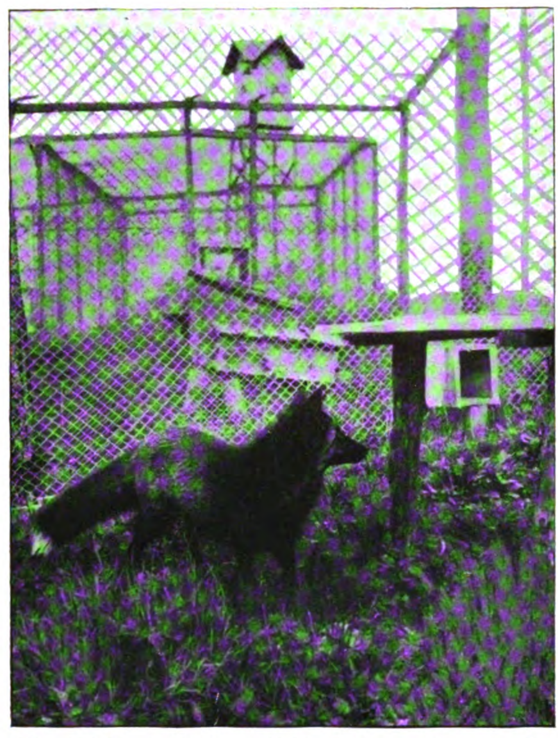
Aus Hirschegg-Riezlern: Unterkunftshaus für den Leiter und das Personal

amerika allein züchtete bereits vor dem Kriege. Das uns örtlich wohl nähere, aber seinem Aufbau und seinem Wesen nach unbekannter gebliebene Rußland züchtete in einer Zeit bereits Pelztiere, so namentlich den Zobel, wo man in Amerika vielleicht noch gar nicht daran dachte. Auch die gegenwärtige Regierung erkennt den hohen Wert dieser Zuchtrichtung und unterstützt sie mit allen Mitteln.

Nun zu den Verhältnissen in Deutschland! In der Hauptsache werden Silberfüchse gezüchtet, wiewohl an manchen Orten auch schon Blaufüchse, Edelmarder, Steinmarder in Zucht genommen sind. Eine eigne Stellung nehmen die Karakulschafe ein, deren Lämmer die wertvollen Persianer liefern. Die deutsche Pelztierzucht ist nur ein halbes Jahrzehnt alt und verfügt über etwa fünfzig Farmen und einen Gesamtbestand von annähernd dreihundert Zuchttieren. Vor fünf Jahren gründete die Deutsche Rauchwaren- und Kürschnerindustrie in den Algäuer Alpen ihre erste Versuchsfarm Hirschegg-Riezlern bei Oberstdorf, deren Ausbau heute vorbildlich genannt werden kann. Die Abbildung auf S. 69 zeigt einen Teil der Gesamtanlage dieser Farm mit Wachturm im Hintergrund, die Abbildung auf S. 70 oben das Unterkunftshaus für den Leiter und das Personal, die Abbildungen auf S. 70 und 74 einen schneeverwehten Laufgang zwischen zwei Gehegen. Die hier abgebildeten Füchse (Abbildung S. 71) sind im Sommerkleid, wonach nicht auf das Winterkleid, den eigentlichen Pelz, geschlossen werden darf. Eine Besonderheit zeigt die Abbildung auf S. 72: eine Katzenamme mit Silber- und Kreuzungs-



Aus Hirschegg-Riezlern:
Schneeverwehter Laufgang zwischen zwei Gehegen


Aus Hirschegg-Riezlern: Silberfuchs im Sommerpelz

fuchswelpen; die Abbildungen auf S. 73 stellen Teilszenen aus der großen Hirschegger Farm dar, die allein als Deutsche Versuchszüchterei gegen achtzig Tiere beherbergt. Von Hirschegg aus nahm die deutsche Pelztierzucht ihre Entwicklung und hat heute schon über das ganze Gebiet Ausdehnung gewonnen. In drei großen Streifen, der südliche längs des Nordrandes der Alpen, der mittlere den deutschen Mittelgebirgen und der nördliche der Küste folgend, durchziehen die neuerstandenen Pelztierfarmen von West nach Ost die deutschen Lande. Die Züchter der verschiedenen Landesteile schlossen sich zu Interessenvertretungen zusammen und entfalten allerorts rege Tätigkeit. An erster Stelle ist wohl zu nennen der Reichsverband Deutscher Silberfuchs- und Edelpelztierzüchter mit dem Sitz in Berlin und seiner Geschäftsstelle in Leipzig. Diesem Reichsverband ist angegliedert die Reichszentrale für Rauchwaren- und Pelztierforschung mit dem Sitz in Leipzig. Beide haben eigne Zeitschriften: der Reichsverband die Zeitschrift »Die Pelztierzucht«, die Reichszentrale ihre »Schriften«. Ferner wurden im Jahre 1925 noch folgende Verbände gegründet: Allgemeiner Verein für Silberfuchszüchter in Freiburg im Breisgau und in Berlin, Gesellschaft der Silberfuchsfreunde in Berlin, Deutsche Pelztierzüchtervereinigung in München und schließlich die Arbeits- und Interessengemeinschaft für Silberfuchs- und Edelpelztierzüchter östlich der Weichsel mit ihrem Sitz in Allenstein in Ostpreußen. Dem deutschen Organisationsbedürfnis ist damit wohl hinreichend Rechnung getragen.


Aus Hirschegg-Riezlern: Silberfuchs im Sommerpelz

Es sollen weiter die Grundlagen und die Möglichkeiten der Pelztierzucht in Deutschland erörtert werden. Die Hauptfrage, die sich jede Zucht vorlegen und beantworten muß, ist die des Absatzes. Vor dem Kriege kamen durchschnittlich 4000 Felle auf die Auktion einschließlich der Farmfelle. Die Zahl aller Farmen der Welt wird heute auf etwa 1500 geschätzt. Deutschland hat zunächst mit 50 daran Anteil, ist aber im übrigen guter Abnehmer für Silberfuchsfelle. Mit steigender Farmzahl wird natür-



Aus Hirschegg-Riezlern:
Der Leiter der Farm Dr. Schmidt füttert einen Silberfuchs

lich auch das Angebot größer werden; der Bedarf hielt sich bisher auf gleicher Höhe, er ist sogar zeitweilig nicht unmerklich gestiegen. Daraus ergibt sich, daß die Zucht hervorragenden Pelzmaterials nach wie vor auf Absatz rechnen kann, wenn auch heute die Preise auf der Londoner Auktion nicht mehr die Höhe erreichten wie vor dem Kriege. Außerdem muß in Betracht gezogen werden, daß sich nur die Zucht mit durchgezüchteten Stämmen, die also frei sind von Rückschlägen in Rot- und Kreuzfuchsblut, wirklich einträglich gestaltet. Je nach der Mode wechselt jedoch der Silbergrad, so daß es empfehlenswert ist, Stämme mit mehr oder weniger Silber zu halten, um diese je nach Bedarf in die Zucht einzuführen. Sofern das Zuchtziel auf Qualität des Pelzes eingestellt ist, sind für Deutschland die wirtschaftlichen Grundlagen zur Fuchszucht gegeben. Die Zucht des Blau- und Weißfuchses sowie der schon genannten sonstigen Pelztiere ist wohl zunächst noch bestimmten Versuchszüchtereien zu überlassen, da umfassende Erfahrungen auf diesem Gebiete bisher fehlen.

Eine weitere Grundfrage der Pelztierzucht in Deutschland ist das Klima. Es ist ausschlaggebend für Pelzbildung und eine hinreichende Vermehrungsziffer. Man findet häufig die Ansicht vertreten, daß sogenannte kontinentale Klimate, also strenge trockene Winterkälte und große trockene Sommerhitze, die natürlichen Voraussetzungen für eine gedeihliche Pelztierzucht seien. Dem ist aber nicht so. Gerade die Gebiete, die die besten Silberfuchsfelle liefern, also Prince-Edwards-Inseln und Labrador, zeichnen sich durch ein verhältnismäßig mildes Klima aus. Wichtig sind die Monate Januar und Februar wegen der Ranzzeit, wo die Füchse gegen Klimaänderungen außerordentlich empfindlich sind und die Verhältnisse ihres Heimatlandes am ehesten verlangen. Die Prince-Edwards-Inseln haben eine durchschnittliche Januartemperatur von — 7,4, Februartemperatur von — 7,3, Julitemperatur von + 18,7, Augusttemperatur von + 18,2



Aus Hirschegg-Riezlern: Die dunklen Silberfuchswelpen und die hellen Kreuzungsfuchswelpen mit Katzenamme



Aus Hirschegg-Riezlern: Im verschneiten Gehege

Dies lehrt uns auch die Entwicklung in Amerika und wurde schon von vielen deutschen Züchtern beherzigt, indem diese nur hochprämiierte und durch die Nachzucht als einwandfreie Vererber erwiesene Vatertiere für ihre Farmen erworben haben. Mit einem großen Anteil von Fellen aus deutschen Zuchten ist zunächst wohl nicht zu rechnen, wenn man das Verhältnis der Farmzahl 1:30 bedenkt und außerdem den hohen züchterischen Stand der amerikanischen Farmen berücksichtigt. In Deutschland muß man sich erst

bei einem Jahresmittel von + 5,6 Grad. Der geringe Abfall der Temperaturen von Januar auf Februar ist dabei sehr wesentlich. Ähnliche Verhältnisse finden wir aber auch in Deutschland, freilich nicht in diesem ausgeprägten Maße. Das Klima wird weiter mitbedingt durch die Niederschläge. Auch diese lehnen sich mit einer mittleren Menge von 50—180 Zentimeter im Jahre an die der amerikanischen Zuchtgebiete an. Allerdings ist dabei zu beachten, daß der Winter schneereich sein und fortdauernd eine Schneedecke bilden soll. Wechsel zwischen Tauwetter, Regen und Schnee beeinflußt die Pelzbildung nachteilig, ebenso zu große Höhenlage, wo die ultravioletten Strahlen mit ihrer bleichenden Wirkung ungünstig sind. Im übrigen wird jeder, der sich mit Silberfuchszucht oder Edelpelztierzucht überhaupt befassen will, durch den Reichsverband Deutscher Silberfuchs- und Edelpelztierzüchter (Leipzig, Nikolaistraße) bereitwilligst beraten. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß sich Deutschland wirtschaftlich und klimatisch in gewissen Gebieten sehr wohl für Pelztierzucht eignet. Mit der steigenden Lieferung auf dem Pelzmarkt muß jedoch immer mehr die Einsicht Gemeingut aller Züchter werden, daß nur beste Qualität auf die Dauer Erfolg verspricht.

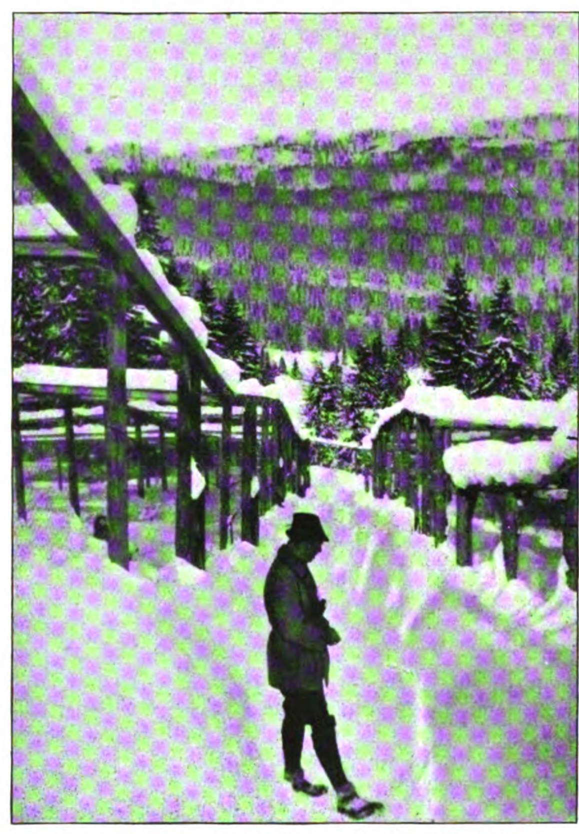
noch darauf beschränken, den Bestand an Zuchtmaterial zu erweitern und damit schließlich eine breite Selektionsbasis zu gewinnen, einerseits für die Zucht und anderseits für den Gebrauch als marktfähige Ware.

Nun noch einiges über das Karakulschaf, das ebenso bekannt sein wird durch die kostbaren »Persianer Felle« seiner Lämmer wie durch die Schauermären, die heute noch über die Gewinnung der Lammfelle durch Tötung der Mütter weit verbreitet sind. Selbst im Ursprungslande der Karakuls, in Buchara, werden die Lammütter nicht getötet; Versuche des Tierzuchtinstituts in Halle a. d. S. haben ergeben, daß die schönste Lockung vom fünften bis vierzehnten Tage nach der Geburt auftritt und daß



Aus Hirschegg-Riezlern: Im verschneiten Gehege

dementsprechend die Schlachtung der Lämmer einzurichten sei. Von dem Sachverständigen der Karakulzucht in Deutschland, Prof. Dr. Henseler, Direktor des Tierzuchtinstituts der Technischen Hochschule in München, wird der Gesamtbestand der Karakulschafe Deutschlands auf etwa dreihundert geschätzt. Außer dem Tierzuchtinstitut der Universität Halle betreiben noch einige Privatzüchter Karakulzucht. Diese Zuchten sind alle von der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft anerkannt und werden gewöhnlich auch auf

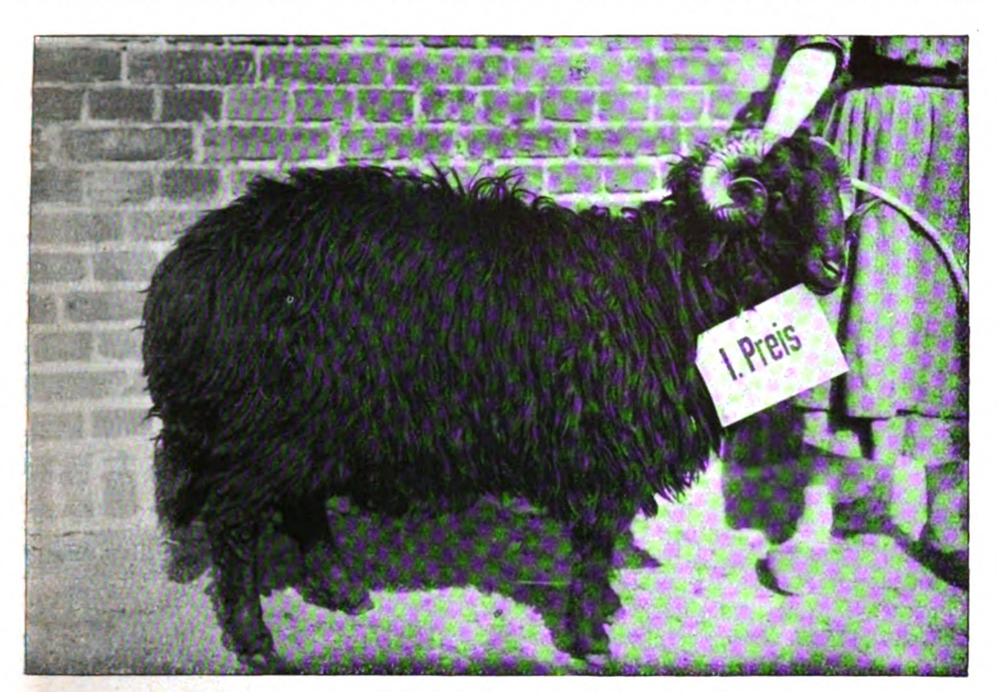


Aus Hirschegg-Riezlern: Verschneiter Laufgang

deren Ausstellungen durch einige Tiere vertreten. Für die Gebrauchszucht ist besonders vorteilhaft, daß Karakulböcke mit andersartigen Landschaften, also auch mit weißwolligen, schwarze, gut gelockte Felle hervorbringen, aber nur in der ersten Generation; in den folgenden findet dann eine Aufspaltung nach den Farben der Elterntiere statt. Für Gebrauchszuchten sehr wesentlich und namentlich in Südrußland viel angewendet. Die Abbildung auf S. 74 zeigt Lämmer des Karakulschafes aus der Farm Rheinpfalz

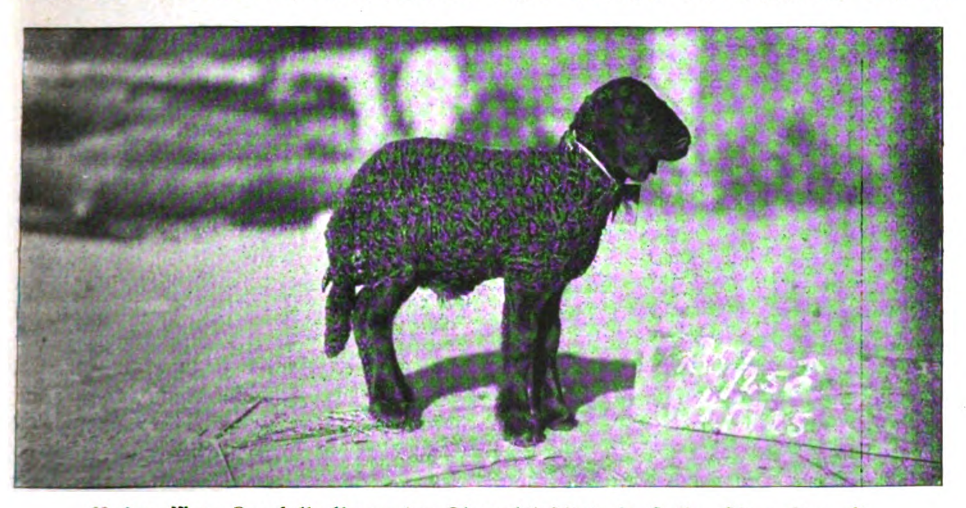


Farm Rheinpfalz in Deutsch-Südwest: Weidende Karakullämmer, aus deutschem Zuchtmaterial gezogen; die weißgescheckten sind Spaltprodukte der zweiten und weiterer Kreuzungsgenerationen



Karakulbock des Tierzuchtinstituts der Universität Halle. Ein Jahr alt

(Deutsch-Südwest), die mit deutschem Zuchtmaterial erzeugt wurden. Gerade in Zeiten schwerster Not, unmittelbar nach dem Kriege, war es in jenen Gebieten die Karakulzucht, die



Reinrassiges Karakulbocklamm des Tierzuchtinstituts in Halle. Einen Tag alt

die Farmer vor dem völligen Untergang rettete, brachte doch ein Fell an Ort und Stelle 20 bis 25 Goldmark.

Alles in allem kann die Lage der Pelztierzucht in Deutschland günstig beurteilt werden. Die Farmzahl und die Besetzung mit Zuchtmaterial ist ständig im Steigen begriffen. Indessen verbürgen die umfassenden Organisationen, die das ganze Land umspannen, und das Programm der Reichszentrale für Pelztierforschung in Leipzig eine unsrer »Deutschen Pelztierzucht« erfreuliche Entwicklung.



Der Freund

Von Paul Johs. Arnold

Von Hind und Sindh reiste eine Karawane nach den Märkten Bagdads und Kairos und lagerte auf ihrem Wege eine Nacht vor den Toren Basras und lud am Morgen ihre Schätze wieder auf, um weiterzuziehen.

Aus der Stadt aber war ein Kaufmann, Abid ben Muhamed, hinausgegangen und hatte die Hälfte seiner Reichtümer den Fremden für einen ledernen Beutel voll edler Steine gegeben. Er schickte seinen Sohn zu seinem Freunde Khalid, dem Juwelier, und ließ ihn bitten: »Komm und hilf mir wägen und schätzen!« Sie saßen zusammen und prüften und fanden keinen Fehl an den Steinen und ließen zwischen ihren Fingern den Glanz der funkelnden Köstlichkeiten spielen, in denen alle Wunder der Welt gefangen schienen: das Blau des Himmels, die flutenden Farben des Meeres, das spritzende Sonnengegleiß eines Wassersturzes, die schwere Goldglut des Weines, prunkendes Vogelgefieder, der Augenschimmer eines liebeseligen Weibes, die springenden Blutstropfen eines jungen Helden. — Abids Sohn saß bei ihnen und hielt nach der Lehre des Vaters die Augen offen und die Lippen geschlossen.

Als Abid hinausging, seinen Laden zu verriegeln — denn er wollte heute nicht mehr verkaufen —, sprang die Gier in Khalids Seele auf und stellte sich vor seinen Verstand und sein Herz. Er schob die Steine wie mit einer müßigen Gebärde durcheinander und glaubte die Blicke des Knaben zu täuschen, als er einen davon in den Ärmel seines Gewandes gleiten ließ. Doch war das Diebesspiel dem Sohne des Kaufmanns nicht verborgen geblieben. Aber er sagte nichts, auch nicht nach der Rückkehr des Vaters. Erst als Khalid Abschied genommen hatte mit den Worten: »Du hast mit diesem Kauf dein Vermögen verdoppelt, o Abid!», sprang er auf und sprach: »Einen Freund hattest du gerufen, Vater; ein Dieb ist gegangen.« Und er erzählte, was er gesehen hatte, und drängte seinen Vater, zum Kadi zu eilen, ehe der falsche Freund den Raub verbergen könnte.

Abid aber blieb sitzen und sah vor sich zu Boden. Und da die Ungeduld des Sohnes zum Aufbruch trieb, sprach er: »Was denkst du: wird Khalid zugeben, ein Dieb zu sein?«

»Gewiß nicht,« antwortete der Knabe rasch.

»Du hast recht,« bestätigte der Alte, »und dann hast du aus einem Dieb auch noch einen Lügner gemacht.«

»Aber man wird den Stein bei ihm suchen!« beharrte der Sohn.

Der Vater jedoch wies ihn ab: »Glaubst du nicht, daß man einen Stein, so groß wie der Nagel eines Fingers, in der Zeit eines Augenzuckens so verstecken kann, daß kein Kadi der Welt ihn findet? — Und wenn man ihn fände, was würde mit Khalid geschehen?«

»Sein Gut würde ihm genommen und ihm die linke Hand abgehauen.«

»Und«, fuhr der Kaufmann fort, »er müßte weiterstehlen, um sein Leben zu fristen, nur weil er einmal der Versuchung erlag.«

Da setzte sich der Sohn neben seinem Vater nieder und sagte nach einer Weile: »So geh und sprich mit ihm, dann gibt er dir den Stein zurück.«

Der Alte aber fragte: »Wie hoch war der Wert des Steines?«

»Tausend Dinare.«

»Und was gilt dir mehr: tausend Dinare oder die Freundschaft eines Mannes? — Gewiß, er würde mir den Stein zurückgeben, aber mit Wangen, die rot von Scham sind. Und die Scham, die wir aus dem Herzen rufen, schließt uns seine Tore für immer. — Wenn er nicht mein Freund wäre, könnte ich wohl deine Wege gehen.«

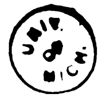
Der Knabe entgegnete: »Aber ist er noch dein Freund, wenn er an dir zum Diebe wird?«

»Er war es durch die doppelte Länge deines Lebens,« antwortete ihm der Vater. »Vielleicht ist er in Not gekommen, ohne daß wir es wissen; oder seine Wünsche haben ihm das Herz krank gemacht. Hat er je einen Freund so nötig gehabt wie in dieser Stunde? Sollte ich mich da von ihm wenden? Oder wer könnte der Arzt seines Herzens sein, wenn nicht sein Freund? Wäre ich das, wenn ich nicht alles versuchte und gäbe, ihn zu heilen?« Und er schied die Steine, die noch vor ihm lagen, zu zwei gleichen Teilen, nahm den einen, tat ihn in den Beutel und gab ihn seinem Sohne und sprach: »Gehe zu Khalid und bringe ihm den Beutel und sage ihm: Mein Vater bittet dich, dieses Geschenk als das eines Freundes anzunehmen, und es nicht dadurch wertlos zu machen, daß du ihm dankest.«



Adolf Münzer: Blumenstrauß

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1926



Der Morgen

Eine Beethoven-Novelle von Helene Raff

Ein kleiner weißer Saal im Obergeschoß eines patrizischen Hauses. Stühle mit geschnörkelten Lehnen an den Wänden. Farbige Fräcke und schwarzes geistliches Gewand, ein paar knisternde Seidenroben dazwischen. Die alte Deutschordenstadt Mergentheim herbergte außer ihren Honoratioren eine große Zahl illustrer Gäste, da der geistliche Kurfürst von Köln-Bonn, Maximilian Franz, der zugleich Hoch- und Deutschmeister des löblichen deutschen Ritterordens war, derzeit in ihren Mauern weilte, um ein Großkapitel abzuhalten. Den Ordensmitgliedern und sich selbst zur Lust hatte der kunstfreundliche Fürst auch Mitglieder seines Hoftheaters sowie seine Hofmusizi herbeschieden.

Die rote, goldverbrämte Hofuniform der fürstlichen Kapelle trug der junge Mann, der nun an das geöffnete Klavier trat. Ein wenig unbeholfen neigte er sich vor der Gesellschaft, die sozusagen auf ihn eingeladen war. Seine schwarzen Augen durchflogen den Raum mit hastigem Blick; der Ausdruck des Blickes stimmte nicht recht zu der Jugend des Mannes, der etwa einundzwanzig Jahre zählte. Er war von untersetzter Statur und dunkler Hautfarbe; schwarzes Haar umgab die kantige Stirn, den mächtigen Kopf. Das Antlitz war ein wenig von den Blattern zerrissen. Eine Dame erkundigte sich bei dem Hausherrn leise nach seinem Namen, worauf der Hausherr, der hochfürstliche Rat Brünner, flüsterte: »Herr Ludwig van Beethoven, Hofbratschist und Hoforganist Seiner Hochwürdigsten Durchlaucht — außerdem vorzüglicher Klavierspieler.«

Der Dunkle hatte am Klavier Platz genommen und begann zu phantasieren.

Fremde, bezwingende Akkorde rauschten auf. Harmonien, in denen es grollte, schwer und dumpf wie nahe Gewitter, und die dann in vielfarbiger Klarheit erglänzten gleich der Wölbung des Regenbogens. Tiefen, ungekannte, taten sich auf. Der kleine Saal ward ein Reich des Klanges: Herrscher darin war der Mann mit dem schwarzen Wirrhaar.

Er selbst, während er spielte, vergaß die Anwesenden vollständig. Er hörte und sah Gesichte — aus der Welt der Erinnerung oder der seiner schaffenden Gedanken. Den Rhein, an dessen Ufer er geboren war, den er mit jugendfrohen Gefährten jüngst auf der Herreise befahren hatte — frühe Schmerzen, Sohnesschmerzen — Totenklage — sehnendes Glückverlangen — Liebeverlangen. Noch wechselte sein Herz, war mehr heiß als beständig; er liebte, ohne es zu wissen, die Liebe, nicht deren Gegenstand.

Als seine Blicke sich einmal von ungefähr über die Tasten weg ins Unbestimmte richteten, gewahrte er, von der Kleiderpracht und dem Haaraufbau einer korpulenten Dame fast verdeckt, ein blondes junges Haupt. Es erschien ihm bekannt, mahnte ihn an eine neuliche Begegnung. Als er an einem Herbstnachmittag wie heute von der Stadt her dem Schlosse zu geschlendert war, hatte in dem zwischen Gärten und Mauern eingebetteten Pfarrgang eine zierliche Gestalt seinen Weg gekreuzt: im lichten, rosageblümten Kleid, das schöne Haar von der Spätsonne angeschimmert. Nachdem die Demoiselle schon vorbeigetrippelt war, hatte er ihr lange nachgeschaut. Das blonde Kind da drüben sah ihr ähnlich. Weil die Entdeckung ihn freute, ging er in frische, kühne Rhythmen über und verflocht ein paar Takte eines werbenden Liebesliedes hinein. Die Fremde, soweit er bemerken konnte, saß verkrochen und unbeweglich, scheinbar teilnahmslos.

Das verdroß ihn, und um darüber zu triumphieren, zog er vollends alle Register und spielte, wie er nie gespielt hatte. Es gab keinen, der diesen Klängen sein Ohr und sein Herz zu verschließen vermochte. Alle lauschten ergriffen. Jeder dachte das seine. Da war der zum Kapitel in Vertretung seines Herrn hergereiste Kaplan des Fürsten Hohenlohe: Karl Ludwig Junker. Der galt als gewiegter Kenner, hatte selbst einige artige Kompositionen für Klavier gesetzt und schrieb in musikalische Blätter. Genießerisch wiegte er das Haupt nach dem Rhythmus und sann darüber, welche Virtuosengröße in diesem lieben, leise gestimmten Manne verborgen sei, welcher beinahe unerschöpfliche Reichtum der Ideen und ganz eigner Ausdruck des Spiels. Nahe von ihm saß, in weißem Mantel mit schwarzem Kreuz darauf; der Ordensritter und Liebling des Kurfürsten: Graf Emanuel Waldstein. Still das Kinn in die Hand gestützt, bestärkte er sich in dem, was er lange wußte: der Ludwig ist nicht Virtuose, nicht zuerst Klavierspieler, sondern vor allem Komponist. Ich muß mit dem Kurfürsten sprechen. Wir müssen ihn zur Ausbildung nach Wien schicken — zu Josef Haydn.

Beethoven hatte geendet. Er erhob sich.

Einen Augenblick herrschte Stille. Dann umdrängte ihn die Gesellschaft, beglückwünschte ihn. Kaplan Junker, als er auf ihn zueilte, hatte feuchte Augen. »Ich weiß, Sie sind der Bescheidene, ohne alle Ansprüche. Aber ich habe Ihresgleichen nie gehört.« Er wandte sich zu dem Hausherrn, der herangetreten war: »Habe ich nicht recht? Sein Spiel unterscheidet sich so sehr von der gewöhnlichen Art, das Klavier zu behandeln, daß es scheint, als habe er sich einen ganz eignen Weg bahnen wollen, um zum Ziel der Vollendung zu kommen.« Der Rat Brünner nickte ihm Beifall und schüttelte dem jungen

Beethoven die Hand mit dem Bemerken, dieser Raum seines Hauses werde ihm fortan besonders lieb und wie geweiht sein. Und er sei dem Herrn Geheimderat zu besonderem Dank verpflichtet, daß er einen Künstler solchen Ranges bei ihm eingeführt habe. Das galt dem Kanzler und Geheimrat des Fürsten, Georg Josef von Breuning, der aus der Ecke, wo er verborgen gesessen, herankam und Beethoven auf die Schulter schlug. »Trefflich, Louis! Ich wollte, unsre Bonner hätten Sie gehört!«

So fanden auch die übrigen Worte der Bewunderung, und manch ein gescheites darunter. Beethoven blickte zu Boden, wie beschämt von so viel Lob: er ahnte die Gefahr zu früher Selbstbefriedigung und betete bisweilen, Gott wolle ihn davor bewahren, sich je für vollkommen zu halten. Nur wo man ihn gering schätzte, bäumte sein Stolz sich auf.

Wieder steuerte jemand auf ihn zu: die ältliche umfangreiche Dame, die dem Klavier gegenüber gethront hatte. Sie überschüttete ihn mit Komplimenten und staunte namentlich, daß er so lange auswendig spielen könne, ganz frei aus dem Kopf; sie brächte das niemals fertig. Beethoven achtete des Wortschwalls wenig, denn die blonde Jugend war ihr wie ein Schatten auf dem Fuße gefolgt und stand schweigend daneben. Er erkannte nun, daß sie wirklich die ihm Begegnende von damals war, nur schien sie ihm heute noch schöner: ein blasses rundes Gesichtchen mit ernsthaften Augen von goldigem Braun und einem feinen, schmalen Mund. Da dieser Mund hartnäckig geschlossen blieb, redete er sie an: »Und Sie, Mademoiselle, sagen mir nichts über mein Spiel?«

In die blassen Wangen stieg ein helles Rot, der Mund verzog sich zu einem maskenhaften Lächeln, während die Augen hilflos blickten. Sie versuchte etwas zu murmeln, doch fiel die ältere Dame ihr sogleich ins Wort und versicherte, ihre Nichte sei viel zu modest, um sich gegenüber Berufeneren ein Urteil zu erlauben. Dann nickte sie dem Manne, der unlustig zwischen ihr und der Nichte hin und her sah, unendlich gnädig zu, nahm den Arm der Jungen und verließ mit einem »Viens, mon enfant!« den Saal.

Auch andre begannen aufzubrechen: um sechs Uhr sollte Festtafel beim Fürsten sein, der heute sein Namensfest beging. Nach der Tafel Konzert. Graf Waldstein, ehe er sich empfahl, umschloß Beethovens Hände mit den seinen und sagte, ihm herzlich in die Augen schauend: »Schön war's.« Der Kanzler von Breuning, im Begriff, sich dem Grafen anzuschließen, gab Ludwig noch einen Brief aus Bonn. »Das Lorchen hat ihn einer Sendung an mich beigelegt. Sie und der Lorenz vermissen ihren Freund und Maestro bedeutend.« Damit ging auch er, und die Geladenen zerstreuten sich allmählich. —

Während der Kanzler zur Seite des Grafen den kurzen Weg vom »Schütt«, wo das Brünnersche Haus lag, nach dem Schlosse schritt, fragte er ihn, ob er den gnädigsten Herrn nicht heute sehr ernst gefunden bei der Gratulation. Der Graf mußte das bejahen; beide wußten auch um den Grund. Sowohl durch die Geheimkanzlei Kaiser Leopolds, dessen Bruder Maximilian Franz war, als durch die am Rhein hausenden französischen Emigranten waren beunruhigende Nachrichten aus Paris eingetroffen. Das Königspaar, seitdem seine Flucht aus Frankreich im Juni desselben Jahres 1791 mißlungen war, saß in den Tuilerien so gut wie gefangen, indes die Macht in den Händen der Gesetzgebenden Versammlung war. Der Kanzler sprach die Befürchtung aus, daß ein bewaffnetes Eingreifen zugunsten der königlichen Verwandten, je nachdem deren Lage bedrohlich würde, der Habsburgischen Monarchie vielleicht nicht erspart werden könnte. Der Graf hoffte, daß es dahin nicht komme, mußte aber zugeben, dieser Zustand der Ohnmacht sei zumal für die Königin Marie Antoinette in die Länge schwer erträglich, und freilich seien die Bande zwischen Bourbon und Habsburg zu eng geknüpft, um nicht, beim Fortschreiten der Revolution, das Eintreten Österreichs zu bedingen. — Sie verstummten beide unter dem Druck sorgenvoller Gedanken; mittenhinein aber wiederholte der Graf bei sich: Mit dem Fürsten sprech' ich wegen Beethoven, komme, was da wolle!

Bald hernach wanderte auch Beethoven selbzweit den gleichen Weg. Der enthusiastische Kaplan Junker geleitete ihn und beklagte bitter, daß er morgen mit dem frühesten abreisen müsse und nicht länger in der Gesellschaft solch eines großen Künstlers und lieben Freundes verweilen dürfe. Aber er wolle in die »Musikalische Korrespondenz« Boßlers, bei dem Beethoven kürzlich die drei prächtigen Sonaten habe stechen lassen, einen ausführlichen Brief schreiben über die herrlichen Eindrücke dieses Tages.

Beethoven lächelte freundlich, doch zerstreut. Seiner reizbaren Natur war es ein Stachel, daß ein Wesen, das ihn auf den ersten Anblick gefesselt und zu dem er in seiner eigensten Sprache geredet hatte, stumpf geblieben war und kalt. Seltsamerweise wog die Enttäuschung ihm schwerer als alle guten Worte aus befreundetem und sachverständigem Munde.

Am großen Portal des Schlosses bot der Kaplan ihm mit bewegter Umarmung Lebewohl und eilte, sich den Gästen des Fürsten zu gesellen. Beethoven suchte sich einen stillen Platz in der tiefen Nische eines Korridorfensters im oberen Stockwerk, um sich vor dem Konzert ein wenig zu sammeln und zugleich den Brief seiner Freundin und Schülerin zu lesen. Lore von Breuning, des Kanzlers Nichte, hatte die Gabe, zu schreiben,

wie sie sprach: ihre Worte glitten über die Seele wie ein sanftes, gleichmäßiges Licht oder eine warme streichelnde Hand. Solche Frauen brachten Segen; sie zu lieben, war Glück und Weisheit. — Er preßte die Lippen aufeinander und faltete langsam den Brief zusammen, um ihn in die Brusttasche zu stecken. Währenddessen öffnete und schloß sich irgendwo eine Tür; ein sachtes Kleiderrauschen wehte den langen Gang daher. Der junge Musiker, flüchtig umgewandt, gewahrte über einem geblümten Kleid ein braunseidenes Kapuzenmäntelchen; als es näher kam, erblickte er just die, auf deren Erscheinen er am wenigsten gefaßt gewesen war: das schöne Bildchen Gnade, dessen Gleichgültigkeit ihn vorhin gekränkt hatte. Und was er noch weniger erwartete: sie blieb vor ihm stehen. Sie zitterte. Sie sah ihn aus feuchten Augen bittend an.

»Ach, daß ich Sie noch treffe! Daß ich Ihnen noch sagen kann —« Nun überströmten die goldfarbenen Augen wirklich.

Das Herz des Mannes schlug hörbar und schwer. »Ich — ich dachte, es gefiele Ihnen nicht,« stammelte er.

»Gefallen! Solch ein letzter Trost, solch ein großes Geschenk! Ich bin nur so ans Schweigen gewöhnt. Und jetzt — wie red' ich denn? Vor einem Fremden.«

Er bog sich zu ihr: in seinem Anschauen war bannende Kraft, die das scheue Geschöpf bezwang.

Sie sank nieder auf eine Art Holzschemel, wo sonst wohl einer der Lakaien zu sitzen pflegte, die jetzt bei Tafel aufwarteten.

Ludwig kniete vor ihr und hielt ihre Hände. »Wer sind Sie?« fragte er sie, die blaß und licht wie ein Geistchen vor ihm saß.

Ganz allmählich bröckelte ihre Geschichte aus ihr heraus. Sie hieß Edmée. Ihre Mutter war gestorben. »Wie die meine,« sprach Ludwig vor sich hin. Dann hatte ihr Vater wiedergeheiratet, und die neue Mama hatte ihn bestimmt, die Tochter bald zu vermählen, schon der Versorgung wegen. Denn die alte angesehene Familie, der sie entstammte, war verarmt. Und so hatte sie, gegen ihren Willen, sich einem entfernten Vetter verloben müssen, der ein Gut weit drunten in Westfalen besaß. Ihr höchster Wunsch sei gewesen, Sängerin zu werden. Aber die Eltern litten es nicht, und sie konnte ja auch nichts.

»Ich bilde Sie aus. Ich gebe Ihnen Stunden,« loderte er auf.

Ihre Stimme war im Reden von silbernem Wohllaut. Aber sie schüttelte müde den Kopf. »Morgen reise ich von hier nach Hause; dann fangen die Vorbereitungen zur Hochzeit an. Ich muß den Eltern gehorchen — die Tante sagt es auch. Und den Gedanken an Singen findet sie unpassend und ridikül. Ach Gott, sie wartet ja auf mich! Auf ihre Tropfen!« Die zarte Gestalt flog wie gejagt in die Höhe. Sie hatte von der guten Schwester des Kastellans die Tropfen erbitten müssen, die der Frau Tante bei Migräneanfällen halfen. Denn die hatte Migräne — sie vertrug die Musik nicht!

Hastig nestelte Edmée ihr leichtes Mäntelchen über der jungen Brust zusammen und schickte sich zum Gehen an. »Adieu, adieu, Herr van Beethoven!«

»Ich heiße Ludwig,« fiel er ein. »Sie sollen mich Ludwig nennen, hören Sie!« Fast hart war sein Ton.

»Ludwig van Beethoven,« wiederholte sie. »Den Namen vergess' ich nicht, so lang oder kurz ich lebe. Durch Sie weiß ich, was Musik ist, jetzt weiß ich's. Dank und Lebewohl!«

Er blieb ihr zur Seite, die steinerne Wendelstiege hinab, wo es noch einsam war. Seine heißen Hände klammerten sich an sie, seine Lippen flehten, sie möge ihn nicht verlassen. »Du gehörst zu mir — ein Stück meines Herzens bist du!«

»Nicht so! Du bist es, der aller Menschen Herz in seiner Brust trägt. Drum hast du das meine erschlossen, du allein. Und nun laß mich!«

Er litt Qualen. Er hätte sagen mögen: Bleib, und kein Leid und kein Zwang soll dich mehr erreichen! Ich will dein Schützer sein. Aber er wußte ja, daß er nichts vermochte, daß er ein habloser, machtloser Musikant war. Aufstöhnend schlug er die Hände vor das Antlitz. Als er sie wieder sinken ließ, war Edmée entwichen wie ein Traum. »Leb' wohl!« klang es aus weiter Ferne zurück.

Er wollte ihr nachstürzen — da trat Franz Ries, der Violinist und Konzertmeister des Orchesters, ihm im Erdgeschoß aufgeregt entgegen. »Ludwig, wo steckst du? Das Konzert wird jeden Augenblick anfangen.« Er zog den noch Halbbetäubten mit sich, in die Sala Terrena, wo die Konzerte stattfanden. Der nicht sehr große Raum war von Menschen erfüllt, die so dicht um die Musiker herumsaßen, daß diese nur eben die Instrumente handhaben konnten. Alles erhob sich, da Kurfürst Max Franz hereintrat. Wie durch einen Schleier sah Beethoven die wohlbekannte Gestalt, das unschöne, aber gütig blikkende Antlitz auf dem fleischigen Hals. Sobald der Fürst Platz genommen hatte, begann das Konzert. Beethoven spielte mit einem bewußtlosen Ingrimm darauflos, seine Bratsche unter die Wange gepreßt, finster und verbissen. Einmal hätte er beinahe den Einsatz versäumt. Einige der Kollegen bemerkten sein verändertes Aussehen. In einer Pause fragte Franz Ries ihn flüsternd, ob ihm nicht wohl sei, erhielt aber nur ein verneinendes Kopfschütteln. So schob er die Schuld auf das Gedränge und die Hitze, unter der jedermann litt.

Als das Konzert endlich zu Ende gegangen war — noch nie hatte es Ludwig so unerträglich

lang gedünkt —, wartete er kaum ab, daß der fürstliche Hausherr den Saal verlassen hatte, um blindlings davonzueilen. Unter der Tür legte ihm jemand die Hand auf die Schulter. Waldstein war es, der ihm etliche Worte zuraunte, die er nicht verstand. Mit einer gemurmelten Entschuldigung riß er sich los und versank in der Nacht.

Der betroffene Graf schaute ihm beunruhigt nach. »Was mag er haben?« Der Herr von Breuning, der in der Nähe stand, meinte: »Lassen wir ihn. Meine Schwägerin würde sagen: Er hat wieder seinen Raptus.« —

Die Nacht war friedlos wie eine Fiebernacht. Es lag in Beethovens Natur, daß er leicht die Empfindung, die ihn bewegte, bis zur äußersten Grenze trieb. So jetzt den Schmerz um eine Liebe, die sterben mußte, ehe sie recht gelebt hatte. Alle Bitterkeiten seines bisherigen Daseins standen in dieser Stunde auf und stempelten ihn vor sich selber zu einem Sohn des Unglücks. Die Beschämung, wenn er als Knabe seinen dem Trunk ergebenen Vater hatte aus dem Wirtshause holen, ihn schmeichelnd hatte zum Heimgehen überreden müssen. Die Armut im Hause, die seiner Mutter so manche Träne erpreßt hatte. Und der Jammer, da sie, die Mutter, von ihm wegstarb, ihm die frühe Verantwortung für den halb unmündigen Vater und die jüngeren Geschwister ließ. Hinter seinem Rücken — er errötete noch darob — hatte der Vater die Kleider der Toten, die Kleider, in die der Knabe Ludwig sich oft geschmiegt und wohlig die mütterliche Nähe gefühlt hatte, auf dem Trödelmarkt verkauft und sich gegenüber dem ausbrechenden Jammer des Sohnes auf seine Dürftigkeit ausgeredet. Dies alles — dazu die Quälerei um das tägliche Brot, die Notwendigkeit des Stundengebens, des Fiedelns im Orchester — dünkte dem Schlaflosen mit einem Male unerträglich, empörend wie nie.

Selbst des Fürsten, dem er bis dahin angehangen, gedachte er mit einer fremden Feindseligkeit, als eines, der ohne sein Verdienst zu höchsten Würden gelangt war — nur weil er im Kaiserschlosse geboren worden. Andre, denen tägliches hartes Ringen oblag, mußten ihn erheitern und seine Feste verschönern. Ludwigs aufquellende Bitterkeit verschonte niemand von denen, die er als Gönner betrachten durfte: selbst nicht den Grafen Waldstein, nicht den Kanzler und dessen Schwägerin, Lorens seine, gütige Mutter. Die Fäuste an die Schläfen gedrückt, brütete er, suchte hervor, was irgend einmal sein Selbstgefühl verletzt hatte. Er war aller Welt feind in dieser Stunde, weil alle Welt ihm erfüllt schien von Ungerechtigkeit, Willkür und unwürdigem Zwang. Ein Drang überkam ihn, mit Titanentrotz sich aufzubäumen gegen die Härten und Torheiten dieses Lebens, es umzuwandeln in einem freudigeren, göttlicheren Geiste. Wäre diese Wandlung schon vollzogen, so hätte er heute das zarte, schöne Geschöpf an seinem Herzen bergen und sich in ihr beglücken können, statt daß sie nur den bittersüßen Trost hinwegnahm, ihn einmal spielen gehört zu haben.

So ward die jäh aufgeflammte Neigung — schon mehr als einmal hatten ähnliche Empfindungen ihn leidenschaftlich bewegt — ihm die Ursache allgemeineren und tieferen Wehs. Sein Leid entquoll nicht aus bloßer ungestillter Verliebtheit, sondern daraus, daß er ein heimlicher König war, der, vor den Augen der Welt nur ein Bettler, Frondienste tun mußte in fremdem Land.

Ungestüm fuhr er vom Lager. Es war unerträglich, so in finsterer Kammer hingestreckt den Kopf ins Kissen zu wühlen, um ein wildes Schluchzen zu ersticken. Am Fenster sah er das erste weißliche Morgenlicht erglimmen. Hastig kleidete er sich an und schlich hinaus ins Freie, in den Hofgarten hinterm Schloß.

Ein feiner Nebel schleierte um Baum und Busch; der Morgenwind rauschte in den hohen Silberpappeln und Buchen. Allmählich erwachte da und dort eine Vogelstimme — sacht und unmerklich nahm das den Nebel durchflimmernde Licht rötliche Färbung an. Oft hatte der Einsame sonst die Wirkung der Natur, die er leidenschaftlich liebte, wohltätig empfunden; doch versagte sie jetzt. Er lief planlos die tauigen Pfade dahin, hatte bald das Ende des schönen, ihm von mancher guten Raststunde her vertrauten Parkes erreicht. Am Rande des Gartens stand eine Art von Tempelchen, ringsum von Ruhebänken umgeben. In chinesischem Stil war das Dach mit Glocken behangen, davon das kleine Gebäu den Namen »Schellenhäuschen« trug. Auf eine der Bänke warf Ludwig sich hin und starrte in die Gegend hinaus, ohne doch etwas von ihr zu sehen. Fernher klang ein Posthorn. War es Edmée, die jetzt schon fortfuhr? Er sandte ihr traurige Grüße nach, sehnte sich, auch hinwegzufahren, aber nicht auf ihrer Spur, sondern wo irgendein Weg ins Weite, Freie führte.

Langsam siegte die steigende Sonne — goldenes Licht rann durch den Nebel, der sich mählich senkte und die morgendliche Landschaft enthüllte. Samtene Wiesen, lila überhaucht von Herbstzeitlosen, breiteten sich bis zum Tauberfluß. Schräg gegenüber, auf steil ansteigendem Hügel, ragte die Feste Neuhaus, voreinst als ein Bollwerk des Deutschordens von den wilden Scharen des Bauernkrieges in Trümmer gelegt. Alles schimmerte morgenfrisch und morgenstill. Der Einsame auf der Bank träumte sich in ähnliche Frühstunden der Heimat zurück — seine Fernsehnsucht nahm unklar die Form des Heimwehs an. Das Sonnenlicht brannte seine über-

wachten Augen, plötzlich gingen sie über — er bedeckte sie mit den Händen und brach in heftiges Weinen aus.

Seine Vernunft wollte fragen, an was er gar so leide. Er wußte die Antwort: An der Kunst. Am Leben. An mir.

Doch beruhigte er sich bald, trocknete seine Augen, schickte sich an, aufzustehen und durch den Park heimzuwandern. Da hörte er jenseits des Schellenhäuschens ein Geräusch. Er spähte ums Eck, dem Nahenden entgegen, und — sprang eilig auf seine Füße. Maximilian Franz stand vor ihm.

Der Fürst, um der Messe willen früh aufgestanden, nickte dem Ertappten ernst-freundlich zu. Der neigte sich tief über die huldvoll gereichte Hand, um im Kusse des Bischofsringes sein Antlitz zu verbergen. Aber der Hoch- und Deutschmeister hatte Verstörung und Tränenspuren auf diesem Antlitz schon wahrgenommen; er fragte wohlwollend: »Habt Ihr Kummer, mein Sohn?« Der junge, finstere Mensch verneinte undeutlich.

»Junge Trauer«, sprach Max Franz, »ist kein ungutes Zeichen. Die Rebe, die im Frühling weint, gibt im Herbst edlen Wein. Aber woran dachtet Ihr, da ich kam?«

»An den Rhein, Hochwürdigste Durchlaucht,« versetzte Beethoven.

»Dorthin dachte auch ich.« Der Kurfürst nickte bedeutsam. »Wie lange wir noch sicher sind am Rhein, erwog ich eben.«

Es war dem Musiker anzusehen, daß er nicht verstand.

Max Franz klärte ihn auf. »Ich habe Nachricht aus Wien — und aus Paris. Vielleicht, daß zum Frühjahr der Krieg unvermeidlich wird. Brennt es in Paris, dann schlagen die Flammen übern Rhein.«

Mit einem Male schaute Beethoven nicht mehr in sich hinein, sondern vor sich in nahe, harte Wirklichkeit. Er sah an Mund und Wangen des geistlichen Fürsten die feinen Linien und Falten: Narben innerer Kämpfe. Das wandelte seine Gesinnung gegen den Mann, den er zwar pflichtmäßig verehrt, aber auf beneidenswert unantastbarer Höhe über sich erblickt hatte. Er entsann sich, daß der Erzherzog nicht hatte geistlich sein wollen. Aber als er sich dann doch ergeben hatte, da war es sein Streben gewesen, auch innerlich zu sein, was er äußerlich geworden war, und er hatte die Neuschaffung seines Ichs wirklich vollbracht. Nun sollte das Gebäude seines Lebens ins Wanken kommen durch eine wilde, neue Macht, die seine nächsten Blutsfreunde, die vielleicht ihn selbst bedrohte.

Ludwig sah nicht mehr den Mann, der als Kirchenfürst und als sein Landesherr Ehrfurcht und Gehorsam von ihm heischte, nicht mehr den Kunstmäzen, nicht mehr den auf stolzen Höhen sorglos Thronenden. Er sah einen, der litt wie er selbst, nur auf andre Weise, und dem die Ruhe der Entsagung und Ergebung eine neue Weihe verlieh. Es ergriff ihn seltsam, wie doch alles nach Freude verlangt und dem ehernen Gesetz des Leidens unterliegt. Und der Jüngling, dessen sprödes Naturell sonst aller Schmeichelei unfähig war, fand ein paar unbeholfene Worte von Treue und Anhänglichkeit, die sich gewiß auch in Stürmen bewähren würden.

Maximilian Franz lächelte, ein zweifelndes, nachsichtiges Lächeln. »Was Gott schickt oder zuläßt, muß eben hingenommen werden. Das Ungeheure, das sich da drüben vorbereitet, macht vor unsern Grenzen nicht halt.« Im Begriff, fortzugehen, stand er noch einmal still und bemerkte nachdrücklich: »Ihr könnt doch wohl schweigen?«

Der junge Musiker legte die Hand aufs Herz.

Da kehrte das Väterliche in die Züge des Kurfürsten zurück. Er zog ein segnendes Kreuzzeichen über das geneigte dunkle Haupt und sagte sanft: »Nur die Reiche dauern, die nicht von dieser Welt sind. Das muß uns mahnen, dem Ewigen nachzutrachten.«

Indes er langsam seinen Morgengang fortsetzte, dachte er: Waldstein hat recht, in dem jungen Menschen steckt ein Besonderes. Ich will ihn im Auge behalten und fördern. Wenn mir Macht und Zeit dazu bleibt, fügte er im Geiste mit wehmütigem Seufzer hinzu.

Beethoven sah hinter dem sich Entfernenden drein, erfüllt von Ehrfurcht und Mitleid. Der Gang des rüstigen Vierzigers war schleppend und müde, als sei schon sein Tag zu Ende, und ein neuer zöge herauf. Immerhin blieb ihm das Bewußtsein, den seinigen würdig genutzt zu haben.

Auf anderm Wege, um die Meditation des Fürsten nicht zu stören, verließ auch Beethoven den Park. Sein Schritt war entschlossen und ruhig. Die Gefühlszerrissenheit des vorigen Abends lag hinter ihm. Er weihte dem lieblichen Traumbild, das ihm gestern erschienen war, nur den Wunsch, ihr Schicksal möge sich tröstlicher enthüllen, als gedacht. Ihm selbst aber möge die Kraft werden, das seine in Tönen zu überwinden!

»Nur die Reiche dauern, die nicht von dieser Welt sind.« — Er beschloß in seiner Seele, unverrückt solch einem unweltlichen, ewigen Reiche nachzutrachten.

Und eine Stimme seines Inneren verhieß ihm, er werde es erlangen.

Schöne Pflanzen im Heim

Von Johannes Weyl

Unsre Zeit trägt einen zwiespältigen Charakter. Auf der einen Seite drängt die Entwicklung mit verbissener Energie fort von allen alten Formen des kulturellen Lebens: das alte Theater kämpft immer schwerer um seine Behauptung gegen die neue Bühnentechnik, gegen Film und Revue; die Musik will heraus aus der rhythmisch-harmonischen Gebundenheit in die Atonalität und schafft sich neue Ausdrucksmittel, Jazzband, Vierteltonklavier; Architektur, Plastik, Malerei ringen um ihre unbekannte Zukunftsgestalt. Mit dem Schlagwort Amerikanisierung trifft man das Wesen nur eines Teils dieser Tendenzen; man möchte aber das Ganze fassen, und da läßt sich nur sagen: Verzicht auf Ruhe ist das charakteristische Grundelement des ganzen Strebens nach Neuem. Der Verzicht auf Ruhe ist selten freiwillig, vielmehr fehlt die Fähigkeit ruhig zu sein. Unter solcher Unfähigkeit zur Ruhe leiden oft die Unruhigen selbst am meisten, und schmerzvolle Blicke treffen den andern Teil, der heute ihr Widerpart ist, der das andre Gesicht der Zeit darstellt.

Dies andre Gesicht der Zeit ist Verinnerlichung, stille, ruhige Verinnerlichung. Mit Spott und Hohn wird die beschauliche Ruhe der Seele von ihren Feinden verlästert. Doch die offenbaren dadurch selten andres als ihre eigne Unsicherheit. Und der Zug zur Vertiefung, zur schürfenden Gewinnung feiner seelischer Werte, wird nur stärker, wo sich ihm sehnsüchtige Herzen einmal hingegeben haben. Die symptomhafte Bedeutung bestimmter Erscheinungen ist auch hier ganz klar: chinesische Lyrik und die Lyrik der deutschen Romantiker haben bei aller Verschiedenheit doch darum heute so viele Freunde bei uns, weil sie nach innen weisen. Aber eine andre Zeiterscheinung verkörpert noch unbedingter die Abwehr der hastenden Lautheit, wennschon nicht jeder sie so ansieht. Mir will scheinen, der Rundfunk bedeutet eine Wendung von außen nach innen. Zunächst in einem äußeren Sinn. Man spart sich den Gang ins Theater, den Weg zum Konzertsaal, bleibt zu Hause. Doch sieht man nun sein Heim mit neuen Augen an. Denn Musik und Theater, die in das eigne Heim kommen, wollen auf einen entsprechenden Rahmen nicht verzichten. Und so gibt der Rundfunk der Wohnungskultur unerwartete Anregungen. Wohnungskultur aber ist die unerläßliche Voraussetzung, das gepflegte Milieu ist die notwendige Vorbedingung der Verinnerlichung. Daß sie heute so aufmerksam beobachtet wird, beweist die innere Kraft der nachdenklichen Menschen. Die wilden Gebärden der Zeit schaden keinem, der im Heim die Wurzeln seiner seelischen Stärke hat. Die Wichtigkeit der zielbewußten Wohnungskultur bestreitet darum niemand mehr. Sie überbrückt den Zwiespalt der Zeit, wenigstens macht sie ihn leichter erträglich.

Das Kunstgewerbe schafft herrliche Möbel, bringt wundervolle Lampen; Tapeten von erlesenem Geschmack, auserwählt schöne Decken und Kissen gehen aus modernen Werkstätten hervor. Auch schon wer heute mit bescheidenen Summen ein kultiviertes Heim richten will, findet befriedigende Arbeiten. Wer altüberkommene Möbel besitzt, wird oft nicht zufrieden sein und doch auf notwendig erscheinende Änderungen verzichten müssen: aber ein Gebiet gibt es in der Fülle der Wohnungsaufgaben, das gleichermaßen im alten und neuen, geliebten und fremd empfundenen Heim der beglückenden Gestaltung fähig ist, eine Aufgabe, deren Lösung alle Gegensätze ausgleichen kann, alles Fremde vertraut machen, alles Alte mit neuem Leben erfüllen: die Pflanze im Heim, die schöne Blume ist der Träger solcher Wirkungen.

Die schöne Pflanze im Heim kann man als Objekt gärtnerischer Betätigung ansehen. Man muß das auch; denn was in der freien Natur ohne menschliches Dazutun am besten wächst und blüht, bedarf in den veränderten, unnatürlichen Verhältnissen des Zimmers einer überlegten Fürsorge. Doch wäre es ganz falsch, die Ermöglichung richtiger physiologischer Funktionen in den Vordergrund des Interesses zu stellen. Das geschieht sehr oft und verdeckt dann den weiteren Ausblick in die Zusammenhänge zwischen allgemeiner Kultur und Sinn und Wesen der Zimmerpflanze. Gerade diese tiefen Zusammenhänge sind das, worauf es ankommt. Sie heben die Beschäftigung mit Blüten und Blumen auf ein sehr anspruchsvolles Niveau. Blumenkultur ist weder eine Kinderei noch sentimentaler Ästhetizismus. Sind doch Engländer und Japaner nichts weniger als ästhetizistisch und sentimental, obwohl ihre Länder ausgesprochenen Blumenkultus treiben. Wenn sich in Völkern solchen Charakters ein entwickelter Blumenkultus findet, brauchen wir keine Bedenken zu tragen, daß er lähmen oder Ausfluß verschwommener Gefühle sein könnte. Es ist richtig, hier von Blumenkultus, nicht nur von Blumenkultur zu sprechen. Die kaum mehr zu steigernde, intensive ästhetische Durchdringung des Lebens und des Heims, wie sie Japan kennt, hat ihren Höhepunkt in dem Kultus der Blume. Wir werden von dort keine Einzelheiten übernehmen. Doch werden wir guttun, uns die japanische Geisteshaltung den Blumen gegenüber zu vergegenwärtigen, so wir auch nur die Umrisse einer Ästhetik der Blume ziehen wollen.

Nicht Töpfe, vielmehr edelsteingeschmückte Paläste sind zur Zeit der T'ang- und Sung-Dynastie die Behältnisse für Pflanzen. Jede Blume bekommt ihren eignen Diener. **Eine Vorschrift lau-**

tet: Die Päonie soll von einer stolzen Jungfrau im Staatskleid, die Winterpflaume von einem blassen schlanken Mönch gebadet werden. Der Kaiser Hüan-tsung behing in seinem Blumengarten die Zweige mit winzigen goldenen Glöckchen, um Vögel fernzuhalten.

Wir dürfen das Leben der Blume zerstören, wenn wir dadurch neue Formen entwickeln können zur Vervollkommnung der Weltidee — so war der Gedankengang der »Teemeister«, die den Blumenkultus schufen. Ihre Blumen genossen religiöse Verehrung. Sie pflückten sie nicht nach Laune und Belieben. Sie wählten jeden Zweig und jede Dolde im Hinblick auf die künstlerische Komposition sorgfältig aus. Sie schämten sich mehr zu schneiden als unbedingt notwendig. Hatte ein Teemeister seine Blume zur Zufriedenheit geordnet, so verwandte er sie für das Tokonoma, den Ehrenplatz des japanischen Zimmers. Nichts wurde in die Nähe gestellt, das ihre Wirkung irgendwie beeinträchtigen konnte, nicht einmal ein Bild. Sie ruhte wie ein Fürst auf seinem Thron; die Gäste und Jünger verneigten sich beim Eintritt in das Zimmer tief vor ihr, noch ehe sie den Wirt begrüßten. Von besonderen Meisterwerken der Blumenkunst wurden Zeichnungen veröffentlicht. Die verwelkten Blumen überließ der Meister liebevoll dem Fluß oder vergrub sie sorgfältig in die Erde. Mitunter wurden Denkmäler zu ihrer Erinnerung gesetzt.

Wir werden ganz still, wenn wir Kakuzo Okakura oder einen der vielen andern so von ihren Blumen erzählen hören, wenn wir denken, daß heute noch diese jahrhundertalten Riten der Teemeister fast unverändert gelten. Das Individuum, die vollkommene Spiegelung der Schöpfungsidee — das ist es, was man in der Blume sehen kann. Die einfachste und bescheidenste Blüte ist ein Gebilde, dem jedes Bewußtsein der Unzulänglichkeit fehlt, wenn man sie schon für nicht vollkommen halten müßte. Daher ihre beruhigende und erhebende Wirkung auf den gehetzten, gedankengequälten Menschen, daher die freudige Erregung, die sie uns als Festschmuck vermittelt.

Aus diesem doppelten Einfluß müßte gefolgert werden, daß Blumen viel mehr, als wir es gemeinhin gewohnt sind, in den Alltag gehören. Die festliche Tafel können wir uns ohne lebenden Schmuck kaum vorstellen. Wir sind da anders als die Amerikaner. Dort fehlen wie Tischtücher so auch Blumen, und der Tisch ist ganz unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit geordnet. Bei uns gehören Pflanzen dazu. Warum wir sie aber nicht auf dem Werktagstisch sehen? Es liegt zum großen Teil an unsrer mangelhaften Kenntnis dessen, was Schnittblumen für Lebensansprüche haben. Da muß man denn für einen Augenblick seine Aufmerksamkeit auf das Praktische richten. Richtig behandelte Schnittblumen haben eine überraschend große Lebensdauer. Gewöhnlich halten sie sich ja nur wenige Tage frisch, dann welken sie, und man ist nüchtern genug und hat oft recht, ständigen Blumenkauf als einen Luxus zu empfinden, den man sich nicht leisten kann. Bei rechter Pflege aber leben sie drei- oder viermal so lange, und dieser Erfolg lohnt die kleine Mühe der hegenden Fürsorge.

Dabei kommt es zunächst auf viel frisches Wasser an. Frisches Wasser ist die unbedingte Voraussetzung für das Gedeihen. Jeden Morgen muß es erneuert werden. Die Vergeßlichkeit eines einzigen Tages kann den Tod der Blüten um viele Tage verfrühen. Im Wasser bilden sich Faulstoffe, und diese Faulstoffe wirken wie Gift schon dann, wenn wir Menschen sie noch gar nicht bemerken. Mit Vorliebe bilden sie sich an den Stengeln. Darum werden bei der Erneuerung des Wassers regelmäßig die Stiele, soweit sie in der Vase standen, kräftig abgespült. Und dann ist es gut, die Stiele jeden Tag etwas zu beschneiden. Ältere Schnittflächen können nicht genug Wasser aufsaugen und lassen Blüten und Blätter schnell welken. Kochsalz in das Wasser zu geben hat wenig Zweck. Die Vorratsstoffe der Pflanze genügen für ihr abgekürztes Dasein. Nur besonders langlebige Vasenblüten, wie Orchideen, Amaryllis und Anthurium, haben gern eine gute Nährlösung. Unerläßlich ist es, die Blumen nachts ins Kühle zu stellen.

Schnittblumen haben vor Topfpflanzen einen großen Vorzug. Ihre Schönheitswirkung läßt sich durch die Art der Aufstellung in besonders hohem Maße steigern. Sie können in den verschiedensten Gefäßen grundverschiedenen Stimmungscharakter bieten, ihr Formen- und Farbengehalt läßt sich durch passende Vasen trefflich zur Geltung bringen. So haben die größten Blumenfreunde einen oft kaum übersehbaren Reichtum an Vasen, einen Reichtum, der kein Luxus zu sein braucht. Die teuren Vasen können sehr schön sein, meist sind die einfachen Ton- und Glasgefäße ästhetisch wertvoller. Reinheit der Linie und Farbe sind die Hauptbedingungen für eine gute Vase, die Linienführung des Kristalls hingegen ist nicht allzu variationsfähig. Vor mir stehen in einer mattgrünen dünnwandigen Glasvase edle gelbe und weiße Chrysanthemen. Wie werden die Linien der Zweige von den sanft gebogenen Rändern gleichsam getragen, wie milde schweben die Blütenfarben über dem meergrünen Glas! Ich wüßte keine andre Farbe für diese Sterne, und für Frühlingsblumen könnte ich nie ein andres Behältnis als ein steinernes nehmen. Es ist eine angeborene Kunst, Vasen und Blumen aufeinander abzustimmen. Urwüchsige Begabungen können seltsame Herrlichkeiten aus scheinbar einfachstem

Material zaubern. Blumen mit Vasen lösen unerwartete Komplexe ästhetischer Wirkung aus und können mit keinem Bild und kaum einer Plastik an Stimmungsgehalt im Rahmen eines Raumes verglichen werden.

Erfordernis ist allerdings, die wundervolle Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt auszuwerten. Die gangbaren Gärtnereisorten können schließlich einmal eintönig werden, jedenfalls insofern, ohne ihre Schönheit zu verkennen, der Wunsch nach Abwechslung erwacht. Es ist ein Vorurteil, daß man die schönsten und seltensten Pflanzen, z. B. Orchideen, nicht im Zimmer ziehen kann. Weil ihre Blüten sehr teuer sind, muß man nicht auf sie verzichten. Zwanzig, dreißig, hundert Mark können die wenigsten für einen Blütenzweig ausgeben. Aber die Blumen selbst im Zimmer züchten kann man schon viel leichter. Es gibt billige Knollen, die nicht schwer zu behandeln sind: Coelogyne cristata, Odontoglossum, Laebia. Bodenbeschaffenheit, Temperatur und Feuchtigkeit werden möglichst dem natürlichen Standort angepaßt. Über Einzelheiten unterrichtet man sich in der leicht zugänglichen Fachliteratur. Humboldt sagte einmal, ein Maler könnte sein ganzes Leben damit verbringen, die unzählbare Menge der Orchideenblüten im Bilde festzuhalten. Er hat recht. Die Orchideen sind objektiv das Vollkommenste an bizarrer Gestaltung, phantastischer Farbenpracht und berauschendem Duft, das die Natur hervorbringt.

Die Zahl der brauchbaren Zimmerpflanzen ist beinahe Legion. Anthurium, Epiphyllium, Amaryllis — um nur drei wenig gezogene herrliche Gewächse zu nennen. Es ist gerade eine der beglückendsten Aufgaben für den Blumenfreund, sich aus dem quellenden Reichtum passende herauszusuchen. Etwas Mut gehört dazu und viel Geschmack. Aber der Geschmack für Blumenwerte und Blumenwirkungen ist eine natürliche Gabe des Menschen, nicht gebunden an theoretisches Wissen. Und Betätigung des eignen Geschmacks erhebt wie nichts andres. Ihr Feld ist das Heim und seine Ausgestaltung.

Die Kultur der Wohnung kann nur vollendet sein, wenn sie durch Blumen belebt wird. Nur die belebte Wohnung ist ein vollkommener Rahmen der innerlich ruhigen sicheren Seele. Das klingt wie ein Widerspruch. Aber wären wir in einer toten Wohnung wirklich ruhig? Was wir dem Heim fernhalten wollen, ist die Rastlosigkeit des Tuns und Schaffens, die Zerrissenheit des äußeren Lebens. Die Einheit der Seele wollen wir hüten. Die Seele aber lebt und will Leben um sich. Nur sei dies Leben klar und ruhig. So ist das Leben der Pflanzen, und so löst sich, was zuerst befremdend erschien: Von schönen Pflanzen im Heim sprechen zu wollen und vom Zwiespalt des heutigen Lebens zu beginnen. Wir müssen den Zwiespalt im engen Zusammenhang sehen mit unsern Blumen im Heim und müssen erkennen, warum wir unser Heim heißer als je lieben und warum es nötiger ist als je, unser Dasein mit Blumen zu schmücken. Die kleinen Einzelfragen der Blumenpflege findet man überall beantwortet, leider meist ohne große Gesichtspunkte. Doch auf die großen Linien kommt es an, auf die großen Linien, die Völker und Menschen in ihrer immer lebendigen Blumenliebe durch die Jahrtausende verbinden.

Blumen sprechen zu dem ewigen Unzerstörbaren in uns, sprechen von Zukunftshoffnung, daß doch alle Torheit und Disharmonie gelöst und beendet wird, daß doch über Sinnlosigkeit, Falschheit und Unrast siegen muß das Blühen im Reiche des Geistes.

Gleichnis

Heut gruben Männer einem Baum
Die Wurzeln aus.
Die schlanke Birke bebte kaum.
Doch wie sich ihr das Haupt, das hohe,
Das silbergrüne Laubgelohe
Zur Erde beugte schwer und tief
Und gierig ward vom Staub erfaßt,
Stöhnte sie leise auf, zu Tod erblaßt ...

Und einer stand und schaute lang,
Ging heim, als ob ein Ruf ihn trieb,
Und küßte eine bleiche Frauenhand
Und sprach: „Vergib!"

Arnold Krieger

Die geistig arbeitende Mutter

Von Dr. phil. h. c. Else Wentscher (Bonn)

Mutterschaft und geistige Arbeit — im Pädagogischen Magazin (Langensalza, Friedrich Mann; Heft 1115) habe ich mich ausführlich über dies Thema verbreitet, das für die geistig hochstehende Frau heute vor allem aktuell ist. Wenn ich trotzdem dem Wunsche der Schriftleitung der Monatshefte nachkomme, auch hier darüber zu berichten, so möchte ich mir dafür das Recht erbitten, von keinen andern als erfahrungsmäßigen Dingen auszugehen. Nur von meiner eignen Erfahrung kann ich erzählen und berichten: wie ich die Vereinigung von scheinbar so entgegengesetzten Pflichten versucht habe. Eine solche Erzählung aber ist von selbstbiographischen Notizen (zu denen die Fünfzigjährige eigentlich noch kein Recht hat) untrennbar.

Die wesentlichste Bedingung für eine ernsthafte geistige Arbeit der verheirateten Frau ist, daß der Gatte ihren Arbeiten tiefstes Verständnis entgegenbringt. Ohne die verständnisvolle Ermunterung, die mein Gatte meinen Arbeiten stets entgegenbrachte, wäre nie etwas daraus geworden. Mein Mann und ich sind Fachgenossen, beide Arbeiter im Weinberg der Philosophie. Er war indes schon wohlbestallter Privatdozent an der Universität Bonn, als ich erst mit den Studien begann. Schon bei unsrer Verlobung war es uns beiden klar, daß ich der Wissenschaft, der bereits damals meine Liebe galt, auch später treu bleiben müsse. Meine allgemeine Vorbildung bestand im Lehrerinnenexamen, der einzigen Bildungsmöglichkeit für Mädchen im damaligen Deutschland. Aber schon als Braut habe ich neben genauer hauswirtschaftlicher Ausbildung mich auf meinen Beruf als Philosophenfrau vorbereitet. Ich lernte ohne Lehrer die für das philosophische Studium unentbehrliche griechische Sprache und arbeitete mich hinein in die Philosophie von Hermann Lotze. Auch als junge Frau habe ich mich zuerst dem Handwerkszeug der Philosophie gewidmet: ich lernte ohne Anleitung Latein und drang — hier völlig unter Führung meines Gatten — ein in die Elemente der Mathematik. Vor allem aber hörte ich Vorlesungen: die philosophischen meines Gatten und theologische, deren Probleme mich gleichfalls sehr beschäftigten. Im Sommer unsers ersten Ehejahres aber hörte das Universitätsstudium für mich auf, denn im August erblickte unser liebes Töchterchen das Licht der Welt. Ich kann nicht sagen, daß ich damals den Konflikt der Pflichten als Mutter und als Jüngerin der Wissenschaft empfunden hätte.

Wir haben niemals ein Kindermädchen gehabt, sondern ich habe meine zwei Babys stets und mit größter Freude selbst versorgt und durch strenge, nach andrer Urteil vielleicht pedantische Zeiteinteilung doch stets Zeit für meine geistigen Arbeiten erübrigt. Ein Glückszufall kam mir freilich dabei zu Hilfe: ich habe seit sechsundzwanzig Jahren dasselbe treue Hausmädchen, und es ist mir gegeben, mich stets auf die Tätigkeit, die mich gerade beschäftigt, völlig zu konzentrieren. Vor allem aber haben mich die wissenschaftlichen Probleme stets so leidenschaftlich beschäftigt, daß ich ihnen auch unter Hemmungen treu bleiben mußte. Darin sehe ich die wesentlichste Bedingung für die Synthese, um die es sich hier handelt. Man muß gewissermaßen keine Wahl haben, man muß »nicht anders können«. Als mein Lottchen noch im Babyalter war, habe ich es früh gebadet und bin dann ins Kolleg gelaufen, wo ich bei völliger Sammlung — das Kind schlief ja zu Hause — Philosophie und Theologie hörte. Ich habe kaum je eine Stunde ausgesetzt; ich hatte eben das Glück, daß ich selbst, ebenso wie das Kind, völlig gesund war. Eiserne Nerven muß eine Frau, die derartiges unternimmt, schon haben. Als das Kind größer war, ging es, während ich im Morgenkolleg war, mit dem treuen Hausmädchen auf den Markt, danach spielte das Lottchen im Garten; ich saß bei ihm und las Plato im Urtext; die reichlich gestellten Kinderfragen brachten mich nie aus dem Zusammenhang. Bald fing auch die Kleine, die innig an mir hing, an, sich für meine Bücher zu interessieren. Sie kannte Plato, Lotze u. a. mit Namen und trug mir deren Werke zu. Ich habe damals nie einen Besuch oder eine Besorgung gemacht, ohne das Kind mitzunehmen, ich wußte: alle Zeit, die nicht die Wissenschaft erfordert, gehört ihm.

Sehr viel gewann ich natürlich durch die Gespräche mit meinem Gatten. Aber bald sollte dazu noch eine andre Anregung treten: ich hatte das Glück, bei dem unvergleichlichen Lehrer Benno Erdmann hören zu dürfen, ja, bald zählte ich zu seinen nächsten Schülern. Auch er — ein warmer Freund unsrer ganzen Familie — war überzeugt, daß ich mein Studium nur durchführen könne, wenn es mir auch fernerhin gelänge, diese Anforderungen mit meinen Pflichten als Frau und Mutter zu verbinden. An diese stillschweigende Bedingung war sein Interesse für meine geistige Entwicklung geknüpft. Drei Semester gehörte ich seinem philosophischen Seminar an; ohne die Anregung, die ich dort empfangen habe, wären meine Arbeiten aus dem Gebiet der Geschichte der Philosophie nicht möglich gewesen. Als ich ihm meine Arbeit über Lotzes Kausalproblem gab, beurteilte der gestrenge Lehrer sie sehr gütig. Er sagte, ich sei jetzt reif, den Dr. phil. zu bauen; aber ich sei hoffentlich so klug, ihn nicht zu machen, da es für mich als Gattin eines Professors ja keinen Zweck habe. Ich habe auch nie daran gedacht,

mich den Äußerlichkeiten des Examens zu unterziehen, fehlte es mir doch dazu an einem »Nebenfach«. Sehr froh aber war ich, daß mein teurer Lehrer jene Arbeit in die Reihe der von ihm herausgegebenen Dissertationen aufnahm, und sie somit ehrenvoll veröffentlicht wurde. Das Ziel meines Schaffens war es, wissenschaftliche Arbeit zu leisten; dazu bedarf es der Kenntnisse, nicht aber des Doktortitels. Daß ich diesen Schönheitsfehler einmal durch den Ehrendoktor würde ausgleichen können, ahnten wir damals freilich nicht. Glück muß der Mensch haben!

Als das Lotteli fünf Jahre alt war, bekam es ein Brüderchen: der Junge, Erdmanns Patenkind, war unser ganzer Stolz. Er war viel unruhiger und anspruchsvoller als das Schwesterchen. Aber ich konnte doch auch damals der Arbeit treu bleiben. In der Zeit, wo ich das Kind erwartete, hatten zum erstenmal die Gedanken mich beschäftigt, aus denen mein erstes Buch entstand: die Gedanken über das Willensproblem. Die Anregung dazu hatte ein Kolleg von Erdmann mir geboten, in dem der Meister sich ganz auf den das Wollen negierenden Standpunkt von Ebbinghaus und Münsterberg gestellt hatte. Dabei wird unser Wollen lediglich zum Vorausschauen des triebhaft in uns Geschehenden. Wie stimmt das mit unsrer inneren Erfahrung zusammen? Diese Gedanken ließen mir von da ab keine Ruhe mehr. Aber ich widmete mich auch in jener Zeit lebhaft den Kindern. Ich gab dem Töchterchen die ersten religiösen Unterweisungen, über die Erfahrungen, die ich dabei gemacht hatte, berichtete ich in einem Aufsatz »Die Religion im Kindesleben«.

Als unser Junge ein Jahr alt war, trat eine einschneidende Wendung in unserm Leben ein: mein Mann erhielt einen Ruf an die Universität Königsberg. Es war nicht einfach, sich in die Trennung von so lieben Freunden, wie wir sie in Bonn hatten, und in die weite Entfernung vom Rheinland zu finden. Aber der Norden unsers Vaterlandes erwies sich als viel angenehmer, als wir gedacht hatten. Nur für meine Arbeiten war die Zeit dort nicht sonderlich ersprießlich. Die Kinder aber gewöhnten sich gut an das gründlich veränderte Klima, und wir blieben zum Glück nur zweieinhalb Jahre dort.

Dann durften wir wieder zurück zur Alma mater Bonnensis, wo ich meinen teuren Lehrer noch vorfand. Ich konnte noch einmal bei ihm hören, vor allem ein Kolleg über Kants Ethik, und ich durfte wieder wie einst aus tiefster Seele mit ihm diskutieren. Jetzt nahmen mich auch die Kinder sehr in Anspruch: früh der lebhafte Junge und nachmittags Lottes Schularbeiten. Darum konnte ich es nicht durchsetzen, was ich später freilich sehr bereut habe, Erdmanns, des glänzenden Historikers, Kolleg über die Geschichte der neueren Philosophie zu hören. Damals erfuhr ich, daß alle Versuche, die Frauenfrage dadurch zu entscheiden, daß man der Frau und Mutter außerhäusliche Beschäftigung auferlegt, verfehlt sind. Man kann wohl, wenn Kraft und Zeit es erlauben, daheim viel arbeiten; aber der Zwang, täglich fortzugehen, wie der Besuch einer Vorlesung es erfordert, ist doch für eine Mutter größerer Kinder hart. Anders wurde es natürlich, als die Kinder beide in die Schule gingen; da war der Vormittag, sofern nicht wirtschaftliche Besorgungen ihn beanspruchten, frei. Doch daheim arbeitete ich auch in jener Zeit unentwegt, stets ermuntert durch das gütige Zureden meines Gatten. Sehr oft spielten, während ich schrieb, die Kinder um mich herum. Sie störten mich höchstens, wenn sie Zank anfingen.

Ich schrieb damals das Buch, das meine Gedanken so lange beschäftigt hatte, das Buch vom Willen. Der eigentliche Antrieb zu dieser Arbeit war die Überzeugung, die ich auch heute noch in vollem Umfange hege: daß die Wege der wissenschaftlichen Spekulation und des Lebens nicht auf die Dauer auseinandergehen dürfen. Stehen wir unserm Wollen nicht anders gegenüber als irgendeiner Regung unsers Wahrnehmens und Fühlens, ist es nichts andres als ein vorausschauender Trieb, dann soll man auch den Mut haben, das menschliche Gemeinschaftsleben danach einzurichten. Bevor man sich dazu entschließt, muß man aber die willenspsychologischen Momente genau analysieren. Ich legte mir vor allem die Fragen vor: Was dokumentiert sich im menschlichen Wollen, und von welchen Momenten ist es abhängig? Durch welche Mittel vermag die Willenserziehung, die doch der Kern jeder pädagogischen Beeinflussung ist, ihr Ziel zu erreichen? Zuweilen, wenn ich mit unsrer Lotte arbeitete, machte ich, dem Kinde völlig unbemerkt, solche Versuche. Ich gewann mehr und mehr die Überzeugung, daß viele der Probleme, um die das moderne Leben ringt, zuletzt auf der Frage nach der Natur unsers Wollens beruhen. Meine Untersuchungen führten mich zu dem Resultat, daß das Werten und Billigen, das wir in unserm Willensbewußtsein erleben, etwas völlig andres ist als ein nur vorausschauender Trieb.

Das Buch, bei Teubner verlegt, ist von der Kritik sehr günstig aufgenommen worden. Sein Erscheinen war ein Familienfest für uns alle; die Kinder gerieten in Begeisterung, als sie es im Schaufenster entdeckten. Es war mir überhaupt gelungen — und das halte ich für eine sehr wesentliche Bedingung für die geistig arbeitende Mutter —, den Kindern Interesse an meinen Arbeiten einzuflößen. Schon unserm kleinen Jungen entfuhr es einmal in der Begeisterung: »Du bist mein gutes, tüchtiges Muttele, das sogar Bücher druckt.«.

In meinen freien Stunden arbeitete ich unentwegt weiter. Aber ich widmete mich auch viel

den Kindern, war doch jetzt die Zeit gekommen, wo man ihnen auch geistig viel geben konnte. Ich erzählte ihnen Märchen und las ihnen vor; an einem Weihnachtsfest bekamen sie ein Puppentheater, da wurde ich Theaterdichter und Direktor in einer Person. Lotte fertigte die Puppen, und ich dichtete. Einmal schenkte ich den Kindern ein Weihnachtsmärchen, »Waldzauber«. Ich glaube, daß keine meiner Arbeiten je so viel Freude gemacht hat wie diese kleine anspruchslose Märchendichtung. Wir führten das Stück nicht nur auf dem Puppentheater auf; auf allgemeinen Wunsch übte ich es auch mit den Kindern selbst ein. Sogar unser kleiner Bub durfte als Zwerg mitwirken; die Kinderstube wurde von den eifrigen kleinen Schauspielern in einen Wald verwandelt, und die Kinder betraten mit Begeisterung die Bretter, die die Welt bedeuten.

Aber auch damals entsagte ich der wissenschaftlichen Arbeit nicht völlig; es fanden sich jeden Tag einige ruhige Stunden. Ich schrieb für das bei Teubner erschienene Werk »Schaffen und Schauen« den Artikel »Des Menschen Seele« und für »Natur und Geisteswelt« die »Grundzüge der Ethik, mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Probleme«. Besonders in diesem Buche legte ich meine eigensten Gedanken nieder, viel aber auch von dem, was ich auf gemeinsamen Wanderungen mit meinem Gatten besprochen hatte. Im übrigen aber hatte Erdmann seine Schüler immer wieder auf einen englischen Denker hingewiesen, der jetzt, wo ich ihn wirklich kenne, zwar nicht überall meine Zustimmung, aber doch meine begeisterte Sympathie besitzt: John Stuart Mill. Und von systematischen Problemen interessierte mich schon seit Jahren das Ich-Problem, die Frage: Was sind innerhalb der wechselnden Bewußtseinszustände wir selbst? Dieses Problem, das mich heute noch beschäftigt und das gewiß nicht zu den leichtesten im Gebiet der Philosophie gehört, wollte ich zuerst einmal historisch untersuchen. Ich schrieb darum für das Psychologische Archiv den Aufsatz »Das Außenwelts- und das Ich-Problem bei John Stuart Mill«. Im Frühjahr 1914 widmete ich wieder sehr viel Zeit dem Theaterspiel und einem großen Fest, das wir im Hause den Kindern gaben. Es war, als hätten wir geahnt, daß wir unsern rheinischen Karneval zum letztenmal mit leichtem Herzen feiern könnten. Bald wurde der sonnige Himmel grau; es kam der Krieg, der für uns Rheinländer, so nahe an der Front, von Anfang an schwerste Bedeutung hatte. Damals habe auch ich zum erstenmal meiner teuren Wissenschaft die Treue gebrochen, ich übernahm viel Kriegsarbeit, die mich aus dem Hause führte. Und dabei sind wohl auch die Kinder nicht immer zu ihrem Recht gekommen. Nur die Sonntage gehörten nach wie vor ihnen. Wir machten mit ihnen und ihren Freunden fast jeden Sonntag Rucksackwanderungen und genossen dankbar das Glück, an den Ufern des deutschen Stromes zu gehen, ohne daß ein feindlicher Fuß den teuren Boden berührt hätte. Im übrigen gab ich damals auch Stunden: einem kleinen Quintaner, dessen Vater im Felde war, half ich im Latein freundschaftlich nach, und mit Lotti und ihren humanistischen Freundinnen las ich Homer und einige platonische Dialoge. Wohl erfaßte mich dabei zuweilen die Sehnsucht nach der Muße, die mir Zeit zum Arbeiten lassen würde; aber ich fand den Antrieb nicht, wieder anzufangen. Er mußte von außen kommen.

Im Januar 1916 lasen mein Mann und ich das Preisausschreiben der Preußischen Akademie der Wissenschaften: es wurde eine Geschichte des philosophischen Kausalproblems von Hobbes und Descartes bis zur Gegenwart gewünscht. Das war das Problem, das mich immer am meisten beschäftigt und dem ich schon mancherlei Vorstudien gewidmet hatte. Auf das ermunternde Zureden meines Gatten gab ich die Kriegsarbeit auf und wagte mich an die Aufgabe. Die Kinder freuten sich, daß ich wieder dem Hause und meiner eigentlichen Arbeit zurückgegeben war. Aber diese Arbeit war in der leidigen Hungerzeit, wo ich sehr viel und zumeist vergebens in der Stadt und in den Geschäften umherlaufen mußte, keine Kleinigkeit. Doch mein brennendes Interesse für die Sache und die Teilnahme, die mein Mann, und in ihrer Weise auch die Kinder, der Arbeit entgegenbrachten, halfen mir die Hemmungen überwinden. Das Interesse meines Mannes förderte mich auch sachlich sehr. Im Winter, wo die Beleuchtungsverhältnisse schwierig waren, saß ich mit meiner Arbeit in der Kinderstube, an demselben Tisch, wo unsre Lotte zum Abitur und Heinz für die Versetzung nach Sekunda schafften. Dann kamen einige Tage, wo ich Mutterschaft und geistige Arbeit ganz augenfällig verbinden durfte. Unsre Lotte wurde als Humanistin zum Abitur an das Gymnasium in Brühl geschickt. Ich war mit ihr dort und ging nachmittags mit ihr spazieren oder wiederholte noch mit ihr. Morgens aber, wenn ich sie zum Gymnasium begleitet hatte und sie in der Klausur schwitzte, saß ich im Hotel bei Stuart Mills Logik, die ich für die Preisarbeit genau durchstudieren mußte. Das Kind bestand das Examen zu unsrer großen Freude und studierte zuerst in Bonn. In der freien Zeit diktierte ich ihr aus dem Manuskript die Preisarbeit, und solange ich diktierte, stopfte ich unentwegt Strümpfe.

Ich will hier schweigen von den schweren Erlebnissen, die der Zusammenbruch, der deutsche Rückzug und der Einzug der Feinde für uns am Rhein bedeuteten. Vielen Jungen im Alter unsers Heinz ist die völlige Lockerung der sittlichen Begriffe, die diese Auflösung mit sich brachte, zur Versuchung geworden. Aber wir hatten

gottlob die Seele unsers Kindes fest in Händen; der Einfluß des Hauses überwog die zersetzenden Motive aus der Umwelt. Ich möchte jedoch diese Tatsache den Eltern nicht als Verdienst anrechnen, sie ist eine Gnade, für die man nicht dankbar genug sein kann.

Vor der feindlichen Besetzung sandten wir meine Preisarbeit an die Akademie, wo sie Ende des Jahres unter einem Kennwort einzutreffen hatte. Und ich erfuhr das große Glück, den Preis zu erhalten. Das Erstaunen war wohl nicht gering, als in feierlicher Sitzung der Brief geöffnet wurde und sich als Verfasser des preisgekrönten Werkes eine Frau ergab.

Aber die Arbeit ließ mich noch nicht los; die Akademie sprach den Wunsch aus, daß vor der Drucklegung noch bestimmte Teile der Philosophiegeschichte behandelt werden möchten. Ich machte mich mit Freuden an die Arbeit und erhielt das »Imprimatur« der Akademie. Aber danach erlebte ich alle die Schwierigkeiten, die das Verlegen eines wissenschaftlichen Werkes in der Inflationszeit mit sich brachte. Doch schließlich konnte das Schmerzenskind im Verlag von Felix Meiner erscheinen.

Aber in der Zeit, wo es mich noch beschäftigte, hatte unser Heinz mir Anlaß zu ganz anders gearteter Tätigkeit geboten. Er kehrte — ein begeisterter Wandervogel — einst von einer Fahrt zurück, erfüllt von Gedanken der Auflehnung gegen die elterliche Autorität. Es ergab sich, daß er sie aus Wyneckens Schriften bezogen hatte. Ich las diese und fühlte das Bedürfnis, mich an sichtbarer Stelle damit auseinanderzusetzen. Nicht dem Leiter von Wickersdorf galt meine Polemik, sondern den herabziehenden Urteilen über das Elternhaus, die sich in seinen Schriften finden. Zum Größten, was das Leben mir gewährt, gehört die Tatsache, daß ich zu meinen erwachsenen Kindern in freundschaftlicher Beziehung stehe. Konnte ich da Gedankengänge unwidersprochen lassen, nach denen die Eltern nur egoistischer Motive fähig sind, wo ihnen jede Fähigkeit, ja das Recht zur Erziehung abgesprochen wird? Ich brachte meine Kritik in die Kölnische Zeitung. Dr. Wynecken erwiderte, und ich hatte ein Schlußwort in der Zeitung. Später habe ich in der »Frau« noch einmal das Thema »Die moderne Jugendbewegung als pädagogisches Problem« behandelt. Zu dieser Arbeit hatte also die Mutterschaft und meine Auffassung von dem Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern den Anstoß gegeben. Auch meine »Grundzüge der Ethik« und selbst mein Buch vom Willen zeugen von dieser meiner Einstellung.

Inzwischen waren unsre Kinder herangewachsen, aber sie waren meist im Hause oder kehrten doch nach auswärtigen Semestern immer wieder mit Freude in die Heimat zurück. Ich hatte jetzt viel Muße zur Arbeit, und ich benutzte sie, um an John Stuart Mills Gedankengängen die Frage nach der Gültigkeit des Empirismus zu untersuchen. Das daraus entstandene Buch wurde durch gütige Unterstützung der Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft gedruckt.

Aber bald darauf traf uns am Rhein eine neue Störung des Lebens, die besonders den Hausfrauen Schweres auferlegte: der Ruhrkrieg. Die wirtschaftlichen Verhältnisse zwangen damals auch mich, jeden Vormittag in der Stadt den Kampf um die nötigsten Lebensmittel aufzunehmen. Aber der Nachmittag ließ mir stets einige ruhige Stunden. Ich hatte in jener Zeit eine erfreuliche Aufgabe zu lösen. Unser derzeitiger Anglist, Professor Dibelius, hatte mich aufgefordert, für sein Handbuch der angloamerikanischen Kultur das Bändchen »Die englische Philosophie, ihr Wesen und ihre Entwicklung« zu schreiben. Die englischen Denker fördern ja im allgemeinen die philosophischen Probleme sehr, freilich mehr durch scharfsinnige Kritik als durch positive Leistungen; aber sie verlieren sich niemals, wie manche unsrer deutschen Denker, in welt- und lebensfremde Spekulationen. Dennoch ist es ihnen anscheinend nicht gegeben, die letzten Tiefen der philosophischen Probleme auszuschöpfen. Diese Grundgedanken auszuführen und quellenmäßig zu belegen, war die Aufgabe, der ich mich gern unterzog.

Noch bevor das Buch erschien, erlebten wir die Freude, daß die philosophische Fakultät der Universität Köln mir den Ehrendoktor verlieh. Sie begründete die Promotion sehr gütig mit dem Gedanken, daß ich durch meine Arbeiten »die philosophische Forschung der Gegenwart in hohem Maße gefördert habe«.

Jetzt sind unsre Kinder erwachsen, wenn auch Gott sei Dank noch im Hause. Immerhin werden meine Arbeiten, die ich, von schwerer Krankheit genesen, noch auszuführen hoffe, nicht mehr im Zeichen so entgegengesetzter Pflichten stehen.

Ich habe zu zeigen versucht, daß zum Gelingen einer solchen Vereinigung vielerlei, fast möchte ich sagen, Glücksumstände zusammenkommen müssen. Die wesentlichsten Momente aber müssen doch in der Frau selbst liegen. Die intellektuellen Faktoren verstehen sich von selbst; aber auch bestimmter gefühlsmäßiger Einstellungen bedarf es. Auch hier ist »die Liebe die größeste unter ihnen«. Unüberwindliche Liebe muß man zu seiner Wissenschaft haben, um ihr auch unter starken Hemmungen treu zu bleiben. Vor allem aber muß die Mutter, die neben ihren natürlichen Pflichten der Wissenschaft dienen will, ihre Kinder mit selbstlos hingebender Liebe umfassen. Nur wenn diese Voraussetzung erfüllt ist, werden die Kinder nicht zu kurz kommen.

Hans Sachsens Handwerk

Eine Erzählung von Ella Luise Rauch

Ich bitte euch nur, sagt frei heraus, wie ihr's meint — ich rede euch nicht entgegen. Ich bin gar nicht dazu aufgelegt, zu streiten, aber meine Überzeugung ist's eben, daß das Handwerk großen Einfluß hatte.«

»Harro, nicht doch, es ist rein nur Zufall. Wir alle bekennen uns doch zu der Theorie — unnötig fast, das zu erwähnen —, daß der Geist sich den Körper baut. Wie sollten wir zugeben, daß ein Handwerk bestimmend auf den Geist gewirkt hätte!«

»Mitbestimmend, sage ich. Es ist nicht Zufall, daß Jakob Böhme ein Schuster war, nicht Zufall, daß Hans Sachs es war. Diese besonders tiefe Innigkeit bei beiden, diese starke Herzenswärme, die sich in ihren Werken, so verschieden sie voneinander sind, äußert, hat entweder sie von vornherein gerade zu diesem Handwerk getrieben, oder aber sie wären ohne das Handwerk nicht zu dem Grade ihrer Innerlichkeit gekommen. Auch bei einem Heutigen, bei Jakob Schaffner — obwohl er nur zeitweise ein Schuster war —, ist diese Herzenswärme zu finden. Da sind doch Zusammenhänge. Wie könnt ihr das leugnen! Wie kann man da von Zufall reden!«

»Nun, Zufall oder nicht — was aus unsern beiden, aus Böhme und Sachs geworden wäre ohne die Schusterei, läßt sich nicht ergründen. Harro, du willst nun aber mal mit sonderbarer Hartnäckigkeit einen Heiligenschein um die Schusterei gewoben sehen. Warum machst du eigentlich in deinen Mußestunden nicht selber Schuhe? Da würden wir ja sehen, wohin es dich noch führt, dein Handwerk — die geforderte philosophische Veranlagung ist ja da.«

Lachend und willens, ihn zu reizen, umringten die jungen Männer ihren Freund. Unmutig über ihre Ablenkung, wollte er sich ihnen entziehen, wandte sich und ließ seine Blicke auf Elisabeth Bernkastel ruhen, die in lichter Blondheit in dem Sonnenstrahl saß, der schräg durch ein Fenster in den großen Raum fiel. Sein Gefühl trieb ihn, sie mit raschem Wort in das Gespräch zu ziehen, denn er glaubte gewiß, daß sie ihn restlos verstände; da rief der kecke Maler Fellheim lustig in die eingetretene Pause: »Die ersten Schuhe muß er für unser Madönnlein machen.«

Harro wurde dunkelrot, ein heißer Blick schoß über den Sprecher hin — da hatte das Mädchen sich erhoben. »Ihr erlaubt wohl, daß ich auch eine Meinung habe und sie äußere,« sagte sie ruhig und setzte sich an den Tisch in die Mitte des Zimmers, wodurch sie nun selbst der Mittelpunkt des ganzen Raumes wurde.

Lebhaft auffordernd umringte das Trüpplein sie. »Madönnlein will reden, seid still anietzt!« kommandierte einer, und da waren sie still.

Elisabeth Bernkastel hatte eigentlich nichts an sich, was ihren Spitznamen rechtfertigte. Sie war ein schlankes, großes Mädchen, dessen Gliedern man turnerische Gewandtheit anmerkte, die aber von der natürlichen Anmut nichts zerstört hatte. Ihr klares, gerades Gesicht mit der klugen Stirn überleuchtete zuweilen ein Lächeln, das es sehr lieblich machte; das Schönste an ihr aber waren die Augen. Und vielleicht weil die wilden jungen Kameraden ihres Kreises den sternenhaften Glanz dieser blaugrauen Augen so stark empfanden, hatten sie ihr den Namen gegeben.

Nun sprach sie mit dem Willen, zu vermitteln, zu vertiefen. »Harro, Sie haben sich, meine ich, eben nicht präzise genug ausgedrückt,« begann sie und schaute ihn mit still beruhigendem Blick aus den schönen Augen an. »Sie waren auch, wie mir schien, nicht recht bei der Sache. Ich aber habe, als ihr so strittet, nebenbei einen bestimmten Gedanken verfolgt, von dem ich jetzt glaube, er könnte das Thema auch beleuchten. Soll ich sprechen? Wollt ihr hören?«

Sie waren schon ungeduldig, daß sie noch fragte. Natürlich sollte sie ihn aussprechen! Sie blickten sie außerdem alle miteinander viel zu gern an, wenn sie redete, aber manchmal mitten im Gespräch nachdenklich abbrach und ermuntert werden mußte.

»Also denn — ich dachte daran, daß kein Gegenstand, den der Mensch braucht, so ausgeprägt seine Eigenart annimmt wie der Schuh. Und wenn nun einer, der von Natur tiefbesinnlich veranlagt ist oder gar geniale Begabung mitbringt, dazu kommt, die Schuhe vieler Menschen in die Hand nehmen zu müssen, so wird er wohl notwendig darauf gebracht werden, aus den Zeichen, die er an den Schuhen sieht, auf die Schicksale ihrer Träger zu schließen. Das ist einfach. Und wenn er seine Schlüsse bestätigt findet, so wird er, wenn er ein Böhme oder Sachs ist, nun nicht ein Deutungssystem aufbauen, wie etwa die Graphologen mit der Handschrift, sondern er wird dahin kommen, nach der Wurzel der vielen Zeichen zu forschen, und wird einerseits vielleicht enden bei dem Warum des Welträtsels, anderseits kann er ja auch zu dem weisen Humor Hans Sachsens kommen: Schon gut, schon gut — ich weiß gar wohl, warum euch alle der Schuh drückt. Und er möchte auch kluge Gedanken haben über die Abhilfe all der vielen menschlichen Gebrechen und Fehler. Insofern hat doch Harro recht, wenigstens soweit es Sachs angeht, wenn er sagt, es läge am Handwerk. Am Schusterhandwerk nämlich. Denn tatsächlich muß der philosophisch veranlagte Schuster aus den Gründen, die ich streifte, zu einer Einstellung zum Leben kommen können wie kein andrer Handwerker sonst, auch bei ähnlicher Veranlagung nicht. Meint ihr nicht?«

»Also wieder mal das kluge Mädchen!«

»Recht hat sie.«

»Elisabeth, heuer machen wir Sie zum Professor.«

»Das Maderl, das kriegt's heraus, wahrhaftig —«

»Elisabeth — klipp und klar —, ist der Hans Sachs durch seine Schuhmacherei der bedeutende Mensch geworden oder nicht?«

So flogen die Rufe ihr an den Kopf. Sie hielt sich lachend die Ohren zu. Aber sie zogen ihr die Hände herab und wiederholten einstimmig die letzte Frage. Alle die jungen Köpfe drängten sich ihr zu, und sie schaute lachend und gewappnet in die blitzenden Augen.

»Ich glaube,« sagte sie entschieden, »wenn sein Vater ihn zum Bäcker oder Gerber gemacht hätte, dann wäre Hans Sachs trotz der Meistersingerschaft nicht der geworden, den wir lieben.«

»Juchhe!« schrie der Maler Fellheim. »Harro, sie hat dir recht gegeben. Fein herum hat sie's gedreht — die Eva.«

»Läßt du sie denn für Menschen unsrer Zeit auch gelten, deine Theorie, Elisabeth?« fragte ihr junger blonder Vetter.

Harro verhielt sich stumm. Er hatte die ganze Zeit abseits gestanden, aber das Mädchen nicht aus den Augen gelassen. Nun sangen seine Augen ihr eine Hymne. Aber sie gewahrte es nicht.

»Für Menschen unsrer Zeit?« Gedankenvoll wiederholte sie die Frage. »Soll ich euch das erzählen? Eigentlich gehört es ja hierher.«

»Erzählen, Elisabeth, erzählen! Auf jeden Fall gehört es nun dazu.«

»Ich muß aber dann etwas ausholen. Wir haben vorhin ins Mittelalter rückgeschaut, wir haben von Wolfram gesprochen und den andern Sängern. Von den Malern. Und weil ich ja ein Mädchen bin, so hab' ich daran gedacht, wie wunderreich die Liebe jener Männer zu den Frauen war. Welch eine Tiefe sie barg und wie von Andacht sie getragen war. Eine junge Mutter konnte bei ihnen zur Himmelskönigin werden, und in einem jungen Mädchen beteten sie schon die werdende Königin an. Und wo man die Religiosität ausgeschaltet sieht, da bleibt ihnen immer noch die Geliebte das wert, daß sie um ihretwillen eine Tat begehen wollen, die Auszeichnung bringen muß, und wenn sie auch nicht mehr dafür erhalten als ein Röslein oder ein Seidentüchlein. Und man weiß nicht einmal, ob die angebeteten Holden auch wirklich hold und liebreich waren. Aber der Kult war schön, den man ihnen geweiht hat.«

Hier mußte sie ein Ermunterungsstößlein bekommen, und zwar nahm der Maler sich das Recht. Freundlich schaute sie ihn an.

»Madönnlein,« betete er beziehungsreich. Doch sie schüttelte den Kopf.

»Davon sind wir Heutigen nun so weit, so himmelweit entfernt. Wir sollen euch Kameradinnen sein, und wir sind es. Ihr könnt auf uns bauen, wir halten Schritt. Aber die Schönheit, die da einmal war, die ist nicht mehr. Still, sagt nichts! Als Suse Lindner sich verlobt hatte, erzählte sie mir, wie es zugegangen sei. Ja, wie ein Sozius zum andern hatten sie gesprochen, und alles war geregelt. Geregelt! Und als Fritz Manders um die Trude warb, da war ich selbst dabei zugegen. Das störte sie nicht im geringsten. Sie waren sich einig, daß ihre Anschauungen über Welt und Leben sich ergänzten, daß sie einander Sympathie entgegenbrachten und sich beide in allen Stücken völlig achteten. Und also wollten sie es wagen. Ich denke ja nun auch, daß so — dies alles — wohl zu einem Ehebund genügt, aber ich finde es doch zum Sterben nüchtern. Wahrscheinlich werden aber viele von euch so zu ihren Mädchen sprechen, so — so zeitgemäß. Vorhin denn, besonders als wir von den Sängern sprachen, bekam ich einen schrecklichen Neid. Ich dachte da, ich würde alles darangeben: die Ellbogenfreiheit, das Wahlrecht, das gleiche Recht, alle diese Rechte, die unsre Mütter für uns erkämpft haben, wie sie sagen und worauf sie stolz sind — wenn ich nur einmal auch so zu einem Stern erhoben würde, wie es die Männer jener Zeit mit ihren Frauen taten. Sagt nicht, daß ich das gar nicht aushalten würde, denn nun kommt das, was ich eigentlich erzählen wollte.«

Es wäre ein Genuß gewesen, die Gesichter der jungen Männer zu beobachten, während das Mädchen sprach. Aber niemand tat es. Auch Harro nicht. Er stand immer noch abseits; erst bei ihren letzten Worten trat er näher und sah sehr beunruhigt aus.

Versonnen sprach sie weiter: »Nach einer genußreichen Wanderung durch den Thüringer Wald schlenderte ich einmal durch Jenas ehrwürdige Gassen und konnte mir im Schauen der steinernen Herrlichkeiten nicht genugtun. Plötzlich beim Johannistor fühle ich, wie mir der Schuh lose und weit wird — seine Schnalle war abgerissen. Was war zu tun? Ich spähte herum und schleifte den Schuh mühsam noch einige krumme Gäßchen lang, bis ich ein Schuhmacherschild entdeckte. Durch ein düsteres Tor trat ich in eine helle Werkstatt. Ein Geselle und ein Lehrbub hämmerten, der Meister kam mir entgegen. Es war nichts Besonderes in dem neuzeitlich eingerichteten Raum zu entdecken. Ich brachte meine Not vor und schaute dabei in zwei fragende blaue, sehr milde Augen. Dann kniete der Mann und zog mir den Schuh aus, während ich stand. Er nahm ihn auf die Hand, betrachtete ihn von allen Seiten, befühlte ihn und sagte dann mit einem weichen, strahlenden, fast streichelnden Blick: ‚Das ist der Schuh eines Menschen, der gern draußen wandert, der bedachtsam alles Schöne sieht und im Herzen mitnimmt.'

Wie sehr und freudig ich über diese Worte erstaunt war, mögt ihr euch denken. Ich hab' ihn wohl groß angeschaut. Bevor ich aber dazu kam, zu fragen, wie er das dem Schuh ablesen könne, ging er in einen andern Raum, kam mit einer großen dunkelroten Decke zurück, breitete sie über Lehne und Sitz eines Stuhls, der durchaus reinlich und ansehnlich dort gestanden hatte, und sagte mit singendem Tonfall: ‚Mögen Sie in meinem Hause sich nicht setzen? Ich bitte herzlich!'

Gebärde, Wort und Klang waren mir so wundersam, daß sie mich befangen machten. Aber der Meister ließ mir nicht Zeit. Er fragte, was ich von Jena schon gesehen, und riet mir, was ich noch sehen müsse. Er kannte jeden alten Torbogen, jeden seltsamen Winkel. Er sprach auch von den Bergen, und seine Augen glänzten dabei. Er beschwor mich, unbedingt in den Turm der Universität zu steigen, durch seine vier Türen nach den vier Richtungen hinauszuschauen, um viermal ein herrliches Stadtbild vor den Bergkulissen zu genießen. Und dann oben auf dem Bismarckturm zu stehen und nun die Weite des Himmels einzutrinken über diesen Bergen und dieser Stadt. Dann aber noch einmal zu ihm zu kommen, um ihm zu sagen, was ich gesehen, was ich gefühlt habe. ‚Ein Lied kann das sein. Denn so schön wie das alte Jena, so schön liegt nimmer wieder eine Stadt im deutschen Land', begeisterte er sich. Darauf kniete er und zog mir den Schuh wieder an, hielt meinen Fuß mit so viel Sorgfalt, als sei er wohl eine Kostbarkeit. ‚Glückliche Füße!' flüsterte er und strich darüber hin. Augenblicks erkannte ich im Fluge alle Bilder der schönen Erde wieder, die meine Augen je gesehen hatten. ‚Es sind glückliche Füße,' sagte ich dankbar. ‚Ich weiß das,' antwortete er und begleitete mich bis an die Haustür.«

Nun machte sie wieder eine ihrer Pausen. Aller Augen hingen an ihr, fragend, glänzend, zärtlich. Aber Harro stieß rasch heraus: »Und sind Sie wieder hingegangen, Elisabeth?«

»Natürlich,« nickte sie. »Was ich geschaut von den Türmen, das brachte ich ihm wie einen Blumenstrauß, den man einem guten Menschen zur Freude schenkt. Sein Dank waren ein paar abgebrochene Sätze, die mich sehr gerührt haben und die ich für mich behalten muß. — Hernach sind mir seine Worte und der Ton unsrer ersten Unterredung immer durch den Sinn gegangen. Seine Gebärde des Hinkniens, die Bedeutung — ich sann und sann, und schließlich wußte ich: in diesem Schuster lebt das Gefühl, aus welchem heraus das Mittelalter die Frau verehrte. Und die Worte, mit denen er mir den Stuhl geboten hatte, die formten sich mir nun um. ‚Fraue mein, mögt Ihr mein Haus nicht ehren und Euch setzen?' so hörte ich sie. Sie umhüllten mich mit einem köstlichen Gefühl von Wärme wie ein Mantel, den ich noch heute trage. — Um — ja, um nun wieder auf euren Streit zu kommen: ich glaube, daß dieser Mann nicht hätte so denken und sprechen können, wäre er nicht — ein Schuster gewesen.«

Wie sie da aufsprangen und sie umdrängten! »Elisabeth — den Schuster in Ehren —, aber es lag an Ihnen, nur an Ihnen, zu andern hätte er so nicht gesprochen.«

Sie schüttelte den Kopf, lächelte mit Sternenaugen. »Es lag am Handwerk —«

Da kniete der erregte, von seiner Liebe gänzlich überwältigte Harro plötzlich vor ihr. »Elisabeth, es ist mir gleich wie dem Fritz Manders mit der Trube, ob sie's hören. Sie wissen es auch längst. Alle wissen es, nur du nicht. Wenn du aber nicht glauben willst, daß ich dich liebe, so — so unzeitgemäß —, dann laß es mich beweisen. Ich will lernen, dir ein Paar Schuhe zu machen. Es ist ein schweres Stück für mich, aber du sollst einsehen: die Opferbereitschaft, die aus der Verehrung geboren wird, wie du es lobtest an den Männern des Mittelalters, die lebt auch in unsrer Zeit noch, und nicht nur im Schuster.« Er umfing die Sitzende und legte seinen Kopf auf ihre Knie.

Elisabeth war dunkelrot geworden und so verlegen, ganz wie ein Mädchen aus alter, sittsamer Zeit. Scheu blickte sie in die Gesichter der jungen Freunde. Daß er ein Geheimnis so jäh hier enthüllte, dessen Dasein sie wohl geahnt, aber nicht gewußt hatte! Daß er nicht ermaß, in welchen Zustand sie dies vor den Augen der andern stürzen mußte! Aber dennoch verstand sie ihn, verstand ihn sogleich.

Sie versuchte, in den Blicken der Kameraden zu lesen. Da war nirgends ein Spott, nein, wahrlich nicht — da war so viel Glauben, so viel junge Ehrfurcht, die doch uralt war, da lebte ja auch das Mittelalter noch — sie verbarg ihre Rührung unter der Schelmerei: »Mache mir keine Schuhe, Harro! Jakob Böhme war berühmt und Hans Sachs noch mehr. Aber ob ihre Schusterarbeit gut war, davon erzählt ja eigentlich keiner. Mache mir keine Schuhe — sie würden mich drücken.«

Da lachte jauchzend der Kreis, und der Jüngste schrie vorwitzig: »Und wie wird's mit seiner Berühmtheit alsdann?«

Das Mädchen nahm den dunklen Kopf des Liebsten und drückte ihn an ihre Brust. »Ich hab' ihn lieb, so wie er ist,« gab sie allen Antwort und hielt den flammenden Kopf in seiner Lage fest.

Da drängten sie herzu und wünschten den beiden Glühenden aus offenem Herzen alles Glück alter und neuer Zeit, und bloß der Maler äußerte ein Bedenken: »Wenn ich wo ein Maderl zur Eh' nehmen sollt', hernach würd' ich fleißig den Schuster anschaun, zu dem's geht.«

Justiz

Von Otto von Leitgeb

Das Gefecht ist vorüber. Das Dorf, zweimal verloren, wird von den Unsern wieder besetzt. Aber das siegreiche Bataillon ist furchtbar gelichtet. Es war dem Befehl gehorsam: Der Ort ist zu halten, um jeden Preis!

Der Oberst, der dort, mit den grauen Bartstoppeln im Gesicht, hager, todmüde, doch aufrecht wie eine Lanze, findet kein Dankgebet in seinem Kopfe, während die Braven vorübermaschieren. Sein faltiges Gesicht zuckt bewegt, wie er so in ihre dünnen Reihen schaut —

Um das gottvermaledeite Wanzennest! flucht er in sich hinein. Vertilgen, ohne Wahl ausmerzen sollte man das Hundegelichter! Zweimal haben sie uns verraten! Bestien! Kanaillen! Heimzahlen —!

Und jedesmal, wenn drüben, gar nicht weit, die gewisse scharfe Salve von sechs Schüssen durch die Luft reißt, die ein Strafgericht vollbringt, ballt sich seine harte Hand fester um den Säbelknauf, und seine Augen blitzen auf in wilder Genugtuung ...

Hinter der zerschossenen kleinen Kirche steht noch ein Rest der weißlichen Gartenmauer da, daran stößt ein Fleck Erde, der einmal eine Wiese gewesen sein möchte. An die Mauer drückt sich eine lange, schwarze Gestalt. Ein alter, dürrer Mann mit wallendem, gelbrotem Barte, graue Locken die Schläfen herab. Den schwarzen Hut hat er auf dem Kopfe behalten, als ob er noch einmal im Tempel stünde. In dem fahlen Gesicht flammen, tief aus den Höhlen, große graue Augen, glitzernd vor Spannung, Angst, Fieber. Der schlaffe Mund steht keuchend offen; ein paarmal leckt der Alte an seinen vertrockneten Lippen. Sein Herz schlägt zum Zerspringen. Plötzlich, jetzt erst, sieht er das Ende bestimmt vor sich.

Zehn Schritt von ihm entfernt stehen die Soldaten, rechts der Leutnant, den gezückten Säbel in der Hand —

Vielleicht dauert dies Leben nur noch eine einzige Minute —? —! — Man hat früher ein kurzes Verhör mit ihm vorgenommen. Er weiß nicht mehr, was er dabei gesagt hat. Er hat auch selbst sein Herz befragt um Ja oder Nein in der Schuld. Er weiß nicht mehr, was sein eignes Herz geantwortet hat. Alles stürzt durcheinander. Was geschehen ist, ist geschehen —

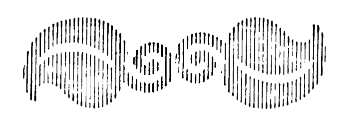
Aber jetzt, in diesem letzten Augenblick des Daseins, mit der letzten Woge, die sein Leben ans Ufer dieser Erde sendet, fällt ihm das einzige ein, das ihn ja mit der ganzen Menschheit verbindet — Er hat sein Leben lang ein Geheimnis mit sich geschleppt; es darf kein Geheimnis bleiben! Er muß etwas mit seinem Gott ins reine bringen — es ist das einzige, das von ihm zurückbleibt — das ihn doch noch mit dem Leben verbinden wird —! Da hebt er plötzlich beide Arme wie beschwörend hoch in die Luft, sein Gesicht verzerrt sich, er schreit, so laut er vermag: »Ich bitte untertänig! — Mein Name war Chajm Muschel Schausmann, wie er steht in dem Notizbuch, das Sie mir haben abgenommen ... Ich bitte untertänig, vergessen Sie nicht, notieren Sie! Es ist da eine Frau — sie hat drei kleine, unschuldige Kinder ... Ich bitte kniefällig, notieren Sie! — Sie heißt Arfa Feige Mislitz ... Niemand hat es gewußt — aber diese Frau ist meine Tochter! Mein einziges Kind!«

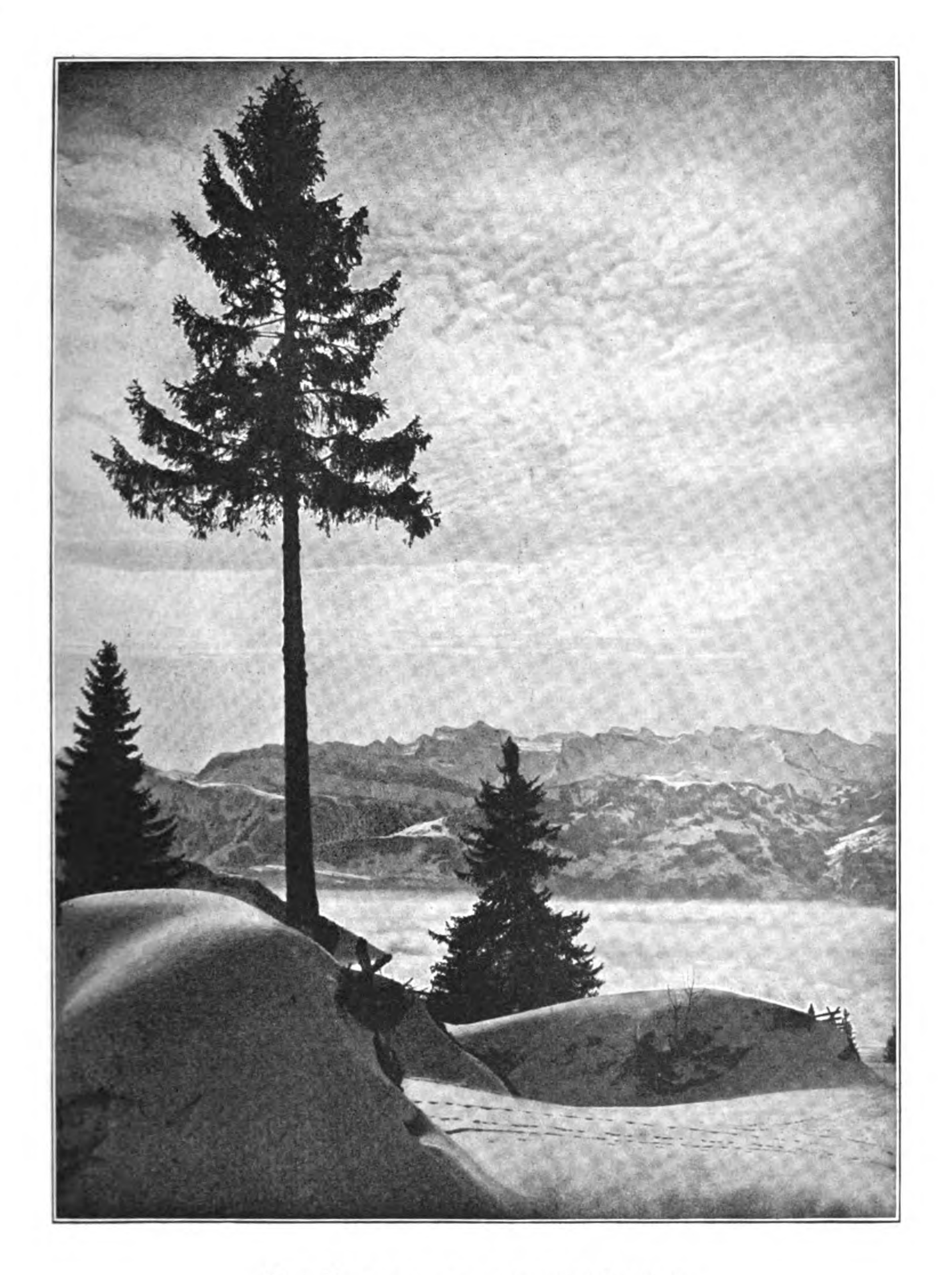
Der Offizier zögert einen Augenblick. Ein Blitz zertretenen Gefühls durchzuckt sein Herz: Seltsam! Auch aus der ärgsten Kanaillenseele steigt ein Schimmer von Menschlichkeit auf, wenn es wirklich an das Sterben geht.

Der Alte schreit wie von Sinnen: »Und drüben, in Hodowice, die Arfa Lammer, die war ihre Mutter! — Sie war schlecht — sie hat sich verloren — Gott weiß, wo sie mag herumirren ... Aber ich habe sie einmal geliebt ... über alles! ... Ich bitte ...«

Der Offizier hebt den Säbel. Die Salve kracht.

Der Alte stürzt nach vorn, lang ausgestreckt, auf die Erde hin. Sein Hut kollert über den schmutzigen Rasen weg.

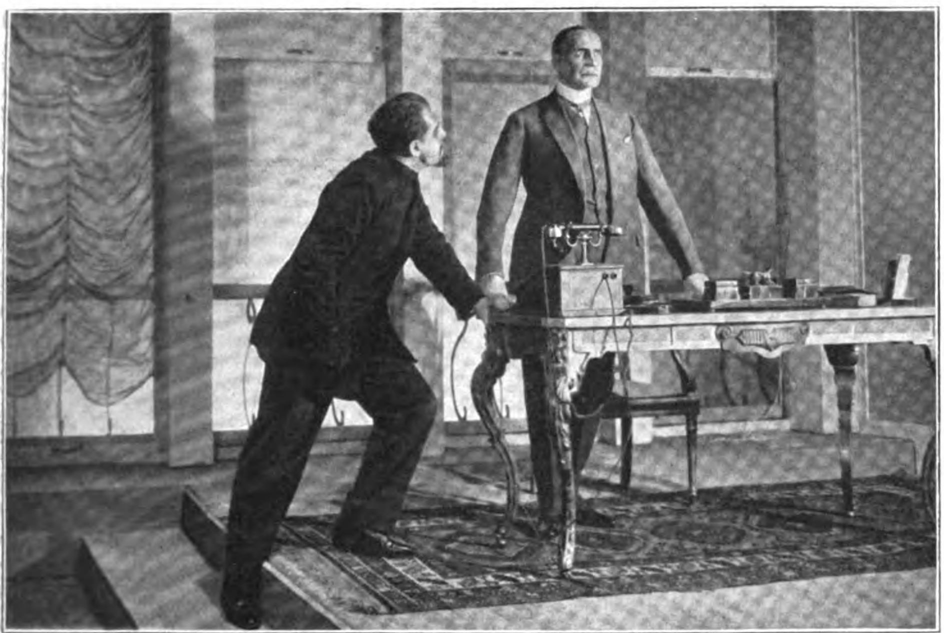




Rigi-Panorama gegen den Uri-Rotstock

Nach einer Aufnahme von Aug. Rupp in Berlin





Aufn. August Scherl, Berlin

Szene aus dem Schauspiel »Der Diktator« von Jules Romains im Lessingtheater
(Albert Bassermann als Denis, Walter Franck als Fereol)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Jules Romains: Der Diktator — Bernhard Shaw: Haus Herzenstod — E. A. Rutra: Herr Titan trägt Zinsen — Oh! U. S. A. — Julius Berstl: Dover-Calais — Paul Kornfeld: Kilian oder die gelbe Rose — Fritz Friedmann-Frederichs: Müllers — Leo Walther Stein: Modellhaus Crevette — Tristan Bernard: Die Perle — André Picard: Kiki — Nozières: Der Mann der Aline Léger — Georges de Porto-Riche: Germaine

Ist es Zufall oder zeigt es eine Geschmackswende an, daß drei Dramen, die einzig ernsthaften und einigermaßen gewichtigen Berliner Aufführungen der Januarwochen, ihre Fühlfäden ins Politische oder doch Zeitkritische ausstrecken? Sie kommen aus drei verschiedenen Ländern und Kulturen, und deshalb scheint es fast, als seien sie von einem geistigen Klima hervorgerufen, das Weltgeltung — oder sagen wir, da uns der egozentrische Hochmut von gestern doch nicht mehr recht kleidet, bescheidener und vorsichtiger: europäische Bedeutung hat.

Das weitaus wirksamste dieser Stücke, das fünfaktige Schauspiel »Der Diktator«, ist französisches Gewächs. Von seinem Verfasser Jules Romains (Louis Farigoule) wußten wir in Deutschland bisher wenig oder gar nichts, obgleich er nicht mehr zu den Jüngsten zählt (geb. 1885) und schon eine ganze Reihe von Dramen geschrieben hat. Aber ist das zu verwundern? Außer den Pariser Schwankfabrikanten bringen von französischen Dramatikern ja fast nur solche von pazifistischer Weltanschauung zu uns. Und Romains, ein in der Cevennenlandschaft von Velay geborener Südfranzose, huldigt eher einem heroisch-politischen Lebensprinzip, das sich — erst recht etwas Unerhörtes heutzutage — an den großen historischen Dramen unsers Schiller gebildet hat.

Seit er 1908 mit seinem Gedichtband »La vie unanime« hervortrat, heißt er der »Unanimist« und das von ihm in seinen Gedichten, Romanen und Dramen vertretene Lebensprinzip der »Unanimismus« — ein Begriff, für dessen Erklärung man sich auf den stark ausgeprägten Staatsgedanken besinnen muß, der das gesamte französische Schrifttum, besonders wieder seit 1870, durchzieht. Unanimismus: das ist die Lehre von der inneren Zusammengehörigkeit aller Geister der menschlichen Gemeinschaft, ist die Idee von der neuen Ordnung des Denkens und Fühlens, in die sich alle Individuen und Geistesrichtungen zu gegenseitigen Beziehungen einfügen sollen, ebenso wie alle Zweige der Technik und der Wissenschaft. Also ein lebenbejahendes Allgefühl, eine über die Dinge der Natur hinaus auf die künstlichen, wie Straßen, Häuser, Maschinen, ausgedehnte Beseelung des Unbeseelten, diese Einheit des gesamten Lebens. Kein Wunder, daß ein Dichter von so starkem Weltgefühl auf die Bahn des politischen oder besser des Dramas vom Staate gedrängt wurde. Doch hat

Romains alle seine Werke, auch das während des Krieges entstandene Gedicht »Europe«, von jeder politischen Tendenz, selbst von nationaler Leidenschaft frei zu halten gewußt.

Das gilt auch von dem »Diktator«, den jetzt das Lessingtheater in der Übersetzung von Hans Feist aufführt. Der Kampf, den hier der sozialistische Politiker Denis mit seiner Partei, seinem Genossen und Freunde, dem unentwegten Fereol, auskämpft, ist nichts andres als das Durchbringen zu dem Geist der Gemeinschaft, die Entdeckung seines eignen Gesetzes, der Weg zu sich selbst. Denis trägt das Bild der Gemeinschaft, der Verknüpfung aller Menschen und Dinge, in sich, und er kann nicht eher ruhen, als bis er ihm Ausdruck gegeben hat. In einem Augenblick äußerster Staatsnot vom König in die Regierung berufen — Ort der Handlung ist die nicht näher bezeichnete »Hauptstadt eines großen modernen Staates« —, wird er alsbald von den realen Notwendigkeiten positiven Handelns und Schaffens zu Entschlüssen und Taten getragen, die zwar wie Untreue gegen seine bisherige Überzeugung und Haltung aussehen, innerlich aber nur die konsequente Erfüllung seines ihm eingeborenen Gemeinschaftsbewußtseins sind. Zur persönlichen Tragik spitzt sich diese organische Entwicklung zu, als Denis, inzwischen zum Diktator ernannt, seinen radikalen Freund und ehemaligen Kampfgenossen, der zur Lösung der Krise den Generalstreik entfesseln will, kraft seiner eben erlangten Machtbefugnis auf der Stelle verhaften lassen muß. Denis weiß, daß er einen schweren Weg geht, und daß er ihn völlig einsam wird gehen müssen, ohne Stütze auch vom König, der bei all seiner geistreich-weltmännischen Ritterlichkeit doch nur eine dekorative Wetterfahne ist. Möglich, daß bei Denis in einem Winkel seines Wesens ein Funke persönlicher Eitelkeit glimmt, den die bezaubernde Königin nur anzublasen brauchte, um die Kavaliertugenden in dem Sozialisten zu wecken, im Kerne vollzieht sich hier doch nur die natürliche und unausweichliche Entwicklung, wie der Weg gemeinnütziger Arbeit sie vorschreibt, wobei es gleichgültig ist, ob der Handelnde zum Ziele gelangen wird oder nicht. Denn Ziel und Ausgang haben schon in ihm selbst ihren höchsten Zusammenschluß gefunden, und damit steht auch dieses Drama des französischen Schillerschülers unter dem Stern des Unanimismus. Ein Franzose bleibt Romains deshalb doch. Das verrät sich in der leichten Hand, mit der die Antithesen der Menschen und Dinge, des Milieus und der Situationen ausgespielt werden und die Wage des sittlichen Gleichgewichts zwischen den Freunden-Gegnern gehalten wird, mehr noch in den flimmernden erotischen und mondänen Lichtern, die wie scheinbar launische, in Wirklichkeit wohlberechnete Akzente auf die bewegte und doch eigentlich nur aus Dialogen bestehende Handlung gesetzt sind.

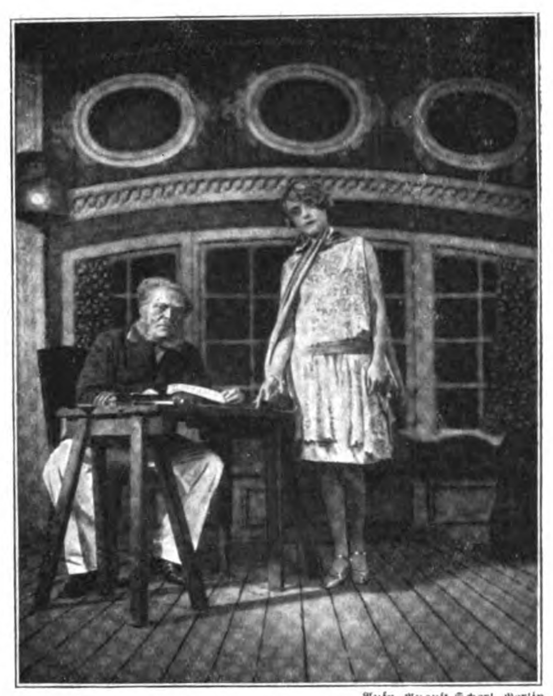
Es liegt nahe, bei diesem Stück an Mussolini zu denken. Doch wird versichert, daß Romains schon seit dem Jahre 1910 daran gearbeitet habe — was nicht zu hindern braucht, daß die Gestalt des Denis die letzte Rechtfertigung ihres gebieterischen, die Parteidoktrin abstreifenden Handelns erst von der Erscheinung des faszistischen Diktators empfangen hat. Albert Bassermann diese große, tragende Charakterrolle formen, meißeln, gestalten und mit einem staunenswerten Arbeitsernst bis in die letzte Falte durchfeilen zu sehen, war ein Labsal für Kopf und Herz und hoffentlich auch ein lehrreiches Meisterbeispiel für die jüngere Schauspielergeneration, die auch ohne rhetorischen Kieselstein im Munde noch lange nicht glauben darf, zum Demosthenes reif zu sein. Mit Bassermann, der keinen einzigen matten oder leeren Augenblick hatte, teilte sich in den schauspielerischen Erfolg des Abends Walter Franck, der düsterwuchtige Darsteller des unbeugsamen Fereol, während Kurt Götz dem König so viele Facetten anschliff, daß man der interessant angelegten Figur nur schwer ins Innere lugen konnte.

Politische Hintergründe mit zeit- und weltkritischen Ausblicken eröffnen sich auch in Bernard Shaws »Haus Herzenstod«, einer dreiaktigen Komödie, die schon vor dem Kriege begonnen, aber erst nach dem Kriege beendet wurde und sich in diesen Jahren mit dem ganzen bitteren Pessimismus einer Kulturkatastrophe vollgesogen hat (deutsch von Siegfr. Trebitsch bei S. Fischer in Berlin). Seinen Titel nimmt das Stück von dem Hause, in dem es spielt, dem Hause eines alten verschrobenen Sonderlings von Kapitän a. D., der mit seinen beiden Töchtern und sonstigen Verwandten um die Palme der Niederträchtigkeit und Unausstehlichkeit ringt, triefend von einem galligen unheilbaren Welt- und Menschenhaß. Begreiflich — denn dies Haus, in dem alles verquer geht, aus dem alle guten Geister vertrieben und alle herzlichen Gefühle ausgeräuchert sind, ist das Europa vor 1914, wie Shaws prophetischer Blick es gesehen, sein Treppenwitz es sich dann völlig ausgemalt hat, ist ein Auszug und Aufriß alles dessen, was »das Zivilleben während des Krieges war«. Ist es das wirklich? Mir will scheinen, als sei dies Stück überhaupt zu keinem Sein und Wesen gediehen. Als sei es eine einzige leblose, griesgrämig vergnatzte, greisenhaft schrullige Abstraktion geblieben, mit der sich ein in seine gewollte Einsamkeit verkrusteter Denkspieler wie mit seinem eignen Schatten oder Spiegelbild unterhält. Nichts bringt aus dieser gedankenhaften Absonderung zu uns, nichts klopft an unser Herz, nichts spricht zu unsrer Seele, die gerade bei solchem Thema Anrecht auf ein Wort der Kraft

und des Trostes hätte. Das Stück war vom Renaissancetheater, das soeben durch Oskar Kaufmanns zauberische Architektur- und Schmuckkünste aus einer elenden Remise in ein berückendes Juwel von Bühnen- und Zuschauergehäuse umgewandelt worden ist, als Eröffnungsstück gewählt. Eine sonderbare »Weihe des Hauses«! Aber vielleicht erklärt sich die Wahl aus einer Marotte des Theateraberglaubens. Wie sich die Bühnenleute für gutes Gelingen Arm- und Beinbruch wünschen lassen, so mag auch wohl für ein neues Theater »Haus Herzenstod« so viel wie Haus Kassenglück bedeuten.

Kalt und verstandesmäßig, ohne einen Strahl Herzenswärme und Menschlichkeit gibt sich auch Arthur Ernst Rutras Komödie »Herr Titan trägt Zinsen«, die das Neue Theater am Zoologischen Garten in einer Sonntagmittagvorstellung mit lautem Beifall füllte. Aber seine Pfeile wissen zu treffen, wenn er als die alles überwuchernde, alles verschlingende und vergewaltigende Macht unsrer Revolutionsepoche das Kapital zur Zielscheibe seines Witzes und Hohnes nimmt. Es ist etwas vom apokalyptischen Gesicht in dieser Komödie, die Begriffe statt Menschen dramatisiert, wenn auch die Gestaltungskraft des Verfassers für die Aufgabe nicht ausreicht und der diabolische Humor, der das Ganze durchdringen müßte, nur gelegentlich einmal aufblitzt. Hier war bei aller geistigen Unreife wirklich einmal eine Talentprobe, um die es sich lohnt, eine »Junge Bühne« oder eine »Junge Generation« mobil zu machen.

Die kleinen, mehr aufs literarische Wort als auf die verblüffende Technik der Ausstattung gemünzten Revuen, die sich im vorigen Spieljahr mit der »Fleißigen Leserin« so hoffnungsvoll einführten, haben im Kleinen Theater Unter den Linden einen neuen Sproß getrieben. »Oh! U. S. A.« nennt sich das Ding, verfaßt und vertont von einem Dreiblatt, dessen Namen der Nachwelt nicht überliefert zu werden brauchen. Ging es dort gegen die Magazin-, so hier gegen die Amerikaepidemie. Bigotterie, Hyperkrisie, Rekordmanie, kapitalistische Raubgier und was der Amerikanismen sonst noch sind, werden unter die Rute genommen, und dabei geht es nicht immer sauber zu. Zwar setzt es hinterher auch ein paar Seitenhiebe auf unsre heimischen Tagesgrößen und Tagesereignisse, im Grunde aber müssen doch die U. S. A. die Zeche bezahlen. Noch vor kurzem hätten sie die Achseln darüber gezuckt, wenn sie's überhaupt bemerkt hätten. Jetzt protestieren sie und beschweren sich über deutschen Undank. Wir könnten auch das vielleicht auf der wachsenden Habenseite unsrer politischen »Weltgeltung« buchen, wenn wir uns in diesem Falle nicht wirklich der Geschmacklosigkeiten, Albernheiten und Roheiten schämen müßten, die da auf einer deutschen Bühne mit dem satten Behagen rüder Bierbankphilister verzapft werden.



Aufn. August Scherl, Berlin

Szene aus »Haus Herzenstod« von Bernard Shaw im Renaissancetheater (Hermann Vallentin und Roma Bahn)

Ein wenig nach Politik schmeckt auch noch der Titel des neuen Lustspiels »Dover-Calais« von Julius Berstl (Buchausgabe bei Georg Westermann in Braunschweig). Man denkt an eine neue Brücke der englisch-französischen Allianz oder an den mythischen Tunnel, der einmal beide Länder als Denkmal ewigen Friedens verbinden soll. In Wirklichkeit aber ist »Dover-Calais« nur das Schlagwort des großen Kanal-Wettschwimmens, für das Miß Glady O'Halloran, die ebenso hübsche wie sportgeübte Journalistin, zu trainieren vorgibt, als sie von den Matrosen der Luxusjacht »Ulysses« vom scheinbar drohenden Tode des Ertrinkens gerettet und, nur mit einem Schwimmtrikot bekleidet, an Bord gefischt wird. Der eigentliche Zweck dieses ihres Manövers aber ist das Interview des weltberühmten Sonderlings Patrick Sandercroft, der seit zwanzig Jahren, ohne einmal an Land zu gehen, die See befährt und die Weiber ebenso haßt wie die Journalisten. Doch

Miß O'Halloran ist keine gewöhnliche Tagesschreiberin oder Preßpiratin. Sie ist ein Gesandter, ein Botschafter, ein Apostel der neuen Zeit, zu predigen dem armen unwissenden Heiden, der sich da auf dem »Ulysses«, wie die Mücke im Bernstein, in die Vergangenheit verkapselt hat. Der noch seinen Vollbart trägt, nichts von Radio und Charleston weiß und den ganzen Triumphzug des Feminismus verschlafen hat. Aber sie predigt nicht nur, sie erobert und bekehrt auch. Bei dem kleinen verliebten Schiffsleutnant Maclean wird ihr das nur zu leicht gemacht; Sandercroft, dem »Atlantosaurus aus der Juraperiode der Jahrhundertwende«, muß sie schon derber auf den Pelz rücken. Aber sie kennt seine Lebenswunde, die ihm in junger Ehe seine Frau geschlagen hat, und indem sie daran rührt, vertreibt sie das Gift, das noch darinsaß. Was ist da noch zu sagen? Plötzlich erscheint Sandercroft ohne Bart, fängt an das Tanzbein zu schwingen und Süßholz zu raspeln. Ein Heiratsantrag, wie kurz zuvor von Leutnant Maclean! Aber Miß Gladys weist sie beide ab. Sie will weiter die Freiheit ihrer Jugend und ihrer Arroganz genießen. Wirft sich ins Wasser und schwimmt davon. Fraglich, höchst fraglich, ob Leutnant Maclean sie einholen wird. Sandercroft aber gibt Befehl, ans Land zu steuern. Er muß die Frauen kennenlernen, von denen die nächste Revolution ausgeht; er muß die Männer kennenlernen, die diese Frauen haben groß werden lassen ... Möglich, daß dies Stück, das ganz auf einen kecken und lustigen Einfall aufgebaut ist, als Einakter noch wirksamer wäre als mit den drei Aufzügen, die der Verfasser ihm gönnt. Aber es hat nicht bloß Phantasie, gute Laune und Liebenswürdigkeit, es hat auch seine Nachdenklichkeiten, menschlichen Feinheiten und Tiefen. Und wenn es so flott, munter und geistreich gespielt wird wie im Komödienhaus unter der Regie von Ralph Arthur Roberts, der zugleich als Sandercroft, einer E. Th. A. Hoffmann-Figur von fast gespensterhaftem Sonderlingstum, sein bester Schauspieler ist, so kommt ein Theaterabend zustande, der uns einmal wieder zeigt, wie ein echtes, sauberes und anständiges Lustspiel sich vom Schwank unterscheidet. Es heißt, Berstl, der Verfasser der »Kämpfenden Amazone« und der »Fahrt ins Rosenrote«, habe die Rolle der Gladys O'Halloran auf Elisabeth Bergner zugeschnitten und fest gehofft, sie werde sie »kreieren«. Daß nun statt ihrer die kleine, jungenhaft federnde, mehr körperlich als geistig emanzipierte Erika von Thellmann ins Schwimmtrikot geschlüpft ist, braucht ihn nicht zu grämen. Auch sie schmettert mit unwiderstehlichem Reiz das Preislied auf die neue selbstsichere Frau, und auch der Journalismus, sonst der Prügeljunge unsrer Herren Dramatiker, bekommt von der Melodie ein paar freundliche Töne zu kosten.

Paul Kornfeld, der sein dramatisches Heil anfangs in hochgereckten, den Boden der Wirklichkeit fast unter den Füßen verlierenden Tragödien suchte (»Himmel und Hölle« und »Die Verführung«), hat sich dann mehr und mehr der Komödie zugewendet: sein »Ewiger Traum« zeichnete den utopistischen Zukunftsstaat



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szene aus Julius Berstls Lustspiel »Dover-Calais« im Komödienhaus
(Im Vordergrund Erika von Thellmann)



Aufn. August Scherl, Berlin

Szene aus dem Schwank »Modellhaus Crevette« von Leo Walther Stein im Neuen Theater am Zoologischen Garten (Links im Vordergrund Erika Gläßner)

der freien Liebe, der sich mit seinen erotischen Theorien und seinem reformatorischen Glückseligkeitsgeflause bald selbst umbringt, sein »Palme« entwarf ein freilich stark an die Karikatur streifendes Charakterbild des stets Empfindlichen, ewig Gekränkten, der schließlich, nachdem er sich und andern das bißchen Herd- und Liebesglück gründlich verpatzt hat, nichts Besseres tun kann, als seine Koffer zu packen und zu verduften. Auf der Linie dieser beiden Komödien bewegt sich nun auch Kornfelds jüngste, im Staatlichen Schauspielhause gespielte, genannt »Kilian oder die gelbe Rose«: verschrobenes Sonderlingstum vermischt sich mit ein bißchen Zeit- und Gesellschaftssatire. Ein biederer Buchbindermeister (von Jakob Tiedtke mit breitem norddeutschem Humor begabt) wird von einer exaltierten, in allerlei spiritistischen und modephilosophischen Humbug vernarrten Dame und ihren gleichgearteten Gästen für den erwarteten berühmten Meister der Weltweisheit und Lebenskunst gehalten und spielt nach einigem Gewissenssträuben diese ihm aufgedrängte Rolle mit so viel Mutterwitz und Geschick, daß auch dem echten Propheten, als er endlich arg verspätet erscheint, nichts andres übrigbleibt, als sich schleunigst wieder auf die Socken zu machen. Das Ganze, ungemein breit und weitschweifig angelegt, ist nichts Besseres als einer der seit Plautus' Zeiten durch die Weltliteratur reisenden Verwechslungsschwänke, die längst das begreifliche Bedürfnis gefühlt haben, sich durch eingepfefferte Satire auf die Gefoppten und Genasführten etwas aufzuwürzen. Hier geschieht das nur höchst kümmerlich und mit Wendungen, die zum Hergebrachtesten und Alltäglichsten gehören. Selbst der als Gegenspieler bemühte Professor der experimentellen Psychologie kann den Geruch dieser geistigen Armutei nicht vertreiben. Und wenn der Schwank als solcher wenigstens noch saubere Handwerksarbeit wäre! Aber nein, er ist mit eingekleisterten Monologen und Verlegenheitsszenen so verbogen und verheftet, daß, wär' die Komödie ein Buch, Meister Kilian nie sein Gesellenstück damit gemacht hätte. Dem Publikum des Staatstheaters gefiel's trotzdem. Wenn heute Blumenthal und Schönthan wiederkämen, ich sage auch: sie würden dort als Klassiker gefeiert werden.

Im Kampf der Schwänke und Possen, der jetzt mehr als je die Arena des Berliner Theaterlebens beherrscht, halten sich diesmal die vorgeschickten einheimischen und ausländischen Champions so ziemlich die Wage. Unser Fritz Friedmann-Frederichs, ein alter, mit Kulissenluft gesäugter Kämpe, reitet im Theater am Nollendorfplatz seine »Müllers« vor, ein



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szene aus Tristan Bernards Lustspiel »Die Perle« in der »Komödie« (Rosa Valetti und Julius Falkenstein)

Berliner Familien-, Verlobungs- und Heiratsstück, das seine Pikanterien aus der Versippung mit jüdischem Witz und jüdischer Betulichkeit pflückt und in Max Adalbert einen urkomischen, dabei dezenten und von feineren Menschlichkeiten nicht unberührten Träger des echten Spree-Humors hat; Leo Walther Stein, auf dem Felde des routinierten Schwankes nicht weniger berühmt und bewährt, offeriert im »Neuen Theater am Zoo« sein »Modellhaus Crevette« und schneidert darin der lustigen »Krabbe« Erika Gläßner eine Starrolle auf den Leib, die ihr wie angegossen sitzt — sofern sich das von unsrer heutigen Damenmode noch sagen läßt. Rechnet man dazu noch die Wiederaufnahme der »Familie Schimek«, eines alten Kadelburg, der von einer einzigen Figur, dem stark tschechisch betonten Gegenvormund (oder -vormaul) Zawadil lebt, so entschleiert sich uns das erhabene Geheimnis, weshalb gerade diese Stücke Gnade vor den Augen der Theaterherren finden: sie haben Rollen für Berliner Lieblinge, denen hierorts alles, auch ein mäßiger, plumper, roher Schwank nachgesehen oder sogar zu den guten Werken gerechnet wird. Wie dort Adalbert und die Gläßner, so ist hier Max Pallenberg der Favorit, und er mag sich mit seiner wohl ulkigen, aber auf die Dauer nicht mehr humoristischen Satz-, Wort- und Silbenakrobatik noch so dreist in den Vordergrund spielen, Berlin liegt vor ihm auf den Knien und klatscht sich die Seele aus den Handflächen.

Aber seien wir beruhigt: es wird andernorts auch nicht anders sein. Daß z. B. Tristan Bernard in Paris der »Nationalheld des Lachens« hat werden können, den schon der ganze Legendendunst eines volkstümlichen Heiligen umgibt, läßt sich nach seinem in der »Komödie« gespielten Schwank »Die Perle« (im Original: Le cordon bleu; famil. = perfekte Köchin) nur schlecht verstehen. Gewiß, ein potenzierter und kondensierter Schwank, ein Schwanker oder Schwankster möchte man sagen, wenn sich nach der Methode Pallenberg auch von Hauptwörtern erst Komparative oder Superlative bilden lassen, eine Komödie der Irrungen im Quadrat. Man stelle sich vor: Ein vom scheidungslustigen Ehemann mit der Beobachtung seiner Gattin beauftragter Detektiv verfolgt eine falsche Spur und trägt falsche Nachricht ins falsche Stockwerk, wo falscher Verdacht auf die falsche »Perle«, eine Köchin von vogelscheuchenhafter Häßlichkeit, herrscht, und in diese Situationen werden kübelweise alle Witze ausgeschüttet, die Tristan selbst fabriziert oder die ihm der Volksmund auf die Zunge gelegt hat — gewiß, man kommt aus dem Lachen nicht heraus, zumal wenn als »Perle« Rosa Valetti ihr rotbeschopftes Kürbisgesicht zur Schau trägt und Otto Wallburg und Julius Falkenstein, Bullerjahn und sanfter Heinrich, die beiden verwechselten Ehemänner spielen. Aber muß man solche Schwanktollheit gleich als klassisch feiern? Nur weil sie aus Frankreich kommt? Haben wir das nicht auch in Deutschland? Nur daß bei uns kein Hahn danach kräht und keine Schilfdrossel Kärrekiek ruft.

Ebensowenig vermag ich in André Picards »Kiki« (Theater am Kurfürstendamm) etwas unnachahmlich Französisches oder Pariserisches zu bewundern. Die durch merkwürdig weite und verschlungene Umwege, selbst Schlaf- und Starrsucht, geführte Laufbahn eines Theaterdämchens, eines weiblichen Tourbillons und Pendards, zum endlich liebeswilligen Direktorliebchen — was ist daran so originell und bezaubernd? Wir würden Wirbelwind und Rackerchen zu ihr sagen und uns nicht wundern, wenn sie vom Ring oder aus der Tauentzienstraße käme. Nun gar, wenn dieses enfant terrible der Kulissen- und Schlafzimmerwelt von unserm lieben, sonnigen Naturkind Käthe Dorsch gespielt wird, reißt Menschlichkeit, Herzlichkeit und Weiblichkeit alle Schlagbäume und Zollschranken nieder.

Den echten Franzosen und die echte Pariſiade erkennen wir erst wieder in Monsieur Ro-

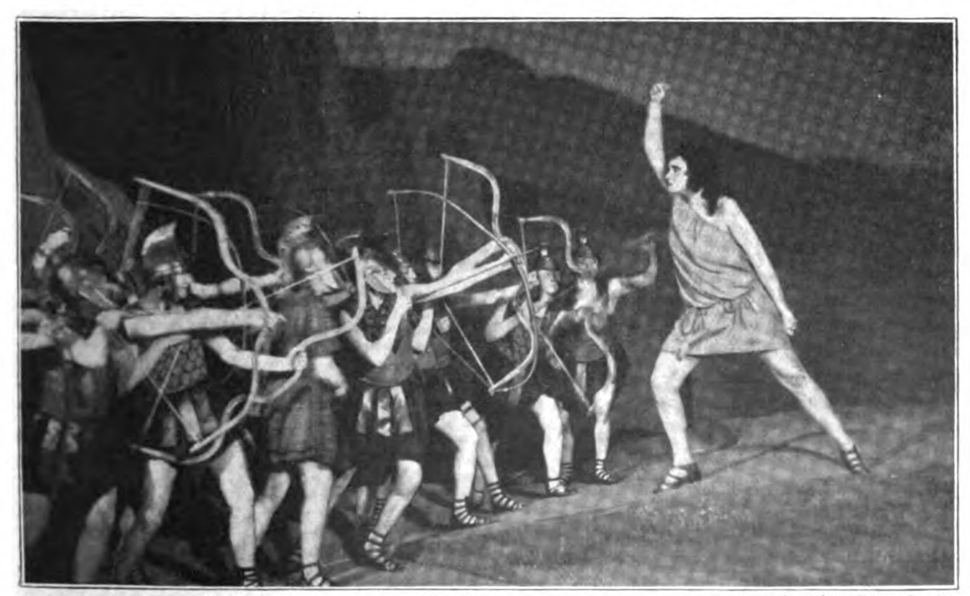
ʒières und seinem »Mann der Aline Léger« (Trianontheater). Da steht Augiers »Arme Löwin« wieder auf und mit ihr, zur Skandalaffäre aufgekratzt, das privilegierte Seine-Thema von dem Hausfreund und dem betrogenen Ehemann — da müssen wir Deutsche uns dann freilich ins Mausloch verkriechen.

Den Meisterpreis, die goldene Tugendrose unnachahmlicher Gallizität, aber verdient noch heute Porto-Riches »Germaine«, diese bald vierzigjährige Liebes- und Ehekomödie. Nur einem Franzosen ist es vergönnt und beschieden, sich mit so schrankenloser, bis auf den letzten Rest verzehrter Hingebung in die romantischen Liebesillusionen einer Frau zu vertiefen, zu verlieren, zu verschwenden, wie hier. Diese Troubadourschwärmerei, diese fibre adorative vor den verliebten Spielereien des weiblichen Herzens hat sich kein andres Volk bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts gerettet. Allein diese beiden Akte wären imstande, den verführerischen Zauber zu erklären, den französisches Wesen und französische Literatur heute noch auf alle weichlich-koketten Völker ausüben. Der Mann, so sehr es ihn in der Ehe nach sinnlicher Beruhigung, nach Sammlung, Ordnung und ernster Arbeit verlangt, muß sich nach flüchtigem Aufbegehren schließlich diesem aus den Volkstiefen aufquellenden Feminismus fügen, der sich nicht scheut, in solchem Kampf der Geschlechter auch die letzte Waffe, die eheliche Untreue, zu gebrauchen. Kampf? Zum Kampfe kommt es eigentlich gar nicht, wie der Verfasser auch keine Lösung dieses Konfliktes findet. Er streicht mit dem Unhelden von Mann einfach die Segel vor dem Weibchen wie vor einer Elementargewalt, gegen die es keinen Widerstand gibt. Die Réjane gab der Rolle der Germaine einst die ganze Fülle ihrer herzhaften, saftigen Animalität, Maria Orska in den Kammerspielen legt sich mehr, freilich mit einer glänzenden Virtuosität, aufs Girren, Turteln und Schnurren: der Effekt ist fast derselbe.

»Penthesilea«

Nach dem Trauerspiel von Kleist mit Musik von Othmar Schoeck
Uraufführung in der Dresdner Staatsoper

Aus spāthellenischer Sage hat Heinrich von Kleist die Gestalt der Amazonenkönigin Penthesilea ans Licht gehoben und sie mit schmerzlicher dichterischer Inbrunst zum Sinnbild seines eignen Ringens um die Versöhnung der Gegensätze in seinem leidenschaftlichen Herzen gemacht. Die tiefste Offenbarung seiner eignen Tragik steht in diesem glühenden Gedicht, ein erschütterndes Zeugnis jener Verwirrung des Gefühls, die zur Zerfleischung des Liebsten, ja des eignen Ichs führte. Aber auch als dichterische Gestalt steht Penthesilea als ein Weib vor unsrer Phantasie, wie solche nur Euripides geschaffen hat, Mannweib und Heldin, Liebende und Rasende, »halb Furie, halb Grazie«, wie Kleist selbst diese mythische Verschmelzung des Unverein-

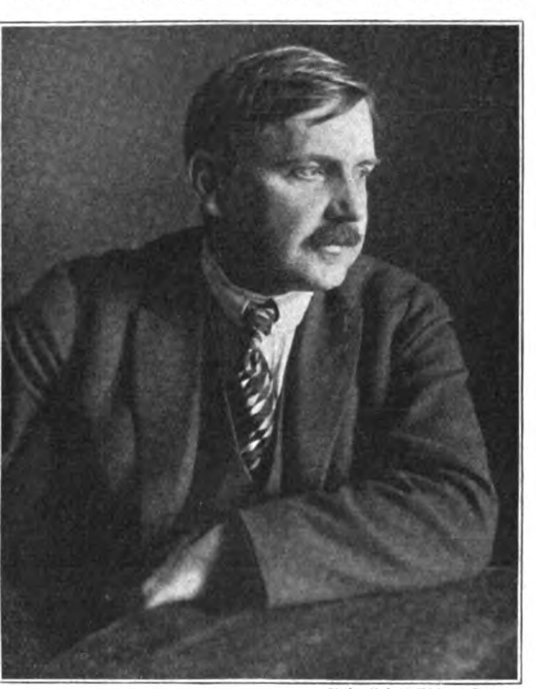


Aufn. Ursula Richter, Dresden

Szene aus Othmar Schoecks Oper »Penthesilea« im Dresdner Staatstheater: Die Amazonen und Penthesilea

baren gekennzeichnet hat. Und aus der bilderstrahlenden Pracht der Verse dieser neuantiken Tragödie klingt uns die vollste und sinnlichste Sprachmusik entgegen, die Kleist je ertönen ließ. Man lese nur im Vergleich dazu den epischen Zyklus »Penthesilea« von Heinrich Leuthold, um zu fühlen, wie dort Gestalt und Musik verwässert und verschönlicht sind.

Kleists Dichtung aber hat die Musiker oft wahlverwandt angezogen. Ferdinand Hummel schuf eine Bühnenmusik, Hugo Wolf eine symphonische Dichtung, Felix Dräseke ein symphonisches Vorspiel zu »Penthesilea«. Jetzt hat sich Othmar Schoeck, der Schweizer Tondichter, des gewaltigen Stoffes bemächtigt und ein Werk geschaffen, das weder als Bühnenmusik zu Kleists Drama noch als Oper in gewöhnlichem Sinne gelten kann, sondern eine eigentümliche Zwischenbildung ist.


Aufn. Ursula Richter, Dresden

Othmar Schoeck, Komponist der Oper »Penthesilea«

Mit dem Rechte des schöpferischen Neugestalters hat Schoeck die Dichtung Kleists gekürzt, gestrafft, geballt, doch den verbleibenden Wortlaut festgehalten. Er gibt nur das Drama vom achten Auftritt an, also das letzte Ringen zwischen Penthesilea und Achill. Alles Malende, wie die Schilderung des Frauenstaates, alles Erzählende und fast alles Berichtende schied er aus, um den dramatischen Kern bloßzulegen. Die Vorbereitungen zum Rosenfest, die Szene, in der Kleist selbst Musik vorschreibt und seine Lyrik zum höchsten romantischen Schmelz steigert, ließ Schoeck fallen. Die Tötung Achills läßt er nicht erzählen, sondern führt sie, soweit bühnenmöglich, als Handlung vor. Das sind Umgestaltungen, die aus den musikdramatischen Absichten des Komponisten flossen.

Nun hat Schoeck dieser verdichteten Handlungsfolge eine Musik untergelegt, die in erster Linie die Vorgänge schildern, die Stimmung ausmalen, die dramatische Wucht steigern will. Diesen dreifachen Zweck erfüllt sie allerdings mit ungewöhnlicher Leidenschaftlichkeit des Ausdruckswillens und ebenso ungewöhnlicher Wahl und Mischung der Ausdrucksmittel. Das Orchester hat nur vier Sologeigen und eine Oboe; dafür gesellen sich zu dem starken Streicherkörper zehn Klarinetten und allerlei moderne Mittel des Schlag- und Klangzeugs. Wie Schwertstreiche klirren metallische Schläge einer kriegerischen Musik, heroische Motive erfüllen den Raum, von Trompeten aus der Bühnentiefe beantwortet; ein Gewitter grollt oben und unten in wilden Kadenzen; wie Kriegsgeheul hallen Amazonenchöre durch die Lüfte. Aber dann löst sich ein Sprechgesang voll eigenartig wilder Melodik aus dem Lärm, singt Penthesilea im tiefsten Alt in gräßlich springenden großen Intervallen, senkt sich der ganze Tonkörper oft auf eine einzige Linie gleichgehämmerter Grundtöne, wird die Oper zum Melodrama mit stützenden Klavierakkorden, fällt der Vortrag ganz zu einem von tremolierenden Bässen untermalten Sprechen hinab. »Lineare Expression«, Geradlinigkeit des Ausdrucks ist der Stilwille der Musik Schoecks, und nur die lyrische Grundanlage dieses Liederkomponisten bewahrt ihn vor rein formaler Überzeichnung solcher illustrativen Musik. In der Liebesszene zwischen Achill und Penthesilea blüht eine keusche und spröde Lyrik auf, scheu jeder sentimentalen Romantik ausweichend, und in Penthesileens Liebestod verhallt die Musik in ersterbenden Melismen. Ein Werk voll Eigenart des Ausdrucks, modernem Orchesterkolorit, mehr malender als eigentlich dramatischer Kraft, auch ohne die letzte der Dichtung kongeniale Größe — errang sich Schoecks »Penthesilea« doch achtungsvollste Anerkennung.

Unter Hermann Kutzschbach wurde die Dresdner Staatskapelle dem schwierigen Werke glänzend gerecht; Irma Tervani, als Penthesilea mehr Furie als Grazie, und Friedrich Plaschke als Achill, äußerlich wenig günstig, bewältigten mit großer Künstlerschaft die gesanglichen Höchstforderungen.

Dr. Felix Zimmermann.



Rainer Maria Rilke
Nach einem Gemälde von Oskar Zwintscher

Literarische Rundschau

Rainer Maria Rilke †

Welch tiefe, schmerzlich wissende und seherisch verwundete Augen blicken uns aus dem Bildnis an, das Oskar Zwintscher, der frühvollendete, selbst von romantischer Mystik angehauchte Maler, von dem Dichter des »Stundenbuchs«, der »Geschichten vom lieben Gott«, der »Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge« und der »Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke« geschaffen hat! Alle Seiten seines menschlichen und dichterischen Wesens — die beide an ihm zu vollendetem, untrennbarem Einklang gediehen waren — sind schon in diesem Jugendbildnis angeschlagen: sein Hang zur Einsamkeit, Stille und Versenkung, seine Empfindsamkeit und Zurückgezogenheit, seine Erdentrücktheit und mönchische Askese, sein Weltweh und seine Himmelssehnsucht.

Eins freilich hat sich der an die Natur gebundene Pinsel des Malers versagen müssen: die Darstellung des Wohllauts, der irdisch-himmlischen Musik des Wortes, womit dieser Dichter begnadet war. Denn dieselbe neidisch-grausame Natur, die einem Beethoven das Gehör raubte, hatte dem Leib dieses Lyrikers einen Mund und eine Lippe gegeben, die nichts von der ihm verliehenen Schönheit des Wort- und Silbentanzes ahnen lassen. Und sie war doch sein Größtes und Eigenstes. Rilke dichtete des Gefühls, nicht des Gedankens wegen. In dem, was er uns an geistigem und seelischem Inhalt zu geben hatte, wurde er von manchem auch unsers jungen Dichtergeschlechtes übertroffen; in der lyrischen Form kamen ihm selbst Hofmannsthal und Stefan George nicht gleich. Wortmelodien voll zartester Kraft, Lieder voll schmelzender Süßigkeit und geheimnisvoller Ahnung, Gedichte von gemeißelter Pracht und juwelenhaftem Glanz sind von seiner Lippe geflossen und aus seiner Werkstatt hervorgegangen.

Tief innen ruft in uns Deutschen eine Stimme der Sehnsucht nach solcher Formschönheit, die zu selig in sich selber ist, als daß sie auch die Kühnheit der Gedanken und den Tiefsinn der Weisheit noch tragen könnte, und deshalb fliegt wohl auch unsre Liebe solchen Wohllautsängern und Formkünstlern immer wieder zu. Aber wir müßten unser eigenstes Wesen und unsre eingeborene Bestimmung verleugnen, wollten wir behaupten, daß wir uns und unser Innerstes darin erfüllt sähen. So hat auch hier unsre Bewunderung eine Mauer aufgerichtet zwischen uns und dem Dichter. Vor vielem, namentlich dem Letzten und wohl Formvollendetsten, was Rilke uns gegeben hat, vor den »Sonetten an Orpheus« und

den »Duineser Elegien« (Leipzig, Inselverlag), stehen wir mehr staunend als erwärmt und ergriffen, obgleich der Dichter gerade hier mit dem ringt, was uns alle im tiefsten angeht, mit den Schauern des Todes, mit der Verbundenheit von Seele und Welt, mit dem Sinn und Wert des Lebens, das alles Seiende zu immerwährender Verwandtschaft umschlingt. Der sich in unsrer jüngsten Generation regenden Aktivität des Geistes und des Willens konnte dieser zarte, abseitige, den letzten Notwendigkeiten des Lebens, den Härten und Schroffheiten des Schicksals aristokratisch verschlossene Poet nichts Entscheidendes und Förderndes mehr bedeuten. So blank und leuchtend sein Werk dasteht, es fing an historisch zu werden, in demselben Grade, wie seine Kunst sich in selbstgenügsame Virtuosität verwandelt hatte.

War es dies, was den Fünfzigjährigen von uns trieb, was ihn nach Paris zog, wo er zwanzig Jahre zuvor das große Erlebnis Rodin gehabt hatte, und ihn vermochte, in französischer Sprache zu schreiben? Wir wollen das nicht gleich Verrat schelten. Es war vielleicht nur eine vorübergehende Verirrung, wie sie den gar zu sehr in die Form Verliebten vor den Verführungen des Romanischen leicht anwandelt. Die Leukämie, jene geheimnisvolle Krankheit, die den weißen Blutkörperchen die mörderische Übermacht über die roten erteilt, sie saß wohl tiefer bei ihm als in den Adern und Venen. Goethe hat das tiefe, aber auch gefährliche Wort gesprochen, daß erst die Krankheit den Gesunden bestätige. Niemand wird die Wahrheit, die darin liegt, verallgemeinern wollen. Hier aber sollten wir uns dankbar erinnern, wieviel Schönheitseliges, vom Duft und Schimmer des Jenseits Angehauchtes unserm Diesseitigen auch die »Krankheit« zu schenken hat, und daß sie es oft erst ist, die uns den Weg von der Welt zu Gott weist, den Weg, den auch Rilke auf seine Art gesucht hat.

Ein Sonett aus denen an Orpheus sei Totenklage und Lebenstrost auch für ihn und sein Gedächtnis:

Nur wer die Leier schon hob
auch unter Schatten,
darf das unendliche Lob
ahnend erstatten.

Nur wer mit Toten vom Mohn
aß, von dem ihren,
wird nicht den leisesten Ton
wieder verlieren.

Mag auch die Spieglung im Teich
oft uns verschwimmen:
Wisse das Bild.

Erst in dem Doppelbereich
werden die Stimmen
ewig und mild.

F. D.

Ins Leben hinein

Es steht im Wechsel der Jahreszeiten und Feste wieder der Augenblick vor der Tür, wo es für viele junge Leute mit dem Abschied von Schule oder Elternhaus zum Berufsantritt und damit zur entscheidenden Lebenswende kommt. In solchem Augenblick sprechen wohl Eltern und Lehrer, geistliche und weltliche Seelsorger ernste Worte zu denen, die nun aus behüteten und geleiteten Jungen und Mädeln selbstverantwortliche Erwachsene werden sollen, aber solche Worte, so willig sie auch aufgenommen werden mögen, verhallen nur zu leicht, da gerade mit dieser Stunde der zerstreuende und zersplitternde Ansturm eigner Erlebnisse einzusetzen pflegt. Deshalb mag es ratsam sein, solche Entlassungsreden, solche »Worte an die deutsche Jugend« zu sammeln und sie in einem Buche festzuhalten, wie das Paul Völker, der Leiter der Volkshochschule für Jüterbog und Umgegend, getan hat (»Ins volle Leben hinein«; Leipzig, Volkstümlicher Verlag Fischer & Wittig; geb. 4,50 M.). Die Lebensauffassung und Lebensführung, die hier zum Ausdruck kommt, steht sichtlich unter dem Einfluß Johannes Müllers, redet also bei aller Verinnerlichung einer tapferen, helläugigen und frischbeherzten Lebensbejahung und Gegenwartsfreude das Wort. Der Verfasser, auf schöne, kraftvolle Worte unsrer deutschen Dichtung und ewig wahre Worte der Bibel gestützt, spricht mit seinen Hörern über die Werte des Habens und Seins, über Glauben und Vaterlandsliebe, über Weltanschauung und Lebensglück. Alles Begriffliche und bloß Gedankliche, wovor es der Jugend nun mal zu grauen pflegt, ist dabei möglichst durch anschauliche Erfahrungen, Beispiele, Erlebnisse und Bilder ersetzt; der lehrhafte und erbauliche Ton von früher ist dem der selbständigen Beteiligung, des eignen Findens und Erlebens gewichen. Doch nicht bloß aufgerufen werden Kopf, Herz und Gemüt, auch dem Willen werden Wege zum Ziele gewiesen, die Hoffnung wird beflügelt, die Tatkraft ermuntert, das Zutrauen zu sich selber gestärkt. Um auch dem Auge etwas zu geben, hat der Maler E. Sturtevant das Buch mit zwanzig symbolischen Federzeichnungen und vier Kunstblättern ausgestattet, in denen Persönlichkeits- und Ewigkeitsmächte, wie Unendlichkeit, Glück, Gnade und Kraft, ihre Verherrlichung finden.

An der Lebenswende, von der wir sprechen, pflegen sich auch die Geschlechter mit ihren Neigungen und Interessen auf eine Weile zu scheiden, bevor Eros ihre Wege wieder vereinigt. Daher rechtfertigt es sich, daß jetzt der junge Mann und das junge Mädchen je sein eignes

Lebensbuch fordert, das seine eigentümlichen Wünsche und Fragen kennt, seine eigentümliche Sprache spricht und durch geschlechtsverwandtes Fühlen und Denken sein Vertrauen erwirbt. Dieser natürlichen Zweiteilung hat sich der Buchverlag von Rud. Mosse in Berlin angepaßt, indem er gleichzeitig zwei Bücher über Lebensgestaltung hat erscheinen lassen: eins für den jungen Mann, eins für das junge Mädchen.

»Der junge Mann« wird von Prof. Dr. Gustav Mittelstraß vom badischen Unterrichtsministerium in einem gewichtigen, aber von Zeichnungen Otto Schoffs glücklich gelockerten und belebten Bande beraten (in Ganzleinen geb. 9 M.). Sein Buch, an dem außer Dichtern und Schriftstellern der Vergangenheit auch gesinnungsverwandte Köpfe und Herzen der Gegenwart mitgearbeitet haben, erhebt keine »literarischen« Ansprüche, will auch kein Handbuch für Berufskunde oder gar ein »für alle Lebensfälle« anwendbares Rezeptbuch sein, sondern vielmehr in allgemeinen Betrachtungen und Erfahrungen den Jünglingen um die Achtzehn herum zeigen, was ihrer harrt, wenn sie »ins Leben« hinaustreten, will ihnen helfen, sich zu behaupten in einer wirren und widerspruchsvollen Zeit. Es untersucht die Anlagen und Neigungen, die eine Berufswahl beeinflussen können; es behandelt das Universitätsstudium, das Studium der Technik, den Weg zur Landwirtschaft und zum Handwerk, erläutert die Wirtschaft an und für sich und all die Begriffe, die sich um Volk, Staat, Gesetz und Recht gruppieren. Aber auch die privaten Liebhabereien junger Männer werden nicht vernachlässigt: neben anregenden Betrachtungen über Leibesübungen, Wandern und Reisen stehen solche über Kunst und Kunstgenuß, Konvention und Gesellschaft, Musik, Bücher und Laienspiel. Der Grundzug des Buches ist demokratisch.

Das weibliche Gegenstück zu diesem Jünglingsbuch, also »Das junge Mädchen«, ward der Führerhand von Ilse Reicke, der Tochter Georg Reickes und Gattin des Schriftstellers Hans von Hülsen, anvertraut. Anlage und Ausstattung (illustriert von Lieselotte Friedländer) sind leichter, flotter, einschmeichelnder, man darf wohl sagen »mondäner« gehalten. Der Weg zu dem Herzen der jungen Mädchen scheint auch heute noch weniger durch den Kopf als durch die Kleider zu gehen. Auch Frau Reicke hat sich einige Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen geworben: Hans von Hülsen, Kurt Martens, Juliane Karwath, Elisabeth Siewert, Gabriele Reuter u. a., das meiste aber und das Richtunggebende stammt aus ihrer eignen Feder. Sie zeichnet das »Ideal des jungen Mädchens«, plaudert vom »Selbstverdienten Geld« und vom »Zimmer der jungen Tochter«, verfolgt die Wandlung des vorherrschenden Frauentypus durch die Jahrhunderte, kehrt in Weimar und im Berlin des 18. Jahrhunderts ein, geht mit ihren Leserinnen auf Reisen, spricht vom Berufs-, Trachten- und Stilkleid, von der deutschen Schule für Leibesübungen und von der Berufswahl — das alles aber hat einen leisen spielerischen Nebenton, als wollte sie sagen: Nötig habt ihr's, liebe Kinder, am Ende nicht.

Zur Kennzeichnung des Inhalts und Geistes ein paar von den eingestreuten Aphorismen:

»Das junge Mädchen ist nicht etwa die Dame im kleinen, sondern selbst bei großer Mühe höchstens ein — Dämchen.«

»Was ist Eleganz? Das Auffallende, das nicht nötig hat, schön zu sein. Was ist Vornehmheit? Das Schöne, das nicht auffallen will.«

»Nur wer die Kameradschaft zwischen den Geschlechtern als erstes herzlich erlebte, steht später einmal glücklich und gesichert in der Liebe.«

Musiker von ehedem

heißt ein Band musikgeschichtlicher und musikästhetischer Aufsätze von Romain Rolland, den Wilhelm Herzog für den Verlag Georg Müller in München ins Deutsche übersetzt hat (geh. 6 M.). Diese Essays und Vorträge stammen meistens aus der Zeit, da Rolland — eine geraume Weile vor dem Weltkriege — Professor der Musikgeschichte in Paris war, und beziehen sich alle auf die Geschichte des musikalischen Theaters, auch der Einleitungsaufsatz über die Stellung der Musik in der Geschichte, das Eröffnungskolleg, mit dem Rolland die von ihm gegründete und geleitete Schule für Musik und Musikwissenschaft in Paris einweihte. Es folgen Aufsätze über Lully, Gluck, Grétry und Mozart, Arbeiten, die sämtlich von reichhaltigen, den Ernst der Forschung und des Urteils belegenden Anmerkungen begleitet sind. Mit dem kleinen, äußerst fein und zart hingemalten Porträt von Mozart, das schon 1891 entstanden war, ging es dem Verfasser eigen. Diese Studie des damals Fünfundzwanzigjährigen wollte keine französische Zeitschrift veröffentlichen. Nicht, weil man sie schlecht fand, sondern weil sie — »Mozart« hieß. Eine große Monatsschrift, die unter dem Einfluß des damals allmächtigen Jules Simon stand, war so naiv, dem Verfasser zu raten, in die Lobrede auf Mozart doch ein Lob Gounods einzuschalten, der Jules Simons Freund war. »Ich sagte nein«, schließt der Verfasser seinen Bericht darüber nicht ohne Humor, »und nahm mein Manuskript zurück.« Kennzeichnet schon dies Rollands früh ausgeprägte Stellung zur deutschen Musik, so noch mehr die Schlußworte, in die er seine Liebe für Mozart zusammenfaßt: »So wie der Tod ihn uns ließ — mitten in seinem Lauf unterbrochen —, so bleibt uns Mozart wie eine ewige Quelle des

Friedens. Mitten im Getümmel der Leidenschaften, die seit der Revolution über alle Künste dahingebraust sind und die Musik in Aufruhr versetzt haben, ist es süß, sich zuweilen in seine Heiterkeit zu flüchten wie auf den Gipfel eines harmonisch geformten Olymps und von oben herab in die Ebene zu blicken: auf die Kämpfe der Helden und Götter von Beethoven und Wagner und auf das weite Meer der Welt mit den rauschenden Fluten.« ...

Rollands Porträtzeichnung Mozarts konnte bei aller Liebe und Feinheit auf ihren dreißig Seiten doch nicht viel mehr geben als eine Skizze oder Studie, die freilich, durch das Temperament eines Franzosen gesehen, doppelt reizvoll für uns ist. Heute haben wir aber doch Anspruch auf mehr, namentlich für die Schilderung des Mozartischen Lebensganges. Diesen Anspruch erfüllt in gediegener Arbeit und zugleich ansprechender Form der Münchner Musikschriftsteller Otto Keller in seinem Buche »Wolfgang Amadeus Mozart« (mit einem Bildnis; Berlin und Leipzig, Gebr. Paetel; geh. 4 M.). Mozart als Menschen in einfachen, allgemeinverständlichen Worten zu schildern, wie er wirklich war, die Gründe zu erforschen, die ihn so elend dahinleben und so bald sterben ließen, die Fama zu zerstreuen, daß Wien einen seiner größten Meister hungern und im wahrsten Sinne des Wortes verkommen ließ, ist der Zweck dieser Arbeit. Die »Schuld« an Mozarts Schicksal lag nach Kellers Darstellung zum größten Teil in Mozarts Ehe mit einer Frau, wie er sie schlechter nicht wählen konnte. Auch seine spitze Feder und scharfe Zunge, die keinen der neben ihm schaffenden kleineren Geister unverletzt ließen, schafften ihm bittere Gegner und zermürbende Widerwärtigkeiten. Keller schöpft aus den neuesten historischen Quellen, und seine Feststellungen werden deshalb wohl unanfechtbar sein. Daß durch solche wahrheitsgetreue Schilderung des Menschlichen und Irdischen das unsterbliche Teil dieses Großen nicht angetastet werden soll und kann, ist selbstverständlich.

Erfreulicheres und Bunteres hat Karl Kobald in seinem zum hundertsten Todestage des Meisters erschienenen Buche »Beethoven« zu sagen, wenn er — und das ist der eigentliche Inhalt des über vierhundert Seiten starken Bandes — dessen Beziehungen zu Wiens Kunst und Kultur, Gesellschaft und Landschaft schildert (Zürich, Amalthea-Verlag; geh. 7 M.). Hier wird an der österreichischen Hauptstadt sogar eine Art Ehrenrettung vollzogen. Denn bisher wurde Wiens Bedeutung für das Leben und Schaffen Beethovens recht gering angeschlagen, wenn nicht gar als schädigend hingestellt. Selbst Romain Rolland spricht in seinem Beethoven-Essay von dem bedauernswerten Geschick, das den Künstler gezwungen habe, »Bonn zu verlassen und nahezu ein ganzes Leben in Wien zu verbringen, in der frivolen Großstadt mit ihren traurigen Vorstädten«. Dagegen erheben sich nun aber nicht nur unzweideutige Aussprüche Beethovens selbst, die bezeugen, wie sehr er an Wien hing, ja, wie er von dem Zauber der künstlerischen Atmosphäre dieser Stadt nie mehr loskam, sondern weit mehr noch hunderterlei biographische und kulturhistorische Tatsachen, um deren Erforschung und Darstellung willen eben das Buch von Kobald geschrieben worden ist: Beethoven, der Gipfel tondichterischen Schaffens, und Wien, die »unbestrittene Hauptstadt der musikalischen Welt«, wie sie Spohr im Jahre 1812 genannt hat — zwei Namen, die durch die Geschichte und das Schicksal ewig verknüpft sind. Wie die Wiener Beethovenzeit ein goldenes Zeitalter der Wiener Kultur und Kunst bedeutet, so hat Beethovens Genius das Leben dieser Stadt verklärt. Kobald geht all diesen Zusammenhängen und gegenseitigen Beziehungen aufs liebevollste nach und faßt in Lebensbilder und anschauliche Szenen, was sich da ergibt. Achtzig zum Teil farbige Bildtafeln begleiten den Text.

Oskar Bie legt ein Buch über das »Deutsche Lied«, innerlich verbundene Einzelaufsätze über Schuberts, Schumanns, Brahms', Hugo Wolfs, Regers, Mahlers, Pfitzners und noch Neuerer Liedkompositionen, vor (Berlin, S. Fischer; geh. 7,50 M.). Wer den Verfassernamen hört, weiß sofort, daß ihn hier keine trockenen philologischen oder musiktheoretischen Abhandlungen erwarten, sondern daß er — bei aller Sachlichkeit selbstverständlich — aufs anmutigste unterhalten, daß er zum Teilnehmer des Erlebnisses vom deutschen Liede gemacht wird, das den Verfasser selbst entzückt hat. Bie vertieft sich in das Wesen dieser Kunstgattung, zeigt ihre reichen Beziehungen zum Leben und gruppiert die gewaltige, immer wieder anders ausstrahlende Materie nach den vier Großmeistern und ihren Nachfolgern bis in die jüngste Zeit. Einst war am Liede das (musikalisch sich äußernde) Wort die Hauptsache; dann wurde es eine Übung der Musik, die nicht nach dem Texte, sondern nach den Musikern zu bewerten ist. Diese Mühe hat Bie sich gemacht. Er hat das Lied verfolgt aus seinen Keimen in seinen Waldbestand; er hat die Geschichte seiner Melodiebildungen wie ein Dokument menschlicher Sehnsucht erfaßt; er ist ihm nachgegangen durch alle Verwandlungen der Zeitalter und Persönlichkeiten. Was war Lied? fragt er beim Rückblick auf seine ihn und die Leser beglückende Arbeit noch einmal. »Es war ein Duft über der Erde« ... Der Berliner Radierer Hans Meid hat das Buch (275 S.) durch acht in Lichtdruck wiedergegebene Federzeichnungen geschmückt, die an Menzel erinnern, aber zu dessen Sachlichkeit, wie es sich hier schickt, den lyrischen Duft des Liedes fügen.

In Harburg starb am 13. September 1926 der bedeutende Violinpädagoge Prof. Gobn Eberhardt. In seinen jungen Jahren ein berühmter Solist, widmete er sich später ganz der Lehrlaufbahn. Ein großer Schülerkreis aus allen Ländern gibt Kunde von seinem erfolgreichen Wirken. 74 Jahre ist Eberhardt alt geworden; kurz vor seinem Tode hat er seine Erinnerungen an bedeutende Männer unsrer Epoche niedergeschrieben (Lübeck, Otto Quitzow-Verlag), niedergeschrieben in einem weit besseren Deutsch und mit viel mehr Takt, als man das von Virtuosen gewöhnt ist, und vollgestopft mit unterhaltenden Dingen. Ein Virtuose nicht bloß der Geige, auch der Freundschaften! Ein Freund nicht nur seiner Meister und Zeitgenossen, sondern auch der musikalischen und literarischen Jugend, die nach ihm heranwächst! Ein paar Namen von dem glänzenden Sternenhimmel: Liszt, Hans von Bülow, Detlev von Liliencron, Joseph Kainz, Gustav Mahler, Wilhelm Raabe, August Strindberg, Max von Schillings, Thomas Mann — von allen weiß er was zu erzählen oder zu berichten, denn er hat auch viel gelesen und ist nicht geneigt, seine Lesefrüchte in der Schublade zu verschließen.

Eine knappe volkstümliche Darstellung der Musik der germanischen Völker im 19. und 20. Jahrhundert gibt Dr. Hans Schnoor in Hirts »Jedermanns Bücherei« (Breslau, Ferd. Hirt; geb. 3,50 M.), und zwar aus der Überzeugung heraus, daß zwischen Volk und Volk, Stamm und Stamm von Natur Grenzen stehen, die sich geschichtlich als dauerhafter erwiesen haben denn jedes Streben nach Ausgleich und Überwindung der Gegensätze. Schnoor sieht bei den Germanen das Kernhaft-Eigentümliche ihres Wesens im Gegensatz zu den Romanen und findet diese Unterscheidungsmerkmale auch in der Musik wieder. Der Standpunkt, von dem hier das 19. Jahrhundert überschaut wird, liegt im Umkreis von Beethovens Werk, dem letzten Ausläufer im Höhenzug der Renaissance.

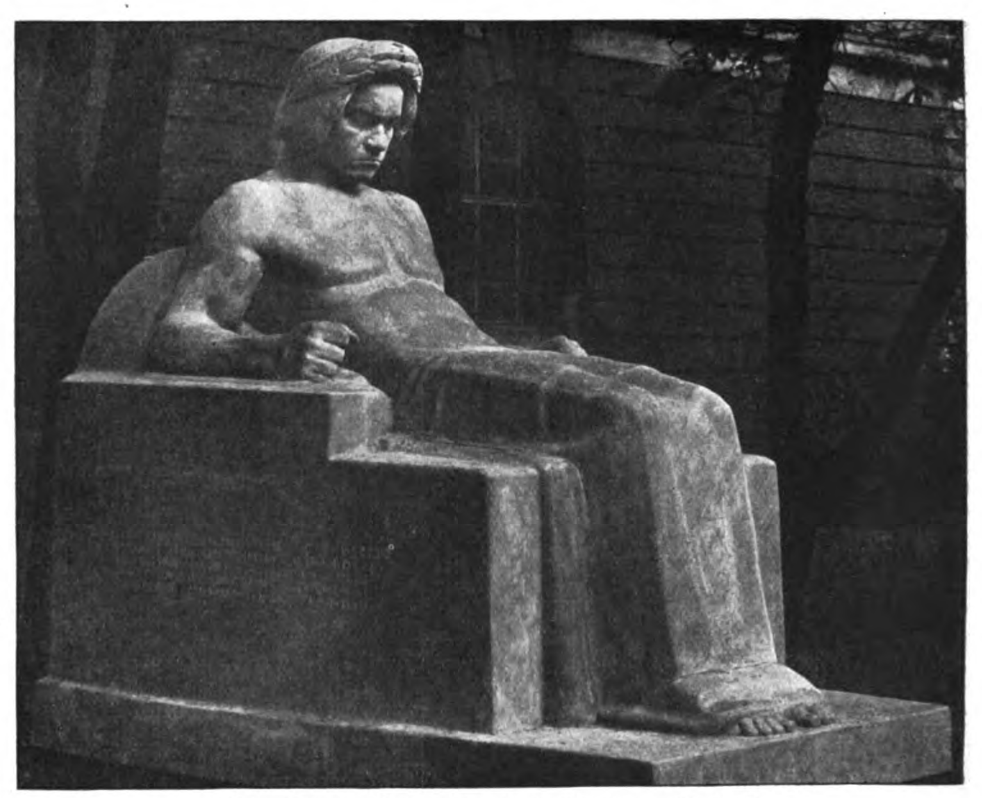
Nach dem Muster von Storcks bekanntem Opernbuch haben Paul Schwers und Martin Friedland für die Muthsche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart ein Konzertbuch verfaßt (fast 500 Seiten; in Leinen geb. 6 M.). Zu allen heute als sicherer Besitz unsrer Orchesterliteratur geltenden Tonwerken, soweit sie uns noch zu Gehör kommen, findet der Konzertbesucher hier Einführungen in deren Empfindungs- und Stimmungsgehalt und in die gedanklichen Absichten der Tonschöpfer, denen außerdem jedesmal eine ästhetische und musikgeschichtliche Gesamteinführung gewidmet ist.

Tolstoj der Dichter

hat sich durch den Nebel, den eine Zeitlang die Überschätzung, um nicht zu sagen Kanonisierung, des Denkers und Propheten um ihn legte, erst wieder neu ans Licht ringen müssen. Je mehr der Sittlichkeitsprediger und Volksbeglücker dann wieder verblaßte, desto heller erstrahlte der Künstler und Dichter. Und nun erinnern wir uns, daß er so ursprünglich in den siebziger und achtziger Jahren zu uns kam: als Verfasser der großen Romane »Krieg und Frieden« und »Anna Karenina«, dieser beiden sich äußerlich und innerlich ergänzenden Werke, des gewaltigen Zeit- und Familiengemäldes aus der napoleonischen Epoche (1805—1820) und des erschütternden, aus den Tiefen des Gewissens geschürften Eheromans aus der russischen Gesellschaft von 1860. Dann erst, von diesen beiden machtvollen Werken mit emporgetragen, drangen die epischen Frühwerke zu uns, Volkserzählungen und Legenden, die Märchen und Jugenderinnerungen, der kleine, wie aus einem Gusse geflossene Roman »Hadschi-Murad« oder die durch ihre herrlichen Naturschilderungen berühmte Kaukasuserzählung »Die Kosaken«. Noch einmal erhob sich dann der große Erzähler Tolstoj zu europäischem Ruhm, als 1890 seine »Kreutzersonate« und sieben Jahre später der Roman »Auferstehung« erschien, aber in diesen Glanz mischten sich schon die verwirrenden Lichter des fanatischen Sittenreformers, dessen Lehren und Forderungen sich immer mehr in Utopien verstiegen, und der fast mit Selbstverachtung auf den reinen, tendenzlosen Dichter herabblickte. Immerhin gehören auch diese beiden Spätwerke des Erzählers Tolstoj noch durchaus zu seinem epischen Lebenswerk, und deshalb fehlen sie nicht in der zwölfbändigen Ausgabe, die der Verlag von Hesse & Becker in Leipzig jetzt von den Romanen und Erzählungen Tolstojs veranstaltet hat (geb. in Ganzleinen mit Goldpressung 50 M.).

Diese Ausgabe enthält die erzählenden Werke des großen Russen fast vollständig, jedenfalls alles das, was eben an Romanen, Novellen, Erzählungen, Legenden, Märchen und Erinnerungen besonders genannt worden ist. Sie kann aber auch in zwei Reihen zu je sechs Bänden bezogen werden, und wer will, darf sich sogar jedes Werk (drei Bände »Krieg und Frieden«, zwei Bände »Anna Karenina«, alles übrige in Gruppen vereinigt in je einem Bande) einzeln auswählen. Unter den Übersetzungen begegnen uns zum Teil neue Namen; Stichproben, verglichen mit älteren Übertragungen, zeugen für Originaltreue und flüssiges, sauberes Deutsch.

Tolstoj ist neben Turgenjew der Russe, der uns Deutschen am nächsten kommt und uns doch das Eigentümliche und Bodenständige aus seinem slawischen Volkstum nicht schuldig bleibt. Wir gewinnen an ihm, ohne Einbuße zu erfahren oder uns unserm Selbst zu entfremden. F. D.



Peter Breuer: Entwurf zu einem Beethoven-Denkmal

Von Kunst und Künstlern

Wettbewerb für ein Berliner Beethoven-Denkmal — Beethoven-Bildnis von Martin Hönemann — Albertina-Drucke: Trient und Schloßhof von Dürer; Kinderkopf von Rubens — Oskar Michaelis: Junges Mädchen — Heinr. Ed. Linde-Walther: Blick ins Zimmer — Adolf Münzer: Blumenstrauß — Otto Strützel: Märzmorgen — Rigi-Panorama gegen den Uri-Rotstock — Hugo Vogel: Wie ich Hindenburg malte

Die Berliner Beethoven-Ehrungen, an denen es beim hundertsten Todestage des Tonschöpfers gewiß nicht fehlen wird, und von denen man sich hoffentlich die Würde und die Einhelligkeit versprechen darf, die sich hier geziemen, haben in dem Wettbewerb für ein Berliner Beethoven-Denkmal leider einen verstimmenden Vorklang erfahren. Zunächst waren von der Stadt Berlin acht Bildhauer von Namen und Bedeutung, Künstler der jüngeren wie der älteren Generation (Ernst Barlach, Rudolf Belling, Peter Breuer, Georg Kolbe, Hugo Lederer, Ludwig Manzel, Otto Placzek und Erwin Scharff) zur Einreichung von Ideen-Entwürfen aufgefordert worden, aber das Preisrichterkollegium hielt keinen der eingelaufenen Entwürfe für wert, ausgeführt zu werden, und teilte den Bewerbern mit, daß man nunmehr einen allgemeinen Ideen-Wettbewerb für ganz Deutschland ausschreiben werde. Das geschah; es wurden die zur Wahl in Aussicht genommenen Plätze und die sonstigen Bedingungen bekanntgegeben, es wurde die Zusammenstellung des weitschichtigen Preisgerichts samt Stellvertretern mitgeteilt, es wurden die Preise und ihre Staffelungen festgesetzt — aber schon wenige Tage darauf las man in »halbamtlicher Verlautbarung«, daß »die vom Berliner Magistrat erlassene Ausschreibung zur Erlangung von Modellskizzen für eine künstlerische plastische Beethoven-Ehrung widerrufen worden« sei, da inzwischen andre Vorschläge für die beabsichtigte Beethoven-Ehrung eingegangen seien, die der Prüfung bedürften. Und dann hörte man, daß an Stelle des Denkmals ein Beethoven-Preis von 10 000 Mark geschaffen werden solle, der von der Preußischen Akademie jährlich (am 26. März) an hervorragend begabte, strebsame jüngere oder anerkannte ältere Tonsetzer deutscher Reichsangehörigkeit zu verleihen sei. Man mag über diese Wendung denken, wie man will, für die Bildhauer bedeutete sie eine Kränkung und Zurücksetzung. Proteste blieben denn auch nicht aus. Die Künstlervereinigung Berliner Bildhauer und der Künstlerverband deutscher Bildhauer richteten eine Eingabe an die Berliner

Stadtverwaltung, den so weit geführten, ja bereits praktisch begonnenen allgemeinen deutschen Ideenwettbewerb für eine plastische Beethoven-Ehrung wieder aufzunehmen: ein Denkmal könne durch keine andersgeartete Ehrung ersetzt werden, denn einer solchen fehle die menschliche und populäre Anschaulichkeit und öffentliche Gemeinsamkeit, und eben dieser Vorzüge wegen gehörten grundsätzlich Denkmalsehrungen unsrer Großen zu den unabweislichen kulturellen Pflichten der Reichshauptstadt, wo bisher für Beethoven eine solche noch fehle. Berlin sei mit seinem Entschluß, von dem Denkmal ganz abzusehen, im Begriff, einen Präzedenzfall von unübersehbaren Folgen für unsre öffentliche Kunstpflege zu schaffen. Wegen bisheriger Mißgriffe Denkmalsehrungen überhaupt zu meiden oder sie durch neutrale farblose oder materiell zweckmäßige Ehrungen zu ersetzen, würde nicht nur das kränkendste Mißtrauen gegen die lebenden deutschen Bildhauer insgesamt bedeuten, sondern ganz allgemein die offene Verleugnung gerade der ernsthaftesten Existenzberechtigung der Bildhauerkunst.

Von den beim ersten, engeren Wettbewerb eingelieferten Entwürfen bilden wir zwei ab, um den Lesern selbst ein Urteil darüber zu ermöglichen, ob es notwendig war, die Bemühungen um ein Berliner Beethoven-Denkmal im Keime abzubrechen. Wir setzen absichtlich eine Schöpfung der älteren Generation, die des 1856 geborenen Berliner Akademieprofessors Peter Breuer, ein Werk übrigens, das schon vor zehn Jahren aus freier Intention entstanden ist, wenn es inzwischen auch bemerkenswerte und glückliche Abänderungen erfahren hat, neben den Entwurf des um dreißig Jahre jüngeren Berliner Bildhauers Erwin Scharff, der sich in großen monumentalen Aufgaben bisher zwar noch nicht versucht, wohl aber für einige Porträtbüsten, insbesondere die Liebermanns und des Kunsthistorikers Prof. Wölfflin, viel Anerkennung geerntet hat. Während Breuer sich an die statuarische Lösung der Aufgabe hält, indem er die Persönlichkeit und das künstlerische Wesen Beethovens durch eine wenn auch monumental und symbolisch erhöhte Porträtplastik auszudrücken sucht, glaubt Scharff die Aufgabe nur durch eine freie, aus der schöpferischen Phantasie geholte und deshalb ins Gedankliche übersetzte Gestaltung bezwingen zu können, wobei ihm das ringsherum aus dem mehrfach gestuften Sockel hervorbrechende Wasser offenbar die elementar belebende, stets sich erneuernde Kraft des Begriffes Beethoven bedeuten soll. Dementsprechend ist auch seine Grundauffassung des Gefeierten der von Breuer gewählten stracks entgegengesetzt: bei Scharff herrscht die Bewegung, bei Breuer die wuchtige, gesammelte, nach innen gedrängte und verdichtete Ruhe vor, die freilich Energie genug hat, um sich jeden Augenblick zu neuer stürmischer Schöpfung aufrichten zu können.

Den Gedenk- und Festaufsatz dieses Heftes, der mit Absicht entgegen der allzu geläufigen Auffassung die Lebensbejahung Beethovens in den Vordergrund rückt, begleitet das Beethoven-Bildnis von Professor Martin Hönemann, das — selbstverständlich unabhängig von den Kleefeldschen Gedankengängen — derselben Auffassung huldigt. Längst schon schien es diesem Künstler beklagenswert, daß fast alle Beethoven-Bildnisse der neueren Zeit unter der falschen Vorstellung stehen und sie ins Volk tragen, dieser Meister der Töne sei ein düsterer, verbitterter Pessimist gewesen. Eine Vertiefung in Beethovens Leben und Werke lehrte ihn das Gegenteil — für den Menschen wie für den schöpferischen Künstler. Er fand einen großen, reinen Idealisten, der zwar hart mit seinem tragischen Schicksal rang, es aber heldenmütig zu überwinden wußte; er fand einen pantheistischen Naturverehrer, der aus den Wundern des Sternenhimmels und den Schönheiten der Landschaft



Erwin Scharff: Entwurf zu einem Beethoven-Denkmal

fromme Demut und erhabenen Aufschwung gewann. So beschloß er, schon beim hundertfünfzigsten Geburtstage Beethovens (1920), dieser Auffassung in einem übrigens an die besten zeitgenössischen Darstellungen angelehnten Bildnis Ausdruck zu geben. Dieses Blatt fand bei den mit dem Tondichter Vertrauten so viel Verständnis und Zustimmung, daß Hönemann seitdem seine Auffassung konsequent weiterverfolgt und in mehreren leise abgewandelten Beethoven-Bildnissen ausgeprägt hat, von denen das von uns wiedergegebene eins der jüngsten ist.

Die weiteren Kunstblätter dieses Heftes dürfen sich mit ein paar kurzen Begleitzeilen begnügen. Drei davon, Dürers »Trient« und »Schloßhof« und der »Kinderkopf« (Niclas Rubens) von Rubens, begleiten den Aufsatz über die Albertina-Drucke und finden dort aus der Feder eines berufenen Wiener Kunsthistorikers ihre gebührende Würdigung.

Wenn wir mit diesen klassischen Werken der Zeichenkunst ein modernes Bildnis, das »Junge Mädchen« von Oskar Michaelis, in einem Hefte zu vereinigen wagen, so geschieht es in der Zuversicht, daß die jugendliche Reinheit und edle Abgeklärtheit dieses Bildnisses, aus dem unmittelbar die Seele zu uns spricht, solche Nachbarschaft nicht zu scheuen braucht.

Die Bilder von Heinr. Ed. Linde-Walther, dem in Berlin heimisch gewordenen Lübecker, und von Adolf Münzer, dem Düsseldorfer Akademieprofessor, wollen in erster Linie nach ihrer malerischen Wirkung beurteilt werden. Das bunte Durcheinander auf dem »Blick ins Zimmer«, ein Zimmer, an dessen Ausstattung mehr als eine Generation gearbeitet hat, war gewiß nicht leicht zu dem gemütlichen und beruhigten Gesamteindruck zu zwingen, den es unter Linde-Walthers Hand gewonnen hat, und der Blumenstrauß ist einer von denen, die koloristischen Geschmack mit altmeisterlicher Exaktheit in der Zeichnung der sehr verschiedenartigen Blüten zu verbinden wissen, eine künstlerische Tradition des Blumenstillebens, die Düsseldorf wohl aus dem benachbarten Holland geerbt hat.

Landschafter durch und durch ist Otto Strützel, der Maler des »Märzmorgens«. Ein Dessauer von Geburt, dort und in Leipzig an der Kunstschule vorgebildet, hat er seine entscheidenden künstlerischen Einflüsse doch erst in Düsseldorf in der Nähe Dückers, Kröners, Irmers u. a. empfangen. Im Jahre 1882, als Siebenundzwanzigjähriger, malte er sein erstes größeres Bild, den »Sommerweiher«, der auf der Münchner Internationalen Kunstausstellung sehr gefiel und die Verbindung des Malers mit München, insbesondere Dachau, herstellte, wo dann sein späteres Schaffen eine entscheidende Wendung nahm. Hier lernte er auch Zügel kennen, unter dessen Leitung er seine ersten Versuche in der Darstellung von Schafen machte. In Willinghausen, der von Knaus gegründeten hessischen Malerkolonie, fand er die Landschaft und die Staffage dazu, bis ihn die Schönheiten des Isargeländes und der Dachauer Ebene aufgingen, die der in ihm ruhenden Klarheit und Weite so glücklich entgegenkamen. Der verklärten Ferne lichter Tage, zumal des Herbstes und des Vorfrühlings, helläugigen Blickes bis zur letzten Himmelslinie nachzuwandern, ist seitdem seine höchste künstlerische Freude geblieben.

Mit dem Rigi-Panorama gegen den Uri-Rotstock zeigen wir eine Zwillingsaufnahme zu dem »Nebelmeer in den Alpen«, das unser Februarheft schmückte. Auch die neue Aufnahme stammt aus der Kamera Meister August Rupps, in dessen Nachlaß sich einmal eine ganz Mittel- und Süddeutschland umfassende photographische Landschaftsgalerie vorfinden wird.

Nur selten, daß sich jetzt, von amtlichen Veröffentlichungen abgesehen, noch ein Kriegsbuch ans Licht wagt: was Erlebnis und Gegenwart zu sagen hatten, ist gesagt, große Geschichte und große Dichtung werden erst später sprechen. Aber die Kunst findet wohl noch ein Spältchen, durch das sie hindurchschlüpfen kann, schon weil sie die Wunden der Erinnerung nicht aufreißt, sondern besänftigt. Drum sei uns auch heute noch Hugo Vogels Erinnerungsbuch »Als ich Hindenburg malte« (Berlin, Verlag Ullstein) willkommen. Bringt es doch nach Briefen, die unmittelbar vom Kriegsschauplatz an die Frau des Malers gerichtet waren, nicht nur viele persönliche Charakterzüge und Gedankenäußerungen des Generalfeldmarschalls, in dessen Nähe Vogel eine gute Spanne des Krieges im Osten verlebt hat, sondern auch — was hier wichtiger und wertvoller ist — eine große Anzahl im Felde entstandener Zeichnungen und Porträtskizzen, die, meistens als Vorstudien zu Vogels großen Hindenburgbildnissen und Schlachtengemälden entstanden, oft lebendiger und anschaulicher wirken als seine manchmal etwas pathetisch freskenhaft geratenen Schlußwerke. F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Alfred Sattler in Braunschweig. Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Westermanns Monatshefte

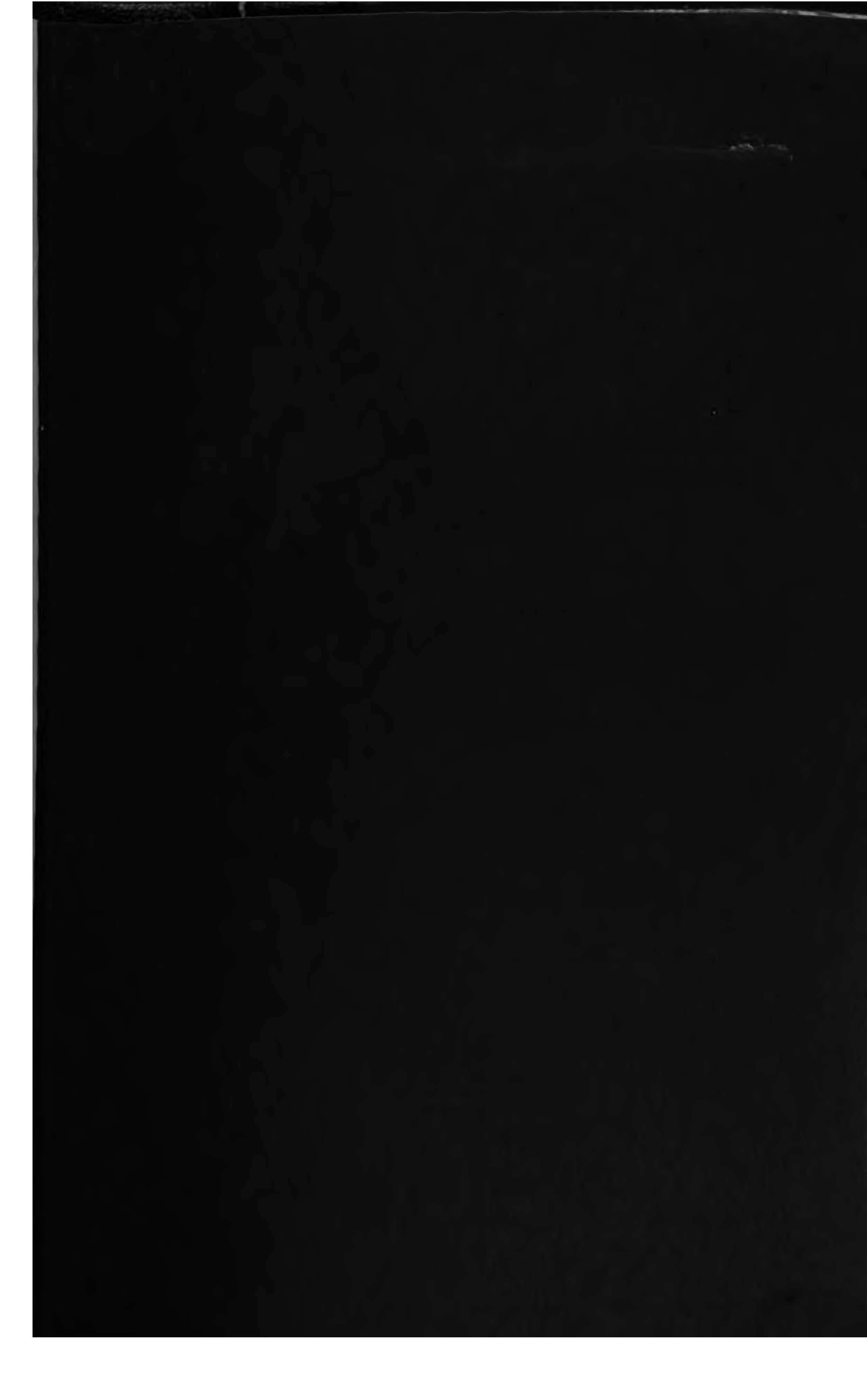


April 1927

71. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

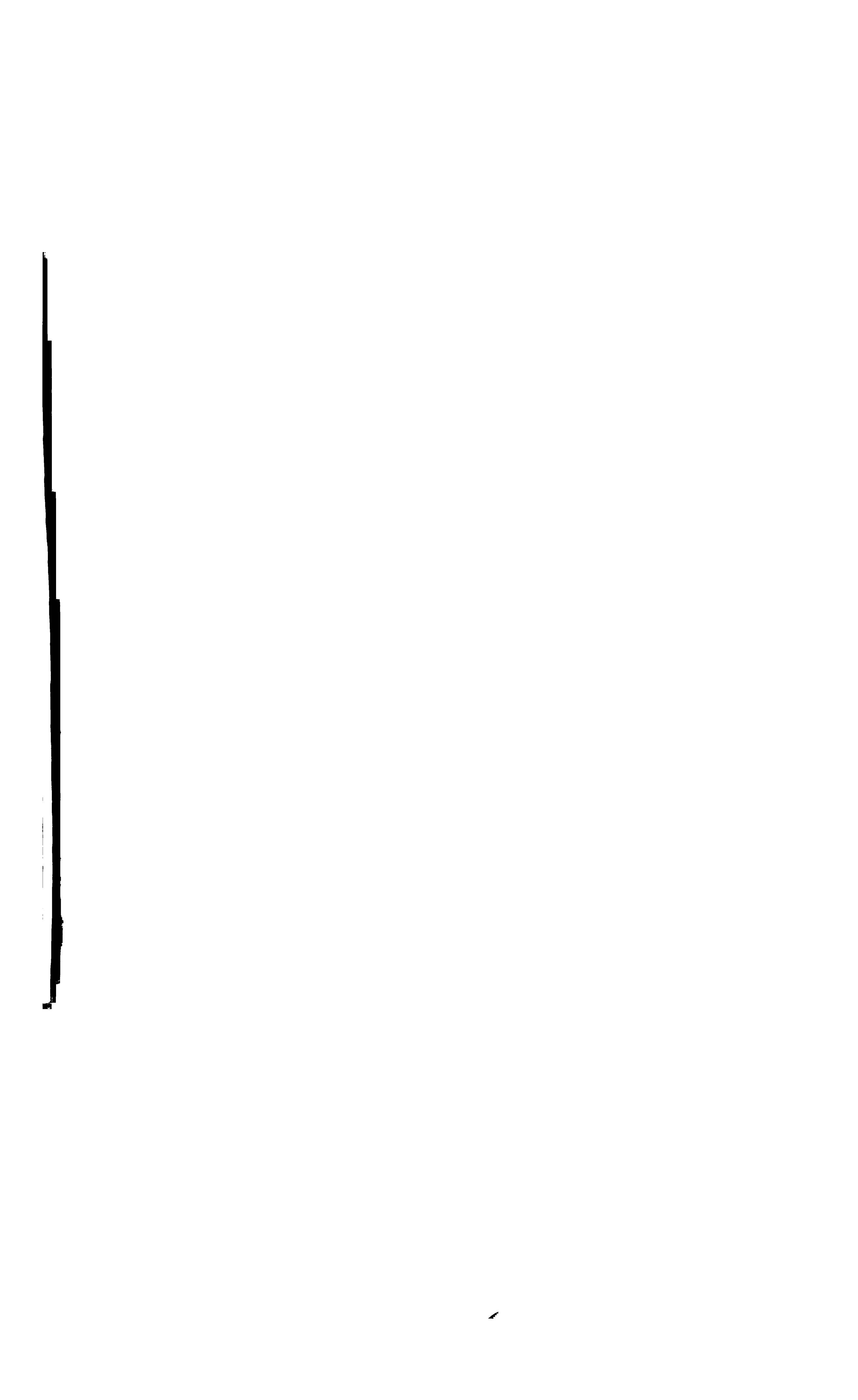
Verlag von Georg Westermann / Braunschweig / Berlin / Hamburg





Ludwig Muhrmann: Geflügelrupferin

Original im Besitz der Kunsthandlung Max Sinz in Dresden





Die Wandlung in Schloß Buchen

Roman von Elsa v. Bonin

I

Siehst du sie herausstürmen? Wie Wilde sind sie,« sagt der Größere der beiden, die eben das rote Haus des Friedrichstädtischen Gymnasiums passieren und zur Seite treten, um dem Strom der Schüler Platz zu machen. »Gerade so dumm und aufgeregt wie sie sind wir aus den Klassen gelaufen. Und ich wollte doch, ich wäre noch unter ihnen.«

Der andre — er ist nicht gerade zart im Bau, doch schmaler und kleingliedriger — erwidert, ohne die Augen den forteilenden Jungen zuzuwenden: »Wirklich? Wünschest du das, Tessen? Ich verstehe es wohl. Du warst immer so bei der Sache.«

Eine kahle, breite Vorstadtstraße liegt vor den schneller Schreitenden. Läden, in denen man abgestandene Waren feilbietet. Aus den Gemüsekellern steigt fauliger Geruch.

»Hast du denn wirklich niemals Sehnsucht, aus dieser scheußlichen Stadt hinauszukommen?« fragt der Größere. »Wie hältst du es aus? Ich stopfte am liebsten die Faust in die Augen, wenn ich morgens auf die Straße hinauskomme, und liefe blind weiter. Was für ein Hundeleben! Für uns kam alles zu spät.«

»Man weiß nicht genau, ob es früher viel besser war,« gibt Erich zurück. »Nun ja, natürlich, du brauchst mich nicht anzusehen, als wäre ich blödsinnig. Deine Einwände sind im voraus richtig. Vielleicht zum Beispiel wäre es gut gewesen, zu der Zeit jung zu sein, als ‚Vor Sonnenaufgang' geschrieben wurde und die Leute Muße hatten, sich darüber aufzuregen. Später ... ich weiß nicht.«

»So? Ist denn irgend etwas auszuhalten von dem, was heute vor sich geht?« gibt Tessen erregt zurück. »Das Theater vielleicht, das jeden Abend den gleichen Schmarren spielt, wenn es nicht einfach darauf verzichtet, zu spielen, und nur Fratzen schneidet und Glieder in die Luft schleudert? Der widerliche Zank der Patrioten? Und obenauf immer die Inhaber der niedrigsten Instinkte. Und wo du gehst und stehst, alles fremd, undeutsch —«

»Du machst erschrocken halt, Tessen, weil du jetzt auf die Juden schimpfen wolltest und noch gerade zur Zeit dich meiner erinnertest. Rede nur! Ich glaube nicht, daß unsre Freundschaft darüber in die Brüche geht.«

Ein Erröten ist über Tessens Gesicht gegangen. »Ach Gott, man weiß ja nicht aus noch ein.«

Das Gespräch stockt. — Wenn man schweigend die Straße tritt, wie eben jetzt, gibt jeder Schritt einen kurzen unangenehmen Knall, der das Ohr peinigt. Man bemerkt unruhig, daß das Tempo auseinandergeht, wechselt hier und da den Fuß und findet dennoch nicht den Rhythmus wieder.

Sie nähern sich der Seitenstraße, in der Tessens elterliche Wohnung liegt. Immer hat Erich den Freund bis hierher begleitet; zuweilen wurde noch gerade an dieser Ecke ein neues Thema hervorgeholt und erregt besprochen. Heute reichen sie sich mit ein paar verlegenen Redensarten die Hand.

Tessen setzt unruhig seinen Weg fort. Wie

selten stimmte er noch mit dem andern zusammen, von dessen überlegenem und beweglichem Geist er doch lange geführt worden war! —

Vorsichtig öffnet Tessen die Eingangstür der Wohnung und sucht sein Zimmer auf. Es ist meist noch Zeit bis Tisch, und er mag nicht gleich in das Eßzimmer eintreten, in dem schon lange vor der Mahlzeit die Familie sich zu versammeln pflegt. Hier wird der Streit ausgetragen; hier ballt sich aller Ärger zusammen.

Er setzt sich an den Tisch und beginnt zu lesen. Aber natürlich kommt man immer wieder von der Sache ab durch das Schlagen der Türen, dem fast regelmäßig von innerhalb der Zimmer eine ärgerliche Vermahnung folgt. Was für sonderbare Bücher gibt ihm Erich! Eigentlich ist ihm zuwider, was darinsteht. Die Sprache, in der sie geschrieben sind, hat etwas Abstraktes, ganz Entlegenes, als wäre sie nicht die natürliche und gebräuchliche.

Was hat denn nur der kleine Bruder wieder über seinem Bett für eine Dekoration angebracht? Das ist ja ganz was Neues. Ein Speer aus Pappe mit drei rätselhaften Buchstaben. Ach Gott, sie schwärmen von dem König und der Krone wie er.

Die schrille Glocke, die zum Essen ruft, rüttelt Tessen auf. Um den Tisch sind schon alle versammelt; ein ungeduldiger Blick des Vaters trifft den Zuspätkommenden. Dann sagt der kleine Bruder das Gebet auf.

»Hattest du denn heute länger Kolleg, oder machtest du Umwege?« fragt der Vater.

Tessen, die Augen gesenkt, erwidert, daß er pünktlich zurück gewesen sei und schon seit längerer Zeit in seinem Zimmer gelesen habe.

Die älteste Schwester wirft ärgerlich das Gesicht, das sie sorgfältig über das Essen gebeugt hielt, hoch: »Wenn du so viel Zeit hattest, konntest du doch endlich einmal die Tassen für mich abholen,« sagt sie.

»Schick Helmut!« antwortet Tessen.

Als Elisabeth das Zimmer verlassen hat, um nach dem nächsten Gang zu sehen, sagt seine Mutter, daß sein Verhalten sehr unfreundlich sei. Er wisse doch, daß seine Schwester diese Arbeit, mit der sie sich sicher die Augen verderbe, nur tue, um den Haushalt zu unterstützen. Verdiene er etwa? Nein. Er koste nur, und sein Studium werde noch Unsummen verschlingen. Sein Vater wirft mit einer energischen Bewegung den Rücken gegen den Stuhl.

Es wird schweigend gegessen. Der Kleine, der nie satt wird, bekommt von der Mehlspeise noch Tessens Portion.

»Kommt denn Ehrengard überhaupt nicht mehr zu Tisch?« fragt der Vater.

»Ich sagte dir doch, daß der Kursus bis sieben dauert,« antwortet die Mutter.

Der Vater erwidert, daß es auch am Ende möglich sein müsse, Schnellschrift und Schreibmaschine am Vormittag zu erlernen, und daß er jedenfalls es mißbillige, wenn ein so junges Ding heutzutage bei Dunkelwerden allein umherlaufe. Dann erhebt er sich unerwartet. »Hole deine Schwester ab, Tessen!« sagt er kurz, ehe er die Tür hinter sich schließt.

»Ich begreife Papa nicht,« setzt die Mutter die Unterhaltung fort. »Was will er denn? Dies war bei weitem der billigste Kursus, und es ist auch ganz gut, daß Eri wenigstens ausschlafen kann. Sie hilft doch auch im Haus.«

»Ich wüßte nicht, was sie im Haus täte,« antwortet Elisabeth.

Tessen schiebt den Kleinen vor sich her und verläßt das Eßzimmer.

Als er seinen Hut vom Haken nimmt und hinaustreten will, fällt ein schmaler Lichtstreif hinterrücks aus lautlos geöffneter Tür. Frau Doktor Delagi ruft ihm zu, er solle unten ein wenig auf und ab gehen, sie wolle auch gerade in die Stadt.

»Aber, Tessen, Sie machen wieder ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter,« sagt die Delagi, die den langsam Schreitenden eingeholt hat. »War Unfrieden bei Tisch? Ich bin ganz froh, daß ich ohne Essen gemietet habe, das muß ich schon sagen.«

»Meine Eltern wollten Sie ja gar nicht,« antwortet Tessen ungezogen.

»Nun, und Sie, Tessen?« erwidert Frau Delagi und sieht ihm ins Gesicht.

Warum, zum Teufel, hat er auf sie gewartet! Nun hat er sie auf dem Halse, und womöglich will sie wieder in ein Café wie neulich. Das geht jedenfalls nicht, denn er hat kein Geld mehr und hat Erich noch nicht einmal das Geliehene zurückgegeben.

»Wollen Sie denn wirklich die ganze schöne Studienzeit zu Hause absitzen, Tessen?« fragt Frau Delagi. »Menschenskind, muß man Sie erst darauf aufmerksam machen, daß man nur einmal jung ist? Was wollen Sie denn überhaupt werden?«

»Ach, ich studiere doch Jura,« gibt Tessen zurück. »Das wissen Sie ja. Beamter also wohl.«

»Ich denke, Ihr Papa ist Antirepublikaner? Komisch, daß er da seinen Sohn Beamter werden läßt!«

»Man muß leben, so oder so,« sagt Tessen zornig. »Es ist alles eins.«

Die Delagi stößt ein dummes Kichern aus: »Oho, voriges Jahr redeten sie anders!«

»Lassen Sie mich damit in Ruh'!« gibt er zurück.

Frau Delagi schiebt ihren Arm unter seinen. »Sie sind abscheulich brummig heute. Nicht einmal einen Blick werfen Sie auf mein neues Kleid. Was? Gefall' ich Ihnen nicht?«

Tessen lacht. Es ist auf einmal, als sei das

Eis, das um sein Herz herumlag, geschmolzen. Ganz laut lacht er. »Wie Sie fragen! Sie wissen doch genau, daß Sie hübsch sind.«

Sie sind am Stadtbahnhof angekommen, ein paar Atemlose laufen, sie anstoßend, an ihnen vorüber, der Zug poltert über ihren Köpfen. »Ich jedenfalls fahre zum Lindencafé,« sagt, stehenbleibend, Frau Delagi. »Und Sie?«

»Ich muß leider zu meinem Freund,« erwidert Tessen. Wie töricht, »leider« zu sagen!

»Wissen Sie was, holen Sie ihn ab und bringen Sie ihn ins Café, oder besser noch — er hat doch sicher Telephon —, rufen Sie ihn an, er soll hinkommen.«

»Aus so etwas macht er sich gar nichts,« antwortet Tessen beunruhigt. »Er nennt das einen widerlichen Betrieb.«

Frau Delagi — sie stehen mitten in einer Schlange, die, am Schalter wartend, langsam sich weiterschiebt — lacht laut heraus. Männer wenden sich nach ihr um. »Also dann muß er erst recht kommen,« erwidert sie. —

Frau Delagi hat in einem tiefen Sessel Platz genommen, den sie sehr schnell und geschickt in dem gutbesetzten Lokal herausfand. Sie zieht einen winzigen Spiegel hervor und beginnt mit verschiedenen Gegenständen auf ihrem Gesicht zu tupfen und zu streichen. Tessen blickt mit höhnisch verzogenem Mund auf Frau Delagi.

Wirklich gar nicht sehr lange, so tut sich die Tür auf, und Erich tritt ein. Er bleibt eine Sekunde lang an der Tür stehen, hebt den Kopf und blickt aufmerksam um sich. Dann erkennt er den Freund, errötet ein wenig und geht auf den Tisch zu. Frau Delagi streckt ihm ihren weißen, sanft gerundeten Arm über den Tisch entgegen. »Was sagen **Sie** dazu, Herr Kurtius, daß Ihr Freund immer nur zu Hause sitzt? Was hat man für Mühe, ihn flottzumachen! Heißt das jung sein? Sie machen's wohl ebenso?«

»Ich lese viel,« antwortet Erich. »Allerdings, solche Lokale besuche ich selten, ich gebe es zu.«

»Sie geben es zu? Reizend!« ruft Frau Delagi unnötig laut. »Wir müssen uns also geehrt fühlen, daß Sie kamen.«

Erich sieht ihr bei gesenkter Stirn in die Augen. »Sie amüsieren sich bei solchen Vorführungen wohl sehr gut, gnädige Frau?« fragt er.

Frau Delagi hebt den Kopf, wie ein Hund, der Witterung nimmt. »Wieso? Nun ja —«

»Sieh doch,« sagt Erich, leise den Freund anstoßend, »der große Herr mit der schwarzumrandeten Brille, den solltest du kennenlernen. Er ist bedeutend, wirklich. Doktor Diamant, eigentlich ein Pole. Du wirst von ihm wissen.«

Tessen betrachtet den Fremden, der, der Bühne den Rücken zugekehrt, zusammengekrümmt auf seinem Stuhl sitzt, eine Pfeife zwischen den Zähnen. »**Wer** ist das?« fragt er.

»Aber du, der politische Redakteur der Handelszeitung! Ein Freund meines Vaters. Ich könnte dich vorstellen.«

»Nein, nein, laß nur,« erwidert Tessen. »Er würde nur denken, ich wollte etwas von ihm.«

Erich sieht ihm erstaunt in die Augen. »Warum sollte er das?« fragt er bestürzt.

»Das müssen sie doch denken, und so ist es ja auch,« antwortet Tessen, der sich mit Schrecken seiner schreienden Stimme bewußt wird. —

Es ist nicht ganz leicht gewesen, die Delagi loszuwerden, die, als die Freunde aufbrechen wollten, ihnen schmollend vorwarf, daß man noch keinen Schritt getanzt und kaum miteinander gesprochen habe. Sie hatte sogar etwas fallen lassen von Unerzogenheit und schlechtem Benehmen gegen Damen, und einzig Tessens Angabe, daß es höchste Zeit sei, seine Schwester vom Kursus abzuholen, hatte sie besänftigt.

Nun gehen die Freunde seit einer halben Stunde schon in dem dunklen Hausflur auf und ab. Draußen fällt nasser Schnee, klatscht flach auf das Steinpflaster und zerfließt in dem Schmutz der Straße.

»Eigentlich ist doch der Kursus um sieben aus,« sagt Tessen. »Ob ich oben nachfrage?«

Erich stößt die Füße auf den Boden. »Sie wird früher weggegangen sein,« antwortet er. »Komm heut abend mit zu uns; ich friere scheußlich und habe Lust, mich endlich aufzuwärmen.«

Tessen ersteigt die Treppen des häßlichen Hinterhauses, findet mühsam im Dunkeln das Schild und läutet. Ein schlurfender Schritt. »Wer ist da?« wird von innen gefragt. Er nennt sein Anliegen. Es wird erwidert, die jungen Mädchen seien schon lange weggegangen. Ob denn das Fräulein heut hiergewesen sei, fragt Tessen. Das wisse man nicht. Hier gäbe es keine Spioniererei, ist die Antwort.

Bestürzt berichtet Tessen, nachdem er mühsam wieder abwärts getappt ist, das Gehörte dem Freund, der unruhig den Mund verzieht zum Lachen oder wenigstens zu einem scheinbaren Lächeln. »Sie wird noch Einkäufe machen,« erwidert er.

Tessen lacht rauh. »Die hat kein Geld zu so was, mein Lieber.« —

»Komm ein bißchen mit zu mir,« beginnt Erich nach langer Pause, da sie eilig die Straße queren, das Gespräch wieder. »Du kannst doch telephonisch absagen für heute abend zu Haus.«

»Dann kriegt man wieder patzige Antworten vom Bäcker, der nicht genug an uns verdient, um noch Botendienste zu machen,« gibt Tessen zurück. Aber nur sehr gering ist sein Widerstand, er weiß es wohl. Schweigend begleitet er den andern, der jetzt dem Platz und der stillen Straße, wo die elterliche Wohnung liegt, zustrebt. An den hohen Fronten der Eckhäuser glänzen die gespenstischen Lauffeuer der Reklame.

»Ach du, laß uns noch ein wenig herumlaufen,« sagt Tessen und blickt, stehenbleibend, verloren in die verwirrende Helle. »Man hockt eigentlich genug in den elenden vier Wänden. Das Leben ist verflucht grau für unsereinen.«

»Ja, so ist es eben immer verkehrt verteilt,« erwidert Erich. »Du hast Freude an diesen Dingen und gönnst sie dir nicht. Und ich, dem es gegönnt wäre, weiß nicht, was ich damit soll. Warum kriechst du nicht zuweilen ein bißchen in meine Kleider und freust dich an der Welt?«

»In dein Portemonnaie, meinst du,« gibt Tessen zurück. »Ich bin tief genug bei dir in der Kreide, Erich.«

»Das bedeutet doch nichts unter Freunden.« — — Man könnte nächtelang diesem schönen, heiteren Humbug zusehen! Gut, man täuscht sich ja keineswegs darüber, daß eine Unmenge Quatsch zusammengeredet wird in solch einem Betrieb. Aber entzückend wiederum sind diese Bilder, in denen an Seiden, Gold und Federn, und an Frauen auch, ein so wundervoller Überfluß ist, daß man meint — denn ohnehin sind sie sehr verkleinerte Figuren, da man auf entfernten, billigen Plätzen sitzt —, es müßten reizende Puppen sein, die man mit der Hand aufstellen und bewegen könnte und sanft mit den Fingern streicheln.

Erich lächelt über den erregten Bewunderer. Er hat immer fast, wenn Tessen sich losläßt, dies etwas ermattete, gute Lächeln auf dem Gesicht, das wohl eigentlich eine Überlegenheit vorstellt über dessen knabenhafte Lust an Glanzpapier.

Tessen öffnet vorsichtig die Tür des Schlafzimmers, hält eine Sekunde atemlos auf der Schwelle und tritt ein. Der kleine Bruder regt sich nicht.

Wie sollte es anders kommen, als daß Tessen mehr und mehr in die Schuld des Freundes geriet, der immer bereit war, vorzustrecken, und immer ein paar Mark in der Tasche hatte. Was verzehrte man denn groß, wenn man die Abende ein bißchen bummelte? Mal ein Glas Bier, einen Kaffee, ein paar Zigaretten. Die besseren Lokale waren einem ja doch verschlossen; mit dem überall abgeschabten, ruppigen blauen Anzug konnte man nicht antreten, und der unmögliche Cut, der aus einem alten Bratenrock von Onkel Benno hergestellt war, ging höchstens für Professorenbesuche. Da war es, das Leben, in allen Ecken und Enden dieser bunten, aufregenden Stadt, aber er lief nebenher. —

»Wo hast du denn eigentlich neulich gesteckt, als ich dich vom Kursus abholen sollte?« fragt Tessen seine Schwester.

Ehrengard sieht ihn schelmisch an unter gesenkter Stirn. »Brumm' doch nicht so, alter Bär. Ich hatte eben noch was vor.«

Tessen reckt sich. Unklare Vorstellungen irgendwelchen Unheils, das der Schwester drohen könnte, und das er, der große Bruder, unschädlich machen müsse, steigen in ihm auf.

»Ach, wie er das Gesicht in würdige Falten legt!« ruft dreist die Schwester und fängt unbändig zu lachen an. »Lieber, Guter, spiel' dich ja nicht als Präzeptor auf! Und damit du's weißt, mein Kursus dauert überhaupt nur bis sechs, und den Rest der Zeit vertreibe ich mir angenehmer. So! Nun kannst du's ja den Eltern wiedersagen.«

Erschrocken starrt Tessen ihr ins Gesicht. Wie sonderbar aufgeregt und hell klingt ihre Stimme! Ob die nicht ein bißchen »hysterisch« ist, wie man das so nennt? »Was machst du denn während der Stunde?« fragt er.

Aus Ehrengard ist natürlich nichts herauszubringen. Sie schweigt trotzig. Aber man müßte schließlich sehr unerfahren sein, um nicht zu merken, daß sie irgendeinen Mann kennt und mit dem herumläuft. —

So dringlich steckt ihm, dem Bruder, diese Angelegenheit im Kopf, daß er offenbar sechs-, siebenmal Ehrengards Initialen auf sein Heft gemalt hat. Denn im Kolleg stößt Erich ihn an, lacht und zeigt auf diese Buchstaben. Sie haben nachher ein sehr interessantes Gespräch darüber, denn Erich fragt und fragt, bis er es heraus hat. Und als es endlich gesagt ist, hat er wieder sein mattes Lächeln um den Mund und erwidert: Ja, so sei es nun. Er, der Brave und Schüchterne, liebe und verehre dies schöne, blonde Mädchen nun schon lange, vom erstenmal an eigentlich, als er sie beim Eislaufen gesehen habe. Er habe sich nicht einmal getraut, den Bruder etwas davon merken zu lassen, und nun sei da irgendeiner hergekommen und führe unbekümmert aus, was zu tun ihm sein Herz verwehrt habe.

Tessen denkt viel zu oft an Ehrengard und ihren Freund, den er doch nicht einmal kennt. Es kommt sogar schon bei Tisch zu kleinen Witzeleien über diese Angelegenheit zwischen ihnen. Aber dann wieder, wenn er sich die Sache ruhig überlegt, schämt er sich, so halb und halb mitzumachen, anstatt, wie sich das gehört hätte, gegen diese liederliche Angelegenheit anzugehen.

Wie sich das gehört hätte! Du lieber Gott, mit der alten gut bürgerlichen Moral kam man doch heute nicht mehr weiter. Von morgens bis abends geschahen Dinge, die sich nicht gehörten. War es zum Beispiel gerade sehr anständig, daß neuerdings — nun, es war schon mehrfach vorgekommen — Frau Delagi recht spät noch Herrenbesuche empfing und entließ, von denen der Vater natürlich nichts wissen durfte, während die Mutter ein Auge zudrückte, weil doch die neue Mieterin viel mehr gab als die vorige? War es angemessen, daß Ehrengard, das junge Ding, abends lange bei dieser zweifelhaften Dame steckte, angeblich, um Handarbeiten zu

machen, während die andre vorlas? Wer wußte denn, was sie vorlas? Und er — Gehörte es sich vielleicht, daß er, ein Habenichts, dessen Eltern mühsam das Studium zusammenkratzten, sich nachts mit reichen jungen Leuten, die er durch Erich kennengelernt hatte, in Bars und Dielen herumtrieb, in geliehenem Smoking natürlich, diese reichen Snobs für sich bezahlen ließ und zum Dank dafür sich verlegen hinter ihnen herdrückte, ihre Witze belachte und ihnen den Spaßmacher abgab? ...

»Wie war's denn gestern abend?« fragt Erich, als sie durch den matschigen Schnee der Tiergartenwege dem Westen zustrebten. »Ich sage dir offen, daß ich mich wundere, wie du es mit diesen Jünglingen aushältst, wenn es auch die Söhne unsrer Verwandten und Geschäftsfreunde sind. Nein. Ich kann jedenfalls keine Verantwortung für sie übernehmen.«

»Soll man sich noch aufspielen, wenn man nur so als Anhängsel daran hängt? Dem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul.«

»Das sehe ich anders an,« erwidert Erich. »Sie mögen dir lieber dankbar sein, daß du überhaupt mitgehst. Muß gerade ich dir Selbstbewußtsein predigen?«

»Ach, du, du!« gibt Tessen erregt zurück. »Du hast, was du brauchst. Deine Eltern sehen dir alles von den Augen ab und bitten dich geradezu: Amüsier' dich ja nur, mein Junge, und gib aus, was du kannst. Ein Motorrad könntest du haben, wenn du wolltest, und ein reizendes kleines Mädel hinten drauf, und könntest jeden Sonnabend nach Thüringen bummeln oder in den Harz — du — du!«

»Beneidest du mich, Tessen? Das macht mich sehr traurig,« entgegnet Erich.

Bestürzt starrt Tessen dem Freund ins Gesicht. Er ist blaß geworden und fühlt es erschrocken. Woher kamen ihm diese mißgünstigen Reden?

»Ich will meinen Vater um das Rad bitten,« sagt Erich und blickt freundlich in Tessens erregtes Gesicht. »Und dann fahren wir beide, du hauptsächlich, und du kannst ja auch Ehrengard einmal mitnehmen, wenn sie mag.«

Tessen, wie ein dummer, kleiner Junge, der sich schämt und nichts weiter weiß, fängt zu weinen an und wischt sich zornig mit dem Handrücken die Tränen aus dem Gesicht.

Dieser herrliche Plan, von dem Tessen wochenlang erfüllt gewesen, und an dessen Verwirklichung er niemals ernstlich geglaubt hat, ist ausgeführt worden. Eines Tags stand der Freund in Leder gewickelt vorm Hause und ließ Tessen aufsitzen. Dann fühlte der Beglückte zum erstenmal selber das eifrige Knattern unter den Schenkeln.

Ist das eine Lust! Vorn sitzt Tessen, und auf dem Soziussitz richtig Ehrengard, mit Erichs Autodreß eingekleidet, so gut es ging. Erich selbst kommt mit der Bahn nach. Zusammentreffen in einem einsamen Ort im Harz — Wanderung am Sonntag. Einen ganzen Kriegsplan wundervoller Unternehmungen haben sie in der Tasche. Und sogar die Eltern waren, nach einigem Hin und Her freilich, einverstanden gewesen. Nur daß Erich nachkam, wußten sie nicht; aber das ging sie ja auch rein gar nichts an.

Wundervoll, so die hellen Bänder der Chausseen zu verschlingen! Als rollte man die Welt auf und schluckte sie in sich hinein wie einen Filmstreifen. Wundervoll auch die Rast und das Verschmausen des Frühstücks!

»Soll ich mal deinen Freund ein bißchen in Rage bringen?« sagt Ehrengard und hält den Mund fragend offen, bereit, das letzte Stück Kuchen hineinzuschieben.

»Da bin ich begierig,« antwortet, noch kauend, der Bruder. »Der geht nicht auf euren Leim.«

Ein Lachen, das er von der Schwester noch nie gehört hat, ist die Antwort, girrend wie eine Taube. O je, o je — schlau sind die Mädel, und von dieser kann man schon glauben, daß sie so einem eingezogenen Kerl, wie Erich einer ist, gefährlich werden könnte.

»Weißt du, Tessen, so einfach hinfahren und wieder zurück, ohne irgendein Erlebnis, das gibt's bei mir nicht. Zeig' mal deine Karte her! So. Nun suchen wir uns ein Schloß oder Gutshaus aus, und da werden wir uns eine nette kleine Panne einrichten, am Abend natürlich, und das übrige laß nur mich machen.«

»Da sollen wir so einfach wildfremden Menschen ins Haus fallen?« fragt Tessen verdutzt.

»Na, bei Bekannten wär's doch gar nicht amüsant,« antwortet Ehrengard. —

Erich war schon an Ort und Stelle, als sie eintrafen. Stand wirklich am Dorfeingang. Hatte für Betten und Essen gesorgt und noch allerlei Leckereien mitgebracht, um das Mahl zu vervollständigen.

Tessen fand glücklicherweise denn doch vorher Gelegenheit, den Freund von Ehrengards Plänen zu verständigen: »Du, sieh dich vor,« hatte er gesagt. »Laß dich nicht dumm machen,« und war eigentlich ein wenig erstaunt gewesen, daß der Freund auch für diesen Fall ein Lächeln bereit hatte, aber diesmal ein ganz frohes.

Was sie nun da vorhatten, die zwei, war eigentlich ganz lustig zu beobachten. Der Erich glühte bald, das merkte man wohl, aber er blieb ruhig und besonnen.

Am Nachmittag gingen alle drei in den Wald, aber weit kamen sie nicht, weil der Schnee nicht mehr recht standhielt und unter jedem Tritt ein kleiner dunkler See sich auftat. Sie landeten bald wieder in der Wirtsstube. Da fand sich denn auch ein Musikkasten, der sogar die neue-

sten, platten Schlager spielte, und Ehrengard tanzte abwechselnd mit dem Bruder und mit dem Freund.

Als Erich und Ehrengard im Halbdunkel hinter dem großen grünen Ofen einen Augenblick innehielten, warf Ehrengard beide Arme um Erichs Hals und küßte ihn so ganz und gar unbändig, daß ihrem Bruder, der allein am Tisch saß, ganz heiß wurde und er zornig beschloß, sie zur Rede zu stellen. Tessen ging zum Wirt und ließ Polizeistunde ansagen. Ärgerlich erhob sich Ehrengard, wünschte kurz gute Nacht und ging.

»Ich hab's nicht tun wollen, glaub' es mir,« sagt Erich, als sie allein sind.

Aber plötzlich kehrt sich bei Tessen Scham und Zorn in Ungeduld und Unwillen um. »Ach, Unsinn,« erwidert er, »wozu so ein dummes Mädel ernst nehmen!«

Erich reicht ihm die Hand. »Das Böse ist nur, daß bei mir gleich immer alles wer weiß wie tief sitzt,« antwortet er. »Und am Ende wäre doch selbst für meine gütigen Eltern eine Verlobung in meinem Alter ein starkes Stück.«

»So was setz' dir ja nicht in den Kopf!« sagt Tessen. »Wenn's auch meine Schwester ist, so bist du doch mein Freund. Mit der wird keiner glücklich. Gute Nacht!« — —

Rückweg auf dem ratternden Pferd. Ehrengard hängt fest an Tessens Gurt und zählt ihm laut die Kilometersteine in die Ohren. »Du, Tessen, gleich muß es rechts abgehen nach Schloß Buchen. Hör' doch! Hast du verstanden?«

Hab' schon verstanden, denkt er, aber das dumme Zeug will ich dir schon austreiben, und rasselt weiter.

Ein paarmal wird wütend an seinem Gürtel gerissen, dann ein Ruck, ein Schrei. — Herrgott, sie ist runter! Da liegt sie richtig auf der Chaussee und winkt.

Ach was, das sind sicher Fisimatenten. Sie lagen doch gerade in der Kurve, als sie »abging«, und da wird er immer sehr langsam, unsicher, wie er noch ist.

Er fährt also weiter. Aber schließlich kann er sie doch unmöglich einfach liegenlassen so mitten auf der Straße. Wenn sie ohnmächtig ist und überfahren wird, hat er sie auf dem Gewissen. Halt also und zurück!

Höchste Zeit, denn wirklich hupt schon ein Wagen und hält. Zwei Herren, die sich erbieten, die Ohnmächtige ins nächste Krankenhaus zu befördern. Tessen hat fast angenommen, als ihn kalter Schrecken überläuft. Unmöglich kann er seine Schwester zwei wildfremden Herren anvertrauen, ebensowenig aber Erichs Maschine im Stich lassen.

»Vielleicht nach Schloß Buchen,« sagt er zögernd, »wenn die Herren so liebenswürdig wären. Es ist nur ein paar Minuten.«

Die Fahrt geht los. Ehe man sich's versieht, hält der Wagen und, ein wenig als Nachkömmling, Tessen vor dem Schloß.

Der Diener, der zunächst herauskommt, ist nicht sehr erfreut über die Ankömmlinge. Er werde melden gehen.

»Na, wenn's nichts ist, geben Sie Ihre Kiste hier in Verwahrung und begleiten uns,« sagt der eine der Herren.

Nicht lange, so öffnet sich von neuem die Tür. Der Diener tritt vor und berichtet, die Frau Baronin werde selber kommen. Ein Hausmädchen steckt die Nase aus dem Fenster, schreit auf und kommt herbei. Unmittelbar darauf erscheint die Frau des Hauses. Groß, hell und sehr imponierend.

Sie gibt sogleich Anweisungen, wie zuzugreifen sei, verabschiedet die Herren, die ihr offenbar bekannt sind, und begleitet alsdann die Leute, die Ehrengard wegtragen. Um Tessen kümmert sich niemand. Verlegen und besorgt, was er nun anfangen soll, steht er im Treppenhause.

Nach geraumer Zeit erscheint der Diener: Frau Baronin lasse die Herrschaften bitten, über Nacht zu bleiben. Das Fräulein Schwester sei aus der Ohnmacht erwacht und lasse den Herrn heraufbitten. Kein Grund zur Sorge!

Man führt ihn über Diele und Flur und öffnet ein mit magischem rosa Licht überstrahltes, entzückendes Zimmer. Im Bett, zwischen Spitzen und Seiden, liegt Ehrengard, und neben ihr, im Sessel, sitzt die Baronin. Da steht er vor dieser Pracht mit bespritzten Stiefeln in seiner fleckigen Windjacke, die er unmöglich ausziehen konnte, weil darunter geflickte Wollsachen staken. »Ich bin zu schmutzig, um eintreten zu können,« bringt er verlegen hervor.

Baronin Buchen erhebt sich und geht auf ihn zu. »Kommen Sie nur,« sagt sie. »Dort können Sie sich Hände und Gesicht waschen und nebenan dann die tausend Unterjacken ausziehen, mit denen Sie's hier drin unmöglich aushalten. Aber sagen Sie erst einmal Ihrer kleinen Schwester guten Tag, die wieder ganz munter ist. Ein bißchen zerschunden ist sie ja freilich. Warum haben Sie sie denn eigentlich hinunterfallen lassen und es nicht einmal gemerkt?«

»Ich habe es doch gemerkt,« antwortet Tessen.

»So? Also die Ohnmacht war wohl nur ein kleiner Schreck, und im übrigen ist alles heilgeblieben. Sollten wir nicht Ihre Eltern in Kenntnis setzen? Melden Sie nur gleich ein dringendes Gespräch an.«

»Wir haben kein Telephon.« Wie dumm er ist, deswegen rot zu werden!

»Nun, dann telegraphieren Sie eben. Aber das werde ich aufsetzen, sonst jagen Sie Ihre Eltern noch in Angst.« Sie nickt ihm zu und geht.

»Leih dir doch eine anständige Jacke von dem Diener oder Verwalter oder was es hier gibt.

So kannst du unmöglich zu Tisch kommen,« fährt Ehrengard auf Tessen los.

»Siehst du, das kommt alles von deinem dummen Hinunterfallen!« gibt er wütend zurück.

Ehrengard richtet sich im Bett auf, streicht sanft mit der Hand über ihren seidenen Überwurf und erwidert, er sei doch hoffentlich nicht so dumm gewesen, an ihre Ohnmacht zu glauben. Sie habe ihm von Anfang an gesagt, daß sie nach Buchen wolle, und wäre er nicht so eigensinnig gewesen, so hätte man alles bequemer haben können.

»Was? Nein, solch eine Unverschämtheit!« schreit Tessen sie an.

»Ach, spiel' dich nicht auf!« ist Ehrengards Antwort. »Übrigens habe ich mir wohl vergeblich die Mühe gemacht, denn in diesem Hause gibt es scheinbar nur Weiblichkeiten.«

Er ballt zornig die Fäuste vor diesem hübschen, frechen Gesicht und läuft ins Nebenzimmer, um die Jacken abzulegen. Aber hier muß er schleunigst wieder die Form wahren, denn der Diener tritt ein und breitet eine Auswahl von Jacken und Hosen vor ihm aus. —

Ehrengard muß im Bett bleiben, und das ist doch immer noch eine geringe Strafe für ihre Frechheit. Dem Bruder wäre es lieber gewesen, sie wäre jetzt neben ihm, anstatt daß er ganz allein, und noch dazu in einem Jackett, das ihn über den Schultern spannt, in das große, von Stimmen erfüllte Zimmer eintreten muß, dessen Türen der Diener mit einer feierlichen Geste vor ihm öffnet.

Da steht er nun und kommt sich recht kümmerlich vor, sucht vergeblich nach der Dame des Hauses, überlegt verwirrt, daß er nicht einmal weiß, ob ein Hausherr da ist oder nicht, und wird, als er schon fast den Fuß wieder zur Tür setzen will, um die draußen erst einmal ordentlich auszufragen, Gott sei Dank von einem älteren Herrn am Arm genommen und zu der Hausfrau gebracht, die sich in der Mitte des Zimmers mit andern Gästen unterhält. »So, da ist unser Motorfahrer,« sagt dieser Herr, »er war schon auf dem Sprung, kehrtzumachen, und Sie haben es nur meiner Umsicht zu verdanken, daß er nicht schon wieder von dannen klappert.«

Tessen wird vorgestellt und kommt sich sehr dumm dabei vor, immer wieder die gleiche Bewegung zu vollführen, die dem Gebaren eines Hampelmannes verteufelt ähnlich sieht.

Beim Essen, das in einem großen, weiß gehaltenen Saal eingenommen wird, hat er Gelegenheit, alles in Ruhe zu betrachten: den schön gedeckten Tisch vornehmlich, den Porzellan und Blumen schmücken, die Bilder und die Menschen, die daruntersitzen. Jung ist die Baronin nicht mehr. Wie alt, weiß er nicht recht, denn er versteht sich nicht darauf. Vergleicht man sie etwa mit Onkel Hermanns Frau, von der immer gesagt wurde, sie habe sich so glänzend konserviert, so mochten immerhin vierzig zusammenkommen. Der alte Herr ihr gegenüber, der noch kein Wort gesagt hat, wird Geheimrat genannt. Ist wohl ein Mediziner, sieht so aus wenigstens. Der neben ihr mit dem weichen, hängenden Haar wohl ein Musiker. Die Damen sind von umliegenden Gütern wahrscheinlich und unterscheiden sich von der Baronin wie Regen von Sommersonne. Und der den Scherz gemacht hat über den Motorfahrer, ist das am Ende gar der Baron, ihr Mann?

Nach Tisch gelingt es dem Eindringling endlich, ein wenig in die Unterhaltung hineinzukommen. Eine liebenswürdige junge Dame nimmt sich seiner an: O nein, der Baron sei lange tot, und schon seit sie denken könne, lebe die Baronin allein, freilich von vielen Gästen umgeben, denn eigentlich werde ihr Haus nie leer. Sie reise auch viel. Der Herr, der ihn angesprochen habe, sei ein bekannter Schriftsteller. Ein erstaunter Blick auf Tessen, der den Namen noch nicht gehört zu haben erklärte, dann verliert sich die junge Dame in Erläuterungen über die Damen und Herren der Nachbarschaft.

Zu später Stunde erst, als die fremden Gäste schon abgefahren sind, gelingt es Tessen, sich der Baronin zu nähern. Sonderbar: sie sitzt ganz allein in der Nähe des Fensters, den Kopf in die Hand gestützt, und keiner der Gäste, die am Mitteltisch noch lebhaft plaudern, scheint sie zu beachten. Ja, als er sich erhebt und, quer durch den Raum schreitend, ihrem Platz zustrebt, fühlt er sogar verwunderte Blicke, die ihm folgen.

Sie hebt das Gesicht und lächelt ihm freundlich zu.

»Ich hatte noch gar keine Gelegenheit, zu danken,« beginnt er. Seine Stimme ist leise und unsicher; verwirrt wird er sich dessen bewußt.

»Ach, das brauchen Sie auch nicht,« erwidert sie. »Sind wir Wegelagerer, daß wir sollten Verunglückte hilflos liegenlassen?«

»Ich muß morgen in der Frühe abfahren,« fährt Tessen fort. »Und meine Schwester ist doch ganz gesund und kann mitkommen.«

Baronin Buchen hat wieder den Kopf in die Hand gelegt und gibt keine Antwort.

Längst waren die Geschwister von dem abenteuerlichen Ausflug zurückgekehrt, und jeder schob seinen Karren geduldig weiter; Ehrengard heiter um sich blickend und immer wieder Gelegenheiten erspähend, die ihr Seitensprünge erlaubten; der Bruder mit verbundenen Augen und zugebissenem Mund. Nicht daß er so blind gewesen wäre, zu übersehen, daß Frau Doktor Delagi sich wieder lebhaft um ihn bemühte. Warum stand, wenn er zufällig ihr Zimmer passierte, denn schließlich ihre Tür auf, wenn nicht, um ihn einzulassen? Warum hatte sie

neben Grüßen und allerhand schalkhaften Bestellungen ihm durch die Schwester Süßigkeiten und Zigaretten zugeschickt?

Dem ersten Ausflug waren weitere fürs erste nicht gefolgt. Der Schnee lag hoch, und wenn man auch verabredetermaßen den Unfall als ganz harmlos hingestellt hatte, so waren doch noch wochenlang Vorwürfe und Bedenken von den Eltern vorgebracht worden, die einem an Wiederholungen die Lust vergehen ließen.

Erich ging im Frühjahr nach Genf. Das war abgemacht. Der würde schon die Welt durchwandern und alle Schönheit sehen, während man selbst sich hier jämmerlich im Kreise drehte, wie ein Esel, der mit verbundenen Augen das Wasserrad bewegt. —

War es denn zu übersehen, daß Ehrengard hinter dem Rücken der Eltern täglich fast Vergnügungsstätten besuchte, wobei Vorträge mit Frau Doktor Delagi den Deckmantel abgaben? Sie erzählte dem Bruder ganz fidel davon, und wenn er mit den Eltern drohte, lachte sie ihn aus. Sie werde einfach alles abstreiten. Er solle sich nur vorsehen. Und komme sie einmal hinter seine Geheimnisse, dann wehe ihm!

Seine Geheimnisse! Du lieber Gott! Wenn er für sich allein war, steckte er, wie der Vogel Strauß, den Kopf in die Federn, um auszuweichen vor der anwachsenden verzweifelten Wut, die ihn erfüllte gegen alles, was da war: Elternhaus, Geschwister, Studium und täglichen Kram. Nicht daß er diese Arbeit gehaßt hätte. Ach nein. Mit hungriger Gier fraß sich sein Verstand in diesen zähen Teig ein. Er hätte können mit vollen Backen kauen, wäre nicht immer um ihn herum der verfluchte Kleinkram gewesen, der Zank, die Vorhaltungen und das neidische Gerede: Ja, für dich muß natürlich das Geld beschafft werden. Dein Studium muß ja sein, wenn auch die Eltern und wir dabei darben!

Er wollte und er konnte nicht mehr. Die hämischen Reden der älteren Schwester waren nicht auszuhalten, wenn man auch hundertmal es ihr reichlich heimzahlte. Nicht auszuhalten waren die klagenden Aussprüche der Mutter, und am wenigsten von allem der müde und gänzlich unbeteiligte Ausdruck, den tagtäglich sein Vater von vergeblichen Laufereien für ein paar Prozent Provision nach Hause brachte.

Geheimnisse! Er hatte doch eins, von dem Ehrengard, obwohl sie eigentlich daran die Schuld trug, dennoch keine Ahnung hatte. Dies hinter den schneebehangenen Fichten gelegene Schloß war es, mit seinen reichen, strahlenden Bewohnern. Wenn er daran dachte, so kam es ihm vor, als habe er nur davon geträumt.

Auf das Dankschreiben, das er mit Ehrengard umständlich verfaßt hatte, war eine Karte mit Ansicht des Schlosses eingetroffen, auf der ein paar freundliche Worte standen.

Sie waren bald darauf bei Verwandten geladen gewesen, auf deren Bücherregal Tessen nach langem Suchen ein altes Taschenbuch herausfand, in dem Frau von Buchen verzeichnet war. Ihr Mann, Offizier in österreichischen Diensten, war bald nach der Heirat verstorben. Auch ein Sohn war dagewesen, den sie als Zwölfjährigen schon verloren hatte. Aber sie lebten damals offenbar in der Stadt; doch nein: »gestorben in Roßleben« — das war doch ein großes Internat, und der Junge war wohl dort in Pension gewesen.

Tessen hatte heimlich die Seite aus dem Buch gerissen und zu sich gesteckt. Wer fragte schließlich nach einem Blatt Papier aus alten Kalendern!

Wes das Herz voll ist, geht der Mund über. So kam es, daß Tessen dem Freunde lang und breit von dem Erlebnis berichtete. Er zeigte ihm sogar das Kalenderblatt und trug mit erregter Stimme alle Namen und Daten vor. Erich, in dem weichen, grauen Russenkittel, den er zu Hause trug, saß ihm gegenüber, lächelte ein bißchen; ja, das tat er wohl, meinte es aber nicht böse.

Wie anders als zu Hause saß man hier in diesem stillen, wohlbehüteten Zimmer! Wenn, was zuweilen vorkam, die Freunde sich verplaudert hatten, wurde Tessen aufgefordert, am Abendbrot teilzunehmen. Erichs Vater war ein bißchen sonderbar und von dem Sohn verschieden wie Tag und Nacht. Es kam vor, daß er sich plötzlich eifrig über das Kleid irgendeines weiblichen Gastes beugte, eilfertig den Stoff zwischen Daumen und Zeigefinger rieb und etwas Lobendes oder Tadelndes über die Qualität vor sich hinbrummte. Tessen bemerkte dann wohl ein Erröten auf dem Gesicht des Sohnes. Überhaupt war ein bißchen viel von Konfektion und Qualität die Rede in Erichs Elternhaus. Und eigentlich war man doch ein schäbiger Kerl: da saß man am Tisch des Freundes, tat liebenswürdig und wohlerzogen und hatte doch, vor kurzem erst, irgendwo unter großem Gelache den Alten kopiert, wie er mühselig vor den kurzsichtigen Augen die Stoffe betastete. Aber wer ist schließlich vollkommen?

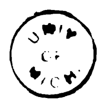
Wenn Tessen diese wohlschmeckenden und hübsch aufgetragenen Gerichte vor sich sieht, wird es ihm wirklich manchmal neidisch zumute. Er kommt sich vor wie von der Straße aufgelesen, daß er hier sitzt und dreister werdend immer eifriger zulangt. Er kaut mit vollen Backen, redet dazwischen viel und eilig, um die andern abzulenken, und fängt schließlich in äußerster Verlegenheit einen gutmütigen Blick des Hausherrn auf, der ihm zunickt und sagt: »Essen Sie nur, junger Herr, wir freuen uns darüber. Ich hab's auch genommen, wo ich's bekam, als ich jung war.«

Wenn Tessen sich dann von Erich verabschie-



Carl Kappstein: Ochsenwäsche

Mit Genehmigung der Galerie Gustav Ritter (D. Bianconi) in Bremen



det, liegt die Hand des Freundes einen Augenblick länger und zögernd in der seinen. »Nimm es so auf, wie er's meint,« sagte er leise.

»Aber wieso — was denkst du denn?« lügt Tessen dem andern verlegen ins Gesicht.

»Ich mag nicht, daß du häßlich von meinem Vater denkst,« ist die Antwort.

Der kleine Bruder hatte schon wieder allerhand Theaterkram über sein Bett garniert. Anstatt in die Bücher, steckte er die Nase in die Zeitungen, kaufte sich für die Groschen, die er den Großen abbettelte, Feldherrenbilder und machte Kränze von Papierlaub für sie. Rührend und kindisch zugleich. Als Tessen so alt war wie er, lief er mit den andern Jungen jeden Morgen zu den Bahnhöfen und schrie sich heiser, um den Truppen zuzujubeln, die ins Feld zogen. Da war mehr Leben darin als in diesen papiernen Herrlichkeiten! Teufel auch, war man dazu jung, um dem allen nachzuträumen, was verloren war?

Komisch war und blieb doch diese Frau Doktor Delagi! Steckte man den Kopf aus der Tür, so wurde sie auch gleich irgendwo auf dem Flur sichtbar, suchte ihren Rock oder die Schuhe, die die Morgenfrau jedesmal zu putzen vergaß. Und immer hatte die Delagi Geschäfte vor. Dies und das. Der Himmel mochte wissen, wo sie in dieser fürchterlichen Flaute immer noch Leute herbekam, die all das kaufen konnten, was sie vermittelte.

Natürlich hatte sie sich wieder angeschlossen und stapfte, ohne sich von dem scheußlichen Matschwetter verdrießen zu lassen, eifrig redend neben Tessen her. »Gott, Kerlchen, Sie könnten mir einen Riesengefallen tun,« sagt sie. »Ich habe ein großes Geschäft vor, nein wirklich, eine Riesensache. Aber der Käufer ist — wie soll ich sagen? — er geht nicht recht ran, und da muß ich einen Konkurrenten ausspielen.«

»Was denn für ein Geschäft? Wenn es nur nicht wieder so ein Hereinfall ist wie neulich,« antwortet Tessen.

»Aber keine Spur!« Ganz aufgeregt fährt der Kopf der Delagi zu ihm hinüber, und kaum noch kann Tessen sie von einem Auto zurückreißen, das unerwartet seitwärts einbiegt. »Eine ganz reelle Sache. Also wollen Sie oder nicht? Ich gebe Ihnen natürlich einen kleinen Gewinnanteil, sagen wir fünf Prozent.«

»Aber ich habe keine Ahnung —«

Nun, das sei doch ganz einfach; es handle sich um einen größeren Posten Eisenbahnbedarfsartikel, und Tessen müsse sich eben als Untervertreter einer ausländischen Aktiengesellschaft vorstellen, der auch kaufen wolle. Der andre Herr sei von der russischen Handelsvertretung.

Tessen brachte Bedenken vor. Er sähe doch noch so jung aus. Er habe keine Ahnung, was man rede in solchem Fall. Aber Frau Delagi ließ sich keineswegs von ihrem Plan abbringen. Sie werde alles vorbereiten. Die nötigen Papiere erhalte er von ihr. Es sei eine groß angelegte Sache und werde außerdem einen famosen Spaß geben. Natürlich dürfe er zu Hause nichts davon sagen. —

Die Tage vor diesem Ereignis verbrachte Tessen in großer Unruhe. Erich sah er kaum, und mehrfach schon hatte der Freund ihn nach dem Kolleg befragt, warum er denn gleich so eilig davonlaufe. Ob es nicht besser wäre, den Plan mit Erich zu erörtern?

Den Eltern hatte man etwas von einer Verabredung mit der früheren Prima vorgeredet, die sich angeblich bei Siechen treffen wollte. Es werde natürlich spät werden.

Mit einem von irgendeinem Freund der Frau Delagi entliehenen Smoking angetan, mit Lackschuhen, die ihn abscheulich drückten, machte sich Tessen auf den Weg. Die Delagi nahm ihn an der Untergrundbahn in Empfang. Er sähe gar nicht übel aus, meinte sie. Gut, daß man ihn endlich dazu bekommen hätte, sein Haar anständig zu frisieren, anstatt mit dieser unglaublichen Kleiderbürste herumzulaufen, die nur junge Leute am Heringsfaß tragen könnten. Ja, übrigens habe sich das mit dem Eisenbahnbedarf zerschlagen, und es sei nun ganz etwas andres im Gange, aber das erzähle sie ihm schon noch.

Auf seine Fragen, wohin man denn nun eigentlich gehe, wer erwartet werde, gibt Frau Delagi nur recht einsilbige Antworten. In der City verlassen sie die Bahn, wandern die Friedrichstraße hinunter, und unversehens findet sich Tessen im Vestibül eines größeren Etablissements, das offenbar Lukullus heißt.

Man tritt ein und nimmt an einem Tischchen Platz. Kellner umwebeln Frau Delagi, die Tessen auf einmal ganz fremd und vornehm vorkommt. Sie hat eine Art Perücke auf dem Kopf, von der schwarze Federn herabhängen, und ein Kleid von schwarzem Spitzenstoff über grüner Seide, Perlen um Hals und Arme. Tessen kümmert sich gar nicht um die Kellner und betrachtet sie. Er erschrickt deswegen recht sehr, als der Bedienende ihm unmutig, doch in tadelloser Haltung die in Goldpapier gebundene Weinkarte zuschiebt.

»Nimmst du wieder neunundsechzig, mon ami?« fragt Frau Delagi, die sich offensichtlich bemüht, ein bißchen ausländischen Akzent zu markieren, und umständlich ein Diner zu bestellen beginnt, das mit gebackenen Austern anhebt und mit ris à la Malta enden soll.

»Ich habe kein Geld für solches Zeug,« flüstert Tessen ihr wütend zu.

Frau Delagi winkt großartig ab. Sie erklärt mit liebenswürdigem Lächeln, daß sie alles bestens arrangieren werde. —

Jetzt wird es interessant. Erregt rückt die Delagi auf ihrem Stuhl herum und wirft süße Blicke hinter sich, wo, etwa vier Meter noch entfernt, ein auffallend breiter und großer Mann auftaucht. Der Riese naht, küßt Frau Delagi ungeschickt die Hand und blickt dann mit sanftem Grinsen auf Tessen, der ihm als »mein Bruder Tessen« vorgestellt wird. Der Riese hat gelbliche Hautfarbe, dunkle Augen und pechrabenschwarzes Haar.

Das war ja eine ganz verdammte Situation! Wie kam bloß diese Delagi dazu, ihn als Bruder vorzuführen? Welchen Namen hatte sie ihm gütigst zugedacht?

Oh, er braucht sich gar nicht lange den Kopf darüber zu zerbrechen. Beim Braten bereits, von dem die Delagi dem Gast sorgfältig auflegte, erfuhr man, daß Tessen die diplomatische Karriere ergreifen werde, da die Eltern ja Gott sei Dank durch den Besitz des Majorats einen wertvollen Teil ihres Vermögens hätten retten können. Schwestern? Nein, sie sei die einzige Tochter. Aber ein kleiner Bruder sei noch vorhanden. Nun, sie habe ja mit ihrem verstorbenen Gatten, der bekanntlich Konsul in Schanghai gewesen sei, meist im Ausland gelebt; da sei es ja um so härter, an die hiesigen kleinen Verhältnisse sich zu gewöhnen. Sie studiere hier Gesang, jawohl, und habe auf Wunsch der Eltern mit Tessen bei entfernten Verwandten Wohnung genommen.

Tessen saß während dieser Ausführungen mit offenem Munde da und glotzte — das war der richtige Ausdruck — aufs äußerste verblüfft der Redenden ins Gesicht.

Wie die faustdick log! Ja, zum Teufel, ist ihm denn der Sekt und was sie sonst zu sich genommen haben, dermaßen zu Kopf gestiegen, daß er schon beinahe selber diesen horrenden Unsinn glaubt? Doktor Delagi Konsul? Ein nach vielen Mühen geschiedener Ehemann, lebte er als Zahnarzt in Dessau und hatte zuverlässig das Land China nie gesehen.

Der Riese wandte sich hin und wieder mit aufmunternden Fragen an Tessen. Ob das Studium schwer sei; man verlange ja sehr viel in Deutschland bekanntlich. Wie angenehm für einen jungen Mann, eine so scharmante Schwester begleiten zu dürfen!

»Ach, ich würde ja auch sonst keinen Schritt vor die Tür tun, das weiß er genau,« erwiderte Frau Delagi und strich zärtlich familiär über Tessens Arm.

Unglaublich, solch eine Frechheit! Gott sei Dank, als der Riese sich einen Augenblick entfernte, um eine kleine, rundliche Dame mit Kanarienkopf zum Tanz aufzufordern, fand sich Gelegenheit, die Delagi zur Rede zu stellen.

Aber auf Tessens erste Frage schon ergoß sich ein unheimlicher Wortschwall aus ihrem Munde: Wie? Nicht einmal solch einen kleinen Gefallen wolle er ihr erweisen? Schäme er sich etwa ihrer? Das Ganze sei doch wirklich ein harmloser Spaß. — Ja, was wolle sie denn eigentlich mit dem Herrn, und wer sei er überhaupt?

Frau Delagi warf sich in ihren Sessel zurück und begann zu lachen. Er sei wirklich entzückend naiv, behauptete sie. Ob er ihr denn, nachdem ihre erste Ehe so unglücklich gewesen, nicht endlich ein wahres Glück gönne? Also kurz und gut, Federigo Bilman sei ein sehr reicher Deutsch-Brasilianer, der sofort Feuer gefangen habe und auch ihr große Sympathien einflöße.

Da Federigo den Tanz aufgegeben hatte und lärmend am Tisch Platz nahm, wandte Frau Delagi sich ihm wieder zu. Bald darauf entfernten sich beide, um zu tanzen, und Tessen blieb allein. Warum sollte er nicht auch ein bißchen jazzen, wenn auch die fremden Lackschuhe verzweifelt eng waren? Seine Augen suchten in der Runde — da, die Rote zum Beispiel. Er stand auf und strebte, ein wenig ungeschickt an der Wand sich vorbeidrückend, dem Tisch gegenüber zu, glaubte plötzlich jemanden hinter sich, wandte sich um und erblickte einen gut angezogenen Herrn mit glatten Gesichtszügen, der seinen Arm berührte.

»Verzeihung!« Ein Name wird undeutlich gemurmelt. »Ich fand soeben dies Taschentuch neben Ihrem Tisch —«

Tessen bedauert. Es müsse wohl jemand anders verloren haben.

»Vielleicht der andre Herr?« fragt der Fremde.

»Nein, der heißt mit B,« antwortet Tessen.

Der Herr entschuldigt sich und zieht sich zurück.

Da man schließlich nicht sicher sein konnte, war es immerhin besser, den Brasilianer zu fragen. Als Tessen den wieder vom Tanz Zurückgekehrten die Geschichte erzählte, fiel es ihm auf, daß Frau Delagi sich umständlich und etwas erregt nach dem Aussehen des Fremden zu erkundigen begann. Wo er sitze? Tessen solle mal unauffällig das Lokal durchqueren und Umschau halten. Der Brasilianer dagegen grinste und sagte, Tessen hätte ruhig das Tuch annehmen sollen, da das den Fremden offenbar sehr beglückt haben würde. —

Der Bummel gestern abend war doch viel ausgedehnter gewesen, als man zuerst angenommen hatte. Nach dem »Lukullus« hatte die Gesellschaft noch eine Bar und eine Reihe räucheriger Nachtlokale aufgesucht. Gegen Morgen hatte es irgendwo in der Vorstadt sogar Krach gegeben, weil Frau Delagi plötzlich der grüne Ring fehlte, dessen Smaragd lose gewesen war und den sie deshalb vom Finger gestreift hatte, um ihn in ihre Tasche zu legen.

Da alles Suchen vergeblich war, brach sie in Tränen aus. Der wundervolle Smaragd der

Großmutter, das alte, wertvolle Stück! Die Tasche hätte eine Zeitlang neben ihr auf dem Sofa gelegen. Man habe zweifellos hineingegriffen und den Ring entwendet.

Gott sei Dank, daß es Tessen beim Nachhausekommen gelungen war, unbemerkt durch die Korridortür sich durchzudrücken. Frau Delagi hatte sich schon vorher verabschiedet. Sie wolle lieber ein Hotel aufsuchen, da es ihr peinlich sei, so spät in einer Privatwohnung zu stören.

Verspätet im Kolleg natürlich. Erich, der Tessen begrüßte, fand ihn blaß und verkatert. Nanu, so unter dem Siegel der Verschwiegenheit wandle er mit dieser gräßlichen Delagi? Eine äußerst zweitklassige Person, und es wäre am Ende angezeigt, daß man Tessens Eltern einmal vor ihr warne.

Wieso das? Erich wollte offenbar nicht recht heraus mit der Sprache. »Es gibt allerhand sonderbare Leute, weißt du,« sagte er, »und wenn du auch gar nicht auf den Kopf gefallen bist, Tessen, so bist du doch viel zu treuherzig, um tenen wirklich auf den Grund zu sehen. Am Ende bist du auch schon ein bißchen verliebt in Frau Delagi. Sie legt es ja darauf an.«

»Ich? Ach bewahre! Woraus schließt du überhaupt, daß sie es probiert?«

Erich lachte. Das habe man doch merken können. Es geschähe wohl, um sich Tessens Hilfe zu versichern, denn solche Frauen hätten natürlich immer Gott weiß was vor.

»Was soll sie denn vorhaben?« fragte Tessen beklommen.

»Bist du schon ein bißchen verliebt?« war Erichs Gegenfrage.

Davon könne keine Rede sein. Er wüßte wohl, wer ihm gefallen könne, gab Tessen zurück. Aber die wäre weltenfern und würde ihn höchstens einen breisten, undankbaren Schuft nennen, wenn er mit solchen Gedanken an sie dächte.

Ach, das freute jede Frau, meinte der Freund.

Aber wütend, und doch im nächsten Augenblick beschämt, fuhr Tessen auf ihn los. So was käme überhaupt nicht in Frage. Turmhoch stehe sie über jedem Verdacht.

Der Freund lächelte, sagte ein paar besänftigende Worte und schob den Arm unter den Tessens. So strebten sie der Seitenstraße zu, wo Tessens Eltern wohnten. Beide schwiegen.

Als sie kurz vor dem Hause haltmachten, um sich zu verabschieden, stieß Erich Tessen an. »Der Mann da drüben, der uns stark aufs Korn genommen hat,« sagte er, »ist bestimmt ein Kriminalbeamter. Die Sorte erkennt man genau an der Tasche, die sie unterm Arm tragen, und an ihren unbeteiligten Mienen.«

»Glaubst du, der will was von uns?«

»Vielleicht von Madame Delagi,« gab Erich zurück. —

Es vergingen einige Tage, ehe es Tessen gelang, Frau Delagi wegen des sonderbaren Vorfalls zur Rede zu stellen. Man traf sich auf einmal nicht mehr auf Flur und Treppe. Klopfte man und bat um eine Unterredung, so war sie gerade bei der Toilette oder sonstwie verhindert.

Endlich, nachdem Tessen, der sogar deshalb ein Kolleg versäumt hatte, eine ganze Weile auf dem Trottoir gegenüber hin und her gewandert war, trat die Delagi aus dem Hause. Er beschloß, sich zunächst nicht sehen zu lassen, sondern sie von ungefähr einzuholen, und ließ ihr Vorsprung. Sie hatte den in einer Hausecke Verborgenen nicht sehen können. Als er sich gerade in Bewegung setzen wollte, bemerkte er zu seinem Erstaunen, wie aus einer nahen Destille eine männliche Gestalt mit ihm bekanntem Gesicht, eine Tasche unter dem Arm, auftauchte, sich harmlos nach allen Seiten umsah und Frau Delagi folgte.

Das war der Kerl von neulich, ohne Zweifel! Jetzt wurde die Geschichte aber interessant. Wenn er sich auf die Beine machte und sich unmittelbar hinter ihnen hielt, konnte er am nächsten Häuserblock links einbiegen, sie überholen und von der nächsten Ecke aus beobachten, was vorging.

Der Plan wurde ausgeführt, erwies sich aber als nicht sonderlich geistreich, denn eben verschwand Frau Delagi im Tunnel der Untergrundbahn. Aber da — der Begleiter folgte ihr. Mit knapper Not gelang es Tessen, noch hineinzukommen. Wie sollte er nun herausbringen, wo sie ausstieg?

Natürlich, sie war ihm entwischt. Aber auch der Begleiter schien ratlos. Tessen beschloß, sich wenigstens an den zu halten, und verließ mit ihm den Zug. Hierauf bestieg man die Straßenbahn, die irgendwo im Bayrischen Viertel verlassen wurde. Man ließ sich unauffällig in einer wenig einladenden Frühstückstube nieder. Oder vielmehr Tessen ahmte hier das Vorbild nicht nach, drückte sich still hinaus und wartete in angemessener Entfernung.

Frau Delagi kam. Ein unternehmendes Lächeln auf dem Gesicht, stolzierte sie daher. Sie nahm ein Ladenfenster in Augenschein, aber, wie sich erwies, nur, um dort das Nötige hervorzuholen und Lippen und Wangen zu verschönern. Sollte Tessen sie einfach in die tausend Arme der tückischen Spinne hineinlaufen lassen, die drinnen ihre Netze wob?

Frau Delagi fuhr zurück und erblaßte zusehends, so daß der rosige Puder abgezirkelt sich abhob. »Ein Kriminal?« wiederholte sie vollkommen außer sich.

»Er sitzt da drinnen. Machen Sie, daß Sie wegkommen,« zischte Tessen ihr ins Ohr.

»Aber dann läuft ihm doch der Brasilianer in die Arme, entsetzlich!« hauchte die Delagi.

Es war klar, daß ein Entschluß gefaßt wer-

den mußte, daß man unmöglich weiter hier in so auffallender Weise auf der Straße gestikulieren konnte.

»Ich gehe dort zu der Schneiderin,« flüsterte die Delagi. »Ein paar Häuser zurück habe ich gerade beim Vorbeigehen das Schild gelesen. Ich bleibe da, bis Sie mich holen. Sagen Sie dem Brasilianer, ich sei erkrankt.«

In was für ein blödsinniges Abenteuer hatte er sich da aus lauter Albernheit hineinbegeben! Himmel Herrgott, es schien denn doch stark so, als ob die Delagi ein schlechtes Gewissen hätte.

Da um die Ecke der Brasilianer bereits auftauchte, mußte Tessen sich beeilen, wollte er ihn noch rechtzeitig abfangen. Es gelang. Die Begrüßung war herzlich, und mit vielen Genesungswünschen verabschiedete der Brasilianer sich, nachdem er auf seine Karte ein paar Worte für Frau Delagi geschrieben hatte. Ob denn der junge Herr nicht anstatt der verhinderten Frau Schwester ein Gläschen mit ihm trinken wolle?

Tessen dankte, und nicht ohne Mühe gelang es ihm, sich von dem Allzuliebenswürdigen zu lösen.

Die Wohnung der Schneiderin hatte Tessen mühselig aufgefunden. Er klingelte, und sogleich wurden lebhafte Stimmen vernehmbar: »Jawohl, Frau Kommerzienrat werden das Kleid bestimmt am sechzehnten haben. Aber bitte, ich weiß doch die Ehre zu schätzen,« beteuerte eine helle, verbrauchte Stimme.

Einige Nuancen tiefer erwiderte die Delagi: »Schön, Frau Rüstzweig, und die Anprobe bei mir, nicht wahr, Tiergartenstraße elf. Wenn es paßt, kann das Auto Sie ja auch abholen. Das läßt sich wohl machen.«

Die Tür wurde geöffnet. Frau Delagi begrüßte Tessen erfreut und verabschiedete sich wortreich von der gerührten Schneiderin.

»Warum sagen Sie, Sie wären Kommerzienrätin und wohnten in der Tiergartenstraße? Das merkt sie doch,« fuhr Tessen auf.

»Was soll denn da zu merken sein?« erwiderte Frau Delagi entrüstet. »Ich habe doch das Kleid für meine Freundin Steinthal bestellt, und die ist doch Kommerzienrätin und wohnt in der Tiergartenstraße elf. Was fällt Ihnen ein!«

Die Karte des Brasilianers las Frau Delagi mit Interesse, riß sie in tausend Stücke und beförderte die in einen Gully der Straße.

»Warum haben Sie mir eigentlich den Blödsinn mit dem Kriminal vorgemacht, Sie kleiner frecher Kerl?«

»Sehen Sie doch hinein in den ‚Domino', wenn Sie's nicht glauben; da sitzt er sicherlich noch,« erwiderte Tessen höhnisch.

Frau Delagi ging schneller und wandte sich mehrfach unruhig um. »Es ist unerhört, daß mein geschiedener Mann mich immer noch beobachten läßt!« sagte sie entrüstet.

»Ja, was bezweckt er denn damit?«

»Gott, was wissen Sie Kind von Eifersucht und Leidenschaft!« antwortete die Delagi. »Er hat eben nicht von mir lassen können, der Arme.«

»Aber das finde ich unverschämt; verbieten Sie es ihm doch,« fuhr Tessen heraus.

Die Delagi blieb stehen und wandte sich ihm zu. Ein sanftes Lächeln zog auf ihrem Gesicht auf. »Liebe kann man nicht verbieten, Tessen,« sagte sie. »Es ist ja mit dem Brasilianer dieselbe Geschichte. Er läßt nicht locker, obwohl er weiß, daß ich fest entschlossen bin, keine neue Ehe zu schließen. Er bietet mir sein treues Herz, seinen Reichtum, alles. Aber ich weiß, daß ich nicht wanken werde.«

Wie sie theatralisch daherredet! dachte Tessen. »Ja, aber warum lügen Sie ihm denn vor, daß ich Ihr Bruder, und daß Ihr Mann Konsul gewesen und nun tot sei und sonst noch was?«

»Ist das so schlimm, wenn eine schutzlose Frau andern gegenüber sich brüderlichen Schutzes rühmt, um nicht vogelfrei dazustehen?« murmelte Frau Delagi. »Ich glaube, Sie haben mich arg mißverstanden, mein Freund.«

Nun stand die Trennung von Erich bevor. Der Freund wollte, ehe er die Genfer Universität bezog, noch ein wenig herumreisen, um die Ufer des schönen Sees kennenzulernen.

Wer ihn begleiten könnte! Immer unerfreulicher wurde es zu Hause. Tessens Verhältnis zu Ehrengard war dem Krach nahe, und schon lange machte er sich Vorwürfe, daß er, der Bruder, so einfach ihrem Treiben zusah.

Auch mit den Eltern hatte es wiederholt Zusammenstöße gegeben. Die Mutter hielt seit einiger Zeit in allem und jedem der jüngeren Schwester die Stange. Während für die ältere nie Geld da war, wurde für Ehrengard dies und das angeschafft. Hinter dem Rücken des Vaters erlaubte die Mutter ihr, an einem Tanzzirkel teilzunehmen.

Elisabeth, die Ältere, war eine abscheulich griesgrämige Person, das stand fest. Aber zuweilen, wenn sie, ehrlich bekümmert, begann, zwischen ihrem Leben und dem der jüngeren Schwester Vergleiche zu ziehen, so mußte man ihr recht geben. Hatte sie je an Tanzen und Vergnügungen denken dürfen? Der Krieg, der Krieg — das war ihre ständige Speise gewesen. Das endlose Herumstehen vor verrammelten Ladentüren, das Gejammer nach Fleisch und Fett. Kaum hatte man wieder den Magen voll gehabt, so steckte man von früh bis spät im Bureau oder mußte die Küche übernehmen, da es der Mutter zuviel wurde, und nebenbei pinselte man bunte Blumen und saftige Früchte auf Tassen und Teller. Nein, eigentlich war es nicht schön, daß er, der Bruder, stets bereit war, in das alberne Necken und Lachen der beiden

jüngeren Geschwister einzustimmen. Warum aber gab auch Elisabeth tagtäglich Gelegenheit für die Spottlustigen? War es nicht zum Totlachen, wenn sie, die Augen entzückt nach oben gedreht, von dem ersten und einzigen Ballfest im Kaiserlichen Schlosse berichtete, das sie erlebt hatte, und dann, von der dreisten Ehrengard dazu aufgefordert, theatralisch daherstolzierte, um die tiefe Verbeugung vorzuführen, die man ihr in der Tanzstunde eingeübt hatte? Konnte man ernst bleiben, wenn sie sich über die unanständigen Tänze von heutzutage entrüstete, die nur der Indezenz wegen die Herren so anzögen, sie, die man früher mühsam zum Tanz habe aus dem Rauchzimmer herausholen müssen?

Was war nur mit Ehrengard? Sie saß blaß und mit zusammengekniffenen Lippen bei Tisch, das war ihm schon gestern aufgefallen und heute wieder. Stellte man eine Frage an sie, so fuhr sie verwirrt hoch, schien zu überlegen und gab ungezogene Antworten. Sollte er nicht einmal mit Elisabeth davon reden?

Wenn man so etwas vorhat und kann sich nicht recht dazu entschließen, so schleicht man wohl um die Türen herum, hinter denen der Betreffende sich aufhält. So kam es, daß Elisabeth, die zum Abendbrot in der Küche hantierte, den Kopf eilig heraussteckte, um zu fragen, wer denn eigentlich da sei, den Bruder erblickte und daß sie — ob ihm irgend etwas anzusehen war oder nicht, konnte er selber nicht entscheiden — ihn an der Hand nahm und hineinzog in den unfreundlichen, von Bratdunst erfüllten Raum.

»Was ist mit dir, Tessen?« fragte sie und wischte ungeschickt die Hände an der groben Schürze ab. »Du hast ja sonst kein Vertrauen zu mir. Aber sieh mal, ich könnte dir doch vielleicht helfen.«

»Ich möchte fort,« stieß Tessen hervor. »Ich halt's nicht mehr aus.« Er wußte wohl, daß es ganz etwas andres war, was er eigentlich hatte sagen wollen.

»Ich glaube nicht, daß Geld da ist,« antwortete Elisabeth beklommen. »Möchtest du anderwärts dein Studium fortsetzen?«

»Zum Teufel damit!« gab Tessen zornig zurück. »Ich will in die Welt. Ich will sehen, wie sie aussieht. Als Schiffsjunge meinetwegen.«

Elisabeth schien über diese Eröffnungen sehr beunruhigt. Sie legte sich wohl gerade eine Predigt für den Pflichtvergessenen zurecht, aber daraus wurde nichts, weil mit Zischen und Gestank ein Topf auf dem Herde überkochte.

»Man wird schlecht und niederträchtig hier,« fuhr Tessen fort und konnte es nicht wehren, daß seine Stimme allmählich in ein wütendes Schreien umschlug. »Man lügt und schwindelt und wird zu guter Letzt noch stehlen gehen.«

»Aber, Tessen!«

»Jawohl. Und ich sehe ruhig zu, wie Ehrengard Liebschaften hat, und kümmere mich nicht darum, ob es schief geht. Und ich hasse dich und die Eltern und diese dunkle, muffige Wohnung und will fort — fort — fort!«

Wer legte da seinen Arm sanft um Tessens Hals? Wer streichelte sein Gesicht, hatte auf einmal eine gütige Stimme, die beruhigte, ob man's nun zugab oder nicht? Ihm waren bei diesem törichten Ausbruch sogar Tränen in die Augen gekommen, die er verlegen mit dem Handrücken zu verwischen versucht hatte. Wie der Kleine, der zuweilen solche unbegründeten Zusammenbrüche erlebte, wenn irgendein Spielzeug in Trümmer ging oder eine Verabredung nicht klappte, saß er da, der Student.

Elisabeth schob ihn sacht zur Tür hinaus und in sein Zimmer. Die Mama werde wahrscheinlich gleich herauskommen, und er solle sehen, daß er sich beruhige. Nach dem Essen würden sie alles durchsprechen und schon Rat finden.

Ja, als das Essen um war, kam Elisabeth zu ihm in die Stube, genau so freundlich und wohlmeinend wie zuvor. Aber um ihn herum stand ein harter, undurchdringlicher Panzer. Unmöglich, auf ihren Ton einzugehen. So war das eben: Was einmal kinderleicht schien, war ein andermal unüberwindlich schwer. Mauern waren aufgestanden zwischen ihnen. —

In den folgenden Tagen bemerkte Tessen, daß seine älteste Schwester vielfach mit den Eltern die Köpfe zusammensteckte. Ehrengard wurde beobachtet und unter Aufsicht gehalten. Wenn sie davonlaufen wollte, fand sich Arbeit für sie, die äußerst dringlich war. Der Vater schlug vor, sie zu begleiten. Zuweilen wurde auch der Kleine mitgeschickt. Tessen gegenüber hatten die Eltern ein vorsichtiges und freundliches Benehmen, und wie von ungefähr geriet eines Sonntagabends der Vater in seine Stube und schlug vor, daß man einen Spaziergang unternehmen wolle, um dies und jenes durchzusprechen.

Vater und Sohn hatten den lärmenden Platz überquert und wandten sich durch stillere Seitenstraßen dem Tiergarten zu. Hier war es ruhiger. Ob wohl in Nummer elf diese Frau Steinthal wohnte? Oder war das nur eins von Frau Delagis Märchen?

»Du hast über Ehrengard Äußerungen getan, die uns sehr beunruhigen, mein Sohn,« begann unerwartet der Vater die Unterhaltung. »Welche Tatsachen liegen diesen Behauptungen zugrunde?«

Tatsachen? »Tatsachen weiß ich nicht,« antwortete Tessen trotzig.

»Ich kann nicht annehmen, daß du so schwerwiegende Behauptungen aufgestellt hättest, wenn dir nicht tatsächliche Grundlage das Recht dazu gab,« erwiderte der Vater.

Dem Sohn war die Brust wie verschnürt, der Hals mit Blei zugestopft. Unmöglich, auch nur

eine Silbe vorzubringen. Wie hatte er nur so wahnsinnig sein können, diese Geschichte heraufzubeschwören? Wut erfaßte ihn gegen Elisabeth. Er würde sich gewiß hüten fernerhin.

Schweigend gingen sie weiter. Vielleicht war jetzt und nie wieder die Gelegenheit da, dem Vater auseinanderzusetzen, wie unglücklich er sich hier fühlte, daß er fortstrebte, daß alles ihm zum Ekel geworden war.

»Du willst dich also nicht äußern,« fuhr sein Vater fort. »Nun gut. Du hast ferner angedeutet, daß du es vorziehen würdest, dein Studium aufzugeben und ins Ausland zu gehen. Du wirst dich nicht wundern, wenn mich, als deinen für deine Handlungen mitverantwortlichen Vater, derartige Pläne beunruhigen.«

»Ach, Pläne sind es doch gar nicht,« erwiderte Tessen erregt. »Aber hier kommt man ja doch nicht weiter. Euch kostet mein Studium viel Geld, ihr schränkt euch ein, das bekomme ich tagtäglich zu hören, und das halte ich eben nicht mehr aus. Ich will auf eignen Füßen stehen.«

»Aus diesen etwas konfusen Äußerungen tritt mir das höchst unerfreuliche Leitmotiv entgegen, das ich gerade voraussetzte. Dir behagt eben die stille, gesammelte Arbeit nicht. Du möchtest leben wie dein Freund, dessen Milieu und Anschauungen überhaupt einen wenig vorteilhaften Einfluß auf dich haben.«

»Nein, gar nicht,« gab Tessen ärgerlich zurück. »Er hat einen sehr guten Einfluß auf mich. Ich war ein blöder, kindischer Bengel, ehe wir uns befreundeten, bin hinter Hans Drosedow und solchen läppischen Kerlen hergelaufen, die den Mund voll großer Reden haben und nichts weiter verstehen —«

»Du machst ihn denn doch zu schlecht,« sagte der Vater, während ein freundlicher Zug in sein Gesicht kam. »Der Junge ist nicht übel. Oft bedaure ich, daß er so selten zu uns kommt.«

»Wenn du aber glaubst, der lernt was, Vater, dann irrst du dich. Der steckt voll lauter überspannter Abenteurerei.«

Es war Tessen nicht einmal unangenehm, daß das Gespräch sich auf diese Art von ihm abgewendet hatte. Hans Drosedow bot ein weites Feld sozusagen und war schon lange der Zankapfel zwischen Papa und ihm. Auch der kleine Bruder pflegte erregt dazwischenzufahren, wenn auf Hans die Rede kam. Sie steckten immer zusammen mit allerhand großmäuligen Bengels, schnallten sich heimlich Dolchmesser um den Leib und spielten Soldaten. »Mag ja sein, Vater, daß du den Hans lieber zum Sohn hättest,« fuhr es auf einmal aus Tessens Munde.

»Empfindlichkeiten sind unter Männern nicht am Platze,« war die Antwort.

Eine Weile wanderte man schweigend weiter. Dann nahm der Vater doch noch die Gelegenheit wahr, sich des näheren über die Vorzüge Hans Drosedows auszulassen. Sei er nicht immer frisch und heiter, obwohl doch seine Mutter ihm kaum viel zur Verfügung stellen könne? Schon, wenn man seine strahlenden Augen sähe, würde einem warm ums Herz, habe die Mama neulich gesagt, und so sei es auch. Er aber, Tessen, trage immer eine weinerliche Miene zur Schau, sei unzufrieden und ohne Ideale und Ziele. Gewiß, als älterer Mann könne man den etwas überspannten Ideen dieser jungen Leute nicht folgen; immerhin freue es einen doch, zu sehen, daß sie überhaupt Ziele hätten.

Tessen hatte schweigen wollen zu dieser väterlichen Strafpredigt, die wohl nur gehalten wurde, um ihm zu zeigen, wo der Schuh drückte. Aber ehe er sich's versah, geriet er in erregten Widerspruch: Man werde ja sehen, was aus Drosedow werde. So einfach, wie der Vater sich die Lage der Jugend vorstelle, sei sie nicht. Wie ein verlorenes Fettauge schwimme man auf der Wassersuppe herum, habe keinen Zusammenhang mehr mit dem Einst und könne sich im Jetzt vollends nicht zurechtfinden. Für die alten Leute sei die Sache verteufelt einfach. Die einen hätten eben ihren Willen durchgesetzt und wären nun eifrig dabei, das Errungene zu befestigen; die andern wieder priesen das Verlorene, und seiner Rückkehr gelte ihre Arbeit. Die Alten wären also untergebracht, so oder so. Aber was sollten die Jungen anfangen, die nicht einmal wüßten, wie es gewesen sei, und noch viel weniger, wie sie es haben möchten.

Der Vater nahm diese Gelegenheit wahr, um auf das politische Gebiet überzugehen. Nun, wenn Tessen nicht wisse, wie es gewesen sei, so habe er doch, weiß Gott, seinen Vater zur Seite, der als alter Beamter genau Bescheid wisse. Und dann folgten in dem trockenen und sehr kategorischen Ton, den der Vater immer anwendete, lange Ausführungen, mit bissigen Scherzen spärlich untermischt. Der Sohn blickte nach den Lichtern, die eins nach dem andern, schließlich zu einer langen schimmernden Reihe an den Alleen angezündet wurden, und schwieg.

Zu Ostern, denn nun stand ja Erichs Abreise nahe bevor, war ein Ausflug zur Havel verabredet worden. Das letzte Mal wohl, daß man ruhig und ohne auf die eilenden Stunden zu achten, beisammen sein konnte. Um so unerfreulicher, daß man am Bahnhof auf eine Horde früherer Mitschüler stieß, die mit Fähnchen und Rucksäcken, auf denen Pfannen und Kessel thronten, daherstampften. Man war auch so herumgelaufen, gewiß. Ein wundervolles Indianerleben hatte man geführt in der Umgegend des riesigen Steinbaukastens der Stadt, in den Wäldern und am Ufer der Seen. Ja — es war schön gewesen. Aber heute hatten zwei Freunde, die eine lange, endlose Knabenzeit mit-

einander verbracht, Abschied zu nehmen. Sie waren beide ein wenig elegisch gestimmt und wollten mit dem Lärm nichts zu tun haben.

»Laß uns einen andern Zug nehmen,« sagte Erich.

Aber aus irgendeiner dummen Entschlußlosigkeit kam es nicht dazu, und ehe sie sich die Sache bedacht hatten, sahen sie sich schon von den Jungen umringt und begrüßt. Aus dem Zugfenster beugte sich ein großer, breiter Bursche, der sie anrief und zum Einsteigen aufforderte. Es war ihr früherer Mitschüler Hans Drosedow. Wo sie denn gesteckt hätten? Man sähe ja gar nichts voneinander! So, Erich wolle nach Genf? Fein, fein, aber warum bleibe er nicht lieber im Lande und nähre sich redlich? Also sie hätten heut eine Wanderung mit Abkochen vor. Ob die Freunde nicht mitmachen wollten?

Unmöglich, ganz abzulehnen. Erich und Tessen schlossen sich an. Sie schwiegen beide, und nur hin und wieder, wenn Drosedow gar zu eifrig Stellungnahme zu den hundert Problemen verlangte, die er in atemlosem Durcheinander aufrollte, sagte einer von den Freunden ein Wort.

Endlich konnten sie sich losmachen. Erich, der etwas zurückgeblieben war, rief plötzlich, da komme ja schon der Dampfer, den sie haben müßten, es sei höchste Zeit. Sie nahmen eiligen Abschied und liefen in gestrecktem Galopp zur Haltestelle. Mützenschwenken; laute Rufe vom Ufer her klangen ihnen nach.

»Mein Vater möchte mir den Hans Drosedow am liebsten als Vorbild hinstellen,« murmelte Tessen vor sich hin, »den großmäuligen Schwätzer und Besserwisser. Natürlich! Möchte wissen, wer es je seinen Eltern recht macht.«

»Du mußt nicht bitter werden, Tessen, wenn es auch schwerfällt. Ich wollte, du kämest mit mir. Mir wird's gar nicht so leicht, dich zurückzulassen, wie du am Ende denken magst. Wenn wir uns alles sehr billig und verständig einrichteten, würde schon das Geld für uns beide ausreichen.«

»Verführerische Pläne,« erwiderte Tessen bekümmert. »Aber laß lieber, Erich. Ich muß schon hierbleiben. Manchmal freilich zuckt es mir in den Armen, irgend etwas zu tun, um loszukommen, und wäre es auch ein Verbrechen. Lieber monatelang im Bauch eines Schiffes übers Meer fahren, als hier verfaulen im Bauch der großen Städte.«

»Könntest du das wirklich?« gab Erich betroffen zurück. »Den ganzen Tag nur immer das feurige Kesselloch sehen, in das du deine schwarze Speise hineinwirfst? Und nur den Rauch und Dunst atmen? Ich könnte es nicht, nein. Meine Ausdauer ist leider gering.« —

In dem dunstigen Saal des Gasthauses drehen sich die Tanzenden. Tessen und Erich sind hin und wieder unter ihnen. Am Tisch nebenan fand sich für jeden eine Partnerin.

Sie waren noch nicht lange da, als Erich den Freund anstieß und vorsichtig auf die Tür wies, durch die eben Drosedow mit den Schülern eintrat. Die Jungen ließen sich lärmend nieder, griffen ziemlich ungeniert nach den umstehenden Stühlen, gerieten in Streit mit den Tanzenden, die diese Plätze für sich in Anspruch nahmen, und waren bald nach ihrem Erscheinen der Mittelpunkt erregter Gesten und Redereien. Besonders ein paar junge Leute, die neben dem Tisch der Freunde ihren Platz hatten, fingen laut und aufreizend zu schimpfen an. Als Drosedow ihren Tisch passierend an einem von ihnen vorbeistreifte, stieß der Bursche grob nach ihm. Ein paar besonnene Leute brachten die beiden auseinander.

Da Erich mahnte, es sei Zeit, falls man den Zug erreichen wolle, erhoben sich die Freunde und verließen das Gasthaus.

»Ich brauchte die Ausrede nur, um wegzukommen,« sagte Erich, als sie langsam der Chaussee zuwanderten. »Wir haben noch Zeit, aber die Gesellschaft da drinnen wird bald Krach bekommen, und ich sehe nicht ein, warum wir uns daran beteiligen sollen.«

Dies also ist die letzte Wanderung, die sie für Jahre wohl, wenn nicht für länger, zusammen unternehmen. Hätte man denn diesen Tag nicht schöner verbracht, wenn man einfach dem schimmernden Band des Flusses nachgezogen wäre, anstatt sich in dem Dunst von tanzenden Menschen, Bier und Würsten niederzulassen?

Wer eigentlich von ihnen darauf verfallen war, konnte keiner sagen, aber vielleicht war es ganz gut so. Wenn sie spät nachts, in die Stadt zurückgekehrt, sich vor Erichs Haus verabschiedet hatten, würde jeder von ihnen müde und ein wenig übernächtig sich niederlegen. Und dann war ohne viel Federlesens dies Kapitel aus. —

So ähnlich kam es denn wohl auch für den Freund, aber für Tessen kam es anders.

Sie hatten beide wohl bemerkt, daß auch Drosedow und die Schüler den Zug bestiegen. Sie hatten sich ausdrücklich ferngehalten, denn auch auf dem Bahnhof war lautes Gejohl zu hören, das von den streitenden Parteien ausging.

Als Tessen sich von Erich verabschiedet hatte und langsam nach Hause ging, hörte er mit einmal weit hinter sich den taktmäßigen Schritt der Jungen auf der stillen Straße. Einer oder der andre fing zuweilen halblaut ein Lied zu singen an; ein paar Stimmen fielen ein und verloren sich wieder. Schließlich schwieg auch der Sänger. Dazwischen fiel mehrfach ein johlender Ruf. Plötzlich Schimpfen und verstärktes Gejohl — Pfiffe. Tessen hörte einen Aufschrei.

Dann sieht er eilig Laufende, fühlt sich am Arm gepackt: es ist Drosedow, der ihm, bleich

im Gesicht, zwei kleinere Jungen zuschiebt. »Ich habe den Kerl erstochen,« zischt er Tessen ins Ohr. »Ich muß fliehen, rette die Jungen!« Er stürmt weiter.

Tessen starrt rückwärts, hört Stöhnen und Flüche. Er packt die Jungen bei den Armen und beschleunigt den Schritt, biegt in Seitenstraßen, macht Umwege und Winkelzüge und steht endlich, die beiden zitternden Kerlchen an der Hand, im Hausflur.

Mit Mühe nur gelingt es, aus ihnen herauszuholen, wer sie sind und wo sie wohnen. Tessen überlegt hin und her: bringt er sie nach Hause oder läßt sie gehen, so laufen sie sicher der Polizei in die Arme, die, inzwischen wohl von der Sachlage unterrichtet, gerade nach Halbwüchsigen fahnden wird. Läßt er sie erst morgen früh nach Hause, so machen womöglich die Eltern, unruhig geworden, in der Nacht Lärm. Dann kommt alles erst recht ans Tageslicht. Da sitzen sie nun alle drei auf der Treppe und beraten, was geschehen soll, und mühsam nur reißen die Kleinen ihre schlafmüden Augen auf.

Schließlich macht sich Tessen doch auf den Weg, die Jungen nach Hause zu bringen.

Als er müde und froh, die Last los zu sein, zurückkehrt und eben den Schlüssel ins Schloß steckt, wird er leise angerufen. Es ist Drosedow. »Ich kann nicht nach Hause,« flüstert er. »Nimm mich diese Nacht mit zu dir. Ich muß Geld haben und machen, daß ich wegkomme, sonst lochen sie mich ein.« Das wird alles in großer Erregung flüsternd vorgebracht.

Tessen sieht scheu um sich. Nein, es ist wohl niemand in der Nähe. Er schöbe, weiß Gott, den andern lieber beiseite und schlüge ihm die Tür vor der Nase zu. Aber darf er einem früheren Kameraden den Schutz versagen?

Als sie endlich oben angelangt sind, wird Drosedow ins Bett gesteckt. Tessen schiebt ein paar Kissen unter und legt sich auf den Fußboden daneben. Eifrig beraten sie, was zu geschehen habe. Zunächst einmal die Kleidung. Unmöglich konnte Drosedow in seiner Hitlertracht auf die Straße. Man würde ihn womöglich erkennen. Er müsse leider um Anzug, Hut und Mantel bitten. Und Geld, wie sei es damit?

Tessen erwidert wahrheitsgemäß, daß er nur ein paar Mark habe. Es wird beschlossen, daß Drosedow früh das Haus verlassen und einen Bekannten aufsuchen solle, von dem er das Reisegeld zu erhalten hoffen konnte.

Vergeblich sucht Tessen über den Verlauf des Unheils Näheres zu erfahren. Der andre antwortet nur einsilbig. Man habe ihn plötzlich von hinten gepackt, doch sei es ihm gelungen, sich frei zu machen und umzudrehen. Er hätte seinen Dolch gezogen und den Angreifer erstochen.

Wer das denn gewesen sei? Drosedow behauptet, ihn gar nicht gekannt zu haben. Es steckten ja natürlich auch nur politische Motive dahinter. Aber gerade deshalb müsse er machen, daß er wegkäme. Er hält dann Tessen noch einen längeren Vortrag, in dem sehr viel von ihm selbst und seinen Zielen die Rede ist, und mitten darin läßt er eine Pause eintreten, in die Tessen hineinspricht, vergeblich aber, wie er bald erkennen muß, denn nur ein paar brummende Laute und ein Schnarchen antworten ihm. —

Tessen schläft nicht. Unruhig drehen sich seine Gedanken um das Erlebte. Ob der Bursche draußen tot ist oder nur verletzt? Und was wird Drosedow anfangen? Der geht also fort in die Welt und wirft den ganzen lästigen Ballast einfach von sich. Ach, wer mitkönnte! — — —

Lärm? Wo denn? Erschrocken fuhr Tessen auf. Herrgott, es war ja schon Morgen offenbar; heller Schein tanzte an der Zimmerdecke. Warum lag er denn an der Erde? Wo war Drosedow?

Tessen sprang auf: der kleine Bruder schlief, ruhig zur Wand gekehrt, unter seinen Bildern und Standarten, aber das Bett, in dem Drosedow gelegen hatte, war leer. Mantel, Hut und Anzug waren verschwunden. Daß er nicht einmal erwacht war, als der andre sich anzog!

Vorsichtig öffnete Tessen die Tür und lauschte. Da — Stimmen im Zimmer von Frau Delagi. Schluchzen und erregtes Weinen. Was hatte sie nur? Himmel, sie hatte doch nicht etwa diesen abscheulichen Brasilianer bei sich? ... Doch, eine Männerstimme offenbar.

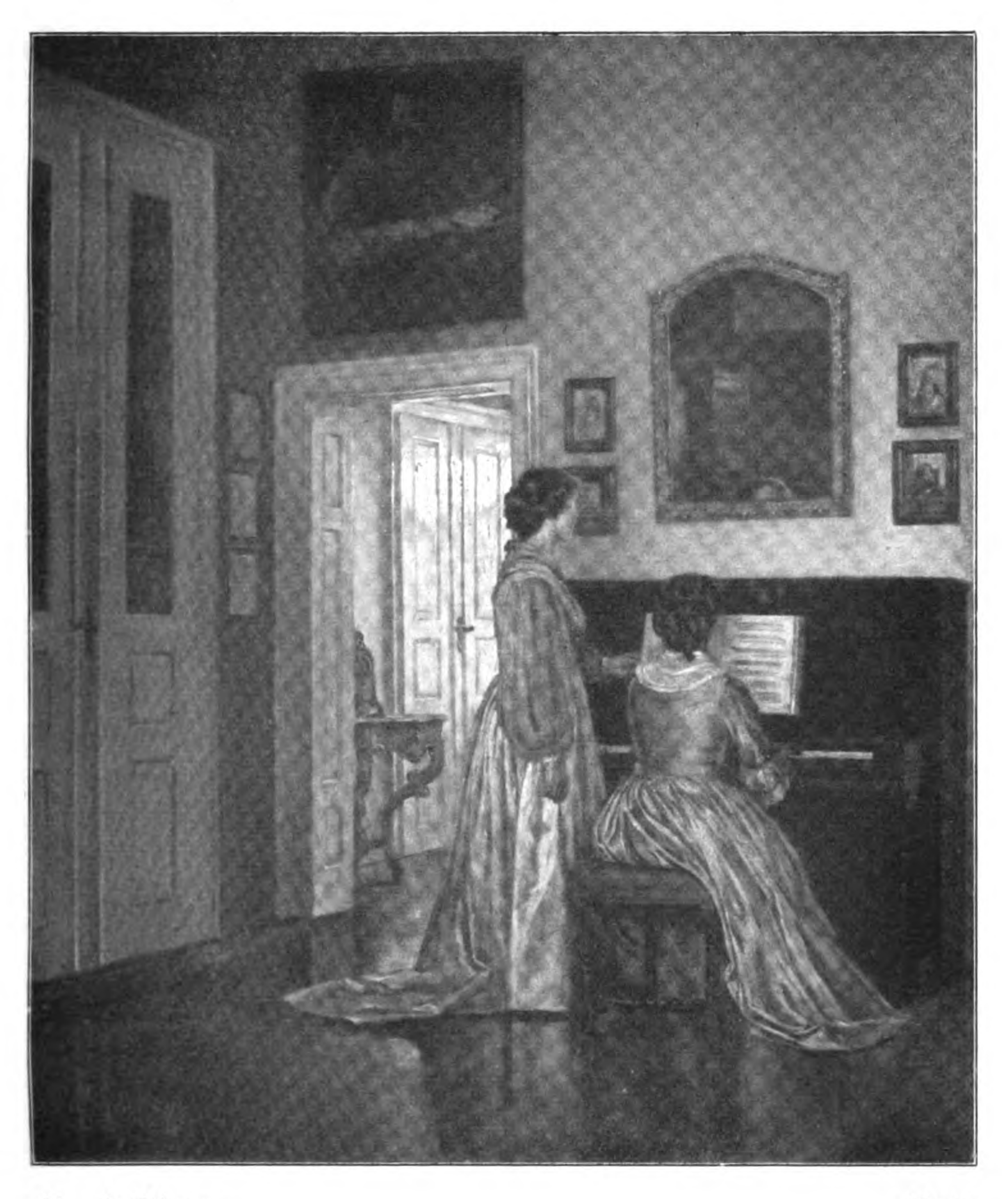
Leise schlich Tessen näher, um zu horchen.

»Ja, meine Dame, wenn Sie hier Lärm machen, müssen wir, so leid es uns tut, andre Saiten aufziehen.« Erneuter Tränenstrom der Delagi. »Es kann Ihnen doch nicht angenehm sein, wenn Ihre Wirtsleute auch noch von der Geschichte erfahren?«

»Wirtsleute, erlauben Sie,« wurde in kreischendem Tone erwidert. »Der Wirkliche Geheime Regierungsrat ist mein Onkel. Er würde empört sein, wenn er von Ihrem Benehmen eine Ahnung hätte.«

Offenbar waren zwei Männer dort drinnen. Tessen konnte deutlich den einen, der unter Schlüsselklirren sich jetzt an Schreibtisch und Kommode zu schaffen machte und zuweilen halblaut ein Wort fallen ließ, von dem andern unterscheiden, der nahe der Tür neben Frau Delagi Posto gefaßt hatte und sie zu beruhigen versuchte.

Tessen tappte leise davon, um seinem Vater Bericht zu erstatten. Aber schon im Eßzimmer trat ihm Elisabeth blaß und erregt entgegen. »Um Gottes willen,« flüsterte sie, »nicht zu Papa! Mit Mühe verheimlichen wir das Ganze vor ihm. Die Delagi muß sofort aus dem Hause, falls die Beamten sie nicht sowieso mitnehmen. Sorge dafür und sieh zu, ob du wenigstens die



August Rieper: Duett



Miete bis heute noch herauskriegst. Achtzehn Mark fünfundsiebzig. Und frage, wohin sie ihre Sachen haben will.«

»Aber wir können sie doch nicht einfach hinauswerfen,« fuhr Tessen heraus.

»Selbstverständlich,« erwiderte Elisabeth in festem Ton. »Und wenn du zu feige dazu bist, deinen Vater in dieser Sache zu vertreten, so werde ich es tun. Vor allen Dingen zieh dich mal anständig an, nicht wahr?«

Tessen schlich wieder zurück. Als er auf den Flur trat, hörte er Frau Delagi aufschreien und sah sie im Ringen mit dem Beamten vor der Tür seines eignen Zimmers. Die Tür flog auf.

Im Augenblick war Tessen neben ihnen. Er begrüßte Frau Delagi, die Miene machte, sich ihm an den Hals zu werfen, kühl und höflich, wendete sich dann zu dem Beamten und nannte seinen Namen.

Der Beamte ließ auf einmal den Arm der Delagi, den er festgehalten hatte, fahren, drehte sich hin und her, wendete sich dann Tessen wieder zu und fragte: »Sie sind doch der junge Mann, der mit Frau Delagi und dem angeblichen Federigo Vilman zusammen im ‚Lukullus' war?«

War das nicht derselbe Glattrasierte, der ihm damals das Taschentuch angeboten hatte?

»Sie sind wohl eben erst nach Hause gekommen, was?« fragte der Beamte weiter.

»Nein,« antwortete Tessen. »Ich habe geschlafen, hörte Lärm und wollte nachsehen, was los sei.«

»So?« Da Frau Delagi Miene machte, das Zimmer zu verlassen, trat der Beamte zur Tür und öffnete. »Hansen,« rief er, »die Dame möchte wieder in ihr Zimmer.« Frau Delagi entfernte sich.

»Ja, wann ungefähr sind Sie denn nach Hause gekommen?« fuhr der Beamte fort.

»Ich habe mit Frau Delagis Angelegenheiten gar nichts zu tun,« erwiderte Tessen. Zu blödsinnig, daß — er fühlte es wohl — eine Erregung, die er kaum noch verbergen konnte, sich seiner bemächtigte. »Ich habe sie einmal in das Restaurant und ein paar andre Lokale begleitet, bin mit ihr spazierengegangen, nichts weiter.«

»Das wissen wir ja alles schon,« antwortete der Beamte. »Sie haben allerdings Frau Delagi vor uns gewarnt, nicht wahr? Aber das wird ja weiter keine Folgen haben. Ich wüßte nur mal gern, wann Sie heute nacht nach Hause gekommen sind.«

Tessen war blaß geworden, er wußte es wohl. »Es kann etwa ein Uhr dreißig gewesen sein,« sagte er so ruhig wie möglich.

Der Beamte begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Er machte an dem Bett des Kleinen halt. »Der ist jetzt aufgewacht,« sagte er. »Sagen Sie ihm, daß er sich im Badezimmer anziehen und seine Sachen mitnehmen soll.«

»Das tut er sowieso,« erwiderte Tessen trotzig.

Der Kleine sah sich neugierig um, machte nicht recht Miene, aufzustehen, und mußte erst von Tessen auf den Trab gebracht werden. — Herrgott! Da lag groß und breit die Jacke von Drosedow samt Hose und Mütze.

Der Beamte näherte sich mit langsamen Bewegungen dem Stuhl, auf dem Drosedows Sachen lagen, ergriff zunächst die Jacke, hob sie an die Augen und begann sie genau zu besichtigen. »Ist das Ihre Jacke?« fragte er. Aber Antwort darauf schien er kaum zu erwarten. Er packte die Sachen zusammen, sah sich umständlich um, verschloß die Tür und forderte Tessen in ziemlich barschem Ton auf, sich anzuziehen. »Ich muß Sie zunächst einmal bitten, mit mir ins Präsidium zu kommen, wo sich dann das Weitere finden wird,« sagte er.

Es war ein sonderbarer Aufzug, in dem Tessen, an Frau Delagis Seite, mit den Beamten das Haus verließ und den wartenden Kraftwagen bestieg: voran die Delagi, wie immer elegant und auffallend gekleidet, Miene und Haltung voll königlicher Überlegenheit, dahinter der eine Beamte mit vollgestopfter Tasche, in der die Briefe der Delagi verstaut waren. Dann er, Tessen, ohne Mantel, mit einer Sportmütze, unrasiert, aussehend wahrscheinlich wie ein Jobber übelster Art. Den Schluß machte der andre Beamte, der indessen Drosedows Sachen nur schnell in das Auto hineinwarf, dem Kollegen ein paar Worte zuraunte und dann in das Haus zurückkehrte.

Die Fahrt ging los. Nur flüchtig hatte Tessen seiner Schwester mitteilen können, daß er in Sachen der Delagi mit aufs Präsidium müsse und wohl bald wieder entlassen werden würde.

Er hatte ein harmloses Gesicht zur Schau getragen, hatte sogar ein wenig belustigt den Mund verzogen, als er an Fenstern und Ladentüren Neugierige gewahrte, die offenen Mundes die Vorgänge bestaunten. Dann hatte er ein Gespräch über die Nützlichkeit der neuen Verkehrsordnung mit den Beamten begonnen, als befinde man sich auf einer angenehmen Spazierfahrt.

Frau Delagi, die nervös auf ihrem Sitz hin und her rückte, unterbrach dies Gespräch. Es müsse sich ja sofort aufklären; sobald sie einem höheren Beamten gegenüberstehe, würde dieser denn doch wissen, wen er vor sich habe. Mißgriffe kämen eben vor in diesen erregten Zeiten.

»Ob ein Mißgriff vorliegt, meine Dame,« antwortete der Beamte gekränkt, »wird sich erweisen.«

Frau Delagi überhörte seine Entgegnung. »Ich bin jedenfalls untröstlich,« fuhr sie fort, »daß Sie, lieber Tessen, auch noch in diese Angelegenheit, die ich natürlich der Rachsucht gewisser Leute zu verdanken habe, hineingezogen werden.«

Nicht sehr angenehm wirkte die Einfahrt des Wagens in den großen, düsteren Vorhof des

Präsidiums. Man stieg aus, und Tessen wurde samt dem Kleiderpaket und einigen Notizen einem mürrisch dreinschauenden Polizisten übergeben, dem er über Treppen und Flure endlos folgen mußte, bis sie einen öden Raum betraten und niedersaßen, um zu warten.

Fortwährend traten Leute ein und gingen wieder. Sie wurden von einem Manne, der am Tisch saß und schrieb, abgefertigt. Meistens ließ er den Eingetretenen eine Weile reden, ohne hinzuhören, offenbar bis er seinen Satz niedergeschrieben hatte. Dann hob er ruckweise aufmerksam werdend den Kopf und sagte nur: »Gehört nicht hierher; Zimmer soundso.«

Nach langem Warten trat ein glattrasierter Herr von zierlicher Gestalt in die Tür, winkte und ließ Tessen und seinen Begleiter ein. Nach kurzem Bericht und Übergabe der Sachen verließ der Polizist das Zimmer.

»Ich bin hierhergebracht worden wie ein Verbrecher,« begann Tessen erregt, »obwohl ich nichts getan habe, sondern nur mit einer Dame, die anscheinend etwas ausgefressen hat, in ein paar Lokalen gesehen worden bin.«

Der Kommissar blickte ihm belustigt ins Gesicht. »Sehr schön, wenn der Fall so einfach liegt,« antwortete er. »Die Sache gegen Delagi und Bilman bearbeitet ein Kollege von mir. Sie sind hier aus anderm Grunde.«

Herrgott! Tessen hatte sich noch nicht einmal überlegt, was er eigentlich angeben und was verschweigen sollte.

»Sie sind ja doch ein intelligenter Mann, nicht wahr,« fuhr der Kommissar fort. »Sogar ein Kollege, Jurist, ist es nicht so? Da werden Sie ja wissen, daß Schwindeln nichts hilft.« Er griff nach Drosedows Jacke und hielt sie hoch. »Vorn auf Ihrer Jacke hier sind Blutspritzer, ziemlich frische. Haben Sie vielleicht Nasenbluten gehabt, oder was ist das? Daß wir unter dem Mikroskop sofort sehen können, ob es sich um Hühner- oder Menschenblut handelt, wissen Sie ja wohl.«

»Das ist nicht meine Jacke,« gab Tessen zurück.

Der Kommissar hob den Kopf und sah ihm in die Augen. »Ah so? Ja, wem gehören denn diese Sachen?«

»Einem Bekannten. Den Namen verweigere ich«, antwortete Tessen.

»Wie kommen die Sachen in Ihr Zimmer?«

»Er übernachtete bei mir und wechselte seine Kleider.«

»So. Er zog wohl Sachen von Ihnen an?«

Vorsicht jetzt! Sie würden im Handumdrehen die Farbe von Hut und Mantel heraus haben und in alle Winde drahten. »Nein, er hatte eigne Sachen und zog sich bei mir nur um.«

Aha. Der Kommissar versuchte eine Beschreibung der Sachen aus ihm herauszuholen. Tessen gab sie umständlich nachgrübelnd und so allgemein, daß es beinahe für jeden paßte.

»Ist wohl ein Schulfreund von Ihnen, was?«

Tessen verneinte. Er bestritt auch, etwas davon zu wissen, daß der Bekannte an einem Ausflug teilgenommen habe.

»Daß er schon im Gasthaus Streit mit dem Ermordeten bekommen hatte, wissen Sie also auch nicht?« fragte der Kommissar.

Ermordet? Herrgott — sie haben womöglich ihn im Verdacht, und da die Jacke mit den Blutspritzern, und Drosedow über alle Berge. »Ich kann nur sagen, daß ich nichts von dem Morde, von dem Sie reden, gesehen habe und ganz unbeteiligt bin,« brachte Tessen, mühsam seine Erregung niederkämpfend, hervor.

Der Kommissar erhob sich und begann im Zimmer hin und her zu gehen. »Sehen Sie denn nicht,« sagte er mit sanft überredender Stimme, »daß Sie sich und schließlich auch Ihren Freunden mit diesem sinnlosen Verschweigen einen schlechten Dienst tun? Der Mord ist diese Nacht von einem jungen Manne Ihres Alters in eben solcher Jacke begangen worden. Wir halten vorläufig Sie nicht für den Täter. Sie werden aber zugeben, daß der Verdacht der Beihilfe oder mindestens Begünstigung kaum auszuscheiden ist. Sagen Sie uns also lieber die Wahrheit. Sie nützen dem Täter nichts und schaden sich selbst.«

»Was ich gesagt habe, ist wahr,« gab Tessen zurück. »Aber mehr kann ich nicht sagen. Ich bin kein Angeber und Verräter.«

Der Kommissar warf den Kopf herum, tat einen großen Schritt auf Tessen zu und faßte vor ihm Posto. »Ein unreifer Mensch sind Sie, erfüllt von sentimentalen Ehr- und Kameradschaftsgefühlen. Und dafür wollen Sie die Ehre und den Frieden Ihrer Eltern opfern und sich selbst obendrein? Ihr Studium können Sie an den Nagel hängen, wenn Sie hierin verwickelt werden, das wissen Sie doch wohl.«

Der andre hatte natürlich in allem recht, es war klar. Aber was er sentimentale Begriffe nannte, stak fest und nicht auszurotten in Tessens Herzen. Er fühlte, unsicher noch, in sich den unheimlichen Entschluß des Leidens aufsteigen. Da war eine Aufgabe — eine Last, nicht leicht, die man auf sich nehmen konnte …

Das Verhör des Richters verlief beinahe noch schweigsamer. Tessen gab nur das Nötigste an, verschwieg das Zusammentreffen bei dem Ausflug und im Lokal. Verwickelte sich aber trotz aller Schweigsamkeit in Widersprüche und fühlte sich, als er endlich nach stundenlangem Hinundher abgeführt wurde, nur noch wie ein müder, abgekämpfter Köter, der mit letzter Kraft den kahlen Knochen in die Hütte schleppt.

Die Haftbeschwerde, durch seinen Vater veranlaßt, wurde abgewiesen. Man gestattete den Eltern, ihn zu besuchen. Aber anstatt ihrer kam Elisabeth.

Was konnte unter Aufsicht des Beamten be-

sprochen werden? Nun, Elisabeth berichtete erregt über die Verzweiflung der Eltern. Die Mutter halte sich noch, der Vater sei völlig zusammengebrochen. Ob denn Erich überhaupt vor der Abreise noch von seiner Verhaftung erfahren habe? Erschrocken wehrte Tessen die Nennung des Namens ab. Warum er denn gar nicht an ihren Kummer dächte? Wie könne er nur so unvernünftig und trotzig sein! Ein Wort von ihm, und er sei frei; das habe der Generalstaatsanwalt, den der Vater aufgesucht, selber gesagt.

Nein, schrecklich und schlimmer als alles waren diese Besuche, bei denen Elisabeth und sogar einmal seine Mutter, bemüht, die Sache weiterzubringen, ihn bis aufs Blut ausfragten. Und noch viel entsetzlicher war der letzte Besuch, den er vor Beginn der Verhandlungen von seinem Vater erhielt, der, begleitet von einem älteren Herrn mit weißem Spitzbart, dem Generalstaatsanwalt, unerwartet eintrat, um mit matter, zuweilen mühsam zusammengeraffter Stimme, ihm vorzuhalten, daß er der Wahrheit die Ehre geben und etwaige Schuld offen eingestehen müsse. Daß er feige und jämmerlich und seines Namens unwert handle, wenn er die Tat, falls er wirklich an ihr beteiligt sei, abstreite.

»Ich habe es nicht getan,« antwortete Tessen.

Dann begann der Staatsanwalt auf ihn einzureden. Er solle offen bekennen. Das Gericht würde, wie er behaupten dürfe, zur Milde geneigt sein, wenn Tessen Reue zeige. Die Jugend sei heute vielfach auf politischen Irrwegen, ein Umstand, dem das Gericht, ja sogar er selbst, sich nicht verschließe, sofern nur ehrliche Umkehr gewährleistet sei. Nicht voll Rachegelüsten, wie der Angeklagte vielleicht annehme, stünden die Vertreter der Staatsautorität ihm gegenüber.

Der alte Herr redete und meinte es gut, das sah Tessen wohl. Aber dennoch war er froh, als sich endlich hinter beiden die Tür schloß. —

So also trat er, Tessen, in das Leben ein. Das war seine erste ernstliche Berührung mit diesem heißersehnten und in tausenderlei Gestalt heimlich vergoldeten Dasein. Hatte er sich nicht in kindischer Spielerei ein Verbrechen gewünscht, damit es ihn hinauswürfe aus diesem grauen Einerlei? Da war es nun. Da saß er mit dem Fuß im Eisen für diesen schäbigen Schuft, der feige davongelaufen war. Was würde nun aus ihm werden, wenn er seine Zeit abgesessen hatte und wieder auf der Straße stand? Zu den Eltern zurück ging er nicht. Ein Aktivum wenigstens wollte er aus diesem Erlebnis retten. —

Nicht lange, bevor die Verhandlung angesetzt war, abends schon, eigentlich viel zu spät für Besuche im Untersuchungsgefängnis, öffnete sich die Tür, und ein Herr, der Tessen völlig fremd war, trat ein. Niemand begleitete ihn. Er verbeugte sich höflich und nahm neben Tessen Platz, nachdem er seinen Namen genannt hatte.

»Ich komme im Auftrage Ihres Freundes Erich,« sagte der Fremde. »Es ist mir gelungen, Sprecherlaubnis zu erhalten, ohne daß jemand anwesend wäre. Ihr Verteidiger weiß von meinem Vorgehen,« fuhr er fort, »er billigt es.«

»Wie geht es Erich? Was sagte er dazu, daß ich hier sitze?« begann Tessen die Unterredung.

Doktor Hellmann lächelte ihm freundlich zu. »Ihr Freund hat mir darüber nichts mitgeteilt,« erwiderte er. »Er hat mir einen bestimmten Auftrag gegeben, den ich zunächst ausführen möchte: Bitten Sie Tessen, so sagte er, mir zu erlauben, an Gerichtsstelle zu erscheinen und mitzuteilen, was ich von den Vorgängen weiß.«

»Nein, nein,« gab Tessen erregt zurück. »Er soll nicht.«

»Wenn Sie es ablehnten,« fährt der Fremde fort, »sollte ich Ihnen sagen, daß Erich anders darüber denke und danach handeln werde.«

Abwehr und Hoffnung kämpften, da der Besucher gegangen war, in Tessens Herzen. Kam endlich die Freiheit wieder? Würden sie ihn entlassen, wenn sie durch Erich alles erfahren hatten? ...

Wenige Tage darauf verließ Tessen — er hatte selber darum gebeten, bis abends warten zu dürfen — das Gefängnis.

Der junge Vertreter seines Verteidigers, ein blonder, lustiger Referendar, hatte ihn abgeholt, hakte sich in seinen Arm und schwatzte, wohl in der Absicht, ihn aufzumuntern, heiter auf ihn ein. »Famos, daß Sie raus sind! Sogar der Staatsanwalt ist total Butter und hat sich ohne Widerrede auf Begünstigung zurückgezogen. Na, und um die kommen wir ja wohl nicht herum. Aber seien Sie ganz sicher, es geschieht Ihnen nichts. Bei Ihrer Jugend und den edlen Motiven, die Ihrer Handlungsweise zugrunde lagen, wird das nicht schlimm.«

Tessen stapfte schweigend nebenher. Auf einmal, da er unerwartet hinter öden Mauern hervortrat, schien ihm die graue, steinerne Stadt herrlich, und der Anblick der glänzenden Reklamelauffeuer an den Giebeln der Häuser war feierliches Wunder. Er hatte, unbegreiflich war es eigentlich, den heißen Wunsch, von Kopf bis zu Fuß gut angezogen, gebadet und frisiert, in einem der reich ausgestatteten Lokale zu sitzen vor ausgewählten Speisen. Woher kam das zu ihm?

»Wir machen einen kleinen Bummel heute abend,« sagte der Referendar und stieß ihn aufmunternd in die Seite. »Sie können bei mir übernachten und treten dann hübsch munter und wieder im Gleichgewicht morgen bei Ihren Eltern ein. Wäre das nicht gut, wie?«

Tessen ließ sich führen und ziehen. Er begleitete den Kollegen in dessen Wohnung, zog seine Sachen an und frisierte sorgfältig sein Haar. Er lachte ein bißchen über die herrlichen Essenzen,

die für Haar, Hände und Gott weiß was alle ihren besonderen Zweck hatten, wie ihm erläutert wurde, und goß und spritzte, was das Zeug hielt. Er bewunderte die Damenbildnisse, die in ziemlich bunter Reihe den Schreibtisch des Referendars zierten, und landete endlich mit ihm in einer Tanzdiele.

»Nun, wie wär's, wenn wir Ihren Freund herbäten?« fragte der ewig lächelnde Referendar.

»Wie? Wen? Erich? Ist er denn hier?«

O ja, gewiß. Auf sein Eintreffen und seine Initiative bei dem Vorsitzenden sei ja gerade Tessens Haftentlassung zurückzuführen. Nachdem nun erwiesen sei, daß keinerlei Verdunkelungsgefahr bestehe, brauche man ihn nicht mehr festzuhalten. Dagegen sei man jetzt Herrn Drosedow auf den Fersen.

»Wie? Hat Erich diesen Namen angegeben?«

»Natürlich,« erwiderte der Referendar zufrieden. »Sie hätten den Freudentaumel meines Justizrats sehen sollen, als diese Wendung kam. Wir hoffen sogar, Sie völlig freizubekommen, da doch wohl Notwehr vorliegen dürfte.«

Tessen schwieg und hantierte unruhig mit Messer und Gabel. Wie, nun war es auf einmal alles nichts? Nichts, nichts war geschehen? Für rein gar nichts hatte er in diesen vier elenden Wänden gesessen? Für nichts Ehre und Freiheit entbehrt?

»Ich will Ihnen lieber reinen Wein einschenken,« fuhr der Referendar fort. »Ich habe nämlich mit Ihrem Freunde ein Zusammentreffen verabredet. Er wollte erst in irgendeine miese Kneipe mit Ihnen oder gar nach Hause, aber ich schlug vor, es ein bißchen nett zu machen, und so habe ich den Tisch bestellt, und wir sind seine Gäste. Er muß übrigens gleich da sein.«

»Hierher kommt er?« fragte Tessen.

Es machte ihn so unruhig und erregt, daß Erich herkommen werde, daß er kaum imstande war, den Anekdoten zuzuhören, die sein Zechgenosse gutmeinend über ihn ausschüttete. Ha, zum Totlachen. Tessen möge sich doch einmal das lange Gesicht des Ehemannes vorstellen, als er — »Aber ich langweile Sie wohl?« unterbrach der Referendar bestürzt seine Rede.

Nun war das Lächeln an Tessen. Heiter versicherte er, daß er sich großartig amüsiere und dem Referendar sehr dankbar sei, daß er so liebenswürdig sich seiner angenommen habe. Man werde ein bißchen ungeschickt und weltfremd, wenn man eine Weile hinter dem Gitter gesessen, habe die törichte Einbildung, als ob andre einem das ansähen, und der Referendar hätte natürlich recht gehabt, ihn gleich sozusagen in mediam vitam hineinzubefördern. Mehr als einmal wurden die Gläser geleert, um den guten Verlauf zu feiern.

Aber plötzlich stand Erich neben ihnen.

Er sah blaß und ermüdet aus, war im dunklen Jackettanzug und stach recht ab gegen diese heiter toastenden Leute. Als er herantrat und Tessen die Hand hinstreckte, hielt dieser gerade das Sektglas hoch, um dem Genossen zuzutrinken, und schwang es nun Erich entgegen. Aber das Glas lief über.

Erich zog einen Stuhl heran, nachdem er auch den Referendar begrüßt hatte, und setzte sich. Er schwieg, gab auf die Fragen des Referendars, der in lebhaftem Durcheinander nach dem Verlauf der Unternehmungen mit dem Vorsitzenden und dem Staatsanwalt sich erkundigte, unwillig Antwort.

Warum kam nicht ein einziges gutes Wort über Tessens Lippen? Warum blieb er dabei, zu trinken und zu toasten und den Referendar aufzumuntern, weitere Späße, die nicht eben sehr geschmackvoll waren, zum besten zu geben? Warum? Warum? Sah er denn nicht, daß Erich stiller wurde von Minute zu Minute und kaum noch den Mund zum Lächeln verzog? Sah er den Abgrund nicht, diese riesige und kaum zu überbrückende Schlucht, die zwischen ihm und dem Freunde sich auftat?

Es muß wohl so sein, daß zuweilen ein böser, verderblicher Teufel vom menschlichen Herzen Besitz nimmt und in wenigen Augenblicken alles in Scherben wirft, was mit sanften und vorsichtigen Händen aufgebaut worden ist. Wie hätte man anders erklären können, daß Tessen dem Freund, als dieser mit Blick und Wort zu mißbilligen schien, spitze Antworten gab, trotzig behauptete, er habe nun genug von sentimentalen Geschichten und wolle endlich einmal das Leben aufsammeln, wo er es finde.

Von den Kellnern, die bereits die Lichter verlöscht hatten, hinausgebeten, verließen die drei bei Polizeistunde das Lokal. Nun müsse man aber weiter, erklärte lärmend der Referendar, schob die beiden andern vor sich her und wollte sie ins Auto befördern, als Erich stehenblieb. Er trat schroff zurück und erklärte, daß **er** jedenfalls bedauern müsse, nicht weiter teilnehmen zu können. Er sage es rund heraus, nach allem, was vorgefallen, sei ihm diese ganze Fete höchlichst zuwider.

Der Referendar glotzte ihn an und brach dann in eine Lache aus. »Herrjeh, das ist großartig,« schrie er, »der will uns zweien hier Moral blasen. Na, gehen Sie man ruhig ins Bett, mein Guter, und bereuen Sie feste.«

Erich wandte sich Tessen zu und reichte ihm die Hand. Aber dem saß eben der Teufel im Herzen, und so fühlte Tessen ein albernes Grinsen auf seinem Gesicht und fand diese Miene gespiegelt um den Mund des Freundes, der sich widerwillig verzog — eine Geste des Ekels.

So trennten sie sich.

(Fortsetzung folgt.)



Villeneuve-lès-Avignon

Malerfahrt durch Südfrankreich

Von Joachim Grieben

Mit acht farbigen Abbildungen nach Originalen des Verfassers

Der Zug Paris—Marseille rast dem Süden zu, durchquert schon die weite Ebene vor Lyon. Die Vorfrühlingstage von Paris, leider nur zu kurz und eilig genossen, liegen wie ein Traum hinter mir, versinken vor den neuen Eindrücken, den fremden Menschen, dem Wechsel der Landschaft. Es ist ein eigenartiges Gefühl, so an einem Tage gleichsam das Werden des Frühlings zu erleben. Vor Paris noch meist kahle, nur mit leichtem Grün angehauchte Frühlingsvegetation, hier schon reichbelaubte Pappelreihen, in voller Blüte stehende Obstbäume. Und während der Zug sich dem Ziel meiner Sehnsucht, der Provence, nähert, träume ich von den Wundern des französischen Südens.

Der Zug läuft in Lyon ein, der Eingangspforte zum ersehnten Rhonetal. Aber der Auftakt ist etwas nüchtern. Breit und öde liegt die Stadt in der Ebene. Rauchende Industrieanlagen, schmucklose, langweilige Häuserreihen. Eine kleine Enttäuschung will aufkommen, verfliegt aber hinter Vienne, wo der Zug die Fahrt in das eigentliche Tal erst antritt.

In breitem Bett fließt graugrün die Rhone, von Pappelreihen umsäumt. Auf der Ebene liegt ein leichter Nebel, über dem im Hintergrund als Abschluß der blaue Schattenriß der Sevennen auftaucht. Und dann erscheint ganz plötzlich, fast ohne Übergang, das, worauf man heimlich schon immer gewartet hat, das Landschaftsbild mit dem südlichen Charakter, die »andre« Landschaft. Helles Silbergrau der Ölbäume, durchbrochen von dunkel aufragenden Zypressen, füllt das Tal zur Rechten. Schon sehe ich die flachen Dächer der gelbweißen provenzalischen Häuschen, deren ausgeblichenes Zinnoberrot so wundervoll gegen den matten Ton der Oliven steht. Zur Linken wechseln hochstufige Weinberge ab mit schroffen, kahlen Felsen, die bis dicht an den Bahnkörper vorspringen; am wildesten, romantischsten bei Valence. Aber bald hinter Montélimar weitet sich wieder die Ebene. Leichtes, freundliches Hügelgelände am äußeren Rande tritt an die Stelle der Felspartien. Mein eigentliches Ziel ist erreicht, der sonnige Süden Frankreichs, die schöne Provence.



Avignon

Wenn auch nicht die am meisten charakteristische Stadt, so doch sicherlich landschaftlich die reizvollste ist Avignon, die Stadt der Päpste. Auch die zahlreichen Fremden, die mit mir dem Zuge entsteigen, scheinen das zu wissen oder wenigstens davon gehört zu haben. Eine Flut von Amerikanern, Engländern und hundertjährigen Engländerinnen ergießt sich über die Stadt; Familien, uniformierte Mädchenpensionate, englische Wandervereine mit biertellergroßen Pappscheiben als Erkennungszeichen. Die Damen tragen sie mit einem Strick um den Hals, die Herren im Knopfloch, so daß es aussieht, als wenn sie vergessen hätten, die Garderobenmarken zu entfernen. Der Fremdenandrang ist so schlimm, daß ich erst nach langem Suchen ein Quartier ergattern kann. Aber die Bewohner von Avignon scheinen den Fremdenbesuch gewöhnt zu sein und haben sich auch ganz darauf eingerichtet, wie die breite, baumbepflanzte Rue de la Republique zeigt. Cafés wie in Paris auf den Boulevards, Restaurants, wo überall Englisch gesprochen wird, Brasserien und mehr oder minder vornehme Hotels.

Ich vermeide diese Repräsentationsstraße, die das Auge von den weniger komfortablen Nebenstraßen ablenken soll, und befinde mich plötzlich in einem Labyrinth von holprigen Gäßchen und Winkeln, aus denen es kaum einen Ausweg zu geben scheint. In tollen Überschneidungen kreuzt eine Gasse die andre, bald in runden Bogen, bald spitzwinklig. Wie ein häßlicher Wurm windet sich die dunkle, schmutzige Rue Racine, die Dirnengasse von Avignon, ein trauriges Abbild des an Verworfenheit alle andern Städte überbietenden Marseille. Ganz versteckt die uralte Judengasse mit einer Architektur, die jeder noch so phantastischen Golembaukunst im Film spottet. Über ausgetretene feuchtkalte Stufen geht es abfallend der Ringmauer zu.

Ich trete durch das massive Tor und stehe geblendet von der grellen Sonne. Eine weite Platanenallee mit doppelten Baumreihen zieht sich außerhalb um die Mauer. Silbergrau fließt die Rhone, während sich eine mächtige Hängebrücke, die typische Rhonebrücke, wie sie fast jede größere Stadt hier aufzuweisen hat, darüber hinzieht.

Ein grüner Zigeunerwagen steht am Ufer, dort, wo sich der ganze Abfall von Avignon in einem weiten Schuttfelde lagert. Alte und junge Zigeuner, schwarzbraun, kaum bekleidet, ruhen oder sammeln hier in praller Sonne. Ein kleiner vierjähriger Knirps, starrend vor Schmutz, splitterfasernackt, nur mit einem irgendwo aufgegabelten zerbeulten Zylinder bedeckt, wühlt eifrig zwischen Bananenschalen, leeren Sardinenbüchsen und Unrat. Seine lieblichen Geschwister umringen bettelnd die Fremden. Süden ...!

Das helle Silbergrün der Weiden lockt mich zum andern Ufer. Erst von hier habe ich einen

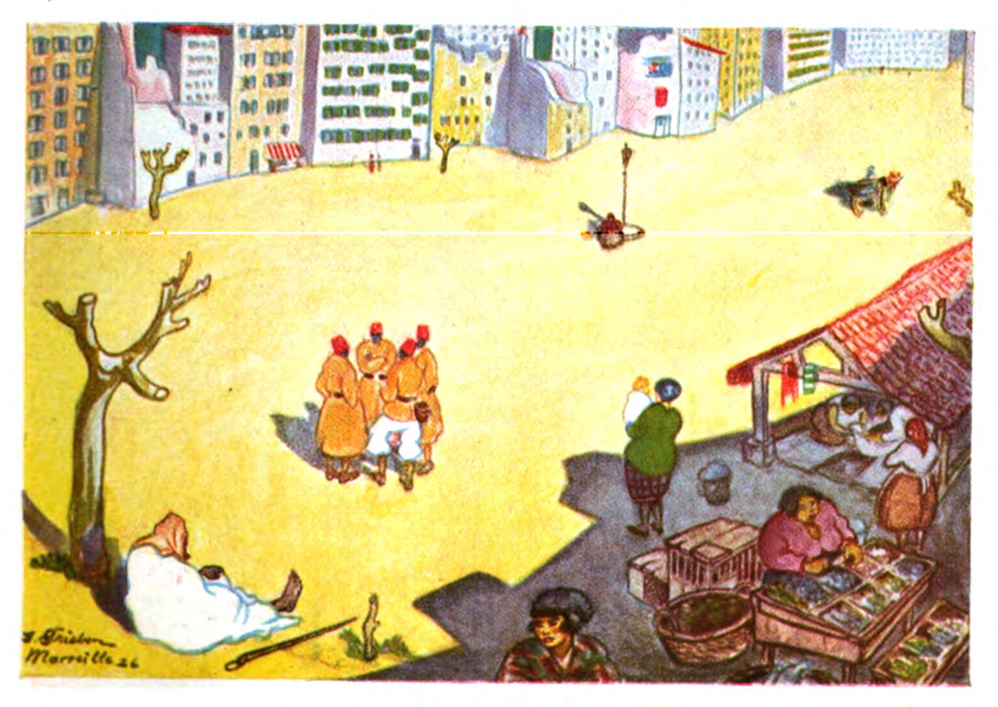
rechten Überblick über die Stadt, die, gekrönt von dem wuchtigen Baukomplex des Papstpalastes, der »festesten Burg«, sich am Rhoneufer hinstreckt. Klötzerartig durcheinandergewürfelt schmiegen sich hinter der Mauer die winkligen Häuser der Stadt, eins ins andre geschachtelt, an den massiven Bau der Burg, der im Sonnenschein gelblichweiß aufflimmert. Breite Türme und Zinnen ragen trotzig empor. Schlank und leuchtend glitzert dazwischen auf stufenförmigem Sockel die goldene Marienstatue der Notre-Dame-des-Doms.

Ostersonntag! Zum Tor hinaus flutet die Menge, um den Feiertag im Freien zu verbringen. Auf der Brücke staut sich der Menschenstrom. Alles drängt sich dicht zusammen, Fußgänger, Autos und Wagen, jene zweirädrigen, maultierbespannten Wagen, die ebenso wie die bunten Schals der Männer und Frauen schon den farbenfrohen Süden kennzeichnen. Aber der Franzose ist kein Freund von langen Fußwanderungen; schon auf der andern Seite wird fröhlich gelagert im Schatten der Ölbäume und Hecken, die das Ufer umsäumen. Umlärmt von schreienden Kinderhaufen, trifft die Weiblichkeit hier Vorbereitungen zu einem frugalen Picknick, während die Männer mit ausdauernder Hingabe dem Lieblingssport der Franzosen, dem Angelsport, huldigen.

Auch die berühmte uralte Steinbrücke mit der kleinen Kapelle des Erbauers, des heiligen Benezet, »le pont rompu«, die eigentlich keine Brücke mehr ist, sondern nur noch ein riesiger, in die Rhone hineinragender Steg — denn die letzten Bogen und Pfeiler, die Bindeglieder zum andern Ufer, hat die wilde Rhone im Laufe der Jahre fortgerissen —, ist mit einer bunten, feiertagsfrohen Menge dicht besetzt. Die Melodie des schon halbvergessenen, sonnigen Kinderliedes, das die ganze lebensfrohe Heiterkeit der Provence in sich trägt, kommt mir wieder in den Sinn: »Sur le pont d'Avignon ...«

An einem schmalen Seitenarm erhebt sich das liebliche Villeneuve-lès-Avignon auf leicht welligem Gelände. Ringsum glitzert die Ebene im lichten Frühlingskleide. Ein Bild im strahlenden, für diese Jahreszeit schon reichlich warmen Sonnenschein von einer Anmut und Zartheit, wie es einzig ist. Nur die weiter rechts liegende alte Festung, die, am Fuße mit dunklen Zypressen eingefaßt, mißtrauisch auf das blühende Leben ringsum herabschielt, und die drohenden violetten Bergrücken weit hinten am Horizont mahnen an das andre Antlitz, das die sonst so liebliche Provence tragen kann: an die wilde, ungastliche Crau, jene Hochebene, die, felsig und fast unbebaut, von erbarmungsloser Sonne ausgedörrt und nur von einsamen Ziegen- und Schafherden bevölkert, die Gegend hinter Arles fast bis zum Mittelmeer beherrscht.

Ich kehre zur Stadt zurück. Urplötzlich ist die Dämmerung hereingebrochen und treibt die



Platz in Marseille

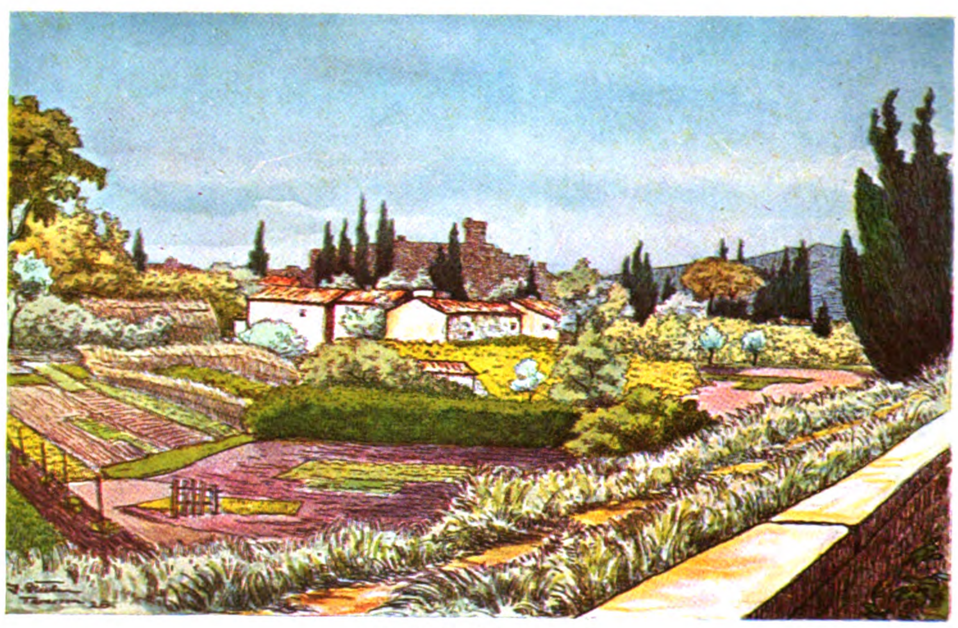
Menschen in ihre Behausungen. Das goldene Muttergottesbild leuchtet noch einmal im schmalen Lichtstreifen der untergehenden Sonne blitzend auf, dann liegt die Stadt ruhig-schwer vor blauschwarzem Himmel. Finster drohend ragt auf dem Felsenunterbau die fünfhundertjährige Papstburg mit mächtigen Quadern in den Abendhimmel. Wie ein schwarzes Leichentuch liegt die tagsüber so herrliche Gartenanlage, die Promenade du Rocher des Doms. Die düsteren, engen Gassen um sie herum sind wie ausgestorben. Aber auf der Rue de la Republique und dem Rathausplatz nimmt das frohe Feiertagstreiben seinen Fortgang. Alt und jung, Einheimische und Fremde flanieren hier munter und in lebhaftem Geplauder. Der Kastanienverkäufer mit seinem Wagen in Form einer kleinen Lokomotive preist schreiend seine Leckerbissen an. Im Vestibül des Rathauses tanzt auf Steinfliesen das Volk zu schauerlicher Blechmusik. »... tout le monde danse, danse!« Cafés und Restaurants sind übervoll.

Und auch ich werde angesteckt von der frohen Unbekümmertheit, treibe mit unter der Menge, schlürfe im Freien meinen Apéritif und lausche den drolligen Liedern des Chanteurs, der von Café zu Café zieht, ein Abbild des sonnigen, sorglos heiteren Avignon.

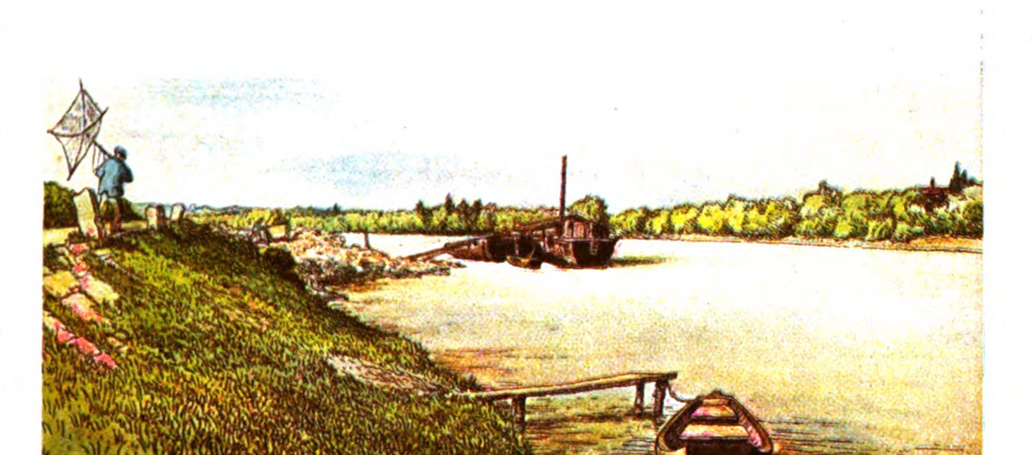
Wer die Absicht hat, die typische südliche Kleinstadt der Provence kennenzulernen in ihrer hellen Stille und Versponnenheit, der bleibe nicht zu lange in Avignon, das doch immer noch, wenigstens im Zentrum, den Pariser Einfluß nicht verleugnen kann; der wende sich auch nicht nach der von altertumschnüffelnden Engländern förmlich übersäten Römerstadt Arles. Nie werde ich den Anblick vergessen, wie dort in dem Ruinenfeld des antiken Theaters eine ellenlange Miß zwischen den zwei herrlichen korinthischen Säulen, selbst eine dritte Säule, ihren Zöglingen, zwanzig uniformierten Backfischen, die Haltung und Gebärden eines römischen Schauspielers demonstrierte. Ich kann nicht sagen, daß das die Erhabenheit der schönen Baudenkmäler gesteigert hätte.

Auch Marseille mit seinem schon ganz afrikanischen Einschlag und dem völlig internationalen Treiben am Hafen hat kaum noch etwas mit der Provence zu tun.

Aber Tarascon, jenes kleine Nest an der Bahnstrecke zwischen Avignon und Arles, wo kein Mensch aus dem Zuge steigt, »weil es dort keine Sehenswürdigkeiten gibt« — das ist so die richtige, von der Fremdenflut und der Pariser Kultur noch unberührte französische Kleinstadt. Selbst ein Alphonse Daudet hat es nicht vermocht, mit seinem berühmten Tartarin die Fremden hierherzulocken. Im Gegenteil! Vielleicht hat er sie eher damit abgeschreckt. Und sie geben sich doch so große Mühe, die guten Schildbürger von Tarascon. Im Flur meines Hotels hängt ein großer, geschmackloser Öldruck »Tartarin auf der Löwenjagd«, in jedem Laden hängen dutzendweise Postkarten von Herrn Tartarin. Die braven Bürger von Tarascon scheinen die Persi-



Landschaft bei Tarascon



Rhonelandschaft bei Beaucaire

flage des Monſ. Daudet nicht ganz begriffen zu haben. Oder fühlen ſie ſich ihr ſo überlegen?

Die Auseinanderſetzung mit meiner Hotelwirtin wegen eines Quartiers zieht ſich erheblich in die Länge. Sie kann es nun einmal nicht faſſen, daß ein Menſch länger als einen Tag und eine Nacht in Tarascon bleiben will. Ich glaube, ſie hält mich für verrückt.

Ich unternehme einen Bummel durch die Stadt, die trotz ihrer 9000 Einwohner den Eindruck eines Dorfes macht. Die Gaſſen und Straßen, bis auf den breiten Cours National, eng, krumm, nicht übermäßig ſauber. Die Fenſter oft ohne Glasſcheiben, nur mit hellgrauen Läden, die wegen der brennenden Sonne meiſt geſchloſſen ſind, ſtatt der Türen oft ſchmutzige Stoffvorhänge oder baumelnde Perlenſchnüre. Auf dem kleinen Platz an der Rhone, wo die alte Burg des Schäferkönigs René, jetzt ein düſteres Gefängnis, liegt, ſpielt die männliche Jugend Boccia, hält im Spiel inne und beſtaunt mich, den Fremdling, wie ein Wundertier.

Gewiß gibt es auch Sehenswürdigkeiten hier, wie die eben erwähnte Burg oder das Grabmal der heiligen Martha, tief unten in der Krypta der kleinen, alten Kirche, wo, myſtiſch beleuchtet von hohen Wachskerzen, in feierlicher Stille der prachtvolle Marmorſarkophag der Heiligen ſteht, oder das helle Schloß von Beaucaire am andern Ufer der Rhone, zu dem eine faſt ebenſo grandioſe Hängebrücke wie die von Avignon hinüberführt. Aber am meiſten feſſelt mich die charakteriſtiſche provenzaliſche Landſchaft, dieſe an ſich vielleicht etwas einförmige, aber durch die überaus ſtarken Lichtreflexe und Überſtrahlungen ſo reizvolle Landſchaft, das Tätigkeitsfeld eines van Gogh. Ich kann es mir gut vorſtellen, daß dieſer unglückſeligſte aller Maler verrückt geworden ſein muß, verrückt von der erbarmungsloſen Helligkeit und Glut des weißen Sonnenballs, verrückt von dem endloſen Staub, der die Augen beizt und alles Grün mit einer hellgrauen Schicht überzieht, und nicht zuletzt von der trockenen, heißen, drückenden Luft.

Die lieblichen Hügelwellen von Avignon ſind verſchwunden. Wohin ich blicke, eine weite, flache Ebene. Zwiſchen den Feldern und kleinen Landſitzen ſtehen hohe, oft Hunderte von Metern lange Zypreſſenreihen, Baum dicht an Baum, oder gelbe, dürre Strohmatten, Schutzwände gegen den bei den Bauern ſo gefürchteten Miſtral, jenen Wind, der ab und an eiskalt das Rhonetal entlang fegt und die Felder ſchrecklich verheert.

Im fahlen Grau der Ölbäume liegen verſtreut einzelne kahle Bauerngehöfte und, von einer hohen Mauer eingefaßt, die bekannten weißgelben Landhäuschen der Kleinrentner (à la Tartarin!) mit Obſt- und Gemüſegärten. Denn das iſt das Ideal und Ziel eines jeden einfachen Franzoſen, ſich in dreißigjähriger raſtloſer Arbeit ein Kapital zu erwerben, das ihm mit ſeinen Zinſen ermöglicht, im eignen Häuschen und Garten die letzten Jahrzehnte ſeines äußerſt an-



Studien am Hafen von Marseille

spruchslosen Lebens in ungestörter Ruhe und Behaglichkeit zu verbringen.

Überhaupt ist mir die anspruchslose und solide Lebensführung der Franzosen in den kleinen Städten ganz besonders aufgefallen. Man macht sich meist ein ganz falsches Bild, indem man nach Paris oder Marseille urteilt. Schon um neun Uhr abends, wenn ich noch einen kleinen Bummel durch das spärlich beleuchtete Tarascon mache, ist kein Mensch mehr auf der Straße. Kaum sieht man noch ein erleuchtetes Fenster. Die Gassen sind wie tot. Nur ab und zu huscht vor mir eine Katze wie ein schwarzer Schatten über das Pflaster. Die Restaurants sind leer und meist schon geschlossen. Kein Stimmengewirr aus einer Kneipe, kein Geigenton aus einem Kaffeehaus. Bedrückt von dieser fast unheimlichen Öde und Nüchternheit, suche auch ich bald mein Quartier auf.

Tief im Süden an der Mediterranée lagert in breiter, tiefblauer Bucht Marseille. Es hat eigentlich nichts mehr mit der Provence gemein, ja kaum mit Frankreich, wenn auch die eingebildeten Marseiller die alte Mittelmeerhafenstadt ein »zweites Paris« zu nennen pflegen. Marseille ist völlig international, so daß der reine Franzose in der Unmenge von Mischlingsvolk, das mit allerhand fremdrassigem Blut durchsetzt und verseucht ist, fast völlig untergeht. Wenn ich die belebte Cannebière oder den breiten Boulevard, der zum Prado führt, entlang schlendere, taucht allerdings wieder das Antlitz von Paris auf. Große Kaufläden mit prachtvollen Auslagen, vornehme Restaurants und einige palastartige Hotels. Aber das alles ist nur Blendwerk für den flüchtig durchreisenden Fremden. Das wahre Bild von Marseille zeigt sich in den Hafenvierteln, die schon die Nähe und Unheimlichkeit Afrikas verraten.

In einem offenen Café am Vieux port sitze ich vor einem Glas Spülwasser voll süßlichem Parfüm, dem Marseiller »Tee«, und skizziere einige am Hafen herumlungernde oder vorbeischlendernde Typen. Da wimmelt ein buntes, geradezu phantastisches Gesindel herum: pechschwarze Senegalneger in kurzer blauer Monteurjacke, schmutzige, wettergebräunte Hafenarbeiter, Nichtstuer und Tagediebe mit breitschirmiger Apachenmütze, trotz der drückenden Hitze das unvermeidliche Seidentuch um den Hals geschlungen, Matrosen, Soldaten, lauernde Zuhälter mit ihren geputzten, grell geschminkten Dirnen. In der Mehrzahl gelbbraune pergamentene Gesichter und blauschwarzes Haar, der unverkennbar afrikanische Einschlag. Dann taucht in dem Gewimmel der rote Fes eines Turkos oder eines Zuaven in Khakiuniform auf, hier und da auch mal ein Chinese, ein Malaie, ein Singhalese. Und hinter diesem bunten Gemisch liegt im tiefblauen Hafenbecken, von einer Mauer vierstöckiger alter Häuser eingeschlossen, der Mastenwald der Schiffe, während eine gleißende Sonne die Farben dieses Bildes so grell aufleuchten läßt, daß die Augen schmerzen.



Studien am Hafen von Marseille

Das Grauenerregendste aber, das Entsetzlichste, was ich je gesehen, sind die engen Hafengassen von Marseille. In einem Gassenschmutz, der nicht zu beschreiben ist, haben auf Strohmatten am Boden oder auf wackligen Ständen schreiende Marktweiber und Händler ihre Waren ausgebreitet, Fische, Gemüse, Fleisch, so daß der Durchgang fast versperrt ist. Trotzdem quetscht sich ein flutender Menschenstrom durch die Enge. Ein breites Rinnsal von stinkendem Spülichtwasser gurgelt in beständiger Flut dicht an Lebensmitteln vorbei. An den Straßenecken hocken bettelnde Greisinnen, Krüppel, die ihre entsetzlichen Gebrechen zur Schau stellen, Beduinen in weitem Gewand, den Kopf umwickelt und durch eine Schmutzkruste bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Als würdiger Baldachin schwebt über dem Ganzen ein Flor roter, weißer, schwarzer und blauer Wäsche, die an langen Stöcken aus dem Fenster hängt, so dicht, daß man kaum ein Stück Himmel sehen kann.

Im Halbdunkel, grau und düster, kriechen die Dirnengassen. Das Gefühl des Entsetzens, des Ekels und der Grauenhaftigkeit droht mich zu ersticken, wie ich mich hindurchstehle. Hier strolcht das finsterste Gesindel herum, das man sich vorstellen kann, der Abschaum der Menschheit. In den vor Schmutz starrenden Türvorhängen stehen kaum bekleidete Mischlingsweiber mit dem Ausdruck grenzenlosester Verworfenheit, andre liegen in den vergitterten Fenstern und geben ihr gelbes, aufgedunsenes Fleisch schamlos den Augen der Vorübergehenden preis.

Ich habe mich durch diesen Morast und Unrat schmutziger Gassen hindurchgewunden. Plötzlich wird mein Blick emporgerissen. Auf freier Höhe blinkt sie vor meinen Augen in strahlendem Goldglanz, die Madonna der Notre Dame de la Garde. Es ist eine Heiligenstatue, schöner noch und gewaltiger als die von Avignon, die die Marseiller hier auf der Kirche errichtet haben. Schiffer stellten sie als Dankesgabe für die Errettung aus Seenot dorthin, und nun glitzert ihr goldenes Kleid in den Strahlen der leuchtenden Sonne bis weit hinaus aufs Meer, irrenden Seeleuten den sicheren Port weisend.

Aber zu Füßen dieses Symbols der Reinheit und Liebe ruht in brütender afrikanischer Hitze die furchtbare Stadt wie ein schillerndes, lauerndes, giftiges Untier.

Eine Stunde Bahnfahrt an der Küste entlang. Die Hölle von Marseille liegt wie ein drückender Traum hinter mir. Die Pforten des Gartens Eden scheinen sich plötzlich geöffnet zu haben, das Paradies Frankreichs, die Riviera, lacht mir entgegen mit ihren anmutigen Halbinseln, die weit in das smaragdgrüne Mittelmeer



Beaulieu bei Nizza

hineinlaufen, mit ihrer schon tropischen Flora: den Kakteen, Agaven, den riesigen Palmen. Der märchenhafte Blumengarten von Nizza tut sich vor mir auf wie ein Wunder aus Tausendundeiner Nacht. Die Glut der Sonne ist nicht mehr so drückend wie in Marseille, ein leichter Seewind macht die Luft frischer, würziger.

In Beaulieu, zwischen Nizza und Monte Carlo, verweile ich, wo sich in zauberhafter Vegetation eine Gartenanlage an die andre reiht, wo kaum ein Reisegast (die Rivierasaison ist schon zu Ende!) im Naturgenuß stört, erklettere ich auf schmalen Serpentinen die romantischen Felsen und wandere hinter Monaco auf der alten Landstraße, die nach Mentone führt. Nicht unten, wo zahllose Autos dichte Staubwolken aufwirbeln, sondern oben, ganz oben, am Kamm des Gebirges, wo ich kaum einem Menschen begegne. Zur Rechten liegt die ganze Küste der Riviera vor Augen, die zahllosen schmucken Städtchen auf den schmalen Landzungen: Mentone, St. Remo, selbst Bordighera. Bis weit noch in die italienische Riviera reicht der Blick. Hinter mir Monte Carlo, Beaulieu, Villefranche und Nizza. Still und eben wie ein Spiegel ruht davor das südliche Meer, im Schein der untergehenden Sonne in allen Farben schillernd. Zur Linken ragen majestätisch die zackigen Gipfel der Seealpen in den Abendhimmel.

Vor dem überwältigenden Zusammenklang von Hochgebirge und südlichem Meer, diesem einzigartig schönen Natureindruck, verschwindet das bunte, verwirrende Marseille mit seinem goldenen Muttergottesbild, die Papstburg von Avignon, die ganze sagenumwobene Provence, und als Letztes, Erhabenstes bleibt doch die Riviera, die herrlichste, leuchtendste Blume im Kranze der südfranzösischen Landschaften.

Riviera

Sitzen wieder auf Terrassen,
Trinken Tee und essen Torte,
Und es klirren zart die Tassen,
Und wir sagen leichte Worte,
Die das Ferne sanft umfassen.

Blau und golden glänzt die Landschaft,
Und wir gehn galant spazieren,
Machen die und die Bekanntschaft,
Sprechen auch mit Offizieren
Von der spanischen Gesandtschaft.

Schatten gibt ein Oleander,
Und es kühlen linde Winde.
Unser Freund heißt Alexander,
Unsre Freundin heißt Luzinde,
Und wir lieben sehr einander.

Ossip Kalenter

Elternschaft und höhere Schule

Von Studienrat Dr. Otto Conrad

In allen Kreisen unsers Volkes ist heute die Überzeugung herrschend, daß die Erziehung Volkssache ist. Deshalb kümmern sich die Eltern der Schüler und Schülerinnen mehr als jemals um die Schule. Das ist sicher mit Freude zu begrüßen. Denn Eltern und Lehrer müssen einig sein und zusammenarbeiten, soweit das irgend möglich ist. Die Einrichtung der Elternbeiräte und Elternversammlungen hat sich ohne Zweifel als nützlich erwiesen.

In allen Ländern Deutschlands ist man an eine Reform der höheren Schulen herangegangen. Das preußische Unterrichtsministerium hat den entscheidenden Schritt getan, indem es 1924 die Denkschrift über »die Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens« und 1925 die »Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen« herausgab. Diese neue Verfassung der höheren Schulen begrüßen wir als eine zukunftsreiche Tat. Die Reform ist geboren aus dem Geiste Fichtes, Lagardes und Gaudigs. In ihr offenbart sich ein neuer Geist, eine gewaltige Kraft, die bereit ist, für die deutsche Schule und damit für die Zukunft der Nation alles zu tun. Sie will »eine Erziehung zu vergeistigtem, willensstarkem und freudigem Deutschtum«. Ein solches Ziel kann nur verwirklicht werden, wenn es von dem Gesamtwillen der deutschen Nation erstrebt wird. Denn der eigentliche Träger und Auftraggeber der deutschen Schule ist das deutsche Volk. Deshalb ist es nötig, daß Eltern und Erzieher über die neue Schule, über ihre Aufgaben und Ziele Bescheid wissen.

Was zunächst die äußere Organisation der höheren Schulen in Preußen betrifft, so war für die Unterrichtsbehörde der Gedanke der Einheitsschule richtunggebend. Alle höheren Schulen bauen sich auf der sogenannten Grundschule auf, die vier, für besonders Begabte drei Schuljahre umfaßt. Dann beginnt die Unterscheidung und Gabelung. Denn Einheitsschule kann natürlich nicht Gleichheitsschule bedeuten; wir verstehen vielmehr darunter den planmäßigen Aufbau des vielverzweigten Bildungswesens, der nach einheitlichen pädagogischen Gesichtspunkten gestaltet ist. Unsre hochentwickelte Kultur hat die Mannigfaltigkeit des Schulwesens zur notwendigen Folge. Aus diesem Grunde hat sich die preußische Unterrichtsverwaltung nicht für eine Form der höheren Schule entschieden, sie stellt vielmehr, der geschichtlichen Entwicklung folgend, vier Grundtypen auf: Gymnasium, Realgymnasium (Abart: Reformrealgymnasium), Oberrealschule und Deutsche Oberschule. Nur die letzte Schulform ist neu geschaffen, die andern sind ja allgemein bekannt. Auf das Einzelne soll hier nicht weiter eingegangen werden. Die Eltern wollen ja nicht das, was ihnen schon geläufig ist, hören, sondern das, was die Reform Neues bringt.

Da ist nun einer der wichtigsten Punkte die Durchführung des Arbeitsunterrichts. Die Richtlinien sagen: »Der Unterricht ist grundsätzlich Arbeitsunterricht.« Hier wird der endgültige Sieg des Arbeitsschulgedankens verkündet. Wer da weiß, wie lange und wie schwer dieser gesunde Gedanke um seine Berechtigung kämpfen mußte, der wird sich über diesen Sieg nur aufrichtig freuen. Freilich klingt der Name wie ein Schlagwort. Wir sind ja leider heute mehr denn je dazu geneigt, Schlagwörter zu gebrauchen, unter denen der eine das, der andre etwas ganz andres versteht. Früher ist doch wohl auch schon in den Schulen »gearbeitet« worden? Zuverlässige Zeugen behaupten sogar: mehr als heute.

Der Arbeitsunterricht wurzelt in der sogenannten Arbeitsschulbewegung. Diese will den Schüler zu erhöhter Selbsttätigkeit heranbilden, die produktiven Kräfte entwickeln und Arbeitsfreude wecken. Deshalb pflegt sie alle Formen darstellender Tätigkeit: das Zeichnen und Modellieren ebenso wie das Vortragen, Rezitieren u. a. So ist die Arbeitsschule die zielbewußte Selbstentfaltung individueller innerer Kraft. Sie will die große Wahrheit der immer noch nicht ausgeschöpften Erkenntnis des großen Kant ausmünzen, daß alles Erkennen eine Aktivität ist, ein Gestalten, ein Bilden von innen heraus. Einer der wichtigsten Propheten der Arbeitsschule war der bekannte Münchner Pädagoge Georg Kerschensteiner. Er prägte den markanten Satz: »Der Sinn der Arbeitsschule ist, mit einem Minimum von Wissensstoff ein Maximum von Fertigkeiten, Fähigkeiten und Arbeitsfreude im Dienst staatsbürgerlicher Gesinnung auszulösen.« Diesen Gedanken Kerschensteiners folgen die neuen Richtlinien, wenn sie vorschreiben: »Der Arbeits- und Gestaltungstrieb der Schüler wird besonders dann entwickelt werden, wenn ihre eigentümlichen Begabungen, z. B. Handfertigkeit, Phantasie und Erfindungskraft, Ausdrucks- und Darstellungskunst, bei der häuslichen Arbeit wie im Klassenunterricht berücksichtigt werden.« Im übrigen kommt es auf den höheren Schulen nicht so sehr auf Handarbeit als vielmehr auf geistige Arbeit an. Denn die höheren Schulen sollen ja eben geistige Arbeiter und Führer des Volkes heranbilden. Der Gedanke der Arbeitsschule bedeutet hier: Alle Erziehertätigkeit muß so organisiert werden, daß den Zöglingen die freie Kraftentfaltung und das den Geist und den Charakter bildende Erleben möglich ist. Das allgemeine Ziel der Schule ist die Mitwirkung am Werden der Persönlichkeit. Der Pädagoge Hugo Gaudig, dessen Gedanken für die Schulreform maßgebend geworden

sind, prägte das Wort: »Deutsch sein heißt Persönlichkeit sein.« Diese begreift das Ganze unsers Wesens, unsern Leib und unsre Seele, unser Denken, Fühlen und Wollen; sie faßt unsre Gegenwart mit unsrer Vergangenheit zusammen. Sie ist wesentlich Kraftentwicklung, Selbstbetätigung. So mündet der Begriff der Persönlichkeit in den der Selbsttätigkeit aus. Deshalb lautet das oberste Gebot des neuen Unterrichts: Soviel Selbsttätigkeit des Schülers wie nur irgend möglich! Der Schüler soll den Wissensstoff nicht nur verstandesmäßig sich aneignen, sondern in sich erleben. Die Aktivität des Schülers und damit seine Persönlichkeit soll so hoch wie irgend möglich gesteigert werden.

Dementsprechend heißt es in den Richtlinien: »Der Arbeitsunterricht fordert vom Lehrer, daß er bei der Stoffauswahl niemals die Stoffübermittlung allein als Ziel seiner Arbeit betrachtet, sondern stets prüft, welche Kräfte des Zöglings in der Schularbeit entwickelt und gesteigert werden können, insbesondere Selbständigkeit des Urteils, Gemüt, Phantasie und Wille.« In diesem Zusammenhange betonen die Richtlinien die Wichtigkeit der Schülerfrage: »Im Arbeitsunterricht ist der Schülerfrage zur Klärung, Vertiefung und Weiterführung ein möglichst weiter Raum zu lassen.« Die Schülerfrage kann an den Lehrer, an die Mitschüler oder an den Fragenden selbst gerichtet sein, und in allen drei Formen ist sie wertvoll. Natürlich hat die Schülerfrage ihre Grenzen. Die Schüler dürfen nicht etwa das Blaue vom Himmel herunterfragen, sondern sie müssen sich auch beim Fragen dem Unterrichtsgespräch anschließen. Die Richtlinien sagen: »Abirrungen werden dann vermieden werden, wenn die Schüler über das Ziel der von ihnen zu leistenden Arbeiten aufgeklärt sind, wie denn überhaupt die freudige Mitarbeit der Schüler dadurch gesteigert wird, daß der Sinn und der Zweck der von ihnen geforderten Arbeit erörtert, ja, ihnen auch einmal ein Einfluß auf die Stoffauswahl und die Zielsetzung eingeräumt wird. Mit reiferen Schülern ist unter höheren Gesichtspunkten die gesamte von ihnen und an ihnen geleistete Bildungsarbeit zu besprechen.« Daß sich hier die Schulreform zu einer hohen Auffassung der Selbständigkeit der Schüler versteigt, wird man gern anerkennen.

Mit dem Arbeitsunterricht hängen die sogenannten freien Arbeitsgemeinschaften der Schüler aufs engste zusammen. Hier handelt es sich um etwas ganz Neues. Gewiß hat es auch schon früher hier und da an den Schulen Arbeitsgemeinschaften gegeben. Doch hier handelt es sich um ihre planmäßige Einführung und Einrichtung. Die Richtlinien sagen: »Die für die freien Arbeitsgemeinschaften angesetzten lehrplanmäßigen Stunden dienen der Vertiefung und Ergänzung der von der betreffenden Schulart zu leistenden Bildungsarbeit.« Und zwar können alle Unterrichtsfächer, die an der betreffenden Anstalt gepflegt werden, durch Arbeitsgemeinschaften vertieft werden. Die Lehrer sollen dafür Sorge tragen, daß sich innerhalb eines Schuljahres möglichst viele Fächer an den freien Arbeitsgemeinschaften beteiligen. Die Teilnahme der Schüler ist unbedingt freiwillig. Eine besondere Bedeutung mißt das Ministerium den philosophischen Arbeitsgemeinschaften bei. Es heißt da: »In jedem Falle ist bei der Bedeutung des philosophischen Unterrichts für die gesamte Schularbeit eine mindestens einstündige Arbeitsgemeinschaft für philosophische Lektüre während des ganzen Jahres einzurichten.« Die verschiedensten Themen können hier bearbeitet werden. Die Schüler haben vielleicht den Wunsch, leichtere Schriften von Kant kennenzulernen. Solche Lektüre soll die heranreifenden Schüler befähigen, sich später aus eigner Kraft das Verständnis philosophischer Werke zu erarbeiten.

Mit dem Arbeitsgedanken steht das Prinzip der Konzentration in engster Verbindung. Man hat die Konzentration das Herzstück der Schulreform genannt. Das Wort bedeutet soviel wie Hindrängen nach einem Mittelpunkt, Gruppierung um den Mittelpunkt, Zusammenfassung, Sammlung. Die Richtlinien verstehen unter Konzentration die unterrichtliche Gesamtarbeit, den organischen Gesamtunterricht im Gegensatz zu der Beziehungslosigkeit der Fächer. Bis jetzt war es häufig so, daß die einzelnen Schulstunden keine oder nur geringe Beziehung zueinander hatten. Das wurde begünstigt durch die Zerrissenheit des Stundenplans. Man denke sich nur einmal in die Seele des Schülers hinein. Montag früh erste Stunde Mathematik, zweite Latein, dritte Biologie, vierte Deutsch, fünfte Religion, sechste Gesang. Zwischen jeder Stunde liegt eine Welt. Welche Wandlungsfähigkeit wird hier dem Schüler zugemutet! Dazu kommt, daß jede Stunde von einem andern Lehrer gegeben wird. Hier muß unbedingt etwas geschehen — darin hat die Schulreform recht. Deshalb wird der Grundsatz aufgestellt: »Die von der höheren Schule zu leistende Erziehungs- und Bildungsarbeit macht ein organisches Zusammenwirken aller Fächer notwendig, da Bildung zur Einheit im Volksbewußtsein, in der Staatsgesinnung, im Rechtssinn, im Gemeinschaftsleben, da Gemeinschaftserziehung auf allen Gebieten und harmonische Persönlichkeitsbildung nur bei einer über die Einzelfächer hinausgreifenden gemeinsamen Erziehungsarbeit möglich sind.« Hier muß die Arbeitsgemeinschaft der Lehrer eingreifen und dafür sorgen, daß die Einheitlichkeit in der Bildungsarbeit gewahrt wird. Es muß ferner eine Verbindung der einzelnen Lehrfächer zu einem organischen Ganzen geschaffen werden, schon der Konzentration wegen.

Ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt der Schulreform ist der, daß Kunstunterricht und Kunsterziehung höher eingeschätzt werden, als es früher der Fall war. Von Wilhelm von Humboldt stammt das Wort, daß »Kunstgenuß einer Nation unentbehrlich ist, wenn sie noch für irgend etwas Höheres empfänglich bleiben soll«. Die Kunst steigert ja nicht nur die Freude am Dasein, sie wirkt auch in entscheidender Weise auf unser Leben und Arbeiten ein. Deshalb gewinnen Musik und Zeichnen an den höheren Schulen eine besondere Bedeutung. Sie galten bisher als »technische Fächer«. Diese Bezeichnung verbittet sich die Denkschrift für die Zukunft. Sie wählt den Ausdruck »Kunstfächer« und sagt mit Recht: »Nicht das Technische der Ausbildung steht zur Frage, sondern das Kunsterzieherische, die Überwindung der rein intellektuellen Bildung durch die Einbeziehung der Kunst in die humane Persönlichkeitsbildung, aber auch das vertiefte Kulturverständnis der großen Epochen der Menschheitsgeschichte, das durch das Nacherleben der Kunst oft tiefer erfaßt wird als durch literarische Quellen oder die Darstellungen des Geschichtsunterrichts. Es hieße eine große und erfolgreiche Gegenwartsbewegung übersehen, wollte man diesen Fächern weiterhin die alte Winkelstellung zuweisen. Und das in einer Zeit, in der die Kunstpflege im gebildeten Elternhause daniederliegt und in der doch die stärksten Impulse für den geistigen Aufbau von den schöpferischen Kräften der Kunst wesentlich mit ausgehen.« Welche starken erzieherischen Kräfte liegen in der Musik! Deshalb verlangen die Richtlinien, daß der neue Musikunterricht die Jugend befähigen soll, die Bedeutung der Musik im Leben des Einzelnen und der Gesamtheit, namentlich in unsrer deutschen Kultur zu würdigen und zu begreifen, daß die Musik nicht Sache einer einzelnen Berufsschicht, sondern ein Quell der Erhebung und der Freude für alle Volkskreise ist. Besonderer Wert wird auf das Erleben gelegt. Die Schule soll ein »aktives Erleben auch größerer musikalischer Werke« wenigstens vorbereiten und anbahnen. Auch das Zeichnen hat eine große erzieherische Aufgabe. Der Zeichenlehrer soll der künstlerische Führer der Jugend sein; er soll als Vertreter der bildenden Kunst bestrebt sein, die ganze Schule mit künstlerischem Geist zu erfüllen und zu einer vorbildlichen Stätte der Ausdruckskultur zu machen.

Den modernen Anschauungen entspricht es auch, daß auf Turnen und Sport in den höheren Schulen ein großer Wert gelegt wird. Nur gesunde Menschen können die Kultur in gesunder Weise fortbilden. In diesem Sinne ist die körperliche Erziehung die Grundlage der Menschenbildung überhaupt. Mit Recht stellt der Pädagoge Eduard Spranger den Satz auf: »Es muß so erzogen werden, daß die vitale Gesundheit der heranwachsenden Generation erhalten bleibt und gestärkt wird.« Das wird erstens deshalb nötig, weil unser Volk in seiner Volkskraft und Volksstärke durch den Krieg furchtbar geschwächt worden ist. Das ist zweitens deshalb nötig, weil unsre Zeit sich auch schon vor dem Kriege als alternd fühlte. Zum Zeugnis dafür brauchen wir nur auf Schopenhauer und Nietzsche und den »Untergang des Abendlandes« von Spengler zu verweisen. Ein Volk aber, das seine biologische Kraft schwinden sieht, muß darauf bedacht sein, seine Gesundheit zu retten. Ein dritter Grund, der die körperliche Ertüchtigung der Jugend besonders wichtig erscheinen läßt, ist die durch den Versailler Vertrag beseitigte allgemeine Wehrpflicht. Was diese für die körperliche und sittliche Erziehung der Jugend bedeutete, sehen wir erst heute so recht ein. Die Leibeserziehung der Schule hat ein doppeltes Ziel. Sie soll zuerst die praktische Gesundheitspflege leisten, deren die Jugend in den entscheidenden Jahren ihrer körperlichen Entwicklung bedarf, und sie soll zweitens zur Charakter- und Persönlichkeitsbildung beitragen. »Ihr ideales Ziel ist der an Leib und Seele gesunde, lebensvolle und lebensfrohe, leistungsfähige, harmonisch gebildete Mensch, der den Willen zur Einordnung in die Gemeinschaft besitzt und dadurch zur Unterordnung erzogen und auch zum Führertum gereift ist.« Das sind Worte, denen man nur von Herzen zustimmen kann.

In all dem, was bisher ausgeführt worden ist, tritt mit aller Deutlichkeit hervor, daß es der Unterrichtsverwaltung nicht nur auf Unterricht, sondern gerade auf Erziehung ankommt. Bloßes Wissen ist an sich unfruchtbar. Erst wenn es, wie Georg Sprengel sagt, in das Gefühls- und Willensleben einbringt, von ihm aufgenommen und durchflutet wird, wenn alles Erkennen darin fruchtbar gemacht wird, indem es den ganzen Menschen ergreift, formt und antreibt, wirkt es Kultur, wird es Bildung. Das Ziel der Schule ist die Persönlichkeitsbildung. Das ist nichts Neues. Schon Pestalozzi rief seinem Zeitalter zu: »Laßt uns Menschen werden, damit wir wieder Bürger, damit wir wieder Staaten werden können!« Lagarde sagt noch deutlicher: »In der neuen Epoche unsrer Geschichte ist unsre Hauptaufgabe die, möglichst viele Menschen zu Personen, zu Charakteren zu erziehen.« Deshalb muß die deutsche Schule ganze Menschen heranbilden, die innerlich gefestigt sind und wissen, was sie wollen. Das ist auch die Absicht der Unterrichtsbehörde. Deshalb führt sie ja den Arbeitsunterricht ein; deshalb sucht sie die Selbständigkeit der Schüler und Schülerinnen soweit wie irgend möglich zu fördern; deshalb erstrebt sie vermöge des Prinzips der Konzentration nicht nur einen organischen

Gesamtunterricht, sondern auch die Erziehung starker Persönlichkeiten, fester Charaktere. Deutsche Schule — das ist die Schule, die die deutschen Menschen der Zukunft heranbilden soll. Der Begriff Persönlichkeit erhält erst einen wirklichen Inhalt, wenn er in Beziehung tritt zu der Idee des deutschen Volkstums. Denn Menschsein kann für uns Deutsche nur heißen Deutschsein, und Menschenbildung heißt für uns Bildung zum deutschen Menschen.

Von hier aus ergibt sich das große Bildungsziel der preußischen Unterrichtsbehörde: »Die Erziehung zu vergeistigtem, willensstarkem und freudigem Deutschtum.« Alle verschiedenen Schularten sollen darin einig sein, daß sie einen Weg in den Mittelpunkt des deutschen Lebens bahnen. Es ist der Gedanke, den Fichte in seinen »Reden an die deutsche Nation« vertreten hat: »Es bleibt uns nichts übrig, als an alles, was deutsch ist, die neue Bildung zu bringen « Deutsche Erziehung in diesem Sinne heißt zugleich staatsbürgerliche Erziehung. Sie wird in den Schulen in doppelter Weise gepflegt werden müssen: als Fach und als Prinzip. Als Fach ist die Staatsbürgerkunde verbunden vor allem mit dem Geschichts- und dem deutschen Unterricht. Als Prinzip wird die staatsbürgerliche Erziehung in allen Fächern getrieben, nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb der eigentlichen Schulstunden, in den freien Arbeitsgemeinschaften, bei Schulausflügen, Schulfesten usw. Denn staatsbürgerliche Erziehung bedeutet nicht ein bloßes Wissen, sondern Gesinnung und Handlung. Staatsbürgerliche Erziehung besteht in der Erzeugung lebendiger sozialer Gesinnung. Daß wir nicht um unser selbst willen da sind, sondern daß wir unserm Volke mit allen Kräften dienen müssen: diese einfache Wahrheit ist der Sinn staatsbürgerlicher Erziehung.

Die Richtlinien sagen mit Recht: »Das Ziel der staatsbürgerlichen Erziehung ist, lebendige Staatsgesinnung, Vaterlandsliebe und Gemeinsinn zu schaffen und zu stärken und auf Grund eines klaren Verständnisses der Bedingungen, der Eigenart und der Verfassung unsers Staates zu eignem Verantwortungsgefühl und zum Pflichtbewußtsein seinen Ordnungen gegenüber zu erziehen.« In den Herzen der Jungen und Mädchen soll »das deutsche Nationalitätsgefühl zu dem echten und gebildeten Nationalbewußtsein erhoben werden, das, des eignen Wesens wie seiner Grenzen sich bewußt, an sich selber glaubt und sich selbst treu bleibt, ohne das Fremde zu verachten«. Im Grunde stimmt die staatsbürgerliche Erziehung mit der deutschen Erziehung und der Persönlichkeitsbildung überein. In der Schule wie im Leben zielt alles auf die Bildung der deutschen Seele.

Damit sind die Hauptgrundgedanken der Schulreform gezeichnet. Es kommt darauf an, daß diese Ideen in den Schulen verwirklicht werden. Damit erwächst den Lehrern wie erst recht den Schülern eine gewaltige Aufgabe. Möchte der Strom deutschen Lebens und deutscher Tatkraft unsre Jugend und damit unser ganzes Volk durchfluten wie ein lebendiger Strom! Eine neue reiche Zukunft wird uns dann erblühen.

Am Gründonnerstagabend

Es ist, als wär's ein schwerer Traum.
Sie reden noch und wissen's kaum,
Sie hören, was der Meister spricht,
Und fühlen's und verstehen's nicht.
Im Saale webt ein Grauen.

Es flackert trüb der Kerzen Schein
Um Tisch und Brot und Kelch und Wein.
Der Wein, der ist wie Blut so rot,
Ein Tropfen hängt am weißen Brot.
Im Saale webt ein Grauen.

Und irgendwo fährt eine Hand
Verstohlen, gierig ins Gewand,
Und dreißig Silberlinge kalt
Hält krampfhaft eine Faust umkrallt.
Im Saale webt ein Grauen.

Und wieder eine Hand, die fährt
Zur Seite heimlich an das Schwert.
Heiß liegt die Hand am kalten Knauf,
Zwei Augen flammen zornig auf.
Im Saale webt ein Grauen.

Das Silber klirrt, das Eisen klirrt.
Wer ist's, der heute siegen wird?
Und welch Verhängnis riesengroß
Birgt diese Nacht in ihrem Schoß?
Im Saale webt ein Grauen.

Die Zeit verrinnt, schon ward es spät.
Sie brechen auf, der Meister geht,
Im Schweigen folgt der Jünger Troß.
Nun fällt die schwere Tür ins Schloß —
Im Saale webt ein Grauen.

Heinrich Peters

Der Paria

Eine Zwiesprache / Von Lene Wenck

»Ohne die Gnade Gottes stünde ich an seiner Statt!« Ausspruch des englischen Theologen John Baxter, als er auf einem Spaziergang an einem Schafott vorüberkam, auf dem man gerade einen Verbrecher hinrichtete.

Personen:

Dr. Paul Mironcourt. Frau Marianne von Rhaben, Witwe des Kapitänleutnants von Rhaben. Wohnung der Frau von Rhaben in einer Stadt Süddeutschlands. Geschmackvoll ausgestattetes Damenzimmer. Einrichtung etwa aus dem Jahre 1914. Am Fenster ein größerer Schreibtisch, der offensichtlich benutzt wird. Büste einer Florentiner Prinzessin. Als einzige Photographie das Bild eines etwa dreißigjährigen Mannes in Marineuniform. — Im Vordergrund runder Tisch, Ecksofa, einige Sessel. Flügel. Links halbgeöffnete Tür, die den Blick in das Herrenzimmer freigibt. Man sieht einen Herrenschreibtisch, Glasschrank, der mit exotischen Waffen gefüllt ist. Rechts verschlossene Tür.

Die Mitteltür zum Flur wird geöffnet. Es tritt ein: **Dr. Mironcourt.** Er ist ein großer, hagerer Mann, unbestimmten Alters, kann ebenso gut 35 wie 45 Jahre zählen. Bartloses Gesicht, das durch eine große dunkelgefärbte Brille stark entstellt wird. Von der Nase herab ziehen sich scharfe Falten nach den Mundwinkeln. Die Gesichtszüge sind nicht unsympathisch; er sieht krank aus, macht jedoch keinen nervösen Eindruck. Seine Nationalität ist nirgends scharf ausgeprägt. Spricht gutes, mitunter etwas schleppendes Deutsch, durchaus dialektfrei und ohne Anklänge an die französische Sprache. Er geht mit großen Schritten im Zimmer umher, wirft einen Blick in den angrenzenden Raum, bleibt vor der Tür stehen. Es hat den Anschein, als wolle er die Tür schließen; er hält sich jedoch zurück und nimmt seine Wanderung wieder auf. Seine Bewegungen sind ruhig und beherrscht.

Aus der Tür rechts tritt **Frau Marianne von Rhaben** ein. Sie ist groß, schlank mit guter Haltung.

Frau von Rhaben: Habe ich Sie warten lassen? Das sollte mir leid tun. Das Mädchen sagte mir, Sie kämen, um Abschied zu nehmen. So wollten Sie wirklich fortgehen? — Ich habe nicht mehr recht daran geglaubt... Sie sprachen so oft von dieser Reise, daß...

Mironcourt: ... sie an Wahrscheinlichkeit einbüßte. Ich gebe dies zu, Frau von Rhaben. Aber Ihr Mädchen hat recht. Es wird Zeit für mich zu gehen. Vielleicht mußte ich diesen Entschluß nur einem Fremden, einem Menschen, der zum »Personal« zählt, mitteilen, um ihn wirklich zu fassen. Nichts zwingt uns in gleicher Weise, innerlich gehegte Pläne auszuführen, als ein achtlos hingeworfenes Wort zu — dem Kellner, dem Stubenmädchen. Sie glauben darauf bestehen zu dürfen, daß man bei seinem Bescheid beharre.

Frau von Rhaben: Oh, das wird ein wenig kompliziert. Sie müssen immer mit meinem geringen Untertanenverstand rechnen, lieber Freund. Aber wollen wir uns nicht setzen? Ich nehme an, daß Sie Zeit haben. — Und wenn es *wirklich* das letztemal sein soll, so sehe ich nicht ein, warum wir es uns nicht so behaglich machen wollen, wie es die Verhältnisse gestatten — soweit ein letztes Mal behaglich sein kann... Bleiben wir hier, oder gehen wir in das Herrenzimmer?

Mironcourt macht eine abwehrende Bewegung.

Frau von Rhaben (verrät nur durch ein leises Spiel der Hände eine nicht geringe Angespanntheit, bemüht sich, den Ton einer belanglosen Unterhaltung zu bewahren): Ich sollte Ihre Abneigung gegen die andern Räume kennen; indessen — sie ist mir nicht ganz klar. Ich sehe die Gründe nicht ganz ein. Bisher glaubte ich, daß auch das Zimmer meines Mannes Berechtigung besäße, als angenehmer Aufenthaltsort anerkannt zu werden... Ich habe mir schon mehrmals diese Frage überlegt, aber ich mag nicht zu den Menschen gehören, die in belanglose Dinge allzu viel hineindenken... Also, wie Sie wollen. (Frau von Rhaben und Mironcourt haben auf dem Ecksofa Platz genommen. Für einen Augenblick herrscht Schweigen.)

Frau von Rhaben: Ich glaube, es sind gerade acht Wochen her, seitdem wir uns kennenlernten. Es wird mir... fremd vorkommen, wenn Sie nicht mehr hier sein werden.

Mironcourt: Fremd! Nun ja. Aber Sie haben Freunde, Verwandte. Es wird alles wieder sein, wie es vorher war. — Auch für mich... (er schauert leicht zusammen).

Frau von Rhaben: Auch für Sie? Sie fahren nach Rosenau und versuchen, Erinnerungen aufzufrischen, und werden feststellen müssen, daß die Stadt sehr viel kleiner, die Aue sehr viel schmaler, die Berge sehr viel niedriger, die Gassen sehr viel winkliger und enger sind, als Sie geträumt haben. — Ich sollte Sie warnen vor dieser Reise. Es tut nie gut, wenn sehr lang gehegte Träume in Erfüllung gehen. Erfüllung kann nicht halten, was Erwartung versprochen hat.

Mironcourt: Die Erfüllung *guter* Träume kann es gewiß nicht. — Es gibt auch böse Träume. Ist es Ihnen niemals so ergangen: Sie wissen, ein Schritt, den zu tun Sie im Begriff sind, wird Ihnen Unglück oder Leid bringen. Sie wissen das, so gut Sie wissen, daß zweimal zwei vier ist, und Sie müssen den Schritt doch tun. Sie können nicht anders. Sie schieben ihn vielleicht hinaus, und eines Tags faßt der Entschluß Sie. Sie entgehen ihm nicht.

Frau von Rhaden: Wenn ich nur wüßte, wo bei Ihnen der Strom französischen Blutes steckt, der zweifellos in Ihren Adern fließt. Es ist mir bekannt, daß Ihre Großeltern Deutsche waren, gewiß. Aber bisher ist es mir nicht gelungen, auch nur eine Seite bei Ihnen zu entdecken, die man als Erbteil Ihrer Nation ansprechen könnte. — Schon Ihr Äußeres! Ich würde mich entschließen können, Sie für einen Engländer, einen Amerikaner zu halten — aber ein Franzose! Ich habe niemals einen Franzosen gesehen, der mit gleichem Stoizismus eine derart entstellende Brille getragen hätte. (Sie erschrickt über ihre letzten Worte, fürchtet M. verletzt zu haben und fügt scheu hinzu:) Verzeihen Sie mir! Ich war sehr unbedacht. Sie ahnen nicht, wie sehr Ihre Brille mich irritiert. Und doch hätte ich dies nicht aussprechen dürfen. Wenn Ihre Augen nicht krank wären, würden Sie diese Gläser nicht tragen.

Mironcourt: Meine Augen sind gut.

Frau von Rhaden: Ihre Augen sind gut? Aber dann begreife ich nicht... Wie kann man sich so entstellen, wenn...

Mironcourt: Sie dürfen ruhig hinzufügen, was Sie nicht aussprechen wollten: wenn man nicht anderweitige, triftige Gründe hat, durch eine solche Brille ein Erkanntwerden verhindern zu müssen. — Marianne ... nein, wehren Sie sich nicht dagegen, daß ich Sie bei Ihrem Vornamen nenne. Ich bin zum letzten Male in Ihrem Hause, auch wenn ich nicht reisen sollte. Können Sie mir sagen, warum wir Menschen nicht imstande sind, auch nur ein wenig Glück zu ertragen, es hinzunehmen, zu danken, es zu behüten und zu schützen? Warum müssen wir selbst alles tun, um unsre Schiffe immer wieder von den kleinen Inseln des Friedens hinweg auf die ruhelose See zu steuern? Warum konnte ich Ihnen nicht einige Zeilen senden, Ihnen schreiben, daß ich niemals wieder zu Ihnen kommen werde? Warum mußte ich heute zu Ihnen gehen, da ich wußte, ich würde sprechen müssen, da ich wußte, ich kann nicht länger schweigen? Warum muß ich mir das Letzte nehmen, was ich besitze, zu besitzen glaube, Ihre Freundschaft?

Frau von Rhaden: Vielleicht wäre es gar keine Freundschaft, wenn Sie nicht die Sehnsucht fühlten, zu sprechen. — Sie haben mich ein wenig erschreckt, ich gesteh' es. Vielleicht bin ich feige. Nein, verstehen Sie mich recht! Vielleicht fürchte ich weniger das, was Sie mir sagen werden — als meine eigne Haltung. Sehen Sie, wie ich es meine? Ich bin einmal kurze Zeit nach Abschluß des Waffenstillstandes auf dem Schwarzen Meer über Minenfelder gefahren, die nach Kriegsende noch kein Schiff passiert hatte. Wir besaßen keine zuverlässigen Seekarten, selbst um Kompaß und Sextanten war es traurig genug bestellt. Man sah den Fall etwas skeptisch an und spottete darüber, daß wenn »ein Unglück« geschähe, kein Mensch mit dem Leben davonkommen würde. Wir sprachen über den Tod, und ich fürchtete mich eigentlich nur bei dem Gedanken, wie häßlich dann alles sein werde. Ich fürchtete mich nur, daß ich »gemein« werden könne. Man weiß niemals, wie man sich in wirklicher Not benimmt, und ich hegte Angst, daß ich vielleicht um einen Schwimmgürtel — der mir zweifellos durchaus nichts genützt hätte — kämpfen würde. Ich weiß noch, wie sehr ich wünschte, beten zu können. Diese Kunst ist mir in der Zeit, als ich wochenlang vergebens auf Nachricht von meinem Manne wartete, abhanden gekommen. Nicht um mein Leben wollte ich bitten — das ist kein Verdienst — mir lag damals nicht viel daran —, nein, nur bitten zu Gott, daß er mich ruhig und »anständig« ertrinken ließe. — Aber ich rede von mir, Ihre Worte riefen mir jene Stunden ins Gedächtnis zurück ...

Mironcourt: Weil Sie sich fürchten vor dem, was ich Ihnen sagen muß.

Frau von Rhaden: Nein. Weil ich mich fürchte, daß ich als ein schlechter Freund dastehen werde. Sehen Sie, ich könnte jetzt zu Ihnen sprechen. Sie haben so lange geschwiegen, wir wollen bei diesem Schweigen bleiben, Sie gehen Ihre Straße, ich die meine, obwohl ich niemals einsehen würde, warum dies so sein müßte. Allein wir könnten eine Erinnerung davontragen, die durch nichts getrübt wurde, die doch schon getrübt wäre — durch meine Feigheit, Sie nicht anhören zu wollen. Nein, Sie müssen sprechen, und ... es kann doch nichts Schlechtes sein ...

Mironcourt: Nichts Schlechtes! — Wollen Sie mir den Mund verschließen, den Sie mir eben kaum geöffnet haben? Nein, Marianne, ich bin schlecht, schlecht auch deshalb, weil ich Ihnen diese Dinge sagen muß, weil ich sie nicht länger tragen kann, weil ich sie nicht länger allein tragen kann. — Jahre habe ich gelebt in der nächsten Nähe eines Mannes, der um meine Schlechtigkeit wußte, der sich an ihr erbaute, weil sie seine Ansicht von Menschen und Welt bestätigte, der mich zu sich heranzog, weil ich schlecht war, weil er in mir das Niedrigste sah, was es auf Erden gibt, der mich quälte, indem er meine Schande genoß, der mich zu seinem Sohn machte, zu seinem Erben einsetzte, mich in Abhängigkeit hielt, der wußte, ich würde ihm nicht entfliehen, weil ich den Tod nicht selbst zu suchen vermag. — Ich weiß nicht, ob man für seine Sünden schon hier büßen kann ... Mitunter habe ich geglaubt, daß eine Hölle mir nichts Neues bieten würde, und finde doch den Mut

nicht, selbst ein Ende zu machen. — Jener Mann ist tot. Ich suche mir neue Qualen, indem ich Ihnen von diesen Dingen spreche. Ich habe oft geträumt, wie man im Wachen träumen kann, daß ich neben Ihnen sitzen würde, Ihnen alles sagen, daß ich einmal ausruhen könne, und sei es für eine Stunde. Einmal sprechen, und sei es um den Preis, das Einzige zu verlieren, das mir zuteil wurde, Ihre Achtung, Ihre Freundschaft ...

Frau von Rhaden: Ich kann Sie nicht noch einmal bitten zu sprechen ...

Mironcourt: Als wenn es dieser Bitte bedürfte. Eine Bitte! Eine Gnade ist es. — Sie haben mich einmal gefragt, ob ich Franzose sei. Ich habe Ihnen damals erwidert, ich sei der Sohn des Kapitäns Mironcourt. Das ist Wahrheit und Lüge. Ich bin Deutscher von Geburt. — Darf ich Ihnen alles sagen? Ich werde Ihre Zeit in Anspruch nehmen. — Mein Vater hieß Friedrich Wilhelm Harthausen und war Kaufmann in Südamerika. Ich zählte zwölf Jahre, als er aus der Firma ausschied und nach Deutschland zurückwanderte. Meine Eltern zogen nach Rosenau. Dort bin ich aufgewachsen. Dort ist meine Heimat, die ich liebe — und fürchte. Eine gute, frohe Kindheit habe ich nicht gehabt. Die Ehe meiner Eltern war unglücklich, so unglücklich, wie es nur diese engste Gemeinschaft sein kann. Ich wußte dies bald. Oh, es gab keinen ehrenwerteren Knaben, als ich es in jenen Jahren war. Mich ekelt, wenn ich daran denke! Ich pendelte zwischen meinen Eltern hin und her, lernte es zu lügen, suchte meine Vorteile, wo ich sie fand. Vielleicht kann man zugeben, daß die Not mich hier lehrte. Mein Vater war heute von eiserner Strenge, um mich morgen an sich zu locken mit freundlichen Worten, Versprechungen, Geschenken aller Art. Meine Mutter mußte mich heute schützen vor den Ausbrüchen seines ungezügelten Temperaments, um morgen zu sehen, daß ich mit ihm gegen sie Partei ergriff. — Ob ich meine Mutter nicht liebte? Ich wußte es selbst nicht. Mein Vater hatte mir, als ich zehn Jahre zählte, gesagt, daß meine Mutter sich »Liebhaber« hielte, daß sie meine Liebe durchaus nicht verdiene, ihm treulos sei; ich müsse mich ihr fernhalten. Die nötigen Aufklärungen über diese Fragen gab er mir mit auf den Weg. — Wenn es mir gefiel, wenn er mich verzärtelte, glaubte ich ihm, um am andern Tage Zweifel zu hegen an der Wahrheit seiner Worte. Allein ich schwieg zu meiner Mutter und quälte sie und mich. Ich verwehrte es ihr, mich beim Gutenachtsagen zu küssen! Oh, ein Kind kann mehr aufbringen an Herzlosigkeit, als man gemeiniglich annimmt. — Wenige Wochen vor seinem Tode — ich studierte damals Musikwissenschaften — gestand mein Vater mir, daß er mich wissentlich belogen, gestand mir, daß meine Mutter ihm niemals den geringsten Anlaß gegeben habe, an ihrer Treue und Lauterkeit zu zweifeln. Meine Mutter lag damals längst auf dem Rosenauer Kirchhof. Hier konnte ich nichts wieder gutmachen. Dem Sterbebett meines Vaters bin ich ferngeblieben. Ich haßte ihn, da ich glaubte, er habe meine Kindheit vergiftet; ich glaubte, er trage die Schuld, wenn nichts aus mir geworden war.

Frau von Rhaden: Und heute? Sie geben ihm heute keine Schuld daran, wenn Sie ... anders geworden sind als andre Menschen, denen man nicht derartige Dinge mit auf den Lebensweg gab?

Mironcourt: Heute ...? Vielleicht wären für meine Kinderzeit mildernde Umstände zuzubilligen. Später nahm ich mein Leben in die eigne — nicht saubere Hand. Wenn von einer Schuld bei meinem Vater zu sprechen ist, so habe ich alles getan, um durch eigne Kraft so viel hinzuzufügen, daß sein Verfehlen vergleichsweise gering erscheint. — Im Alter von 20 Jahren war ich Waise, hatte keine Geschwister, keinen Menschen, der mir nahe stand. Vielleicht hinderte mich mein Studium daran, schon damals jene Wege zu gehen, die ich später einschlug. Vielleicht hat die Beschäftigung mit Musik mich davon abgehalten, schon damals auf jene Bahnen zu kommen. Ich weiß es nicht. Ich machte meine Examina, den Doktor. Ich war nicht mittellos. Nichts hätte mich hindern sollen, ein guter Bürger zu werden. — Ein Mädchen, das ich zu lieben glaubte, betrog mich, wie Hunderte andrer Männer betrogen werden und — betrügen. Es lag nichts Außergewöhnliches in diesem Fall. Allein ich schmiedete mir eine Theorie zurecht, daß ich kein »Glück« habe, »pas de chance«. Wie oft habe ich dieses Wort in späterer Zeit gehört! — Betrog man mich, so hatte ich das Recht, ein Gleiches zu tun. Ich betrog und war feige dabei. Das war die Erkenntnis, die ich in jenen Jahren gewann: ich sah, daß ich keinen Mut besaß. Wie ich als Kind gelogen, so log ich später. Ich wußte es, haßte mich darob — und wußte doch, daß ich wieder lügen würde.

Frau von Rhaden (gequält): Ich weiß nicht, ob Sie sich schlechter machen müssen ...

Mironcourt: als ich bin. Nein, das habe ich nicht nötig. Es genügt hinlänglich. — Sie können sich darauf verlassen Marianne, daß ich Worte der Entschuldigung finden werde für mich, wo sie sich finden lassen. — Wozu erzähle ich Ihnen von meiner Kindheit, als um Ihnen zu sagen, als um selbst doch noch zu glauben: unter andern Verhältnissen wäre ich vielleicht ein andrer geworden ...

Frau von Rhaben: Oh, Sie sollen nicht in dieser Art von jenen Dingen sprechen, nicht in dieser gleichmütigen Weise, als handele es sich um alltägliche Geschehnisse, als sei es nichts gewesen, und war doch ein Verbrechen an einem Kinde. Sie dürfen nicht so sprechen, nicht sich herabsetzen ...

Mironcourt: Glauben Sie mir, daß es keine Stufe gibt, die tief genug wäre. Beim Militär war ich nicht genommen worden, wegen einer Herzneurose. Man stellte mich zurück. Dann kam der Krieg. Ich lebte damals in Rosenau. Meine Studienkameraden traten bei den Jägern ein. Daß ich mich freiwillig zu melden hatte, stand außer Frage. Es ging mir wie Ihnen auf dem Meer — verzeihen Sie mir den Vergleich, Marianne. Ich fürchtete mich vor dem Tode, der draußen herrschte, und fürchtete mich noch mehr vor der Verachtung, die den Zurückbleibenden treffen mußte

Frau von Rhaben: Glauben Sie, daß Sie der Einzige waren, der so dachte?

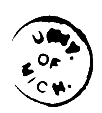
Mironcourt: Vielleicht nicht. Doch machte ich mir das nicht klar. Es hätte mir auch nichts geholfen. Wir werden nicht besser durch die Erkenntnis, daß andre ebenso sind wie wir. Ich wurde angenommen, ausgebildet und — kam bei Langemark mit dem Leben davon. Mit dem Leben, und mit einer hündischen Angst vor dem Tode, einer hündischen Angst, noch einmal das gleiche mitansehen zu müssen. Ich beneidete meine gefallenen Kameraden, weil sie jenes dunkle Tor, das mir solches Grauen einflößte, bereits genommen. War ich vor jenem Tage gewiß kein Held, so war ich nunmehr der Verzweiflung des Feiglings anheimgegeben. Feige vor dem Tode, feige vor der Verachtung der Menschen. Es waren verschiedene Dinge, und ließen sich doch herrlich vereinen. — Sechs Wochen nach dem Tage von Langemark wurde ich gefangengenommen, verwundet; das Eiserne Kreuz besaß ich auch. 1914 schien dies für den gemeinen Mann nicht unbeträchtlich. Es war alles in Ehren geschehen. Nichts trieb mich, den Weg, den ich gegangen, zu beschreiten. Gewiß, ich lag tagelang ohne Verband; der Fußknochen war verletzt. Ich hatte das zu leiden, was Hunderttausende litten, wurde von Lager zu Lager geschleppt, geschlagen, gestoßen; ich hungerte und durstete, wie Tausende und aber Tausende. Allein ich sprach geläufig Französisch; man fing an, mich zu »verwenden«. Ich erhielt Vergünstigungen. Durch eine Gedankenlosigkeit hatte ich das Unglück, eine Aussage zu machen, die angeblich von Wichtigkeit war. Jener erste Verrat war nicht Absicht. Ich will mich nicht besser hinstellen, als ich bin, Marianne, glauben Sie mir, ich würde ja nicht zu Ihnen sprechen, wenn ich besser scheinen wollte. Und alle Worte, die ich auch finden möchte, sie würden mir ja doch nichts helfen können. (Er sitzt einen Augenblick schweigend da; dann legt er die Brille ab. Man sieht ein Paar erschreckend tiefliegende Augen, die ohne Glanz einen fast toten Eindruck machen.) Jenes erste Mal war ich nicht schuldig, unbedacht, sorglos vielleicht, nicht bewußt der Verantwortung, aber nicht niedrig. Nun, jenes erste Mal trug mir reichen Segen ein. Ich erwarb mir das Wohlwollen des Lagerkommandanten, eines alternden Junggesellen, des Kapitäns Mironcourt, und den Haß, die Verachtung meiner Kameraden. Ich war schon ein Paria, ehe ich mir noch das Anrecht auf die geachtete Stellung eines solchen erworben hatte. Meine Lage wurde unhaltbar. Der Kommandant ließ sich in jener Zeit versetzen und nahm mich mit sich. So kam ich nach Beaumont. Dieses Mal wurde ich nicht im Viehwagen transportiert; ich genoß die Ehre, mit der Ordonnanz des Kapitäns zu fahren. In Beaumont war man unterrichtet von mir und meinen Taten. Mironcourt hielt mich. — Abends wurde ich zu ihm befohlen; er gab mir Wein, erklärte mir, daß ich eine Ehre nicht mehr zu verlieren habe, daß es für mich keine andre Möglichkeit gäbe als die, Frankreich zu dienen, da Deutschland nichts mehr von mir wissen wolle. Für Deutschland sei und bleibe ich auf Grund jener ersten unseligen Aussage ein Verräter. Wer wolle meine Unschuld nachweisen? — War ich bei Langemark gewesen? Hatte ich das Eiserne Kreuz erhalten? Das war längst vergessen. Ich hatte in Unbedacht Angaben gemacht; sie hatten nicht die geringsten nachteiligen Folgen für unsre Sache gehabt, allein dies wußte niemand. — So ging ich auf der Bahn, die ich für mich bestimmt glaubte. Ich warf alles über Bord: Ehre, Eid, ich diente als »Spitzel«. Ich wurde Verräter, jetzt mit Bewußtsein. Und ich war klug geworden. Sie konnten mir nichts mehr anhaben, die Kameraden. Jetzt hütete ich mein Leben, mein »Ansehen«, als sei es wert gehütet zu werden. — Zwei Kameraden wurden bei einem Fluchtversuch erschossen ... ich hatte sie angegeben!

Frau von Rhaben (macht eine Bewegung, als solle Mironcourt schweigen).

Mironcourt: Finden Sie auch jetzt noch, daß ich mich besser darzustellen beliebe, als ich bin? — Oh, dies ist noch nicht alles. Ich sehe oft nachts die beiden Kameraden. Sie wurden in der Nähe des Lagers erschossen. Der eine überschlug sich; man sagt, dies tritt ein, wenn das Herz getroffen wird ... Bei Langemark habe ich auf wenige Meter Entfernung einen Engländer mit dem Revolver erschossen. Er hat mich nie gequält. Ihn sehe ich nie. Aber jene beiden ... der eine zählte 18 Jahre ... Warum ich sie verraten? Um



Paul J. Wehrle: Landschaft bei Arosa



besseres Essen, bessere Behandlung, aus Haß gegen die Kameraden, die mich ausschlossen aus ihrer Gemeinschaft? Ich hatte längst jedes Anrecht daran verloren. Ich weiß es nicht zu sagen. Ich kann nicht so tief in mich hineinsehen, soviel ich mich bemühe, um dies zu ergründen. — In der Nacht nach jenem Tage, an dem ich den Verrat geübt, ging ich zu dem Kapitän und bat ihn, mich erschießen zu lassen. Ich besaß nicht die Kraft, mich selbst zu töten. Mironcourt lachte und erwiderte: »Du wirst uns noch weiterhin dienen, mein Söhnchen.« — Die Kameraden haben damals nichts davon erfahren, daß ich jene beiden angegeben. Sie mißtrauten mir, aber dies schien zu ungeheuerlich für ihre Begriffe.

Frau von Rhaden: Sie müssen sagen, warum Sie ...

Mironcourt: Ich weiß es nicht ... Befehlen Sie, daß ich gehe?

Frau von Rhaden: Nein ... Ich weiß es nicht ... nein, nein, Sie dürfen nicht gehen jetzt. Um Ihretwillen nicht, und auch nicht um meinetwillen. Nein ...

Mironcourt: Es gibt Dinge, die anzuhören sich mit unsrer Ehre nicht mehr vereinigen läßt. Es gibt Menschen, deren Gegenwart uns befleckt, wenn wir sie in unsern Häusern dulden.

Frau von Rhaden: Wie Sie mich quälen! Sagen Sie dies einem Manne. Sagen Sie dies alles einem Manne! Es mag sein, daß er seine Ehre zu schützen weiß, wenn sie darunter leidet, indem er Sie anhört, Sie »in seinem Hause duldet«. — Sie wußten, was Sie taten, wenn Sie zu einer Frau sprachen, die ...

Mironcourt: nicht ohne Mitleid ist.

Frau von Rhaden: So nennen Sie es Mitleid, was Sie nicht ... Liebe nennen wollen. Oh, wir sind so ängstlich, selbst in Worten, und kleiden unsre Regungen in Formen, die kühler, unangreifbarer sind, und reden von Freundschaft und Mitleid ...

Mironcourt: Marianne, ich wollte es Ihnen sparen, es anders genannt zu haben, ehe Sie mich zu Ende hörten.

Frau von Rhaden (lächelt, während ihre Augen sich mit Tränen füllen).

Mironcourt (sieht es mit sich steigernder Angst, hastig): Nach einiger Zeit wurde abermals ein Fluchtversuch unternommen. Man hatte einen Graben ausgeworfen, der unterhalb des Lagers ins Freie führte. Es wußten viele darum, so auch ich. Ich erinnere mich nicht, ob Mironcourt mich in jenen Wochen besonders gepeinigt hat. Ich glaube es nicht einmal. Ich weiß so wenig aus jenen Tagen. Ich meldete die Anlage des Grabens bei Mironcourt zu einer Zeit, in der niemand an der Arbeit war. Der Graben wurde zugeschüttet, die ganze Sache totgeschwiegen. Durch irgendeinen Zufall erfuhren die Kameraden, daß ich der Verräter gewesen. Eines Abends rief mich der deutsche Lagerführer in seine Baracke. Er gebot mir, innerhalb von zehn Minuten das Lager zu verlassen, da er andernfalls für mein Leben nicht einstehen könne. Ich blieb in der Baracke. — Er wies mich aus, da er meine Gegenwart nicht dulde. Ich blieb. — Ein Revolver lag auf dem Tisch. Seine Augen wanderten von der Waffe zu mir; ich griff nicht zu. Ich blieb. — Die zehn Minuten vergingen; ich stand noch an der gleichen Stelle. — Er verließ den Raum. Ich stand und wartete. Niemals habe ich so sehnsüchtig auf eine Erlösung gewartet, wie in diesen Minuten. Ich wußte, sie würden mich totschlagen, wenn der Führer meine Tat kundgab. — Nach einiger Zeit kam er zurück, begleitet von Mironcourt. Der Führer wies auf mich, sprach leise mit dem Kapitän. Dieser ergriff meine Hand und brachte mich aus dem Lager in seine Wohnung. Ich ging, ohne mich zu wehren. — Am andern Tage wurde ich in ein ferngelegenes Lager geschickt, in dem »Überläufer« und »Verräter« saßen. Ich war unter meinesgleichen. — Acht Wochen später lag ich im Lazarett. Mein Herz weigerte sich, seinen Dienst zu tun Ich lag Monat um Monat. Es ging mir nicht eigentlich schlecht. Mein Herz erfüllte nur widerwillig seine Obliegenheiten; ich tat nichts, um es anzuspornen. Allein dieser Muskel arbeitete weiter auch ohne meine Unterstützung. Oft glaubte ich, längst gestorben zu sein — und lebte. Mironcourt besuchte mich. Es war der einzige Mensch, der nach mir fragte. — Inzwischen hatte man Waffenstillstand geschlossen. Ich lag noch immer krank, wäre vielleicht entlassen, aber wo sollte ich hingehen? Nach Deutschland? Mironcourt erzählte mir, wenn er bei mir saß, wie man mich in Deutschland aufnehmen werde. Mein Name war bekanntgegeben. Ah, sie würden mich zu finden wissen. Ob ich vielleicht der Mutter jenes Achtzehnjährigen begegnen wolle, dem ich den Tod bereitet? Man hätte ihn vielleicht auch ohne meine Bekundung gesehen, ja, dies war nicht mehr feststellbar, immerhin ... Mironcourt saß stundenlang an meinem Bett und ließ kein Auge von mir. — Als es mir besser ging, bot er mir an, er wolle mich mit sich nehmen. Er liebe Musik, ich solle als sein Sohn mit ihm leben, er werde »das arrangieren«. In Arles wisse man nichts von meiner »Laufbahn«, gar nichts. Er werde schweigen, nicht um meinetwillen, allein für ihn seien gewisse Rücksichten geboten, er habe seine Ehre zu wahren, und ich müsse zugeben ... Ah, er besitze keine Verwandten, ich werde einmal ein hübsches Sümmchen Geld erben, ich müsse bedenken, daß ich keine Heimat habe, keine Heimat,

kein Vaterland — eine mißliche Sache das! — Ich ging mit ihm. Wir lebten in Arles. Ich war der Spielball seiner Launen, sein Sklave, musizierte für ihn, las ihm vor, wanderte stundenlang mit ihm und ... mußte immer wieder erzählen, wie ich — so weit gekommen.

Frau von Rhaben: Er war ein Teufel ...

Mironcourt: Ich weiß auch das nicht. In seiner Art liebte er mich wohl. Es gibt Menschen, die quälen, wo sie lieben. Er glaubte nicht an Gott und nicht an die Menschen. Er hatte ein hartes Leben hinter sich, in dem ihm übel mitgespielt worden. Ich wurde ihm zum Beweis für seine Theorie. Wenn er mit mir ging, steckte er seinen Revolver ein und sagte dazu: »Du könntest auf den Gedanken kommen, mich umbringen zu wollen, mein Söhnchen. Nun, ich werde mich wehren. Sag', hast du niemals daran gedacht, mich zu töten? Du hättest nicht viel zu verlieren, und es wäre nicht das erstemal. Nun, sprich, hast du daran gedacht?«

Frau von Rhaben: Und Sie töteten ihn nicht?

Mironcourt: Unzählige Male ging ich mit ihm und wußte, ihr kommt nicht beide lebend zurück, und wußte, daß ich mich belog. Wieviel Menschenleben hatte ich bereits auf dem Gewissen? Zwei, nun ja, und unter denen, deren Fluchtversuch ich vereitelte, waren zwei, die an Tuberkulose starben. Vielleicht wären sie zu retten gewesen, wenn ihre Flucht gelungen wäre! — Oh, ich konnte es auf eine stattliche Anzahl bringen, wenn ich nachdachte ... Und ich scheute mich vor dem letzten offenen Mord, zu dem Mut nötig gewesen wäre.

Frau von Rhaben: Sie fühlten für den alten Franzosen?

Mironcourt: Ja, Haß! Brennenden Haß, nichts sonst. Wie kann man für seinen Folterknecht etwas andres empfinden als Haß? Es war ein feiger, schwächlicher Haß, der zu nichts führte. Nein, ich lebte mit ihm, war in seiner Todesstunde bei ihm. Er bat mich um Vergebung, als er starb. Oh, er fürchtete den Tod; die Angst preßte ihm Worte des Mitleids, der Zuneigung aus. Ich müsse ihm sagen, daß er es gut mit mir gemeint, sonst könne er nicht ruhig sterben. Und ich tat auch dies. Auch dies war gleichgültig, wenn es ihm half. Hatte ich ein Recht, irgendeinem Menschen Hilfe zu verweigern? Ich wurde sein Erbe, blieb in Arles und wurde wiederum krank, nicht derart, daß ich hätte das Bett hüten müssen, nein! Zwar das Herz ging ein wenig schneller, als mir angenehm schien, nein, ich war nur krank vor Heimweh. Ich mußte Deutschland wiedersehen ... Ich hatte immer geglaubt, frei von Sentimentalität zu sein ... Nachts wachte ich auf, geweckt von meinen eignen Tränen. Nicht die Furcht vor dem Tode, nicht die Qual wegen meiner Schuld, nichts hat mir die gleiche Pein bereitet wie der Gedanke: Nie wirst du deine Heimat wiedersehen. Ich glaubte ruhiger zu werden, wenn ich Deutschland einmal gesehen, und wußte doch, wie sinnlos meine Sehnsucht war. Was sollte ich in Deutschland? Hunderte von Malen sagte ich mir dies alles, und es half doch nichts — gar nichts. Ich wußte nur das eine: ich muß noch einmal jene kleine bergige Stadt sehen, jene winkligen Straßen gehen und wissen, daß ich nicht immer ein Lump war, daß es Zeiten gab, in denen ich nicht diese Brille tragen mußte, in denen ich nicht zu fürchten brauchte, »erkannt« zu werden. (Er hat die Brille wieder aufgesetzt.) So verließ ich Frankreich. Auf der Fahrt versagte mein Herz. Man lud mich hier aus, brachte mich in die Klinik. Dort lag ich — in Deutschland ... wenige Stunden von meinem Reiseziel entfernt. — Als ich aus dem Krankenhaus entlassen wurde, fehlte mir der Mut, weiterzufahren. So blieb ich hier und lernte Sie kennen, kam in Ihr Haus. Und log und betrog ... auch hier. (Er ist aufgestanden.) Morgen fahre ich nun nach Rosenau.

Frau von Rhaben (ebenfalls stehend, mit mühsam beherrschter Stimme): Und dann?

Mironcourt: Und dann ... kehre ich nach Arles zurück. Dort ist man der Ansicht, daß ich »de chance« habe; das reiche Erbteil des alten Mironcourt! Frau von Rhaben, können Sie mir die Hand geben zum Abschied? Ich sollte nicht darum bitten, ich weiß dies wohl!

Frau von Rhaben (reicht ihm die Hand. Bewegungslos stehen sie einander gegenüber. Endlich verläßt er das Zimmer, man hört draußen eine Tür ins Schloß fallen. Frau von Rhaben steht noch in der gleichen unbewegten Haltung).

Rot ist das Blut / Von Walter von Molo

Muß Liebe immer Leid gebären,
Heißt lieben immer Glück zerstören,
Ist das denn gut?

In sichrer Hut
Wächst nicht die Liebe, nicht das Leid,
Es wächst zu zweit.

Wie könnten wir das Tiefste hören,
Wenn es nicht würde das vermehren,
Was ohne Zeit?

Was wird, das muß sich auch gebären,
Gebären heißt das Frühre stören,
Rot ist das Blut.

Chinesische Dienstboten

Eine Plauderei von Harald Weber (Hankau)

Er ist schwer zu übertreffen, der chinesische Diener mit seinem unbeweglichen, fast feierlichen Gesicht, seinem immer gleichmäßigen Wesen, seiner bescheiden höflichen Rede, seinem leisen Gang und seinem gewandten, aufmerksamen Benehmen.

Er hat etwas so angenehm Unpersönliches an sich, ist so ganz »dienstbarer Geist« — und man selber so ganz »Herr« —, daß man ihn kaum beachtet, wenn er sich im Zimmer zu schaffen macht. Ja, manche Damen kleiden sich in seiner Gegenwart so unbekümmert um und zeigen sich ihm in so dürftigem Gewande, als ob er ein geschlechtloses Wesen sei. Es ist ja nur der Boy oder der Kuli, heißt es. Freilich ist's nur der Boy oder der Kuli; aber wieviel Zartgefühl, wieviel natürlichen Anstand diese einfachen Leute haben müssen, um durch ihre Anwesenheit und ihre Blicke nicht lästig zu fallen, das vergißt man meistens.

Nie wird der chinesische Diener unhöflich widersprechen oder — wie unsre »Perlen« in der Heimat — patzige Antworten geben und draußen mit den Töpfen und Tellern herumwerfen. Er sagt stets artig: »Ja, Herr.« Aber wer da nun meint, alles wäre in schönster Ordnung, irrt.

Ein Beispiel. Die keifende Ehefrau des Kochs und seine kleinen Kinder, die wir — durch den Lärm herbeigelockt — eines Tags in den Dienerräumen antreffen, bleiben trotz unsers Verbots ruhig dort wohnen. Der Koch, zur Rede gestellt, erklärt mit verbindlichem Lächeln: »Jawohl, sie werden morgen ausziehen; heute ging es leider nicht mehr.« Gut. Aber übermorgen sind sie immer noch da. Nun werden wir recht deutlich, und der Koch versichert unter tausend Entschuldigungen: »Bestimmt am nächsten Montag.« Na, endlich! — Am Montag jedoch kommt der Boy — wenn's brenzlig wird, schicken die Chinesen stets einen Mittelsmann — und bittet in den süßesten Tönen, die Familie des Kochs doch hier wohnen zu lassen; es sei jetzt so schwer, eine passende Unterkunft zu finden, und wir würden auch ganz, ganz gewiß nie wieder durch Lärm belästigt werden, usw. Aber die Herrschaft bleibt standhaft: Nein. »Nun, dann wenigstens bis zum Ende des Monats. Bitte sehr, Master; bitte sehr, Mississi!« Und ehe wir noch die Möglichkeit haben, unser Nein zu wiederholen, verneigt der gerissene Halunke sich tief und sagt mit einem glücklichen Lächeln auf dem gelben Antlitz: »Danke vielmals, Master; danke vielmals, Mississi!« Wer brächte es da übers Herz, den kleinen Aufschub nicht zu gewähren? — Jedoch eine Woche später beginnt dasselbe Spiel von neuem. Angeblich sollen jetzt Weib und Kinder des Kochs in ihr Heimatdorf zurückkehren, sobald das schadhafte Dach ausgebessert worden sei. Da es sich schließlich nur um ein paar Tage handelt, will man kein Unmensch sein und — kurz und gut, sie bleiben. Und aller Wahrscheinlichkeit nach sind sie heute noch da.

Plump mit der Wahrheit herausplatzen, streiten und schelten — pfui, wie barbarisch! Das tun nur die Fremden, die weder feine Lebensart noch Klugheit kennen. Mit Höflichkeit und immer neuen Ausflüchten kommt man viel weiter. So denkt der Chinese. Und darum wird ein Diener, der seine Stellung zu verlassen wünscht, auch niemals sagen: Ich bekomme hier zu wenig Lohn, oder die Behandlung sagt mir nicht zu, oder ich habe Zwistigkeiten mit den andern Dienern gehabt. Nein, er erklärt: Mein Vater ist krank, oder meine Mutter ist gestorben, oder mein Schwiegervater braucht mich in seinem Geschäft. Die Wahrheit würde vielleicht den Herrn kränken, Anlaß zu peinlichen Erörterungen geben. Warum sollte man in Unfrieden auseinandergehen, wo's nur einer höflichen Notlüge bedarf, um alle Beteiligten zufriedenzustellen?

Der Chinese lügt, sobald er sich einen Vorteil davon verspricht. Er ist nie um eine Ausrede verlegen, stets unschuldig wie ein neugeborenes Kind und so gerissen, daß er kaum je zu fassen ist. Ertappt man ihn jedoch einmal bei einer offenbaren Unwahrheit, zeigt er keineswegs Beschämung. Nun, diesmal ging's eben nicht! steht deutlich auf seinem Gesicht geschrieben. Und macht man ihm gar Vorwürfe, entgegnet er vielleicht ganz harmlos: »Ich mußt' es doch erst versuchen.«

Aber, wie gesagt, manches wird dem Chinesen als Lügenhaftigkeit ausgelegt, was im Grunde nur Höflichkeit, ein Schonen der Gefühle des andern ist. Und ebenfalls beschuldigt man ihn oft zu Unrecht der Frechheit.

»Herr, ich bin sehr traurig, ich habe eben die große Vase entzweigeworfen.« Dazu ein Grinsen von einem Ohr bis zum andern. Der Westländer denkt: Was, darüber lacht der verdammte Kerl noch? und wird grob. Und dabei hatte ihn der Diener durch sein sonniges Lächeln doch nur versöhnen und entwaffnen wollen.

Mit dem gleichen Lächeln meldet er, nach dem Grund der eines Morgens angelegten Trauerkleidung befragt, auch den Tod seines Vaters. Welche Gemütsroheit! rufen wir entrüstet. Nein, durchaus nicht. Der Mann ist innerlich sogar aufs tiefste bewegt. Aber die chinesische Höflichkeit gebietet, eigne Kümmernisse stets als geringfügig, kaum der Rede wert hinzustellen und der Umgebung, besonders Höherstehenden, ein heiteres Gesicht zu zeigen.

Gemütsroh ist der Chinese nur in dem, was

seine Frau angeht, die er bekanntlich, ohne irgendwelche Herzensneigung zu spüren, ihren Eltern abkauft und oft nicht viel höher achtet als ein Bauer seine Kuh. Unser Koch, dessen bessere Hälfte einem frohen Ereignis entgegensah, das sich jedoch ungebührlich verzögerte und der Wöchnerin viel Beschwerden verursachte, stellte darüber folgende gefühlvolle Betrachtung an: »Nun schon anderthalb Monat jeden Tag zwanzig Cent für Pflegerin. Kostet zuviel Geld. Besser, Frau sterben.« Und ein andrer faßte einmal seinen ganzen Schmerz beim Tode der jungen Gattin in die Worte zusammen: »Ich zuviel Unglück! Zweihundert Dollar verloren!«

Viele Mißverständnisse entstehen durch unsern Hohnwitz, da die wenigsten Chinesen für diese Abart des Scherzes Sinn haben. Ein Bekannter von uns hatte seinen Boy in den Keller geschickt, um eine besonders gute Flasche alten, abgelagerten Weins heraufzuholen. Wie nun der Diener, sie nachlässig schlenkernd, zurückkam, rief er ihm zu: »Das ist recht, schüttle sie nur ordentlich!« — worauf dieser Harmlose nichts Eiligeres zu tun hatte, als die Flasche mit beiden Händen zu packen und sie aus Leibeskräften zu schütteln.

Bei der Beurteilung solcher Vorkommnisse darf man natürlich nie vergessen, daß die chinesischen Dienstboten unsre Liebhabereien und Gewohnheiten ja nicht kennen. Im allgemeinen jedoch passen sie sich den fremden Gebräuchen auffallend gut an. Nur sind sie von dem, was sie einmal erfaßt haben oder erfaßt zu haben glauben, auch kaum wieder abzubringen, und die Geschichte von dem chinesischen Koch, der jedesmal, ehe er Pfannkuchen buk, ein Ei zerschlug und fortwarf, weil er seine Herrin dies einst mit dem ersten (schlechten) Ei hatte tun sehen, ist, wenn nicht wahr, so doch gut erfunden.

Es ist einem häufig geradezu unmöglich, eine Änderung in der Anordnung der Möbel oder auch nur kleinerer Gegenstände vorzunehmen, weil die Diener, kaum daß man den Rücken gekehrt, alles wieder an den gewohnten Platz schaffen. Einen Aschenbecher z. B., den der Boy bei seinem Dienstantritt auf dem Klavier vorgefunden hat, trägt er unweigerlich jeden Tag wieder dorthin, mag man ihn auch noch so oft auf den Rauchtisch zurücksetzen. Dabei hat der Boy ein ausgesprochenes Gefühl für Gleichordnung. Alle Vasen, Kunstgegenstände usw. auf dem Kaminsims und auf Borden richtet er aus wie eine Kompanie in Reih' und Glied aufmarschierter Soldaten; und es will ihm durchaus nicht in den Kopf, daß die Westländer, die doch sonst so peinlich ordentlich sind, hier eine willkürliche, malerische Gruppierung bevorzugen.

Aber die Liebe des Chinesen zum Altgewohnten hat auch wieder viel Angenehmes. Ich kannte einen Junggesellen, der einfach seinen Hut aufsetzte und zum Boy sagte: »Ich ziehe heute um; So-und-so-Straße Nummer 27.« Und wenn er nachts aus dem Klub kam, fand er in seiner neuen Bude alles genau so aufgestellt wie in der vorigen: die Bilder, groß und klein, hingen in der bekannten Reihenfolge an den Wänden; die Uhr tickte über dem Ruhebett; der Rasiertisch stand vorm Fenster; der bunte Porzellan-Buddha lächelte zwischen den zwei Erzleuchtern und vier Tempelgefäßen vom Bücherschrank herunter; und im Türrahmen zum Badezimmer war der Turnapparat befestigt.

Ja, außerordentlich gelehrig und anstellig ist der chinesische Diener. Er weiß jede Sache gleich richtig anzupacken, hat viel Handgeschicklichkeit — zerbrochenes Geschirr gibt's kaum! — und ist immer willig und guter Laune.

Der Sinn und Zweck der meisten Verrichtungen jedoch ist ihm völlig gleichgültig. So ist's mir befohlen worden, und so mach' ich's, sagt er bei sich. Der Kuli heizt an einem warmen Frühjahrsmorgen den Ofen bis zum Zerspringen, weil — nun, weil bis jetzt an allen Tagen geheizt worden war; der Koch, der nicht selber die Speisen kostet, sondern die Zutaten nach Augenmaß beigibt, wirft, wenn man den Spinat etwas mehr gesalzen wünscht, gleich eine Handvoll Salz in jeden Kochtopf, weil — nun, weil die Herrschaft offenbar mit der bisherigen Menge Salz nicht zufrieden war; und der Boy wandelt unbekümmert in eine auf ein Lied oder ein Musikstück andachtsvoll lauschende Abendgesellschaft hinein mit seinem Brett voll klirrender Gläser und fragt den zunächstsitzenden Herrn mit vernehmlicher Stimme: »Wantchee Whisky, or likee Beer?« (Wollen Sie Whisky haben oder Bier?), weil — nun, weil er immer um diese Zeit mit den Getränken gekommen war.

Ein solcher Mangel an eignem Nachdenken ist auch bei den chinesischen Handwerkern anzutreffen. Der Schneider, der ungern Maß nimmt, sondern lieber nach einem alten, als Vorlage dienenden Anzug einen neuen macht (und zwar recht gut), besinnt sich keinen Augenblick, ein Loch in die Hose zu schneiden und einen großen Flicken einzusetzen, weil nämlich das alte Beinkleid an jener Stelle einen Flicken trug. Und ein Goldschmied, der einst für meine Frau eine Perle zum Ring fassen sollte und dazu von mir einen kleinen Pappreifen erhielt, auf den ich sicherheitshalber geschrieben hatte: «Der innere Rand gibt die Ringweite«, ritzte diesen Satz fein säuberlich und sinnig in das Metall ein, weil — nun, weil bei Trauringen doch auch immer irgendwas drinnensteht.

Doch zurück zu den Dienstboten! Wir waren gerade beim Bedienen. Dem chinesischen Boy wird es nie einfallen — wie Emma und Frieda beim Herumreichen der Speisen es so gern tun —, über eine spaßhafte Erzählung mitzulachen,

oder gar ungefragt ein Wort in die Unterhaltung zu werfen. Er hat sein Mienenspiel so völlig in der Gewalt, daß es scheint, als höre und sähe er überhaupt nichts neben seinen Obliegenheiten.

Nur ganz selten fällt er aus der Rolle. Ich entsinne mich da eines bezeichnenden kleinen Vorkommnisses. Es war vor zwanzig Jahren, als die ersten Plattenspielwerke nach China kamen. Während der Mittagsmahlzeit war jemand aufgestanden und hatte ein Lied angedreht, dessen Verse mit einem so außerordentlich ansteckenden Gelächter schlossen, daß die ganze Tafelrunde mitlachen mußte. Selbst die Diener stimmten ein: den Boy schüttelte es ordentlich, und Koch und Kuli vor der Tür meckerten um die Wette. Uns belustigte dies sehr, und so spielten wir das Stück beim Abendessen wiederum. Zu unserm Erstaunen jedoch blieb die erwartete Wirkung auf die Dienstboten völlig aus. In der Küche blieb es mäuschenstill; im Anrichteraum hörte man den Kuli Gläser spülen, doch sonst keinen Ton; und der Boy wanderte feierlich gemessenen Schrittes mit der Bratenschüssel um den Tisch herum, ohne auch nur das Gesicht zu einem Lächeln zu verziehen! Alle drei hatten sich darauf besonnen, daß sie sich in Gegenwart der Herrschaft nicht gehenlassen dürften, und suchten nun durch verdoppelten Ernst den Verstoß wieder gutzumachen.

Aber so schwer die Chinesen auch aus ihrer Ruhe zu bringen sind: wenn bei einer Gesellschaft mal eine falsche Sorte Wein eingeschenkt wird oder irgendein Gang nicht auf dem Tisch erscheint und man den Boy deswegen tadelt, verliert er so gänzlich den Kopf und wird derart zappelig und verwirrt, daß nunmehr alles schief geht. Wie ist das zu erklären? Der Boy hat »Gesicht verloren«, und viel Schlimmeres konnte ihm gar nicht begegnen.

Da wären wir ja bei dem berühmten »Gesicht verlieren«, über das so viel erzählt und Merkwürdiges berichtet wird. Im Grunde aber ist die Sache höchst einfach. Man muß nur für »Gesicht« A n s e h e n sagen; dann findet man sich sofort in der chinesischen Denkart zurecht.

Ein Boy, der im Beisein von Gästen wegen einer Ungeschicklichkeit oder Dummheit getadelt wird, hat sich vor jedermann bloßgestellt und demnach etwas von seinem Ansehen eingebüßt. Wäre er gar beschimpft oder geschlagen worden, so wäre sein Ansehen vollends hingewesen. Nicht nur vor den Gästen würde er sich beschämt fühlen, sondern auch vor den übrigen Dienern. Der Koch würde ihn hänseln, der Kuli keine Achtung mehr vor ihm haben, und ihm bliebe nichts übrig, als zu gehen.

Wesentlich anders jedoch liegt die Sache, wenn er ohne Zeugen von seinem Herrn gescholten wird, ja selbst eine Ohrfeige bekommt. Davon erfährt ja niemand etwas. Sein Herr wird's schon nicht ausposaunen, und er selbst weiß wohl den Mund zu halten. Wie könnte er da in den Augen der Welt an Ansehen verlieren? So steckt er seine Schläge ruhig ein — vorausgesetzt, daß er sich zu Recht bestraft fühlt. Sonst — denn die Chinesen haben ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl — würde er sofort den Dienst verlassen und jede sich ihm bietende Gelegenheit zur Rache mit Freuden begrüßen. Diebstähle und Einbrüche bei Fremden werden in China fast immer von den eignen Dienstboten angezettelt und lassen sich in der Regel auf schlechte Behandlung zurückführen.

Dabei fällt mir eine lustige Geschichte ein. Einem unsrer Freunde war sein Pelzmantel aus dem Hausflur gestohlen worden. Er meldete den Verlust der Polizei an, aber ohne Ergebnis. Eines Abends spät trat der Boy an sein Bett mit der überraschenden Mitteilung: »Master, der Dieb ist da.« — »Wo?« rief unser Freund und langte in die Schublade nach der Pistole. »Er wartet in der Küche.« Und so war's! Der Boy hatte den Dieb, einen einstigen Diener, der einmal zu Unrecht bestraft worden war, aufgespürt und ihn genötigt, sich mit dem Pfandzettel für den bereits versetzten Pelz zu stellen, wogegen der Boy versprach, sich für ihn zu verwenden. So saß der Dieb denn seelenruhig in der Küche.

Es wird dem Boy vielfach als Faulheit oder Frechheit ausgelegt, wenn er, statt wie ihm geheißen, schnell ein paar Schaufeln Kohlen aufs Kaminfeuer zu werfen, hierzu erst den Kuli herbeiholt. Tatsächlich aber glaubt der Boy, daß er sich durch das Verrichten einer groben, untergeordneten Arbeit etwas in seiner Stellung vergäbe und Ansehen einbüße. Man heilt ihn von dieser irrigen Meinung am sichersten, indem man durch eignes Zugreifen beweist, daß wir im Kohlenschaufeln nichts Entehrendes erblicken.

Wo die Herrschaft so vorgeht, scheut sich der Boy bald vor keiner Arbeit in Haus oder Garten. Allerdings wird er dazu immer den langen, blauen Rock, das Abzeichen seines Standes, ausziehen und in kurzer Jacke erscheinen, wie anderseits der Kuli, der einmal aushilfsweise bei Tisch aufwarten muß, nie versäumt, sich dazu einen langen Rock zu leihen.

Auch um das Ansehen ihrer Herrschaft sind die Chinesen sehr besorgt, weil davon so eine Art Abglanz auf sie selber fällt. Unser Boy war einmal tief unglücklich, als meine Frau sich weigerte, zu einer größeren Abendgesellschaft die kristallenen Eisschalen herauszugeben. »Aber, Boy, es gibt doch heute gar kein Eis.« — »Ja, aber solche Schalen haben nur wir!«

Noch drolliger war ein andrer Fall. Es ist üblich, daß die chinesischen Krämer und Schlachter ihren fremden Kunden zu Weihnachten ein kleines Geschenk machen in Gestalt von Truthähnen, Apfelsinen, Nüssen u. dgl. Da hörte

nun einmal meine Frau aus den Dienerräumen einen außerordentlich erregten Wortwechsel, und gleich darauf trat der Koch ein, noch zornrot im Gesicht, und sagte: »Der Schlachter zwei Gänse schenken.« — »Nun ja, das ist doch sehr schön.« — »Nein, Mississi, zuviel mager. Wir immer alles von ihm kaufen, er gut verdienen. Ich ihm Gänse schon wiedergeben. Muß fette Gänse schicken.« — Und sie kamen!

Die Chinesen sind, solange man sie verständnisvoll und gerecht behandelt, sehr anhängliche Diener. Mir sind Fälle bekannt, wo sie bei ihren ins Unglück geratenen Herren monatelang ohne jedes Entgelt ausharrten, ja sogar selber ihre einstigen Brotgeber unterstützten. Diese Anhänglichkeit hindert sie aber keineswegs, der Herrschaft, wo immer es geht, Geld abzuzwacken.

In China macht man nämlich einen sehr scharfen Unterschied zwischen Stehlen und Bemogeln. Stehlen ist verabscheuungswürdig, Bemogeln dagegen erlaubt und ein Zeichen von Klugheit. Deswegen verliert der Chinese auch kein »Gesicht«, wenn er beim Bemogeln, beim Schröpfen, beim »Prozentjemachen« erwischt wird.

Ich kannte einen im Inneren Chinas lebenden Deutschen, der seinen Boy jeden Monat zwei Tagereisen weit in den Hafenplatz schickte, um Geld von der Bank zu holen. Oft brachte dieser Diener über tausend Dollar in bar heim. Man mache sich einmal klar, was tausend Dollar für jemanden bedeuten, der ein monatliches Gehalt von zwanzig Dollar bezieht, und wie leicht es für einen Chinesen in seinem Heimatland ist, spurlos zu verschwinden. Zwar haften nach altem Brauch stets diejenigen für ihn, die ihn gebracht haben, aber was will schließlich die Bürgschaft eines andern Boys oder Kochs, im günstigsten Fall die eines kleinen Ladenbesitzers besagen? Tausend Dollar können solche Gewährsmänner in ihrem Leben nicht aufbringen.

Ich finde, jene Leute, die so beweglich über chinesische Langfinger klagen, sollten einmal darüber nachdenken, ob denn bei uns daheim die Dienstboten etwa so übermäßig ehrlich seien. Wird nicht gerade in Europa alles ängstlich vor ihnen weggeschlossen? Welche Frau ginge wohl aus der Wohnung und ließe ein neues Mädchen allein zurück, ohne zuvor den Schlüsselkorb versteckt zu haben? In China übergibt man dem neuen Boy gleich am ersten Tage das ganze Haus mit offenen Schränken und sagt: »Sieh dir an, was vorhanden ist; fehlt später etwas, bist du verantwortlich!« Was hindert den wildfremden Burschen, alles auszuräumen und sich aus dem Staube zu machen? Doch nur seine Ehrlichkeit.

Auch wird der Boy nie dreist irgendeine Sache beiseitebringen. Glaubt er z. B., daß sein Herr eine kleine Münze, die sich in der Hosentasche fand, vergessen habe, so legt er sie zunächst an einen Platz im Zimmer, wo sie nicht gleich gesehen wird, aber doch sofort zur Hand ist, falls danach gefragt werden sollte. Erst wenn geraume Zeit verstrichen ist, ohne daß das Geldstück vermißt wurde, und es sicherheitshalber auch noch ein paar Tage mit irgendeinem Gegenstand bedeckt worden war, steckt der Boy es endgültig ein. Man wird in China sozusagen mit Anstand bestohlen. Aber geschröpft und beschummelt wird man dafür an allen Ecken und Kanten. Das ist nach chinesischer Auffassung nicht nur erlaubt, sondern sogar Ehrensache.

Der Koch schlägt bei jedem Einkauf von Lebensmitteln einige Cent auf den Preis darauf; er bekommt vom Krämer eine monatliche Vergütung von fünf oder zehn vom Hundert auf den Umsatz seiner Herrschaft; und er füllt tagtäglich etwas Salatöl in eine leere Flasche sowie etwas Kaffee in eine leere Dose, bis diese Behälter ganz voll sind und als »just have open« (soeben geöffnet) untergeschoben werden können, während die neue Flasche Salatöl nebst der neuen Dose Kaffee wieder zum Krämer zurückwandern. Der Boy nimmt ein »Türgeld« von jedem Schneider, Schuster oder fliegenden Händler, den er ins Haus läßt, und steckt auch mit dem Kohlenhändler unter einer Decke; selbst wenn die Hausfrau sich gewissenhaft jeden einzelnen Korb vorwiegen läßt, ist sie nie sicher, ob nicht, kaum daß sie den Rücken gekehrt, der Boy durch die Hintertür dem gefälligen Lieferer wieder einen vollen Korb zurückgibt. Desgleichen hat der Kuli seine bescheidene Einnahme; denn der Scheuerlappen, der Staubwedel und ähnliche Dinge nutzen sich merkwürdigerweise immer genau in vier Wochen restlos ab und müssen ersetzt werden. Der Kutscher unterschlägt Futtergelder und fährt im Wagen seines Herrn fremde Leute gegen Bezahlung spazieren; der Kraftwagenführer macht seinen Schnitt an der Gasolinrechnung und sorgt mit geübter Hand dafür, daß es immer allerhand Ausbesserungen an der Maschine und Käufe von Ersatzteilen gibt; und auch der Gärtner kommt nicht zu kurz: er verkauft einen Teil der Erträgnisse des Gemüsegartens (meistens den weitaus größten Teil) für eigne Rechnung an gute Freunde.

Ein mir bekannter Junggeselle kam eines Vormittags zu ungewohnter Stunde nach Hause. Auf der Treppe begegneten ihm mehrere Kulis mit Holzbottichen, die (natürlich nicht die Bottiche, sondern die Kulis) bei seinem Anblick schleunigst Reißaus nahmen. Nichts Gutes ahnend, beflügelte er seine Schritte, und siehe da: im Badezimmer neben dem Gasofen stand der Boy und verkaufte heißes Wasser an die Austräger der umliegenden Heißwasserläden!

Genau so wenig wie die Katze das Mausen, läßt der Chinese diese kleinen Schwindeleien. Man kann nur aufpassen, daß man nicht zu sehr

bemogelt wird. Aber bemogelt wird man auf alle Fälle. Und zwar — hier herrscht wieder Anstand — immer im richtigen Verhältnis zum Einkommen des Herrn. Wer eine größere Wohnung bezieht, findet plötzlich alles etwas teurer, von den Lebensmitteln, die der Koch auf dem Markt einkauft, bis herab zur Wäsche und den Blumen für den Tisch. Verdient unser Brotgeber mehr Geld, können auch wir mehr verdienen, sagen sich die Diener.

Versucht man, diese durch das Gewohnheitsrecht gebilligten Nebeneinnahmen abzuschaffen, ärgert man sich entweder die Schwindsucht an den Hals oder man verliert seine Dienstboten. Mir ist ein Fall erinnerlich, wo der Boy seiner Herrin, die ihn wieder mal beim Übervorteilen ertappt hatte, mit einem halb gekränkten, halb anerkennenden Lächeln erklärte: »Ich schon lieber am Ersten weggehen. Mississi zu klug; ich nichts verdienen.«

Anderseits duldet aber ein guter Diener auch nicht, daß ein andrer seine Herrschaft schröpft. Diese Milchkuh zu melken, hat nur er das Recht. Über die zu hohe Forderung eines Rickschakulis oder eines Handwerkers kann sich der Boy geradezu sittlich entrüsten. Nach außen nimmt er den Vorteil seines »Masters« wahr, als wäre es sein eigner. Ja, es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß der Koch sich weigert, irgendein verlangtes Obst oder Wild zu kaufen, mit der Begründung: »Besser zwei Wochen warten. Noch zu teuer!« Obwohl doch sein eigner Gewinnanteil bei einem höheren Preise größer wäre!

Wenn auch der Koch die meiste Gelegenheit zum Schröpfen hat und sich demgemäß gewöhnlich auch als erster von den Dienern in den Ruhestand zurückziehen kann, so darf man doch nie außer acht lassen, daß er die Lebensmittel auf dem Markte immerhin noch wesentlich billiger erhandelt, als die Hausfrau selber es vermöchte, da Ausländern stets mehr abverlangt wird. Schon deshalb ist es ratsam, dem Koch gegenüber bisweilen ein Auge zuzudrücken; um so mehr, als er im übrigen höchst schätzenswerte Eigenschaften hat.

Ich möchte wohl mal hören, was eine europäische Köchin sagen würde, wenn der Herr eine Viertelstunde vor Beginn der Mahlzeit drei Gäste aus dem Klub mit nach Hause brächte und verlangte, daß nicht nur genug zu essen für alle vorhanden sei, sondern daß es auch etwas besonders Gutes gäbe! Der chinesische Küchenkünstler nickt gleichmütig: »Can do.« (Ist in Ordnung.) Und dann braucht man sich um nichts mehr zu kümmern. Pünktlich wie immer werden die Speisen aufgetragen, und zur Verwunderung der Hausfrau erscheint ein viel größerer Fisch auf der Tafel als der am Morgen gekaufte, und — sie traut ihren Augen kaum — statt der Hammelrippchen eine knusprige Gans! Kann der Koch hexen? Nein, es geht ganz natürlich zu. Alle diese schönen Sachen hat er sich in der Nachbarschaft geliehen!

So etwas beruht aber natürlich auf Gegenseitigkeit; und es ist schon vorgekommen, daß, als bei einer Gesellschaft jemand wider Erwarten noch eine Schnitte vom Braten haben wollte, dieser schon weg war und gerade im Hause nebenan herumgereicht wurde.

Ebenso gefällig sind die Chinesen einander, wenn das Geschirr und Silberzeug ihrer Herrschaft andernorts benötigt wird. Schon manche Dame hat mit gemischten Gefühlen zu Gast von ihren eignen Tellern gespeist oder gar eins ihrer eignen Gläser zerbrochen, was für alle Beteiligten besonders peinlich gewesen sein soll.

Am besten aber hat sich wohl jener Koch zu helfen gewußt, der einem mageren Truthahn dadurch den nötigen Leibesumfang gab, daß er ihm etliche Scheiben Huhn unter die Haut schob und mitbriet. Und allen hab's trefflich geschmeckt, wird erzählt.

Wirklich bewundernswert ist auch, wie der »große Meister« — dies ist der chinesische Ehrenname des Kochs — bei Hausbootfahrten auf einem winzigen Holzkohlenfeuer vier, fünf Gänge bereitet, als sei dies die selbstverständlichste Sache von der Welt. Die gleiche Anpassungsfähigkeit an die Verhältnisse bekundet er in der Nacht, die er, mit dem Boy und drei Ruderknechten zusammengepfercht wie Heringe, in der engen dunklen Vorderluke des Schiffleins verbringt, an einem für unsre Begriffe überhaupt unbewohnbaren Platz.

Dies ist auch nur möglich, weil den Chinesen jeder Sinn für Bequemlichkeit und Sauberkeit abgeht. Haben doch selbst reiche Leute außer dem Bett in ihren Häusern kein einziges bequemes Möbel: nur steiflehnige, ungepolsterte Stühle und kurze hölzerne Ruhebänke. Und Reinlichkeit — du lieber Gott! Gelüftet wird so eine Chinesenbude nie. Alles ist staubig und schmierig, da jeder sich mit den Fingern schneuzt, mitten ins Zimmer spuckt und die Zigarettenasche auf den Fußboden wirft.

Dürfen wir uns da wundern, wenn die chinesischen Dienstboten trotz aller Ermahnungen mit den Sachen ihrer fremden Herrschaft ebenfalls gleichgültig umgehen und zur Sauberkeit nur schwer zu bewegen sind?

In Schanghai wurde einst in den Zeitungen Zeter darüber geschrien, daß frühmorgens die Semmeln von den chinesischen Austrägern mit ihren schmutzigen Fingern aus dem Wagen geholt und ins Haus geliefert würden. Daraufhin schafften die Bäckereien Papierhüllen an. Doch das Ergebnis? Der Kuli klappte morgens die Wagentür auf, zog mit seiner dreckstarrenden Faust ein Brot hervor, schob es sorgsam in die Papierhülle und überreichte es dem wartenden

Hausdiener. Die Fremden wollten's ja durchaus so haben. Warum, mochte der Kuckuck wissen!

Naschhaftigkeit ist selbstverständlich eine Untugend, die die Chinesen mit allen Dienstboten der Welt teilen. Zwar behaupten sie stets, sie möchten gar keine fremden Speisen und Getränke, doch das hindert sie keineswegs, mit dem Finger in die Obstmusdose zu langen, oder die Portweinflasche zu einem tüchtigen Schluck an den Mund zu heben. Stille Mittrinker, die gewissenhaft einen Bleistiftstrich auf das Etikett machen, soll es auch unter den Dienern andrer Länder geben, aber schwerlich solche, die die entstandenen Lücken so lange mit Wasser auffüllen, bis die Flasche fast nur noch Wasser enthält, wie das in China schon vorgekommen ist. Ein besonders hartnäckiger Sünder auf diesem Gebiet wurde erst dadurch gebessert, daß sein Herr dem Genever ein kräftig wirkendes Abführmittel beimischte. Alsbald kehrte »John Chinaman« reumütig zu seinem heimischen Reisschnaps zurück.

Einer meiner Freunde gewöhnte seinem unbekannten Zechgenossen das Trinken aus der Flasche dadurch ab, daß er heimlich deren Rand mit einem stark haftenden grünen Farbstoff bestrich. Am nächsten Morgen hatte er denn auch richtig die Genugtuung, den Kuli mit arg wundgeriebenen, aber noch immer grüngesprenkelten Lippen zu sehen und ihm sagen zu können: »Wenn du durchaus meinen Pfefferminzschnaps saufen mußt, nimm jedenfalls ein Glas!« Worauf der Kuli seine Unschuld beschwor: Jawohl, aber er hätte die verdächtige Farbe von einem Handtuch bekommen, das er und der kleine Gehilfe des Kochs gemeinsam benutzten. »So soll der mal herkommen!« Das sei leider unmöglich; denn der Koch wäre so zornig auf den Kleinen gewesen, weil er seines Masters Wein tränke, daß er ihn noch gestern abend fortgejagt hätte. Alle wissen, daß der Herr kein Wort davon glaubt, aber so ist das »Gesicht« des Kulis gerettet, und der Koch hat obendrein noch »Gesicht« dabei gewonnen.

Fast hätte ich vergessen, des einzigen weiblichen Dienstboten in China, nämlich der Amah zu gedenken, die als Kindermädchen, Näherin und Zofe Verwendung findet.

Sie ist die verkörperte Geduld. Unermüdlich rollt sie den Kinderwagen neben der Bank, auf der sie sitzt, hin und her und ruft von Zeit zu Zeit mit schriller Stimme: Hans! Paul!, oder wie die kleinen unfolgsamen Schlingel, die außerdem noch ihrer Obhut anvertraut sind, nun gerade heißen mögen. Mögen die Kinder auch noch so unartig sein: nie endet ihre Langmut noch ihre Unterhaltung mit andern Amahs. An dem Seelenleben der Kinder nimmt sie nicht den geringsten Anteil. Sie führt Hans und Paul spazieren, sorgt, daß sie keine zu argen Dummheiten machen, und bringt sie zur rechen Zeit wieder nach Hause — genau so wie der Hundekuli seine vierbeinigen Schutzbefohlenen. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß die Amah nur die Rufnamen der ihr anvertrauten Kinder kennt, dagegen den Familiennamen, wenn man sie daraufhin anspricht, überhaupt nicht anzugeben vermag. »Ich nicht weiß; ich nur Kinder aufpassen.«

Aber besser ist's schon, man hat keine Amah im Hause. Nicht nur, daß manche den schreienden Säugling, um ihn möglichst schnell zur Ruhe zu bringen, an ihrem Finger lutschen läßt, unter dessen Nagel sie etwas Opium gesteckt hat, sondern sie ist auch ein wenig verträgliches Wesen. Alle Augenblicke hat sie Streit mit den übrigen Dienstboten; und wer jemals eine Chinesin in den höchsten Tönen hat keifen hören, begreift, weshalb im Himmlischen Reiche Zanksucht der Frau Scheidungsgrund ist.

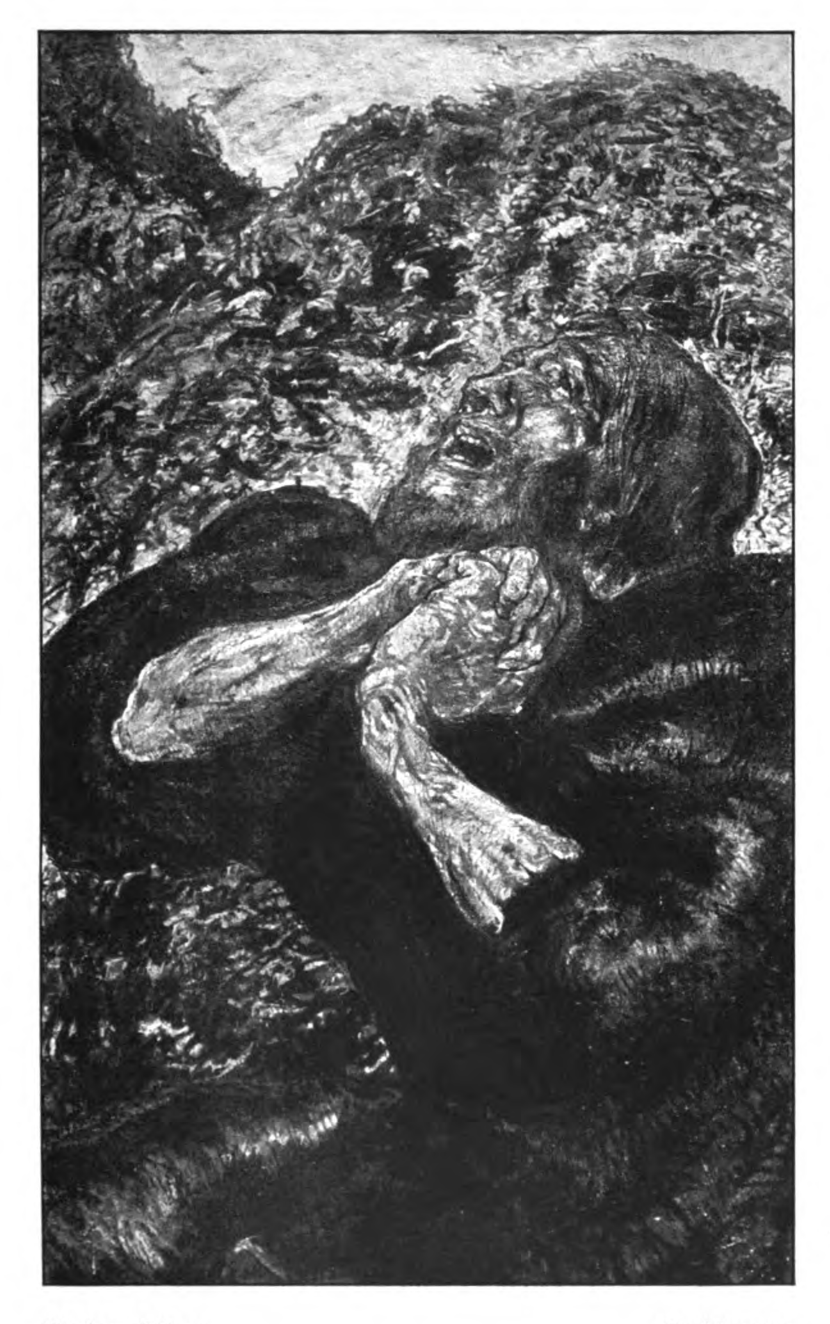
Nun zum Schluß noch etwas ganz Allgemeines, etwas sehr Einfaches, aber offenbar doch so Schwieriges, daß viele Westländer es niemals völlig begreifen. Wenn man nämlich einen Chinesen fragt, ob — doch nein, ich will's lieber an einem Beispiel zeigen.

Der Herr klingelt. Statt des Boys erscheint der Kuli. »Ist der Boy nicht da?« — »Ja.« — »Weshalb kommt er denn nicht?« — »Er ist ausgegangen.« — »Aber du sagtest doch eben selber, er sei da.« — »Nein, er ist nicht da.«

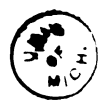
Nachdem der Fremde wiederholt solche anscheinend ganz widersinnigen Auskünfte erhalten hat, wird er zornig und schimpft auf »diese verrückten Chinesen«.

Und doch liegt des Rätsels Lösung so nahe. »Ist dieser Brief noch nicht zur Post besorgt worden?« erkundige ich mich entrüstet. Und obwohl der Brief noch vor mir auf dem Tische liegt, entgegnet der chinesische Diener: »Ja.« Denn »nicht besorgt« faßt er auf als unerledigt, wie er denn in seiner Sprache auch kein Wort für »schlecht« hat, sondern »nicht gut« sagen muß.

Wer sich erst einmal an sie gewöhnt hat, dem sind die chinesischen Dienstboten viel lieber als europäische. Und das allerbeste ist, daß man stets welche hat. Auf Vermietungsbureaus zu laufen braucht man nicht in China. Geht der Boy auf Urlaub, bringt er einen Ersatzmann heran, der ihn vertritt und den er selber bezahlt; ebenso der Koch und der Kuli. Und wirft man einen seiner Diener raus, sagt man einfach zu einem der andern: »Besorg' mir einen neuen!« Und am nächsten Morgen schon stehen mehrere Bewerber da, und der, den man erwählt, wischt fünf Minuten später schon Staub, als wäre er seit Jahren im Hause.



Arthur Illies: Gethsemane





Kaktus-Dahlie »Libby Koopmann«

Dahlien

Von Karl Diederichs (Eutin)

Mit neun farbigen Naturaufnahmen des Verfassers aus den Kulturen des Dahlienzüchters H. Hinrichsen in Zissau (Eutin)

Dahlia variabilis — das ist der wissenschaftliche Steckbrief unsrer Blume, d. h. die Veränderliche. Und in der Tat, unter allen Kindern Floras gibt es wohl keine zweite Blume, die auch nur annähernd die Formen- und Farbenfülle der Dahlie erreicht. Ihre Stammform lebt wild auf dem sonnigen Hochplateau Mexikos. Von hier wurde sie im Jahre 1784 von dem Professor und Direktor des Botanischen Gartens in Mexiko, Vinzent Cervantes, nach Spanien importiert. Alexander von Humboldt brachte die ersten Dahlienknollen im Jahre 1804 von seiner botanischen Studienreise von Mexiko mit nach Deutschland. Seitdem hat in den langen Jahren sorgfältige Kultur und ausdauernder Züchterfleiß all die vielen tausend Formen und Farben hervorgezaubert, die uns heute erfreuen und die ihre wilden Ahnen bei weitem übertreffen. Ihren Namen hat die Dahlie nach dem schwedischen Botaniker Andreas Dahl erhalten. Aber bald darauf wurde sie von dem Berliner Direktor des Botanischen Gartens, Wildenow, wieder umgetauft, indem er sie seinem Freunde Georgi aus St. Petersburg zu Ehren Georgina benannte. Unter diesem Namen wird die Blume vielen von uns noch bekannt sein, da sie sich lange Jahre als Georgine im Gartenbau Deutschlands einbürgerte. Erst in neuer Zeit geht sie wieder unter ihrem alten ehrlichen Namen Dahlie, dem nun mal das Erstrecht gebührt.

Etwa um 1825 begann als erster deutscher Gärtner Christian Degen in Köstritz die praktische Dahlienkultur in bedeutendem Maßstabe mit großem Erfolg. Bald hatte er aus den wenigen roten und orangefarbenen Stammformen über zweihundert verschiedene Sorten gezüchtet. Von da an ließ sich der Triumphzug der schönen Blume aus dem Lande Montezumas nicht mehr aufhalten, und heute sind ihre Farben und Formen kaum mehr zu zählen. Dazu kommen jedes Jahr weitere Neuheiten, denn die großen Erfolge spornen die Züchter immer wieder zu höheren Leistungen an.

Frage ich meinen Landsmann, aus dessen Kulturen die hier wiedergegebenen schönen Dahlienbilder stammen, wie es gemacht wird, Dahlienneuheiten zu züchten, dann pflegt er mit einem feinen Lächeln zu antworten: »Das sind Geschenke der Natur!« Und so wird es sein, viel Glück und Zufall, aber auch Können und Erfahrung spielen dabei sicher eine Rolle. In großen Umrissen wird etwa folgendermaßen verfahren: Die zwei Knollen geeigneter Mutterpflanzen, von denen erfahrungsgemäß anzuneh-



Kaktus-Dahlie »Fred Lau«

men ist, daß sie sich zur Züchtung eignen, werden nebeneinander gepflanzt, und wenn dann im Sommer die ersten Blumen hervorkommen, wird der Blütenstaub der einen Pflanze auf die Narbe der zu befruchtenden Blüte der andern übertragen. Um eine Fremdbestäubung zu verhüten, umhüllt der Züchter die Blumen vorsichtig mit einem feinen Gazebeutelchen. Der geerntete reife Samen wird sorgfältig aufbewahrt und im kommenden Frühjahr, im März, in einer Schale in Komposterde ausgesät. Sind die Pflanzen kräftig genug entwickelt, so werden sie in kleine Töpfe gepflanzt und Ende Mai mit Topfballen ins freie Land gesetzt. Beginnen nun die jungen Sämlingspflanzen ihre ersten Blüten zu entfalten, so erwacht die Spannung des Züchters. Lohnte sich Arbeit und Mühe, wird ein neues Farbenwunder, eine außergewöhnliche Form, etwas noch nie Dagewesenes entstehen, oder wird es eine Niete? Die große Mehrzahl aller ausgesäten Pflanzen wird wohl immer als untauglich verworfen werden müssen. Der Dahlienzüchter ist aber schon sehr zufrieden, wenn auch nur zwei bis drei Pflanzen auf seinem Versuchsfelde Veränderungen und Neigungen zu schönerer Farbe und Form hervorbringen. Damit ist aber noch lange nicht alles erreicht. Die neugezüchtete Dahlie muß erst noch Jahre hindurch weiter kultiviert werden, denn gar zu oft treten Rückschläge ein, so daß bei der Sämlingspflanze noch nach Jahr und Tag das Blut ihrer Urahnen wieder durchbricht. Dieser Atavismus tritt besonders gern in Erscheinung, wenn von der bisherigen Kultur abgewichen wird.

Es wird einleuchten, daß Zuchtexperimente dem Laien nicht anzuraten sind, da nur Mißerfolge das Ergebnis sein würden. Es ist vielmehr zweckmäßiger, sich gesunde Dahlienknollen guter, erprobter Sorten von zuverlässigen Geschäften im Herbst oder Frühjahr zu besorgen. Man pflanzt nun nicht die ganzen Knollenklumpen, wie es früher allgemein üblich war, in die Erde, sondern zerteilt sie in Einzelknollen, deren jede eine sogenannte Krone mit mindestens einem Auge haben muß. Knollen ohne Kronen sind unbrauchbar. Richtig eingepflanzt und gepflegt, geht aus jeder Teilknolle eine gute Pflanze hervor. Ende April ist die geeignete Pflanzzeit. Obgleich die Dahlien sehr anspruchslos sind, wachsen und erfreuen sie den Liebhaber selbst in dem mäßigsten Gartenboden; nur brauchen sie Licht und Sonne. In schattigen Lagen und unter Tropfenfall gedeihen sie nicht; dort treiben sie viel Laub und bringen nur wenig Blumen hervor. Aus diesem Grunde sollte man sie auch niemals unter Bäumen pflanzen. Für eine reichliche Düngung sind die Dahlien stets dankbar. Außer diesen Knollen kann man sehr gut auch noch aus Stecklingen gezogene Jungpflanzen von den Dahliengärtnereien beziehen, die noch im selben Jahre ausgezeichnet blühen. Das Auspflanzen erfolgt nicht vor dem 20. Mai, also erst



Hybrid-Dahlie »Frau Frieda Falkenhagen«

zu einer Zeit, wo keine Nachtfröste mehr zu befürchten sind.

An eine Methode sei hier erinnert, die vielfach von den Amerikanern und Holländern angewendet wird, um große Schaublumen zu erzielen. Obgleich es nun schon ohnehin solche großblumigen Sorten gibt, liegt doch ein eigner Reiz darin, Riesenblumen noch riesiger zu gestalten. Man erreicht das dadurch, daß man einen Teil der Laubtriebe und die Seitenknospen entfernt. Die ganze Kraft geht dann in die stehengebliebenen Knospen, die sich nun zu auffälliger Größe und Schönheit entwickeln. Auch durch Zugabe von Phosphatmehl bei der Bodenzubereitung vor der Pflanzung entwickeln sich die Farben kräftiger. Eine reichliche Stickstoffdüngung ist nicht angebracht, da die Pflanze übermäßig viel Laub entwickelt, weniger blüht und schlechte Knollen ansetzt, die schwer überwintern.

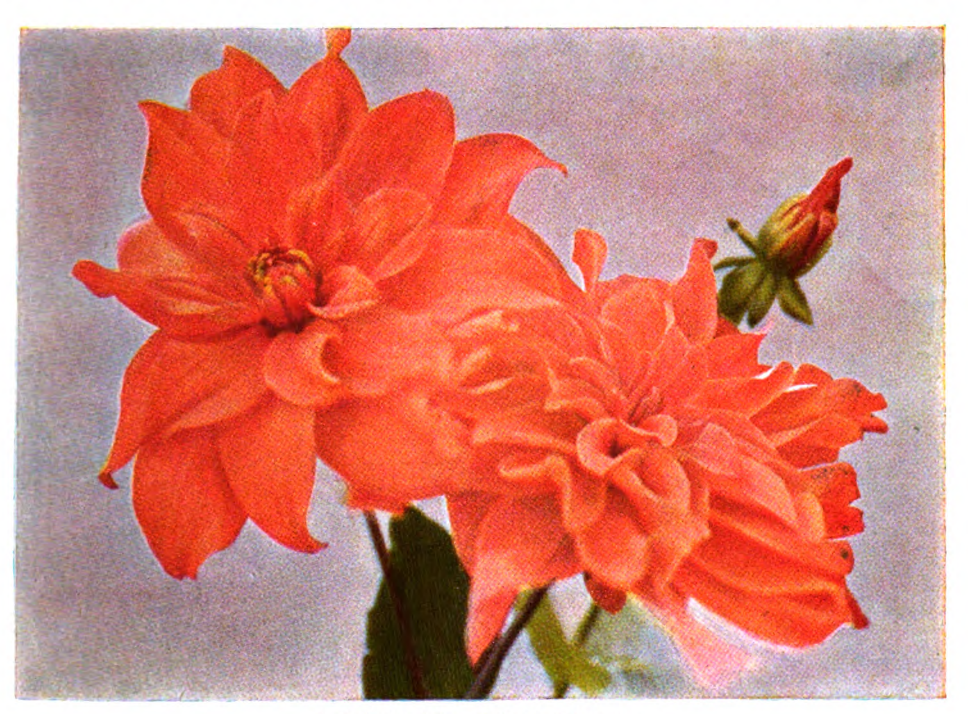
Unsre Meister in der Dahlienzucht haben es verstanden, Sorten zu züchten, die schon in der



Seerosen-Dahlien. »Weltruf«: glutrot; »Farbenkönigin«: etwas helleres Rot; »Aureole«: goldgelb

zweiten Hälfte des Monats Juli blühen und uns durch ihre großen, edlen Blumen und ihre Vielblütigkeit bis in den Spätherbst hinein erfreuen. Erst Nachtfröste rauben ihnen das farbenfreudige Kleid. Die Pflanze wird dann handbreit über der Knolle abgeschnitten und in einem frostfreien Raum aufbewahrt bis zum Frühjahr. Will man seine Lieblinge ganz besonders sorgfältig überwintern, so legt man sie schichtweise in Torfmull ein, was bei empfindlichen Sorten von großem Vorteil ist. Die Anzahl der heute im Handel befindlichen Sorten zählt nach Tausenden, und diese Sorten sind über den ganzen Erdball verbreitet. Auf der letzten großen Dahlienschau wurden gegen siebentausend Sorten gezeigt. Man sieht schon daran, welche Beliebtheit die Blume sich überall erworben hat.

Aus dieser großen Sortenzahl heraus möchte ich einige hervorragend schöne anführen, die durch ihre edlen Blumen, ihre schöne Haltung und Langstieligkeit besondere Aufmerksamkeit verdienen. Sie sind hervorgegangen aus der glück-



Hybrid-Dahlie »Ludwig Thoma«

lichen Hand des Dahlienzüchters H. Hinrichsen in Eutin-Fissau (Holst. Schweiz), z. B.: Ludwig Ganghofer (feurigrot), Ludwig Thoma (leuchtend ziegelrot), Elsa Brandström (prachtvolles Zitronengelb), Frau Frieda Falckenhagen (zartes Rosa, sehr reichblühend), Liddy Koopmann (schön pfirsichfarbig), Fred Lau (prachtvolles kupfriges Lachsrosa; die gewellten Petalen zeigen eine silbrige Rückseite).

In Edelkaktusform mit spitzstrahligen Blumenblättern sind die prachtvollen Neuzüchtungen des Herrn Schöne in Leipzig zu nennen, z. B.: Andreas Hofer (rosa mit lichtgelbem Grund), Goldene Sonne (goldgelb, sehr schön), Weltruf (Hybriddahlie, weitleuchtendes Glutrot), Schönes Farbenkönigin (rosenrot).

In letzter Zeit erfreuen sich mit Recht der Gunst des Liebhabers die Riesendahlien: Amun Ra (bernsteinfarbig), Paul Michael (goldorange), Pride of California (leuchtend rot), Dr. Tevis (rosa), Milli Rodgers (aprikosenfarbig). Die einzelnen Blumen erreichen einen Durchmesser von 25 Zentimeter, blühen früh und reich. Doch nicht minder liebt man auch in Deutschland auf Staudenrabatten als Gegenstück die niedlichen Pompondahlien, die, kaum 3 Zentimeter im Durchmesser, sich auf langen Stielen frei über dem Laub tragen. Empfehlenswert sind z. B. Herbstzeitlose, Jonkher van Citters, Fashion und Effekt.

Als glänzende Beispiele der im Ausland erzielten Erfolge möchte ich die von der Dahlienfirma H. Hinrichsen Sohn in Eutin-Fissau eingeführten Sorten aufführen: Mevr. Enchede Kooy (tiefsterrakotta mit Bronze), Gaston Clément (leuchtendes Rot, sehr schöne gestielte edle Blume), Miß Mallison (malvenfarbig), Mr. John Dix (kräftiges Rosa), Emma Groot (prächtig lila) u. a.

1897 wurde die Deutsche Dahliengesellschaft gegründet, die sich im Laufe der Zeit um Zucht, Pflege und Verbreitung der Dahlie verdient gemacht hat. Sie hat es unternommen, die Dahlie nach grundlegenden Gesichtspunkten einzuteilen, und zwar in drei Hauptgruppen, die zusammen in elf Klassen zerfallen. Zur ersten Hauptgruppe, den einfachen Dahlien, zählt man die kleinblumigen einfachen, die riesenblumigen einfachen, die halskrausen- und die anemonblütigen Dahlien. Diese Typen haben noch am meisten Ähnlichkeit mit den ursprünglichen Stammarten. Jedoch die Züchter haben dafür gesorgt, daß die ehemaligen blassen, verwaschenen Farben heute in blendend leuchtende Töne durchgezüchtet sind, so daß auch diese einfachen Blumen gern gesehene Gäste im Garten sind, zumal wo es sich darum handelt, malerische Wirkungen zu erzielen. Die zweite Hauptgruppe, die halbgefüllten Dahlien, zu denen die Päonien und Sterndahlien zählen, sind bei uns in Deutschland bisher nur spärlich vertreten, obgleich sich auch unter diesem Typ höchst schmuckvolle Formen und Farben finden. Besonders England



Einfache Dahlien: »Danebrog«, »Fanal«, »Rotkäppchen«

und Holland lassen sich die Züchtung dieser halbgefüllten Sorten angelegen sein, während man sie bei uns noch als unvollkommene Formen betrachtet, die noch der Verbesserung durch mehr Füllung bedürfen.

Die dritte und letzte Hauptgruppe bilden die gefüllten Dahlien mit ihren sechs Klassen, den Kaktus-, Schmuck-, Riesenschmuck-, Seerosen-, Ball- und Pompondahlien. Hierher gehören die edelsten und vollkommensten Formen aus dem Reiche der Dahlien, die man in keinem Garten oder Park missen möchte. Alle sind Schnitt- und Schmuckblumen ersten Ranges.

An der Dahlienzucht sind besonders Holland, Amerika, Belgien und



Hybrid-Dahlie

»Ludwig Ganghofer«



Halskrausen-Dahlien. »Käthchen vom Schwarzatal«: karminrot mit Weiß; »Leuchtenburg«: scharlach mit Goldgelb; »Maria Stuart«: dunkelrot mit Weiß

nicht am wenigsten Deutschland beteiligt. Der Amerikaner liebt, wie nicht anders zu erwarten, großblumige Sorten. So kennen wir von dorther Dahlien, deren Blumengröße 30 Zentimeter und mehr im Durchmesser beträgt. Die deutschen Züchter brauchen sich aber vor dem Auslande keineswegs zu verstecken, sind doch deutsche Dahliensorten in allen Kulturländern gesuchte und beliebte Dekorationspflanzen im Garten und im Hause.

Die Dahlie ist heute zur Modeblume geworden, und das mit Recht: ist sie doch neben der Rose eine Volksblume im wahren Sinne des Wortes, der es vergönnt ist, bei ihrer Anspruchslosigkeit und ihrem Blütenreichtum jeden Garten, sei er groß oder klein, zu schmücken. So findet sie sowohl als Einzelpflanze bis zu riesengroßen Gruppen vereint in Gärten, öffentlichen Anlagen und Volksparks die vielseitigste Verwendung. Hat man größere Flächen zur Verfügung, so pflanzt man sie in Gruppen nach Farben geordnet. Aber nicht minder schöne Wirkung erzielt man auf Rabatten in kleinen Schrebergärten, wo eine kleine Anzahl Sorten in Farben bunt durcheinander stehen, wie man es in Bauerngärten häufig sieht. Hier werden auch gern die zweifarbigen rotweißen Dahlien »Lachmöwe« und »Winzerliesel« mit verwendet.



Pompon-Dahlien

Selbstverständlich bedient sich ihrer auch die Dekorations- und Bindekunst in ausgiebigster Weise. Zur Zeit der Dahlienblüte — und die ist heute verhältnismäßig lang bemessen, nicht mehr bloß auf den Herbst beschränkt — kann der Bindekünstler geradezu in Farben schwelgen. Mag er seine

Kunstwerke je nach Wunsch in einer oder mehreren Farben zusammenstellen, immer ist es ihm möglich, mit seinem Material hervorragende Wirkungen zu erzielen. Ebenso wird ein schöner Dahlienstrauß stets eine Zierde des Wohnraumes sein. Verwenden kann man dazu jede Sorte, vorausgesetzt, daß man die einzelnen Blumen nicht geschmacklos durcheinandermischt. Graziöse leichte Sträuße bindet man vorteilhaft aus einfachen Dahliensorten, auch eignen sich dazu gut die schönen Kaktusdahlien. Beabsichtigt man, große blendende Farbeneffekte zu erzielen, dann wähle man Hybrid-, Schmuck- und Seerosendahlien. Reizende bunte Sträuße von besonderer Haltbarkeit und gefälliger Form ergeben die lebhaft gefärbten Pompondahlien, entweder allein oder zusammen mit Balldahlien. Von besonderer Wichtigkeit ist natürlich auch die Wahl einer passenden Vase, denn ein noch so schöner Strauß wirkt in einem ungeeigneten Gefäß banal. Obgleich sich nun nicht jede Dahliensorte gleich gut im abgeschnittenen Zustande hält, kann man doch durch allerlei Mittel wesentlich zu ihrer Haltbarkeit beitragen. Zunächst ist es zweckmäßig, die Blumen frühmorgens zu schneiden, und zwar mit möglichst schräger Schnittfläche, dann sind alle überflüssigen Blätter zu entfernen, und schließlich legt man ein Stückchen Holzkohle in das Wasser der Vase, um die leicht eintretende Fäulnis zu verhindern.

»Kauft deutsche Blumen von deutschen Züchtern!« Dies Reklameschlagwort unsrer Blumengeschäfte hat einen guten volkswirtschaftlichen Sinn. Haben uns doch in den letzten Jahren die großen Ausstellungen in Altona und Dresden die schönsten Erfolge auf dem Gebiete der Dahlienzucht gezeigt. Gerade eine Dahlie aber, die zum Kauf angeboten wird, ist wohl immer das Produkt deutschen Gärtnerfleißes, während viele andre Blumensorten heute noch in großen Mengen aus dem Auslande eingeführt werden.

Beethoven

Zu seinem hundertsten Todestag

Halbhelle Mondnacht. Hier und dort ein Stern,
Klein, scharf und klar, doch ewig weltenfern.

Die sanften Wiener Hügel, lang gereiht,
Mit Buchenhochwald, Wiesen weiß verschneit.

Die Stadt im Tal ein flimmernd Lichtermeer,
Nur düster blickt das Band des Stromes her.

Und Nebel jetzt. Er wogt wie Geistertanz.
Das Tal versinkt, getrübt der Mondenglanz.

Das Dunkel wächst. Um einer Kuppe Rund
Die Nebel wehn aus enger Tiefe Schlund.

Da plötzlich auf der Kuppe weißem Schild
Steht hoch und streng ein bleiches Geisterbild.

Das Löwenhaupt, der drohend dunkle Blick,
Der Richtermund — weicht nicht der Schwall zurück?

Der Meister sieht ein Bild der wüsten Zeit —
Nur Nebel, Nebel, Irren weit und breit.

Er wehrt erzürnt, mit hochgereckter Hand
Des grauen Nebels aufgesteiltem Rand:

„Hinab, ihr Schwaden, was nur quillt und schwillt,
Dem All zu dienen ewig ungewillt!

Goldgier und Ruhmsucht; Schönheit, frech bereit
Zur Dirnenlust, der heil'gen Scham entzweit.

Hinab, was nur um Raub und Beute kriegt,
Was nie gerungen, daß die Liebe siegt!

Zurück ins Chaos aller Nebeldunst,
Vermess'nes Wissen, hohle Modekunst;

Was unklar, kernlos, was sich eitel bläht,
Ästhet, Artist, und morgen doch vergeht.

Das wahre Wissen ist der Demut reich,
Die wahre Kunst der keuschen Sehnsucht gleich.

Sie stammt von Gott, sie will und blickt zu Gott,
Sie geht und führt zu ihm — durch Leid und Spott . . ."

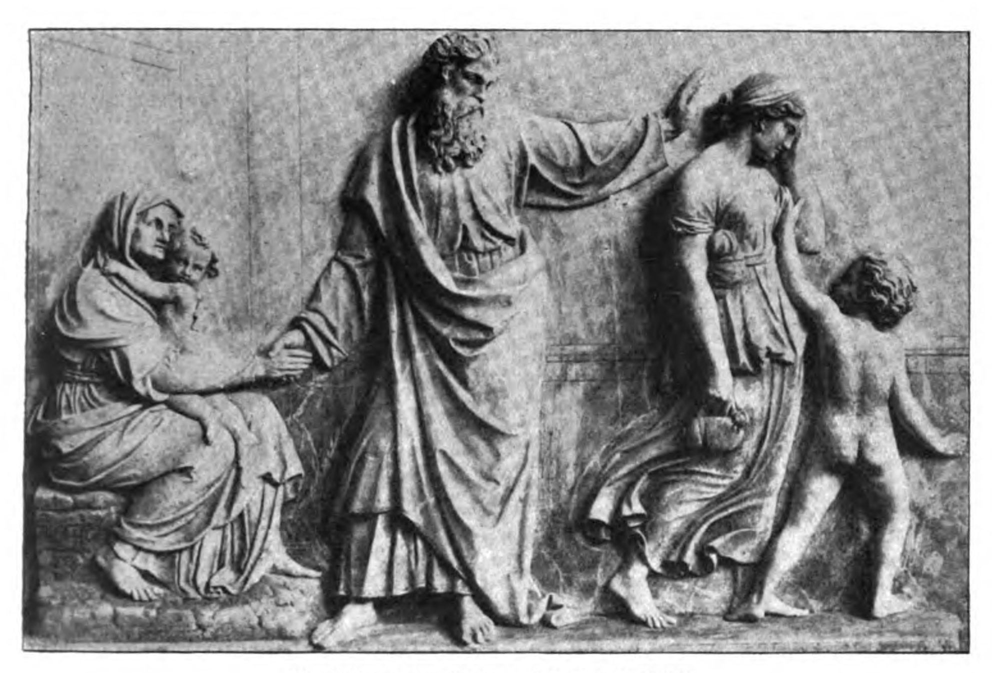
Der Geist erhebt sein Haupt, der Nebel fällt —
Ein reiner Himmelsglanz die Nacht erhellt.

Hermann Hango



Julo Fehr: Schiffe im Hafen von Lussingrande





Verstoßung der Hagar (Stuttgart) 1857

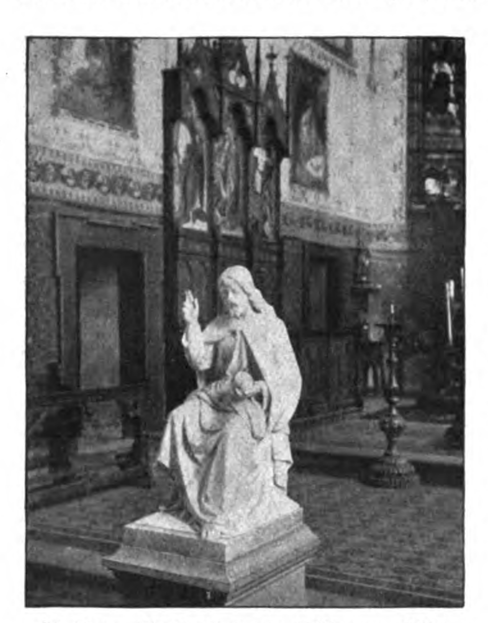
Ein deutsch-römisches Künstlerleben im letzten Jahrhundert

Zum Gedächtnis des 100. Geburtstages des Bildhauers Josef v. Kopf

Von Prof. Dr. A. Naegele

Welche Wandlungen sind seit den Anfängen Josef Kopfs über das Antlitz der deutschen und der italienischen Kunst gegangen, von den Ausläufern der Romantik und des Nazarenertums bis zum äußersten Gegenpol des Impressionismus! Der durch Antike und Klassizismus gemäßigte Realismus, dem er sich nach kurzer Hingabe an die ideale Richtung der Düsseldorfer Schule der vierziger Jahre in die Arme warf und treu blieb bis zur Jahrhundertwende, hat Großes geschaffen, und viele Zeichen sprechen dafür, daß dieser maßvolle Naturalismus wieder Verständnis und Wertschätzung finden wird. — Wie ein lauterer Bergquell sprudelt die Naturanlage in dem zum Künstler berufenen schwäbischen Bauernbuben, der am 10. März 1827 zu Unlingen bei Riedlingen a. D. geboren worden ist. Die Natur in Feld und Wald am Fuß des Schwabenberges Bussen im oberen Donautal war sein Hauptlehrmeister lange Zeit; in der harten Lebensschule wuchs die Wurzel, kümmerlich genährt durch bildliche Vorlagen aus Pfarrers und Lehrers Stichen und Zeichnungen und des Vaters Tabakspäckchenbildern. Fern den Bildungsgelegenheiten der heutigen Zeit lag das Heimatdorf mit dem Lorenzenhof, dem stattlichen, heute mit einer Gedächtnistafel gezierten Geburtshaus Josef Kopfs. — Der Lehm der väterlichen Ziegelei in Hedelberg (OA. Waldsee) bot dem Achtjährigen das erste Material der Plastik und weckte die Lust am Formen. Wirtschaftliche Nöte, mangelndes Verständnis für des Knaben Anlagen, schlechte Lehrlingsausbildung bei Riedlinger und

Jos. Kopf (22 Jahre alt)
Nach einer Zeichnung von N. Lang-Waldsee 1849



Christus. Bussenkirche in Offingen. 1854
(1869 vollendet)

Biberacher Steinhauern, harte Arbeit in Haus und Feld und Ziegelei zu Rottum a. d. Riß, die Hartköpfigkeit des originellen, wenig seßhaften, Plato lesenden und im Wirtshaus disputierenden Vaters Pelagius Kopf, alle Hindernisse einer unverstandenen Jugend vermochten das in seinen Adern fließende Künstlerblut nicht zu ersticken. Köstlich ist in den Erinnerungen Kopfs von den ersten Anzeichen des plastischen Künstlertriebs zu lesen (Katzenpfoten, die eigne Faust, des Schwesterchens Gesicht im Lehm abgedrückt), von den Lehr- und Wanderjahren des Bauernburschen in den Heimatdörfern und Landstädtchen bis zum Schöpfungsmorgen des Berufserlebnisses, der für den armen Lehrjungen nach Erkrankung im Ravensburger Spital anbrechen sollte. Der Arzt erkannte in den Alabasterschnitzereien des die Langeweile vertreibenden Steinhauers die werdende Meisterhand und empfahl seinen Patienten zur langersehnten, wenn auch noch sehr mangelhaften Ausbildung einem Grabsteinbildhauer. Der Drang nach künstlerischer Fortbildung und Ergänzung der Lücken elementaren und höheren Wissens führte Kopf bald nach Waldsee, wo er an Bildhauer Zeller einen besseren Lehrmeister und an Maler Lang einen kunstbegeisterten Freund und seinen ersten Porträtisten (Abbild. S. 169) fand, dann nach München zu Sickinger, nach Wiesbaden und Freiburg im Breisgau, wo Bildhauer Knittel und die Universität weitere, eifrig benutzte Bildungsmöglichkeiten boten.

Aber der höherstrebende Künstlergenius sah sich dort in handwerksmäßige Fesseln geschlagen; das Schwärmen für Rom, die Sehnsucht nach dem gelobten Land des Schönen in Natur und Kunst, die damals in den Kreisen der Gelehrten und Künstler herrschte, steckte auch ihn an und wuchs durch die Lektüre Goethes. Mit ganzen 90 Gulden im Tornister trat Josef Kopf im Herbst 1852 den Pilgergang nach Italien »auf Schusters Rappen« an, über Bregenz, Innsbruck und die Brennerstraße, seinem Stern entgegen. Als einzige Gabe hatte ihm die herzensgute Mutter, eine treffliche Bauersfrau mit feinen Gesichtszügen und edler Herzensbildung, beim Abschied von der Heimat zu Ettenkirch bei Friedrichshafen ihren Ehering mitgegeben. »Nach sieben Jahren komme ich wieder, wenn ich ein tüchtiger Künstler geworden bin; wenn nicht, siehst du mich nicht wieder.« Diesem zum Äußersten entschlossenen Vorsatz ist der Künstler wörtlich treu geblieben und hat nach sieben



Sommer (1857)



Marmorkamin im ehemaligen Königlichen Residenzschloß zu Stuttgart (1867)

Jahren als gefeierter Bildhauer ein glückliches Wiedersehen mit Eltern und Heimat feiern dürfen.

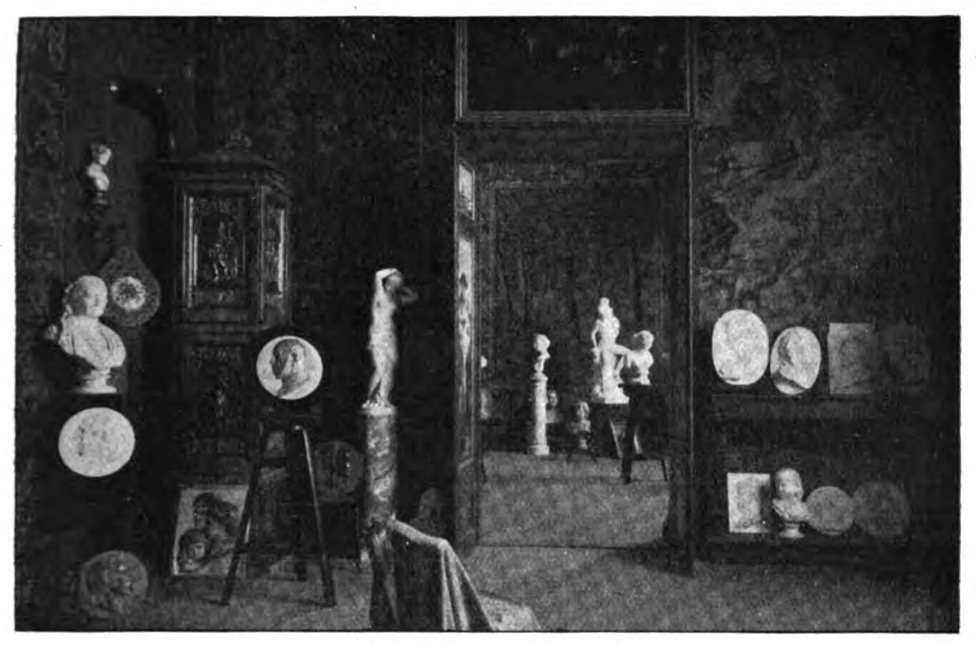
Indes auch die Sonne am blauen Himmel Italiens hat ihre Schatten. Nach Ablauf der freien Verpflegung im Pilgerhospiz zu Rom und dem Zusammenschmelzen der Barschaft, deren Rest unangreifbar im Rock eingenäht blieb, stellte sich der Hunger ein, und diesen konnte schließlich auch die unwandelbarste Begeisterung für die unsterblichen Schöpfungen antiker, christlicher Kunst, eifrigstes Lesen in Bibel und Livius, Goethe und Winckelmann und das unermüdliche Zeichnen in Museen und Kirchen nicht vertreiben. Vergeblich suchte der schwäbische Kunstpilger Bildhauerarbeit bei den deutschen Meistern Achtermann, Wolf, Imhof, Steinhäuser, Kümmel u. a. Vergeblich klopfte er auch an den Türen der Ateliers italienischer Künstler (Tenerani und Tadolini) und des Engländers Gibson an. Zufrieden, bei einem Schweizer päpstlichen Gardisten als Stuhlschnitzer unterzukommen, verdiente Kopf Wohnung und Kost und konnte noch mit dem Verdienst

des halben Tages an der Kunstakademie San Lucca einen Kursus mitmachen. »Ich verdiente Geld und konnte dabei noch studieren — welcher Jubel!« lesen wir im Tagebuch des Künstlers.

Das erste harte und doch lebens- und schaffensfroh verbrachte Jahr seines römischen Aufenthalts sollte nicht ohne ein großes Glück für den angehenden Musensohn vorübergehen. nicht ohne den Lohn, der beharrlichem Ringen und Streben winkt. Der böhmische Bildhauer Pilz, der dem Schwaben gegen Holzschnitzereien in seinem Atelier in Rom Unterkunft und Arbeit bot, lenkte auf Kopfs erste Modellierung, einen thronenden Christus, die Aufmerksamkeit der Cornelius und Overbeck, der Häupter der Nazarener-Schule in Rom. Die ohne Modell in halber Lebensgröße geschaffene Freifigur fand wohlwollende Beurteilung der Meister. In seiner kindlichen Freude, etwas Selbständiges geleistet zu haben, kam der junge Bildhauer sich »wie ein Huhn vor, das die ganze Welt auf sein gelegtes Ei aufmerksam macht«, gesteht er selbst später. Besonders beglückte ihn die Empfehlung Overbecks und Cornelius', deren Zeugnisse (vom 13. Mai 1854), durch Konsul Kolb der württembergischen Regierung nach Stuttgart übersandt, ihm ein Staatsstipendium erwirkten. Die ohne Modell geschaffene, von Pinturicchios Christus in S. Croce inspirierte Figur zeichnet sich nach dem Empfehlungsschreiben der beiden »Halbgötter des damaligen Kunstolymps« durch edle Auffassung, tiefes religiöses Gefühl und eine für des Künstlers Alter ungewöhnliche Fertigkeit in der Ausführung aus. Indes der Kopf der sitzenden Christusfigur befriedigte den Urheber des Erstlingswerks selber nicht; er vermißte das »individuelle Leben« darin. Nur kurze Zeit fesselte den angehenden Bildhauer der Bann der Nazarener-Schule, die idealistische, schließlich in Süßlichkeit und Nachahmung der Präraffaeliten ausartende Richtung der religiösen Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das Werk, erst 1869 in Marmor vollendet, kam als Weihgabe in die Wallfahrtskirche auf dem Bussen ob dem Geburtsort Kopfs (Abbild. S. 170).

Kaiser Wilhelm 1. und Kaiserin Augusta
Geschenk des Herrscherpaares an die Königin Victoria von England zum 60jährigen Regierungsjubiläum

Einen neuen Markstein künstlerischer Entwicklung bedeutet das Relief der **Verstoßung der Hagar**, den Schritt von dem idealistisch-romantischen Nazarenertum zum geläuterten klassischen Realismus, der alle künftigen größeren Arbeiten Kopfs beseelt. Bibellektüre, des Cornelius kritische Winke halfen über die ersten Klippen der wohlüberdachten, nach Kopfs späterem strengerem Urteil kindlich ausgeführten Zeichnung hinweg. Das Motiv des Streits zwischen zwei Frauen um den Gemahl und zugleich Geliebten ist mit tiefer seelischer Empfindung der Handlung, großer Auffassung der Formen, trefflicher Gruppierung und klarer, ruhiger Ausdrucksweise durchgeführt. Die heikle Situation des Vaters zwischen der rechtmäßigen und der illegitimen Gattin und den Müttern beider Söhne ist meisterhaft charakterisiert; für den zornigen, die peinliche Lage erfassenden kleinen Ismael stand der schöne Ludovico Seitz, später Maler und Galeriedirektor in Rom, Modell. Die Skizze fand, entsprechend dem prophetischen Wort des Cornelius von der Schicksalswende manches Werkes, den Beifall des Königs Wilhelm 1. von Württemberg, der 1857 die Ausführung des Hagarreliefs in Marmor bestellte (Abbild. S. 169). Das erste große, langersehnte, langerträumte Glück kam aus der Heimat, durch die Gunst des bald darauf in Rom eintreffenden Kronprinzenpaares Karl und Olga und deren



Jos. Kopfs Atelier in Baden-Baden

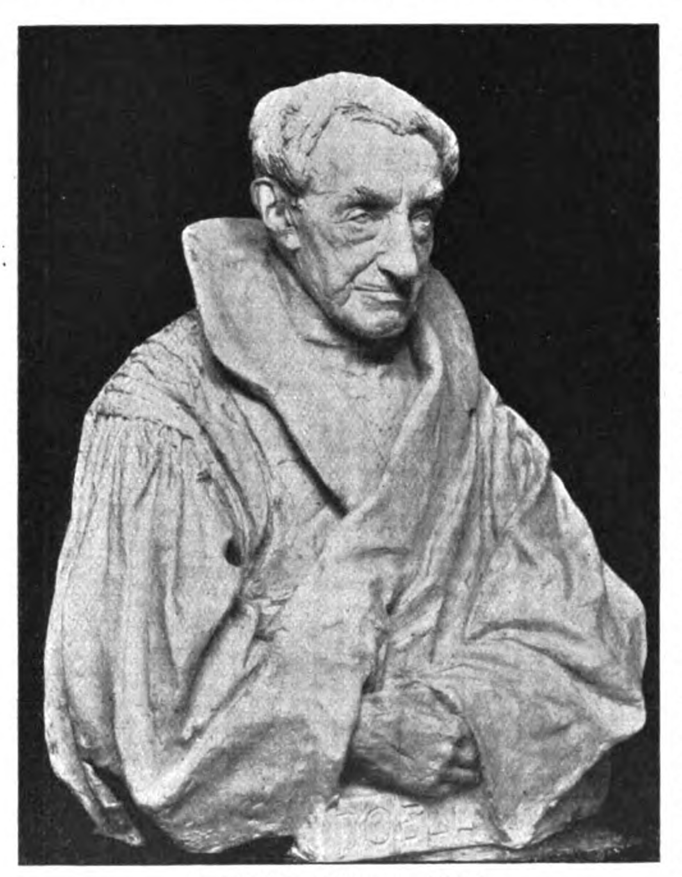
Verwandten am russischen Hof erhöht. So konnte der kerndeutsche Mann das von seinen deutschen Kunstgenossen geübte »Angeln nach Angelsachsen«, nach Engländern und Amerikanern in Rom wohl unter'assen.

Weitere biblische Stoffe beschäftigten ihn damals noch auf der bald fast ganz verlassenen Bahn der christlich-historischen Kunst: Salomons Urteil (in Manchester, Marmorrelief), Ruth (später in den ährenreichen »Sommer« umgetauft, Statue in Stuttgart und Donaueschingen, Abbildung S. 170), Bathseba im Bade, 1868 (Stuttgarter Galerie), die Gruppe Potiphars Weib und Josef von Ägypten, von deutschen und englischen Kunstmäzenen, auch Königin Olga als zu »shocking« empfunden, dagegen von Reichspostmeister Stephan und Professor Haeckel gerühmt. Wachsende Bestelleraufträge führten den Künstler besonders zu allegorischen Figuren für Gärten und Schlösser, wie Nemesis, Fortuna, die vier Jahreszeiten, Gestalten voll klassischer Schönheit und doch großer Lebenswahrheit.

Ein andres bedeutsames Ereignis in Kopfs Künstlerleben war der erste Versuch, eine Büste des holländischen Malers Kleyn mit seinem Markaurelkopf zu modellieren. Er ließ das vom Meister selbst noch nicht geahnte Haupttalent, überraschend scharfe Beobachtung der Natur und des Charakters des Menschen, bald erkennen und öffnete das Tor zum Tempel klassischer Porträtplastik. Immer größer wurde der Kreis der Gönner und Besteller. Fürsten, Gelehrte, Kunstgenossen, Politiker, Industriemagnaten besuchten Kopfs Atelier in Rom oder luden ihn in die nordische Heimat.

Die württembergische Königsfamilie bewahrte die in Rom 1857 erworbene Gunst, ebenso die mit ihr verwandten russischen Großfürsten. Der Fürst von Fürstenberg, der Fürst von Thurn und Taxis, Baron Speth-Zwiefaltendorf u. a. bestellten Porträte und Gartenstatuen. König Karl ließ für den Marmorsaal im Stuttgarter Residenzschloß nach dem Entwurf des Gotikers J. v. Egle (1864—67) zwei große Marmorkamine durch Kopf ausführen: die vier Elemente, die beim Herdfeuer tätig sind, stellen zwei Paare von ruhenden Giebelfiguren, Prometheus und Gäa (Erde und Feuer), Venus und Zephyr (Wasser und Luft) dar, umgeben von Karyatiden und Putten und den Reliefbildern der vergänglichen Zeit, in den Nischen darüber die Büsten des Königspaares. Der damals führende Kunsthistoriker Wilhelm Lübke hat das im Jahre 1867 enthüllte Monumentalwerk in Wort und Schrift gerühmt, und Olga beglückwünschte den Künstler mit dem scherzhaft-gütigen Wort: »Wir zwei können uns gratulieren zu unsrer Arbeit.« (Abbild. S. 171 nach erstmaliger Aufnahme W. Kicks.)

Wie eine dunkle Wolke an dem sonnigen Himmel, der sich über Kopfs Künstlerdasein wölbte, sollte seinen langen Schatten ein Ereignis werfen, das den unrühmlichen Abschluß kirchenstaatlicher Justizverwaltung bildet. Mitten aus erfolgreichem Schaffen, aus dem Glück einer jungen Ehe, die er 1864 mit Fräulein Anna Brinkmann aus Hamburg geschlossen hatte,



Porträtbüste Döllingers (1887)

mitten aus der frohen Geselligkeit der damals großen deutschen Kolonie riß unsern Künstler die päpstliche Hermandad und ließ ihn in Montecitorio (einst Inquisitionspalast, jetzt Abgeordnetenhaus) einkerkern; es war kurz nach der Heimkehr vom Grab der einzig geliebten Mutter in Betzenweiler (1869). Brotneidintrigen eines Deutschen in Rom (Schäffer), der durch Modellieren wertloser Büsten des württembergischen Königspaares dessen Unwillen erregte und sich durch Kopfs anerkannte Leistungen aus der Hofgunst verdrängt sah, griff zum Mittel der Denunziation Kopfs bei der Polizei wegen angeblicher Anstiftung zur Desertion päpstlicher Soldaten. Die plötzliche Verhaftung des völlig ahnungs- und schuldlosen Künstlers wurde zwar durch Intervention einer württembergischen Spezialgesandtschaft, schließlich durch persönliche Verwendung der Königin Olga bei der Kurie aufgehoben, aber die Schikanen des darauf endlich folgenden, lang hinausgezogenen Prozesses störten Ruhe und Frieden in Atelier und Haus. Dieses wie einst so heute wieder nicht seltene Beispiel von Kabinettsjustiz, ein für geordnete deutsche Rechtsverhältnisse unbegreifliches, nur in Umsturzzeiten mögliches Erlebnis, bildet zweifellos die Hauptursache der Geisteswandlung des tief religiös veranlagten Künstlers, den Schlüssel zu dem sonst rätselhaften Skeptizismus und ätzenden Sarkasmus gegen Kirche und Kurie. Hinfort gehörte Kopf zu der nicht geringen Zahl von Rompilgern, die an den vom offiziellen Kirchenregiment verschuldeten oder auch nicht verschuldeten Widersprüchen zwischen Lehre und Leben Anstoß nahmen und die arglosen Augen vor dem unerbaulichen »Menschlichen, allzu Menschlichen« im Mittelpunkt der Weltkirche nicht verschlossen. Erst der Fall Roms in die Hände Piemonts und die Prozeßordnung des neuen Italiens verhalfen dem Angeklagten zur Selbstverteidigung und Freisprechung. Wir staunen, aus dem Munde der neuen Richter die Klage und Anklage zu hören, wie die kirchenstaatliche Inquisition eines Bösewichts schlimmster Sorte als Helfershelfers sich bedienen, verwundern uns aber auch, daß der von Jugend auf mit Polizei und Strafgericht beschäftigte Denunziant unter seinen deutschen Landsleuten Mithelfer gegen Volksgenossen finden konnte. Vor allem bedauerte der römische Staatsanwalt, daß in dieser Stadt die Angehörigen einer so großen Nation, deren Heere sich soeben auf den Schlachtfeldern mit Ruhm bedeckt hatten, sich gegenseitig anfeinden und verleumden, eine Klage, die vor wie nach dem Weltkrieg leider nicht ganz verstummen konnte.

Kein Wunder, daß Kopf dem Untergang des Kirchenstaates keine Träne nachweinte. Wie die Einigung Italiens begeisterte ihn und die ganze deutsche Kolonie die Einigung Deutschlands, die auf den Schlachtfeldern Frankreichs geschah, und der Schwabe wuchs in der Fremde, schneller als mancher im Süden der Heimat, ins neue Deutsche Reich hinein. Deutsch waren vornehmlich seine gesellschaftlichen Beziehungen, deutsch der Kreis seiner bedeutsamsten künstlerischen Schöpfungen und deren Besteller. Die hervorragendsten Vertreter der deutschen Gesellschaft, die sich in einem halben Jahrhundert in Rom einfanden, wählten ihn zum bevorzugtesten Por-

trätisten; zu ausgeprägt war sein deutsches Empfinden, als daß es ohne internationale Glätte viele Nichtdeutsche hätte anziehen können.

Nach dem glorreichen Ende des Deutsch-Französischen Krieges folgten neue Heimreise und neue Einladung an den königlichen Hof von Württemberg. Olgas Geburtstag wurde am 11. September 1871 in Gegenwart Kaiser Wilhelms 1. in Friedrichshafen gefeiert, wo vermutlich auch die Beziehungen zwischen dem Kaiserhaus und dem Künstler angeknüpft wurden. Während nun der erste deutsche Kaiser, sein Sohn und Enkel dem schwäbischen Bildhauer ihre Gunst zuwandten, sollte sich durch Mißverständnis oder Hofintrigen das Verhältnis zum heimatlichen Herrscherhaus trüben, das ihm zum Professortitel den persönlichen Adel mit dem Kronenorden verliehen hatte. Nahezu zwanzig Büsten des Herrschers des neuen Deutschen Reiches durfte Kopf anfertigen, eine davon in der Berliner National-galerie, eine andre im Festsaal der Tübinger Universität, eine dritte in den Anlagen zu Baden-Baden, wo ihm der Großherzog von Baden ein Atelier errichten ließ. Wiederholt saß dort Wilhelm 1. als Modell, und seine schlichte Größe erfüllte den Künstler mit höchster Bewunderung. »Mein lieber Haupt«, pflegte der Kaiser den Schwaben scherzhaft zu nennen. So wie Meister Kopf ihn geschaut, steht des alten gütigen Herrschers Bild in den Herzen der Deutschen geschrieben. Aber auch der damalige Kronprinz Friedrich spendete den Kopfschen Kaiserbüsten hohes Lob: »Die Büste, die Sie von meinem Vater, dem Kaiser, gemacht haben, ist vorzüglich, weitaus die beste, die wir von ihm haben. Die Kaiserbüsten, die man offiziell überall aufstellt, sind mir schrecklich, ich schaue sie nie an.« Bei der Enthüllung der Büste der Kaiserin Augusta in dem Weltkurort, wo Kopf seit 1874 jeden Sommer zubrachte, war der Künstler selbst zugegen; dieses Ereignis vom 30. September 1892 bildet den Abschluß seiner 1899 veröffentlichten Denkwürdigkeiten.

Afrikareisender Dr. Georg Schweinfurth

Wer Kopfs Atelier, zuletzt in der Künstlerstraße Via Margutta, in Rom betrat, glaubte sich in eine Walhalla deutscher Fürstlichkeiten versetzt. Wie das württembergische Kronprinzenpaar in Rom, saßen ihm auch die Majestäten später in Stuttgart (1864), desgleichen russische Großfürsten und -fürstinnen wie Wera. In besonderer Gunst stand er auch am badischen Hof; dem Großherzog Leopold schenkte der Künstler das von jenem erbaute Atelier in Baden-Baden und stattete es fürstlich mit eignen und fremden Kunstwerken, Originalen, Kopien und Altertümern aus (Abbild. S. 173). Leider mußte die durch fünfzig Besuche Wilhelms 1. geweihte Kunststätte im vorigen Jahre der Erweiterung der Kuranlagen zum Opfer fallen. — Noch umfangreicher als der Fürstensaal in Kopfs Kunsttempel ist die Bildergalerie deutscher und ausländischer Gelehrten und Künstler. Wenn sie auch nicht alle Fürsten an Geist und Gemüt wie an Geblüt waren, hatten doch solche Beziehungen für den angehenden Künstler entscheidende Bedeutung, und ein Juwel künstlerischer Charakteristik ist doch fast jedes auch dieser Bildnisse. Noch mehr wandern wir auf der Menschheit Höhen mit der langen Reihe von Porträten berühmter Geistesmänner, die Kopf in Büsten- oder Reliefform modellierte. Gregorovius, der Geschichtschreiber Roms und Athens, der fast gleichzeitig mit dem Schwaben die Romfahrt antrat, zeigt sein selbstbewußtes, ausdrucksvolles Antlitz. In Wilhelm Henzen, dem Leiter des Deutschen archäologischen Instituts auf dem Kapitol, dem Adoptivvater der jüngsten Schwester des Bildhauers, Rosina, vermählten Frau Oberst von Pütz, sehen wir auf dem Kapitol neben Tadolinis Borghesebüste den Vertreter der antiken Epigraphik mit seiner Anhänglichkeit an ein engbegrenztes Forschungsgebiet. Die Kunsthistoriker Wilhelm Lübke, Karl Schnaase und Anton Springer, der Philologe Ernst Curtius, die Kirchenhistoriker F. X. Kraus in Freiburg und Karl Josef Hefele in Tübingen, Bischof von Rottenburg, der Nordländer Björn-



Goldschmieds Töchterlein (1866)

son (1895), der Franzose Pauvert de la Chapelle (1889), die Freundin Richard Wagners, Malwina von Meysenbug, Klara Schumann, der Naturforscher, Künstler und Prediger monistischer Weltanschauung Ernst Haeckel, der Ägyptologe Georg Ebers, der Kopf einen seiner vielen Romane widmete — wie verschieden nach körperlicher Natur und geistiger Bedeutung und doch einander verwandt sind diese Köpfe in ihrer vom Künstler erreichten Konzentration auf ihre besondere Geisteswelt, alle nahe dem Gipfel der Porträtkunst der Renaissance.

Den Höhepunkt der Kunst der Charakteristik durch den Meißel bezeichnet nach allgemeiner Auffassung die Büste Döllingers in der Bibliothek des Freiherrn Cramer-Klett in München (1887). Im akademischen Talar, in Halbfigur, die Arme gekreuzt, sitzt der greise Gelehrte, ein Jahr vor seinem Tode aufgenommen. Was hat der Künstler alles in dieses alte, durchfurchte Antlitz des Stifters oder Führers der Altkatholiken geschrieben! Der Forscher, der Staatsmann, der Priester, der Weltmann, die ganze Summe an Gesinnung und Betätigung dieses universalen Streiters für und dann gegen seine Kirchengemeinschaft spricht aus diesem Kopf. (Abbild. S. 174.) Daß noch im letzten Lebensjahre Kopfs diese Meisterschaft in der Wiedergabe der körperlichen wie der geistigen Individualität nicht sichtlich gemindert war, zeigen die Büsten des Schriftstellers Richard Voß in der Villa Falconieri in Rom und des Afrikaforschers Georg Schweinfurth (1902). (Abb. S. 175.) Einen versöhnenden Abschluß des tragischen Konflikts vom Jahre 1869/70 mag das treffliche Papstrelief Leos 13. darstellen (1898).

An Denkmalskonkurrenzen hat sich Kopf nur einmal beteiligt. Für seinen Entwurf zum Uhlanddenkmal (1867) erhielt der Schwabe wohl den ersten Preis, aber nicht die Ausführung. Diese scheiterte an dem Machtwort der energischen Gattin des Dichters: »Wir wollen nicht bloß einen Kopf, sondern den ganzen Mann.«



Nymphe mit Eidechse (1863)



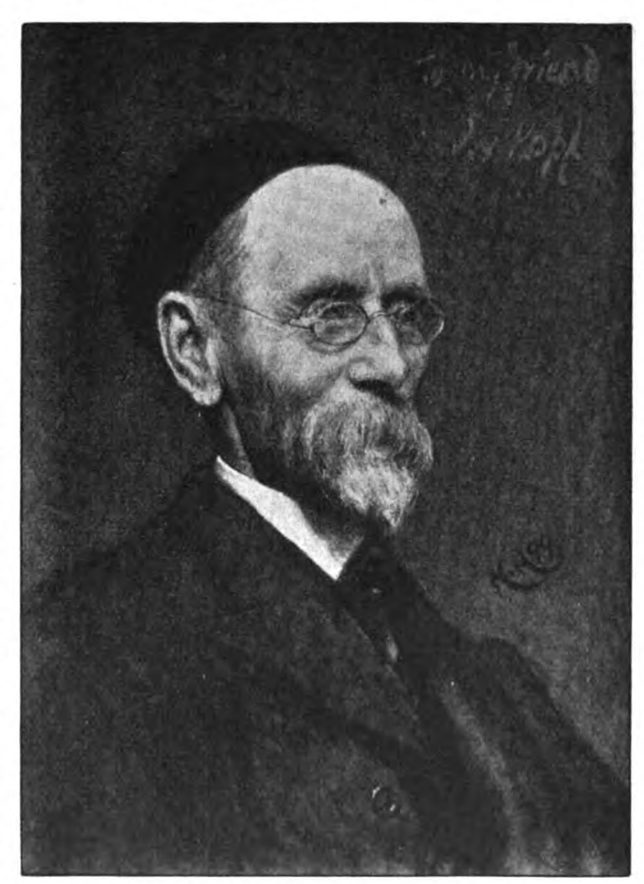
Pietà (1873). Stuttgart, Marienhospital

So steht denn heute die hohe Dichtergestalt im langen Schwabenrock auf dem hohen Postament des Tübinger Denkmals statt der ausdrucksvollen Büste von Kopf, die nach dem Modell von den Genien des Volksliedes, der Geschichte und Poesie umgeben war. Ein Kind der Uhlandschen Muse, Goldschmieds Töchterlein, hat vielleicht außer Silchers Kompositionen kaum eine entzückendere Verkörperung gefunden als in der Kopfschen Marmorfigur, zu der nicht, wie mehrfach zu lesen ist, seine Tochter Martha, vermählt mit dem Berliner Bildhauer Professor Hugo Berwald, sondern die jugendliche Gemahlin Modell gestanden hatte. (Abbild. S. 176.)

Hinter der Porträtgalerie mit ihren etwa dreihundert Trägern bedeutender Namen steht der Bildersaal der großen Kunst an Zahl der Schöpfungen weit zurück. Ein Meisterwerk religiöser Kunst ist die Pietà im Stuttgarter Marienhospital, eine Stiftung der Königin Olga (1873), deren edle Züge die Schmerzensmutter trägt. Vielleicht hat auch diese Wahl zum tragischen Verhängnis im Wandel der Hofgunst beigetragen. (Abbild. S. 177.)

Weit mehr als das Dramatische, tragisch Ergreifende liegt dem Künstler das Anmutig-Spielende, Allegorisch-Dekorative, wo das bisweilen fast einseitige Streben nach formaler Schönheit in klassischen Typen mit realistischem Gewand sich ausleben konnte, so der große Tritonbrunnen in Schloß Oranienburg bei Petersburg (1859), Venus mit Delphin (Rosenstein-Stuttgart, 1859),

Tänzerin (Residenzschloß in Stuttgart, 1859), Nymphe, eine Satyrherme umarmend, Nymphe mit Eidechse (Schloß Berg, 1863; Abbildung S. 176), Mädchens Klage nach Schillers Gedicht, Amor und Psyche (Heiligenberg, 1891), Mignon, Märchen, die vier Jahreszeiten (Schloß Berg und Heiligenberg), Badende Knaben, Sklavin (Hamburg, 1867), Diana, Bacchus, Bacchantinnen, Amoretten, Fortuna, Nemesis und andre Gestalten der antiken und der deutschen Sagenwelt in neuer schöpferischer Erfindung, vielfach in einer Reinhold Begas verwandten Barockkunst.



J. v. Kopf. Gemälde von Hubert v. Herkomer (1896)

Wie die Gartenplastik verdankt die Grabmalkunst unserm Meister die Neubelebung des vielfach verflachten Porträtreliefs, reiche Winke und Beihilfe zur Verdrängung roher Handwerksarbeit oder der Unkultur pompöser Fabrikware, die so oft unsre Friedhöfe entstellt. Die harmonische Verbindung edler tektonischer und plastischer Ausdrucksformen, bald in barocker Realistik, bald in antiker Formenruhe und -klarheit, sehen wir an Waiblingers Grab in Rom (1864, Säule mit Medaillon), in Gries-Bozen (Vizeadmiral Wüllersdorf, 1883), in Stuttgart (Jüngling auf Sarkophag, am Grabmal des Architekten Ludwig Lang. Noch seltener sind Kleinkunstwerke vertreten wie Plaketten (Luxemburg) oder Grafiti, wie am Posthotel auf dem Brenner zum Gedächtnis von Goethes Italienfahrt oder im Rittenhotel.

Die Ernte eines langen Lebens, eines rüstigen Greisenalters, das dem Fünfundsiebzigjährigen noch Porträtskulpturarbeiten erlaubte (Voß, Schweinfurth, Nast, 1902), war eingeheimst; das vorletzte Lebensjahr verschönte noch die seltene, nur noch Bildhauer Gerhard vergönnte Feier des Jubiläums fünfzigjährigen Romaufenthalts (1852—1902). Diesen Lebensabend voll reicher Lebenserfahrung und Menschenkenntnis, voll ungebrochener Freude am Schönen, voll jugendlicher Begeisterungsfähigkeit und Lernbegier, die den Umgang mit dem jovialen, natürlich-einfach sich gebenden Künstler so angenehm gestalteten, verschönte ferner ein vornehmes Heim in der Via Nazionale, das bis heute im Besitz der jüngsten Tochter mit seinen freilich arg gelichteten Sammlungen von Meisterwerken aus allen Zeiten, Freundesgaben großer zeitgenössischer Künstler, z. B. Kopfs Porträten von Passini, Lenbach, Böcklin, Herkomer u. a. (Abbild. S. 178) blieb. Den Nestor der deutschen Künstler raffte am 2. Februar 1903 eine Lungenentzündung im Alter von fast sechsundsiebzig Jahren hinweg, seine Asche ruht unter den Pinien und Zypressen bei der Cestiuspyramide, nahe beim Grab von Goethes Sohn. Rom, die Wiege seines Glücks und seiner Künstlergröße, ward auch seine Grabesstätte.

Würde die Geschichte schweigen, was in einzelnen norddeutschen Kunstbüchern geschieht, so werden noch lange die Steine reden, reden vom wundersamen Erdenwallen eines großen Künstlers, der aus dem schwäbischen Bauernsohn zum Fürstenbildner in weiter Welt wurde.

Für Überlassung von Photographien, Briefen und Notizen bin ich Frau Oberst R. v. Pütz in Bozen, Frau O. Krauseneck in Triest und Frl. A. Kopf in Rom zu Dank verpflichtet. Der Verfasser.



Aufn. Photothek, Berlin

Walter Gropius in seinem Arbeitsraum

Vom Dessauer Bauhaus

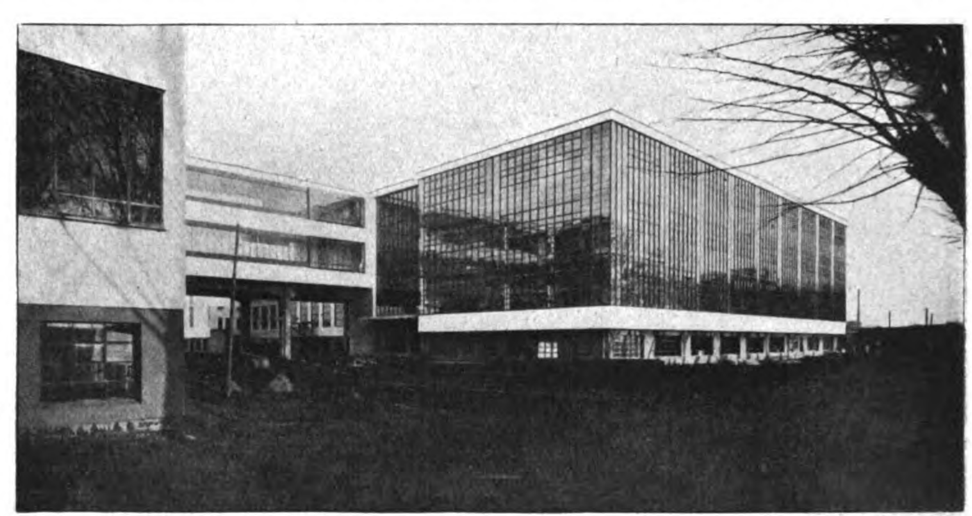
Von Dr. Paul Ferdinand Schmidt

Im Frühjahr 1925 siedelte das Bauhaus nach Dessau über. Streitigkeiten mit den Behörden und der Einwohnerschaft von Weimar hatten dort seine Arbeit ständig gehindert, zuletzt unmöglich gemacht; so folgte man gern der Einladung des klugen und tatkräftigen Bürgermeisters Hesse, in der Stadt der Junkerswerke die Arbeit von neuem zu beginnen, um so lieber, als die Stadtverwaltung von Dessau sehr bald die erforderlichen Mittel bereitstellte, um einen umfangreichen Schulneubau, Ateliers und Wohnhäuser für Meister und Schüler zu bauen. Nach einjähriger Arbeitszeit standen diese fertig und wurden im Dezember 1926 eingeweiht.

Schon der Kampf mit der Regierung und Bürgerschaft in Weimar, unbedingter aber das allgemeine Interesse, das Für und Wider, das sich um die Dessauer Neubauten erhob, beweisen die Sonderstellung und Bedeutung, die dem Bauhaus zukommt. Ohne Partei nehmen zu wollen, halten wir es für angebracht, das Institut, seine Absichten und seine bisherigen Werke anzuschauen und zu untersuchen, was es an sich und im Zusammenhang mit der modernen Baukunst und Kunstbewegung bedeutet.

Im Jahre 1919 wurde es in Weimar als »Staatliches Bauhaus« von der Thüringischen Landesregierung ins Leben gerufen. Leiter und Seele des Ganzen war (und ist) der Architekt Walter Gropius. Seine Lehrer sind durchweg Maler und Handwerksmeister, nicht Architekten oder Kunstgewerbler. Unter den Malern, die als »Meister« dort lehren, und zwar keineswegs nur Malerei, sondern vor allem Theorie und Praxis der Werkarbeit von mannigfacher Gestalt, ragen schon durch ihre Namen Feininger, Kandinsky, Paul Klee hervor; Moholy-Nagy leitet eine Metallwerkstätte, Muche Malerei und Baukunst, Oskar Schlemmer treibt praktische Arbeit in Wandmalerei und neuartiger Ballett- und Theaterkunst.

Dementsprechend zerfällt das Bauhaus nicht in eine Akademie für hohe Kunst und eine Kunstgewerbeschule, sondern es vereinigt alle Zweige praktischer Kunsttätigkeit unter dem übergeordneten Begriff des »Baues«. In einer Vorklasse werden die Schüler mit der künstlerischen Vorbereitung bekannt gemacht; hier entscheidet sich durch ein eigenartiges Lehrprinzip sehr bald, wohin ihr Talent sie weist, ob sie die Phantasie des rein bildenden Künstlers besitzen, ob sie Wahlverwandtschaft zur Textilkunst oder zum Metall haben, ob sie dem großen Gedanken des Raumbildens als Architekt gewachsen sind. Kunst wird hier also durchaus als praktische Lebensangelegenheit betrieben. Nicht akademische Malerproletarier werden herangebildet oder



Aufn. Moholy, Dessau

Werkstättenbau, links die Brücke mit den Direktionsräumen. Architekt: Walter Gropius

Ornamentenzeichner, sondern »Meister«, die einen Teppich, einen Beleuchtungskörper, ein Haus nicht »entwerfen«, sondern selber anfertigen und bauen können. Alles das aber unter dem Gesichtspunkt der Überordnung der Architektur: alle Künste haben nur Sinn, soweit sie dem Bedürfnis des Lebens und des Wohnens im weitesten Sinne dienen.

Scheint eine so umfassende Unterordnung allzu theoretisch, so ist auf das erreichte Resultat hinzuweisen, das aus der innigen Gemeinschaftsarbeit von aller Arten Künstler und der Verschmelzung von Theorie und Praxis entstanden ist. Zu leugnen ist nicht, daß es bei der Theorie, besonders in früheren Zeiten, nicht ohne Verstiegenheit abging. Allein sie zwang auch Meister und Schüler, den zu bildenden Gegenstand so ausgiebig und nach allen Erfordernissen des Materials, der Technik, der Konstruktion und auch nach der Seite der Kalkulation (auf größte Billigkeit hin) zu durchdenken, daß zwar Fehlschläge und absurde Lösungen geschehen konnten, daß aber auch nach mühseligen Versuchen vieler Jahre ganz neue Möglichkeiten tektonischer Gestaltung von Haus und Gerät sich ergaben.

Denn das unterscheidet die Methoden des Bauhauses von denen andrer Kunstschulen, daß es hier nicht die formale Dressur von Schülern allein gilt, sondern daß alle, Meister und Schüler, sich in der Arbeit für die tatsächlichen Bedürfnisse des heutigen Lebens vereinigen und eine Gesamtgemeinde von Schaffenden bilden. Ihr gemeinsames Ziel ist die Erfindung und Herstellung von Typen: Häuser und Geräte jeder Art sollen auf eine Norm gebracht werden, die äußerste Anwendbarkeit und bequemsten Komfort mit größter Wohlfeilheit verbindet. Die Mittel heutiger Technik und neuer Materialien dienen dabei als Arbeitsgerät. Bewährt es sich beispielsweise nicht, Stühle aus Holz und Strohgeflecht herzustellen, ist es komfortabler und wohlfeiler und der Herstellungsart angemessener, Stahlrohre und Spanngurten zu verwenden, so werden eben die Stühle aus Rohren und Gurten hergestellt. Ein derartiges Resultat sieht man hier (Abbildung S. 184) als Frucht sechsjähriger Versuche, die immer wieder als unzulänglich verworfen wurden. Es ist nicht gesagt, daß diese Stuhlform nun die endgültige sei. Aber kein Zweifel: es sitzt sich sehr angenehm darin; ebenso zweifellos freilich auch, daß die ästhetische Erscheinung dieses Sitzgerüstes viel zu wünschen übrigläßt und darum verbesserungswürdig ist. Die Zeitschrift des Bauhauses drückt das mit überlegener Ironie selber so aus, daß versprochen wird: »Am Ende sitzt man (wann —?) auf einer elastischen Luftsäule.«

Schon an diesem Beispiel erkennt man, daß es die Absicht des Bauhauses nicht sein kann, einen neuen Stil zu schaffen. Man dient dem praktischen Leben, den Bedürfnissen unsrer Zeit, die im Technischen Unerhörtes leistet; aber man will durchaus nicht ein neuartiges Ornament und eine Kunstform erfinden, die unser Gemüt erschüttert. Nachdem so viele redliche Versuche, dem Geist der Gegenwart ein entsprechendes Antlitz zu geben, an der Unfähigkeit dieser Gegenwart zu wahrer Form gescheitert sind, wünscht man nichts andres, als das Notwendige, das Unumgängliche, den allen Menschen zugänglichen Komfort der simpeln Lebensfunktionen zu gestalten.

Dieses Ziel muß man im Auge behalten, wenn man die Arbeit des Bauhauses richtig

beurteilen will. Man hat in Weimar seine Ziele »bolschewistisch« genannt und darum eine heftige Fehde gegen seine Vertreter geführt. Es ist immer fatal, politische Begriffe auf das Gebiet der Kunst zu übertragen. In diesem Falle ist es besonders unangebracht: mit demselben Rechte könnte man die elegante Form unsrer Dampferkabinen oder Autos bolschewistisch nennen. Denn nichts andres will die Arbeit des Bauhauses, als die vernünftigen und einleuchtenden Prinzipien unsrer Verkehrstechniker auch auf die Dinge übertragen, die bisher in den Händen von Ornamentenmachern und Stilnachahmern lagen. Es gibt keinen Grund, warum die Menschen von 1927, die in sachlichen und technisch eleganten Automobilen oder Flugzeugen um den Erdball jagen, ihr privates Dasein in dunklen Höhlen »Stil Louis 14.« zubringen sollten.

Der Wille zur Sachlichkeit, zum Ausdruck unsrer eignen Zeit ist es, der die Arbeit des Bauhauses beherrscht. Es heißt, den Kopf von falscher Romantik sich frei halten und erkennen, daß dieselbe Schönheit, die wir an einem Hispano-Suiza bewundern und beneiden, auch unser Heim und unser ganzes Leben beherrschen soll.

Das ist nun allerdings die Frage (die sehr oft verneint wird): erreichen diese Bauten und Geräte der Modernen wirklich die Vollkommenheit einer Maschine, eines Flugzeuges?

Das Dessauer Bauhaus steht nicht vereinzelt da in seinen Bestrebungen. Überall, und nicht bloß in Deutschland, regen sich die Kräfte der jungen Generation, dem neuen Lebensgefühl die angemessene Form zu finden. In Amerika ist es Wright, in Holland Oud und seine Schule, in Frankreich sind es Le Corbusier und Garnier, in Österreich ist es Loos, und überall in den fortschrittlichen Ländern um Deutschland sind Kräfte am Werk, um ohne Rücksicht auf Überkommenes das Zeitgemäße zu gestalten. In Frankfurt a. M. hat es das Hochbauamt selber in die Hand genommen, die Stadt großartig in diesem Sinne umzugestalten; selbst in Berlin regt sich, wenigstens an der Peripherie, der nicht zu umgehende Gestaltungsdrang.

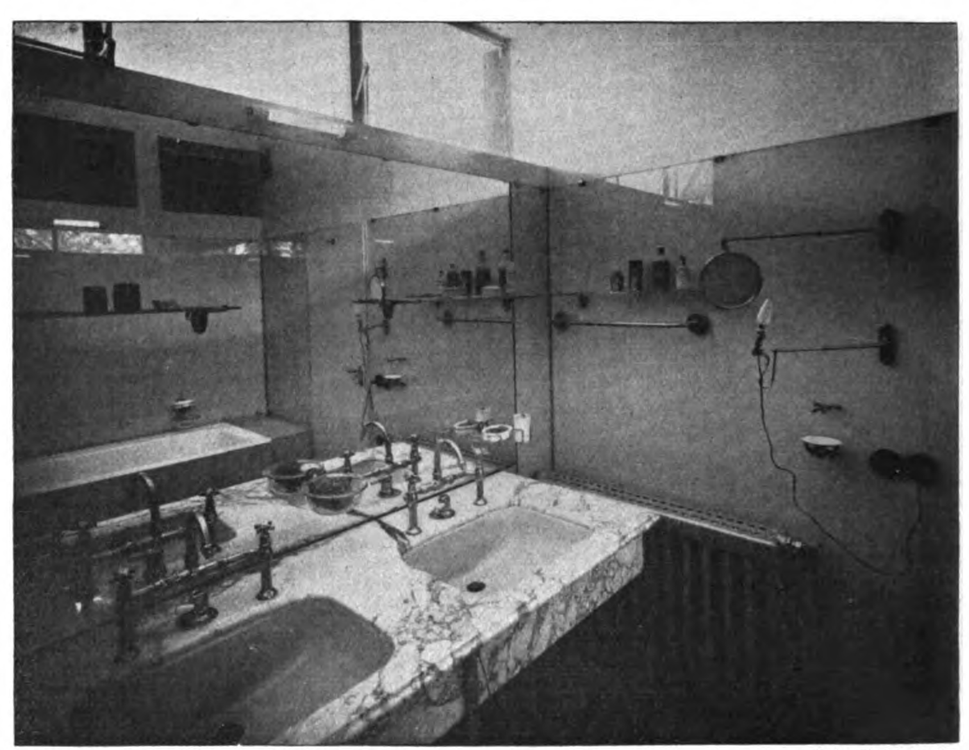
Walter Gropius steht in der ersten Reihe dieser Kämpfer für eine sachliche, man sagt heute: f u n k t i o n e l l e A r c h i t e k t u r, und durch seine Stellung als Leiter des Bauhauses gewinnt seine Tätigkeit ein besonders nachdrückliches Gesicht.

Wenn wir die Bauten betrachten, die in Dessau jetzt unter seiner Führung und Verantwortung entstanden sind, haben wir mithin Werke vor uns, die nicht vereinzelt sind noch zufällig, sondern Vertreter einer neuen Baugesinnung, die sich überall regt. Da diese weitverzweigte Architekturschule aber vor der Hand noch mehr zu entwerfen als auszuführen gehabt hat, so sind die Erfahrungen der Praxis noch zu gering, als daß wirklich Endgültiges hätte entstehen können: immer noch handelt es sich mehr um Experiment als gefestete Form. Denn gegenüber den jahrtausendelang gepflegten Techniken des Stein- und Ziegelbaues sind die neu-



Aufn. Moholy, Dessau

Haus Gropius in Dessau, Eingangseite. Architekt: Walter Gropius



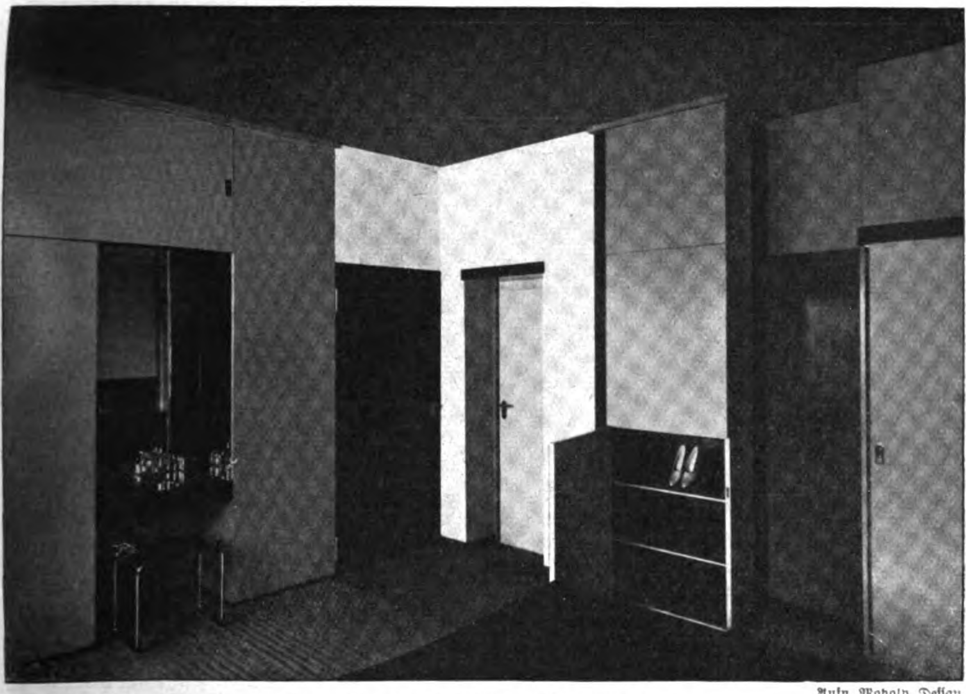
Aufn. Moholy, Dessau

Haus Gropius in Dessau. Badezimmer

artigen Eisen- und Eisenbetonkonstruktionen mit Flachdächern unerprobt. Es laufen Klagen um über Unsolidität der Bauweise, Schallundichtigkeit, ungenügenden Kälteschutz. Was an solchen Beschwerden berechtigt ist, mag die Baumeister anspornen, nach stärkeren Mitteln zu suchen. Bei dem hohen Stande unsrer Industrie ist es zweifellos, daß solche Mängel nur Kinderkrankheiten bedeuten, die bald geheilt sein werden.

Aus der Technik des Eisenbetons erwächst mit logischer Bestimmtheit die Erscheinung des rechteckigen, kubischen, flachgedeckten Hauses (Abbildung S. 180). Ornamente sind unnötig und kostspielig; der Bau als solcher kann sich klar aussprechen, senkrechte Wände, im rechten Winkel aufeinanderstoßende Flächen, selbsttragende Platten als Balkone und Dachflächen: das erlaubt und das erfordert die Konstruktion der Eisenbetonwand. Die ästhetische Erscheinung des Äußeren ist heute sehr fremdartig. Es fehlt der Eindruck der Wohnlichkeit und der persönlichen Wärme; mehr eine Wohnmaschine als ein »Haus mit einem Gesicht« scheint es zu sein. Wahrscheinlich ist diese Nüchternheit nicht ein unentrinnbar Notwendiges. Daß man auch mit weißen Rechteckflächen, kastenartig, einen fast malerischen Eindruck erreichen kann, zeigt das Gropiussche Wohnhaus (Abbild. S. 181). Auch hier herrschen weit mehr leere Flächen als Belebung durch Fenster und Türen. Das liegt an der einseitigen Betonung des Wohnzwecks, der von innen nach außen baut und Öffnungen nur da hinsetzt, wo die Beleuchtung der Räume es verlangt, also ganz unsymmetrisch und mit dem Anschein der Sinnlosigkeit, von außen her betrachtet. Diese Architektur aber will wahrhaftig sein und vermeidet nicht nur überzähligen Schmuck, sondern auch rein architektonische Elemente, die sich nicht aus der Notwendigkeit des Inneren ergeben.

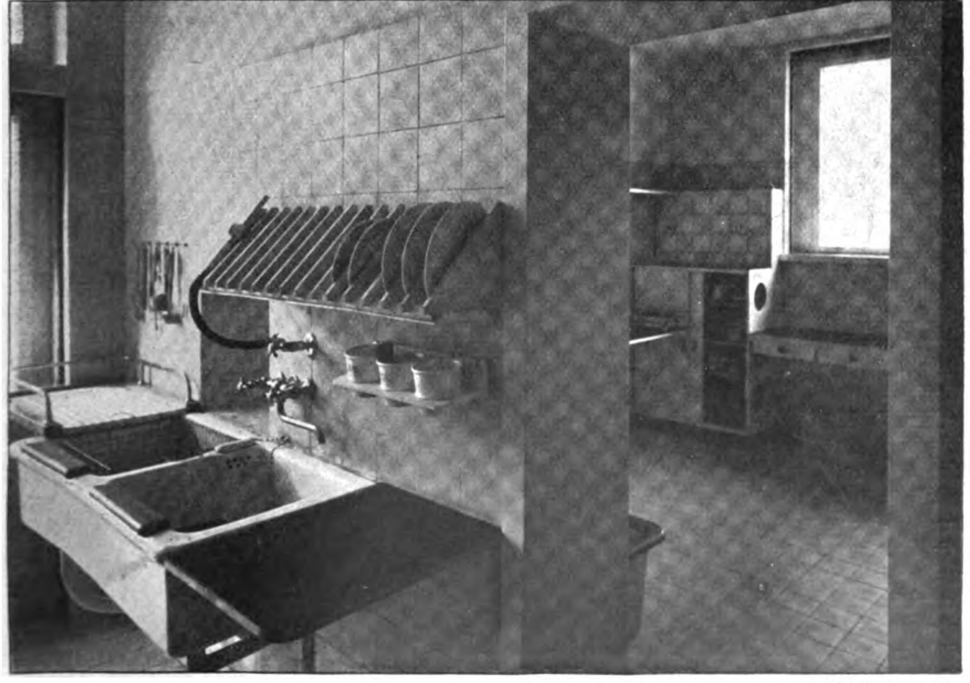
Diese Innenräume nun entschädigen für die Askese der äußeren Kastenhaftigkeit. Allerdings ist auch hier aller bloß schmuckhafte Pomp ausgeschieden, es wirken nur die farbig aufeinander abgestimmten Flächen von Fußboden, Wänden und Decken und die Schönheit des verschiedenen Materials (Anstrich, poliertes Holz, Schleiflack, Glas, Matten usw.). Auch dies wird man leicht für »ungemütlich« erklären können. Indessen muß man sich entsinnen, ob man sich in den blanken Kabinen von Luxusdampfern nicht wohler gefühlt habe als in den schönsten Prunkräumen von Königsschlössern. Daß es sich hier nicht um Gemütswerte dreht, sondern um hygienischen, hauswirtschaftlichen und zeitersparenden Komfort der Wohntechnik, beweist ein Blick auf das Badezimmer (Abbild. S. 182) oder die Küche (Ab-



Aufn. Moholy, Dessau

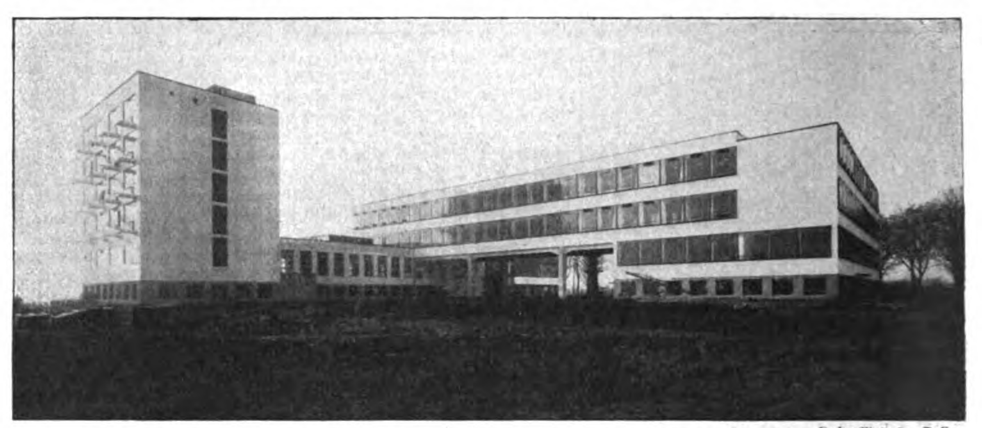
Haus Gropius in Dessau. Ankleidezimmer

bildung S. 183), die in manchen Dingen wohl an Badeanstalt oder Hotel erinnern. Warum aber nicht? Die unhygienische Enge und Dumpfigkeit gewisser Berliner Mietshäuser ist kein Wohn-



Aufn. Moholy, Dessau

Haus Gropius in Dessau. Anrichte und Küche



Aufn. Moholy, Dessau

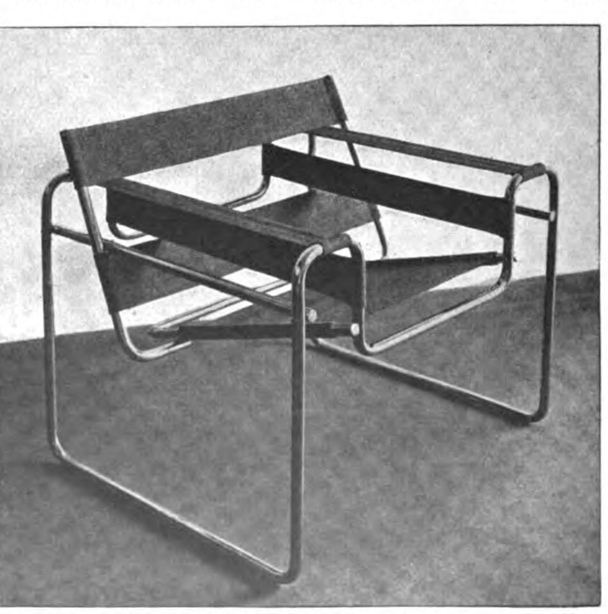
Rückansicht: Atelierhaus für Schulen und Fachschulen. Architekt: Walter Gropius

ideal; daß Licht und Sauberkeit bisher meist nur in erstklassigen Hotelküchen oder Krankenhäusern ihren Platz gefunden haben, spricht kaum gegen ihre Vorzüge.

Von ähnlichem Gesichtspunkte aus muß man auch an das Bauhaus selber herantreten (Abbildung S. 184). Der Sinn dieser gewaltigen, von wenigen horizontalen Betonputzstreifen unterbrochenen Glaswände ist der nämliche wie bei Fabrikbauten: helle, gut gelüftete und erweiterungsfähige Arbeitssäle zu schaffen. Aus einer Kunst- und Gewerbeschule einen Renaissancepalast zu machen, wie das bisher üblich war, liegt kein Grund vor. Gefordert waren von dem Lehr- und Werkstättenbetrieb soundso viel Kubikmeter heller Raum, soundso viele Säle für Zeichner, Weber, Tischler, Entwerfer und so fort. Dies ist auf sehr einfache und vor allen Dingen sehr billige Weise erreicht — der gesamte dreigestaltige Baukomplex kostet nur 800 000 Mark —, und der Zweck spricht sich ohne Umschweife und aufrichtig in der äußeren Erscheinung aus. Die erstaunlich ausgedehnte Glashülle des eigentlichen Bauhauses (Abbild. S. 180) erlaubt sogar, die Konstruktion von außen zu erkennen: Betonträger gehen durch alle vier Geschosse durch, ihre ausladenden Querbalken tragen Decken, Außenwände und Dach, ihre Hineinziehung in den Raum um etwa einen Meter erlaubt die frappante Überkragung des mächtigen Oberteils über das Sockelgeschoß. Eine vom Bahnhof heranführende Straße wird unter dem brückenartigen Mittelteil hindurchgeführt und trennt den Bau der Gewerbeschule (rechts) von dem des eigentlichen Bauhauses.

Für die Schüler ist ein Haus mit achtundzwanzig Wohnateliers errichtet worden (Abbild. S. 184), das in seinen unteren Teilen Küche, Kantine und Bäder enthält: die Wohlfahrtseinrichtungen, die vielen erst das Studieren ermöglichen. An die Kantine schließt sich die Versuchsbühne mit Zuschauerraum, als niedriger Trakt zwischen Atelierhaus und Schule gekennzeichnet. Über das bloß Notwendige aber führt die architektonische Formkraft.

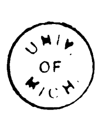
Neue und ungewohnte Formen wollen mit unbefangenem Sinn betrachtet werden. Ob sie durchhalten, kann erst die Zukunft zeigen.

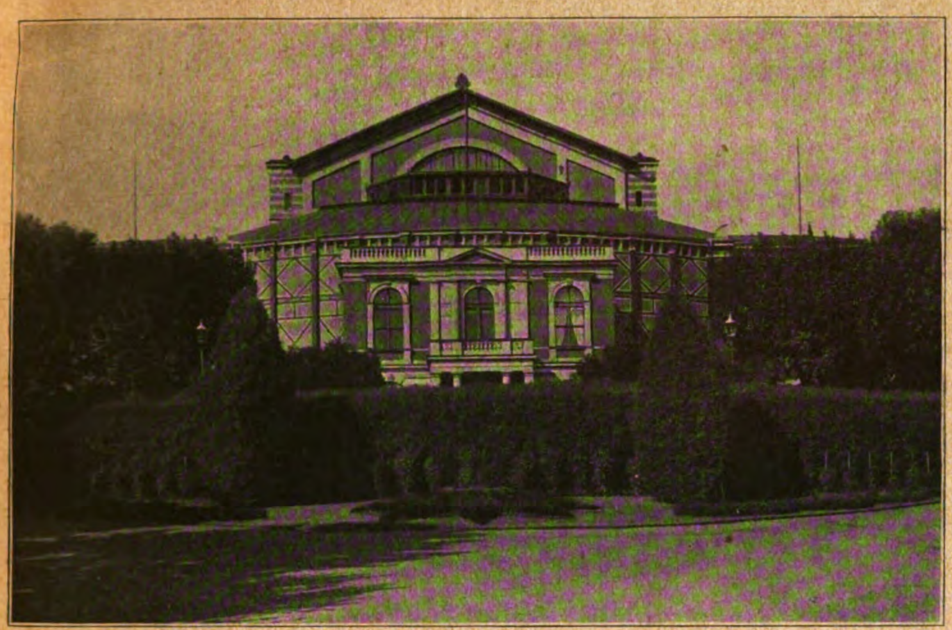


Stuhl von Metallrohren mit Stoffgurten
Entwurf von Breuhaus

Anselm Feuerbach: Spaziergang

Aus der Galerie Karl Haberstock in Berlin





Das Festspielhaus in Bayreuth

Aufn. A. Pieperhoff

Bayreuth 1876 bis 1926

Ein Rückblick auf das Lebenswerk Richard Wagners

Von Otto Daube

Mit dem größten künstlerischen Erfolge, den die damalige Welt überhaupt erlebt hatte, aber auch mit einem schweren finanziellen Mißerfolge hatte die erste Festspielzeit 1876 abgeschlossen, und nur ein Kämpfer von so unbeugsamer Willenskraft, wie es Richard Wagner gewesen ist, konnte ein Lebenswerk vollenden, dessen Gelingen nicht allein in langen Jahren durch immer neue Schicksalsschläge, sondern nun vor allem durch den unglücklichen Ausgang des Jahres seiner ersten Tat in Frage gestellt war. Wie hätte er hoffen können, wenn er nicht den Glauben an sein Werk und an die Nation besaß, für die er das Werk geschaffen hatte, und die seine Forderung an die deutsche Kunst erfüllen sollte! Denn sein Bayreuth war nicht ein Abschluß, sondern eine Aufgabe.

Die Oper, die Richard Wagner zu Beginn seiner Kapellmeisterlaufbahn vorgefunden hatte, wie auch die allgemeine Auffassung vom Kunstwerk des musikalischen Theaters und dessen Pflege, hatten den jungen Kapellmeister und Komponisten gar bald aus der üblichen Bahn geworfen und ihn nach neuen Wegen suchen lassen, die nicht allein seinen Anlagen entsprachen, sondern die er durch die Forderungen bedeutender Zeitgenossen schon vorbereitet fand.

Sein durch höchsten sittlichen Ernst geheiligter Wille, an der Gestaltung des deutschen Kunstlebens teilzunehmen, und die Schärfe seines Blickes für das Wesen einer Kunstgattung machten ihn fähig, der Oper seiner Zeit ebenso den Kampf anzusagen, wie er, gereift in der Schule seiner Laufbahn als Theaterkapellmeister, frühzeitig seine Forderung nach einem wahren deutschen Nationaltheater erhob, das als Mittelpunkt einer deutschen Kultur sowohl durch die Auswahl der Werke wie deren Ausführung auf der Bühne richtungweisend werden mußte.

Wir haben somit nach zwei Richtungen hin Richard Wagners Schaffen zu betrachten, das, beide in Bayreuth vereinend, in seinem Festspielhause den höchsten und abschließenden Ausdruck gefunden hat.

Die Partitur der Neunten Symphonie Beethovens ist für den jungen Wagner zur Offenbarung seines eignen Wesens geworden. Hatte der ungeheure Eindruck des Erlebnisses ihn mit aller Deutlichkeit auf den Musiker in ihm gewiesen, nachdem er zuvor in der Literatur seinen Weg gefunden zu haben glaubte, so erkannte er wiederum die Bedeutung, die Beethoven der Musik als Künderin der menschlichen Seele verliehen hatte. Diese Musik, die nicht mehr nur eine tönend bewegte Form, sondern tönende Weltidee selbst geworden war, da sie restlos zum Erklingen brachte, was kein menschliches Wort auszusprechen vermochte, erschien ihm als die Lösung der romantischen Forderung, das Wortdrama mit der Musik zu verbinden.

Sollte dies neue Kunstwerk entstehen, so verlangte es nach einem Meister, der gleichermaßen ein Dichter und ein Musiker war.

»Bisher warf der Sonnengott immer die Dichtgabe mit der Rechten und die Tongabe mit der Linken zwei so weit auseinanderstehenden Menschen zu, daß wir noch bis zu diesem Augenblick auf den Mann harren, der eine echte Oper zugleich dichtet und setzt.« Es war ein merkwürdiges Spiel des Schicksals, daß Jean Paul diese klare Forderung im selben Jahre (1813) eben in Bayreuth ausgesprochen hatte, in dem Richard Wagner geboren wurde, der, Dichter und Musiker in einer Person, wiederum in Bayreuth vollendete, was wir zu Beginn des 19. Jahrhunderts sich entwickeln sehen.

Schon in dem jungen Wagner sehen wir den Wettstreit beider Anlagen sich entspinnen. An der Dresdner Kreuzschule Sekundaner, schreibt er nicht allein Gelegenheitsgedichte, nicht nur ein Ritterdrama »Leubald«, in dem es nach der rechten Art von Sturm und Drang mörderisch zugeht, er übersetzt, begeistert vom mannigfachen Reichtum der Odyssee, seinen Homer und arbeitet an einer deutschen Nachdichtung, ja, er lernt Englisch, um Shakespeare im Urtext lesen zu können. Dann aber besiegt die Musik den Poeten. Den Studenten der Musikwissenschaften entläßt sein Lehrer, der Thomaskantor Weinlig, mit Worten höchsten Lobes.

Als junger Theaterkapellmeister kommt er in die engste Berührung mit den häufig kümmerlichen Opernerscheinungen der Italiener und Franzosen, die noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihr Unwesen auf allen deutschen Bühnen trieben. Wohl verfällt er einer solchen Augenblicksmusik und spendet ihr seine Opfer (»Feen«; »Liebesverbot«), bald aber hat er das hohle musikalische Phrasentum ebenso wie die nichtssagenden, ganz auf Äußerliches eingestellten Texte erkannt, er leidet an der unproduktiven Stabilität der Massen, die sein Publikum bilden, und sucht den rettenden Ausweg aus seiner wirtschaftlichen wie geistigen Not durch die Flucht vor den Gläubigern, mehr noch vor einem künstlerischen Tode. Von Paris verspricht er sich seine Rettung, das ihn nach Jahren kümmerlichsten Elends und der Erkenntnis der französischen Scheinkultur in die Arme seines Vaterlandes zurücktreibt, nach der deutschen Heimat, die ihm den »Freischütz« geschenkt hatte, und der er ewige Treue schwört.

Der Dramatiker in ihm ist wieder wach geworden. Seine im Zeitraum von wenigen Jahren erscheinenden dramatischen und musikalischen Werke »Holländer«, »Tannhäuser«, »Lohengrin« sagen dem behaglichen und lügenhaften Operntreiben der Ausländer den Kampf an. Für den mit ungeheurer Energie ausgestatteten Stürmer gilt es, das Operntheater, bisher ein Gebäude der »Amusements«, zu einer Bühne im Geiste Schillers zu adeln. Je größer aber die Zahl seiner Gegner wird, die zu träge sind, dem kühnen Geistesfluge des Vorwärtseilenden zu folgen, um so bestimmter verfolgt dieser den von ihm erkannten Weg, an dessen Ziel das Gesamtkunstwerk steht.

Nicht die Musik ist die oberste Aufgabe des Operntheaters, die an ein schlecht gefügtes Sujet verschwendet wird. Erst wenn die Musik mit dem Drama aufs innigste verbunden wird, wenn beide verwandten Künste sich zu einem Ganzen vereinigen, kann die Bühne ihre Aufgabe, Pflegstätte wahrer Kunst zu sein, erfüllen.

Die Zeitgenossen lehnen die Reformen Wagners ab. Unbekümmert um den äußeren Mißerfolg, im Drange seines inneren unbeugsamen Willens schafft der Einsame die gewaltige Ring-Tetralogie. Mit Bewunderung, ja mit Ehrfurcht sehen wir die unermüdliche Vertiefung seines umfassenden Wissens, sehen ihn an der Seite der größten Geister seiner Zeit, mit ihnen für die Regeneration des deutschen Volkes zu ringen, sehen seine letzten Werke, ein jedes ein vollendeter Meisterwurf, entstehen und ihn endlich am Ende seines Lebens voller Kampf, Schmähungen, Enttäuschungen und dennoch voller Liebe zu seinem Vaterlande und voller Begeisterung für seine Mission als Sieger über die Scheinkultur, an deren Stelle er die heilige deutsche Kunst setzt.

Der heilige Ernst, dem Richard Wagner sein ganzes Leben über treu geblieben ist, hatte ihn zu einer Reformation des Operntheaters geführt und ihn von seinen ersten Bestrebungen der Verbesserung an, die er in Dresden vergeblich einzuleiten sich bemüht hatte, nicht verlassen. Die Kunst war sein Lebensinhalt, dem er dienen wollte, wo er einen solchen Dienst für notwendig erachten mußte. Mittelbar und unmittelbar wandte er sich an das deutsche Volk, zu dessen Neuerziehung er die Kunst für gegeben erachtete. Auf dem mittelbaren Wege seiner zahlreichen theoretischen Schriften und Einführungen in das Wesen der großen Tonmeister wandte er sich an dasselbe Publikum, das er auf unmittelbarem Wege durch die vollendete Wiedergabe der Werke im Geiste ihrer Meister für die deutsche Kunst gewonnen wissen wollte. Er wehrt sich gegen den leichtfertigen Schlendrian am Dresdner Hoftheater, freudig begrüßt er die Anregung seines großen Freundes Franz Liszt, in Weimar eine Goethestiftung als Nationalpflegestätte der deutschen Künste auszubauen, und da weder sein Ruf von Zürich aus noch seine Bemühungen in Wien und München beachtet werden, geht er mit übermenschlicher Kraft, von aller Welt verspottet und nur von dem edlen, wahrhaft königlichen Freunde gestützt, an die

Ausführung eines nach seinen eigensten Forderungen und Erkenntnissen aufgestellten Planes, abseits von dem notwendigerweise der äußeren Welt verbundenen Kunstleben der Öffentlichkeit dem neu geeinten deutschen Volke als einem mächtigen Körper die deutsche Seele in ihrer ursprünglichen Reinheit in einer Festspielstätte zu schenken, an der die Kunst, und nur diese, leben und die Herzen aller derer, die sie dort aufsuchten, veredeln und entflammen sollte.

Das ist das Geheimnis, das er in den Grundstein seines Festspielhauses auf dem grünen Hügel in Bayreuth einschloß, und das sich der Welt immer wieder offenbar machte bis auf den heutigen Tag, da sich das deutsche Volk längst zu dem Ideal des Meisters von Bayreuth bekannt hat, das sich offenbar machen muß, solange es eine deutsche Kunst geben wird.

Siegfried Wagner

Nach einer Zeichnung von Karl Ernst Lange in Freiberg, Sa., Herbst 1926

Man darf den Fernstehenden das Recht zusprechen, eine Jubiläumsaufführung oder zum mindesten eine Jubelfeier im Jahre 1926 gefordert zu haben und nun enttäuscht zu sein, daß der Sommer nicht Scharen von Freunden nach Bayreuth geführt hatte. Mögen jedoch eben diese Fernstehenden Bayreuth das Recht zugestehen, sie von den guten Gründen des Schweigens zu unterrichten.

In den letzten Jahren vor dem Weltkriege stand Bayreuth auf der Höhe seiner segenspendenden Kraft. Hatte man im November die ersten Ankündigungen in der Presse gelesen, so erhielt man schon im Dezember den Bescheid, daß sämtliche Karten für die kommenden Festspiele, also ein halbes Jahr zuvor, verkauft seien. Gelehrte, Künstler, das deutsche Bürgertum, Handel und Industrie bildeten eine große, ideale Kunstgemeinde, die nie durch eine innere Entwicklung, wohl aber durch äußere Gewalt, den Krieg und seine schreckliche Nachfolgezeit, aufgelöst wurde. Die Stürme der schwersten Jahre unsers Vaterlandes hatten auch das Festspielhaus umbraust und in seinem Ideallande gewütet. Die Bayreuther Gemeinde war geschwächt, ideell durch das Dahinscheiden der ältesten Generation, Glasenapps, Hans Richters, Klindworths u. a., durch die fehlenden Ausstrahlungen des Werkes und damit durch die Lücke, die eine nachgewachsene Generation noch nicht wieder ausfüllen konnte, da sie selbst zum Wunder Bayreuths noch nicht erzogen war, materiell aber durch die Auswirkungen der Inflation, die dem deutschen Bürgerstande die Mittel nahm, seine Pilgerfahrten nach Bayreuth wieder aufzunehmen. Ebenso sah sich die Festspielverwaltung vor einem Nichts, das bedrückender war als der wirtschaftliche Fehlschlag des ersten Festspieljahres von 1876.

So war man darangegangen, aufzubauen — im Sommer 1925 hat sich ein Bayreuther Bund der deutschen Jugend gebildet, der zu Bayreuth erziehen will — und den Männern der deutschen Festspielstiftung, an ihrer Spitze Siegfried Wagner, Hans von Wolzogen, der Berliner Franz Stassen, der Leipziger Hofrat Linnemann und der Stuttgarter Präsident von Puttkamer, gelang es, dank der Mithilfe von Tausenden deutscher Männer und Frauen, ein neues Patronat und für das Jahr 1924 die Wiederaufnahme der Festspiele zu sichern.

Der Jubel war unbeschreiblich groß. Das folgende Jahr 1925 brachte nach alter Gewohnheit die Wiederholung, da man stets zwei

Spieljahre hintereinander veranstaltet, um mit den Einnahmen aus dem zweiten die Ausgaben des ersten zu decken.

Ein drittes Jahr die Festspiele zu wiederholen war unmöglich. Nicht allein hatten sich die erwähnten Kriegseinflüsse schon 1925 bemerkbar gemacht, nicht allein hätte der 1926 herrschende Tiefstand unsrer Wirtschaft vielen selbst der Getreuesten den Besuch unterbunden, Bayreuth hat vor allem künstlerische Aufgaben, die es nicht zugunsten eines in diesem Falle doch mehr äußeren Anlasses hätte übergehen dürfen. Das Ruhejahr ist historisch begründet, das Schweigen Bayreuths zu seinem ersten großen Jubiläum eine unselige Nachwirkung des Kriegsausganges.

So mußte es bei einem stillen Gedenken bleiben, und ebenso still, aber nicht bedeutungslos beging man den Tag in der Festspielstadt selbst. Der Stadtrat gedachte in einer ernsten Stunde des Meisters, dessen Grab man mit Blumen geschmückt hatte. Im Hause Wahnfried hatte sich ein kleiner Kreis der nächsten Freunde zu einer musikalischen Abendfeier eingefunden, die gleichzeitig die Probenzeit für die kommenden Festspiele abschloß. Denn der Wille nach künstlerischer Vollendung in der Wiedergabe der Meisterwerke ist verbunden mit höchster Energie zur Arbeit. Das stille Bayreuthjahr wird zum Arbeitsjahr für die kommenden Festspiele.

Die Erwartungen, die die Freunde Bayreuths auf die Festspiele 1927 setzen, beweisen all denen, die Bayreuth als überwunden betrachten, die sich immer verjüngende Kraft dieses einmaligen idealen Wunderwerks, dessen Segnungen nach der künstlerischen, nach der — frei von nationalistischen Einschlägen — wahrhaft deutschen und nach der ethischen Seite erst dann sich wieder auswirken werden, wenn der Übergang der Haltlosigkeit unsrer Zeit überwunden sein wird. Die von irgendeiner Seite ausgegebene Parole des überwundenen Bayreuths, die übrigens nichts andres als die Wiedererweckung beinahe schon vergessener Sünden längst vergangener Tage zu sein scheint, wird um so ungerechtfertigter, als die Generation, die zur Trägerin unsers heutigen Kulturlebens herangewachsen ist, noch gar nicht das Erlebnis auf dem grünen Hügel von Bayreuth empfangen, infolgedessen die Beziehungen zu ihm erst zu suchen hat.

Man hat sich gelegentlich veranlaßt gefühlt, die Bedeutung Bayreuths auf sein Orchester und seine Chöre zu beschränken, da man an den Bühnen im Reiche hervorragende Solisten ebensogut zu hören bekäme und deshalb nicht besonders nach Bayreuth zu fahren brauche. Das ist eine zum mindesten höchst einseitige, wenn nicht auf völliger Verkennung der Absicht des Meisters beruhende Ansicht. Gewiß hat man in keinem Theater der Welt ein auch nur annähernd ebenbürtiges Orchester, dessen Mitglieder die Meister aus den großen Orchestern des Reiches bilden (so vor allem die Staatskapelle, die der Städtischen Oper und des Philharmonischen Orchesters Berlin, der Orchester in Wien, Dresden, Hamburg, Hannover, Karlsruhe und des Leipziger Gewandhauses), die durch einen König unter den lebenden Dirigenten, Dr. Karl Muck, zu einer Einheit zusammengeschmolzen werden; gewiß werden die Chöre des »Parsifal«, von Solisten unsrer Opernbühnen und namhaften Konzertsängern gesungen, unter der Meisterhand Hugo Rüdels zu Offenbarungen. Was aber bliebe von dem Eindruck idealster Wiedergabe, empfinge man ihn mitten im Geräusch der modernen Großstadt! Der Bayreuther Besucher hat sich von der Not seines Alltags befreit; als Mensch tritt er dem Kunstwerke unbelastet, in freudiger Stimmung, der Größe der Stunde bewußt, gegenüber.

Es wäre nicht einmal allein die Umgebung, in der wir uns in Bayreuth befinden, die das Erlebnis adelt, wäre es nicht der Wille, sie aufzusuchen. Den Bayreuthwanderer begleitet die Sehnsucht nach dem Erlebnis, der Wunsch, mit Gleichgesinnten gemeinsam das Geheimnis der Stätte zu erleben, die für die Werke geschaffen wurde, denen jede andre Bühne nur eine zweite Nachbildung verleihen kann.

In einem seiner Berichte über die Festspiele 1925 hat der bekannte Berliner Musikschriftsteller Weißmann auf die Sonderstellung Bayreuths hingewiesen und gefordert, man solle den »Parsifal« Bayreuth zurückgeben. Wir greifen diese Anregung mit ebenso großer Freude auf, wie wir bedauern, daß sie nicht schon längst ausgesprochen wurde. Der »Parsifal« gehört nach Bayreuth, und alle akademischen Streitereien, ja die selbstsüchtige Betonung von 1913, es gäbe kein Ausnahmegesetz zum Schutze eines einzelnen Geisteseigentums (Lex Cosima), haben das Werk nicht vor seinem Untergange im Zerrbilde unsrer Bühnen bewahren können. Was im Theaterbetriebe der Hetzjagd, der Abwechslung und der Oberflächlichkeit seinen hehren Zauber verlieren mußte, das erblüht im Tempel Bayreuths zu edelster, reinster Schönheit, denn hier, und nur hier, waltet die Ehrfurcht vor dem größten Werke des bis zur Selbstbefreiung von allem Irdischen gereiften Meisters, hier nur dienen die künstlerischen Vermittler des Werkes der ihm innewohnenden Idee, hier nur empfangen es die gebannten Hörer in der rechten Weihestimmung.

Man hat die Übernahme des »Parsifal« dadurch zu rechtfertigen gesucht, daß man die Unbemittelten unter den Kunstfreunden in Schutz nahm, auf ihren Wunsch verweisend, das Werk zu hören, das ihnen verschlossen bleiben müßte, wenn sie es nur in Bayreuth erleben könnten. Diese Ausrede ist nicht stichhaltig! Ein Besuch

Bayreuths verbindet sich in der Vorstellung des Laien stets mit einer großen Summe Geldes, da er einmal irgendwo von Fabelpreisen gehört hat. Ein Einblick in die täglich erscheinenden Fremdenlisten beweist das Gegenteil. Im Jahre 1925 zum Beispiel waren in der Mehrzahl die bürgerlichen Stände vertreten, so Lehrer, Pastoren, Verwaltungsbeamte und Kaufleute, die um des großen Erlebens willen die Kosten ebenso gespart hatten, wie sie eine Reise etwa an die See oder in die Alpen vorbereiten würden, die ihnen gleichfalls nicht in ihrem Heimatsorte vorgeführt werden können.

Eine Festspielfahrt aber nach Bayreuth, die nicht allein den höchsten Genuß reinster Kunst vermittelt, sondern aufs schönste mit einer Erholungsfahrt verbunden werden kann, wird mit weit geringeren Mitteln zu ermöglichen sein als eine Ferienfahrt in die weite Ferne. Die Preise für Verpflegung und Unterkunft sind durchaus nicht festspielmäßig (noch weniger kurmäßig), wie man so oft befürchtet. Ein sauberes Bett in einer freundlichen Wohnung — eine schlechte Lage gibt es in einer 30000-Einwohnerstadt nicht — kostet 2 bis 3 Mark. (Natürlich werden verwöhnte Ansprüche auch durch entsprechend höhere Preise befriedigt.) Das Mittagessen belastet die Reisekasse in der berühmten »Eule«, dem Verkehrslokal der Künstler, das also ein Recht hätte, in teurem Rufe zu stehen, mit 1,20 Mark während der Festspielzeit. Sein Abendessen kann man, wie daheim, sich selbst besorgen und auf seinem Zimmer, noch schöner allerdings in einer der halbstündigen Pausen auf dem grünen Hügel einnehmen, wo man auf der Bürgerreuth, im Freien sitzend, für ein erfrischendes Getränk nicht mehr bezahlt als in jeder Restauration anderswo. Berechnen wir also einmal eine Bayreuthfahrt und seien wir dabei nicht zu sparsam! Der Besuch zweier Aufführungen (»Parsifal« und »Tristan«) kostet an Karten zweimal 30 Mark = 60 Mark, Reise etwa von Magdeburg nach Bayreuth und zurück 35 Mark, Wohnung für 4 Nächte 8—10 Mark, Mittagessen für 5 Tage einschließlich der Getränke 8,50 Mark, Abendessen 8 Mark, insgesamt also rund 120 Mark. Bedenkt man, daß daß man sich zu einer Bayreuthfahrt schon im Dezember entschließen kann, so kommen auf den Monat etwa 20 Mark Sparzwang.

Wir erinnern uns dabei des großen Gedankens des Meisters, durch einen Fonds dem deutschen Volke die Möglichkeit zu schaffen, die Karten unentgeltlich zu erhalten. Daß dieser herrliche Plan durch die Inflationszeit wieder auf den Anfang seiner Verwirklichung zurückgeworfen wurde, ist bekannt.

Kann also die Forderung »Parsifal für die Unbemittelten« zu Recht bestehen, wenn man beobachten mußte, daß man die Massen nicht zu dem Werke bekehrt hat, daß man sie abstieß, da sie zu träge waren, sich erziehen zu lassen, ja daß man nach Bayreuth zurückkehrt, um dort das Werk zu hören, dem man an anderm Orte nicht begegnet war?

Es ist nicht der wiederum als Bayreuther Egoismus ausgelegte Wunsch, den »Parsifal« dem Festspielhaus vorzubehalten, es ist das Bekenntnis zu der künstlerischen Vollendung, in der die Werke des Meisters hier in Erscheinung treten.

Denn auch der »Ring des Nibelungen« erscheint als das große dramatische Werk des Dichters und Sehers Wagner erst in seiner Bayreuther Gestalt, die den Vorteil der künstlerischen Vollkommenheit und seiner zusammenhängenden Aufführung hat. Der Besucher lebt während der Aufführungstage des Ringes in der Welt des Werkes und wird durch nichts aus ihr gerissen. Hier weitet sich die Erkenntnis für die feinsten Fäden, die sich aus einem Teile in den andern spinnen, hier erlebt man den Sieg der welterlösenden Liebe, hier empfängt man als unvergängliches Eigentum den Eindruck des Kunstwerkes.

Jede neue Festspielepoche stellt neben die immer wiederkehrenden Aufführungen des »Parsifal« und des »Ringes« ein drittes Werk des Meisters. In der letzten war es der bejahende Jubel der »Meistersinger«, in der kommenden wird es »Tristan und Isolde« sein.

Welchen Gegensatz bildet die Erwartung der »Tristan«-Freunde zu den Stimmen derer, die seit langem, in der letzten Zeit aber mit aller Offenheit fordern, man solle das Festspielhaus auch andern Meistern öffnen und damit dem Willen Richard Wagners gerecht werden, der in seinem Bayreuth eine Nationalpflegestätte der deutschen Kunst, also nicht nur seiner Werke sah. Hat aber Bayreuth seine Aufgabe als Pflegestätte der Werke seines Schöpfers bereits erfüllt, daß man sie nunmehr vor dem Fortschritt zurückdrängen kann, oder hat sich diese Aufgabe heute als doppelt notwendig erwiesen? Die deutsche Bühne sucht nach einem neuen Stil. Wagners Werke wurden zum Gegenstand des tollsten Experimentierens. Nie ist eine größere Verwirrung der Auffassungen zutage getreten als heute, da jeder Regisseur seinen eignen Stil und jeder Dirigent seine eigne Auffassung hat. Bayreuth steht über diesem Suchen, es hat den Stil des Meisters zu bewahren, ohne sich dabei dem wertvollen Fortschritt der Regiekunst zu entziehen. Richtung zu weisen bleibt aber noch immer dem Bayreuther Werke vorbehalten, das nicht einmal annähernd das Ziel Wagners erreicht hat, Allgemeingut des deutschen Volkes zu sein.

Welche tiefere Berührung mit dem Kunstwillen Richard Wagners hat da der eigne Sohn und Erbe, Siegfried Wagner, der sein

Leben in den Dienst der großen Sache stellt! Auch er ist einer der lebenden deutschen Meister, der — um vieles früher — den Anspruch auf die Wiedergabe seiner Werke in Bayreuth erheben könnte. Wer wollte es ihm wehren, in seinem Theater seine Werke aufzuführen? Denn der Standpunkt, der der Inhalt eines allgemeinen Geredes geworden ist, er sei nichts andres als der Sohn seines Vaters, ist heute nicht mehr aufrechtzuerhalten, nachdem sich das ernste deutsche Publikum veranlaßt sieht, sich auch zu seinem eignen Schaffen eine Stellung zu bilden. Die Festaufführungen des »Bärenhäuters« in Weimar haben mit aller Deutlichkeit den Festspielcharakter dieses ewig jungen, kerndeutschen und heiter belebten Werkes erwiesen, und steht sein Schöpfer auch nicht auf der Entwicklungslinie Beethoven-Wagner, die überhaupt nicht mehr fortgesetzt wurde, so wird er zum Träger der deutschen Oper über Schütz-Mozart-Lortzing-Weber, erweitert durch den musikalischen Stil des großen Vaters. Aber nicht einmal in der Stadt Bayreuth, etwa im alten Opernhause, darf nach seinem Willen eins seiner Werke erscheinen, und die Vorwürfe der Ausnützung seines Namens für sein eignes Schaffen fallen in sich selbst zusammen vor dem heldenhaften Sichbescheiden dieses Selbstlosesten unter den modernen Komponisten, der unermüdlich für die Erhaltung seines Erbes um der Nation willen tätig ist. Er waltet in Bayreuth als der oberste künstlerische Leiter, und seine Regietaten, vom »Holländer« bis zur Festwiese der »Meistersinger«, genießen Weltruf. Arbeitet er nicht in Bayreuth an den Vorbereitungen der nächsten Festspielzeit, so sehen wir ihn auf Reisen, neue Künstler zu hören oder als Dirigent der Werke seines Vaters neue Anregungen zu geben.

Welche Werke aber wollte man heute für einen erweiterten Bayreuther Spielplan auswählen? Die Botschaft allein genügt nicht; bisher hat ihr die Begründung gefehlt. Zurückgreifend auf Weber, Beethoven (Fidelio) oder gar Mozart, würde man die Stillosigkeit eines solchen Unterfangens gar bald erkennen, da das Festspielhaus nicht ein musikalisches etwa im Sinne des Leipziger Gewandhauses ist, sondern der Betonung des Dramas sein Bestehen überhaupt erst verdankt. Nun suche man in der modernen Opernliteratur ein in Musik getauchtes Drama, das in seiner romantischen Größe deutscheigentümlich ist! Unsre neue deutsche Oper hat zwei Richtungen eingeschlagen, die sich bewußt von Richard Wagner abgewandt haben. Ob nun der Verismus der einen, fußend wiederum auf den Italienern (Verdi, Puccini), oder der Intellektualismus der andern (Richard Strauß) die Erfüllung der Bayreuther dramatischen Forderungen bringen wird? Der als der Bewahrer der deutschen Romantik abseits stehende Hans Pfitzner und der Stilbewahrer der Meistersingerpartitur Siegfried Wagner, der letzte romantische Dichter und Komponist, hätten die Anwartschaft, der eine durch seinen »Armen Heinrich«, der andre mit dem »Bärenhäuter« und dem »Schmied von Marienburg«. Solange aber Bayreuth seine eigne Mission noch nicht erfüllen konnte, solange das deutsche Volk noch nicht zu seiner Seele zurückgefunden hat, wird man die Forderung nach neuen Taten hinter die nach der Vertiefung der Regenerationslehre Richard Wagners zurückzustellen haben. Erinnern wir uns der Regeneration mit einem Wieland-Worte, das in Bayreuth, dem Lebenswerke Richard Wagners, erfüllt wurde: »Künste, die der große Hause bloß als Werkzeug sinnlicher Wollüste anzusehen gewohnt ist, in ihre ursprüngliche Würde wiedereinzusetzen und die Natur auf einem Throne zu befestigen, der so lange von der Gewalt der Mode, des Luxus und der üppigsten Sinnlichkeit usurpiert worden — ist ein großes und kühnes Unternehmen.«

Musik des Alls

In des Mondes mildem Scheine
Geht der Schlummer durch das Tal.
Auf der Harfe dunkler Haine
Spielt der Sterne goldner Strahl.

Auf im Strome taucht es wieder,
Was da golden niederfällt,
Und dem Genius der Lieder
Klingt und rauscht die weite Welt.

Allem, was die Welten singen,
Lauscht er mit verklärtem Blick —
Ferne tiefe Stunden bringen
Es noch goldener zurück.

Walter Dietiker

Gnatzke, der Geizhals

Die Geschichte eines, der nicht genug bekommen konnte

Von Egon v. Kapherr

Landauf, landab im Weizengebiet war Gnatzke bekannt. Man liebte ihn nicht, man achtete ihn wohl auch wenig. Viele aber haßten und manche fürchteten ihn, einige bewunderten ihn auch; denn es gibt überall in der Welt Leute, denen Reichtum Hochachtung oder Bewunderung abnötigt. So hatte auch Gnatzke Raffmann viele Bewunderer und Neider und dabei doch viele Feinde und keinen einzigen Freund, außer sich selbst. Das geht allen Hamstern so. Raffmann war ein dicker, alter Feld- und Kornhamster, der Senior aller Angehörigen der weitverzweigten Firma »Backentasch Erben«, Getreide en gros und en detail.

Der alte Hamster bewohnte schon seit vielen Jahren einen tiefen, geräumigen Bau, der unter einem dichten, rankigen und stachligen Brombeergestrüpp am Rande der großen Weizen-, Rüben-, Hafer- und Gerstenschläge lag. Die Burg bestand aus einer Einschlupfröhre für den gewöhnlichen Tagesdienst und darunter einem geräumigen Kessel, in dem Gnatzke im Winter und bei Tage schlief. Zu beiden Seiten des mit weichen, zernagten Gräsern und Halmen ausgepolsterten sauberen Kessels lagen mehrere große Vorrats- und Speisekammern mit engen Eingängen. Sie dienten zum Aufstapeln von Korn zur Winterzehrung und — im Notfalle — auch als letzte Zuflucht. Darum war der Eingang dieser Kammern eng gehalten, so klein, daß Gnatzke die Röhren mit seinem Leibe ganz ausfüllen konnte und, wenn er sich hier verteidigte, von der Seite nicht angreifbar war. Vom Kessel führte ein zweiter Gang, die Fluchtröhre, schräg aufwärts unter die dichtesten Brombeeren. Dieser Ausgang — die Hintertür — wurde für den Winter noch dichter verstopft als der Vordereingang und auch später im Frühling geöffnet: alte Herren können Zugwind nicht leiden. Wohl fünf Schuh tief lagen Kessel und Vorratsräume unter Tag. Sie waren in den Lehm gegraben und wiesen ziegelharte Wände auf.

Es war an einem schönen Vorfrühlingsmorgen, als Gnatzke wieder seinen Bau verließ und in den Feldbreiten herumwatschelte, um nach etwas Genießbarem zu suchen, denn seine Kornvorräte waren fast aufgebraucht, und er hatte ohnehin Sehnsucht nach Kostveränderung.

Die Krähe, die in der Furche nach Würmern, Engerlingen und andern guten Dingen suchte, die der Bauer noch kürzlich herausgepflügt, machte einen steilen Schreckhopser, als sie plötzlich den Hamster vor sich in der Furche sah. Quarrend und krächzend flog sie davon.

Der Turmfalke, der oben in der Luft rüttelte und nach Mäusen spähte, strich schleunigst weiter und ließ ein ärgerliches Klikliki hören, denn so gern er den Dicken da unten gefressen hätte — gegen solche mächtigen Nagezähne konnte selbst der Kornweih kaum aufkommen. Der aber war noch nicht im Lande und durch Schaden klug: ein alter Hamster hatte nämlich einmal einem seiner Sippe den einen Fang amputiert, als der blaugraue Feind ihn packte. Auch die langen Spitzkrallen der kleinen Ohreule sind da kaum hinreichend; denn ein Hamster hat einen dicken Balg und einen noch dickeren Kopf, und nur Bussard, Habicht, Adler und Fuchs dürfen es wagen, einen der Firma »Backentasch Erben« anzugreifen.

Gnatzke richtet sich ein wenig auf die Hinterkeulen auf, schnauft ärgerlich, blinzelt hinter dem roten Falken her und trabt die Furche weiter entlang.

Er stutzt plötzlich — denn es roch verheißend nach Maus, nach Feldmaus. Noch einmal probiert der Hamster die Witterung, schnobert, schnüffelt: ja — ohne Zweifel: Feldmaus — nicht Brandmaus. Genau zu unterscheiden. Rasch trippelt er weiter und sieht auch schon etwas Kleines, Graues huschen, rennt hinterbrein, packt zu und schlägt seine großen gelben Zähne ins Leben der Beute. Ein dünnes, zwitscherndes Quietschen — es ist aus.

Schon junge, halberwachsene Mäuschen, denkt Gnatzke vergnügt. Früh ist heuer alles gewachsen: der Roggen ist schon bald so, daß man sich auch bei Tage in ihm verstecken kann, und der Weizen schießt auch schon gut auf. Mäusehirn ist was Feines, stellt er dann fest.

Satt walzt der Hamster weiter — satt für Minuten. Von der Maus blieb nur ein Stückchen Balg — was genießbar war, hat Gnatzke vertilgt.

Auch Käfer gibt es schon — Gnatzke zerkaut sie mit Behagen und denkt mit Wonne daran, daß nun bald auch die Maikäferzeit kommen wird: Maikäfer schmeckt noch besser als Engerling — so apart, nach Nuß.

Da rumpelt es laut — es kreischt, ein Knallen tönt: hoch hat sich der Hamster aufgerichtet. Jetzt erkennt er, was da kommt: der Ochsenbauer ist's mit seinen Braunen und einem großen Kastenwagen.

Das paßt Gnatzke gar nicht — denn die Bauern stehen sich mit ihm schlecht und können gefährlich werden. Er drückt sich schleunigst in die Furche, trippelt eilig zum Roggen, huscht in das grüne Gras und hört noch, ehe die Blätter hinter ihm zusammenschlagen, den Hetzruf des Bauern und sein Schimpfen.

Dann aber raschelt es hinter ihm, und der kleine Spitz des Ochsenbauern ist plötzlich da und will Gnatzke packen. Der aber richtet sich auf und faucht den Angreifer wütend an. Als ihm aber die schwarze Nase des Köters gar zu nahe kommt, springt der Hamster zu — ein helles Aufjaulen, Kreischen, Beuteln, Winseln — rutenkniffig rennt Bauers Spitz zu seinem Herrn, während Gnatzke eiligst seinen Weg fortsetzt.

Der Ochsenbauer aber nimmt sein Hündchen auf den Arm und untersucht die Bißwunde: mitten durch die Nase sind die großen Meißelzähne des Hamsters geschlagen — durch und durch.

Der Bauer legt sein Hündchen in den Wagen und knallt mit der Peitsche. Was er murmelt, ist kein feines Wort.

Der Dicke ist unterdessen in seinem Bau angelangt. Es scheint ihm doch besser, noch einige Tage zu schlafen und zu warten, bis das Korn höher ist und man sich besser verstecken kann.

Wonnige, sonnige Tage kamen, Unruhe war in Gnatzkes Gemüt. Er, der sonst doch nur ans Fressen dachte, hatte andre Gefühle ... Er verließ den Bau, suchte furcheauf, furcheab durch Roggen- und Weizenschlag und kam endlich auf Hamsterwitterung. Er stutzte erst, und unwillkürlich kamen seine Gedanken darauf, daß hier ein Eindringling sei, der ihm die guten Sachen wegfressen wolle, vor allem aber die schmackhaften Grillen und Grashupfer, die in den Weizenschlägen zirpten — doch besann er sich bald, und die aufkochende Wut verebbte. Neugierig und lüstern folgte Gnatzke der Witterung und stieß auch bald auf ein Hamsterweibchen, das ihn zornig anfauchte. Er wurde zudringlich — die Hamsterin floh. Gnatzke trippelte hinterher. Er wurde noch zudringlicher — sie wurde noch gröber.

Plötzlich merkt Gnatzke, daß jemand hinter ihm herrennt. Er wendet sich unwillig um und sieht sich einem großen, alten Hamster gegenüber — Gnietschke Sammelmann, dem Herrn des Nachbarbaues an der Auwiese. Wütend fletschen sich die beiden Getreidenager an, richten sich auf wie kleine Bären, murren, fauchen und — fallen übereinander her.

In der Furche wälzt sich ein dicker Ballen.

Nach längerem Kampfe blieb Gnatzke Sieger. Sammelmann floh quiekend. Er blutete stark und lahmte auf der einen Vorderpfote.

Gnatzke aber rannte, seiner Wunden nicht achtend, dem Weibchen nach, biß einen jungen Hamster, der sich bei der Schönen zu schaffen machte, weg und erreichte nach einiger Zeit, was er wollte.

Dieses Leben wurde ein paar Wochen fortgesetzt. Es gab viele Kämpfe, aber auch viel Erfolg. Als aber eines schönen Tags Gnatzkes neueste Braut, die kleine Criceta Kornmann, geradeswegs dem Schleicher Rotfuchs in den Fang lief und vor Gnatzkes Augen gefressen wurde, hörte das selbstvergessene, selige Herumrennen auf: Gnatzke zog sich in seine Burg zurück und gab sich wieder einer soliden Lebensweise hin. Der Schreck war allerdings groß gewesen: beinahe hätte der Fuchs auch ihn, Gnatzke, erwischt — und nur der glückliche Umstand, daß ein alter Hamsterbau in nächster Nähe war, rettete ihm damals das Leben.

Er war mager und abgekommen, sein gelbbraunweißes Fellchen schlotterte ihm um die Knochen. Darum hatte er allerhand zu tun, um sich mit jungen Schößlingen, Grillen, Käfern und anderm Krabbelzeug so weit aufzupäppeln, daß er wieder glatt und stattlich aussah.

Es war in der Zeit der Getreidereife, als Gnatzke eines Tags seine ehemalige Gattin, Knabberine Weizenfraß, wiedertraf. Mürrisch lief er auf die Hamsterdame zu und stellte sie zur Rede: wie sie dazu käme, in seinem Revier Weizen zu ernten, und ihr Bau sei doch drüben, wo der Schlehenbusch steht, und dort gebe es doch auch Getreide — und so und überhaupt.

»Sie sind ein schöner Kavalier,« murrte Frau Knabberine. »Geht man so mit Damen um, besonders mit solchen, die einem nahegestanden haben?«

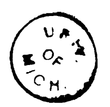
»Dame oder nicht Dame — das ist mir Wurscht,« meinte Gnatzke und fletschte die Zähne. »Dies ist hier mein Feld, und hier bin ich Direktor. Da kämen wir weit, wenn jeder Hamster fressen dürfte, was und wo er will! Machen Sie doch eine Anleihe bei der Getreidebank des Direktors Kornmann oder bei dem feisten Sammelmann drüben! Ich stehe auf dem Standpunkt, daß jeder das Seine haben soll, und wenn's geht, etwas mehr, daß aber Mildtätigkeit Unsinn ist. Selbst fressen macht dick, und was man hat, das hat man und soll man behalten. Nehmen ist seliger denn geben, Madame — womit ich submissest gebeten haben wollte, meinen Acker hier zu verlassen, andernfalls ich ...«

Knabberine ging traurig, der Gewalt weichend. »Gemeiner Geizhals!« schimpfte sie noch von weitem. »Den ganzen Bau habe ich voller Kinderchen, und dieser hartherzige Getreidebaron gönnt mir nicht einmal den geringsten Weizen vom Abfall seines reichen Tisches!« Sie beschloß, zu Gnietschke Sammelmann zu laufen: der war ein wenig lahm und konnte sie nicht einholen, wenn sie bei ihm stahl ...

Mit vollen Backentaschen lief Gnatzke heim. Plötzlich sah er sich einer furchtbaren Gefahr gegenüber: mitten in der Furche lief ihm das braunweiße Mauswiesel entgegen, im Fang eine Brandmaus.



Gerhard Janensch: Mutter und Kind



Da war kein Besinnen — hier hieß es schnell handeln! Im Augenblick hat Gnatzke Raffmann die Backentaschen leergedrückt und springt wütend fauchend und spuckend auf das verdutzte Wiesel los.

Uff — das ging mal noch gerade so, denkt er mit klopfendem Herzen, als das Wiesel geflohen war, der Angriff ist doch immer die beste Verteidigung ... Schade nur um den Inhalt der Backentaschen!

Sofort trippelt Gnatzke weiter und füllt die Taschen aufs neue, beißt Halme ab, löst Körner aus gefallenen Ähren, stopft sich die Backen voll und läuft heim.

In stiller Kammer mehrt sich der Segen. Voller und voller werden die Vorratskammern, Zins häuft sich zu Zins, Ertrag zu Ertrag. Er kann zufrieden sein, der Generaldirektor der Getreidefirma Backentasch Erben, und weiß, daß auch Direktor Kornmann von der Zweigstelle Ost im Nachbarfelde nicht besser gefüllte Lager hat — ganz zu schweigen von dem alten Hinkebein, dem Sammelmann ...

Herbstfäden waren über Stoppeln, Herbstwind pfiff, Herbstsonne wärmte milde. Die Tage wurden kurz, die Nächte tief.

Da schickte der Ochsenbauer seine Buben und den Spitz aus, um Hamster zu graben. Fünf Pfennig auf das Stück zahlte er den Buben, wenn sie ihm Hamster brachten, und zehn für das aufgefundene Getreide auf den Bau.

Viele jüngere Getreidefirmen gingen so zugrunde. Den alten Sammelmann hatte der Fuchs gefressen, Kornmann aber fiel, nach heftigem Kampfe mit dem Spitz, dem Knüppel zur Beute, Knabberine ging es nicht besser, und der Juniorchef der Firma Backentasch Erben wurde mit Wasser ersäuft, das man ihm in den Bau goß.

Bei Gnatzke aber kamen Spitz und Jungen schlecht an. Der Bau war tief und unter Brombeeren. So nützte denn die Buddelei gar nichts; zerkratzte Hände, eine zerrissene Hose und eine blutige Spitznase waren das ganze Ergebnis.

Da kam gerade der Förster vorbei mit seinen beiden Dackelhunden. Er sah lächelnd zu, schmauchte seine Pfeife und meinte, die Bengel möchten doch ihren unnützen Spitz beiseitenehmen. Als nun der Spitz beiseite war und das Brombeergestrüpp auch, ließ der Förster die hintere Notröhre zustopfen und hetzte die Dackel an. Abwechselnd gruben die Erdhunde. Boden flog, dicke Pfoten scharrten, größer und größer wurde das Loch. Dann half der Spaten wieder, und die Hunde kamen schließlich am Kessel an.

»Mein Haus ist meine Burg,« schimpfte Gnatzke unten. »Mein Haus ist heilig und wohlbestellt, und ich verbitte mir in allem Ernst Ihr Eindringen! Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie Hausfriedensbruch begehen, meine Herren, und fordere Sie auf ...«

Erde polterte, ein Dackelgebiß schnappte — Gnatzke fuhr zurück. Er biß wütend zu — ein Dackel jaulte auf.

Aber ein Dackelhund ist kein Spitz. Das mußte auch Gnatzke erfahren. Hier kam nun Rachedurst zu Dackelzorn: schrecklich schaufelten die Hundepfoten, immer lichter wurde es um den armen Gnatzke. Er entschloß sich, die letzte Zuflucht aufzusuchen, den größeren Vorratsraum. Hier klemmte er sich murrend, fauchend und spuckend in die enge Röhre, bereit, sich bis aufs äußerste zu verteidigen. An Verhandeln dachte er nicht; denn erstens sah er wohl ein, daß man mit entschlossenen Dackelhunden nicht verhandeln kann, und zweitens kam nun zu Angst und Wut der Geiz ... Sein Getreide — mühsam gesammelt — sein alles, sein Heiligtum! Zornbebend verteidigte er sich mit scharfem Nagezahn.

Plötzlich aber packte ihn etwas Scharfes, unsagbar Starkes, quetschte ihn zusammen, drückte ihm den Atem aus ... »Quietsch!« machte Gnatzke noch. Dann war's zu Ende.

Der Förster gab den Toten lachend den Jungen, die Jungen trabten ab.

»Ei, sehen Sie doch,« sagte eine junge Radlerin zu ihrem Begleiter, »die Knaben haben ja dort lauter Meerschweinchen gefangen. Ich wußte gar nicht, daß es in der Altmark Meerschweinchen gibt.«

»Das sind keine Meerschweinchen, das sind Hamster,« belehrten die Knaben.

»Hamster? Ich dachte — Hamster wären Menschen, die — Lebensmittel einsammeln,« meinte das Fräulein erstaunt.

»Ja — von diesen Menschen haben die Feldhamster ihren Namen,« meinte der Förster, listig lächelnd.

Und schmunzelnd hielt er der Dame den toten Gnatzke hin.

Erwartung

Die Knospen stehn und schwellen,
Und du wächst mit,
Es rauschen tiefe Quellen
Bei jedem Schritt.

Es gehn die Gräser nieder
Vor meinem Gang,
Und Lächeln hebt sich wieder
Und blüht sich bang.

Und braune Wachteln schlagen,
Die Ferne weit —
Und du wirst hingetragen
In deine Zeit.

Ruth Schaumann

Der Blinde

Tag für Tag, ein Knäblein dir zur Seiten,
Seh' ich dich durch stille Gassen schreiten,
Matt dein Auge, tot des Lichtes Schimmer.
Und die Menschen sehn dich traurig an, und immer
Flüstern sie: „O Gott, wie reich wir sind!
Seht, o seht, der arme Mann ist blind."

Und du hörst es und bleibst unverdrossen,
Auf den Stab, den stummen Weggenossen,
Fest dich stützend, gehst du ohne Klage.
Doch um deinen Mund spielt eine Frage
Und ein Lächeln, weich wie Frühlingswind —
Sind wir wirklich sehend, bist du blind?

Du hörst Brunnen in der Tiefe rauschen,
Kannst den Tönen fremder Sphären lauschen,
Du siehst Sterne, die wir niemals sehen,
Du hörst Worte, die wir nicht verstehen,
Du fühlst Wonnen, die uns ferne sind,
Du bist sehend, du, und wir sind blind.

Deine Seele wurzelt nicht im Staube,
Dich erfüllt ein kindlich-froher Glaube,
Ein unnennbar süßes, seliges Ahnen,
Wo wir tasten, siehst du lichte Bahnen.
Dich umfängt ein Friede, leis und lind,
Du bist sehend, du, und wir sind blind.

Du gehst deinen Weg am sichern Stabe,
Und wir hasten wild nach Gold und Habe.
Lächelnd senkst du deinen Blick nach innen,
Und wir jagen mit gepeitschten Sinnen
Jäh dem Abgrund zu, im Schicksalswind.
Du bist sehend, du, und wir sind blind.

Du kehrst heim, wenn sich der Tag gewendet,
Wir sind pfadlos, wenn dein Ziel vollendet.
Und wir flehen: „Blinder, woll' uns führen
Zu der Wahrheit goldnen Himmelstüren,
Wenn im Dunkel wir verlassen sind!" —
Du bist sehend, du, und wir sind blind.

Heinrich Gutberlet

Das Weltbild Goethes und seine Lebensauffassung

Von Dr. A. Seidel (Berlin)

Wir werten unsern Goethe gewöhnlich nur als den größten Dichter aller Zeiten und vergessen darüber meist die Bedeutung, die er auch für andre Kulturgebiete gehabt hat. Ja, vom strahlenden Glanze seines Dichtertums geblendet, pflegt unser geistiges Auge für seine sonstigen Leistungen über Gebühr minder empfänglich zu sein. Seine wissenschaftlichen Arbeiten werden z. B. viel zu wenig beachtet, und seine Ansicht von der Welt und seine Lebensanschauung verdienten doch schon aus dem Grunde viel mehr Berücksichtigung, weil ihre Kenntnis für das Verständnis seiner dichterischen Arbeiten gar nicht zu entbehren ist.

Nun haben zwar in den letzten dreißig Jahren bereits Männer wie Harnack, Heynacher, Boucke, H. St. Chamberlain, Simmel, Bode, H. Schmidt-Jena Goethes Welt- und Lebensanschauung zu zeichnen versucht; wenn ich es hier von neuem versuche, so geschieht das einesteils, um diesen vortrefflichen Arbeiten mehr Widerhall zu schaffen, aber auch weil ich sie in manchen Punkten ergänzen und verbessern zu können glaube.

Es kann sich natürlich — schon aus räumlichen Gründen — hier nur darum handeln, was Goethe in den Jahren seiner reifen Vollendung über diese Fragen gedacht hat; die Phasen der Entwicklung, die ihn zu seiner Höhe gebracht haben, muß ich unbesprochen lassen. Wenn man aber all seine voll ausgegorenen Gedanken systematisch ordnet, so ist man — trotz aller Lücken und Widersprüche im einzelnen — doch sehr überrascht, wie abgerundet und in sich folgerichtig das Bild ist, das sich Goethe von der Welt gemacht hatte, und wie hochfliegend die Ideale sind, die er daraus für eine sinn- und planvolle Lebensführung ableitete. In beiden Punkten ist er seiner Zeit — auch den zeitgenössischen Philosophen — oft weit voraus, und vieles von dem, was er nur erst in ahnungsvollen Träumen gesehen hatte, ist inzwischen als haltbar erwiesen worden.

Der Grundzug der Goethischen Weltauffassung läßt sich am besten als Naturalismus bezeichnen. Wir verstehen darunter diejenige philosophische Richtung, welche die Natur als das Einzige, allein Seiende, Allumfassende betrachtet. wie schon die Stoiker und Epikur im Altertum, vor Goethe noch Giordano Bruno und Spinoza, nach ihm auch Feuerbach, Haeckel und viele andre getan haben. Wesentlich ist dabei, daß auch der Mensch, der Geist und alle seine »Schöpfungen« — also die gesamte Kultur — in diesen Begriff der Natur als miteingeschlossen gedacht werden. »Die Natur«, sagt Goethe, »ist alles.«

Für die Naturalisten kann es daher auch kein metaphysisches Jenseits geben, sowenig wie einen außernatürlichen Gott. Wenn sie den Gottesnamen, wie Goethe, überhaupt noch festhalten, so füllen sie ihn mit anderm Inhalt. So sagt Goethe in bewußter Anlehnung an Spinoza, Gott und Natur seien eins. Im Jahre 1786 schreibt er einmal an Jacobi: »So halte ich mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten (so!) Spinoza und überlasse euch alles, was Religion heißt.« In seiner Stellung zum Gottesproblem ist Goethe also »Pantheist« und nimmt damit der Gottesidee alles Tröstliche, was sie für den Menschen haben kann, da dieser doch von seinem Gott gerade Schutz und Hilfe gegen die Natur erwartet, während Goethe ausdrücklich anerkennt, wie wir später sehen werden, daß die Natur an eherne Gesetze gebunden ist. Der Pantheismus ist also im Grunde nur ein verschleierter Atheismus.

Folgerichtig müssen die Pantheisten auch das »Fortleben in einem besseren Jenseits« verneinen. Goethe äußerte nun zwar (zu Eckermann, 25. 2. 24): »Die Beschäftigung mit der Unsterblichkeit ist für vornehme Stände und für Frauenzimmer, die nichts zu tun haben. Ein tüchtiger Mensch, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt, und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser.« Daß aber diese Äußerung nicht dahin zu deuten ist, daß Goethe die Möglichkeit einer Unsterblichkeit überhaupt leugne, zeigt die Äußerung, der Mensch solle an Unsterblichkeit glauben, er habe dazu ein Recht, es sei seiner Natur gemäß, und er dürfe auf religiöse Zusagen bauen. Ja, Goethe geht so weit, Unsterblichkeit für jeden Tüchtigen als gerechte Belohnung seines Wirkens zu fordern, und hält, wie wir später sehen werden, ihre Erlangung nicht für ausgeschlossen.

Mit seinem Naturalismus macht also Goethe einen dicken Trennungsstrich zwischen sich und aller Religion; er entscheidet sich klar für die Wissenschaft.

Fragen wir uns, wie Goethe zu dieser ablehnenden Haltung gegenüber der Religion kommen konnte, so ergibt sich das ganz klar aus seiner angeborenen psychischen Einstellung, die durch zwei Dominanten völlig gekennzeichnet ist: auf dem Gebiet des Gefühls durch ein unbändiges Vertrauen zu den unbegrenzten Fähigkeiten der menschlichen Vernunft gegenüber der Natur, auf dem Gebiet des Denkens durch eine ebenso unbändige Abneigung gegen alles bloß passive Begreifen der Natur; sein Geist zwang ihn unwiderstehlich, aktiv zu gestalten, nicht bloß zu registrieren.

Hierbei müssen wir ein wenig verweilen.

Goethe ist in erster Linie Künstler, im weitesten Sinne also ein Geist, der in ungewöhnlich hohem Grade die Neigung besitzt, das ihm durch die Erfahrung Gegebene nach Idealen umzugestalten. Der bloß begreifende Mensch sieht zwei Gegenstände, Holz und ein Stück Eisen, untersucht beide auf ihre Eigenschaften und begnügt sich mit der Feststellung: das ist ein Stück Holz, und das ist ein Stück Eisen. Das schöpferische Denken fragt: »Was kann ich im Sinne meiner vernünftigen Zwecke aus dem Stück Holz und dem Stück Eisen machen?« und fügt beide zu der neuen Idee etwa eines »Messers« zusammen. In gewissem Grade besitzen und betätigen wir alle dieses schöpferische Denken, diese »Einbildungskraft«, wie wir es auch nennen, aber der Künstler besitzt es in besonders hohem Maße. Ist er ein Mann der Tat, so bleibt er nicht bei der geistigen Konzeption stehen, sondern sucht sie auch zu verwirklichen.

Dabei sieht er sich, wie jeder andre Mensch, vor die Frage gestellt, ob die Verwirklichung möglich sei oder nicht. Und hier scheiden sich die Geister. Die einen haben, wie Goethe, ein schrankenloses Vertrauen zur Fähigkeit der Vernunft, schlechthin alles zu vollbringen. Dabei ist er kein Phantast, sondern besitzt einen sehr gesunden Sinn für das Wirkliche. Andre schließen wenigstens einen Teil der denkbaren Möglichkeiten von vornherein von der Realisierbarkeit aus. Die dritte Gruppe erwartet von der Vernunft für ihre Hauptinteressen überhaupt so gut wie gar nichts und flüchtet daher zur Religion. Begreift es sich nicht, daß ein Mann wie Goethe mit seinem überstarken Selbstgefühl diesen Ausweg der sich der Natur gegenüber zu schwach Fühlenden verschmähen mußte?

Wie hoch Goethe die Macht der Vernunft schätzte, das hat er oft genug deutlich zum Ausdruck gebracht. Es wäre ein Fehler, anzunehmen, daß Goethe seine eigne gefestigte Ansicht ausspreche, wenn er Faust das vielberufene Wort vom Nichtswissenkönnen in den Mund legt. Das war nur eine Stufe in Fausts und Goethes Entwicklung. Goethes Auffassung entspricht vielmehr das spöttische Wort Mephistos zu dem Schüler: »Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft!«

Damit ist Goethes Grundeinstellung zu den Fragen der Welterkenntnis und der Lebenspraxis umrissen und erklärt. Er nahm also dem Erkenntnisproblem gegenüber eine rein wissenschaftliche Stellung ein; von »göttlicher Offenbarung« konnte er nach seiner ganzen Anlage nichts halten, sie scheidet für ihn als Erkenntnismittel vollkommen aus.

Als wissenschaftliche Erkenntnismittel gelten ihm in erster Linie sinnliche Erfahrung und Denken. Wie hoch er den Wert der Sinne schätzt, ergibt sich aus einem Brief an Seidel (1787), in dem er sagt: »Du mußt immer deine Meinung geringer halten als dein Auge.« Er behauptet sogar, die Sinne trögen nicht, wohl aber das Urteil, was nicht ganz klar ist. Vom Erkenntniswert der Ahnung hält er nichts, er definiert sie sehr treffend als »meistenteils unbewußte Erinnerungen glücklicher und unglücklicher Folgen, die wir an eignen oder fremden Handlungen erlebt haben«. Damit eilt er der Erkenntnis seiner Zeit weit voraus. Auch von der Phantasie will er nicht viel wissen, sofern sie nicht vernunftgebunden ist. Er sagt z. B. (1830) zu Eckermann: »Im Grunde ist ohne diese hohe Gabe ein wirklich großer Naturforscher gar nicht zu denken. Und zwar meine ich nicht eine Einbildungskraft, die ins Vage geht und sich Dinge imaginiert, die nicht existieren, sondern ich meine eine solche, die den wirklichen Boden der Erde nicht verläßt und mit dem Maßstab des Wirklichen und Erkannten zu geahnten, vermuteten Dingen schreitet. Da mag sie dann prüfen, ob denn dies Geahnte auch möglich sei und ob es nicht in Widerspruch mit andern bewußten Gesetzen komme. Eine solche Einbildungskraft setzt aber freilich einen weiten, ruhigen Kopf voraus, dem eine große Übersicht der lebendigen Welt und ihrer Gesetze zu Gebote steht.« Besser kann man das Wesen der genialen Intuition und der Hypothese auf wissenschaftlichem Boden nicht kennzeichnen. Die wilde Phantastik lehnt Goethe entschieden ab: »Das Ideale«, sagt er einmal, »ruht auf Pfeilern, die im Boden der Wirklichkeit gegründet sind; der Phantast schlägt seine Bogen in die Luft.« Das Gefühl läßt Goethe als Erkenntnismittel nur auf ethischem Gebiete gelten. »Gefühl«, sagt er wegwerfend, »habt ihr alle, aber keinen Geist.« Aber mit Bezug auf ethische Dinge steht er doch wohl auf Tassos Standpunkt, wenn er ihn sagen läßt: »Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an, was zu ergreifen ist und was zu fliehen.«

Was die Grenzen unsrer Erkenntnisfähigkeit anlangt, so ist Goethe äußerst hoffnungsvoll gestimmt. Dem Naturforscher Albrecht von Haller, der behauptet hatte: »Ins Innre der Natur bringt kein erschaffner Geist«, ruft er zu: »O du Philister! Ort für Ort sind wir im Innern. Natur hat weder Kern noch Schale, alles ist sie mit einem Male. Dich prüfe du nur allermeist, ob du Kern oder Schale heißt!« Im Gegensatz zu dem auch von Haeckel mit der Formel »Impavidi progrediamur« (Unerschrocken sollen wir vorwärtsschreiten) bekämpften »Ignorabimus« Du Bois-Reymonds meint Goethe mit Recht: »Es ist ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resigniere oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornierten Individuums.« Und weiter: »Läge die Welt anfang- und endlos vor uns,

unbegrenzt sei die Ferne, undurchdringlich die Nähe — es sei so, aber wie weit und wie tief des Menschen Geist in seine und ihre Geheimnisse zu dringen vermöge, werde nie bestimmt noch abgeschlossen!«

Positiv spricht Goethe diesen Gedanken folgendermaßen aus: »Die Natur — sie ist alles — hat kein Geheimnis, was sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stellt. Der Mensch ist als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt gesetzt und mit solchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbei das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Er scheint das Sensorium commune der Natur zu sein. Nicht jeder in gleichem Maße, obgleich alle vieles, sehr vieles gleichmäßig innewerden. Aber im höchsten, größten Menschen kommt die Natur sich selbst zum Bewußtsein, und sie empfindet und denkt, was zu allen Zeiten ist und geleistet wird.«

Aber eine Grenze unsrer Erkenntnisfähigkeit — oder besser gesagt: eine Voraussetzung für unbegrenzte Erkenntnismöglichkeit — erkennt Goethe doch an und erweist sich damit wiederum als genialer Vorläufer der modernen soziologischen Gedankengänge. Am 25. Februar 1798 schreibt er an Schiller: »Die Natur ist deswegen unergründlich, weil sie nicht ein Mensch begreifen kann, obgleich die ganze Menschheit sie wohl begreifen könnte. Weil aber die liebe Menschheit niemals beisammen ist, so hat die Natur gut Spiel, sich vor unsern Augen zu verstecken.« Das ist eine geniale Intuition, deren Richtigkeit erst in neuerer Zeit erwiesen worden ist.

Mit Hilfe dieser wissenschaftlichen Erkenntnismittel hat sich nun in Goethes Kopfe ein Weltbild dargestellt, das schon beherrscht ist von der modernen Idee, daß die Natur eins sei, und zwar ein harmonisches Ganzes.

»Jede Kreatur«, sagt er, »ist nur ein Ton, eine Schattierung einer großen Harmonie, die man auch im ganzen und großen studieren muß, sonst ist jedes Einzelne ein toter Buchstabe.« Das ist echt philosophischer Geist, der hier aus Goethe spricht. »Alle Wirkungen,« fährt er fort, »von welcher Art sie auch seien, die wir in der Erfahrung bemerken, hängen auf die stetigste Weise zusammen, gehen ineinander über; vom Ziegelstein, der dem Dach entstürzt, bis zum leuchtenden Geistesblick, der dir aufgeht, reihen sie sich aneinander. Wir versuchen es auszusprechen: zufällig, mechanisch, physisch, chemisch, organisch, psychisch, ethisch, religiös, genial. Es ist das Ewig-Eine, das sich vielfach offenbart.«

Als das Gemeinsame und Bleibende in der wechselnden Mannigfaltigkeit der Natur betrachtet Goethe die mit dem Geist zu einer Einheit verbundene Materie. »Die Materie«, sagt er, »kann nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existieren und wirksam sein. Wer vom Geiste handelt, muß die Natur, wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen oder im stillen mitverstehen.« Hier haben wir also schon ganz den Monismus Haeckelscher Prägung, d. h. den Grundsatz der Einheit von Materie und Energie, und seinen Substanzbegriff, der in der Einheit von Energie und Materie aufgeht. Beide, Materie und Geist, können nach Goethe je für sich gleiche Rechte fordern und deswegen »beide zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden«.

Und so versteht sich auch sein Ausspruch, daß »der Gedanke nicht vom Gedachten, der Wille nicht vom Bewegten« sich trennen lasse.

Die ganze Natur — und das ist eine kostbare Erkenntnis der Goethischen Genialität — ist also im Grunde nur ein getreues Abbild des Menschen, wie der Mensch ein getreues Abbild der Natur. Die Natur als Gott schuf den Menschen »nach ihrem Bilde«.

Mit Entschiedenheit wendet sich Goethe gegen das alte geozentrische Weltbild, das die Erde als den Mittelpunkt der Welt betrachtet, um den sich alles »drehe«. Dies kommt besonders in einer Äußerung Goethes zum Kanzler von Müller (1832) über Kopernikus zum Ausdruck. Er nennt seine Entdeckung »die größte, erhabenste, folgenreichste, die je der Mensch gemacht hat, wichtiger als die ganze Bibel«, eine Entdeckung, »die denjenigen, der sie annahm, zu einer bisher unbekannten, ja ungeahnten Denkfreiheit und Großheit der Gesinnungen berechtigte und aufforderte« (Geschichte der Farbenlehre).

Alles Geschehen in der Welt ist nach Goethes Anschauung an bestimmte Naturgesetze gebunden, wie er das in den Versen ausspricht:

Nach ewigen
ehernen
großen Gesetzen
müssen wir alle
unseres Daseins
Kreise vollenden.

Alle diese Gesetze stehen aber nach Goethes wie nach moderner Auffassung unter dem Zwange der Notwendigkeit, des Kausalitätsgesetzes. Die Notwendigkeit bezeichnet Goethe als »den Grund alles Daseins«.

Soviel über Goethes Weltbild, über seine Auffassung vom Wesen dessen, was von Natur existiert und geschieht. Ich wende mich nun zu Goethes Lebensauffassung.

Die Lebensauffassung eines Menschen besteht in der Antwort, die er sich auf die Frage gibt: Wozu lebe ich und wie muß ich daher mein Leben einrichten?

Die Antwort des Gottgläubigen ist ihm durch seine Voraussetzung vorgeschrieben und steht hier nicht zur Erörterung, da Goethe die gewöhnliche

und für den Menschen allein trostvolle Auffassung der Gottesidee für sich ablehnt. Für ihn ist die Natur »Gott«, und seine Antwort könnte daher folgerichtig nur die sein, daß er in Harmonie mit der Natur zu leben habe. Da er aber, wie wir gesehen haben, den höchsten Ausdruck des Wesens der Natur im vollkommensten Menschen erblickt, in dem sie »sich selbst zum Bewußtsein komme«, so ist es klar, daß Goethe den Zweck seines Lebens darin erkennen mußte, in reiner Harmonie mit sich selbst nach höchster Vollkommenheit zu streben.

Dazu gilt es aber, sich mit der Natur in Harmonie zu bringen, und das Mittel dazu ist die menschliche Vernunft, in der die Natur ihren letzten und wahrsten Ausdruck findet, und deren Macht wir als begrenzt zu betrachten nicht befugt sind.

»Ein jeder Mensch«, sagt Goethe, »sieht die fertige, geregelte Welt doch nur als ein Element an, woraus er sich eine besondere, ihm angemessene Welt zu erschaffen bemüht ist.« Diesen Satz nennt er eine »Grundwahrheit«. Zu dieser schöpferischen Aktivität des Lebens bekennt er sich auch in den schönen Worten: »Das ganze Weltwesen liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Gesteinsmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Ökonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist Element, ja, ich darf wohl sagen: auch alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns auf eine oder die andre Weise dargestellt haben.«

Der Zustand der Vollkommenheit, den Goethe als höchstes Ideal seines Strebens hinstellt, ist nach dem Vorhergehenden gekennzeichnet durch Harmonie des Ichs einerseits mit der Natur — einschließlich der andern Menschen — und mit sich selbst anderseits. Fraglos besteht diese Harmonie heute noch nicht, und fraglos ist dies die Quelle aller Leiden, unter denen die Menschheit annoch seufzt. Das Ich leidet in sich an dem unendlich häufigen und schmerzlichen Zwiespalt zwischen Einsicht und gefühlsmäßigem Trieb, und in seinem Verhältnis zur Natur an dem noch häufigeren und schmerzlicheren Konflikt seiner Bedürfnisse, Wünsche und Pläne mit dem gesetzmäßigen oder zufälligen Sein und Geschehen in seiner Umwelt. Die Aufgabe, zur Vollkommenheit zu gelangen, besteht also in der Beseitigung dieser beiden Disharmonien.

Wie kann dies nun geschehen? Wie können — um zunächst den ersten Konflikt zu erörtern — Einsicht und Gefühlstrieb zu vollkommener Harmonie gebracht werden? Soll man auf Nachdenken und Einsicht ganz verzichten und sich völlig von seinen Gefühlstrieben führen lassen? Dann wäre ja die Natur einen Irrweg gegangen, als sie in den höheren Tieren ein besonderes Organ für einsichtige Überlegung sich entwickeln ließ! Oder sollen wir unsre Gefühlstriebe völlig ersticken? Können wir denn das? Sind sie nicht auch ein Stück Natur? Soweit unsre Erfahrung reicht, vermögen wir nur eins: unsre Einsicht zu erweitern, zu vertiefen und damit ihren Einfluß zu verstärken. Aber was erreichen wir erfahrungsmäßig damit? Nur die ganz schwachen Triebe können wir allenfalls ganz unterdrücken; die stärkeren vermögen wir wohl etwas einzudämmen, aber die überstarken und stürmischen Affekte vergewaltigen einfach alle unsre Einsicht, indem sie es gar nicht zur Überlegung kommen lassen. Das Gefühl aber durch die bloße Kraft des »festen Willens« überwinden zu wollen, ist für den Psychologen eine leere Redensart. Höchstens könnte man versuchen — und damit berühren wir bereits das zweite Problem —, die Weltordnung so zu ändern, daß zwischen Gefühlstrieb und Einsicht keine Konflikte mehr entstehen können. Dem Gefühl künftig völlig die Oberhand zu lassen, würde aller bisherigen Entwicklung stracks ins Gesicht schlagen. Wie sind wir denn überhaupt zum Denken gekommen? Doch nur durch die immer wiederholte Erfahrung, daß das Gefühl uns in unzähligen Fällen täuscht und irreleitet. Das ist auch kein Wunder, wenn man bedenkt, daß nach den neuesten Forschungen Gefühl nichts ist als der ererbte und unbewußte Bodensatz der unvollständigen und oft irrigen Erfahrungen unsrer Vorfahren. Die Zukunft, wenn wir überhaupt eine haben, kann also nur der Einsicht gehören oder — wir müssen eben die Weltordnung ändern.

Die Weltordnung ändern bedeutet in diesem Sinne: die Natur so umgestalten, daß unsre Bedürfnisse, Triebe, Wünsche und Pläne in ihr kein Hindernis mehr finden. Können wir das? Die Optimisten unter den Wissenschaftlern sagen unter Hinweis auf die bisherigen Erfolge der wissenschaftlich begründeten Technik: ja, die Pessimisten: nein; ein durchschlagender Beweis für die eine oder die andre Ansicht ist bisher nicht erbracht worden, das Temperament des Einzelnen hat also noch freies Spiel. Die Pessimisten können zwar die Errungenschaften der Technik nicht leugnen, behaupten aber — nicht ohne starke Berechtigung —, daß jeder Gewinn an einer Stelle erfahrungsmäßig durch einen Verlust an einer andern ausgeglichen werde und der Stand der Dinge mithin für die Gesamtheit der Menschen immer derselbe bleibe. Ist dies »Kompensationsgesetz« richtig, so würden damit alle Hoffnungen der Menschheit als einer Gesamtheit über den Haufen geworfen, und nur der Einzelne könnte etwa erwarten, vom Zufall freundlicher behandelt zu werden als andre.

Welche Stellung hat nun Goethe zu all diesen Fragen eingenommen?

Zunächst muß man sagen, daß er sich diese Zusammenhänge wohl kaum je voll und klar vergegenwärtigt hat; sie sind erst Ergebnisse neueren Nachdenkens. Immerhin aber haben sie ihm sicherlich in genialer Intuition dämmernd vorgeschwebt. Was er als Produkt dieser ahnungsvollen Einsicht von sich gegeben hat, trägt denn auch den Stempel eines gewissen Schwankens.

Sein starkes Selbstvertrauen reißt ihn einerseits hin, das Höchste von der Kraft der Vernunft zu erwarten: »daß wir das ausführen können, was wir als recht und gut einsehen, daß wir wirklich Herren sind über die Mittel zu unsern Zwecken.« Aber auf der andern Seite bringt er doch in seinem gesunden Sinn für die Wirklichkeit immer und immer wieder darauf, nicht zu vergessen, daß wir in die Grenzen des wirklich Möglichen eingeschlossen sind. Unsre schöpferische Kraft, wenn sie schrankenlos wäre, könnte uns wohl nach Goethes Ansicht dahin tragen, daß der Mensch einst ein »Gott der Erde« genannt zu werden verdiente. Aber dann will er diesen Titel doch auch schon dem zuerkennen, der sich »vernünftige« Zwecke zur Vervollkommnung setzt und diese mit vernünftigen Mitteln zu verwirklichen sucht. Wer in diesem Sinne immer strebend sich bemüht, der kann »erlöst« werden.

Aber bis die gesamte Menschheit zu einer gewissen gemeinsamen Höhe gekommen ist, gilt für Goethe das Wort: »Auch der Geringste, wenn er ganz ist, kann glücklich und in seiner Art vollkommen sein.« Was er unter diesem »Ganzsein« versteht, das ist die gleichmäßige, harmonische Ausbildung aller Fähigkeiten des Einzelnen. »In einzelnen Naturen«, sagt er einmal, »tut sich gewöhnlich ein Übergewicht irgendeines Vermögens, einer Fähigkeit hervor; daraus entspringen Einseitigkeiten, indem der Mensch die Welt nur durch sich erkennt und also, naiv und anmaßlich, die Welt durch ihn und um seinetwillen aufgebaut glaubt. Daher kommt dann, daß er seine Hauptfähigkeiten an die Spitze des Ganzen setzt und, was an ihm des mindern sich findet, ganz und gar ableugnen und aus seiner Totalität ausstoßen möchte.«

Damit legt Goethe den Finger auf eine klaffende Wunde am Körper der Menschheit: die Einseitigkeit, die zur Engherzigkeit und Unduldsamkeit führt, und die sich heute — allem vermeintlichen »Fortschritt« zum Trotz — ganz besonders breitmacht und auch z. B. in unsrer neueren Pädagogik eine verhängnisvolle Rolle spielt. Der ganze Mensch soll entwickelt werden, nicht nur seine besonderen Anlagen!

Bei alledem ist aber für Goethe eins selbstverständlich und kommt daher nur selten zu besonderem Ausdruck: das ethische Moment, die Rücksicht auf die »andern«. Wenn er auch im Sinne seiner Hauptmaxime sagt: »Das Rechte ist das, was dir gemäß« ist, so versteht er das nicht in der Bedeutung des »bornierten«, uneingeschränkten Egoismus, den er »Egotismus« nennt und dem er den »edlen Egoismus« entgegensetzt. Die Maxime des ethischen Egoismus ist ihm die Forderung dessen für das Ich, was er jedem »Nicht-Ich« zuzugestehen geneigt ist. In den »Wanderjahren« sagt er einmal: »Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, vom Schicksal gegönnt ward, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern; er greife mit allen seinen Fertigkeiten so weit umher, als er zu reichen fähig ist; immer aber denke er dabei, wie er andre daran will teilnehmen lassen. Jede Art von Besitz soll der Mensch festhalten; er soll sich zum Mittelpunkt machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann; er muß Egoist sein, um nicht Egotist zu werden, zusammenhalten, damit er spenden könne.«

Damit kann auch der zufrieden sein, der etwa an Goethes theoretischem Atheismus Anstoß zu nehmen geneigt wäre. Wenn wir den Trost für das diesseitige Leben in Abzug bringen, den uns die religiöse Hoffnung auf ein Fortleben in einem besseren Jenseits bringen kann, so bleibt doch immer eins fest bestehen, das religiöse Sittengesetz, dessen Berechtigung nicht nur auf Glauben, sondern ebenso stark auf Wissen gegründet ist, und in dem sich beide vereinen.

Sinn des Lebens

Wir sind im All, hineingegeben,
Nicht wissend, wann, woher, wohin.
Ein Keim im Innern treibt sein Leben
Und fragt nach Zweck nicht oder Sinn.

Du setzest Grenzen nicht noch Schranken.
Winkt noch ein Tag? Du weißt es nicht.
Es prägt das Chaos der Gedanken
Sich nur zu Schemen und Gesicht.

Ein Spiel der Kräfte, die uns riefen,
Gibt nichts den Urzweck je uns kund.
Ein Leben läßt sich nur vertiefen,
Verlängern nicht um eine Stund'.

Robert Achenbach

Der gute Tod / Von Johanna Wolff

Der liebe Herrgott saß auf seinem goldenen Stuhl.

Er hatte lange fernhin gesehen, wo in unbegrenzten Weiten Zukünftiges klar und blank aus wesenlosem Dämmer heraufstieg. Jetzt hob er die Brauen ins Nahe zurück und sahe auf seine Füße.

Da standen vor ihm zwei Knirpse, Zwillingskinder der Menschen. Der noch im dunklen Mantel hinter ihnen stand, der Tod, hatte sie auf seinen Armen heraufgetragen und vor den goldenen Stuhl gestellt.

Und die Kleinen zitterten sehr.

»Warum zittert ihr?« fragte der Herrgott gütevoll.

»Wir sind bange.« Das Büble warf einen scheuen Blick über die Schulter.

»Vor dem da?« lächelte der Ewige. »War's denn nicht schön mit ihm?«

»Schön grad nicht,« kam die etwas beklommene Antwort.

»Es ist ein guter Tod. Er hat's wohlgemeint mit euch beiden.«

»Aber er ist hart!« rief das Maidi. Zutraulich geworden, zeigte sie dem Himmelsvater die Stelle, mit der sie auf dem Arm des Knochenmannes gesessen hatte. Eine richtige Druckstelle.

»Muß er so mager sein?« fragte das Brüderchen, den Tod mit dem kleinen Finger antippend. »Er sieht aus, als hätte er niemals satt zu essen gekriegt.« Und näher trat der kleine Mann dem Herrn der Welten, stützte die Hände auf des Ewigen Füße und befragte ihn weiter. »Darf er nicht von den schönen Äpfeln essen? Du hast so viele dort.«

»Und von den Kirschen da?« fügte Schwesterchen hinzu. »Oh, wie sie glänzen!«

Der liebe Herrgott sann ein Weilchen. Dann schaute er liebreich auf die Kinder nieder. »Gut, mag er essen, wenn's ihm schmeckt. Doch ihr müßt ihn führen, ihr beide. Mögt ihr ihn auch wieder anfassen?«

Getrost griff das Büble nach der knöchernen Hand: »Armer Tod, Augen hat er nicht, er sieht bloß durch die Löchlein!« und stieß Maidi an, die andre Hand des Gefürchteten zu erhaschen.

So führten die beiden den Tod in den schönen Himmelsgarten hinein, geleiteten ihn von einem Baum zum andern, und die Bäume wurden alle leer, so leer, als wären die Heuschrecken darüber hergefallen.

»Kannst du aber essen!« staunte der Knirps. »Du kannst dich unten für Geld sehen lassen. Da werden sie dir alle Hurra schreien, dein Bild kommt in die Zeitung, kriegst auch einen Preis und 'ne Masse Blumenkränze.«

»Blumenkränze bekomme ich auch so,« meinte der Tod, »Hurraschreien vertragen meine Nerven nicht, und für Bilder bin ich sowieso zu häßlich.«

Da aber klappte Maidi mit den Händen und rief: »Schau' doch, jetzt wirst du schön. Deine Arme haben Fleisch bekommen.«

»Und die Beine!« lachte Brüderchen. »Haben die schönen Himmelsäpfel dich nun satt gemacht?«

»Und die Kirschen, alle ohne Stein?« jubelte Schwesterchen.

»Ja,« sagte der Tod, »ich bin nun satt. Ich muß aufhören, sonst werde ich gar noch fett. Mir ist zumute, als könnte ich mir hier oben das Sterben ganz und gar abgewöhnen.«

»Aber von diesem Letzten mußt du noch ein bißchen kosten,« lockte die winzige Eva. Sie stand gerade vor dem Baum des Lebens.

»Von dem nicht,« sprach ernsthaft der Vielesser, »sonst verliere ich mein Gewerbe.«

Und sie traten wieder vor den Herrgott und riefen: »Sieh, der Magere ist jetzt satt geworden! Er hat Fleisch wie wir, er leuchtet, als wäre lauter Sonne in ihm.«

Der Ewige nickte sacht.

»Nun mußt du ihm noch Augen geben und ein goldenes Kleid, dann wird's ein schöner Tod, und werden die andern Kinder nicht mehr bange vor ihm sein.«

Das tat denn auch der liebe Gott. Er setzte tiefe Wunderaugen in die hohlen Löchlein, hob den Goldmantel von der eignen Schulter und legte ihn um die Hochgestalt, die anbetend das Knie vor ihm bog. Zuletzt sprach er noch einen neuen, unbeschreiblich wohlmachenden Sanfte-Segen und hieß die Kleinen den Tod zur Himmelspforte hinausgeleiten.

Mit Wonne kamen sie dem Geheiß nach. Als sie zurückkehrten, glänzten ihre Gesichtlein in dem klaren Lächeln seliger Genien.

Durch die Himmel aber klang's: »Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht durch Ängste; es ist ein guter Tod. Er hat Wunderaugen und trägt den Goldmantel des Ewigen.«



Wilddieb (Ölgemälde, 1921)

Der Maler und Graphiker Robert Hahn

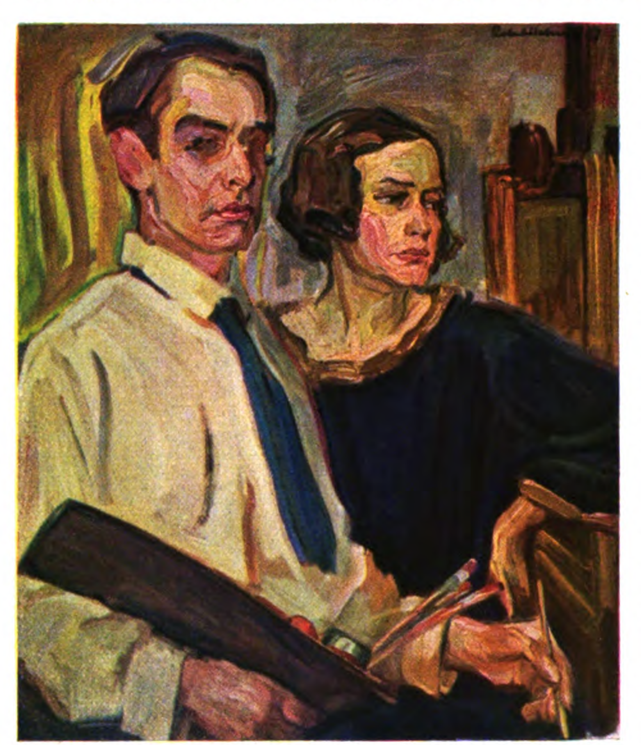
Von Prof. Dr. Hans W. Singer

Die einzige Art der Folter, die auch heute, im 20. Jahrhundert, noch in keinem Kulturstaat verboten ist, ist die des Sitzens. Ich meine nicht das Sitzen im »Kittchen«, sondern das Sitzen vorm Bildnismaler. Ich erinnere mich noch genau, wie ich als junger Student einmal meiner kunstbeflissenen Schwester als Kopfmodell gedient habe. Als ich nach etwa zwei Stunden, während derer ich die reine Memnonsäule gespielt hatte, ein einziges Mal wagte, mit der Wimper zu zucken, brach sie in die laute Wehklage aus: »Ja, Hans, wenn du egal herumschwirrst wie ein Eichhörnchen im Ventilator« (damals gab es das noch gelegentlich in Gasthäusern oben in der Wand), »wie soll ich dich denn da malen!«

Seitdem habe ich mich zum Sitzen nur die paar Male bequemt, wenn mich der Maler in einer schwachen Stunde antraf, da er mich mit der faustdicken Schmeichelei betümpeln zu können glaubte, es bestehe ein öffentliches Bedürfnis nach einem Bildnis von mir.

Der letzte unter den drei Schlauen war Robert Hahn, und siehe da! es kam ganz anders. Vor ihm durfte ich gelegentlich sitzen, aber nur um auszuruhen. Ansonsten mußte ich reden; viel reden; möglichst Witze. Und noch mehr mußte ich vom Maler selbst anhören; wieder Witze; meistens so'ne — na, lieber Leser, du weißt schon —, und ich durfte dabei frei herumlaufen. Wenn ich nur einigermaßen im Atelier blieb — das genügte.

Diese Wohltat nun übte der Bildnismaler Hahn aus, nicht aus lauter Menschenliebe; so ist er gar nicht. Sie vertritt oder verkörpert vielmehr einen künstlerischen Grundsatz bei ihm. Es kommt ihm auf die Lebendigkeit an. Und nicht nur auf die Lebendigkeit, die ein frisches Antlitz gegenüber dem gelangweilten, dem im stundenlangen »Bitte, recht freundlich!« erstarrten auszeichnet, sondern auf eine ganz besondere Lebendigkeit der Formensprache. Bei der ersten Zeichnung, die er von mir schuf, saß die Achse der einen Augenhöhle ziemlich abweichend von der der andern, und überhaupt mangelte dem Schädel die dingliche Symmetrie. Das wurde nun, auf meine Vorstellung hin, erheblich gemildert, aber dabei erfuhr ich die Grundlagen von des Malers künstlerischer Anschauung über das Bildnis. Um ein Bildnis vom Gesichtspunkt der Form aus lebendig zu erhalten, muß man den Kopf in seinen einzelnen Teilen erfassen und diese einzeln schildern. Das ist's, was das Künstlerauge von der willenlosen unkünstlerischen Linse des photographischen Apparates unterscheidet. Die einzelnen Teile werden, was die Grenzen ihres Umfangs angeht, durch die Schweite des ein-



Der Künstler und seine Frau

zelnen festen Blickes bestimmt. Wenn man auf die Entfernung, die der Maler gewöhnlich von seinem Modell innehält, ein Gesicht fest ansieht, so erfaßt das Auge ja auch nur einen verhältnismäßig kleinen Teil dieses Gesichts auf einmal. Selbst wenn man diesem Gesicht erst ins rechte, dann ins linke Auge sieht, muß man seinen eignen Augen einen Ruck geben, und es kommen dabei zwei getrennte Sehaufwände in Frage.

Auf diese unbestreitbare Tatsache stützt der Künstler seine Theorie in der Bildnismalerei. Es ist eine Theorie, die sich gewiß anhören läßt. Aber unleugbar auch werden die besten Werke ohne jedwede theoretische Überlegung geschaffen, und jene von Robert Hahn weisen immer eine Frische und Ursprünglichkeit auf, daß ich mich nicht der Ansicht enthalten kann, die Theorie sei schließlich etwas Nachträgliches bei seinem Schaffen. Hat er das Modell vor sich, so läßt er sich doch eben in erster Linie von dem Augeneindruck leiten und malt drauflos das, was er sieht, wie er es sieht. Meines Erachtens gibt das die einzig wahre Kunst. Die Theorie kann man ruhig nachhinken lassen.

Die Kunst der Malerei ruht auf zwei Säulen: auf der Farbe und auf dem Vortrag. Alles andre kommt erst in zweiter Linie und ist nichts spezifisch Malerisches. Das innere geistige Leben ist wohl eine Vorbedingung für den Maler, aber auch für jeden andern, der sich mitteilen will. Wer nichts Wertvolles innerlich erlebt, hat nichts mitzuteilen, und der mag schweigen, ob er sich Maler, Musiker, Schriftsteller oder sonst was heißt. Auch der Inhalt ist bis zu einem hohen Grade ganz Nebensache, denn Inhalt verbreiten, Tatsachen mitteilen kann man auf andre Weise viel besser und ausgiebiger als mittels der Ölmalerei. Anderseits kann man, was man empfindet, ebenso oder fast ebenso fesselnd darlegen in



Professor Max Feldbauer mit Modell



Professor Paul Büttner

(Stadtmuseum in Dresden)



In der Sommerfrische



Selbstbildnis, radierend (Positivradierung, 1925)

der Schilderung eines Waldsaums oder eines Ackerfeldes, wie in der einer großen Staatsaktion.

Bleiben also übrig, wie gesagt, die Farbe und der Vortrag.

Daß es eine Zeit und eine ganze Malerschule gegeben hat, die die Farbe als etwas Unwesentliches in der Ölmalerei angesehen hat, erscheint uns heute schier unbegreiflich. Schon seit mehr als zwei Generationen haben wir uns allgemein, bis in die Laienschichten hinein, wieder zu der gesunden Anschauung hindurchgearbeitet, daß sie der Ausgangspunkt für die Malerei ist. Eine mit Ölfarben ausgefüllte Zeichnung ist noch lange keine Malerei. Hingegen braucht uns an einer wirklichen Ölmalerei mehr oder minder mangelnde, ja sogar mangelhafte Zeichnung durchaus nicht immer bis zu dem Grade zu stören, daß das Werk uns dadurch ungenießbar gemacht worden wäre.

So klar jedoch wie gegenüber der Bedeutung der Farbe ist unsre Einstellung gegenüber der Bedeutung des Vortrags, der Technik also, bei weitem nicht. Noch heute kann man oft genug die verfehlte Gegenüberstellung von künstlerischem Gehalt und Technik eines Werkes lesen, wobei die Technik als etwas Äußerliches, Nebensächliches hingestellt wird. In Zeiten künstlerischen Zusammenbruchs, wie wir sie zu Beginn des vorigen und während des ersten Viertels unsers Jahrhunderts erlebt haben, wurde die Technik glattweg vernachlässigt und von den Künstlern als etwas Verächtliches in Bann getan. Ich möchte im Gegenteil sagen: die Technik ist der eigentliche Kernpunkt der Kunst.

Was ist die Malerei? Und wie wirkt der Maler eigentlich auf uns? Vergessen wir nicht, daß er ein Reproduzierender, ein Wiedergebender ist, und darin gleicht er einigermaßen dem Schauspieler. Für diesen ist der Dichter dasjenige, was für den Maler die Natur ist. Daß dieser die Natur tief empfinden und in sich aufnehmen muß wie jener die Dichtung, ist eine Selbstverständlichkeit, ist eine Voraussetzung, ohne die überhaupt weder vom Schauspieler noch vom Maler die Rede sein könnte. Ebenso klar ist es: je größer dieses Empfinden ist, je gewaltiger wird eben der Maler, der Schauspieler sein. Aber es ist durchaus nicht dieses Empfinden, das ihn zum Maler oder zum Schauspieler macht, sondern — seine Technik. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß kaum ein zweiter den Hamlet, den Tasso, den Eugene oder, um auf ein Schwestergebiet überzugehen, den Tristan im dritten Akt stärker zu empfinden vermag als ich. Wollte ich aber versuchen, meine Empfindung auf der Bühne wiederzugeben — ganz abgesehen von dem Gesanglichen —, so würde das natürlich kläglich ausfallen, denn mir gebricht es an der



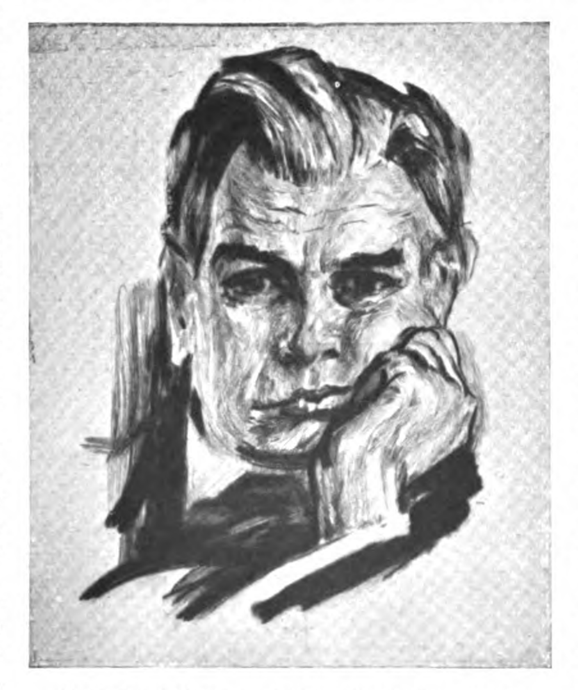
Prof. Rich. Dreher (Kaltnadelradierung, 1924)



Der Sonderling (Kaltnadelradierung, 1923)

Technik. Und so brächte ich auch kein Bild fertig. — Technik ist ebenso angeboren wie angeeignet. Was Technik beim Schauspieler ist, verstehen die meisten unter uns, und ein erlernter Tonfall, ein überlegtes Mienen- und Händespiel, ja manchmal ein einziger Schritt benimmt uns den Atem, weil er besondere Seelenstimmungen mit einer überwältigenden Suggestivkraft wiedergibt, wie wir Zuschauer selbst sie nie und nimmer auszudrücken vermocht hätten.

Die Technik des Malers besteht in der Weise, wie er mit dem Pinsel, dem Spachtel, dem Finger seine Farbe aufträgt. Nie darf er uns vergessen lassen, daß er, der Mensch, ein Einzelner, das aus Überlegung und freiem Willen getan hat. Nie muß das Ding aussehen, als wäre es bloß entstanden, wie das beim glatten Öldruck beinahe den Anschein hat. Der Meister wird die Natur nie faksimilieren wollen, da er in uns nur die Erinnerung an deren äußere Erscheinung wachrufen darf, die sodann von unsrer eignen Phantasie ausgebaut werden soll. Stets muß uns gegenwärtig bleiben, daß es seine durchgeistigte Willkür ist, die den Pinselstrich eben so und



Prof. Paul Büttner (Kaltnadelradierung, 1924)

nicht anders gestaltet hat, wie wir ihn sehen. Die schöpferische Tat besteht für den Künstler darin, daß er gerade nicht faksimiliert, sondern das, was er sieht, mit völlig andern Mitteln wiedergibt. Ganz grob ausgedrückt: Wenn der Maler auf einem Gemälde einen Pfosten durch einen geraden Strich wiedergibt, dann hat er kläglich nachgeahmt und etwas geleistet, worin ihn jeder Photograph überflügelt. Zieht er aber einen unregelmäßigen Strich so, daß dennoch die Wirkung eines völlig geraden Pfostens hervorgerufen wird, dann erst hat er etwas neu-geschaffen, dann hat er etwas Vorhandenes durch neue Mittel wiedergestaltet. Diese Technik hat ihm das Vorbild nicht an die Hand gegeben: die verdankt er seiner künstlerischen Einsicht, seiner Gestaltungskraft, sich selbst. Sie ist der wahre Kern seiner Leistung und beileibe nichts Nebensächliches.

Das hat die Malerei des Impressionismus als große Zeitschule eingesehen und daraufhin eine Gesamtleistung zuwege gebracht, derzufolge sie wohl auf ewige Zeiten als eine der allergrößten Epochen der Kunst gelten wird. Aber alle berühmten Maler der vorangehenden Zeiten haben den Grundsatz an sich auch schon bewußt oder unbewußt anerkannt, und in den Werken des Tizian, Velasquez, Rubens, Rembrandt, Watteau, Romney, Goya, vornehmlich in den reifen Werken ihres Alters, spricht sich die Technik in diesem Sinne als der ausschlaggebende Faktor aus.

Vermag nun ein Maler diese bewußte Technik noch einem weiteren künstlerischen Gedanken dienstbar zu machen, z. B. einem fein abgestimmten Farbenzusammenklang oder einem besonderen Grundsatz des Aufbaues oder der Flächenverteilung, so gehört er schon zu den ganz Großen.

Die Technik wandelt sich mit der Zeit. Was der einen Generation als hanebüchen aufgetragen vorkommt, regt die andre nicht im geringsten mehr auf. Da heißt es Kind seiner Zeit sein, diesmal nicht im Sinne der Berechnung, sondern des Gefühls, der wirklichen inneren Zusammengehörigkeit. Es gilt im Goethischen Sinne den Besten seiner Zeit genügen.

Schon aus unsern Abbildungen wird es dem Betrachter klar, daß sich Robert Hahns Künstlerschaft als echt und stark erweist, indem sie sich von selbst rein auf die Farbe und auf den Vortrag stützt. Ganz besonders hoch möchte ihm anzurechnen sein, daß er sich nicht von den vorübergehenden Irrungen des Tages hat verleiten lassen, daß er aber ebensowenig in der Vergangenheit steckengeblieben ist. Der Vortrag, die Technik in seinen Schöpfungen spielt gerade die Rolle, die ihr nach dem Empfinden unsrer Besten vom heutigen Tage zusteht.

Dieses Verständnis für den Vortrag entspringt dem Verständnis für das Material, mit dem man arbeitet, und das bewährt sich gleichfalls, wenn Hahn graphisch arbeitet.

Die Graphik, das Schwarzweiß, ist an und



Granatenpreßwerk (Bes. Sachsenwerk)



Das Striegler-Quartett (Stadtmuseum in Dresden)

für sich eine viel höher stehende Kunst als die Ölmalerei, weil darin die Neuschöpfung weit mehr ins Gewicht fällt. In der Natur gewahren wir nur Flächen, und der Ölmaler malt ja ebenfalls flächig: insofern ahmt er also nach. Der Graphiker aber — von Ausnahmen, die uns hier nicht berühren, abgesehen — arbeitet nur mit Linien. Kein einziger dieser Striche wird ihm von der Natur vorgezeichnet (die den Strich gar nicht, höchstens die Umgrenzung kennt); jeden einzelnen muß er erfinden, neu schaffen! Er sieht runde Wolkenballen oder gar das klare Himmelsblau, die glatte, zarte Wange eines jungen Mädchens, die Fleckenmasse eines sonnendurchleuchteten Waldes vor sich und muß sich nun klar werden, mittels welcher Striche er den Eindruck dieser Dinge im Beschauer heraufbeschwören kann. Da gibt es kein Nachahmen, und gerade hierbei, um auf das vorige Beispiel zurückzukommen, bäckt jener am ehesten Schliff, der versuchen wollte, das Gerade möglichst durch gerade Striche, das Runde durch runde wiederzugeben. Die Schwarz-



Aus »Tanz« Bl. I, »Auftakt«
(Kaltnadelradierung, 1923)

weißlinie besitzt eine geradezu erstaunliche Andeutungskraft, und die künstlerische Tat des großen Graphikers besteht darin, daß er diese Andeutungskraft bis aufs äußerste ausnützt. Er wird seine Linie so sparsam wie nur irgend möglich verwenden, einem jeden Strich aber das Größtdenkbare an Ausdruck verleihen.

Die begleitenden Abbildungen bezeugen auch hierin die große Meisterschaft unsers Künstlers. Auf dem Frauenbildnis und auf dem des nachdenklichen Alten mit der rechten Hand am Haupt könnte man zur Not die Anzahl der einzelnen Linien feststellen, so wenige sind es. Aber die Unmittelbarkeit und die Kraft der Wirkung sind erstaunlich. Wäre es etwa irgendeinem Maler möglich, die Lebendigkeit des Ausdrucks bei dem Alten zu übertrumpfen? Und dabei stünde dem Maler doch die Farbe zu Gebote, die für uns Betrachter ja eigentlich erst der wirkliche Grundpfeiler der Naturähnlichkeit ist, und auf die unser Künstler im vorliegenden Falle Verzicht leisten mußte. Das ist wiederum geistvolle, hochkultivierte Technik. Und wiederum wird sie in den Dienst weiterer künstlerischer Gedanken gestellt. Diese und die Wiedergabe der andern Kaltnadelarbeiten zeigen, wie feinsinnig der Künstler sich auf die Eigenart dieser besonderen Technik, auf den sogenannten »Grat«, versteht. Der »Grat« bietet im endgültigen Druck eine wundervolle, samtene Schwärze, die ihren eignen Reiz besitzt, ganz abgesehen von Inhalt, Zeichnung und Linienführung der Radierung. Man könnte ihn mit dem Schmelz einer schönen Stimme vergleichen. Der wirkt, auch wenn der betreffende Sänger sonst gar nicht gut singen sollte. Die Gratwirkung richtig beherrschen kann aber nur jemand, der sich ganz auf das Handwerkszeug, mit dem er arbeitet, versteht. Wie sehr das der Fall bei Hahn ist, erkennt ein jeder beim ersten Blick auf diese Kaltnadelblätter und auf die geätzte Radierung »Kirschbäume im Spätherbst«.

Es ist übrigens gut, daß unser Künstler, durch solcherlei Arbeiten sein Können in den altüberlieferten Verfahren über allen Zweifeln bewiesen hat, denn er ist auf diesem Gebiet unter die Erfinder gegangen. Den Erfindern auf dem Gebiet der Graphik jedoch bringen wir in der Regel Mißtrauen entgegen. Es sind meist Leutchen, die nicht die rechte Ausdauer oder überhaupt nicht den richtigen Geist besitzen, um auf klassischen Pfaden zum Ziel zu gelangen. So versuchen sie denn den Weg durch allerlei kleine Tricks und nichtige Mätzchen zu kürzen. Hahn bildet die Ausnahme mit seinem patentierten Positivverfahren, auf das mit ein paar Worten eingegangen werden muß. Auf Seite 204 ist eins seiner nach diesem Verfahren hergestellten Blätter abgebildet, und kaum ein Laie wird merken, daß es irgendwie von den andern Radierungen absticht. Gerade das ist sein Vorzug. Es will



Aus »Tanz« Bl. VII, Lento affettuoso
(Kaltnadelradierung, 1923)



Frauenbildnis mit großem Hut (Kaltnadelradierung, 1923)

nicht das so oft angekündigte Allheilmittel sein, das die sämtlichen bisherigen Leistungen in den Schatten stellt, oder das die Kunst erleichtert und womöglich einen jeden sein eigner Radierer werden läßt. Es sucht überhaupt nicht das Künstlerische am Radieren umzugestalten. Es läßt dies vielmehr ganz unberührt und will nur dem ausübenden Künstler insofern dienen, als es einige Hindernisse, die rein äußerlich sind und mit dem künstlerisch Wesentlichen so gut wie nichts zu tun haben, beseitigt.

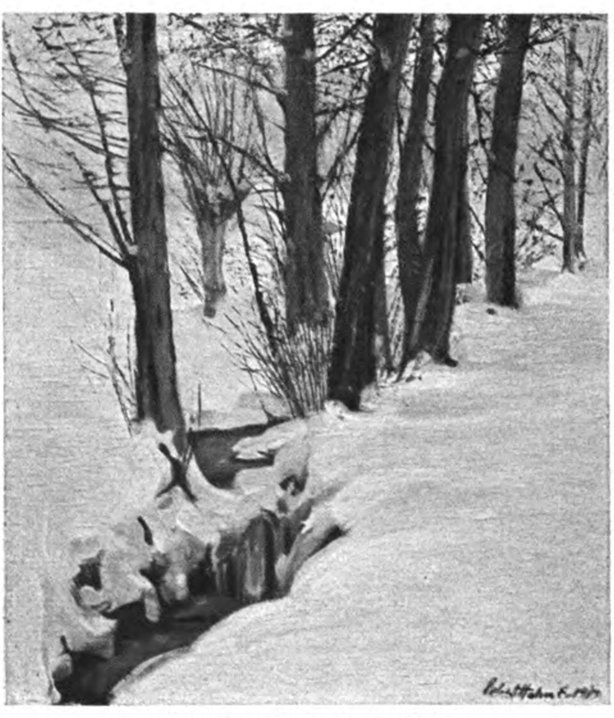
Eine Radierung entsteht bekanntlich so, daß eine polierte Kupferplatte zunächst mit einem wachshaltigen »Grund« überzogen wird, der der Ätzsäure widersteht. Dieser »Grund« ist durchsichtig und wird durch eine rußende Fackel geschwärzt. Durch diesen »Grund« zeichnet der Künstler die Striche seiner Radierung. Die Nadel legt bloß das Kupfer frei, und die eigentlichen Furchen, die nachher die Druckerschwärze halten (und die Linien auf dem Papier hergeben), werden durch die Säure in die Platte gefressen.



Kirschbäume im Spätherbst (Radierung, 1918)

Nun leuchten die Striche beim Radieren rot (bei der Kupferplatte; bei der Zinkplatte sogar weiß), also hell aus dem dunklen, geschwärzten Grund heraus. Wir sind aber gewöhnt, schwarz (Bleistift, Kreide, Tinte) auf weiß (Papier) zu stricheln, und das Umgekehrte stört uns zunächst erheblich. Nicht nur weil es umgekehrt ist, noch mehr, weil ein heller, zumal glänzender Strich anders (meist breiter, je nachdem das

Licht auf die Platte fällt) wirkt als der schwarze auf der Papierzeichnung. Nun haben alle großen Radierer bisher diese Schwierigkeit bemeistert, aber es steht unleugbar fest, daß keiner vorher ganz genau wußte, wie sein Blatt aussehen würde, nachdem es einmal geätzt und gedruckt worden war. Daher das Wesen oder Unwesen der vielen »unvollendeten Probedrucke«, und daher auch von alters her die vielen Versuche, diese Schwierigkeit zu beseitigen. Kein einziger der beregten Versuche kann als wirklich geglückt gelten, während es so scheint, als ob Hahns Verfahren die Frage tatsächlich gelöst habe. Das verdankt es dem Umstand, daß der Künstler von der alten Radiertechnik, die sich eben nicht zu einem Positivverfahren umgestalten ließ, in einem wesentlichen Punkt, nämlich in der Beschaffenheit des Werkzeuges, abwich und so den Pfad zum Ziel eröffnete. Dieses Verfahren bietet dem ausübenden Künstler noch manche andre langersehnte Vorteile, die aber zu fachmännischer Natur sind, als daß sie hier erörtert zu werden brauchten.


Winterlandschaft (Privatbesitz)

Die Erfindung deutet darauf hin, daß Robert Hahn eine ganz andre Art von Kopf ist als die übrigen Künstlererfinder; hat er sich doch auch auf anderm Gebiet darin bewährt. Manche meiner Leser und Leserinnen werden eine besondere Reklame angestaunt haben, z. B. die der bekannten Elida-Firma. Man sieht in Parfümerie- und ähnlichen Läden einen Rahmen, der eine glatte silberne oder goldige Fläche umfaßt. Auf einmal verändert sich allmählich die Fläche, bis man den »Sei-schön-mit-Elida-Kopf« in scharfem Relief sieht. Nach und nach verschwindet der Kopf, und die glatte Fläche ist wieder da. Sodann: Man sieht im Schaufenster einen kleinen zweiteiligen Wandschirm aufgestellt. Auf der einen Seite befindet sich ein Bild, auf der andern, im rechten Winkel dazu stehend, ein gewöhnlicher Spiegel. In diesem jedoch spiegelt sich erstaunlicherweise nicht das Bild, sondern man gewahrt etwas ganz andres darin: im Bild vielleicht einen blonden Mädchenkopf, im Spiegel einen grauköpfigen Neger.

Diese beiden Reklameneuigkeiten sind Erfindungen unsers Künstlers. Noch zwei weitere, womöglich noch wirkungsvollere, stehen kurz vor der Ausgabe. Das sind so Arbeiten, mit denen ein Künstler sich heutzutage über die schlechten Zeiten hinweghelfen muß. Diejenigen von Hahn stehen wenigstens in engstem Zusammenhang mit seiner Künstlerschaft, denn er modelliert, prägt, malt und zeichnet natürlich alles selber. Andre in unsrer Mitte müssen ja leider weit mehr abliegende Wege betreten, um sich überhaupt noch für die Kunst auf späterhin erhalten zu können.

Am Wege nach Jerusalem / Von Grete von Urbanitzky

Am Wege nach Jerusalem
Stand steil ein Terebinthenbaum.
Der Sterne weißes Diadem
War seines Wipfels sel'ger Traum.
Dem war so wunderbar geschehen,
Als ihm das Paar vorüberzog,
Daß er in schauerndem Verstehen
Tief seinen Stamm herniederbog

Und grüßte fromm, den traumverschenkt
Maria still vorübertrug,
Und blieb, die Äste tief gesenkt,
Als längst vorüber war der Zug.
So steht er starr und unverdorrt
Der Erde und dem Himmel nah
Und blühet nach Marias Wort,
Seit ihm so selig einst geschah.

Die Staatsbürgerin im neuen Deutschland

Von Else Frobenius

Im neuen deutschen Volksstaat wurden den Frauen als stimmberechtigten und mitverantwortlichen Staatsbürgerinnen eine Reihe von Berufen und Ämtern zugänglich, die früher einzig den Männern vorbehalten waren oder erst neu geschaffen wurden. Sie haben darin bereits eine vielseitige Wirksamkeit entfaltet, die sich weniger an die laute Öffentlichkeit wendet als in der Stille schafft und so umfassend ist, daß es eines besonderen Heftes bedürfte, wenn man sie in ihren Einzelheiten zeichnen wollte. Daher seien hier nur einige Streiflichter auf die Arbeitsgebiete geworfen, die den Frauen im deutschen Volksstaat neu erschlossen sind.

Der nach außen hin wirkungsvollste und von den Frauen des Auslandes am meisten beachtete Schritt ist der Eintritt der deutschen Frau in die Parlamente, in den Reichstag, die Landtage. Dort spielt sie bereits eine klar umrissene Rolle. Die großen Reden im Plenum bleiben allerdings den Männern überlassen, denn bei dem Getöse, das in unsern Parlamenten zu herrschen pflegt, vermag die Stimme einer Frau kaum durchzudringen. In der großen Politik treten die Frauen gleichfalls nur selten in die Erscheinung. Doch hat man bald erkannt, daß sie tüchtige und zuverlässige Mitarbeiterinnen in den parlamentarischen Ausschüssen sind, und dort ward ihnen manch wichtiger Posten anvertraut, besonders in Wohlfahrts- und Erziehungsfragen.

Einige besonders markante Erscheinungen seien hier hervorgehoben.

Wenn wir im Deutschen Reichstage von rechts nach links gehen, so fällt uns unter den Deutschnationalen Paula Müller-Otfried auf, die langjährige Führerin des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes. Sie vereinigt ein hohes sittliches Pathos mit warmer Beredsamkeit. Seit Jahren schon ist sie in Sittlichkeitsfragen tätig; Schutz der Frauen und Kinder ist das Gebiet, für das sie bei jeder Gelegenheit mit der ganzen Wärme ihrer durchgeistigten Persönlichkeit eintritt. Sie ist Mitglied des Deutsch-Evangelischen Kirchenausschusses, des zusammenfassenden Organs des Deutsch-Evangelischen Kirchenbundes.

Neben ihr steht Dr. h. c. Margarete Behm, »Muttel Behm« genannt, eine der volkstümlichsten Erscheinungen im Reichstage. Goldechter Humor vereint sich in ihr mit derber Schlagkraft der Rede. Ihre Vorträge sind großzügig, schlicht, für jedermann verständlich. Wie kaum eine zweite Parlamentarierin vermag sie es, eine Menge von ungeschulten Hörern mit fortzureißen. Ihrer unermüdlichen Arbeit ist es zu verdanken, daß das Gesetz zum Schutz der Heimarbeit durchgesetzt wurde. Auch Maria Schott ist Leiterin einer großen Frauenorganisation, des Reichsverbandes der Beamtinnen und Fachlehrerinnen in Haus-, Garten- und Landwirtschaft. Sie wurde 1919 in Weimar in den Landtag für Sachsen-Weimar-Eisenach gewählt, wo sie im Siedlungsausschuß wichtige Arbeit leistete. 1923 rückte sie in den Reichstag ein, wo sie in den Ausschüssen für Liquidationsschäden, Kriegsbeschädigte, Bildungswesen, Jugendschutz, Sozialpolitik, Bevölkerungspolitik und im Hauptausschuß beim Etat des Ernährungsministeriums mitarbeitet. Hier verwendet sie sich hauptsächlich für hauswirtschaftliche Dinge; auf ihren Antrag wurden im vorigen Jahre zum erstenmal im Etat Mittel für hauswirtschaftliche Forschungszwecke bewilligt. Sie gehört zu den Vorkämpferinnen für das weibliche Pflichtfortbildungsjahr. Hausfrauliche und auch landwirtschaftliche Fraueninteressen finden in ihr eine tatbereite Vertreterin.

Die Deutsche Volkspartei wählte Frau Clara Mende in den Reichstag, die ehemalige Führerin der nationalliberalen Frauen.



Aufn. Becker & Maaß, Berlin

Frau Dr. Marie Elisabeth Lüders, M. d. R.



Stadträtin Clara Weyl (Berlin)

Sie ist vielleicht die politischste Frau im Reichstage. Durch langjährigen Aufenthalt im Auslande wurde ihr Sinn für außenpolitische Zusammenhänge erschlossen. Als geistvolle Rednerin zieht sie scharfe und klare politische Linien. Auf Beschluß des Reichsrats wurde sie in den Ausschuß für Typisierung von Wohnbauten, der dem Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit angehört, berufen. Frau Mende ist seit 1922 Vorsitzende des Deutschen Frauenausschusses zur Bekämpfung der Schuldlüge und sucht auch im Auslande aufklärend zu wirken. Ihre Parteigenossin Dr. Elsa Matz, eine frische, tatkräftige Natur, hat die Kleinrentnerfrage zum Sondergebiet erwählt und zahlreiche Vorträge darüber gehalten. Auf Frauenkongressen ist sie häufig für soziale Fragen eingetreten und findet in allgemeinen Frauenfragen stets die einigende Linie zu den Frauen andrer Parteien.

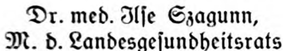
Unter den Frauen des Zentrums sei Ministerialrat Helene Weber hervorgehoben, zuerst Mitglied des Preußischen Landtages, später des Reichstages. Eine Sprecherin von glänzender Beredsamkeit, die großzügig politische Probleme aufrollt und dabei doch stets mit Wärme den Frauenstandpunkt wahrt. Als Rheinländerin beschäftigt sie sich vornehmlich mit Westfragen. Neben schlagender Dialektik verfügt sie über einen köstlichen Humor, der ihr stets die Überlegenheit sichert. Christine Teusch hat wichtige Ämter in der katholischen Gewerkschaftsbewegung bekleidet. Auch ihr, wie mancher Frau des Zentrums, eignet eine gewisse Plastik der Rede, die wohl auf die gute Schulung der Partei zurückzuführen ist.

Die demokratische Reichstagsabgeordnete Dr. Gertrud Bäumer war jahrelang Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine, dessen zweiten Vorsitz sie noch heute bekleidet. In diesem Amt unterhält sie wichtige Beziehungen zum Internationalen Frauenweltbund, und ihr Name ist im Ausland weit bekannt. Ein großer Kreis von Frauen sieht in ihr die geistige Führerin. Sie ist der Idealtypus der deutschen Akademikerin. Umfassendes soziales, philosophisches und ästhetisches Wissen, begeisterte Teilnahme an den Aufgaben der Frau bilden die Grundlage ihres weitverzweigten Wirkens. Sie überträgt jeden Wert ins Geistige und ist diejenige, die die Prägung neuen Frauentums in der Zeitschrift »Die Frau« unermüdlich verkündet. Sie bringt sie auf die schon von Fröbel gefundene Formel »durchgeistigte Mütterlichkeit«. In den sozialen Frauenschulen, deren eine von Dr. Alice Salomon in Berlin in engem Zusammenwirken mit Gertrud Bäumer begründet wurde und deren andre sie selbst in Hamburg



Frau Clara Mende, M. d. R.





Dr. med. Ilse Szagunn,
M. d. Landesgesundheitsrats



Reg.-R.
Dr. jur. Anna Mayer
Preuß.
Wohlfahrtsministerium



Frau Maria Schott,
M. d. R.

aufbaute, sucht man diesen Begriff in der weiblichen Jugend heranzubilden. Er ist das Leitmotiv des Bundes Deutscher Frauenvereine.

Als leidenschaftliche Frauenrechtlerin steht neben Gertrud Bäumer Dr. *Marie Elisabeth Lüders*, gleichfalls Demokratin. Ihre Rede ist voll durchdringenden Verstandes, geistsprühend, oft scharf. Sie ist eine Kämpfernatur, die jäh aufflammen kann und stets belebend und aufrüttelnd wirkt.

Unter den sozialdemokratischen Frauen sei die Reichstagsabgeordnete *Marie Juchacz* genannt, die Vorsitzende des Hauptausschusses für Arbeiterwohlfahrt. Auch sie kommt von der Gewerkschaftsbewegung; auch ihr liegt die soziale Arbeit und der Schutz der Jugend am Herzen. In Fragen zum Schutz der Frauen und Kinder bilden die Frauen aller Parteien eine geschlossene Phalanx. Das Menschliche überwindet dann die Gegensätze politischer Anschauungen. Mancher Gesetzentwurf wurde bereits von den Frauen aller Fronten gestützt.

In den *Landtagen* haben die Frauen oft noch mehr Gelegenheit, in den Gang der Geschehnisse einzugreifen, als im Reichstage, da sie dort verhältnismäßig stärker vertreten sind. In Preußen, Sachsen, Thüringen, Bayern, Württemberg und den andern deutschen Ländern sitzen sie überall in den Landesparlamenten. Auch hier sind es die bewährten Führerinnen von Frauenorganisationen, die das Gewicht ihrer Persönlichkeit in die Wagschale werfen, wo es gilt, sittliche und soziale Schäden zu bekämpfen, den Schutz von Frauen und Kindern sicherzustellen.

Ich nenne nur aus dem Preußischen Landtage Dr. theol. Magdalene von Tiling, führende Pädagogin in der evangelischen Frauenbewegung und großzügige Rednerin; Annagrete Lehmann, die politische Sprecherin der Deutschnationalen Volkspartei; die Ostpreußin Annie von Kulesza, Vorsitzende des Verbandes der Volksschullehrerinnen; die Nordmärkerin Jane Voigt, die mit besonderem Nachdruck für Grenz- und Minderheitsfragen eintritt; Martha Dönhoff, die Vorsitzende des Rheinisch-Westfälischen Frauenbundes; Frau Heßberger, eine der Führerinnen des Katholischen Frauenbundes, und Luise Kähler, die Vorsitzende des Zentralverbandes der Hausangestellten Deutschlands.

In den *Gemeindeverwaltungen* wurden der Frau gleichfalls neue Arbeitsgebiete erschlossen. Sie ist Stadträtin, Stadt- und Bezirksverordnete. Hier kann sie sich praktisch in ausgiebiger Weise betätigen. Die Erkenntnis, daß Jugend-, Wohlfahrts-, Wohnungs- und Schulfragen von ihr persönlicher und liebevoller bearbeitet werden als von manchem Manne, und daß die amtliche Fürsorge oft erst unter ihren Händen zur »Menschenpflege« wird, hat sich bereits allerorten durchgesetzt. Auch die Krankenpflege, Gartenbau- und Kunstfragen werden ihr in den städtischen Deputationen oft anvertraut. Bekanntlich steht das Jugendwohlfahrtsamt der Stadt Berlin unter der Leitung der sozialdemokratischen Stadträtin Frau *Clara Weyl*. Die zahlreichen Jugendwohlfahrtseinrichtungen: Krippen, Horte, Spielplätze, Erholungsheime, die in den letzten Jahren in der Nähe der Reichshauptstadt zugunsten der notleidenden Bevölkerung errichtet wurden, verdanken ihre Entstehung mit ihrer Anregung. Auch in Köln steht die Jugendwohlfahrt unter Leitung einer Frau, die den Titel Stadtdirektor führt. Frau *Krauß* hat mit ihrer praktischen Tatkraft schon manch neuen Gedanken verwirklicht und ist unablässig um die Besserung der Lage der arbeitenden Schichten bemüht.

Neben den Wahlämtern nehmen die Frauen auch eine Reihe von staatlichen Ämtern im *höheren Verwaltungsdienst* ein, in die

sie durch behördliche Ernennung — allerdings häufig durch den Einfluß ihrer politischen Partei — gelangt sind. Dr. Bäumer bearbeitet als Ministerialrätin im Reichsministerium des Inneren Jugend- und Erziehungsfragen. Neben ihr stehen zwei Regierungsrätinnen, deren eine der Film-Prüfstelle angegliedert ist. Im Reichsarbeitsministerium ist Dr. Hirschfeld als Ministerialrätin tätig, außerdem eine Oberregierungsrätin und drei Regierungsrätinnen. Vier Frauen bekleiden gehobene Posten im Reichswirtschaftsministerium, zwei im Reichsministerium der Finanzen, eine im Reichspostministerium. Das Landwirtschaftsministerium beschäftigt sechs Frauen in gehobenen Posten und zehn technische Hilfsarbeiterinnen.

Von den preußischen Ministerien hat das Kultusministerium eine Ministerialrätin Frau Heinemann und eine Oberregierungsrätin eingestellt. Im Handelsministerium sind Regierungsrätinnen im Gewerbeaufsichtsdienst und der Gewerbeschulverwaltung tätig. Fünf Frauen nehmen in den Provinzialschulkollegien den Rang von Oberschulrätinnen ein. Im Preußischen Finanzministerium gibt es vierundzwanzig weibliche Beamte in gehobenen Stellungen. Im Wohlfahrtsministerium bekleidet Helene Weber den Rang einer Ministerialrätin für soziale und Frauenfragen. Ihrer Oberaufsicht untersteht im besonderen die Wohlfahrtsarbeit der weiblichen Beamten im besetzten Gebiet. Neben ihr wirkt auf dem Gebiet der Jugendpflege Regierungsrat Dr. jur. Anna Mayer, die hier besonders erwähnt sei, weil sie gleichzeitig das Amt einer Stadtverordneten in Berlin bekleidet und im Verein für Einzelvormundschaft jahrelang bahnbrechend zum Schutze der Jugend gewirkt hat. Auch sie ist eine vorzügliche Rednerin, die klaren Gedankenaufbau mit volkstümlicher Wärme des Vortrags zu vereinigen weiß. Weibliche Regierungsräte wurden von Preußen in Münster, Köln, Liegnitz, Trier usw. eingesetzt. Auch in Sachsen, Württemberg, Baden, Thüringen stehen Frauen im höheren Verwaltungsdienst. Vor allem sind es Nationalökonominnen mit abgeschlossenem Universitätsstudium.

Für die Juristinnen wurde durch die Schöffenklausel das letzte Hindernis zur Einstellung in den Justizdienst beseitigt. Damit ist der Artikel 109 der Reichsgesetzgebung theoretisch bis auf den letzten Punkt durchgeführt. Tatsächlich stellen jedoch die Regierungen nur selten Referendarinnen ein, da ein Überfluß an Männern zur Verfügung steht.



Ministerialrat Dr. Gertrud Bäumer, M. d. R.
Reichsministerium des Innern

Eine wesentliche Aufgabe, die die Frauen in dem neuen Deutschland leisten, besteht in der Berufsberatung. In der Reichsarbeitsverwaltung ist Regierungsrat Dr. Käthe Gaebel darin tätig. Sie leitet gleichzeitig das Frauenberufsamt des Bundes Deutscher Frauenvereine, stellt Berufsstatistiken auf und wirkt vorbildlich für den Ausbau der Berufsberatung in Deutschland.

Neben diesen mehr oder weniger in politischen Zusammenhängen wirkenden Frauen steht die große Zahl der Sozialbeamtinnen, die zur Verwirklichung der neuen Wohlfahrtsgesetzgebung eingestellt werden mußten. Da sind Bezirksfürsorgerinnen, die von den Bezirkswohlfahrtsämtern angestellt werden, Jugend- und Säuglingspflegerinnen. Der Bedarf an Sozialarbeiterinnen steigt noch immer. Ihm entspricht eine Vermehrung der sozialen Frauenschulen und der Lehrkräfte für diese. Die konfessionelle Wohlfahrtspflege, die mit der amtlichen Hand in Hand arbeitet, hat durch die Wohlfahrtsgesetzgebung neue Antriebe erhalten. Auch hier steigt die Zahl der beruflich ausgebildeten Mitarbei-



Ministerialrat Helene Weber, M. d. R.
Preuß. Wohlfahrtsministerium

terinnen und der Frauenschulen, in denen sie vorbereitet werden. Unter dem Druck der allgemeinen Vereinheitlichung des Fürsorgewesens haben sich die freien Wohlfahrtsorganisationen zum »fünften Wohlfahrtsverbande« zusammengeschlossen. Sämtliche unter dem Roten Kreuz arbeitenden Vereine haben eine große Gemeinschaft gebildet. Ihrer aller Wirken geht Hand in Hand mit dem der Wohlfahrtsämter. In jedem dieser Kreise wird der Zeitforderung nach beruflich geschulten Frauenkräften Folge gegeben.

Ein völlig neuer Frauenberuf ist im vorigen Jahre durch Begründung des weiblichen Polizeidienstes entstanden. Das Vorbild der englischen Polizistinnen, die während der Besatzung in Köln wirkten, hat mit dazu angeregt. Die weibliche Polizei soll in enger Fühlung mit der Kriminalpolizei Aufdeckungsarbeit tun, indem sie den Fürsorgerinnen, deren Arbeit dadurch nicht aufgehoben wird, fürsorgebedürftige Personen zuführt. Weibliche Polizeibeamte sind bereits in Frankfurt a. M., Köln und Essen tätig. An andern Orten stehen sie in der Ausbildung.

Daß die akademischen Berufe im neuen Deutschland manch neues Feld der Wirksamkeit gewannen, ward bereits durch Erwähnung der Nationalökonominnen und Juristinnen dargetan. Etwa vierundzwanzig Frauen sind zurzeit als Dozentinnen an einundzwanzig deutschen Hochschulen tätig. Auch den Medizinerinnen wurde die Möglichkeit erschlossen, im Rahmen staatlicher Einrichtungen für das Volkswohl zu wirken. Dem preußischen Landesgesundheitsrat, der 1921 gegründet wurde und die oberste beratende Medizinalbehörde des Landes ist (an Stelle der früheren wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen), gehört Dr. med. Ilse Szagunn an. Sie ist außerdem seit über zehn Jahren die Leiterin einer Säuglingsfürsorgestelle in Charlottenburg und Schulärztin an höheren Schulen und an einer Mädchen-Fach- und Berufsschule; Gesundheitsfürsorge der Schulentlassenen ist ihr besonderes Arbeitsgebiet. Als stellvertretende Vorsitzende des Bundes Deutscher Akademikerinnen gehört sie einem Ausschuß des Internationalen Akademikerinnenbundes an, vertritt somit in großem Kreise die Interessen der Ärztinnen, deren Wirkungsmöglichkeiten durch dieses eine Beispiel angedeutet werden. Oft sind sie auch der Säuglings- und Mütterfürsorge gewidmet.

Daß Architektinnen zu Regierungsbaumeistern fortschreiten können, bewies Elisabeth von Tippelskirch-Knobelsdorff, die Gattin des jetzigen deutschen Generalkonsuls in Boston. Im allgemeinen ist die Lage der akademischen Frauenberufe heute jedoch außerordentlich schwierig, und nur die Ärztin und die Lehrerin haben sich tatsächlich durchgesetzt. Die Frauen aus dem Lehrfach mit ihrem geschulten Denken und ihrer Beredsamkeit stellen den größten Prozentsatz unsrer Parlamentarierinnen, haben somit wichtigen Anteil an der Entwicklung der Staatsbürgerin im neuen Deutschland.

Eine Errungenschaft der neuen Zeit ist es, daß auch die Tätigkeit der Hausfrau als Be-

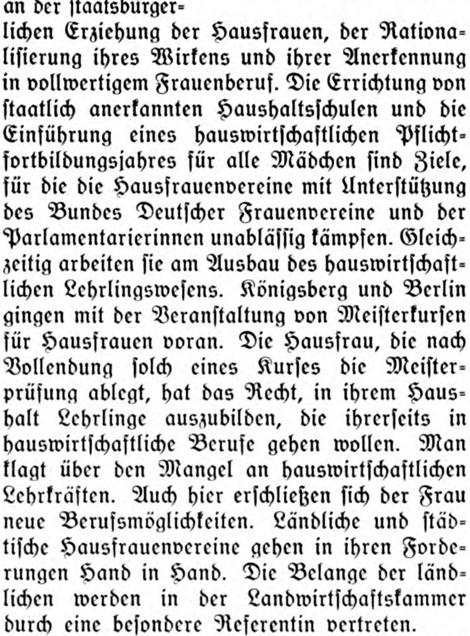


Reg.-R. Dr. Käthe Gaebel, Reichsarbeitsverwaltung



Charlotte Mühsam-Werther, Mitgl. d. Reichswirtschaftsrates

ruf gewertet wird. Im vorläufigen Reichswirtschaftsrat sitzen neben zwei Vertreterinnen der Angestellten (Marie Hellersdorf und Alice Möhrke) und zwei Vertreterinnen der Hausangestellten (Luise Kähler, M. d. L., und Elisabeth Vortmann) auch zwei Vertreterinnen der Hausfrauen, Emma Kromer (Mannheim) und Charlotte Mühsam-Werther (Berlin), die Vorsitzende der Zentrale Groß-Berlin der Hausfrauenvereine. Die Hausfrauenvereine, deren Mitgliederzahl in einem Jahrzehnt auf mehrere hunderttausend angewachsen ist, arbeiten unablässig an der staatsbürgerlichen Erziehung der Hausfrauen, der Rationalisierung ihres Wirkens und ihrer Anerkennung in vollwertigem Frauenberuf. Die Errichtung von staatlich anerkannten Haushaltsschulen und die Einführung eines hauswirtschaftlichen Pflichtfortbildungsjahres für alle Mädchen sind Ziele, für die die Hausfrauenvereine mit Unterstützung des Bundes Deutscher Frauenvereine und der Parlamentarierinnen unablässig kämpfen. Gleichzeitig arbeiten sie am Ausbau des hauswirtschaftlichen Lehrlingswesens. Königsberg und Berlin gingen mit der Veranstaltung von Meisterkursen für Hausfrauen voran. Die Hausfrau, die nach Vollendung solch eines Kurses die Meisterprüfung ablegt, hat das Recht, in ihrem Haushalt Lehrlinge auszubilden, die ihrerseits in hauswirtschaftliche Berufe gehen wollen. Man klagt über den Mangel an hauswirtschaftlichen Lehrkräften. Auch hier erschließen sich der Frau neue Berufsmöglichkeiten. Ländliche und städtische Hausfrauenvereine gehen in ihren Forderungen Hand in Hand. Die Belange der ländlichen werden in der Landwirtschaftskammer durch eine besondere Referentin vertreten.



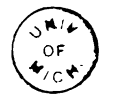
Die Frau als Produzent und als Konsument sowie als Verwalterin des größten Teils vom Volksvermögen tritt selbständig, fordernd auf den Plan. Immer mehr wird sie sich der Verantwortung für das Ganze bewußt. Aus der schlichten Betreuerin von Haus und Familie, die selten über ihren persönlichen Interessenkreis hinaussah, wird allmählich die bewußte Staatsbürgerin, die Last und Arbeit für das Volk mittragen will. Auch wo es sich nicht um eine Tätigkeit im Staatsdienst handelt, will sie doch für den Staat und in seinem Sinne wirken.

Wenn die deutsche Frau als Staatsbürgerin bereits einen bedeutsamen Einfluß auf wichtigen Gebieten gewonnen hat, so liegt das jedoch nicht nur an unsrer politischen Entwicklung. Vielleicht in noch höherem Maße hat der große soziale Zug dazu beigetragen, der unsre neue Gesetzgebung und alle Maßnahmen der leitenden Körperschaften beherrscht. Es ist oft gesagt worden, daß der (nicht parteipolitisch genommene) auf Volkswohl und Volksgemeinschaft bedachte Sozialismus nirgends in so hohem Maße verwirklicht wird wie in Deutschland. Wo er Leitmotiv ist, wo der Staat sich des werdenden Lebens und aller Schwachen und Bedürftigen in so hohem Maße annimmt wie bei uns, da bedarf man auch der Mitarbeit der Frauen, der Schützerinnen des Lebens. Sie sind daher in die neuen Ämter und Berufe hineingegangen, ohne den tiefsten Kern ihrer Fraulichkeit, ihre Menschenliebe und praktische Tatbereitschaft einzubüßen. Was sie dabei gewannen, das war ein erhöhter Ernst der Pflichtauffassung, das Streben nach gründlicher Vorbildung für jede Arbeit und das Bewußtsein, durch sie der Allgemeinheit zu dienen. Daraus erwächst ihnen in zunehmendem Maße das Gefühl ihres Staatsbürgertums, der unlösbaren Zugehörigkeit zum Volksganzen. So stellen sie ihr Wirken freudig in den Dienst von Volk und Staat, da es ihnen Erfüllung ihrer fraulich-mütterlichen Berufung bringt.



Blütenschnee

Nach einer Aufnahme von Fred Wodassek





Aufn. Scherl, Berlin

Szene aus dem Schauspiel »Der Patriot« von Alfred Neumann (Lessingtheater in Berlin)
Graf Pahlen (Paul Wegener), Zar Paul (Fritz Kortner)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Alfred Neumann: Der Patriot — Fritz von Unruh: Bonaparte — Georg Kaiser: Der mutige Seefahrer — Hans J. Rehfisch: Razzia — Hans Müller: Die goldene Galeere — Kennedy und Dean: Die treue Nymphe — Thomas F. Fallon: Die letzte Warnung — Louis Verneuil: Aber Mama! — C. F. Ramuz: Die Geschichte vom Soldaten

Ist es blinder Zufall oder waltet auch darüber ein geheimes Gesetz, daß in der lange Zeit gegen Geschichtsdramen so spröden Reichshauptstadt jetzt nebeneinander drei große Schauspiele aufgeführt werden, die nicht nur historische Persönlichkeiten von Gewicht und Bedeutung auf die Bühne bringen, sondern auch um Wendepunkte der Geschichte kreisen, an denen sich ihre weltbewegenden, in neuen Formen immer wiederkehrenden Konflikte zwischen Staat und Persönlichkeit, Rechtmäßigkeit und Besitzergreifung entscheiden? So viel scheint gewiß: irgendwie sind diese drei Stücke, der »Gneisenau« von Wolfgang Goetz, der »Patriot« von Alfred Neumann und der »Bonaparte« von Fritz von Unruh, in ihrer geschichtlichen Handlung nicht weiter als fünfzehn Jahre voneinander getrennt, im Boden der Gegenwart verwurzelt. Aus bloß anekdotischem oder kühl historiographischem Interesse hätten sie niemals so stürmisch aufsprießen, niemals solche Empfänglichkeit finden können, wie es ihnen beschieden war.

»Der Patriot« (Buchausgabe bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart) ist Alfred Neumanns erstes Drama. Vorher hat er nur Lyrisches und Episches veröffentlicht: ein paar Gedichtbücher und ein paar Erzählungen — darunter den sicherlich auch schon aus Gegenwartsantrieben entstandenen »König Haber«, der in schier verwegener Weise das Rassen- und das Legitimitätsthema zu verkoppeln sucht — und dann vor kurzem den großen geschichtlichen, mit dem Kleistpreise gekrönten Roman »Der Teufel«, dessen durchaus seelisches Thema uns gleichfalls viel näher auf den Leib rückt, als seine äußere, im Frankreich Ludwigs 11. spielende Handlung vermuten läßt. Unter den kleineren Erzählungen war eine, die schon den Titel des Dramas trug und in novellistischen Zügen denselben Stoff behandelte: die Ermordung des Zaren Paul 1. (am 23. März 1801) durch die auf den Namen des Grafen Pahlen getaufte Verschwörung. Es wäre aber verfehlt, wenn man das bald darauf entstandene Theaterstück schlechtweg als eine Dramatisierung der Erzählung bezeichnen wollte. Vielmehr erscheint der dramatisch-theatralische Atem in dem Stück so ursprünglich und hinreißend, daß man die Er-

zählung nur als einen abgestorbenen Ansatz zu der höheren Form gelten lassen möchte.

Was vor sich geht, ließe sich, äußerlich betrachtet, als ein kalt berechnetes, mit den bequemen, schon vorgeschärften Tatsachen historischer Gewaltsamkeiten arbeitendes Intrigenstück bezeichnen. Der fast allmächtige, an Klugheit und Tatkraft seiner Umgebung weit überlegene Kriegsgouverneur und Regierungschef Graf Peter von der Pahlen bringt es durch geschickte Menschenbehandlung, ein verteufelt feingesponnenes Netz von Schlichen, Kniffen und Ränken aller Art und nicht zuletzt durch ein auch vor den brutalsten Mitteln nicht zurückschreckendes Vabanquespiel fertig, für seine Konspiration gegen den gefährlichen und verderblichen Narren, der als Zar auf dem Throne sitzt, allmählich alle, die er zum Gelingen seines Planes braucht, auf seine Seite zu ziehen oder sich fügsam und dienstbar zu machen — auch den jungen Zarewitsch, dessen zage und empfindliche Seele sich am längsten gegen eine Aktion sträuben muß, bei der es, wie er ahnt, um das Leben des Vaters gehen wird. Mit all diesen halben Widerständen und halben Gegnern, die bei dem launischen, tückischen, eigensinnigen und jähzornigen Zaren-Tyrannen keinen Halt finden, hat Pahlen leichtes Spiel. Der einzige ernsthafte Widersacher, mit dem er sich auf dem Wege zu seinem als notwendig erkannten Ziele auseinandersetzen muß, ist er selber, ist sein Gewissen, ist die Frage, ob das, was er tun will, auch die Belastung mit dem Bösen, Teuflischen und ihm selber Ekelhaften und Verächtlichen aushält, das nicht davon zu trennen ist. Handelte es sich allein um sein eignes persönliches Gewissen, so fände er wohl auch ohnedies Beruhigung in seinem staatsmännischen Bewußtsein, für Reich und Vaterland das einzig Heilsame getan zu haben. Er trägt mit seinem eignen aber auch die wenngleich nur halben und krankhaften Gewissen seiner Werkzeuge und Mithelfer, die alle erst von ihm den letzten, entscheidenden Anstoß empfangen haben; er hat ihnen diese Gewissen sozusagen wie die Haut vom Leibe gezogen, um selbst in sie hineinzuschlüpfen — wie könnte er sich dieser Verantwortungsbürde anders entledigen, als daß er — gegen die Geschichte, die dem Grafen Pahlen nach der Ermordung des Zaren Paul noch fünfundzwanzig Lebensjahre gönnte — vor ihnen allen nach gelungener Tat mit seinem freiwilligen Tode den unanfechtbaren Beweis völliger Uneigennützigkeit ablegt? Während das von seinem Tyrannen befreite Volk draußen »Es lebe der Zar Alexander!« ruft, läßt er sich von seinem getreuen Burschen Stepan erschießen.

Bei der Einsamkeit Pahlens kann es geschehen, daß sein Opfergedanke besonders dem Zuschauer allzu lange verborgen bleibt oder doch nicht ernst genug erscheint, zumal da er in seinem Tun und Handeln allzusehr von dem verwickelten Kabalen- und Intrigenwerk in Anspruch genommen wird, das den Apparat der äußeren Handlung in Umlauf halten muß. Dieser Apparat freilich wird von einer glänzenden Technik bedient, die dem Theater an Spannungen, Überraschungen und Steigerungen kaum noch etwas schuldig bleibt. Wir wollen solche »Mache« doch nicht verachten! Am allerwenigsten von allen Kunststätten kann das Theater auf gutes, sauberes Handwerk verzichten. Wenn jemand erscheint, der es gleich in seinem ersten Stück so geschickt beherrscht wie Alfred Neumann, sollten wir ihm kein Häcksel auf die Schwelle streuen, sondern eher einen Kranz über die Tür hängen. Beim Publikum hat es dem Stück denn auch an Erfolg nicht gefehlt. Von Stuttgart, dessen Württembergisches Landestheater auch hier wieder, wie beim »Gneisenau«, das Verdienst der Uraufführung hat, bis nach Berlin, wo im Lessingtheater für die beiden Hauptdarsteller, den in jeder Muskel und Miene zusammengerafften, auch vor der Katastrophe nur leise vibrierenden Grafen Pahlen und den manchmal zu halb-



Photo: Lichtbildstelle des Württembergischen Landestheaters

Schlußszene aus der Uraufführung des »Patrioten« von Alfr. Neumann am Württemberg. Landestheater in Stuttgart. Pahlen (Maxim. Wesolowski) — Stepan (Kayßler d. J.)

tierischer Unbezähmtheit aufgelösten, aber in seinem Mißtrauen überwachen und hellsichtigen Zaren, zwei so gestaltungssichere und zudem glücklich kontrastierte Darsteller wie Paul Wegener und Fritz Kortner gewonnen waren.

Die Kritik hat sich gegen Neumanns Erstlingsdrama spröder verhalten und mit ungnädiger Geste die ideale Forderung des Dichterischen in Gehalt und Form präsentiert. Zugegeben, daß der Arbeit dieser »silbrige Duft des Poetischen« fehlt, es bleibt in der Szenenführung, der Milieu- und Charakterzeichnung, der sehnigen und zugleich geschmeidigen Prosa und nicht zuletzt in der ganzen von männlichen Gedanken und Entschlüssen erfüllten kräftigen Luft des Stückes genug übrig, was Dank und Aufmunterung verdient. Bestärkt glaubte sich die Kritik in ihrer abweisenden Kühle diesmal offenbar durch den gleichzeitig auf dem Berliner Spielplan stehenden »Bonaparte« Fritz von Unruhs. Unverkennbar, daß hier das heißere Temperament, die leidenschaftlichere Befeuerung durch das innere Erlebnis, die kühnere und farbigere Phantasie und eine ungleich üppigere Sprache am Werke sind. Das alles aber wird nur erkauft durch eine oft bis zur Dunkelheit getriebene Unklarheit der Handlung und ein Schielen nach Gegenwartsparallelen, die doch schief bleiben müssen, so sehr sie auch der Beifall der Galerie zu versteifen sucht, sobald diese glaubt, aus den Worten Bonapartes oder der ehemaligen Bastillenstürmer etwas für ihre revolutionären Instinkte Schmeichelhaftes heraushören zu dürfen. Gerade das, was Neumann gleich in seinem Erstlingsstück in fast gefährlichem Maße hat: die Kunst der dramatischen Architektur, der Geradlinigkeit und Zielstrebigkeit, und was immer das Entscheidende für das Drama bleiben wird, entscheidender als das bloß Poetische, entscheidender als das Berauschende und Umnebelnde — das fehlt dem Dichter der »Offiziere«, des »Louis Ferdinand« und des »Geschlechts« hier, und kein mit noch so viel Bildern, Metaphern und geistreich funkelnden Facetten ausgestatteter Wortreichtum, den erst die Buchausgabe (Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietätsdruckerei) ganz offenbart, kann es ersetzen.

Des Dichters Unsicherheit über seine eignen Ziele verrät sich schon in der Bezeichnung des Stückes. Wäre es das geworden, was es werden sollte, so hätte es nicht anders als »Tragödie« heißen können, während es sich nun resigniert mit der Bezeichnung »Schauspiel in vier Akten« begnügt. Denn was wollte der Dichter? Den Pflichtbegriff, der als tragisches Gestirn über seinen beiden Jugenddramen steht, aus dem Vaterländischen, durch das er dort gebunden, aber auch durchnervt und durchblutet war, auf das ganze Menschengeschlecht und sein allgemeines Schicksal ausdehnen, wie es ihm sein persön-



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Fritz von Unruh

liches, das Vaterländische vom Thron stürzendes Kriegserlebnis als neue, vermeintlich überlegene Erkenntnis gelehrt hat. Unruhs Bonaparte ist vom Willen des Dichters mit einer höheren Pflicht beladen, als die persönliche Sendung sein kann, die sein politischer, aus dem Augenblick geborener Ehrgeiz ihm zuweist. Es wird von ihm gefordert, nicht nur der große Staatsmann, nicht nur der große Franzose, sondern schlechthin der große Mensch zu sein, groß genug, den Machtwillen in sich zu überwinden, sich über sich selbst zu erheben, damit »dem Leben eine neue Weltebene aufleuchte«. Diese Forderung tritt vor ihn hin im Jahre 1804, als der Erste Konsul der Republik auf der Höhe seines militärischen und politischen Ruhmes angelangt und das Leben des Herzogs von Enghien, des letzten Bourbonen, in seine Hand gegeben ist. Er könnte hier Gerechtigkeit und menschliche Milde walten lassen und sich durch weitherzigen, nur sich selber eine Schranke setzenden Hochsinn vor aller Welt und für alle Zukunft als Vorbild freier Größe bestätigen. Er findet diese Größe nicht. Er läßt den Prinzen, der aufrecht bleibt bis zuletzt, von einem unter seine Willkür gebeugten Kriegsgericht aburteilen und dann erschießen, weil er ihn als Träger der royalistischen Legitimität fürchtet, aber in demselben Augenblick — das Drama zieht die historischen Ereignisse mehrerer Monate in zwölf Stunden des 21. März zusammen — greift er selber für sich und seine Nachkommen nach der Kaiserkrone.

Der Wurm, der Bonapartes innerstes und heiligstes Gehäuse zerstört, ist nichts andres als der eitle Irrwahn, »seiner Sterblichkeit entfliehen zu können«. Diese Begierde, sein glanzumstrahltes Ich in Äonen fortzupflanzen, läßt ihn nach der Krone Karls des Großen greifen und in einer an Hysterie streifenden Vaterwut nach dem Kinde aus dem Schoße Josephinens rufen, obgleich er weiß, daß dies lockere Sinnenweibchen ihn hinter seinem Rücken und vor seinen Augen tausendmal betrogen hat. Wie im »Geschlecht«, ist es auch hier eine Matrone, die Mutter Enghiens und glühendste Anbeterin des bonapartischen Genies, die den Gewaltmenschen durch ihren Glauben an ihn vom persönlichen Machtwahn loszuringen und aus dem Menschen den Gott aufzurufen sucht. Es gelingt ihr, der »Bürgerin Wahrheit« und Rebellin gegen die eigne Tradition, so wenig wie dem alten ehrlichen Republikaner Carnot, der ihn an den Schwur in der Bastille erinnert und ihm den Sieg der Selbstüberwindung als den stolzesten und erhabensten aller je von ihm errungenen ausmalt. Sein »Mythos«, sein in die Insignien der Vergangenheit gekleideter Machtwille hat ihn zu fest schon in den Krallen, dieser schon napoleonische Machtwille, der eben in der Kriegsgerichtsitzung von Vincennes, wo er alle Widerstände der republikanischen Generale in stürmischer Attacke über den Haufen rannte, einen neuen Triumph gefeiert hat. Dieser Triumph, mit der Kaiserkrone glorifiziert und scheinbar verewigt, ist aber auch schon das in die Zukunft gezeichnete, versteinerte Todesurteil seiner Herrschaft: »Dein Gesicht wird schon steif!« ruft ihm Hulin, der glühende Bastilleheld des 14. Juli, zu. »Ich sehe dich geprägt auf jeder Münze! Gehauener Marmor! Aber kein Menschenkopf! ... Gips! Gips!«

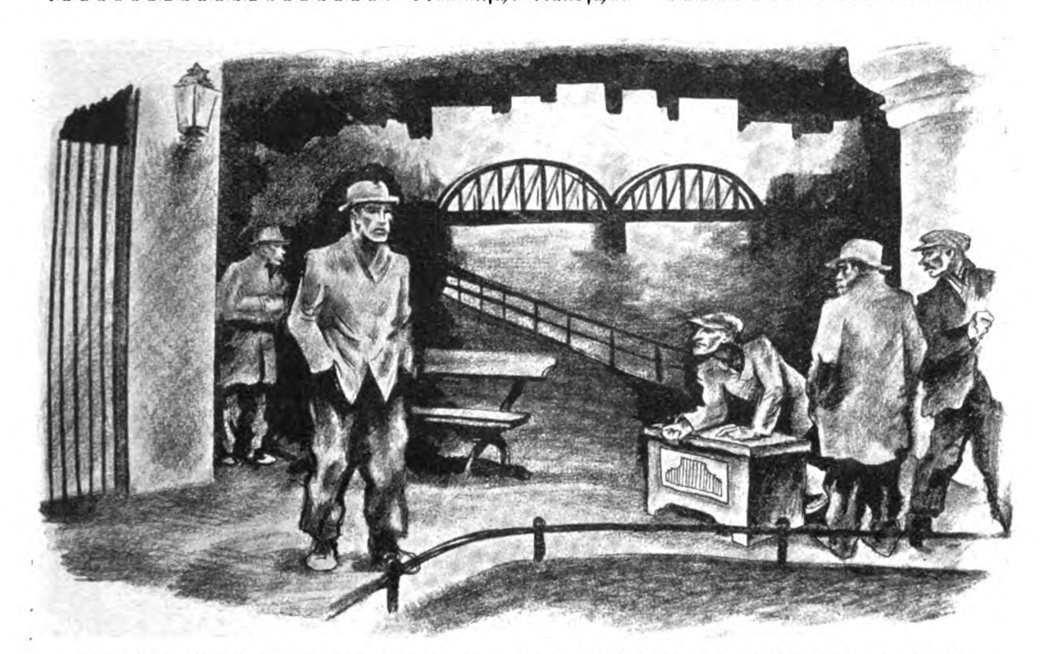
Wir fragen uns, was die Menschheit gewonnen hätte, wenn Fritz von Unruhs Traum und Wunsch an Bonaparte erfüllt worden wäre. Wäre dadurch Friede und Glück in die Welt gekommen? Hätte sich damit der Gegensatz, Kampf und Wettstreit der Nationen auslöschen lassen? ... Doch bleiben wir in den Grenzen des Stückes! Auch hier schon gibt es zwischen Royalisten, halben und ganzen Republikanern und sich häutenden Imperialisten genug der sich kreuzenden und balgenden Gegensätzlichkeiten und Widerstrebungen, und dieses babylonische Durcheinander zerstört gerade die Linie dramatisch-tragischer Entwicklung. Bonaparte selbst ficht mit der Dialektik des Republikanismus, während er schon — nicht bloß in Gedanken — mit der Kaiserkrone spielt; die Bastillemänner sind zum großen Teil wie eine Flamme im Winde, und alle ohne Ausnahme werden von dem hüben und drüben gleich geblähten Wortschwall aus der Bahn ihres Charakters und ihrer lebensvollen Wirklichkeit geworfen. Der Ruhm des schöpferischen Dichters ist aber ebensowenig für einen Scheffel großer Worte und kühner Bilder feil, wie er sich allein dem zu den Sternen schweifenden Wollen zuneigt, das mit seiner Klarheit und Strenge auch sein äußeres und inneres Maß verloren hat.



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Aus dem Schauspiel »Bonaparte« von Fritz von Unruh (Deutsches Theater in Berlin). Herzog von Enghien (Rudolf Forster) — Bonaparte (Werner Krauß)

Wie der »Patriot«, so braucht auch der »Bonaparte« zwei im Vordergrund stehende Gegenspieler größeren geistigen Formates. Wiederum wurde Werner Krauß, vom Feuer Gneisenaus noch nicht erkaltet, im Deutschen Theater mit der Haupt- und Titelrolle betraut. Er erfüllt auch sie, wie anders in ihr auch die gemeinsamen Elemente des Ehrgeizes und der Ruhmsucht gemischt sind, und gibt ihr eine Art Usurpatorenmystik. Aber die Gauklersprünge, die dieser Bonaparte ausführen muß, um sich auf dem Seil seiner Tragik zu halten, machen selbst seine Leistung mehr artistisch als inhaltlich interessant. Den Herzog von Enghien spielt Rudolf Forster: in der lilienfteilen Erscheinung und der Maske, namentlich bei der zweiten (auch theatralisch eindrucksvollen) Be-



Nächtliche Straßenszene aus »Razzia« von Hans J. Rehfisch im Schillertheater in Berlin
Nach einer Originalzeichnung von Hans Freese

gegnung mit Bonaparte vor dem Kriegsgericht, sehr wirksam, aber mit einem zu sehr auf Draht gezogenen und deshalb frühzeitig verwelkenden Pathos des gekränkten Schönlings.

Nach solchen Fieberstürmen des Pathos braucht der Spielplan eine Abkühlung ins Nüchterne und Alltägliche, um zu seinem ruhigen Pulsschlag zurückzufinden. Und daran fehlte es nicht. Von Georg Kaiser erschien im Thaliatheater, einer Kolonie der Volksbühne, ein Jugendstück »Der mutige Seefahrer«, in dessen aus kleinbürgerlicher Realistik und sentimentaler Romantik gemischter Handlung außer dem schon recht flotten Tanz ums liebe Geld noch nichts von dem überlebensgroßen Expressionismus und der kalten Satire des späteren Kaiser zu spüren ist, dafür aber gewisse herzhafte Ansätze zum Volksstück zu erkennen sind, um deren Verlust man fast trauern möchte.

Hans Müller überließ sich im Kleinen Theater mit seiner »Goldenen Galeere« der Zeitströmung, indem er den Umschwung der sozialen und politischen Verhältnisse, den neuen Reichtum und den Zionismus unters Licht seines grellen Scheinwerfers setzte. Aber auch ihm konnte eine Menschengestalterin wie Ilka Grüning nur eine Galionfigur, wenig oder gar nichts von dem Schiff selbst retten, das schon leck auf See kam.

Im Staatlichen Schillertheater, wo sich Jeßner durch solid-bürgerliche Aufführungen gern Ablaß für seine allzu kühnen Regietaten im Schauspielhaus holt, kam Hans J. Rehfisch mit seiner Berliner Tragikomödie »Razzia« heraus, die ursprünglich »Spinat« heißen sollte, und in der sich der bis zu Gefängnis und Totschlag getriebene Konflikt einer Arbeiter- und Grünkrämerfamilie mit der Polizei tatsächlich an ein paar Gramm mehr oder weniger zugewogenen Spinats entzündet. Dieses Bagatellmotiv legt bald das ganze Stück lahm, so viele gut beobachtete Berliner Lebensbilder und Straßentypen es im einzelnen zu zeigen weiß. Selbst Friedrich Kayßler in der Rolle eines dumpfen, schwerfälligen Mannes aus dem Volke und Gerda Müller (die wir nur unwillig als Ersatz für Else Lehmann gelten lassen) als eine Mutter Wolff aus dem Kellerladen konnten den zehn Bildern keinen dramatischen Odem einhauchen.

Recht dürftig und nichtig war diesmal der Anteil des Auslandes an dem dramatischen Spielplan. Elisabeth Bergner zuliebe und wohl nach ihrer eignen Wahl spielte das Theater in der Königgrätzer Straße das aus dem Englischen der Autorenfirma Margaret Kennedy und Basil Dean übersetzte Schauspiel »Die treue Nymphe«, einen recht gefühlsschmalzigen Schmarren, der — noch einigermaßen munter und lecker — in Tirol angerührt, in der Londoner fashionablen Gesellschaft gebacken und in einem zur vorzeitigen Hochzeitskammer ausstaffierten malpropern »Pensionszimmer« ausgelöffelt wird. Warm und weich in den Teig eingebacken liegt eine romanhafte



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Walter Janssen und Elisabeth Bergner in der »Treuen Nymphe« (Theater in der Königgrätzer Straße)

oder Fräulein Mama an, die trotz zweimonatiger Ehe dem Herrn Gemahl — wer möchte daran zweifeln, wenn ein Franzose es versichert! — noch nie ihre Schlafstubentür geöffnet hat. Das ist hübsch eingefädelt, bunt und lustig mit allerlei Arabesken bestickt und hat jene weiche, mollige Zärtlichkeit von Seidenkissen, auf denen sich für mehr als ein Viertelstündchen sanft schlummern läßt. Daß dergleichen nicht auch in unsern eignen Tapisseriehandlungen zu haben wäre, möchte ich aber trotz Locarno und Thoiry bezweifeln.

Ein ganz eigentümliches Gemächte, eine Zwischenform zwischen Erzählung und Drama, so eine Art Archaeopteryx der Literatur, kam zu uns aus Rußland (Renaissance-Theater) herüber, wo ja auch das Monstrum der dramatisierten Zeitung zu Hause ist. »Die Geschichte des Soldaten« heißt es und ist entstanden aus einer Anregung, die der russische Musiker Igor Strawinsky in den Nöten der Kriegszeit dem Schriftsteller C. F. Ramuz gab, nämlich eine russische Volkserzählung mit den bescheidensten szenischen Mitteln so darzustellen, daß sie in der vollen Realität und mit der vollen Lebhaftigkeit des Dramas wirkt, ohne den leisen, geheimnisvollen Zauber des Märchens einzubüßen. Was wir in der Kette schneller Verwandlungen vor uns haben, läßt sich am besten einem Bilderbuch vergleichen, dessen Text vorgelesen wird, während die Illustrationen an unsern Augen vorüberziehen. Wirklich sitzt hier ein Vorleser grotesk betont auf hochbeinigem Pultstuhl, da ja die Kunst des neuen Rußlands nicht ohne solche Verzerrungen auskommen kann, und trägt ähnlich dem alten Mysterienerzähler den Inhalt und Fortschritt der Handlung vor, während die entsprechenden, recht primitiv gehaltenen szenischen Bilder sich abwickeln. Erzählt oder dargestellt wird die Heimkehr eines Soldaten, seine Begegnung mit dem vielfach verwandelten Teufel, seine Anstrengungen, sich dem zu entwinden und zu sich selber zurückzufinden — also auch symbolischer Gehalt! —, und seine endliche Niederlage vor dem Bösen. Ob auch darin ein symbolisches Geschehen zu erblicken ist, daß diese Niederlage just in dem Augenblick erfolgt, wo der Soldat, unzufrieden mit dem Erfolg der Gegenwart, sich wieder nach der Vergangenheit und der Heimat zurücksehnt, bleibe dahingestellt. Jedenfalls fehlt es der Musik und den eingelegten Tänzen nicht an bolschewistischer Wildheit.

Imitation des Käthchens von Heilbronn, gleich ihr ein Ausbund an zärtlicher Hingebung für den strahlenden Helden, der hier freilich kein Ritter, sondern nur ein ziemlich windiger Tonkünstler ist. Solche neuerdings häufiger zu beobachtende Vorliebe der Bergner für betränte Sentimentalitäten wird nachgerade gefährlich.

Nur des Kuriosums willen sei die im Theater in der Kommandantenstraße vom Stapel gelassene, auf dem amerikanischen Dock Thomas F. Fallons gebaute »Letzte Warnung« erwähnt, eine »unheimliche Affäre« in fünf Bildern, die aus Spuk- und Detektivmotiven robuster Art eine neue hochdramatische Sensation zu schaffen sucht, aber über den Vorstadtreißer nicht hinausgelangt. Bezeichnend für den aufregenden Hokuspokus, der da getrieben wird, ist die Tatsache, daß das p. p. Publikum auf dem Programm gebeten wird, sich durch keine Geschehnisse auf der Bühne, welcher Art auch immer, beunruhigen zu lassen. Nun, die Zuschauer bewahrten ihre Nerven, aber auch ihre Begeisterung.

Eine feinere, wenn auch nicht so delikate Küche wie sonst wohl, führt Louis Verneuil in seinem Lustspiel »Aber Mama« (Renaissance-Theater). Der Sohn jagt dem deshalb noch nicht liebeverwaisten Vater die ihm mehr als dem Alten nach Jugend und Temperament zukommende Frau ab und hält dann in aller Form bei seinem alten Herrn um die Hand der Frau

Hanneles Himmelfahrt

Oper in zwei Akten von Paul Graener. Uraufführung in der Dresdner Staatsoper

Der Fiebertraum des armen Hannele Mattern hat einmal, als Gerhart Hauptmann ihn gedichtet hatte, die Zeitgenossen in fiebrische Erregung versetzt. Man hatte doch eben erst den Naturalismus »erfunden« und fühlte sich wohl im dicksten Elend von Armut, Schmutz und Laster »vor Sonnenaufgang«. Und nun verfiel der jugendliche Führer des dramatischen Naturalismus auf einmal in die farbigste, unwirklichste Romantik, beschwor Volkslied und Märchen, das hüpfende Dorfschneiderlein und den gläsernen Sarg, lichte Englein vom Himmel und den schwarzen Todesengel im grauen Elend des Armenhauses herauf und ließ ein verprügeltes Mägdelein, das ins Wasser gegangen war, in einen Himmel hineinführen, der mit allem Glanz und aller trunkenen Herrlichkeit des himmlischen Jerusalems der Apokalypse ausgemalt war. Das schien Verrat am Naturalismus, dem freilich in der »Versunkenen Glocke« der offene Abfall zur Märchenromantik und Symbolik folgen sollte.

In Hauptmanns »Hannele« ist so viel Musik verborgen, Musik der Seele und melodischer Klang der Verse, daß es eigentlich wundernimmt, warum die Dichtung nicht längst zur Oper gemacht wurde. Und doch ist »Hanneles Himmelfahrt« an und für sich gewiß kein Operntext. Wenn Paul Graener die Dichtung dazu machte, so mußte er starke Abstriche der Sprachpoesie, Zusammendrängungen und Auslassungen wagen. Gerade die musikalischsten Teile, die melodisch schwellenden Verse des Schlusses, konnte er nicht brauchen, und nur aus den volksliedhaften, an Musikalisches anknüpfenden Motiven entnahm er Anregungen für die Komposition. Den Choralgesang der alten Armenhäuslerin Tulpe »Ach bleib mit deiner Gnade« machte er zum Leitmotiv der religiösen Stimmung, verarbeitet bis in den musikalischen Aufschwung zur Himmelfahrt hinein. Kanonisch und choralmäßig, aber sehr zart und innig führte er auch die Stimmen des kurzen Vorspiels, während er das Zwischenspiel — übrigens zum Konzertgebrauch nachkomponiert als symphonisches Intermezzo »Der Hüter der Schwelle« — ganz orchestral mächtig auf breite, todesdunkle Bläserharmonien stellte. Viel zarte, volksmäßige, liedhafte Lyrik ließ er aus Hanneles Traumphantasien auferblühen; keusche Zitate bekannter Kinderlieder ließ er anklingen; das Terzett der Engel erhielt Anklänge altkirchlicher Harmonik. Dramatischer schwillt der zweite Teil an; die Stimme des »Fremden« erklingt in großen, pathetischen Bogen, zu denen die gesprochenen, musiklosen



Aufn. Ursula Richter, Dresden

Szene aus der Oper »Hanneles Himmelfahrt« von Paul Graener. Curt Taucher als der Fremde und Erna Berger als Hannele. (Uraufführung in der Dresdner Staatsoper)

Worte des rohen Maurers Mattern in schroffem Gegensatz stehen. Auf den gesteigerten lyrischen Motiven des ersten Teiles erhebt sich die Musik zu Hanneles Erweckung zu großer, hymnischer Höhe empor, und ein vielstimmiges »Jubilate« im Kirchenstil begleitet ihre Himmelfahrt mit Engelschören in Licht und Glanz hinein. Ganz still und kurz folgt dann der dunkle Ausklang am Totenbette Hanneles.

Ein deutscher Meister, der sich vom Geiste der dichterischen Romantik ergreifen ließ, hat diese edle und reine Musik geschrieben, ohne sich um Fragen der modernen Entwicklung des Opernstils zu kümmern oder durch Unerhörtheiten des Ausdrucks verblüffen zu wollen. Voll Glauben an die Kraft des Gemüts, sogar des religiösen Gefühls unternahm er die Vertonung der Hauptmannschen Dichtung und schuf damit gewiß kein Werk, das in musikalisches Neuland führt, aber ein ernstes und ergreifendes Musikdrama für die deutschen Bühnen. Allerdings ging dabei viel von dem sozialen Pathos der Elendsmalerei als Gegensatz zum Traumbild verloren; Graener ließ diese Seite musikalisch fast unbeachtet. Auch liegt es in der Natur musikalischer und bühnenmäßiger Verarbeitung, daß das Traumhafte zu deutlich und sinnfällig, eben zu opernhaft wirken mußte. Aber die Aufführung in der Dresdner Staatsoper, von Alfred Reucker phantasievoll inszeniert, von Fritz Busch feinfühlig einstudiert und geleitet, ergab doch die reinsten und seelenvollsten Eindrücke, zumal da neben dem fülligen und klangedlen Tenor Curt Tauchers als Lehrer Gottwald und »Fremder« in Erna Berger, einer begabten Anfängerin, darstellerisch und musikalisch die vollkommenste Verkörperung des armen kleinen Hannele stand. Dr. Felix Zimmermann.

Zwei neue Opern

„Herrn Dürers Bild" von J. G. Mraczek und „Jonny spielt auf" von E. Krenek

Wer den Briefwechsel zwischen Rich. Strauß und Hugo von Hofmannsthal gelesen hat, weiß, daß die Oper unsrer Zeit kein schwereres Problem kennt als das Verhältnis des »Buches« zur Musik. Die von Wagner nur für seine Person gelöste Frage wird um so dringender, als der Weg der neuen Musik ja aus der romantischen Verklammerung der Künste hinauszuführen scheint. Von den Musikern des auf Strauß folgenden Geschlechts hat niemand den entstandenen Zwiespalt tiefer und beherzter angesehen als Egon Wellesz, er, der in Erinnerung an das alte Muster der »poesia per musica« das Drama in wenige große Flächen auflöst, die, in der Musik aufzugehen fähig, ihr nicht durch tausend Winkelzüge psychologischer oder realistischer Art den Atem nehmen. Wellesz bricht mit der noch von Weingartner vertretenen Ansicht, nach der man alles komponieren kann, und kehrt zu Goethes kluger These zurück, die besagt, das Zeug, auf dem gestickt werden soll, müsse weite Fäden haben. Die Musik muß, wenn sie sich formell nach eignem Gesetz entfalten soll, die Freiheit haben, das auszusprechen, was der Dichter verschweigt und verschweigen muß. Das meint auch Mozart, der fand, daß »in einer rechten opera die Poesie schlechterdings der Musik gehorsame Tochter sein müsse«.

Zwei Musiker, ein feiner und ein starker, beide werden ihre kürzlich in Hannover und Leipzig zuerst aufgeführten Werke dahinschwinden sehen, weil den musikalisch durchaus begabten Schöpfern die Mischung des Blutes nicht gelang.

Joseph Gustav Mraczek hat sich von A. Ostermann ein aus einer Ginzkeyschen Novelle gewonnenes Opernbuch zustecken lassen, an das er seine Musik schlechthin verschwenden mußte. Daß sich die Musik der Dichtung nicht oder nur in glücklichen Augenblicken und eben nur zufällig vermählt, liegt daran, daß »Herrn Dürers Bild« nicht von dem großen Albrecht Dürer gemalt wird, sondern von einem wegen seiner Rührseligkeit recht unangenehmen, sonst aber belanglosen Herrn gleichen Namens. Das tragische Geheimnis des genialen Menschen kann — Pfitzner hat's mit seinem »Palestrina« gezeigt — von der Musik beschworen werden. Hier ist nichts zu beschwören; die Musik ruft in das Leere. Schade darum: sie ist feinnervig und meidet das Schlagwort.

Ernst Krenek hat die Verbindung mit Kokoschka, die in »Orpheus und Eurydike« eine eigenartige Frucht trug, gelöst und sich selbst zum Dichter gemacht. Dem Problem, das er offenbar gesehen hat, nähert er sich von einer neuen Seite. »Jonny spielt auf«; der Jazzbandneger spielt der Welt auf und uns, und mit uns den idealistischen Europäer aus der Welt hinaus. Einer langen Reihe von burlesken und überburlesken Szenen steht die nächtliche Zwiesprache des Überwältigten mit seinem Gletscher gegenüber. Aber diese Szene, die sich gerade als Zusammenfassung des inneren Geschehens durch die Musik zu bedeutender Höhe erhebt, zeigt, als Gegengewicht ohnehin zu leicht, so recht, daß die Musik an dem übrigen Inhalt, sei er sentimental oder grotesk, keinen notwendigen Anteil nehmen kann; denn daß der Held ein Musiker ist, langt doch zur Beglaubigung so geistreich amüsanten Aufwandes von organisierten Klängen nicht aus.

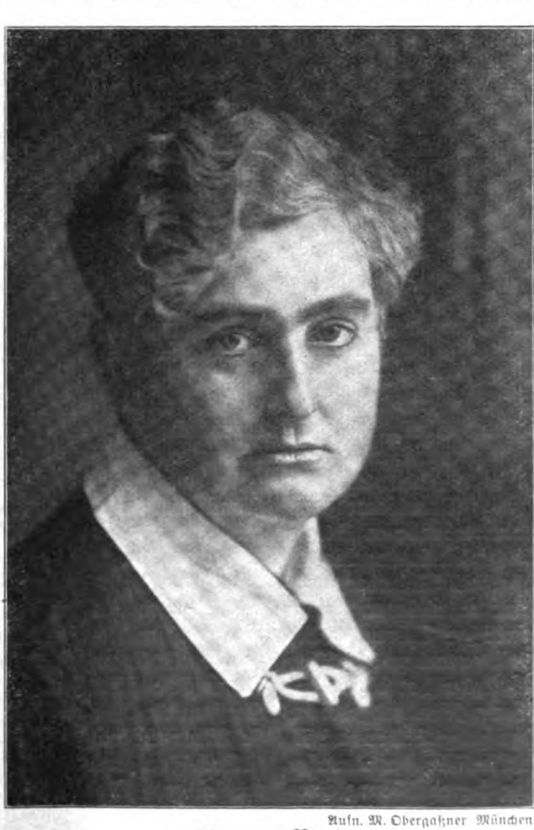
Dr. Th. W. Werner

Literarische Rundschau

Elsa von Bonin, aus deren Feder in diesem Heft ein neuer Roman zu erscheinen beginnt, ist sozusagen über Nacht durch einen »glücklichen Zufall« berühmt geworden: bei dem im vorigen Jahre von zwei großen Tageszeitungen veranstalteten Romanwettbewerb wurde das von ihr — selbstverständlich ohne Namensnennung — eingereichte Werk mit einem Preise ausgezeichnet, dessen Höhe selbst für solche Reklameunternehmen ungewöhnlich und aufsehenerregend war. Vielen mag der Name der norddeutschen Erzählerin damals zum erstenmal begegnet sein; in der Tat aber war er schon zwölf Jahre vorher durch den keineswegs durchschnittlichen Roman »Das Leben der Renée von Catte« bekannt geworden, und nach dem Kriege waren »Die Söhne« mit der selbständigen Vorgeschichte »Die Versuchungen des Herzens« erschienen, ein Doppelroman, der zwei Brüder im Kampf um das Weib zeigte, erst romantisch spielerisch in ihren Jünglingsjahren, dann bis zum tödlichen Ernst in ihren Männerjahren, die zugleich von andern Erlebnissen auf wechselnden Schauplätzen mannigfach bewegt werden. Auch Novellen und kleinere Erzählungen entstanden zwischen und nach diesen Hauptwerken. Eine davon, gewiß eine der reizvollsten, »Der Ritt nach Souvenir«, schmückte unser Oktoberheft von 1925, und auch denen, die sich an die äußere Handlung vielleicht nicht mehr erinnern, wird ein süßweher Klang dieser in tapferer Entsagung endenden Liebesgeschichte im Ohr geblieben sein.

So war also diese Schriftstellerin keineswegs mehr unbekannt und unbewährt, als sie sich mit ihrem Roman »Borwin Lüdekings Kampf mit Gott« (der jetzt als Buch bei Cotta erschienen ist) den Preis errang. Für die Bedingungen des Preisausschreibens kam ihr zudem ein Umstand zugute, der sich sonst selten oder kaum mit feinerer und tieferer Begabung paart, der aber für den geforderten Zeitungsroman eine der wichtigsten Vorbedingungen war: Elsa von Bonin war gewohnt und geübt, ihre Romanwerke nicht in festgeformten, nach mathematischen Grundsätzen aufgeführten Blöcken aufzurichten, sondern sie bevorzugte, geleitet von mehr gefühlsmäßigem, oder sollen wir sagen naiv-weiblichem Instinkt, die scheinbar willkürlich zerstreute pavillonartige Anlage, d. h. sie zerlegte und gliederte ihre Handlung von vornherein in kleinere, mehr oder minder in sich gerundete Abschnitte, die doch nach den andern schon hinüberschauen, auf sie vorbereiten und spannen. Das war's, was die Zeitungen wollten und was dieser Preisbewerberin wohl vor andern einen Stein im Brett sicherte.

Das war's aber auch, was dem Zeitgeschmack oder dem Zeitrhythmus, wie man heute gern sagt, feinspürig entgegenkam. Diese lockere, vielfach gebrochene Technik entspricht der Nervosität unsrer Tage, stellt sich auf sie ein und listet ihr Vorteile ab — was beileibe noch kein unbedingtes Lob für sie sein soll. Auch in »Borwin Lüdeking« muß man sich erst an sie gewöhnen. Zunächst wirkt sie mehr zerstreuend als sammelnd, wie ein Licht, dessen flackernde Flamme in einem unausgesetzten Luftzug nicht zur Ruhe kommen kann und seine Schatten bald hierhin, bald dorthin wirft. Erst allmählich gewinnt man die Sicherheit, daß doch alle diese Ansätze, so jäh sie oft ihren Schauplatz und ihr Motiv wechseln, eine bestimmte Linie und einen festen Weg verfolgen, den Lebens- und Schicksalsweg des Großkaufmanns Borwin Lüdeking, eines Mannes von straffster Energie, rastlosem Arbeitsdrang, er-



Aufn. M. Obergaßner München

Elsa von Bonin

folggekröntem Schaffen und reichem persönlichem Innenleben. Dieser Weg führt ihn den schmalen, gefährlichen Grat zwischen zwei Frauen oder vielmehr zwei Familien: der legitimen, repräsentablen, von der die Welt weiß und die eine Rolle in der großen Gesellschaft spielt, und der illegitimen, die von dem Herzensdrang der noch nicht nach Vorteilen und Zweckmäßigkeiten fragenden Jugendliebe geweiht ist. Es ist nichts von Leichtsinn oder Frivolität in diesem Doppeldasein, vielmehr ein stetes, freilich von vornherein zum Scheitern verurteiltes Streben, der außergewöhnlichen Lage nach den Geboten des Gewissens und der Verantwortung gerecht zu werden. Wären beide Familien kinderlos, so würde Borwin Lübeking auch in dieser schwierigen Lage wohl Sieger bleiben, wie er so oft in seinen wirtschaftlichen Kämpfen und Krisen Sieger bleibt. Von den Kindern aber, zumal den illegitimen, denen er sich nicht entziehen kann und will, auch als das Band, das ihn mit deren Mutter verbindet, schon gelockert ist, bringen Kräfte und Strömungen in sein Leben, der er nicht mehr Herr zu werden vermag, wenigstens nicht mehr so souverän, wie er's gewöhnt ist, und die, wie an seinen Sinnen, so auch an seiner Seele und seinem Verstand zerren. Die Komödie, die er fast zwei Jahrzehnte lang den Leuten vorgespielt hat, droht zum Trauerspiel zu werden: fern ist ihm Marie, die Jugendliebe, ferner noch beinahe, was er für diesen Verlust hatte eintauschen wollen, die eigne, sich an eitle Sensationen verlierende Frau, am fernsten sind ihm die Kinder, die sich mehr und mehr von ihm lösen oder bedenkliche Wege einschlagen. Aber schließlich ist es doch eins dieser Kinder, das ihn »rettet« oder vielmehr zum Kampf mit Gott zwingt, der immer, ende er wie er wolle, ein Segen für den Menschen, der seiner gewürdigt wird.

Dieser »Kampf mit Gott«, also das innere Thema, kommt nun freilich in dem Gefüge des Romans zu kurz. Er steht am Ende des Weges, aber er begleitet und durchwirkt diesen Weg nicht. Zu viel Ablenkendes und Abseitiges geschieht. Darin zeigt sich allerdings eine bemerkenswerte Erfindungskraft, eine erstaunliche Gabe, Menschen der verschiedensten Wesensart zu zeichnen und kontrastreich in satten Farben voneinander abzuheben, und vor allem eine ganz und gar nicht weiblich sentimentale oder idyllische Fertigkeit, auch Ereignisse und Begebenheiten des großen gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens in bewegten Bildern zu meistern. Manches davon ist Wildwuchs, der ein wenig die Schere und den Zirkel brauchte, vieles aber auch steigt schlank und gerade, kraftvoll und zielgewiß über sich selbst empor und trägt stolz und sicher seine Früchte. Der Reichtum dieser Schriftstellerin ist groß genug, um fallen lassen zu können, was sie nicht reizt, oder um sich mit Andeutungen zu begnügen, wo die Ahnung mehr ist als das Wissen. Daher die nirgends aussetzende Spannung, mit der man ihrer Erzählung folgt, selbst da oder erst recht da, wo sie in Romanhaftigkeit ausartet. Diese Frau darf es sich leisten, nicht nur zu singen, sondern auch zu hüpfen wie der Vogel, »der in den Zweigen wohnet«. Denn sie ist der Natur verbunden und dem Leben vertraut, und das ist mehr wert als alle technisch vollendete Künstlichkeit. F. D.

Unter Tieren

So nennt Manfred Kyber den zweiten Band seiner Tiererzählungen (Stuttgart, Walter Seifert; geb. 5 M.), und schon dieser Titel sagt Wesentliches über den Charakter des Buches aus: hier, lieber Leser und noch willkommenere Leserin, wird keine Scheidewand vermeintlich höherer Vernunft aufgerichtet zwischen Mensch und Tier, hier fühlen sich beide auf gleicher Stufe ganz »unter sich«. Man könnte glauben, daß Kyber diesen naturverbundenen Standpunkt erst aus seiner Einsamkeit in der Löwensteiner Berglandschaft oberhalb Weinsbergs gewonnen hat, wo dem heimatvertriebenen Balten nach unsteten und unwirtlichen Jahren endlich wieder ein Notdach zuteil geworden ist. Aber darin würde man irren. Kyber hat diese Verschwisterung mit den Tieren schon mitgebracht, hat sie wohl in die Wiege gelegt bekommen; ich erinnere mich, daß diese Tierliebe, der »untrüglichste Gradmesser für die Herzensbildung eines Volkes und Menschen«, wie Berthold Auerbach meint, schon durch seine frühesten Erzählungen schwang. Jetzt freilich ist sie ihm zur sittlichen Weltanschauung geworden, die den Grund seines Wesens ausmacht und alles Absichtliche abgestreift hat. So wachsen die Tiergeschichten aus ihr heraus, natürlich und ungezwungen, überhaucht von einem goldenen Humor, der sich immer erst einstellt, wenn Schöpfer und Geschöpf eins geworden sind. Schon Kybers Namengebung ist etwas Köstliches: der Hamster heißt bei ihm Ambrosius Dauerspeck, die Maus Mariechen Knusperkorn, ein alter, würdiger Affe wird Euer Fellgeboren, ein Marabu Geheimer Medizinalrat tituliert, ein Huhn hört auf den Namen Dorothea Silberbein, eine Ente läßt sich Emilie Schlapperfuß rufen. Und sehen die Tintenfische nicht wirklich aus, als wenn sie alle Karlchen Krake, und die Schwämme, als wenn sie Isidor Schluckigel hießen?

Doch glaube man nicht, daß sich der menschenvergleichende Sinn der Kyberschen Tiergeschichten in solchen humoristisch-satirischen Äußerlichkeiten erschöpft! Erst wer in ihr Inneres lugt,

erkennt, was sie uns, dem homo sapiens, zu sagen haben. Denn alle wenden sie sich vom Tier an den Menschen, alle klopfen sie irgendwie an unser Herz oder Gewissen, jede hat uns etwas Ernstes, manchmal Bitteres, öfters Tröstliches und Versöhnendes zu künden, und ein paarmal öffnen sich aus diesen kleinen Geschichten sogar weite und tiefe Blicke ins Völkerleben und die Geschichte der Menschheit. Gekrönt wird das Buch durch die fast seine kleinere Hälfte ausmachende legendenhafte Erzählung »Das Land der Verheißung«, eine Franz-von-Assisi-Geschichte, die den Lesern der Monatshefte bekannt und gewiß noch in bester Erinnerung ist.

Nur einmal entgleist Kybers Tierliebe. Das geschieht in der Geschichte »Nachruhm«, die von dem Empfang des berühmten Anatomen im Jenseits erzählt, oder vielmehr in dem »Paradies«, das er sich selbst bevölkert hat. Denn hier stehen alle Opfer seiner Vivisektionskünste als unbarmherzige Ankläger und Richter gegen ihn auf und versperren ihm den Weg zu Gott ... Wie kann einer so liebevoll gegen die Tiere und so grausam gegen den Menschen sein! Gibt es nicht auch in der Tierwelt Räuber und Mörder in Massen, und hat nicht dieser Mann der Wissenschaft alles, was er tat, in dem redlichen Bemühen getan, der leidenden Menschheit zu helfen? Nein, hier wird Kyber sentimental, verliert den Boden unter den Füßen und ruft uns in Erinnerung, daß es gut und angebracht sei, die Tiere auch einmal kühl naturwissenschaftlich zu betrachten.

Dazu gibt es erwünschte Gelegenheit in Franz Kervins »Tierbuch« (Zürich, Rotapfel-Verlag). Dieser Schweizer Tierbetreuer berichtet nur nach eignen exakten Beobachtungen, berichtet von Fischen und ihrem keineswegs immer »kaltblütigen« Liebesleben, von der Kinderstube im »Glaskasten«, wie er sein selbstgebautes Aquarium nennt, und von dem Riesenfischzug in der Bucht von Rapallo, der ihm mit seiner tausendfältigen Beute, aber noch mehr mit dem schier unzerstörbaren Willen zum Leben staunende Bewunderung abringt; vollzieht an den Eulen und Käuzchen, diesen mit Unrecht mißachteten »Nachtvögeln«, eine warmherzige Ehrenrettung und erzählt von Dohlen und Falken allerlei hübsche spaßhaft-ernste Geschichten, wobei auch er, der sonst durchaus nicht anthropomorph eingestellt ist, sich die menschlichen Parallelen nicht verkneifen kann. Fast dramatisch geht es in dem Kapitel »Ausreißer« zu. Erstaunlich, auf welche Listen und Kniffe selbst für dumm verschriene Tierchen sich verstehen, wenn die Freiheit lockt! Aber zuletzt, wo von Tierfreundschaften und vom Tiersterben die Rede ist, wird auch dieser Exakte zum Dichter, der einen verklärenden Schein um Hund und Katze, Waldkauz und Ohreule, Kanarienweibchen und Kaninchenmutter webt. Ernst Kreidolf, der Schweizer Maler, hat sechs farbige, etwas phantastisch geratene Bilder zu dem Buch beigesteuert.

Aus dem Norwegischen, von J. Sandmeier in sauberes und lebendiges Deutsch übertragen, kommt der Roman »Der Troll-Elch« von Mikkjel Fönhus (München, C. H. Beck; in Leinen geb. 5,50 M.). In den Troll-Elch, so raunen sich die Leute aus dem Rétal zu, sei die Seele eines Menschen gefahren, und Gaupa, der Jäger, kennt nur noch den einen Wunsch, ihn zu erlegen. Aber so leicht ist das nicht getan. Beide, Jäger und Wild, werden miteinander alt, bis sie sich endlich zu fassen kriegen — auch nur, um zusammen unterzugehen. Diese Tier- und Jagdgeschichte wird erzählt von einem Bauern aus dem norwegischen Hochgebirge, der aus einer reichen Seele, einem unendlichen Jagdgefilde und einer von Geschlechtern ererbten, ihm in Fleisch und Blut übergegangenen Jagderfahrung schöpft. Dies haben sie fast alle, die jetzt — entgegen der von Ibsen beherrschten, im Psychologisch-Problematischen wurzelnden nordischen Literaturepoche — aus dem nordischen Leben zu uns sprechen: Meer, Wald und Gebirge lassen den Atem von Kraft und Frische durch diese Geschichten gehen, und eine Verwandtschaft mit der Tierwelt beseelt sie, die den Erlebern und Erzählern unmittelbar aus der Urheimat bewahrt geblieben scheint.

Allein die Wirklichkeit, wird uns versichert, sei der Dichter in der Biographie eines Schimpansen, die der englische Verfasser, Cherry Kearton, in kameradschaftlicher Zuneigung und Dankbarkeit »Mein Freund Toto« nennt und mit achtzehn Augenblicksaufnahmen aus dessen Leben begleitet (Charlottenburg, Verlag Williams & Ko.). John Hagenbeck hat dem Buche ein Geleitwort gegeben, er, der selbst sozusagen »unter Tieren« aufgewachsen ist. Auch er versichert uns, daß dies Affengenie in Mr. Kearton einen durchaus wahrheitsgetreuen und glaubwürdigen Biographen gefunden hat. Mitten im afrikanischen Urwald wird Toto dem Erzähler geschenkt, aber bald macht er sich dank seiner angeborenen »Intelligenz« mit den wichtigsten Kulturgewohnheiten vertraut: mit Kämmen, Bürsten, Waschen und Zähneputzen, mit der Krankenpflege und sogar dem — Rauchen. Mit seinem Mut ist es freilich sonderbar bestellt. Während er einen hitzigen Kampf mit Hunden siegreich besteht, läuft er vor einer gackernden Henne schmählich davon. Toto wurde von seinem Herrn nicht etwa »dressiert«; er war ein Nachahmungsgenie und lernte alles, indem er es beobachtete und dann nachzumachen suchte. Das Schönste an ihm aber war, daß mit seiner Klugheit, wie es beim Menschen leider oft geschieht, nicht etwa seine Dankbarkeit und Kameradschaftlichkeit abnahm.

Nicht nur unter den Menschen, auch unter den Tieren gibt es Genies der Freundschaft. So eins war Toto, der Schimpanse, und so eins war Lálo, dem Bengt Berg, der schwedische Forscher, sein Buch »Mein Freund, der Regenpfeifer« gewidmet hat (Berlin, Dietrich Reimer / Ernst Vohsen; geb. 7 M.), derselbe, dem wir schon das entzückend lebendige und humorvolle Buch »Mit den Zugvögeln nach Afrika« verdanken (vgl. Dezemberheft 1924). Dieses neue ist schlanker, aber fast noch gehaltvoller, wenigstens, wenn man zunächst auf den Gemütsinhalt und nachher erst auf die ornithologische Wissensfülle sieht. Denn mehr noch als jenes ist dieses mit dem Herzen geschrieben, und freier noch als dort braucht hier der Humor seine Flügel. »Dies ist die schier unglaubliche Geschichte von einem Vogel, der in einer öden Berggegend Lapplands mit drei wandernden Männern gut Freund wurde. Die Männer waren ein Finne, ein Lappe und ich« — so beginnt das Buch, und dieser muntere Erzählerton geht durch die ganzen 112 Seiten hindurch, um uns alsbald zum tätigen, mit allen Sinnen und Fibern beteiligten Kameraden der vier Freunde zu machen. Ich sage absichtlich: die ganzen 112 Seiten, obgleich ein gut Teil davon von den 74 eingefügten Abbildungen, eigens für diesen Stoff gemachten Naturaufnahmen, gefüllt ist. Denn auch diese Bilderflächen erzählen, erzählen von Land und Leuten, Licht- und Luftstimmungen Lapplands, am meisten und schönsten aber von dem Regenpfeifer selbst. Natürlich vermag ein Regenpfeifer nicht mit so dramatischen Allotria aufzuwarten wie ein Schimpanse, aber was ihm darin abgeht, ersetzt er reichlich durch die feinen Nuancen seines Gehabens und Gebarens, für deren Beobachtung und Schilderung ihm hier freilich ein Meister der Tierpsychologie geschenkt worden ist. — Das neueste Buch Bengt Bergs, nach dem riesigen afrikanischen Schuhschnabelstorch oder Walfischkopfkönig, dem seltsamsten Vogel der Welt, »Abu Markúb« genannt (ebenda; geb. 9,50 M.), kann sich mit dem vom Regenpfeifer nicht vergleichen, obgleich es mit nicht weniger Witz und Humor geschrieben ist. Aber es zersplittert sich an zu verschiedene Tiere des Dschungelgebiets: an Elefanten, Riesenstörche, Krokodile, Nilpferde, Panther, Kobras usw., und bei diesem Schweden sticht nun mal der Vogelfreund und Vogelkundige alle andern zoologischen Interessen und Kenntnisse aus. Geschlagen werden zwar die beiden andern Bücher durch die Ausstattung dieses neuesten: 104 meistens ganzseitige Abbildungen, alle mit der Filmkamera aufgenommen — damit kann weder Lálo, der Steppenbewohner, noch der nach Afrika segelnde Kranichzug wetteifern.

Wie Kyber, so sind den Lesern der Monatshefte auch Kapherr und Hochgreve, nach Persfalls und Löns' Tode wohl die bekanntesten Tier- und Jagdschriftsteller, liebe Freunde geworden. Beider Art unterscheidet sich allerdings gründlich von der Kybers. Kommt bei ihm überall der Romantiker, zuweilen sogar der Mystiker zum Vorschein, so sind die beiden andern durchaus Realisten und — nun eben Jäger, während ich mir nicht gut vorstellen kann, daß der Verehrer des heiligen Franz jemals die Büchse auf ein äsendes Reh angelegt hat

Egon von Kapherr hat uns in »Möff Pürzelmann« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) die Geschichte eines wilden Schweins erzählt, vom ersten Tage seines Daseins bis zu seinem ehrenvollen Tode als alter Keiler. Aber manchmal weiß man nicht recht: ist Möff der eigentliche Held dieser Geschichte, oder ist es die Natur, sind es die wechselnden Jahreszeiten mit ihrem Keimen, Blühen und Früchtetragen, mit ihrem Sommerüberfluß und ihrer Winternot? Der Mensch, das »Zweibein«, spielt auch hier keine sehr rühmliche Rolle. Er greift hart und grausam ein in das Geschick des Wildes, stört und verwirrt mit teuflischer Lust seine natürlichen Bahnen und Schicksale, während es doch auch ohne ihn an Komödien und Tragödien in Busch und Flur nicht fehlt. Paul Haase hat den »Möff Pürzelmann« mit 18 skizzenhaften Federzeichnungen bedacht.

Vor Wilhelm Hochgreves Tier- und Jagdbuch »Familie Borstig« (gleichfalls mit Federzeichnungen von Paul Haase; Leipzig, E. Haberland) steht ein Motto von Börries von Münchhausen:

Mich soll einmal des Waldes Erde haben,
Tief drin im Walde sollt ihr mich begraben!
Um die Hirschhaut, darin ihr mich legt,
Die Buche die feinen Wurzeln schlägt
Und hält mich in ihren Armen fest,
Wie die Mutter ihr totes Kind nicht läßt.

Damit schon stellt es sich an die Seite von Kapherrs Büchern, wenn es seine Stoffe auch nicht so kunstvoll zur Novellen- oder Romanform durchführt, sondern den Dichter oft zum Schilderer und den Schilderer manchmal zum Naturwissenschaftler macht. Sein Grundton ist mehr dramatisch als lyrisch, und wenn man unter den 35 Geschichten und Skizzen der »Familie Borstig« (einem Stichworttitel, der den Stoffkreis nicht umfaßt) einen Qualitätsunterschied machen will, so würde der Preis denen zufallen, die von den Kämpfen des Mordhirsches, der gespenstischen Wildheit des Kubers, den Bedrängnissen und Listen Reinekes, den Niederträchtigkeiten der Krähe, den Lustfahrten der Eichkatze, den zigeunernden Abenteuern des Wildhundes und andern dramatischen Begebenheiten aus Wald und Heide erzählen. Trotzdem vergißt auch Hochgreve nicht, daß der Heger mehr ist als der Erleger, und daß zutiefst in einem echten, rech-

ten Weidmannsherzen die Liebe zu Wild und Wald sitzen muß.

Noch ein dritter Mitarbeiter unsrer Hefte fordert und verdient ein freundliches Geleitwörtchen für sein neuestes Buch. Das ist Dr. Ludwig Franck, dessen Herz und Seele der Kleintierwelt gehört. Er hat schon früher ein Erlebnisbuch von den Kleintieren geschrieben, das Poesie genug in sich hat, um seinen Titel »Kinder des Sommers, Kinder der Sonne« tragen zu können. Jetzt legt er ein Gegenstück dazu vor: »Lurich und Larich«, ein Erlebnisbuch aus der Teichwelt (mit Zeichnungen von Hermann Wilke; Braunschweig, Amthorsche Verlagsbuchhandlung), und setzt ihm das an Goethe anklingende Motto vor: »Glaube nicht, daß ein Frosch kein Bruder von dir sei!« Und warum sollen wir es uns nicht gefallen lassen, wenn auch mal die Kröten und Frösche, Unken und Salamander zu ihrem Ehrenretter und Propheten kommen. Franck überzeugt uns bald, daß auch das Leben dieser Naturkinder, deren Äußeres so wenig besticht, deren Herberge der Teich und der Sumpf, deren Zeiten die Nacht und der Abend sind, viele ausgesuchte Freuden und seltene Reize für den unbefangenen Tierfreund haben. Freilich gehört Geduld dazu, sie bei ihrem Tun und Treiben zu belauschen und durch die schleimige Oberfläche in ihren Charakter, ihr Wesen zu dringen. Bringt man aber diese Geduld auf, so entdeckt man an ihnen sogar die »Perle der Tiefe«, den Humor. »Was der Teckel im Hundereich, das ist der Frosch im Tierkreis der Lurche,« sagt Ludwig Franck.

Längst ist die ethisch-erzieherische Bedeutung des Tierbuches auch für die Jugendlektüre erkannt worden. »Der kleine Tierquäler«, sagte Jean Paul, »erwächst gewiß zu einem harten, grausamen Manne«, und Schopenhauer ergänzte das: »Mitleid mit den Tieren hängt genau mit der Güte des Charakters zusammen.« Nun spielt zwar heute der erzieherische Wert der Jugendschrift eine untergeordnete Rolle; schon vor dreißig Jahren haben die Hamburger Volksschullehrer Bresche in diese Bewertung geschossen, und die Republik hat dann das weitere getan. Aber es bleibt beim Tierbuch ohnedies noch genug an Werten für die Jugend übrig. Das hat auch die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin erkannt und deshalb in ihren »Tierbüchern« (Berlin, Werner Kube) für eine Auswahl der schönsten Tiergeschichten gesorgt. Da gibt es schon jetzt unter den Titeln »Der Herr des Urwaldes« und »Löwen« Elefantengeschichten und Erzählungen von Jagden und Abenteuern; »Meister Petz« wartet mit Bärengeschichten auf; der Band »Wölfe« bringt Bilder aus dem Leben Isegrims und der »Kleine Räuber« betitelte Geschichten vom Igel, Maulwurf, Marder, Hermelin und Dachs. Die Bände, je mit fünf Zeichnungen von Jan Blisch, sind gleichmäßig ausgestattet und lassen unter ihren Beiträgern die besten Namen der Tierkunde und Tierschilderung aufmarschieren. Besonders erfreulich, daß neben den Wirklichkeitsschilderungen auch die Stimme der Sage und Dichtung zu ihrem Recht kommt. Die Illustration ist bescheiden.

Um so reichhaltiger und glänzender ist die Ausstattung des Werkes »Das Leben der Vögel« von Friedrich von Lucanus gelungen (Berlin, Aug. Scherl). Schon die fast anderthalb hundert Textabbildungen zeichnen sich durch Frische, Lebendigkeit und Natürlichkeit aus; vollends aber die 19 eingefügten farbigen Tafeln von Erich Schröder sind in inhaltlicher, künstlerischer und technischer Hinsicht Muster ornithologischer Darstellung. Der Verfasser ist keiner vom Fach, sondern ein Liebhaber. Aber das braucht uns nicht zu stören. Denn seit seiner frühesten Jugend war die Beobachtung der Natur und ihrer Geschöpfe seine höchste Lebensfreude, und auch Waffendienst und Weidwerk konnten diese Liebe nur noch vertiefen und bereichern. So wurde die Erforschung der Vögel seine Lebensarbeit, und wenn er nun deren Ergebnis, eine gemeinverständliche Schilderung vom Leben, von der Entwicklung, den Sitten, Gewohnheiten und dem »Seelenleben« der Vögel, vor uns ausbreitet, so tut er es in voller Verantwortung vor der wissenschaftlichen Biologie, die gerade für die Vögel in letzter Zeit so viele Fortschritte zu verzeichnen hat, aber auch mit nicht geringerer Verantwortung vor all den Geschmacks- und Gemütswerten, die dies Thema birgt.

Ich will den Schlußstrich ziehen, da trifft mein Ohr ein ungnädiges Knurren und Bellen, als protestiere einer aus tiefster sittlicher Empörung dagegen, daß gerade er vergessen sei. So menschlich-musikalisch knurrt und bellt nur einer: Bonzo, Herr Bonzo, demnächst Ritter von Bonzo, der urkomische Bullterrier, ein Kreuzungsprodukt vieler Rassen und Typen, das enfant terrible der Hundewelt. Ich will nicht verraten, was er alles anstellt, Bonzo in der Stadt, Bonzo in der Sommerfrische, Bonzo am Meer, Bonzo als Abenteurer, Bonzo als Misse-, aber auch als Gut- und Wohltäter. Das muß man zur Diätetik des Zwerchfells und der Seele in den kleinen, reizenden Heften lesen und betrachten, die George Jellicoe, Bonzos Biograph, geschrieben, G. E. Stubby, sein Porträtist, schwarz und farbig illustriert und Helga Kundt uns aus dem Englischen ins Deutsche übertragen hat (Wien, Arthur Wolf). Wer da nicht lacht, ist ein Sauertopf und unverbesserlicher Bösewicht, und Bonzo mit der Burgundernase und den Pökelbeinen ist gegen ihn ein schneeweißer Unschuldsengel. F. D.



Hermann Fischer: Liegender Rehbock

Von Kunst und Künstlern

Anselm Feuerbach: Spaziergang — Arthur Illies: Gethsemane — Gerhard Janensch: Mutter und Kind — August Rieper: Duett — Ludwig Muhrmann: Geflügelrupferin — Carl Kappstein: Ochsenwäsche — Julo Fehr: Schiffe im Hafen von Lussingrande — Paul Jos. Wehrle: Landschaft bei Arosa — »Blütenschnee.« Nach einer Aufnahme von Fred Wodassek — Drei Tier- und Jagdzeichnungen von Hermann Fischer

Über seinen »Spaziergang«, ein Ölgemälde, das im Jahre 1867 in Rom entstand, zu einer Zeit, als der achtunddreißigjährige Anselm Feuerbach, durch seinen regen Berliner Verkehr mit der Familie des Bildhauers Reinhold Begas erfrischt und ermuntert, sich mit großen Entwürfen, wie dem »Ricordo di Tivoli«, der »Medea« und der »Bianca Capello«, beschäftigte, mag der Maler selbst sprechen, war es ihm doch wie kaum einem zweiten seiner Generation vergönnt, auch in Worten auszudrücken, was ihn bei seinen Schöpfungen bewegte. »Ich bin außerordentlich tätig, ich lebe gesellig, leicht und elegant«, schrieb er am 1. Februar 1867 an seine Mutter. »Von der Lieblichkeit meiner modernen Damenbilder hast du gar keine Ahnung, sie sollen die Blumen sein, die Gold bringen ... Das neue Bildchen sind zwei junge Damen, die über die Wiese gehen, eine Blumen pflückend, die andre mit einem Hündchen scherzend, welches fast ganz in dem hohen Grase ersäuft.« Ist hier schon die glückfrohe Seelenstimmung angedeutet, aus der das Bild erwuchs, so noch deutlicher und freudiger in den Worten: »Ich habe geistig einen Riesenschritt getan ... Das ganze Geheimnis ist: man gebe dem Künstler Muße und Ruhe bei mäßigem Glück, und wenn er etwas Schönes vollendet, so bezahle man ihn anständig. Meine Stärke liegt im Gemüte, welches in sich heiter und großdenkend ist.«

Während bei Feuerbach in dieser römischen Schaffensperiode alles Leichtigkeit, Heiterkeit und Frühlingsglanz atmet, finden wir in dem Bilde »Gethsemane« des Hamburgers Arthur Illies (vgl. den Aufsatz von Fritz Flebbe über ihn im Heft 834) die ganze düstere Schwere und tragisch-dramatische Wucht der niederdeutschen Problematik. Der hier aus Todesnöten zu seinem Herrn und Vater ruft oder schreit, ist ein Einsamer, Verlassener und Verzweifelnder, der weder auf Liebe noch Erbarmen zu hoffen scheint. Und doch: diese verkrampften harten Bauernfäuste, dieser mächtige Nacken, dieses breite, trotzige Gesicht und diese eiserne Stirn, sie werden sich so leicht nicht ergeben. Sie wer-

den noch in ihrer letzten Stunde mit dem Schicksal und mit Gott ringen, wie Jakob mit dem Engel des Herrn rang, und sie werden sich für ihre Qual den Segen und die Gnade erkämpfen.

Die Besänftigung des Gefühls, nach dem dies harte, fast grausame Bild verlangt, kommt von dem Marmorrelief »Mutter und Kind« des Berliner Bildhauers Gerhard Janensch. Hier ist alles in sanften harmonischen Formen gehalten und zu einer Ausgeglichenheit geführt, die fast ein wenig kühl anmutet. Müßte man nicht annehmen, daß ein Porträt, sogar ein Doppelporträt gegeben werden soll, so wäre die sich abwendende Gelassenheit, mit der die Mutter die Zärtlichkeit ihres Kindes entgegennimmt, schwer zu verstehen. Als Porträtgruppe freilich ist die Komposition meisterhaft: sie hat Ruhe und Bewegung zugleich und bei aller einschmeichelnden Gefälligkeit (die uns daran erinnern mag, daß Janensch, heute den Siebzig nahe, durch Thumanns, Schapers und Albert Wolffs Schule gegangen ist) doch etwas von der Monumentalität, die dieser Künstler in öffentlichen Werken, wie der Marmorbüste des Kurprinzen Friedrich Wilhelm im Berliner Tiergarten und dem Bronzestandbild Friedrichs des Großen in Glogau, bewährt hat.

Wie Janensch als ein Schüler der Berliner nachklassizistischen Bildhauerkunst, so wird der Münchner August Rieper, der Maler des Bildes »Duett«, sich dem Kenner der Stile und Schulen auf den ersten Blick als ein Schüler der F. A. Kaulbach und Seitz offenbaren. Er hat ihre Eleganz und edle Würde, die sich von den Figuren auf die Flächen der Wände und Türen überträgt, und hat die Distanz der Vornehmheit, die sich zwischen Objekt und Betrachter, aber auch zwischen Betrachter und Maler legt, so daß sich der Gedanke einstellt, dies sei das Werk einer entfernten, stillen Vergangenheit, die mit demselben Anstand ihre verschollenen Lieder singt, wie sie ihre verschollenen Kleider trägt. Daß hier auch alte Meister, insbesondere die Niederländer Jan Vermeer van Delft, Pieter de Hooch u. a., Pate gestanden haben, verbirgt sich nicht. Die »Figur in Interieur« ist noch heute Riepers Hauptfeld. Doch malt er neuerdings, mit erfrischter, heller und farbiger gewordener Palette, auch Bildnisse und frei aus der schöpferischen Phantasie gewonnene Stoffe: büßende Magdalenen, badende Nymphen, Zentaurenkämpfe, Elfenreigen u. dgl.

In Ludwig Muhrmanns »Geflügelrupferin« haben wir ein Bravourstück der Koloristik vor uns: das ist der erste entscheidende Eindruck des Gemäldes, und deshalb durfte es nicht anders als farbig wiedergegeben werden. In einer der letzten Großen Berliner Kunstausstellungen hing dies Bild in einem weiträumigen Saal neben vielen andern an keineswegs bevorzugter Stelle; aber kaum war man eingetreten, zog es den Blick auf sich durch seine satten, leuchtenden Farben, durch die glücklichen Kontraste und die delikaten Abstimmungen, mit einem Wort: durch die herzhafte Frische und Gesundheit, die von dieser Leinwand ausging. Es mag durch seinen Gegenstand und sein Beiwerk etwas an den jungen Liebermann erinnern — aber es ist zu fertig und sicher, als daß man länger als einen flüchtigen Augenblick an Vorbild und Abhängigkeit denken könnte.

Carl Kappsteins »Ochsenwäsche«, eine aus Ungarn stammende Schöpfung des bekannten Berliner Malers, zeigt, wie der Tier- und Jagdmaler, als der Kappstein in erster Linie gilt, aufgehen kann in den Landschaftsmaler. Ja, das Atmosphärische, die Luft- und Lichttöne, insbesondere der feuchte, silberblaue Wasserdunst, der die Tier- und Knabenleiber umhüllt, sind vielleicht das koloristisch Reizvollste an dem Bilde.

Julo Fehr, der Münchner Maler, der uns sein Aquarell



Hermann Fischer: Rehbock



Hermann Fischer: Heidejäger

»Schiffe im Hafen von Lussingrande« (Stadt auf der istrischen Insel Lussin im Golf von Quarnero) zur farbigen Wiedergabe überlassen hat, möchte Zeichnung und Farbe am liebsten ohne jedes Wort durch und für sich selber sprechen lassen. Er erinnert an Schwind, der einmal auf die Frage, wie er seine Zeichnungen mache, geantwortet haben soll: »Ich nehm' einen Bleistift zur Hand, und da fallt mir halt was ein«, und er meint, er würde sich, wenn er beim Malen unter der »Idee des Zwanges« stünde, wie der Tausendfüßler vorkommen, dem es im Laufe plötzlich einfallen wollte, sich darüber klar zu werden, mit welchem Fuße er jetzt eigentlich ansetzen müßte, und der dann, in verzweifeltes Berechnen verstrickt, kein Glied mehr rühren könnte. Unbefangenheit des Ausdrucks, klare, starke Farben, sicheres Gefühl für Raum und Größe der Zeichnung — wenn man das an seinen Blättern genießen könnte, würde Julo Fehr mit sich zufrieden sein. Solche energische Farbstimmung und solche Bestimmtheit der Silhouette fand er nirgends so stark ausgeprägt wie auf Lussin, dieser »Malerinsel« mit ihren überraschenden Ausblicken und ihren launischen Winkeln.

Einen ersten, hoffentlich nicht allzu verfrühten Gruß des Frühlings mag uns — neben Fred Wobassels Naturaufnahme »Blütenschnee« — Paul Jos. Wehrles Landschaft bei Arosa in Haus und Herz tragen! Es war schon Mai, als dies Bild gemalt wurde, aber dort oben in der Höhenlage von 1800 Metern über dem Meeresspiegel fing der junge Frühling eben erst an, sich schüchtern hervorzutasten. Die stark durchfurchten Matten haben über dem Grün noch einen bräunlichen Schimmer, denn der Schnee ist noch nicht lange geschmolzen, und vorsichtig, wie ein Schmetterling, der sich noch nicht recht getraut, seine Puppenhülle zu verlassen, streckt der Krokus seine lilaweißen Fühlerchen aus, um dann freilich, hat er einmal Mut gefaßt, im Nu die ganze Matte wie einen Teppich zu durchblümen. Aber auch im Blau des Himmels und im Weiß der Berge erklingt das Frühlingslied. Solche duftigen Wolkenstreifen und Wolkenflocken zaubert nur der Frühling hervor; solch bunte Maserung, wie sie sich im »ewigen Schnee« der Hochgebirgsgipfel zeigt, ruft nur der warme Hauch des Lenzes wach. Es ist die Gegend der Baumgrenze, aus der dieses Bild stammt; die Schneeberge sprechen schon ihre erhabene Sprache, aber die Lieblichkeit des Pflanzenwuchses ist noch nicht verstummt. Freilich, die Bäume sind spärlich und einsam geworden — vielleicht kommt es daher, daß eine Baumgruppe, wie der Maler sie gleichsam als Wächterposten auf sein Bild gesetzt hat, so groß, still und ehrfurchtgebietend wirkt. Wie denn die Töne dieses Bildes sich überhaupt mehr in den Himmel verströmen, als noch von der Erde gebunden und festgehalten werden.

Drei graphische Blätter von Hermann Fischer, von denen der Liegende Rehbock uns als »Tierporträt« besonders gut gelungen scheint, begleiten den Text. In dem »Heidejäger« erkennen wir Hermann Löns, den Heger und Jäger, den Dichter des Blauen, des Braunen und des Bunten Buches, und aus seinem »Kleinen Rosengarten« klingt das Lied vom »Eifersüchtigen Jäger« auf:

Ein Jäger und das bin ich,
Mein Kleid und das ist grün;
Eh daß die Sonne scheinet,
Muß ich zu Holze ziehn ...

F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Alfred Sattler in Braunschweig.
Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Westermanns Monatshefte



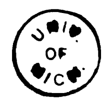
Mai 1927

71. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Verlag von Georg Westermann / Braunschweig / Berlin / Hamburg


Die Lieferung der
neuen Mercedes-Benz-Modelle
hat eingesetzt!
Unsere Produktion steigt von Woche zu Woche!
Unsere Niederlassungen und Vertreter verfügen schon über Vorführungswagen. Versäumen Sie nicht, diese zu besichtigen. Wir geben Ihnen die Möglichkeit, zu prüfen und zu vergleichen. Auch Sie werden die Überlegenheit der neuen MERCEDES-BENZ-Modelle bestätigen.
Unsere Preise sind fest und immer noch dieselben wie bei der Berliner Automobil-Ausstellung bekanntgegeben:
8/38 PS
Offener Viersitzer RM 7800.–
Innensteuerlimusine (zweitürig) RM 8600.–
Innensteuerlimusine (viertürig) RM 8900.–
12/55 PS
Offener Sechssitzer RM 11800.–
Pullman-Limusine RM 13800.–
2-sitz. Cabriolet . RM 12800.–
Unsere Organisation steht zu Ihrer Verfügung!
DAIMLER-BENZ A. G.
Stuttgart-Untertürkheim
MERCEDES
BENZ
HENRY





Richard Pietzsch: Fronleichnamprozession in Tölz

Aus der Ersten Allgemeinen Kunstausstellung in München 1926


Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 849 Mai 1927

Die Wandlung in Schloß Buchen

Roman von Elsa v. Bonin

II

Müde und vollkommen lustlos erwachte Tessen am späten Morgen im Zimmer des Referendars. Sie begrüßten einander kühl. Tessen beeilte sich, fertig zu werden, dankte dem andern und machte, daß er fortkam.

Sollte er jetzt zu Hause erscheinen? Sie würden alle mit Fragen und Vorwürfen über ihn herfallen, das war klar. Wie konntest du? Warum hast du nicht lieber!

Sollte er zu Erich? Nein, noch brannte ihm die Erinnerung an jenen im Ekel verzogenen Mund in den Augen. Wohin also? Wenn er in seiner Stube allein gesessen hatte, um die Zukunft zu überdenken, so hatte er wohl vor sich hingeredet: Ich will in die Welt. Aber jetzt, da es so weit war, entpuppte sich dies als eine alberne, großmaulige Phrase. In die Welt ohne Geld — vielmals brummte er diesen blöden Reim vor sich hin.

Noch ehe es dunkelte, hatten ihn dennoch seine Füße nach Hause getragen. Mit dröhnend klopfendem Herzen stand er da und wartete auf das bekannte Knarren der Diele, das immer dem Öffnen der Korridortür voranging.

Elisabeth ließ ihn ein. »Gott sei Dank, Tessen!« rief sie mit lautem Aufschrei, als sie ihn erblickte, und lief in die hinteren Räume, wo sogleich Stimmen und Ausrufe hörbar wurden.

Tessen ging in sein Zimmer und legte das Gesicht in die Hände. Aber es war natürlich nicht der Augenblick, sich dem Ansturm der Gedanken und Stimmungen hinzugeben, die ihn überfallen hatten, seitdem er wieder an diesem kleinen Tisch saß, auf den er so oft als Knabe die Arme gelegt hatte. Nein. Er würde zu den Eltern hineingehen und Rede stehen müssen. Es war ganz sinnlos, mit der Hand die harten, abgestoßenen Kanten des Tisches zu liebkosen.

Langsam erhob er sich und trat bei seinen Eltern ein. Der erste Eindruck, den er empfing, war der der Rührung und des Bedauerns. Blaß und ein wenig eingesunken, ein Zittern in den Händen, das er vergeblich zu verbergen suchte, trat sein Vater ihm entgegen. Er streckte verlegen die Hand nach der des Sohnes aus und murmelte irgend etwas von Wahrheit die Ehre geben und Mut des Bekenntnisses. Ach, es klang nach Salbaderei und Heilsarmee.

Seine Mutter warf sich weinend an seine Brust und begann in aufgeregtem Ton auf ihn einzureden, welchen schrecklichen Kummer er seinen Eltern bereitet hätte. Wie sie ihn immer gewarnt habe, sich in Streitigkeiten andrer hineinzumischen. Wohin habe nun sein Trotz ihn geführt!

»Später, später,« unterbrach der Vater in ärgerlicher Abwehr diese Vorwürfe, wandte sich langsam zu seinem Schreibtisch und setzte sich.

Nun begann ein regelrechtes Verhör. Ob denn wirklich Drosedow der Täter sei, wie sein Freund Erich jetzt neuerdings behaupte? Aber ganz gewiß habe er doch nur die edelsten Motive gehabt —

»Er kann gut edel sein und dann weglaufen und andre in der Patsche sitzen lassen,« gab Tessen zornig zurück.

»Vielleicht, mein Sohn,« erwiderte sein Vater in deutlicher Abwehr, »standen wichtigere Interessen auf dem Spiel und verlangten seine Entfernung.«

»Ein feiger Hund ist er. Baut ihm nur goldene Brücken!« schrie, gänzlich außer sich, Tessen seinen Vater an.

»Das Opfer, das du brachtest, scheint dir bereits leid zu sein,« sagte der Vater in pathetischem Tonfall.

Erregt erhob sich der Sohn. »Ich habe kein Opfer bringen wollen,« schrie er, »und deshalb ist es auch keins. Ich bin einfach dumm und blöde in diese Sache hineingetappt, habe für ein Nichts zufällig gelitten und höre zu leiden auf, weil der Zufall es so fügt. Ein schönes Heldentum!«

»Du hättest an unsern Kummer denken sollen,« begann seine Mutter von neuem. »Bedenke unsre Lage: Verwandte und Freunde fragen erschrocken, ob es wahr sei, daß du im Gefängnis wärest. Was du denn getan hättest? Du hast doch auch mit den schrecklichen Betrügereien der Delagi und dieses Kellners zu tun gehabt, der sich einen brasilianischen Namen zugelegt hatte.«

Ach so, ja, das schob man ihm auch in die Schuhe? Was kam schließlich noch darauf an!

»Nun, so kategorisch wollen wir das doch nicht behaupten, liebe Luise,« sagte der Vater.

»Ach, laß doch,« gab Tessen, der kaum noch wußte, was er eigentlich sprach, zurück. »Es kommt ja gar nicht darauf an, was man alles auf mich lädt, denn ich gedenke überhaupt nicht, mich länger zum Packesel zu machen für alles, was andre Leute schief anfangen. Ich werde fortgehen und bitte euch nur, gebt mir etwas Geld, denn für den Anfang ist dergleichen wohl nicht ganz leicht.«

Der Vater starrte ihm erschrocken ins Gesicht und schwieg. Und so hätten sie wohl beide einander schweigend eine Weile noch angesehen, wenn nicht die Mutter den Sohn erregt angegriffen hätte: Wie? Das sagte er seinen Eltern ins Gesicht? Habe man darum ihn aufgezogen und sich tagtäglich Entbehrungen auferlegt, um seines Studiums willen, damit er jetzt in die Welt laufe? Habe er denn gar kein Ehr- und Pflichtgefühl?

»Er überlegt sich das noch,« unterbrach, mühsam mit seiner Stimme ringend, der Vater. »Vorläufig, Tessen, mußt du ja ohnehin für die Verhandlung dich bereit halten. Wir werden dann miteinander schon einig werden, wenn du dein Studium an einer andern Universität etwa fortsetzen willst. Es würde natürlich uns Opfer auferlegen.«

»Nein, Vater, danke!« antwortete Tessen. »Das ist gar nicht das Rechte für mich, immer eure Opfer anzunehmen. Heute kann ich dir noch aus ehrlichem Herzen dafür danken. Wer weiß, ob ich das noch lange könnte.« Tessen hatte seinem Vater die Hand hingestreckt und hatte ihren warmen, schon ein wenig müden Druck gespürt.

Seine Mutter reichte ihm die Hand nicht.

Und so ging er. — — —

Wenn Tessen später, und das geschah nicht selten, diesen unerwarteten Abschied überdachte, ergriff ihn immer Rührung und Bedauern. Nach Jahren noch, und als sein Vater längst dahin war, sah er seine große, ein wenig schon gebeugte Gestalt vor sich und fühlte den Druck der Hand. Warum habe ich dir nicht können mein Herz öffnen, dachte er, und warum verschlossest du das deine vor mir?

Es scheint wohl kinderleicht, alles hinter sich zu lassen, was war, wenn man ohnehin mit dem Ablauf der Dinge äußerst unzufrieden ist, aber es ist bedeutend schwerer, als es scheint.

Tessen war dem bisherigen Umkreis seines Lebens, war den Eltern, den Freunden, der Arbeit und dem Gericht entflohen, regelrecht und durchaus wissentlich. Was gewesen war, sollte zurückbleiben, und nun wollte er ein neues Leben aufbauen.

Das Geld, das er mithatte, Erspartes, konnte nicht lange reichen, das war einfach zu berechnen. Es mußte neues herbeigeschafft oder mindestens doch der Lebensunterhalt verdient werden. Aber das war gut, weil es endlich ein Ziel vorstellte, eine Aufgabe, der sich zu unterziehen lohnend erschien.

Freilich, den Gedanken, daß man so mir nichts, dir nichts aus sich allein heraus würde fertig werden können, mußte Tessen sehr bald aufgeben. Das Geld würde soundso lange reichen. Was aber dann?

Vielleicht war es am besten, einmal bei der Studenten-Arbeitsvermittlung nachzufragen. Er wäre freilich lieber heute noch aus dieser Stadt davongelaufen; aber tat er nicht besser, ein paar Tage den Arbeitsmarkt zu studieren, wo doch auch zuweilen für auswärts etwas in Betracht kam? Nein. Das war Unsinn. Er mußte vor allem von hier weg.

Wie mochte Drosedow es nur angefangen haben? Der hatte doch sicherlich nicht viel Geld erwischt, und dennoch schien er untergekommen zu sein. Ins Ausland? Ihm gab man ja überhaupt keinen Paß, da er in ein Strafverfahren verwickelt war. War das so schlimm? Konnte man nicht irgendwo heimlich über die Grenze? Und wohin? Nach dem sonnigen Italien vielleicht, diesem ritterlichen Lande, wo man seine Stammesgenossen wie Hunde in Ketten schirrte? Oder nach dem lieblichen Frankreich, das leichtfertige Burschen seiner Art einfing und seiner scheußlichen Fremdenlegion einreihte?

Wenn er sich an Erichs Vater wendete! Der würde ihm schon irgend etwas verschaffen. Ge-

schäftsleute hatten doch immer Verbindungen zu den großen Städten der Provinz.

Ja, wenn Erich nicht da wäre, vielleicht. Aber sollte er dem Freunde, der ihn so verächtlich angesehen hatte, jetzt mit Petitionen nachlaufen? Bring' mich unter! Verschaff' mir Brot! —

Nach einer bösen, ruhelosen Nacht, die Tessen voll Trotz und Zorn gegen sich selbst im Asyl verbracht hatte, stand er, reichlich früh für geschäftliche Angelegenheiten, im Bureau der Handelszeitung.

»Herr Doktor Diamant?« Der Angestellte, dem er sein Anliegen vortrug und den Namen von Erichs Vater als Empfehlung nannte, betrachtete ihn verwundert, fragte, ob er bestellt sei; er sei wohl ein Bekannter?

Da Tessen nicht geradezu widersprach, führte man ihn in das Arbeitszimmer des Redakteurs, wo er warten sollte.

Es verging geraume Zeit, und je länger Tessen vor diesem fremden Schreibtisch saß, je unruhiger wurde er. »Eine kolossale Frechheit!« sagte er vor sich hin. Doch. Das war es auch. Und was überhaupt erwartete er von diesem fremden und vielbeschäftigten Manne? Wie sollte er anfangen? Wäre es nicht besser, schleunigst fortzulaufen?

Unruhig drückte sich Tessen hinter die Lehne des Stuhles, denn er vernahm draußen Schritte. Die Tür öffnete sich. Jemand trat ein. Tessen blieb in seiner Stellung, während der andre sich hinten zu schaffen machte. Er hörte ein knackendes Geräusch, das etwa von der Behandlung der Nägel herrühren konnte, dann wurde ein Lied gesummt: »Hab' ich nur deine Liebe —«

Endlich trat Doktor Diamant auf seinen Schreibtisch zu. Aufgeschreckt fuhr Tessen hoch und bemerkte verlegen das erblassende und gänzlich verdutzte Gesicht des andern.

»Ja, wo kommen Sie denn her?« fragte Doktor Diamant.

Tessen nannte seinen Namen und bat zu verzeihen. Er leierte etwas herunter von Erichs Vater, von Stellenlosigkeit und Bitte um Rat und stand dann stumm und, wie ihm wohl bewußt war, blutrot im Gesicht vor dem andern.

»Setzen wir uns einmal,« sagte der Redakteur. »Von dieser Überraschung muß ich mich erholen. Ich dachte nämlich, Sie hätten so einen netten kleinen Mordversuch vorgehabt.«

Tessen verzog das Gesicht.

»Das brauchen Sie nicht weiter übelzunehmen,« fuhr der Redakteur fort. »Junge Leute aus anständiger Familie beschäftigen sich heutzutage leider mit so was. — Also Sie wünschen eine Stellung? Hier bei uns doch nicht?«

Nein. In der Provinz. Was auch immer.

Ja, das sei ja sehr ehrenvoll für ihn, meinte Doktor Diamant und lächelte Tessen freundlich zu, aber leider wisse er in diesem Augenblick gar nicht, wie er zu so viel Vertrauen komme, und noch viel weniger, wie er es rechtfertigen solle.

Tessen erhob sich schnell. »Ich sehe ein, daß ich unbescheiden war, und daß es überhaupt Unsinn ist, Sie hier zu belästigen,« fuhr er heraus. »Verzeihen Sie bitte!«

Doktor Diamant schob ihn wieder auf seinen Stuhl. Da Tessen nun einmal da sei, sagte er, immer noch lächelnd, so müsse man sehen, die Sache weiterzubringen. Was verstehe er denn zum Beispiel?

Tessen berichtete, er sei im dritten Semester. Er könne sagen, daß er im Privatrecht schon ziemlich bewandert sei, auch schon Strafrecht begonnen habe, sonst aber im öffentlichen Recht noch nicht viel wisse.

»Recht, Recht, wissen Sie,« erwiderte der Redakteur, »damit können wir wenig anfangen. Was hatten Sie sich denn für eine Stellung gedacht, zum Beispiel?«

Tessen wußte nichts zu antworten. Da jemand eintrat, der dem Doktor Akten vorlegte und auf tausend Fragen Antwort bekommen mußte, da, nachdem dieser gegangen war, das Telephon klingelte und der Doktor in eine längere Unterhaltung verwickelt wurde, der eine andre und noch eine folgte, fand sich Tessen, als es endlich wieder ruhig war, immer noch auf seinem Stuhl.

»Kennen Sie die Schwarzenhausener Gegend?« eröffnete Doktor Diamant die Unterredung wieder. »Ja? Na, sehen Sie mal. Mir fällt da gerade ein, in Schwarzenhausen — ist ja natürlich eine ziemlich jämmerliche Kleinstadt — da kenne ich einen Kommerzienrat, der hat da eine große Fabrik, und schließlich, in so einem Betrieb da findet sich doch dies oder das für Sie. — Wie? Was meinen Sie dazu?«

»Wenn Sie glauben, wenn Sie mir eine Empfehlung geben würden,« stotterte Tessen voll Freude.

Der Redakteur zog einen Bogen heraus und begann zu schreiben. »So, nun buchstabieren Sie mal Ihren Namen und Vornamen,« bat er. Als Tessen den Namen gesagt hatte, hob Doktor Diamant den Kopf, schien einen Augenblick nachzudenken und blickte Tessen prüfend ins Gesicht. »Haben Sie nicht mit der Drosebow-Sache zu tun?« fragte er. »Oder ist das ein Verwandter von Ihnen?«

»Nein. Ich selbst,« antwortete Tessen.

Doktor Diamant schlug mit der Faust auf die Tischplatte. »Ja, hören Sie mal,« sagte er laut und ärgerlich, »da finde ich es aber wirklich reichlich naiv, daß Sie hier zu mir kommen und empfohlen sein wollen. — Wie sind Sie überhaupt hier hereingekommen?«

Tessen erhob sich. »Ich kann ja wieder gehen,« erwiderte er.

Auch Doktor Diamant war aufgestanden.

»Vielleicht beurteile ich Sie falsch,« sagte er. »Berichten Sie mir, wenn Sie wollen —«

»Es ist ja nun doch bekannt und hat gar keinen Zweck, damit geheim zu tun,« begann Tessen. »Meinetwegen mag der Staatsanwalt bei seiner Anklage bleiben oder nicht. Ich habe ja doch alles hinter mir, als wäre ich ein Mörder oder Spitzbube, und es hilft mir gar nichts, daß nun alles ein dummes Mißverständnis gewesen sein soll. Ich konnte es nicht anders machen, und wenn das Gericht so stumpfsinnig ist und nicht weiß, daß man frühere Kameraden nicht verraten kann, die einen um Schutz bitten, so soll es mich meinetwegen bestrafen.«

Noch mehr, noch viel mehr an Empörung, Bitternissen und Verlassenheit strömte in dieser Stunde über Tessens Lippen. Hatte er überhaupt, nachdem die Unterredung beendet war, eine Ahnung davon, was er alles vor diesem Fremden ausgekramt hatte? — Nein. Er konnte sich darüber nicht einmal Rechenschaft geben.

Als er — nach Stunden — wieder auf der Straße stand, war auf einmal sein Herz leicht, und ohne viel zu überlegen, wanderte er, ruhig und guter Dinge, dem Bahnhof zu. Er hatte Geld, sogar auf lange Sicht, bis er einmal in der Lage sei, es wiederzugeben. Er führte ein knisterndes Papier in der Tasche, und das war ein Brief des Redakteurs an den reichen Herrn in Schwarzenhausen.

Mit einem Schlage sah die Welt wieder so aus, als lohne es sich, in ihre Pforten einzutreten, und das tat Tessen leicht und froh.

So einfach, wie Tessen sich, hätte er nur erst einen Verdienst, die Ausführung seines Unternehmens vorgestellt hatte, war sie nicht. Der Kommerzienrat, dem Tessen gleich nach seinem Eintreffen in dem unfreundlichen, von Rauch und Kohlen erfüllten Städtchen den Empfehlungsbrief mit der Bitte um Angabe von Zeit und Stunde, wann er ihn sprechen dürfe, übersandt, hatte ihn gleich am nächsten Tag, einem Sonntag, bei sich in der Privatwohnung empfangen. Ganz so leicht schien aber selbst diesem Gewaltigen Tessens Unterbringung nicht zu fallen. Er stellte viele Fragen: Ob es denn wirklich Tessens ernstlicher Entschluß sei, das Studium aufzugeben, das doch ohne Zweifel eine erheblich solidere Grundlage biete. Die Geschäfte gingen äußerst schlecht, das wisse er doch wohl, und man dürfe Tessen keineswegs verhehlen, daß heute selbst das größte und wohlfundierteste Werk, bei der ungeheuren Umwertung aller Werte, nicht sicher sei, ob es morgen seinen Bestand nicht ernstlich gefährdet sähe. Ein jeder tanze heutzutage auf dem Vulkan.

Natürlich verlange er keine Zusagen, gab Tessen verlegen zurück. Er sei vielmehr herzlich dankbar, wenn man ihn überhaupt aufnehme.

Der Kommerzienrat hatte sich dann weiter über die geringen Gehälter geäußert, mit denen insbesondere unverheiratete Angestellte sich abfinden müßten. Er könne da leider keine Ausnahme machen.

Nein, das waren alles keine Zukunftsfanfaren gewesen, die man dem weggelaufenen Studenten vorgeblasen hatte. —

Tessens neue Kollegen nahmen ihn, als er am Montag das Personalbureau, dem er zugewiesen worden war, betrat, nicht sonderlich erfreut auf. Gerade hier war es natürlich bekannt, daß er nur auf höhere Verwendung hin angenommen worden war. Man wußte von seinem Besuch in der Privatwohnung. Nicht lange Zeit verging, so wußte man mehr, und es fiel Tessen auf, daß man, wenn er mit irgendeinem Auftrag andre Abteilungen des Werkes betrat, bei seinem Anblick zu tuscheln und zu grinsen begann.

Das war besonders ungemütlich für ihn, der leider selbst den einfachsten Dingen ahnungslos gegenüberstand. Was andern schnell von der Hand ging, darüber mußte er lange und eindringlich brüten. Er suchte verzweifelt nach den Bestimmungen über Steuerabzüge und Kassenbeiträge herum, fand sie endlich, wußte nicht wie und was, und mußte schließlich doch fragen. Die Antworten, die man ihm gab, trafen, und das war natürlich Absicht, meist vorbei. Es wurde ein großes Gerede aus der einfachsten Sache, und er wäre wahrscheinlich bald drunterdurch gewesen, wenn sich nicht die blonde Stenotypistin, die im Vorzimmer ihren Platz hatte, seiner erbarmt hätte.

Sie tat das ganz gewalttätig und energisch. In der Mittagspause schien sie neben einem Pult etwas zu suchen, blickte sich um und, da niemand im Bureau war, setzte sie sich neben ihn und erklärte, es sei zwar untersagt, während der Pause hierzubleiben, werde aber wohl nicht gleich den Kopf kosten. Jedenfalls müsse sie ihm einmal Bescheid sagen, denn wenn er so weitermache, verdiene er sein Gehalt nicht und bringe alles durcheinander. Was man ihm da aufgetragen habe, sei nun wirklich schon das Einfachste vom Einfachen, und höchste Zeit, daß er sich einarbeite.

Ja, das wolle er ja so gern, erwiderte Tessen bedrückt. Aber niemand habe es ihm erklärt, und es scheine auch so, als ob niemand Lust dazu habe.

»So!« gab die Stenotypistin höhnisch zurück. »Scheint es so? Mir scheint es vielmehr, daß ich mich Ihnen geradezu aufdränge, um Ihnen zu helfen, und daß Sie das noch nicht einmal heraushaben!«

Diese Angelegenheit wurde auf einem Mittagspaziergang erörtert, den Tessen nun auf Vorschlag von Fräulein Irene mit ihr unternahm. Er könne doch nicht ewig bei dieser subalternen

Beschäftigung bleiben, begann Irene, besonders da der fortwährenden Arbeiterentlassungen wegen bald nicht mehr viel abzuziehen da sein werde. Dies wäre natürlich nur ein Übergang für ihn. Schade überhaupt, daß er sein Studium aufgegeben habe.

»Das kostet zu viel Geld,« antwortete Tessen. »Sie müssen doch verstehen, daß man nicht Lust hat, seinen Eltern Jahr und Tag Opfer abzufordern.«

»Herrje,« erwiderte Irene, »was Sie für große Worte machen! Wer Kinder hat, der muß sie doch auch satt machen, meine ich. Das ist gar nicht schön, daß Ihre Eltern Ihnen das so vorhalten.«

Tessen stritt entrüstet gegen diesen Vorwurf. Aber mitten in seine Ausführungen hinein, die, er merkte es selbst, aber leider zu spät, etwas langatmig geraten waren, fuhr Irene unbekümmert mit der Erklärung, das sei ja alles schön und gut, würde ihm aber kein bißchen helfen, die Abzüge richtig auszurechnen, und das sei doch der Zweck ihres Spazierganges.

In den nächsten Tagen ging diese leider recht stumpfsinnige Arbeit Tessen glatt von der Hand. So einfach war alles, daß er sich schämte, stundenlang davorgesessen zu haben.

Schön, schön war es doch, so sein Eignes zu besitzen, und wäre es auch nur diese bunte, lustige Dachstube bei Mutter Harz. Sehr weit kam man mit dem Gelde allerdings nicht, und die Aussichten, das Geliehene zurückzuzahlen, mußten vertagt werden. Aber wenn man alles überdachte, lebte man eigentlich erstaunlich billig.

Lustig war es, wenn zuweilen Sonntags Fräulein Irene kam, bei Mutter Harz irgend etwas zusammenkochte, es mit zierlichen Redensarten auftrug und mit ihm zusammen verspeiste. Auf die abgenutzte Tapete wurde buntes Glanzpapier befestigt; es gab eine grüne Wand, eine gelbe und eine blaue für den Abend.

Tessen hätte vielleicht ein bißchen angefangen, sich zu verlieben in die immer heitere und hübsche Kollegin, aber in den ersten Tagen schon erfuhr er von ihr, und zwar ganz deutlich und offiziell, daß sie verlobt sei, ja, allerdings, richtig zum Heiraten, was in zwei Jahren etwa vor sich gehen solle. Und Sänger sei ihr Verlobter, vorläufig noch im Chor, doch hoffe er es zum Solisten zu bringen. Ach, ein Bariton, wie er im Buche stünde. Er studiere bereits alle großen Rollen.

Wo er denn engagiert sei?

Ja, das wäre ja eben das traurige Kapitel. Er säße nun schon seit über einem Jahre in Breslau, und man sähe sich gar nicht.

»Er wird Ihnen gewiß doch treu bleiben, Fräulein Irene,« sagte Tessen und streichelte die kleine hilfreiche Hand, die neben seiner auf dem Tischtuch lag.

Das Thema mit diesem Sänger erwies sich als unerschöpflicher Quell von Bekenntnissen für Fräulein Irene. Sie brachte Bilder des Künstlers mit ins Bureau, um sie strahlend vor Tessen auszubreiten. Sie rief ihn auf, ihr offen zu sagen, ob Georg ihm als Wotan besser gefalle oder als Jago, was sich freilich schwer vergleichen lasse.

Gelang es, Irene von diesem Thema abzubringen, so war sie heiter und zu Späßen aufgelegt. Sie machten Ausflüge, besuchten das Kino und hatten über diese gemeinsamen Erlebnisse allerhand Scherze miteinander.

Die andern Angestellten, die nach wie vor Tessen mißmutig und mißtrauisch entgegentraten, fingen an, sich über sein Zusammengehen mit Irene aufzuhalten. Es gab zuweilen ungehörige Redensarten und frechen Ulk von ihrer Seite. Sogar häßliche Zeichnungen, die diesen Gegenstand behandelten, fand Tessen eines Morgens von unbekannter Hand auf seinem Pult. —

Mit seinen Eltern, die ihm zunächst sein Fortgehen sehr übelgenommen hatten, hatte er sich leidlich verständigt. Sie überschätzten vielleicht den Posten, den er hier einnahm, ein wenig, ja, das taten sie wohl. Sie rechneten aber fest damit, daß er das Studium später fortsetzen werde.

Der Kommerzienrat hatte Tessen ein paarmal freundlich angesprochen. Er hatte seine Zufriedenheit ausgedrückt und erwähnt, daß jede Anstellung eines von Freunden Empfohlenen einen Sprung ins Dunkle bedeute, der in diesem Fall aber sehr gut ausgegangen sei.

In diesem Ort, in dem Tessen nun seit Monaten lebte — wenn man es leben nennen konnte, morgens zum Bureau zu jagen und es spät nachmittags zu verlassen —, in diesem Ort kam eine Erscheinung gar nicht auf, an die man sogar als Großstädter gewöhnt war, an der man hing, die man nicht missen wollte — der Frühling.

Der Staub der Straße, der mit Kohlengrus untermischt war, wurde von eben denselben Winden, die anderwärts sanft das wachsende Gras bewegten, in Vorplatz und Garten geworfen. Wo anderwärts Schlehen ihren weißen Blütenschnee über die Wege schütteten, warfen hier die endlosen Schornsteine der Brikettfabriken ihren schwarzen auf Baum und Blatt. Kaum wagte sich erstes Grün aus kümmerlichen Ästen, so deckte der Abraum der Schlote es wieder zu.

War das Frühling zu nennen, dies schwüle, haltlose Wirbeln der Staubmassen über vertretenen Grasplätzen? Dies müde Schleichen der jungen Leute, die mit ihren Mädchen in Kino und Gasthaus ihr Geld vertaten? Diese blassen Kinder mit dunkel verschmierten Gesichtern, die gähnenden Riesenhöhlen, wo die Kohle abgebaut wurde, die trostlosen Trümmerhaufen aufgeschütteten Erdreichs, das, eine leblose Masse, vor den Toren der Stadt sich türmte?

Als Ostern bevorstand, wurde in Tessen der Wunsch, einmal wieder Wald zu sehen und Acker und Wiesen, so groß, daß er sich, ohne lange zu überlegen, auf die Wanderschaft machte. Und war es schließlich nicht naheliegend, daß er hier in der fremden Gegend aufsuchte, was er schon kannte, wenn auch die Entfernung ganz gehörig war: Schloß Buchen?

Diesmal fuhr er nicht auf Erichs Knatterrad, sondern rollte sacht und mühsam auf einem Fahrrad dahin, das er auf Abzahlung erstanden; und weil er sich nun gerade diesen langen Weg in den Kopf gesetzt hatte, vertat er mit der Hinfahrt schon ziemlich anderthalb Tage.

Je näher er dem Ziel kam, um so blödsinniger erschien ihm der Plan. Was eigentlich wollte er hier? Doch nicht etwa sich in Buchen aufdrängen! Wer gäbe ihm, der mit seiner dreisten kleinen Schwester wahrhaftig den Schloßbewohnern genügend Mühe verursacht hatte, das Recht dazu, als Gast zu fordern, was man dem Verunglückten gern gewährte?

Aber schließlich gehörte die Welt jedem, der darin herumfuhr.

Beinahe, ach, beinahe hätte er Glück gehabt.

In Werda, eine halbe Stunde von Buchen, hatte er sich eingemietet, von da aus Wanderungen in den Wald unternommen und saß gegen Abend, weil eine milde und schöne Mondnacht heraufkam, mit den Wirtsleuten vor dem Hause unter den Bäumen. In der Ferne wurde gesungen, und übermütig stimmte die Wirtstochter und mit ihr Tessen in den Gesang ein, der sich bald verlor.

Kurz darauf kam ein Wagen vorbei, der offenbar der Chaussee zustrebte. »Das muß die Frau Baronin gewesen sein, die gesungen hat,« rief das junge Mädchen neben ihm. »Gleich werden sie vorbeikommen. Dann sing' ich ihr einen Tusch!«

Das tat sie auch, aber der Erfolg war nicht erfreulich. Die Pferde scheuten, stiegen und boten ein sehr unheimliches Bild. Es gelang der Baronin, die selber fuhr, nicht, sie zum Stehen zu bringen.

Tessen sprang zu und wollte die Pferde am Kopf nehmen. Aber ein zorniges »Weg da!« war die Antwort. Er sprang erschrocken zur Seite, und der Wagen fuhr davon.

Schön und glänzend war sie, wo auch immer man sie antraf. —

In das friedliche und freilich auch äußerst langweilige Einerlei der Bureautage brach, wie ein Wolf in die Hürden, die gerichtliche Zustellung ein, die Tessen aufforderte, in der bewußten Strafsache am Soundsovielten an Gerichtsstelle zu erscheinen. Zugleich kam ein Brief des Verteidigers, der sich über die jetzige Lage des Verfahrens ausbreitete und mitteilte, daß Drosedow in Basel verhaftet, ausgeliefert und auf der Fahrt nach Berlin sei. Es wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß es gelingen werde, den Haupttäter freizubekommen, da offenbar Notwehr vorgelegen habe, und also ständen auch für Tessen die Sachen günstig.

Könnte er doch um Gottes willen diesem schrecklichen Prozeß entgehen! Wenn es möglich wäre, sich in irgendeinem Winkel zu verstecken, er wäre dabei.

Nein. Es mußte ausgestanden werden.

Von Erich, mit dem eine seltene und ziemlich auf der Oberfläche bleibende Korrespondenz geführt wurde, hörte Tessen immer nur Günstiges. Anzeichen von Fortschritten jeder Art machten sich sowohl im Inhalt wie in der Schreibweise der Briefe bemerkbar. Über das Erlebnis mit Drosedow erwähnte Erich nichts.

Je näher nun der Termin heranrückte, um so unruhiger erwartete Tessen Tag und Stunde. Er hatte Urlaub erbitten und dabei die Vorladung zeigen müssen. Kein Wunder also, daß man in der Personalabteilung Bescheid wußte. Nicht selten fielen spitze Bemerkungen, und ein Kollege, der sich eifrig an dem politischen Leben der Stadt beteiligte, sprach am Vorabend der Abreise Tessen auf die Sache an.

Man saß bei der Abschiedsfeier für einen langjährigen Angestellten, der pensioniert worden war, und es war Tessen nicht möglich gewesen, sich daran vorbeizudrücken, wollte er nicht unangenehm auffallen. Die Feier war auch gar nicht übel. Man hatte in einem dörflichen Wirtsgarten der Umgegend unter Bäumen, die mit Lampions geschmückt waren, Platz genommen. Gesang und Reden, die zuweilen sehr komisch ausfielen, wechselten miteinander. Gegen Ende des Festes promenierten die Teilnehmer auf der Dorfstraße hin und her. Wie zufällig — aber wohl beabsichtigt — fand sich der Kollege Arent an Tessens Seite ein und fragte, ob es zutreffe, daß er, wie man gesagt habe, an dem Drosedow-Prozeß beteiligt sei, von dem die Zeitungen ja schon wiederholt berichtet hätten.

Tessen bejahte und blieb schweigsam.

Der junge Mann an seiner Seite dagegen schien noch mancherlei auf dem Herzen zu haben. Nachdem man ein paar Schritte weiter gemacht hatte, begann er von neuem zu fragen, ob Drosedow ein Freund von Tessen sei, ob er sogenannten vaterländischen Verbänden angehöre.

»Ich weiß hierüber nichts und glaube es nicht,« gab Tessen zurück.

Der junge Arent schien sich nicht zufriedenzugeben. »Na, Sie spaßen wohl, daß Sie nichts davon wissen wollen,« sagte er. »Man kennt sich doch schließlich untereinander aus. Ich weiß zum Beispiel ganz genau, wer hier zu uns gehört und wer nicht.«

»Ich habe mich niemals mit Politik abgegeben,« antwortete Tessen.

Ungeduldig stapfte Arent neben ihm her. »Verstehe ich nicht,« brummte er. »Man lebt doch in seiner Zeit und mit ihr. Hätten Sie nicht Lust, in unsern Verband hier einzutreten?« fügte er hinzu, und lauernd blickten seine kleinen, aufmerksamen Augen auf Tessen.

»Ich gehöre nicht zu Ihnen, Herr Arent,« erwiderte Tessen ruhig. »Das wissen Sie ja ganz gut.«

»Allerdings, nein,« schrie der andre ihm erregt in die Ohren. »Mörder und ihre Helfershelfer gehören nicht in anständige Gesellschaft.«

Der erste Impuls war, auf den andern loszugehen und ihm irgendwie die Knochen kaputtzuschlagen. Aber ehe es noch geschehen war, stieg die Ernüchterung in Tessen auf. Wie? Hier auf offener Landstraße sich mit einem grünen Jungen herumbalgen, ihn kurz und klein schlagen, denn er war doch ein zierlicher Knirps, die Nase hochnehmen und gehen? Ein allzu billiges Vergnügen. »Gemeiner Ehrabschneider!« sagte Tessen sehr laut und ruhig, wandte sich ab und ging dem Gasthause zu.

Zwei Haufen sammelten sich. Lärm wüster Stimmen folgte ihm.

Das erste, was Tessen in dem großen Gerichtssaal unangenehm auffiel, war die Erscheinung eines feisten, blassen Mannes, der einen unsauberen weißen Schlips trug und um dessen eilige Bewegungen ein weiter schwarzer Talar sich bauschte. Er saß zur Rechten des Gerichts und betrachtete die Angeklagten — Drosedow und Tessen — mit höhnischer Miene. Eine Menge Volks hockte glotzend hinter den Schranken. An der Seite saßen die Leute von der Presse, die gähnend zuweilen etwas niederschrieben und ungeniert miteinander flüsterten.

Drosedow, der Tessens Gruß kaum erwidert hatte, verteidigte sich sehr gewandt. Er schwatzte schnell und fließend, mußte mehrfach unterbrochen und ermahnt werden, bei der Sache zu bleiben. Schweifte wiederum ab und verlor sich, da man ihm eine Weile die Zügel ließ, in langatmige Ausführungen über die politischen Ziele des Verbandes Roland, dem er angehöre.

Der Vorsitzende, ein ruhiger, alter Mann, dessen Augen hinter einer altmodischen Brille über alle, die im Saal anwesend waren, in irgendein fernes Nichts zu blicken schienen, unterbrach den Angeklagten entschlossen. »Was geschah, nachdem Sie das Gasthaus verlassen hatten?«

Drosedow, aus dem Konzept geraten, verstummte und starrte vor sich nieder. Pause. Dann verbreitete er sich über den Rückweg. Von den beiden Jungen, die er Tessen zugeschoben hatte, erwähnte er nichts.

Ein Zeuge nach dem andern: Burschen und Mädchen, nicht sehr erfreulich anzusehen in diesem nüchternen Licht eines Gerichtssaales. Sie schoben alles auf Drosedow und die Jungen, die sich unverschämt und aufreizend benommen hätten.

Ein andrer Zeuge, ein stiller, junger Friseurgehilfe, trat auf. Er habe neben dem Tisch des Angeklagten gesessen. Dieser sei fortwährend von dem Getöteten und dessen Freunden gehänselt worden. Das könne auch seine Braut, Fräulein Herrmann, bestätigen, die sich ebenfalls darüber aufgehalten habe.

Wie der Kasperle, der plötzlich fauchend unter seinem Deckel hervorspringt, fuhr der dicke Blasse hoch: So! Woher wolle denn der Zeuge das wissen? Sei er seiner Angaben sicher? Soviel bekannt sei, hätte diese sogenannte Braut selber mal zu dem Getöteten in Beziehungen gestanden.

Der kleine Friseur verstummte, Tränen traten in seine Augen. Der Staatsanwalt nahm befriedigt seinen Platz wieder ein.

Endlos rollte diese Sache weiter. Zuweilen, wenn ein Zeuge fertig war, richtete der Vorsitzende an Tessen das Wort und forderte ihn auf, den gleichen Hergang noch einmal zu erzählen. Sobald Tessen den Mund aufmachte, hob der dicke Blasse das Gesicht von den Akten, warf das Einglas ins rechte Auge und kräuselte die Lippen.

Der Kriminalbeamte trat vor, erzählte lang und breit, was jedermann in diesem Saal bereits wußte, unterließ nicht, alle geistreichen Vermutungen und Folgerungen zu erwähnen, die ihm bei seinem Tun aufgestoßen waren, und schwieg aufs äußerste indigniert, als man ihn unterbrach. Tessen erfuhr, daß man den gesamten Inhalt seines Schreibtisches beschlagnahmt und durchwühlt hatte — und auf einmal verlor sich das Bild des Saales mit allem, was darin war, und er begann zu phantasieren: Wie, wenn nun andre Briefe in seinen Schubladen gelegen hätten? Solche, die er sich viele Male geträumt und noch nie erhalten hatte? Ob sie wohl jene ausgerissene Seite gefunden hatten, auf der Namen und Daten einer Frau standen, die ihn wohl längst vergessen hatte? ...

Der erste Verhandlungstag brachte das Urteil noch nicht. Für morgen erst waren die Plädoyers zu erwarten, denn längere Zeit hatte das Gutachten der Sachverständigen in Anspruch genommen, die nicht darüber einig werden konnten, ob der Stich, wie Drosedow behauptete, mit einem gewöhnlichen Taschenmesser oder, wie die Anklage annahm, mit einem dolchartigen Messer ausgeführt worden sei. —

Tessen hatte bei dem Referendar übernachten wollen, aber Elisabeth kam ihm schon auf den letzten Stufen der Treppe entgegen. Wie steht es? fragte ihr besorgter Blick.

Tessen lächelte ihr zu. Es werde wohl alles gut. Er habe zuletzt gar nicht mehr achtgegeben.

»Es ist nicht nett von dir, daß du wieder

anderswohin wolltest,« begann Elisabeth. »Was eigentlich gibt dir ein Recht, dich den Eltern so kalt und lieblos entgegenzustellen?«

»Ich konnte es nicht mehr aushalten,« gab Tessen unwillig zurück.

»Die Eltern haben es weiß Gott nicht leicht,« sagte Elisabeth. »Was wir fürchteten mit Ehrengard, traf ein. So ein schändliches, leichtsinniges Ding!«

Erschrocken blieb Tessen stehen und starrte seiner Schwester ins Gesicht.

»Ja, ja,« fuhr sie fort, »ein liederliches Ding ist sie, die sich unglaublich betragen hat, und dann, wie der junge Herr auf und davon war, warf sie sich weinend mir in die Arme.«

Tessen packte zornig Elisabeths Arm. »Warum weiß ich von nichts, und wer denn?« schrie er die Schwester an.

»Ach, mein Lieber, die Zeiten sind vorbei, wo jemand dazu gebracht werden konnte, seine Handlungen zu verantworten und seine Pflicht zu tun. Heute lacht man einfach und geht seiner Wege.«

»Das wollen wir sehen,« brachte Tessen, außer sich, vor.

Elisabeth legte begütigend die Hand auf seinen Arm. »Sprich jetzt nicht davon, laß dir nichts merken zu Haus,« sagte sie. »Der Vater hat Gram genug darum gehabt. Ihm liegt jetzt nur daran, daß du von dem schrecklichen Mordverdacht frei wirst.« —

Wieder betrat Tessen den Gerichtssaal. Er war müde und abgespannt und hatte auch, vom Hinundher der Gedanken geplagt, die Nacht nicht geschlafen. Seinen Vater hatte er recht verändert gefunden, schlimmer noch vielleicht, als Elisabeths Andeutungen vermuten ließen. Die Mutter war nicht eigentlich unfreundlich gewesen zu ihrem Sohn, aber kühl und ohne wirkliche Teilnahme hatte sie die Lage des Prozesses mit ihm erörtert. Über Ehrengard kein Wort. Der Kleine nur hatte ihm nachts erzählt, daß sie krank gewesen sei und irgendwo außerhalb auf dem Lande. Daß die Eltern deshalb furchtbar aneinandergeraten seien und die Mutter tagelang geweint habe.

Ja, und Frau Doktor Delagi! Wisse Tessen denn von der? Hier war der Kleine gar nicht zu halten gewesen und hatte stundenlang flüsternd erzählt, von Federigo Bilman, der einfach ein Kellner sei und Fritz heiße, soundso viele Juweliere beschwindelt habe und sich dazu der Hilfe der Delagi versichert hätte in der Meinung, sie stamme aus vornehmer Familie. So hätten sie einer dem andern Schwindelgeschichten aufgebunden, und mit Mühe habe der Vater erreicht, daß Tessen nicht auch noch hineingezogen wurde. —

Der Gerichtssaal. Heute sind die Bänke der Presse schon gestopft voll. Sie erwarten offenbar große Ereignisse.

Tessen versuchte vergeblich, den trägen Strom aufzufangen, der endlos aus dem Munde des Anklägers floß. In sich zusammengesunken saßen die Mitglieder des Gerichts auf ihren Stühlen, und nur der Vorsitzende wandte zuweilen das Gesicht dem Sprecher zu.

Die Anwälte folgten. Enthusiastisch begannen sie den Hergang der Angelegenheit zu beleuchten. Wie? Drosedow ein Mörder? Dieser frohe, heitere junge Mann ohne Fehl machte mit Schülern, die seiner Obhut unterstellt waren, einen Ausflug. Sie kochen ab, wandern singend heim und treten auf einen Augenblick in ein Lokal ein, aus welchem ihnen lockende Musik entgegenklingt. — Hier legte der Verteidiger eine Pause ein. Dann nahm er Tessen aufs Korn. Dieser ernste, zuverlässige junge Mann, sagte er, habe ruhig vor einem Glase Bier gesessen und ebenfalls die Anpöbeleien bemerkt, denen Drosedow ausgesetzt gewesen. Es sei sein Schulkamerad, und auf der Schule würden bekanntlich die tiefen, treuen Freundschaften fürs Leben geknüpft.

Verblüfft starrte Tessen den Redenden an.

Ja. So ging es lange fort, eine Stunde und mehr. Die Häupter der Zuhörenden sackten sacht nach unten, am Pressetisch knisterte ein Papier, und gierig fuhr dort hinter der Tischkante verborgen ein Hungriger in sein Frühstücksbrot.

Endlich schwiegen alle Beteiligten. Das Gericht erhob sich und eilte ins Beratungszimmer.

Drosedow wandte sich zu den Verteidigern. Ob er freikäme? Ob das Gericht ihm wohl die Notwehr glaube, in der er doch gehandelt habe, so wahr er hier stehe.

Tessen sah ihn an. »Du hättest nicht ausreißen sollen,« sagte er laut und in scharfem Ton. »Was man tut, muß man am Ende verantworten.«

Die Verteidiger zuckten unmutig die Achseln. —

Freispruch — Freispruch! Das Gericht habe die Überzeugung gewonnen, daß der Angeklagte von dem Getöteten und seinen Freunden belästigt, beschimpft und schließlich angerempelt worden sei. Er möge im ersten Schreck in der Notwehr etwas zu weit gegangen sein. Doch habe das Gericht ihm zugebilligt, daß er in begreiflicher Erregung gehandelt habe, und einen solchen Notwehrexzeß, falls er vorliegen sollte, als straflos angesehen.

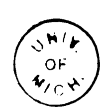
Es folgten weitere Ausführungen. Tessen wurde eröffnet, daß er sich die Untersuchungshaft selber zuzuschreiben habe, da er in unverständlichem Trotz geschwiegen habe, wo Reden Pflicht gewesen sei.

Die Verteidiger schütteln Tessen und Drosedow die Hand. Die Angeklagten verlassen den Saal und stehen unerwartet in der Vorhalle des Gerichtsgebäudes einander gegenüber.

»Ich danke dir, Tessen,« sagt Drosedow mit leiser, verlegener Stimme, »daß du mir geholfen



Leopold Schmutzler: Margeriten


UNIV.
OF
MICH.

und so treu zu mir gehalten hast, als wahrer Freund und Kamerad.«

»Ich bin dein Freund nicht,« erwidert Tessen zornig. »Und ich habe nicht im mindesten treu zu dir gehalten. Ich habe dich die ganze Zeit verachtet und gehaßt. Was ich gelitten habe, war nicht für dich.«

Der andre starrt ihm fassungslos und feindlich ins Gesicht. Sie trennen sich ohne Gruß.

Manche Erlebnisse liegen, wenn sie vorüber sind, so weit hinter uns, als wären wir gar nicht an ihnen beteiligt gewesen, während andre wiederum uns ein Leben lang im Bann halten. Diese scheinen oft gerade die belangloseren zu sein, und jene tun sich bedeutsam auf, als ginge es nicht ohne sie, und nur an der Art, wie unser Gefühl zu reagieren pflegt, wenn in der Folge davon die Rede ist, ermessen wir, verwundert oft, wie viel dieses Erlebnis für uns bedeutet, und wie wenig jenes.

War es nicht so? Fühlte nicht Tessen, als er den Rückweg nach seiner kleinen rußigen Stadt wieder antrat, schon, daß in seinem Herzen die Eindrücke sich verschoben; daß in Nichts versank, was seit Monaten seine tägliche Speise gewesen war, und daß leuchtend auferstand, was er kaum noch gewußt hatte?

Angenehm verlief diese Rückkehr nicht. Vor dem Bahnhof erblickte Tessen eine Ansammlung von Arbeitern der Werke, die ihn, als er heraustrat, mit lauter werdenden Zurufen empfingen. Er hatte zuerst nicht darauf geachtet, konnte aber, als sich der Trupp, ihm folgend, in Bewegung setzte, Zweck und Absicht nicht mehr übersehen. Dennoch ging er ruhig weiter. Sein Herz freilich begann laut und zudringlich zu schlagen. Sorgfältig setzte er langsam die Füße voreinander, damit sie nicht etwa, wenn er schneller würde, glaubten, er wolle vor ihnen flüchten. Er wandte sich um. Wenn sie zur Hauptstraße kamen, mußte ja der Spuk sich verlaufen. Dort war, selbst gegen Abend, reger Verkehr, und die Kerle würden wohl nicht wagen, da ihre Pöbeleien fortzusetzen.

Schimpfworte, die Tessen deutlich verstand, Drohreden, von denen er nur den Sinn begriff, folgten ihm, als er endlich die Hauptstraße erreichte. Wäre es nicht besser, im Gasthaus einzukehren und abzuwarten, bis sie sich verlaufen hatten? Vielleicht hatte irgend jemand sie, als sie vom Schichtwechsel kamen, aufgehetzt, ihn zu erwarten. Sie würden müde sein und dem Spaß bald ein Ende machen, wenn er im Gasthaus verschwand. Es waren doch offenbar nur jüngere Burschen und kaum ein vernünftiger Mann unter ihnen.

Ins Gasthaus sich drücken? Also doch? Feige fliehen vor dieser Meute von Halbstarken? War das sein Mut?

Kaum daß der Gedanke, sich beiseitezudrücken, gefaßt war, so wurde er auch schon wieder verworfen. Aufrecht, und den Handkoffer, den er trug, fester angefaßt, ging Tessen weiter und bog unbekümmert in die mäßig erleuchtete Seitenstraße ein, wo seine Wohnung lag.

Unbekümmert? Nein, das nicht. Es war kein Zweifel, daß er vorgezogen hätte, die Verfolger los zu sein, daß er es recht gern gesehen, wenn sich auf einmal vor ihnen ein Abgrund aufgetan und sie verschlungen hätte. Unbekümmert nicht.

Kaum hatte der Trupp die Seitenstraße erreicht und war eingebogen, als dreiste Schimpfreden laut wurden, aus denen der eiliger Schreitende unschwer entnahm, daß man ihm sein Verhalten im Prozeß, der ja weidlich von allen Richtungen durch die Presse gezogen worden war, verübelt hatte und heimzahlen wollte.

Von unangenehmen Pfiffen begleitet, brüllte einer, daß Rache genommen werden müsse für den Toten.

Inzwischen näherte Tessen, der fast lief, sich seiner Wohnung und würde, hätte er nicht erst aufschließen müssen, die rettende Behausung erreicht haben.

Aber das eben war es: im Dunkeln bekam er den Schlüssel nicht so schnell hinein. Während es ihm eben gelang, fühlte er sich von hinten an den Schultern gepackt und zurückgerissen. Ein Dutzend wilder Gesichter beugten sich über ihn. Hundert Arme warfen ihn um. Sie prügelten ihn wie einen Schuljungen.

Tessen fühlte nichts als wahnsinnige Wut. Er hörte sich selber staunend Laute ausstoßen, die er noch nie gehört hatte. Als er einen Augenblick loskam, stieß er mit unbegreiflicher Kraft einen Rattenkönig Gewalttätiger zu Boden und warf sich mit dem Rücken gegen das Haustor. Sie folgten und versuchten ihn wegzuzerren. Sie stießen und traten nach ihm. Jetzt, er wußte es, begann die eigentliche Gefahr. Vielleicht lag er in wenigen Minuten zerfetzt am Boden.

Ein furchtbarer Stoß fuhr gegen seine Stirn.

Wochenlang lag Tessen matt und zerschlagen in einem stillen Zimmer des Krankenhauses. Man hatte ihm den Abschluß des ungleichen Kampfes erzählt. Er hatte erfahren, daß, nachdem er bewußtlos vor ihnen gelegen, die Kerle ernüchtert abgezogen seien. Bei den ersten Schritten noch in langsamer Gangart, hätten sie sich schließlich, so schnell sie es vermocht hätten, entfernt. Die von den Hausbewohnern herbeigerufene Polizei stelle nun Ermittlungen an, und sobald Tessen soweit sei, solle er den Verdächtigen gegenübergestellt werden.

Schrecklicher Gedanke, erneut mit Polizei und Gericht zu tun zu bekommen! Alles von neuem zu erleben, nur andersherum gewissermaßen. Wenn Tessen im Halbschlaf in seinem Bett lag,

quälten ihn die Vorstellungen dieses Gerichtsverfahrens. Er gab sich damit ab, zu überlegen, was er zu antworten hatte, und was wohl der Staatsanwalt sagen würde. Er redete laut vor sich hin, stellte Fragen und gab Antworten.

»Sie sollten sich nicht so sehr damit beschäftigen,« hörte er eines Tags eine Stimme sagen. Er blickte auf. Es war die Frau Oberin, wie es schien. Er hatte sie gesehen, aber nie gesprochen.

»Ja, entschuldigen Sie bitte,« antwortete Tessen etwas verlegen. »Man liegt so tatenlos herum, und da fängt man Fliegen sozusagen. Wenn ich wenigstens lesen dürfte.«

»Wir sind nicht ganz so zufrieden mit Ihrem Befinden, wie Sie glauben,« erwiderte die Oberin. »Sie fiebern immer noch. Da müssen Sie sich schon ein bißchen langweilen, Herr Studiosus.«

»Ach, nennen Sie mich ein bißchen Tessen, so heiße ich nämlich. Komisch der Name, nicht? Ich fühle mich so wie ein kleiner Junge, wenn Sie da sind, das tut gut.«

»So. Das freut mich. Aber bisher waren Sie immer still. Schliefen Sie denn, Tessen?«

»Nein, nein. Ich tat nur so. Ich hatte es schrecklich gern, wenn Sie mein Haar zurückstrichen oder die Hand einen Augenblick an meinen Puls legten. Man wird sentimental, wenn man krank ist.«

»Eigentlich sind wir recht böse mit Ihnen, daß Sie uns nicht erlaubt haben, Ihre Eltern zu benachrichtigen,« begann die Oberin wieder. »Der Professor meint, es sei nun aber an der Zeit. Er wünscht eine Erholung für Sie, wenn Sie hier entlassen worden sind.«

»Nein, nein, meine Eltern dürfen es nicht wissen und niemand,« antwortete Tessen erregt. »Das müssen Sie doch einsehen, liebe Schwester. Ich schäme mich schon so genug über das Ganze.«

»Das ist gar kein Grund, sich zu schämen, wenn einen die Räuber überfallen,« gibt die Oberin zurück. »Sie haben ganz schön Ihren Mann gestanden.«

»Ach, trösten Sie mich? Wenn ich von Ihnen fortgehe, dann findet sich schon irgendwo ein Posten für mich.«

Die Oberin stimmte zu. Ja. Da brauche er sich keine Gedanken zu machen. Der Herr Kommerzienrat, der ja untröstlich gewesen sei über das Vorgefallene und auch fast täglich durch Anfragen und Besuche seine Interesse bekundet habe, werde schon sorgen. Es sei auch bereits von einer Anstellung anderswo die Rede gewesen.

»Natürlich, mich wollen sie hier nicht mehr, und wie sollte ein Angestellter Achtung genießen können, der verprügelt worden ist wie ein dummer Junge!«

»Wenn Sie so reden, Tessen, werde ich böse,« erwiderte die Oberin. »Ich glaube nicht, daß Sie so flache Ehrbegriffe haben.«

Tessen schwieg. Natürlich, sie würden ihn wegloben. So einen behielt man nicht.

»Ich wüßte schon etwas für Sie,« sagte die Oberin, »wo Sie sich hübsch erholen und kräftigen könnten nach diesem unerfreulichen Erlebnis. Aber man weiß nicht recht, woran man bei Ihnen ist, Tessen. Wir haben nämlich eine Beschützerin, gar nicht so sehr entfernt. Der Herr Professor hat seine Stellung hier ihrer Fürsprache zu verdanken, und wenn wir mit einem Patienten, der entlassen werden soll, nicht weiterwissen, haben wir uns oft schon an sie gewandt.«

Tessen fuhr auf und errötete; er war sich dessen wohl bewußt. »Baronin Buchen,« sagte er.

»Ja, kennen Sie sie denn?« fragte die Oberin zurück. »Dann bedarf es am Ende gar nicht unsrer Vermittlung?«

Tessen verneinte erschrocken. Er sie kennen? Nein, nein. Es sei nur so ein ganz zufälliges Zusammentreffen gewesen, als seine Schwester mit dem Rad einen kleinen Unfall gehabt hätte. Darauf könne er sich keinesfalls beziehen. Es sei auch schon lange her.

»Wir brauchen ja gar nichts davon zu erwähnen,« meinte die Oberin.

Tessen legte sich nieder und schloß die Augen. Er fühlte, daß die Schwester mit der Hand über seine Stirn strich, das war ein sanftes Streicheln, und er liebte es. Er hörte, wie sie mit dem eiligen, leichten Schritt, mit dem sie Tag und Nacht über die Gänge lief, zur Tür ging, öffnete und wieder schloß. Eine tiefe Rührung überkam ihn. —

An einem strahlenden Vormittag wanderte Tessen, von der Schwester gestützt, im Vorgarten des Krankenhauses auf und ab. Er war wieder ganz ordentlich auf den Beinen und traute sich schon einen richtigen Weg zu. Aber sie ließen ihn nicht. Nur langsam, hieß es, nur vorsichtig. Übertrieben sie ihre Vorsorge nicht gewaltig, die braven Leute?

Der Professor kam auf ihn zu. »Wir haben hinter Ihrem Rücken ein bißchen Vorsehung gespielt,« sagte er und hielt Tessens begrüßende Hand fest. »Heut nachmittag, wenn Sie schön ausgeruht haben, kommt der Wagen aus Buchen und holt Sie.«

Es gab kein Ausruhen. Mit klopfenden Pulsen lag Tessen, gehorsam ausgestreckt, auf seinem Bett und horchte, obwohl es natürlich noch viel zu früh war, erregt auf jedes Gefährt, das auf dem holprigen Pflaster vorbeirollte.

Aber es mußte erst Abschied von den Schwestern und Pflegern genommen werden, und Tessen mußte am blumengeschmückten Kaffeetisch der gütigen Oberin Platz nehmen und wundervolle Butterkuchen essen, ehe die Abfahrt kam. Ein paar Neugierige standen um das Portal herum, als Tessen, von der Oberin geleitet, den Wagen bestieg. Der Kutscher salutierte, ein Jäger in

Grün legte die Decke über und sprang auf den Bock, und so ging es los und durch die Stadt. Überall blickten die Leute dem Wagen nach, dessen schmucke und heitere Fahrt, so kindisch das scheinen mochte, für Tessen sich wie eine Art Genugtuung anfühlte, ein Wiederemporsteigen, nachdem man lange genug auf der Erde hingeschleift worden war.

Der Empfang in Buchen! So als hätte diese ebenso schöne wie kluge und liebreizende Frau alles gewußt, was an seinem Herzen zehrte, empfing sie den fremden Ankömmling. Wahrhaftig, eine Girlande war für ihn da, und vor den Wagen trat ein kleines Mädchen mit strahlenden Augen und weißblondem, straffem Haar und reichte ihm Blumen. Wie einen Fürsten empfing ihn dieses Haus.

Was konnte also Tessen dafür, daß — als sie in der Diele ihm entgegentrat und er sich beugte, ihre Hand zu küssen — ihm Tränen in die Augen traten? —

Ein herrliches Leben fing an. Erst einmal fütterten sie ihn, als ob er zum Ringkämpfer ausersehen wäre. Man werde ihm schon wieder Appetit angewöhnen, wurde gesagt, als er verlegen darauf hinwies, daß er im Krankenhaus auch nicht viel habe essen können. Man zwang ihn ferner zweimal am Tage zu einer Art Liegekur. Von der Baronin eigenhändig eingepackt, mußte er liegen, bis sie wieder herbeikam und ihm das Aufstehen erlaubte. »Ihre Lunge war in Mitleidenschaft gezogen,« sagte sie. »So hat es der Doktor verordnet, und wir gehorchen.«

Herrlich — herrlich waren insbesondere die Abende, da vom Parkteich her das Quaken der Frösche so unglaublich laut und eindringlich heraufkam, daß man es kaum für möglich gehalten hätte. In den Wipfeln der Bäume war eine leise Bewegung, weniger noch als Wind, und der Garten duftete so ganz und gar nach Sommer, daß man richtig unruhig wurde davon. Meist las die Baronin aus schönen Büchern vor, deren Titel und Verfasser Tessen völlig fremd waren. Sie hielt manchmal ein, sagte, daß dies oder jenes sehr schön sei, und daß Tessen genau darauf achten solle, wie unerhört sicher und einfach diese Worte daständen.

Wie ein Blinder, dessen Leiden sich langsam bessert, lernte er, an ihrer Hand schreitend, das Sehen. Er begann zu begreifen, daß eins nicht war wie das andre. Daß nur wenige imstande waren, sich der Sprache in vollkommener Weise zu bedienen, und daß er bisher von dieser Kunst nichts gewußt hatte.

Auch auf seine Erlebnisse brachte die Baronin an solchen Abenden das Gespräch. Woher denn wußte sie, daß die unverdiente und sinnlose Schmach jenes Überfalls immer noch an seinem Herzen zehrte? Sie empfand es eben. Mehrfach absichtlich von ihm abgelenkt, schob sie zäh von neuem das Gespräch in jene Richtung. Es sei keineswegs eine Schande, von einer riesigen Überzahl überwältigt zu werden, und er habe sich, weiß Gott, brav gehalten.

Wenn er nur nicht als Zeuge erscheinen müßte, sagte Tessen bekümmert. Man werde ihn sicherlich genau ausfragen, was alles geschehen sei. Man werde die Schande noch größer machen, indem man ausdrücklich darin herumwühle. Den Professor werde man gewiß als Sachverständigen herbeiholen und von ihm jeden Schlag und jeden Striemen aufzählen lassen, der bei der Untersuchung vorhanden gewesen sei.

»Ach, wie empfindlich sind Sie,« erwiderte die Baronin. »Ein junger Bursche wie Sie! Es gibt wohl peinlichere Dinge, mein Freund. Denken Sie ein bißchen nach über das, was Frauen, und noch dazu im natürlichen Lauf der Dinge, erleben und überwinden müssen. Wir können unsre Körperlichkeit leider nicht intakt halten, so schwer es uns ankommt.«

Tessen antwortete nicht. Geheimnisvoll angezogen, wandten seine Augen sich ihr zu, die still, das Gesicht abgekehrt, in den dunklen Garten blickte.

Ihr Sohn fiel ihr ein, der, ein Knabe noch, fern von hier gestorben war. Wie lange war sie schon allein —

Tessen wagte kein Wort.

»Ich war sehr sonderbar früher,« fuhr die Baronin fort. »Ich konnte in wilde Verzweiflung ausbrechen über irgendeines Fremden zudringliches Wort. Als mich — ich war jungverheiratet und befand mich mit meinem Mann auf dem Lande bei Verwandten —, als mich der Onkel, ein älterer Mann bereits, der nach einem reichlichen Souper wohl ein wenig angeheitert war, einen Augenblick an sich drückte, im Scherz gewiß nur, und meinen Arm an die Lippen zog, brach ich in Tränen aus und mußte den Saal verlassen. Vergeblich bemühte sich mein Mann, mich zu beruhigen und zur Rückkehr zu den Gästen zu bewegen. Er ging endlich ungeduldig davon, um den Eklat nicht noch größer zu machen. Ich aber lag stundenlang weinend da. — War ich nicht ein wenig wie Sie, Tessen?«

»Ich weiß nicht recht,« war die Antwort. —

Es gab Zeiten, in denen Tessen die Baronin nur bei Tisch zu Gesicht bekam und es den andern Gästen und dem Personal ebenso erging. Sie blieb dann, von allen vorsichtig in Ruhe gelassen, meist in ihrem Zimmer oder unternahm mit den Hunden weite Spaziergänge. Als sie, die Terrasse passierend, Tessen allein lesend dort sitzen sah, streifte sie ihn mit einem abweisenden Blick, äußerte kurz, daß es für ihn wohl an der Zeit sei, sich in Gesellschaft des Försters oder Eleven draußen umzusehen, und ging eilig weiter.

Tessen blieb beschämt zurück. Ja, wirklich, seit

Wochen hockte er wie ein Mummelgreis auf den Stühlen. Sich draußen umsehen! Wie gern wollte er das. Er wurde beinahe zornig, daß er nicht selbst den Weg gefunden hatte.

Der Kutscher bot ihm ein Pferd zum Reiten, und schon am nächsten Tage fing die Sache an. So einfach freilich, wie er gedacht, ging es nicht ab, und Tessen war heilfroh, daß die Baronin bei Tisch kaum seiner achtete, der mühsam sich zusammenriß, vom ungewohnten Reiten kreuzlahm. Aber grimmig ging Tessen gegen seinen Körper an.

Was konnte man nicht alles hier vornehmen, wenn man sich nur richtig umsah! Der Förster nahm ihn nicht ungern mit und belehrte stundenlang den staunenden Städter. Der Hilfsjäger blies ihm an den Abenden rührende Lieder und stand tagsüber mit ihm vor der Scheibe oder ließ die runden Tontauben in den heiteren Himmel sausen, nach denen Tessen, erst verzweifelt und allmählich sicher werdend, seine Schrotkugeln schickte.

Die abendlichen Lieder auf dem Waldhorn! Man saß auf der Bank um den Tessen zu Ehren mit einer Decke geschmückten Tisch herum, den die Frau Förster vor die Tür gestellt hatte; ein paar Flaschen Johannisbeerwein wurden vorgeholt, und ein wenig abseits, Gott sei Dank, ließ sich der Hilfsförster nieder und blies so rührend und gewaltsam, daß man, unwillig, aber doch mit Haut und Haar, dem »schönen Wald« und dem »Brunnen vor dem Tore« sich überlassen mußte.

Gewiß, das war alles gut und schön, aber konnte es, auf die Dauer zumal, die Unrast besänftigen, die mehr und mehr Tessens Gemüt bedrohte? Leben — war das Leben? Nannte sie es so, die hier irgendwelchen Erinnerungen, die er nicht kannte, hingegeben, die Zeit ablaufen ließ? Nun, er war ja nur zur Erholung hier. Sobald der Körper seine Kraft zurückgewonnen hatte, würde das Tor sich wieder öffnen, hinter dem die bunte Welt lag. —

Natürlich, die Gerichtsverhandlung blieb Tessen nicht erspart, wenn sie auch ganz anders verlief, als er gemeint hatte.

Die Mutigen, die Unverzagten standen verlegen zusammengedrängt da, ein jämmerliches Häuflein. Sie redeten sich mit Alkoholgenuß aus und schoben das ganze Unheil auf einen polnischen Kollegen, der inzwischen das Weite gesucht hatte. Ohnehin hätten sie infolge dieser Geschichte Arbeit und Brot verloren, brachten sie kläglich vor. Ihr Anwalt verteidigte feurig ihr Tun als tapferes Eintreten der Jugend für ihre Ideale, und da Tessen, froh, daß es leidlich abzugehen schien, seine Aussage vorsichtig und abmildernd aufgebaut hatte, kamen die Missetäter billig davon.

So war es scheinbar immer. Das Leben warf mit Kugeln nach den Spatzen. —

Jetzt war eigentlich alles im Lot, und er hätte gehen können. Was hielt ihn? Was war es, das immer von neuem ihm Einwände eingab, wenn der Entschluß bevorstand?

Bildete er, ein stellungloser Bursche, der bisher noch nicht eine Sache ordentlich zu Ende gebracht, sich etwa ein, diese schöne, strahlende Frau sei für ihn bestimmt? Wollte er wirklich jene gedankenlosen Zärtlichkeiten, die sie zuweilen für ihn gehabt, wenn sie über sein Haar strich, oder, weil er unruhig aufbegehrte, ihre Hand auf die seine legte und zuließ, daß er diese Hand liebkoste — wollte er daraus etwa Anrechte herleiten? Hatte sie ihm nicht manchmal, an Abenden besonders, von ihrem verstorbenen Sohn erzählt, der jetzt auch wie Tessen ein junger Mann wäre? Vergaß er, absichtlich vielleicht, was alle wußten, daß sie meilenweit fern war, wenn man auch glaubte, sie säße einem zur Seite? —

Im Herbst war das Haus voll von Gästen gewesen, der Winter ließ sich ruhig an. Tessen, der mit Schreibarbeiten für die Verwaltung neben Reiten und Jagen sich beschäftigte, verbrachte nahezu jeden Abend in der Gesellschaft der Baronin. Er las ihr vor, stundenlang oft, wenn es ihm auch kaum entgehen konnte, daß sie zuweilen gar nicht zuhörte. Wie hätte es sich sonst erklärt, daß sie Zusammenhänge nicht verstand, nach den Personen des Buches und ihren Beziehungen zueinander ungeduldig fragte und es nicht ungern sah, wenn er ihr alles lang und breit erzählte. »Seien Sie nicht böse, Tessen, wenn ich abschweife,« sagte sie. »Wenn ich, anstatt andächtig aufzunehmen, was vorgelesen wird, es vorziehe, mich an dem Klang der Stimme zu erfreuen, die Sie in Ihrer Kehle haben. Geben Sie sich eigentlich Mühe? Tragen Sie bewußt vor, oder fühlen Sie so stark, was Sie lesen?«

»Ich? Ich weiß nicht,« erwidert Tessen. »Ich habe früher nie Gelegenheit gehabt, vorzulesen.«

»Legen wir einmal das Buch fort, lieber Junge,« sagt die Baronin und richtet sich aus ihrer bequemen Stellung steil auf. »Sie wissen ja, wie gut die Anwesenheit von Jugend und Lebensfreude mir tut, aber schließlich können Sie, nachdem die Krankheit überstanden ist, Ihr Leben nicht in diesen hinterwäldischen vier Wänden verbringen. Sie müssen Pläne haben und an die Ausführung herangehen! Sie werden die neugewonnene Kraft erproben wollen.«

Gewiß doch, es sei an der Zeit, erwidert Tessen verlegen. Er habe daran gedacht, die Vermittlung des Kommerzienrats anzurufen, denn ohne Empfehlung werde es schwer, ja unmöglich sein, unterzukommen.

Ob er denn an eine ähnliche Stellung denke, wie er sie bisher innegehabt?

Es gäbe wohl kaum andre Aussichten, gibt Tessen zurück. Was habe er denn gelernt? Das

bißchen Gymnasiastenweisheit. Und studieren? Erneut von Vater und Familie in Abhängigkeit geraten? Jahrelang in Hörsälen sich herumdrücken? Er könne das nicht mehr. Er sei innerlich verändert und nicht mehr imstande, in irgendeiner Tretmühle sich zu drehen wie ein geduldiger Esel.

»Phantasieren wir ein wenig, Tessen,« meint lächelnd die Baronin. »Was fingen Sie an, wenn Sie gar nicht an das tägliche Brot zu denken hätten? Wenn, wie man sagt, die Welt Ihnen offen stände? Wenn Sie ein junger Prinz, oder nein, das ist nicht einmal opportun, ein reicher Nabob wären zum Beispiel?«

Tessen gibt das Lächeln vergnügt zurück. »Ich ginge überhaupt nicht von Ihnen,« antwortet er. Er hebt strahlend die Augen zu ihr auf und blickt verwundert in ein blasses, bestürztes Gesicht. —

Wie sollte Tessen wagen, erneut das Gespräch auf jenes bedenkliche Thema zu bringen? Was hatte sie nur? Was war es gewesen, das sie, der kaum jemals Bewegung oder Unruhe anzumerken war, veranlaßt hatte, jäh das Gespräch abzubrechen, sich zu erheben und den Raum zu verlassen? Was hatte er denn schließlich gesagt? Weiß sie wirklich nicht, was alle gemerkt haben, daß er — und wer hätte dafür kein Verständnis —, daß er sich ihrem Eindruck nicht hatte entziehen können? Hatte sie ihm nicht selber zuweilen lächelnd erzählt, daß viele an ihrer Erscheinung Feuer gefangen, daß sogar der junge Pfarramtskandidat jedesmal über und über erröte, wenn er ihrer ansichtig werde?

Nicht lange her, daß sie, in Fortsetzungen sogar, ein Gespräch geführt hatten, dessen Ergebnis gewesen war, daß nichts auf der Erde in höherem Grade fähig wäre, den Menschen zu wandeln und zu formen, als gerade die Liebe.

Tessen mußte bemerken, daß die Baronin in der Folgezeit wiederholt die Abende ohne ihn zubrachte. Sei es, daß sie beim Abendbrot schon über Kopfweh und Müdigkeit klagte und sich bald zurückzog, oder daß sie zu spielen begann und stundenlang am Instrument blieb, so daß er sich bald überflüssig fühlte. Ein andermal wurde plötzlich eine Kartenpartie eingerichtet, an der einige der Beamten teilnahmen. Oder der Verwalter erschien gerade mit seinen Büchern. Oder der Förster. Tessen hätte müssen ungeheuer aufdringlich sein, wenn er nicht begriffen hätte, daß seine Gesellschaft an den Abenden nicht mehr erwünscht war. Er blieb aus.

Am dritten Abend, den er allein verbrachte, klingelte gegen neun Uhr der Schlitten auf den Hof, und deutlich konnte Tessen wahrnehmen, daß eine weibliche Gestalt, in Pelz und Schal gehüllt, ihm entstieg. Wer war das? Wen hatte sie sich zur Abwehr herbeigerufen? Denn daß dies alles Abwehr gegen den vermutlich Zudringlichen war, schien deutlich.

Mürrisch warf Tessen das Buch zu. Ach, nun würde er abends mit irgendeiner fremden Frau konversieren und höflich tun müssen; langweilige Redensarten würde er drechseln, und sie — er kannte das gut — würde abwesend und stumm dabeisitzen, mit einem Wort, einem Scherz sich an der Unterhaltung beteiligen und doch nicht dabeisein. Unmutig lief er in seinem Zimmer auf und ab, öffnete einen Spalt, horchte, vernahm flüsternde Frauenstimmen und warf die Tür ärgerlich wieder zu.

Aber kaum war er wieder bei seinem Buch angelangt, so öffnete sich die Tür, und strahlend stand seine Schwester vor ihm.

»Nun, du Brummbär, groß scheint deine Freude nicht gerade zu sein,« sagt Ehrengard und streichelt sein Gesicht. »Ich jedenfalls fand es eine reizende Idee von deiner Baronin, mich dir als Überraschung aufzutischen. Aber du siehst es nicht gern, was? Ich störe wohl das schöne Tete-a-Tete?«

»Rede keinen Unsinn,« murrt Tessen. »Natürlich freue ich mich. Aber ich nehme schon so viel an in diesem Hause, da beschwert es einen natürlich, wenn mehr und mehr aufgehäuft wird.«

»Ach, sieh an,« erwidert Ehrengard höhnisch. »Da mach' dir nur keine Sorgen. Sie hat ausdrücklich geschrieben, ich solle kommen, damit ich den Bruder noch sähe, ehe er womöglich in die Ferne zöge. Jawohl, mein Lieber. Das ist meinetwegen arrangiert, und nicht deinetwegen.«

Tessen schweigt. Er hört den lebhaften Erzählungen der Schwester zu. Die gebeugte Gestalt des Vaters, die mürrische und verdrückte Miene der Mutter, eine Anzahl lustiger Figuren, die Mieter seiner Eltern, ziehen vorüber, von Ehrengard nicht übel dargestellt.

»Wie lange wirst du denn bleiben?« fragt Tessen.

Wirklich, die Frage sei äußerst brüderlich, gibt Ehrengard gekränkt zurück. Im übrigen habe man ihr keinen Zeitraum angegeben, und schließlich könne die Baronin froh sein, wenn man sich im Winter herbegebe. Nichts sei hier los, das habe sie zu ihrem Leidwesen schon festgestellt. Seit Monaten sei Tessen des Hauses einziger Gast. Von Inspektoren und Eleven müsse man sich den Hof machen lassen, wolle man nicht total versauern.

»Du könntest etwas mehr Geschmack haben mit deinen Scherzen,« erwidert Tessen.

Seine Schwester kehrt sich nicht daran. Sie habe zunächst einmal Hunger, antwortet sie, er möge sie begleiten, denn daß man noch etwas für sie bereit halte, habe sie bereits festgestellt.

Ehrengard greift munter zu und kaut mit vollen Backen. »Nicht übel, endlich mal wieder gut zu essen,« sagt sie, ungeniert durch die Gegenwart des Dieners, und steckt dem verblüfften Bruder ein großes Stück Torte in den Mund.

Die Geschwister werden nach Tisch für einen Augenblick in das Jagdzimmer gebeten, den riesigen, mit Trophäen und Waffen geschmückten Raum, in dem Tessen immer seine Vorlesungen abgehalten hat. Sie treffen die Baronin, die sich erhebt und ihnen entgegenkommt, bei der Lektüre an. Freundlich nimmt sie Tessens Danksagungen auf. Nein, nein, sie danke vielmehr der kleinen Reisenden, die die abscheulich lange und kalte Fahrt nicht gescheut habe. »Sie wissen ja, Tessen, daß Ihnen beiden das wenige, was es an Vergnügungen hier gibt, zur Verfügung steht. Fahren Sie Ihre Schwester im Schlitten aus oder gehen Sie zum Eislauf oder Rodeln, wie Sie mögen. Sie brauchen sich so streng an die Mahlzeiten nicht zu halten. Euer Vergnügen, Kinder, soll einmal vorgehen, und nun gute Nacht!«

Aber so bald geht Ehrengard nicht zur Ruhe. Wie es denn eigentlich hier sei? Langweilig, was? Könne man gar nicht ein bißchen hinten herum sich amüsieren? Von Hause sei sie gern weggefahren, das müsse sie zugeben.

»Bist du denn immer noch so abscheulich leichtsinnig?« fragt Tessen. Eigentlich achtet er der Antwort kaum und denkt an andre Dinge.

Sie leichtsinnig? Natürlich, ja, sofern der Bruder es als Leichtsinn ansehen wolle, wenn man lebe, als sei man jung und nicht eine Greisin. »Du, Tessen, soll ich dir mal die beiden Bilder zeigen?«

»Was für Bilder?«

Ehrengard beginnt geheimnisvoll in ihrer Handtasche zu kramen. »Weißt du was, geh ein bissel hinüber. Ich krieche derweil ins Bett, und dann plaudern wir noch ein bißchen.«

Eine hübsche kleine Person ist sie. Erstaunt betrachtet Tessen das spinnwebdünne Spitzenhemd, das mit rosa Bänderchen geschmückt ist. »Du bist aber ein eitles Ding,« meint er; aber eigentlich imponiert ihm seine Schwester.

»Sieh die Bilder an,« sagt Ehrengard und hält ihm zwei Photographien vor. So. Der Dunkle sei Harry, heiße aber eigentlich Heinrich und sei ein sehr wohlhabender Fabrikant. Und der andre, der Eigentliche, der Blonde, das sei Joachim, früherer Gardereiter.

Tessen legt ärgerlich die Bilder beiseite. Sie möge ihn mit ihren unerfreulichen Liebesgeschichten in Ruhe lassen. Er sei nicht so modern. Er nicht. Zuwider wäre es ihm, daß alles nackt und kahl solle hingestellt werden. Was sei denn los mit der Liebe, wenn weiter nichts als der armselige Trieb zurückbliebe, die Narretei, die Verirrung? Nein, davon wolle er nichts wissen.

Aber je mehr er sich ereifert, um so heiterer wird die Schwester. Geradezu entzückend sei er in seiner kindlichen Unschuld. Und dennoch und gerade deshalb werde er sich über beide Ohren verlieben. Wenn er es nicht schon getan habe. »Bist du nicht ein bißchen in deine Baronin verliebt, du dummer, großer Junge? Ich glaube doch! Ich hab's schon heraus. Und ich soll verdammt sein, wenn nicht sie auch etwas für dich übrig hat!« —

Tessen hatte sich jeden Tag beinahe zu schämen für seine allzu dreiste Schwester. Mit scheinheiliger Miene neckte sie den Inspektor und machte sich über ihn lustig. Die Eleven verliebten sich nacheinander in sie. Der Hilfsförster sogar ließ alles stehen und liegen und blies allein für die schöne junge Dame aus der Stadt.

Der Bruder hatte von ihr nicht allzuviel Gesellschaft und hätte am liebsten gesorgt, daß dieser unruhige Gast wieder heimführe, aber er traute sich nicht, die Baronin darum anzugehen. Welche Gelegenheit hätte er auch wahrnehmen sollen? Sie hielt sich ihn vom Halse. Das merkte er wohl. Kaum daß sie noch die Mahlzeiten mit ihnen zusammen einnahm. Aber je seltener Tessen ihre Erscheinung gewahrte, um so unruhiger drängte es ihn zur Unternehmung. Sollte er hier noch lange tatenlos sitzen, die Abende mit gleichgültigen Männern im Wirtshaus vertun und, als höchstes Glück, den Augenblick erwarten, da, und das geschah selten genug, die Baronin ein paar Worte an ihn richtete? Nein. Tausendmal nein. Längst war seine Zeit vorüber.

Die Baronin nahm seine stockend und ungeschickt vorgebrachten Erklärungen so auf, als habe sie lange darauf gewartet. Gewiß, es sei ja von Anfang an klar gewesen, daß er nur zur Kräftigung sich hier aufhalten solle. Von Tatendrang erfüllt, stände er jetzt da. Worauf solle man schließlich noch warten? Ob er etwas Besonderes im Sinn habe?

Nein, Tessen wußte nichts. Er wollte eine Stellung zu finden suchen, vielleicht im Ausland. Ja, wenn er Flieger werden könnte! Aber die Ausbildung sei teuer, und Hunderte meldeten sich, wo zehn gebraucht würden.

»Vielleicht wüßte ich etwas für Sie, Tessen,« erwiderte in unsicherem Ton die Baronin. »Ich komme darauf, weil Sie vom Ausland sprechen.« Sie vollendete ihren Satz nicht. Sie brach ab, erklärte, daß es besser sei, sich der Möglichkeit zu vergewissern, ehe man Hoffnungen erwecke, und begann von andern Dingen zu reden. Er scheine ja an seiner Schwester wenig Freude zu haben.

Nun ja, sie sei ein Kobold, wenn man es so nennen dürfe. Er wisse niemals recht mit ihr aus und ein. Man könne sich auch auf sie gar nicht verlassen.

»Die Heiteren und Unbedenklichen kommen am weitesten, lieber Junge,« wird ihm geantwortet. —

Ein neuer Gast. In aller Morgenfrühe war er angelangt. Tessen hatte zu seinem Empfang bereitgestanden und erfahren, daß er Professor

Windisch vor sich habe, der, da er eine längere Reise anzutreten im Begriff sei, von der verehrten Freundin Abschied nehmen wolle. Sie hatten zusammen gefrühstückt und sich eifrig dabei unterhalten. Ob Tessen viel Sport treibe? So, hier habe er reiten gelernt? Wofür habe er denn auf der Schule besonderes Interesse gehabt?

Hin und her, alles mögliche hatte der Professor Tessen gefragt, und eigentlich war dieser zu guter Letzt beinahe störrisch geworden, hatte nur noch kurze und inhaltlose Antworten gegeben und mürrisch den Ausfrager betrachtet.

So, der eine übermäßig interessiert, der andre unfreundlich und abweisend, hatte man sich bei Tisch wiedergetroffen. Und auch hier und hinterher ärgerte sich Tessen über den Gast. Zunächst einmal, was wollte jener mit seiner Lobeshymne, die er, das Glas in der Hand, beim Essen auf die Baronin hielt? Niemand bezweifelte ihre Güte und Hilfsbereitschaft. Warum faselte dieser langweilige Bursche von den Versprengten, die sie an ihr mütterliches Herz genommen? Merkte er denn nicht, daß ihr solche Tiraden zuwider waren?

Nachher setzte der Professor seine Fragen ungeniert fort und fand noch Unterstützung bei der Baronin, die Tessen in ungehaltenem Ton ermahnte, gründlich und ausführlich sich auszulassen.

Was hatte sie für einen Narren gefressen an diesem aufdringlichen Kerl? Ja — fein angezogen war er. Da fehlte nichts. Trug einen umfänglichen Brillanten am Finger, war geschniegelt und gebügelt. Konnte von Paris erzählen und von Kairo, wohin er anscheinend erneut zu reisen vorhatte. Sprach von Büchern, die er geschrieben, von meteorologischen Versuchen und kam immer wieder auf einen Auftrag zurück. »Der Auftrag«, man hörte es den ganzen Tag.

Aber dieser selbstgefällige Herr, den Tessen mit nicht geringer Wut betrachtet hatte, bekam auf einmal eine wesentliche Bedeutung in seinem zerrupften und noch nicht wieder zusammengeklebten Leben. Und das kam so:

Wenige Tage, ehe der Gast abzureisen vorhatte, stieß Tessen, als er abends zu Tisch hinunterkam, auf gewichtige Mienen. Der Professor flüsterte weit vorgebeugt der Baronin etwas zu, sie schien einverstanden zu sein, und sogleich fing die Sache an.

»Sie haben mit Mißfallen bemerkt, lieber Tessen, daß ich Sie verschiedentlich ausfragte, nicht wahr? Nun, es hat seinen guten Grund gehabt. Machen Sie nicht so ein mürrisches Gesicht, wenn ich bitten darf.«

Auf einmal wurde es sonnenklar in Tessens Kopf. Der andre hatte einen Auftrag, sollte irgendwelche Luftströme, weiß der Teufel was, in Nordafrika untersuchen und wollte ihn mitnehmen. Nicht möglich, noch länger die brummige Miene aufrechtzuerhalten. Er fühlte, wie die Freude aus seinen Augen hervorbrach.

»Sie haben's schon heraus, daß sie mitsollen, nicht wahr?« fuhr der Professor fort und sah Tessen so gut und freundlich an, daß sein Herz weich wurde wie Wachs. »Ja, so ist es. Baronin Buchen erfuhr von meiner kleinen Expedition und schlug sogleich Sie als Teilnehmer vor. Nun, was sagen Sie dazu?«

Nichts sagte Tessen. Wie ein Fisch auf dem Trocknen schnappte er nach Luft und brachte schließlich das Dummste vor, was auszudenken war: er hätte keine Ahnung von Luftströmungen.

Aber da schlug ihm ein großes Gelächter entgegen: weich und ein wenig girrend das der Baronin, und fürchterlich laut, in abgemessenen Salven, das des Gelehrten.

Über alle Maßen herrlich fing die Reise an. War man die ersten Tage nach dem Abschied von Buchen bedrückt und traurig gewesen, so versank doch aller Kummer wie in einen riesigen Schlund, als nach gehetzter Fahrt, da beim Passieren fremder Städte der Professor hie und da auf Kuppeln und Türme hingewiesen hatte, das südliche Meer am Horizont aufkam. So stieg es auf: ein glitzernder, schimmernder Streifen über flachem, grauem Land. So stieg die Zukunft auf. —

Drei Nächte in knarrender Kajüte. Schöne Speisen im Eßsaal, die man zu sich zu nehmen leider meist nicht imstande war. Musik alle Nachmittage. Geschwätz in allen Sprachen der Erde. Abends stundenlang der Anblick düsteren Wassers. Schöne, unvergeßliche Seefahrt!

So einfach, wie man geglaubt, schien die Landung nicht. Als Tessen frühmorgens ein mörderliches Tuten vernahm und hinausblickte, sah er Landstreifen, hie und da eine Palme. Das war Afrika.

Es dauerte ein paar Stunden. Polizei kam, der Arzt kam, endlich stürzte eine Horde dunkler Kerle, die offenbar Gepäckträger vorstellten, in Gänge und Flure. Gedrückt und gestoßen schob man sich über den Landungssteg in eine lärmende Halle, wo das Gepäck besichtigt wurde. Dann schien es von unendlicher Wichtigkeit, in größter Eile in den Spezialzug zu gelangen, der nur für die Passagiere dieses Schiffes da war und sofort abfuhr. Sofort? Nun, als dieser Zug besetzt war, fuhr er nicht ab. Erst als die Reisenden im Speisewagen ihr Menü aufgegessen, erst als sie Kaffee getrunken und geraucht hatten, rollte der Zug. Warum? fragte Tessen. Wozu ein Speisewagen, wenn der Zug doch nicht abfährt, ehe wir gegessen haben? Warum? Ein Grinsen der bedienenden Nubier war die Antwort. Das sanfte, undurchdringliche Grinsen, das dieses Erdteils legendäre Maske war.

Unmöglich, mehr zu schreien und lauter, als es an diesem Bahnhof geschah! Als wäre ganz Kairo nur zum Lärmmachen hergekommen. Tessen hält sich dicht an den Professor, der gottlob dem allen gewachsen scheint, und so landet er, vorläufig ein hilfloses Anhängsel, im Hotel.

Am Abend finden sich im Zimmer des Professors mehrere Herren ein, seine Mitarbeiter bei der bevorstehenden Unternehmung: Vinkič, ein kleiner, flinker Serbe, der den Dolmetscher abgeben soll, Biasini, der Photograph, und Doktor Dornbusch, der Assistent des Professors. Was eigentlich Tessen selbst hier vorstellt, ist ihm fürs erste nicht klar. Aber niemand scheint sich über sein Dasein zu wundern.

Am nächsten Morgen weiß Tessen schon, was man von ihm erwartet, als er neben Vinkič unter einer Horde von Eseln und Kamelen die brauchbarsten Tiere aussucht, stundenlang Kisten und Kasten in den Tragnetzen der Kamele verschwinden sieht, mit zupacken will und indigniert von einem der Bronzefarbenen beiseitegeschoben wird. Vinkič hat ihm ein paar Redensarten eingepaukt: »Sieh dich vor, es ist alles von Glas« und dergleichen. Ein Schwall von Worten ist die Antwort der Träger, die zuweilen Vinkič lachend übersetzt. »Allah hat dich den besten Träger auswählen lassen, Herr!« — »Sei ohne Sorge; Allah läßt nicht zu, daß deinem Eigentum etwas zustößt!«

Endlich setzt sich der Zug in Bewegung, Vinkič reitet rechts vorn und Tessen am Schluß. Sein Esel hat wunderschönes, rotes Sattelzeug, und bunte Bänder sind eingeflochten in seine ruppige Mähne. Tessen will zur Festung hinauf. Er will diese fremdartige Stadt von der Höhe aus überblicken.

Schotten begegnen ihm; in ihren lustigen, bunten Röcken hocken sie rauchend auf der Mauer. Sie sind eine unsichtbare Besatzung, scheint es, in dieser Stadt, wo man sie nicht liebt. Man hat sie hier oben zusammengepreßt, und es macht nicht einmal den Eindruck, als fühlten sie sich sehr wohl.

Grauer Dunst liegt über der Stadt, aus dem gerade nur die flachen Kuppeln der Moscheen hervorragen, von ihren Gebettürmen flankiert. Zur Linken erblickt Tessen zwei sonderbare Gebilde in Dreieckform — Segel wohl — ist dort also der Nil? Aber da er näher hinsieht, wandeln sich die Flächen zu Körpern. Es sind die Pyramiden von Giseh. —

In der Nacht schleicht sich Tessen hinaus aus dem Zelt, in dem er neben Vinkič sein Lager hat. Staunend erlebt er diesen strahlenden Sternenhimmel des Südens.

Eine äußerst sonderbare Gegend entdeckt Tessen am Sonntag. Was war das eigentlich? Behausungen, oft mit Hof und Garten sogar, mit Laden und Tür, in denen keine lebendige Seele wohnte. Ein Haus am andern trotzdem; aber gebaut nur für die Toten.

Immer noch also geschah, was vor Jahrtausenden hier geschehen war, und selbst der Ärmste, und deren war hier die Überzahl, hob seine Grabkammer aus und richtete aus Lehm zu Häupten und zu Füßen des Verstorbenen diese beiden Wahrzeichen auf, die aussahen wie in den Himmel ausgestreckte Hände.

Für Tessen, der trotz aller gutmütigen Erläuterungen des Professors von den Arbeiten, die die beiden Gelehrten im Banne hielten, nichts verstand, war das Leben hier oben eintönig genug. Zuweilen gerieten Vinkič und Biasini aneinander und stürzten sich wütend in politische Gespräche, bei denen den Vermittler zu spielen ein heikles Geschäft schien.

In dieses von Menschen abgeschlossene Leben, das so verlief, als säße man mitten im Meer auf einer Insel, brachte zuweilen der schmutzige kleine Eseltreiber, der die nötigen Lebensmittel aus der Stadt heraufschleppte, Leben und Bewegung. Aus einem bleifarbenen Sack, den er kunstvoll um seinen Bauch zu schlingen verstand, zog er die Briefe, die er an der Hauptpost für die Expedition abzuholen hatte. Mit heftigem Geschrei schwenkte er einen nach dem andern herum, riß dem Lesenden gierig die leeren Umschläge aus der Hand, deren Marken er für fabelhaft wertvoll hielt, und entfernte sich dann schweigsam und demütig. Und so, angekündigt mit unvernünftigem Geschrei und demütig empfangen, gelangten die Nachrichten aus Schloß Buchen in Tessens Hand.

So liebevoll um ihn besorgt, wie diese Briefe sie zeigten, hatte Tessen sich jene zärtlich verehrte Frau niemals vorgestellt. Ach, er hatte nicht geahnt, daß sie unruhig sein würde über die Stürme auf dem Mittelmeer, von denen sie gerade in den Tagen seiner Überfahrt in den Zeitungen gelesen! Daß sie sich um seine Gesundheit Gedanken machen und ausdrücklich einen mit den Gefahren der Tropen vertrauten Arzt aufsuchen würde, um ihm seitenlang dessen vorsorgliche Vermahnungen weiterzugeben.

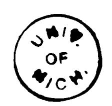
Je eintöniger das Leben hier sich abspielte, um so mehr fand er seine Gedanken abgezogen. Er geriet in Verwirrung, wenn unerwartet Fragen an ihn gestellt wurden, und mußte sich zusammenreißen, um verständig zu antworten.

Der Professor und sein Assistent nahmen sich des Begleiters freundlich an, aber für den verliebten jungen Landsmann waren sie nicht die richtigen Gefährten. Zuweilen freilich, wenn Tessen an der Seite des Professors Ausflüge in die Stadt oder die Umgebung unternahm, die dieser ihm wohl schuldig zu sein glaubte, stellte er eindringliche Fragen. Warum Tessen so schweigsam sei und an nichts recht Gefallen habe? Ob denn irgendein Kummer ihn bedrücke?



Otto Dill: Rennplatz

Aus der Ersten Allgemeinen Kunstausstellung in München 1926



Vielleicht sogar wußte der ältere Mann etwas von dem Schmerz des jungen. Nicht selten brachte er das Thema auf Buchen und seine Bewohnerin, die eigentlich gar zu einsam dahinlebe.

Es kämen zuzeiten aber fortdauernd Gäste ins Haus, meinte Tessen.

»Das weiß ich wohl,« erwiderte der Professor. »Aber haben Sie beobachtet, wie vollkommen von diesen Gästen entfernt die Herrin des Hauses trotzdem weiterlebt, als ginge sie das alles nichts an? Auch ich bin früher lange Gast dieses Hauses gewesen. Die erste Zeit wunderte ich mich über mangelnde Rücksicht, die die Baronin einfach beiseitezulassen und von den Gesprächen auszuschließen schien. Aber ältere und vertrautere Freunde des Hauses belehrten mich, daß sie selbst es so wolle.«

»Warum denn Menschen um sich versammeln, wenn man an ihrem Treiben gar keinen Anteil hat?« fragt Tessen.

»Diese Frau ist um vieles scheuer und in sich gekehrter als alle andern, die ich kennenlernte,« gibt der Professor zurück. »Und so viele Freunde sie auch besessen hat unter Männern und Frauen, keiner besaß ihr Herz.«

Tessen schweigt. Eindringlich beherrscht ihn der Wunsch, mehr zu erfahren; aber er fürchtet die Frage.

»Sogar dieser stillen Frau, die doch seit dem Tode ihres Kindes so eingezogen lebt wie kaum eine,« fährt der Professor fort, »ist ohne jegliche verständige Grundlage Klatsch über eine angebliche Liebesaffäre nachgeredet worden. Das ist lange her. Aber sie war so rasend darüber, daß ihre Freunde sie kaum dazu bringen konnten, wieder unter die Leute zu gehen.«

»Wer kehrt sich denn heute an so etwas? Welche Frau sieht dergleichen noch als Angriff auf ihre Ehre an?« erwidert Tessen.

Der Professor nickt. »Ja,« sagt er, »aber sie würde es noch heute so ansehen.« —

An der auf mehrere Wochen berechneten Reise nach den Königsgräbern hatte Tessen nicht teilnehmen können, da ein bösartiges Fieber, das auch dem kleinen flinken Vinkič arg zusetzte, ihn aufs Lager warf. Auf der Station war nur der Assistent zurückgeblieben. Der Photograph begleitete den Professor, und die beiden Kranken lagen matt in der sauberen Stube des Krankenhauses, das nur für die Europäer da war und von ihnen bezahlt und betreut wurde. Den längsten Teil des Tages füllte Vinkič mit seinen vielen Liebesgeschichten aus, bei denen er tüchtig auftrug, und er machte dem Gefährten, der gar nicht wagte, zu zeigen, wie wenig bei ihm auf diesem Blatt stand, den Mund gehörig wässerig. Die stille Griechin, die feurige Levantinerin, die fügsame Türkin, die lustigen Frauen an den Grenzen, die es mit keinem verderben wollten, sie alle hatte er erprobt, wenn man ihm glauben wollte. Und manchmal erzählte er mit so viel Verve, daß Tessen, verstört, ihn am liebsten zum Schweigen gebracht hätte, denn — schreckliche Verwirrung — vor seinen Augen stieg während dieser wüsten Reden süß und verlockend das Bild der Frau auf, die er liebte. —

Der Professor schien über Tessens Krankheit an die Baronin berichtet zu haben, denn bald nach der Einlieferung der Patienten trafen, wie man durch die pflegende Schwester erfuhr, telegraphische Anfragen aus der Heimat ein. Und wer sollte sich wohl sonst so ernsthaft um ihn sorgen? Sobald sein Zustand es zuließ, hatte Tessen einen langen Brief an die Baronin verfaßt, eine Art Tagebuch eigentlich, das in verwirrtem Durcheinander spiegelte, was er auf der Reise, an Bord und in diesem bunten Lande gesehen hatte.

»Das heitere Gemälde Ihrer Erlebnisse,« so lautete die Antwort, »das Sie mir schickten, hat mich erst merken lassen, lieber Freund, wie sehr ich der frohen Jugend entbehre, seit Sie fort sind, und verstört frage ich mich, ob ich denn wirklich so sehr an Ihre Erscheinung mich gewöhnt hatte, daß ich nun die Zimmer leer finde da Sie fehlen. Bleiben Sie mir mit Ihrem Dank vom Halse. Wir Menschen tauschen doch unsre Gaben untereinander aus, und wer wollte behaupten, daß der eine des andern Schuldner wäre? Wenn Sie aber mit Gewalt mein Schuldner sein wollen, so nehme ich Ihren Schuldschein an. Lösen Sie ihn aus, indem Sie glücklich werden.«

Nein, ein solcher Brief war Abschied. Und er wollte keinen. Was sie ihm schreibe, habe ihn tief bekümmert, antwortet Tessen. Hier läge er in diesem wildfremden Kontinent und hätte das Einzige zurückgelassen, woran sein Herz hänge. Ach, er habe nie gewagt, ihr ernsthaft zu sagen, wie er sie liebe und verehre. Er habe gefürchtet, sie irgendwie damit zu erzürnen. Wisse sie denn überhaupt, daß alles Strahlende und Erwärmende nur von ihr ausgehe? Wie solle er es aushalten, länger noch fern von ihr zu sein?

Antwort! Antwort auf diesen Brief? — Sie kommt nicht.

Doch. Nach Wochen, da Tessen schon das Bett verlassen hat und in Kürze, auf Anraten des Arztes, eins der freundlichen Seebäder an der Küste aufsuchen soll, um sich vollends zu erholen, trifft ein Schreiben der Baronin ein. Sie nimmt auf den Inhalt jenes verwirrten Briefes nicht einmal Bezug. Sie habe durch den Professor erfahren, daß nach so schwerer Erkrankung ein Aufenthalt für Tessen dort keinesfalls anzuraten sei. Es frage sich nun, ob er, wie es der Professor wünsche, im Winter wieder als sein Gehilfe arbeiten, oder ob, was wohl seiner Gesund-

heit förderlicher wäre, er lieber ganz nach Europa zurückkehren wolle. In diesem Falle lade sie ihn ein, ein paar Wochen im Süden mit ihr zuzubringen.

Als Tessen wenige Wochen später sich einschiffte, als dieses sachte Anlaufen der Maschinen hörbar wurde, das Schiff seinen letzten dumpfbrüllenden Laut von sich gab und, nur dem Aufmerksamen sichtbar, das sanfte Gleiten begann, hätte er mögen vor Freude schreien und nebenherfliegen wie die munteren Möwen, die dem Schiff lange folgten.

Seltsam war dies Land gewesen, aber keine Heimat, darin zu wohnen.

Die Fahrt, die Tessen, um seine Ankunft zu beeilen, größtenteils zu Lande gemacht hat, geht endlich dem Ende entgegen. Sorgfältig hat er die Gepäckstücke, bei denen auch anvertrautes Gut der Expedition sich befindet, an der Wagentür verstaut. Klare Luft dringt, da er das Fenster öffnet, endlich wieder in seine Lungen.

Der Zug hält, aber vergeblich blickt der Ankömmling hinaus. Wie? Hätte sie hier stehen und ihn erwarten sollen?

Tief enttäuscht verläßt er die Halle und folgt, ohne achtzugeben, dem Zug der Straße. Aber kaum hat Tessen zwanzig Schritt hinter sich, als sein Name gerufen wird und er, durch Auto und Straßenbahn vorläufig getrennt, seine Schwester erblickt, die eifrig, um ihn aufmerksam zu machen, die Arme kreisen läßt.

»Ich habe meinen Auftrag wieder schlecht ausgeführt,« ruft sie ihm lachend zu. »Baronin Buchen erwartet dich im Grandhotel, und dir verdanke ich diese herrliche Reise, wenn ich auch genau weiß, daß du lieber hättest, ich wäre nicht hier.«

Tessen begrüßt die Schwester und müht sich, seine Enttäuschung zu verbergen. Er erfährt, daß sie schon mehrere Tage hier seien und lebten wie die Fürsten.

»Ja, mein Lieber,« sagt Ehrengard mit verkniffenem Lächeln. »Bei deiner Baronin bist du nicht schlecht angeschrieben. Aber laß gut sein, ich werde dir deine Freude nicht stören. Noch heute abend bekomme ich Migräne, verlaß dich darauf.«

»Ist es noch weit zum Hotel?«

»Kannst es wohl gar nicht erwarten, was?« schwatzt Ehrengard. »Was mich betrifft, so gönn' ich dir von Herzen alles, was du dir wünschst. Es wird Zeit, daß du es besser hast als zuvor.«

»Du sollst nicht so von ihr reden, Ehrengard!«

Sie biegen um die Ecke und nähern sich einem hohen, umfänglichen Gebäude. Tessen folgt den Blicken seiner Schwester, die heiter nach oben winkt, und dort am geöffneten Fenster erblickt er die ersehnte Gestalt.

Wie oft hatte Tessen dieses Wiedersehen sich zurechtgelegt! Er würde auf sie zustürmen, ehe sie sich's versah; ihre Hände würde er küssen, ach, nicht so, wie es Sitte war, sondern sehr zärtlich. Er würde —

Und was war in Wirklichkeit geschehen? Er hatte einen Augenblick stumm vor ihr gestanden, ihre Hand in seiner, und mürrisch vorgebracht, warum sie denn nicht allein hier sei. Eine Antwort hatte er nicht erhalten.

Verbissen saß Tessen im Speisesaal des Hotels. Er war nicht einmal im Gesellschaftsanzug, er besaß so etwas nicht. Laut schlugen seine groben Schuhe auf, wenn er hier umherging. Am Tisch gegenüber gewahrte er einen modisch aufgeputzten Ausländer, der Französisch sprach und ab und an, so schien es, belustigte Blicke herüberschickte. Baronin Buchen war nicht gerade gesprächig, und Ehrengard begann wohl ihre Komödie vorzubereiten; denn sie lehnte die Speisen ab und sprach von Kopfweh.

Nach dem Essen nahm man in der Halle Platz. Eben erhob sich Ehrengard und begann ihre wohlüberlegte Litanei, als die Baronin sie gereizt unterbrach. »So schlimm ist es wohl nicht, daß Sie Ihrem Bruder nicht könnten Gesellschaft leisten,« fährt sie ärgerlich auf, »um so mehr, als ich mich zurückziehen muß, da ich sehr müde bin.«

Ehrengard starrt ihr verstört nach und setzt sich wieder.

»Was hast du denn verbrochen?« fragt sie.

»Du hast schuld,« gibt der Bruder zornig zurück. »Sie hat dein Theater durchschaut, natürlich, und hält wohl gar mich für den Urheber.«

»Ach, Kinderei! Sie ist verliebt in dich, mein Junge, merkst du das nicht?« erwidert Ehrengard. —

Die Geschwister hatten sich bald getrennt, und Tessen versuchte im Lesezimmer sich zu unterhalten. Mißmutig warf er die bunten Magazine durcheinander und blickte durch die Fensterreihe gegenüber auf das große dunkle Wasser, in dem tausend Lichtreflexe sich drehten und kreisten. Sollte er an den Professor schreiben, was ja doch einmal gemacht werden mußte, oder den Eltern die Ankunft melden? Auch um Stellung würde er sich bald bemühen müssen. Am besten persönlich, mit des Professors Empfehlungen wohlversehen.

In der Tür ruft Ehrengard seinen Namen und winkt. »Sie ist eben hinausgegangen nach dem Kai zu,« flüstert die Schwester ihm erregt ins Ohr. »Geh hinterher, hier ist dein Hut, linksherum!«

Tessen stürmt durch die Türen und wendet sich nach links. Er sieht sie, nicht einmal weit weg, vor sich hergehen.

»Es ist nicht wahr, daß Sie müde gewesen sind, Marieluise,« sagt er sehr laut, unfähig, den

erregten Ton abzuschwächen, und spricht so zum erstenmal diesen Namen aus. »Sie wollten meine Gegenwart nicht. Aber Sie brauchen es nur zu sagen, dann verschwinde ich, und Sie werden mich gewiß nicht wiedersehen.«

Sie hat haltgemacht und legt die Hände auf das Geländer. »Ihr Ton ist neu für mich,« erwidert sie. »Und ich weiß nicht, ob er mir besser gefällt als der frühere.«

»Das kann sein, daß es Ihnen genehmer war, den unscheinbaren Jungen als bescheidenen Mond Ihren Stern umkreisen zu sehen,« gibt Tessen trotzig zurück. »Aber mir steckt dies Gefühl zu tief im Herzen, als daß ich den Harmlosen spielen und weiter Ihren Pagen abgeben könnte.«

»Gehen Sie doch, Tessen. Ich binde Sie ja nicht fest,« ist die Antwort.

»Sind Sie so sicher, daß Sie mich nie entbehren werden, Marieluise?«

Baronin Buchen wendet ihm das Gesicht zu. »O ja, ich werde Sie entbehren,« hört er sie mit einer schreienden Stimme antworten, die mitten im Satz zu brechen scheint. »Aber besser so, als mich in eine unvernünftige Leidenschaft hineinreißen zu lassen, um, wenn sie ihr Ende fand, mehr allein zu sein als je zuvor.«

Das also war die Antwort, die dieser späte Wanderer, der achtlos den Lichtern des Kais folgt, zehnmal und mehr sich wiederholte, und die hinzunehmen sein unruhiges Herz nicht gesonnen war. —

Viel heiterer, als man nach solchem Auftakt hätte denken sollen, ließ das Zusammensein der Baronin mit ihren Gästen sich an. Der Morgen schien die Schwere der Nacht verwischt zu haben. In aller Frühe schon wurde ein Spaziergang unternommen. Eine Dampferfahrt füllte den Nachmittag aus, und hier hielt Tessen, während Ehrengard ihnen sogleich auswich, sich immer an der Seite der Baronin.

Ob sie ihm zürne, fragte er sie.

Nein, er habe ja nur die Wahrheit gesagt. Ihre Schuld sei es, ihre große Schuld, daß es überhaupt dazu gekommen war. Aber er sei eben jung und denke sich das Leben leicht.

»Nein,« antwortet Tessen. »Ich bot Ihnen mein Leben an von heute bis in den Tod. Ist das nicht ernst genug?«

»Dachten Sie wirklich mit mir ein Paar abzugeben, Tessen, obwohl ich Ihre Mutter sein könnte? Das war ja der hinterlistige Einfall des Teufels, Sie, diesen traurigen, treuherzigen Jungen, mir in die Arme zu führen, da ich doch nie den Verlust des eignen Kindes verwunden hatte.«

»Teuflisch, sagen Sie, warum?«

»Alle diese Verlockungen stammen vom Teufel, mein Freund. Alles, was brennt und später sich anfühlt wie Eis, ist nichts Gutes. Sie müssen sich das aus dem Kopf schlagen.«

»Ich bin längst ausgewachsen, Marieluise, und nicht mehr so jung, um meine Jahre verhöhnen zu lassen.«

Baronin Buchen legt sanft den Arm um seine Schulter. »Meine Ehe war nicht schön,« sagt sie, »und trotzdem habe ich allen Glückseligkeiten widerstanden. Und so viele heiße Herzen in meinem Hause einkehrten, ich ließ sie ruhig hämmern, auch als mein angetrauter Mann gestorben war, und blieb dem Feuer fern.«

»Fürchten Sie sich denn wirklich vor Gerede und Vermutungen, Marieluise? Sie?« fragt Tessen erregt.

Baronin Buchen sieht ihm in die Augen. »Ja,« erwidert sie. »Ich bin sehr altmodisch, aber nur für mich selbst, und setze meine hinterwäldischen Ideen gar nicht bei andern Frauen voraus. Es wäre mir ein ernstlicher Kummer, mich irgendwie im Mittelpunkt eines häßlichen Geredes zu wissen. Das ist, als trüge man ein beschmutztes Kleid.« —

Schöne, sanfte Zeit! Aller Kummer hat sich in frohe Beglückung verwandelt. Sie scherzen miteinander über die schreckliche Tragödie, der sie beinahe verfallen wären. Eros kann auch ein heiterer Gott sein, wenn man ihn so haben will.

Weiß dieser Junge nichts davon, wie unter der Asche gefährliches Feuer weiterglimmt, so daß ein vorüberwehender Hauch es entflammen könnte? Weiß er nicht mit seinem Herzen Bescheid? Oder vielleicht ist der Scherz nur Maske für die frohen Unternehmungen, für die Ausflüge, für die Gegenwart der Schwester. —

Der Aufenthalt in der Fremde neigt dem Ende zu, und Tessen fühlt sehr deutlich, daß nicht er allein darum trauert. Mehrfach schon wurde die Zukunft besprochen.

»Ich werde Sie nun bald verlieren müssen,« so hatte vor wenigen Tagen Baronin Buchen aus langer Schweigsamkeit heraus ihn unerwartet angeredet. »Und Sie haben dafür gesorgt, daß es mir nicht leicht werde.«

Er hatte die Notwendigkeit der Trennung bestritten. Er hatte von neuem versucht, ihre Abwehr zu überwinden. Was mache schließlich ein Altersunterschied aus; was sei gegen seine Jugend einzuwenden, die doch alle Tage abnehme? Man brauche sich um niemanden zu kümmern. Groß sei die Welt, die weder sie noch er bis heute kennengelernt hätten.

Aber sie hatte nur ein paar scherzende Worte erwidert und war erneut in Schweigsamkeit versunken. —

Die Reise war in Frankfurt unterbrochen worden, und hier schlug Baronin Buchen vor, daß Tessen direkt zu seinen Eltern fahren solle, um zunächst diese zu begrüßen. Sie werde ihn später in Buchen erwarten. »Vielleicht auch«, fügte sie hinzu, »kann ich Ihnen inzwischen schon Nachricht geben über eine Vorstellung bei dem Han-

delshause in Hamburg, dem unser Professor Sie zugedacht hat.«

Ein Abschied also. Ein Abschluß vielleicht? Wird er Marieluise wiederfinden oder die Herrin von Buchen, wie er sie, ein zögernder Knabe, vor Jahren zum erstenmal gesehen?

Diese Rückkehr ins Elternhaus ist für Tessen kein sonderlich erfreuliches Ereignis gewesen. O ja, man empfing ihn gut und schien tagelang vorher für eßbare Grundlagen freudigen Empfangs gesorgt zu haben. Aber ihr verlegenes Gebaren drängte den Ankommenden in die Stellung des verlorenen Sohnes.

»Eine feste Anstellung hast du wohl noch nicht?« war so ziemlich Elisabeths erste Frage. Den Vater fand Tessen sehr gealtert und matt; aber kaum hatte er dieser Ansicht Ausdruck gegeben, als ihm die Mutter in klagendem Tonfall vortrug, wie sehr all die schrecklichen Geschehnisse — er wisse ja Bescheid, und man wolle ihm ja gar nichts vorwerfen —, wie sehr das alles den Stolz und die Lebenskraft gebrochen hätte.

Der kleine Bruder, inzwischen zu einem langen, dünnen Lineal emporgeschossen, sogar dieser sonst so anhängliche Bewunderer, äußerte in mißmutigem Ton, daß man tagaus, tagein die Eltern nur klagen höre, und Tessen könne wahrhaftig froh sein, dem allen beizeiten Valet gesagt zu haben.

Sein Vater verhielt sich sehr still. Er fragte nach Erich und vernahm erstaunt, daß die Freunde nichts mehr voneinander gehört hätten. »Eigentlich hat doch Erich viel für dich getan,« sagte der Vater. »Er war es, der sofort alles auf die Beine brachte, als er von deinem ungerechten Unglück erfuhr.«

»Du hast doch auch getan, was du konntest,« antwortete unruhig der Sohn.

»Nun, wer kann das heute untersuchen? Ich war wohl zu sehr auf diese Art von jungen Leuten eingeschworen, wie ich sie in meiner Jugend als gut und fehlerlos glaubte gesehen zu haben. Ich verstand zu wenig von dir.«

Wie? Hat das sein Vater gesagt? Hat dieser alte, tödlich fremde Mann mit so wenigen Worten verstanden, ein Herz aufzuschließen, das bisher wie ein Stein vor seinen Füßen gelegen hatte?

Der Sohn konnte nicht antworten. Verwirrt von der eignen Ergriffenheit, näherte er sich dem Vater, um ihn irgendwie zu liebkosen. Aber solche Geste war ihm so ganz und gar nicht gewohnt, daß er scheu und steif stehenblieb und überhaupt nichts unternahm, als sein Vater den suchenden Blick ihm zuwandte.

Tessen hatte seinen Platz wieder aufgesucht, nachdem die Unterredung sich seiner augenblicklichen Lage und den Aussichten für die Zukunft zugewandt. Auch hier war der Vater voll Freundlichkeit. Der Sohn möge sich, falls er nicht sogleich unterkomme, nur ja keine grauen Haare wachsen lassen. Er sei zu Hause willkommen und könne in Ruhe abwarten.

»Auch nach Buchen wurde ich eingeladen,« antwortete Tessen und verwünschte im nächsten Augenblick, es gesagt zu haben.

»Es ist einigermaßen peinlich,« meinte sein Vater, »wieder und wieder so viel Freundlichkeit anzunehmen. Auch für Ehrengard wurde wiederholt die Reise und jetzt sogar ein längerer Aufenthalt bezahlt. Ich fürchte beinahe, sie ist noch halb und halb eingekleidet worden.«

»Baronin Buchen hat Freude an ihr,« brachte Tessen verlegen vor.

»Nun ja, das tröstet etwas,« erwiderte sein Vater. »Ich sehe es, offen gestanden, nicht allzu gern, daß du so viel dort annimmst. So etwas ist nicht einmal heilsam für einen Mann.«

Tessen schwieg. Ach, oft schon hatte er selbst es bitter empfunden, daß seine Hände leer waren und immer nur ausgestreckt schienen, Güte zu empfangen. —

Wie leicht änderte sich doch das Bild, als Tessen von einer kurzen Reise nach Hamburg Aussicht auf Anstellung in einem großen Exporthause, das mit dem Orient handelte, heimbrachte! Dieser Strahl schien das ganze Haus erfreulich zu erwärmen. Seine Mutter und Elisabeth erörterten untereinander die Gehaltsstufen, die der Bruder in absehbarer Zeit würde erreichen können; sogar mit der Möglichkeit eines eignen Hausstandes rechneten sie; und Tessen belustigte sich damit, auf diese Ausführlichkeiten einzugehen, gegen ihre Maßnahmen zu streiten, zu behaupten, er müsse unbedingt fünf Zimmer haben, da seine Frau doch des Salons keinesfalls entraten könne.

»Aber, Junge, heutzutage?« entgegnete, vollkommen bestürzt, seine Mutter.

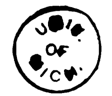
»Solch eine verwöhnte Person solltest du lieber nicht heiraten,« sagte Elisabeth.

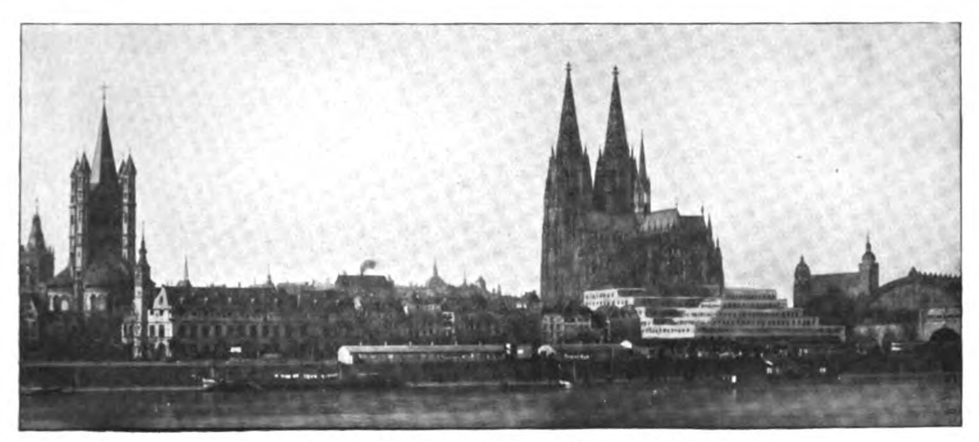
Der also Angegriffene aber warf sich mit heiterem Übermut auf das große Sofa, wo seit seiner Kindheit der Vater seinen würdigen Mittagsschlaf gehalten hatte, klopfte mit beiden Fäusten auf das quietschende Polster und brachte lachend vor, daß sie, die Schöne und über alles Geliebte, die er heimführen werde, über alle Maßen verwöhnt sein und nur tun werde, was ihr gefalle.

Auf dem mürrischen Gesicht seiner Mutter zog ein beglücktes Lächeln auf. »Mein guter Junge!« sagte sie sanft, und Tessen erstaunte so über diese unerwartete Anrede, daß er von seinem Lager hochfuhr und minutenlang mit offenem Munde die Redende anstarrte.

(Schluß folgt.)

Hans Poelzig: Atlantis





Entwurf für das Kaufmannshaus in Köln

Hans Poelzig und sein Werk

Von Gerhard Amundsen

Der Schrei nach Neuem hatte um die Jahrhundertwende neue Werte in der Kunst hervorgerufen und das Schwelgen in abgebrauchten Stilarten zum Schweigen gebracht. Eine Monumentalarchitektur ohnegleichen erstand. Wilhelm Kreis baute seine Bismarcktürme, Olbrich, Messel, Peter Behrens fanden unerhörte Lösungen, Bruno Schmitz schuf das Rheineck bei Koblenz, die Porta Westfalika, das Rheingold in Berlin und als letztes das Denkmal der Völkerschlacht. Männer wie Cornelius Gurlitt, Muthesius, Fritz Schumacher hatten in Wort und Tat den Blick geschult und ihn frei gemacht vom Zwang des landläufig Überkommenen und Überholten.

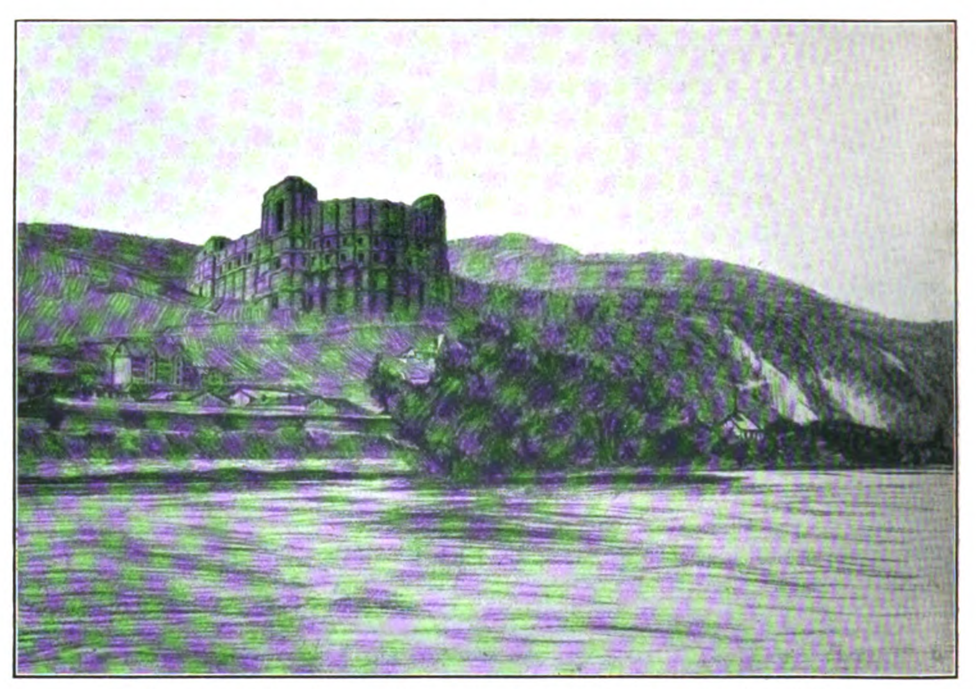
Die Jahrhundertausstellung in Breslau (1913) ließ Deutschland auf den Namen Poelzig aufhorchen. Poelzig löste seine Aufgabe sachlich und gediegen und erfüllte die ganze Anlage mit einem klaren Gefühl künstlerischer Raumwirkung. Alles zwingt zum Mittelpunkt, der von Berg erbauten Riesenhalle. Weite Laubengänge führen zu monopterosartig betonten Abschlüssen und bringen südländischen Charakter in schlesisches Land. Die Werdermühle in Breslau und der Posener Wasserturm sind ihrer vorhandenen Umgebung wirkungsvoll angepaßt als glänzende Zeugen wohldurchdachter Arbeitsleistung. In den Industriebauten der Annagrube im Kreise Rybnik verbindet Poelzig seine sichere Formgebung mit der Technik der Industrie.

Es folgt die an Entwürfen überreiche Dresdener Zeit. Bei einer genialen Anlage von Museen auf einem Höhenzuge wertet Poelzig Dresdner Barock in neuzeitliche Forderung des Tages um und schafft ein modernes Zwingerforum bildender Kunst. Gleich den Arkaden Berninis vor Sankt Peter weiten sich die kühngeschwungenen Museumsbauten. Wasserschäumende Terrassen leiten zum oberen Komplex. Einst schloß Semper Pöppelmanns Zwingervorhof, die Ouvertüre eines nie ausgeführten Prunkschlosses an der Elbe, mit dem schwerlastenden Renaissancebau der Gemäldegalerie. Poelzig läßt seine Museen frei auslaufen, bekrönt sie nur mit einem geschlossenen Säulenbau. Umschlossen wird das Ganze von einem grünen Parkgürtel, der zu neuen Stadtteilen führt. Das Bankgebäude (Abbild. S. 257) erinnert an Chiaveris wundervolle Pfeiler der katholischen Hofkirche. Frei ragen sie in die Luft, nicht als tragende Elemente des

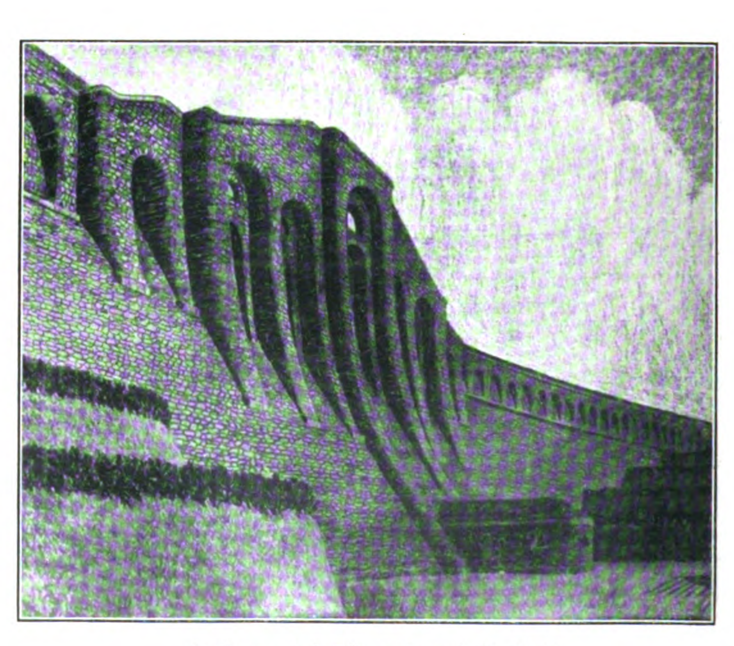


Hans Poelzig

Nach einer photographischen Originalaufnahme von Nicola Perscheid in Berlin



Entwurf für das Bismarckdenkmal auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück

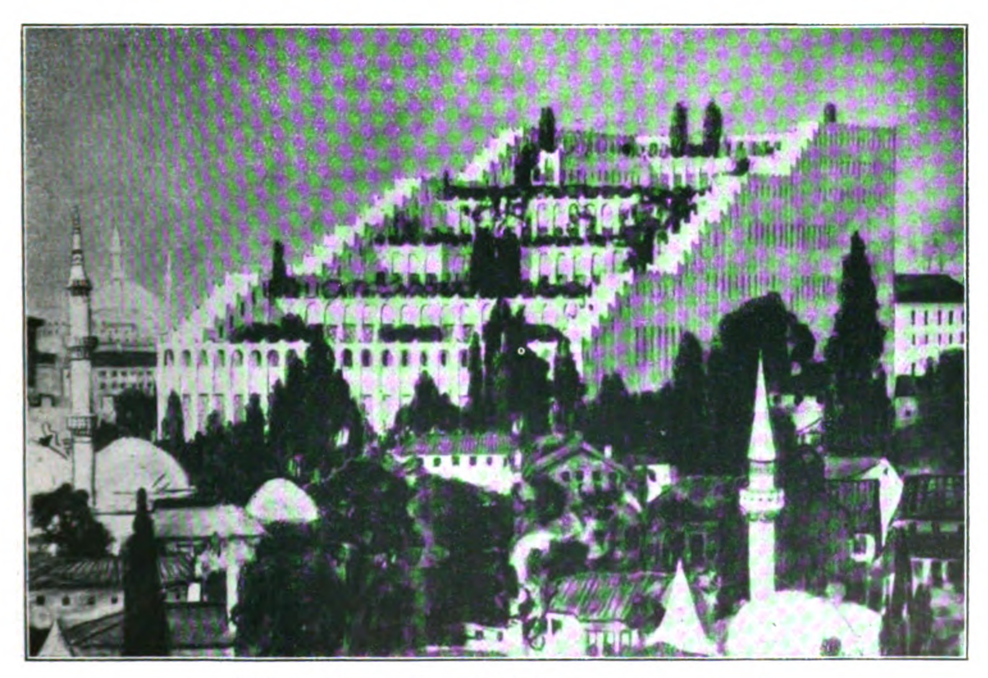


Talsperre bei Klingenberg i. S. 1908

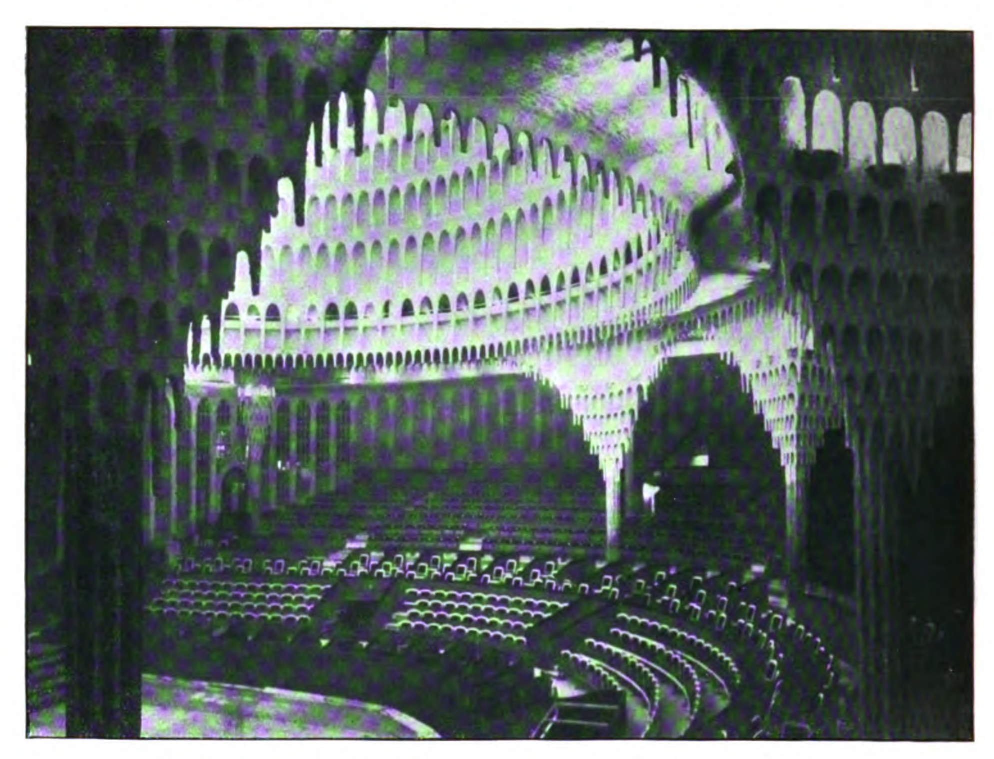


Entwurf für die Rheinbrücke bei Köln 1910

Daches bestimmt. Der Entwurf für das Dresdner Stadthaus hat etwas Überwältigendes. In Stufen steigt der mächtige Bau zu hohem Absatz, aus dem sich steil der obere Teil erhebt. Die Hauptfeuerwache ist in zierlichen Rundbogen um den Feuerkampanile als Kolosseumfassade rhythmisch gegliedert. Hinter einer vorhandenen Kirche entwickelt Poelzig im Kreisausschnitt eine Doppelschule, die den Barockcharakter der Kirche in ruhig klassischer Linienführung steigert. Ein monumentales Riesenhotel sollte in zwölf Stockwerken am Bismarckplatz erstehen. Gleich vielem andern kam auch dies unter den wirtschaftlichen Folgen des Krieges nicht zur Ausführung. Elb-



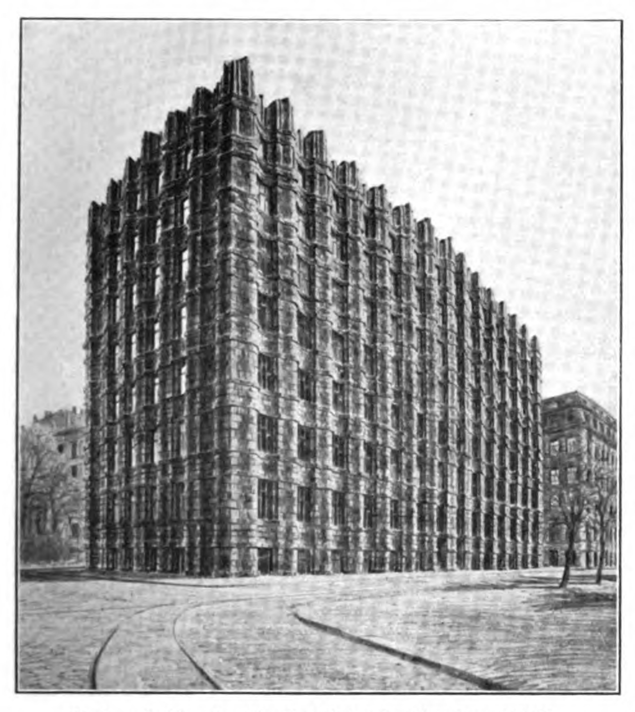
Entwurf für das Freundschaftshaus in Konstantinopel



Zuschauerraum und Orchester im Großen Schauspielhaus in Berlin



Zuschauerraum des Deli-Kinos in Breslau



Entwurf für ein Bankgebäude in Dresden 1917

bildeten, so legt Poelzig der kirchlichen Hochburg des deutschen Westens sein Werk demütig und anspruchslos zu Füßen. Für die neue Brücke am Ubierring hatte er eine ausgezeichnete Lösung gefunden (Abbild. S. 255). Leicht und gefällig streckt sich die schöne Eisenkonstruktion über den Strom zu den Brückenköpfen, die gleich Tortürmen und Wächtern der Stadt als mächtige Industriegebäude gedacht sind. Auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück sollte als Bismarckwarte ein Riesenstadion erstehen (Abbild. S. 254). Hoch über dem breiten Strome wuchten in Zyklopenmauern mächtige Warttürme. Lodernde Feuer künden die Siege jedweden Sports.

Die Talsperre bei Klingenberg in Sachsen wirkt mit ihrer schräggetürmten Staumauer wie ein urweltliches Bollwerk in den freundlichen Wäldern des Erzgebirges (Abbild. S. 254). Das Freundschaftshaus in Konstantinopel ragt in pyramidalen Stufen

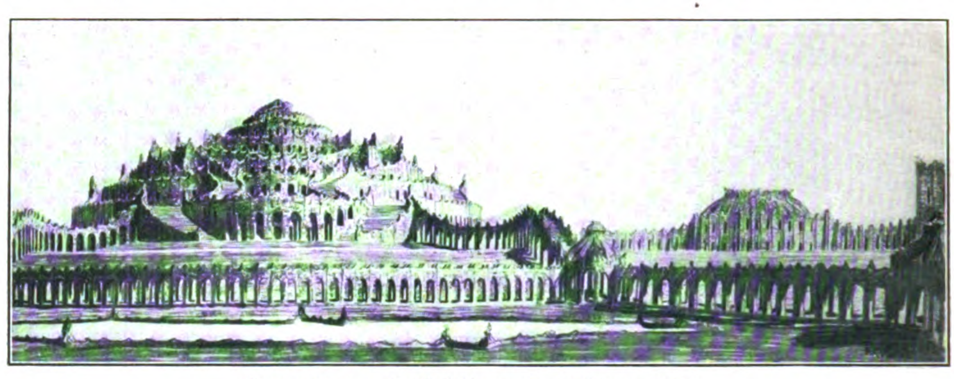
Florenz könnte jedoch seine künstlerische Tradition eines George Bähr, Pöppelmann, Chiaveri, Semper, Gurlitt kaum vollendeter weiterentwickeln als durch Ausführung der genialen Entwürfe Poelzigs.

In Berlin erstand auf Fundamenten und Umfassungsmauern des Zirkus Schumann das Große Schauspielhaus. Straffer Organismus ist über den belanglosen Zirkusbau gespannt, der früher einmal eine Markthalle war. Als Terrassenbau stuft sich über machtvollen Fassaden das neue Bühnenhaus. Zweckmäßig sind die Kassenräume und breiten Treppenanlagen, festlich die farbigen Wandelgänge in kräftigen Tönen. Weihevoll wölbt sich die freitragende Riesenkuppel über dem Zuschauerraum der Fünftausend (Abbild. S. 256). Der Stalagmitenwunderbau konzentriert alles Leben und Sehen auf die Bühne und macht in rein architektonischer Form einen unvergleichlichen Eindruck.

Für Köln entwarf Poelzig in riesenhaften Maßen ein Kaufmannshaus an der Brücke unterhalb des Domes (Abbild. S. 253). Als Sockel und Auftakt ordnet er seinen Bau der hinreißenden Gotik des hohen Domchores bescheiden unter und läßt ihn in breitgelagerter Masse aus dem Rhein emporwachsen. Wie alte Meister die Madonna über der Weltkugel schwebend



Entwurf für ein Hochhaus in Berlin

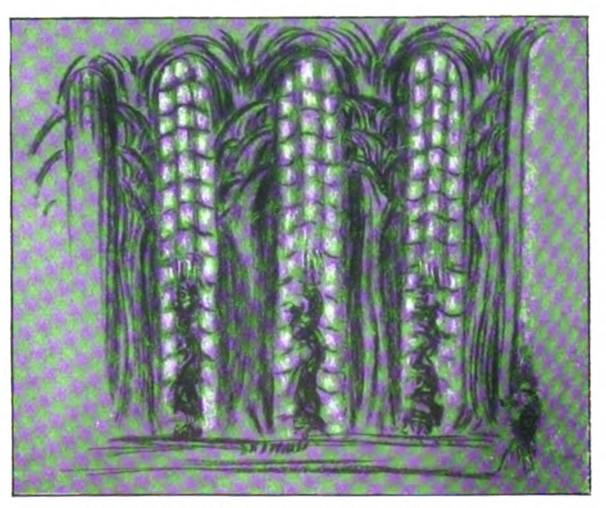


Entwurf zum Festspielhaus in Salzburg 1921

gleich hängenden Gärten über dem Bosporus (Abbild. S. 255). In scharfen Vertikalen und Horizontalen gliedert Poelzig die Struktur des Baues. Im Hamburger Messehaus und im Berliner Kapitol hat er diese Gedanken bis zur höchsten Auswirkung entwickelt.

Ganz anders bei Hellbrunns Rokokoherrlichkeit das Salzburger Festspielhaus (Abbildung S. 258). Hier ist Mozarts unsterbliche Musik in Stein gebunden. Das klingt und singt, tönt und jubelt in weiten Treppen, Terrassen und Balustraden hinauf zum Festspielbau, der seine strebenden Elemente bizarr gleich waghalsigen Koloraturen in den Salzburger Himmel streckt. Unendliches Leben strömt von und zu den ragenden Konturen des Festbaues. Jagende, sich übersprudelnde Phantasie atmet der Innenraum, die Logenreihen lösen sich in fliegendes Ornament (Abbild. S. 259). Dem gleichen musikalischen Formgefühl ist Poelzigs Don Giovanni der Berliner Staatsoper entsprungen. Professor Franz Ludwig Hoerth war dieser prächtigen Inszenierung kongenialer Leiter und Regisseur, dem farbenstrahlenden Bühnenbilde von stärkster Eindringlichkeit musikalisches Leben und Bewegung zu geben: in majorem Amadei gloriam!

Die strenggegliederte Masse des Rheydter Stadttheaters ist in großzügiger Raumverteilung monumental gelöst (Abbildung S. 260). Auf weitem Platze gelegen, wird es ein Wahrzeichen der rheinischen Industriestadt. Das Berliner Hochhaus am Bahnhof Friedrichstraße wäre sicher ein grandioses Denkmal der Arbeit geworden (Abbild. S. 257). Den Grundriß hat Poelzig im Dreieck mit eingeschwungenen Seiten gelöst; er regelt den Geschäftsbetrieb durch Passagen, aus denen Paternosteraufzüge den Verkehr in die Stockwerke vermitteln. Das Kapitol an der Gedächtniskirche und die Ladenhäuser der D. G. M. am Kurfürstendamm sprechen für Poelzigs meisterhafte Beschränkungskraft (Abbild. S. 262). Geschickt hat er die Außenarchitektur des neuzeitlichen Ladenhauses mit dem Beleuchtungsapparat moderner Reklame verbunden. Reichgewundene Treppen sind der einzige Schmuck der großen Geschäftsräume, deren schöne Verhältnisse einen wirkungsvollen Hintergrund für die ausgestellten Maschinen und Autos bilden. Beim Kapitol (Innenraum Abbild. S. 260) wird die Überfülle des romanischen Formenreichtums der kirchlichen Umgebung durch klug abgewogene Verhältnisse und das feinprofilierte Gesims des hellfarbigen Baues gemildert.



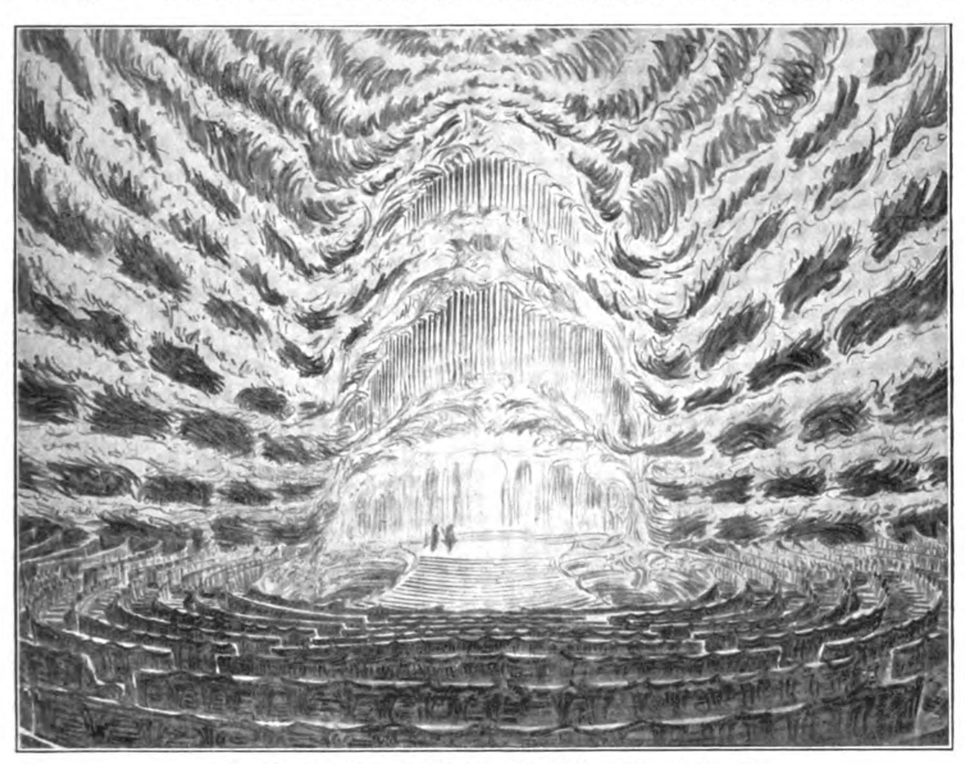
Szenenentwurf zu dem Film »Die Räuber«

Eine der letzten Arbeiten Poelzigs ist der Entwurf der Riesensporthalle auf dem Messegelände Witzleben bei dem Berliner Funkturm. Der lichte Riesenraum erinnert in der Gesamtgestaltung an das Große Schauspielhaus oder das Salzburger Festspielhaus. Ein gewaltiger sportlicher Zweckbau in ungeheu-

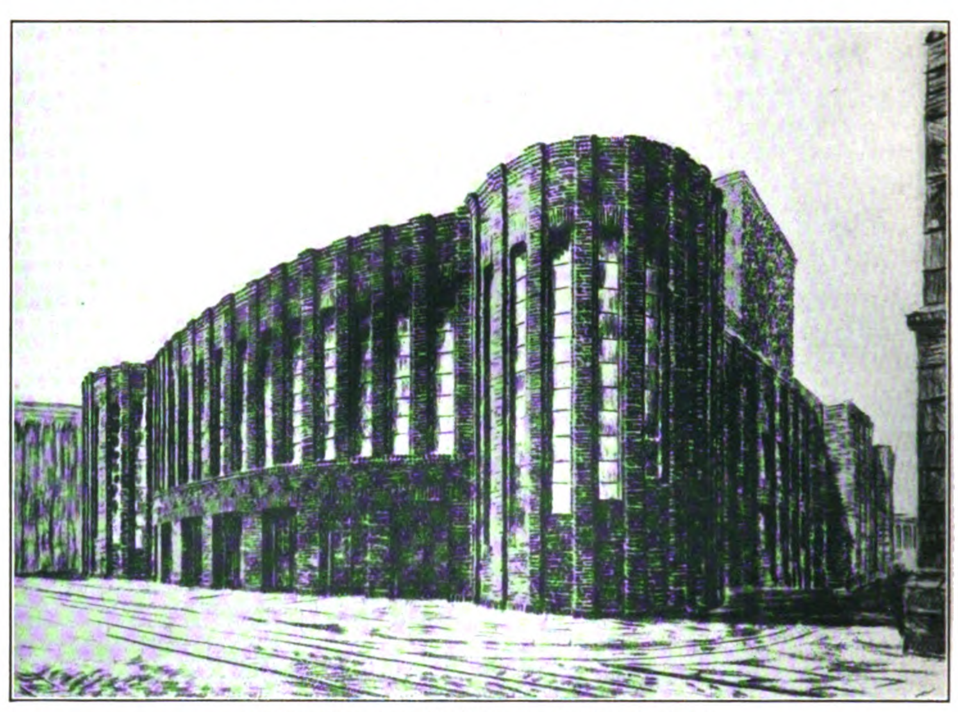
ren Dimensionen ist von innen heraus entwickelt. Dem umgebauten Breslauer Konzertsaal gab Poelzig eine wohlerwogene Farbenstimmung und als Bestes eine verfeinerte Akustik durch den Einbau von Pfeilern. Im Deli-Kino (Abbild. S. 256) schuf er den Breslauern einen kultiviert schönen Innenraum in Gliederung und Farbe. Wohl das künstlerisch schönste Filmtheater in Berlin ist Poelzigs Kapitol. Bei nur sechs Meter Front weitet er den intimen Eingangsraum durch stahlblaues Licht und indirekte Beleuchtung. Hochgewölbte dunkelgrüne Wandelgänge führen in den Zuschauerraum und über malerische Spindeltreppen zum Rang und in den gediegenen Erfrischungsraum. In seiner monumentalen Schlichtheit hat der Theaterraum selbst etwas Überwältigendes (Abbild. S. 260). Alles Licht ergießt sich von den Goldprismen der gebrochenen und gefurchten Decke. Von strahlender Goldbronze stuft sich die Farbe zum tiefen Braunrot des Parketts. Gläserne Lichtfontänen erlöschen bei Aufblenden des Films. Kein Berliner Kinopalast hat so viel architektonische Kraft und doch Behaglichkeit wie Poelzigs Kapitol.

Doch größere Aufgaben des Städtebaues und des künstlerischen Wiederaufbaues Deutschlands harren der Lösung des Meisters!

Der Lagerschuppen in Hannover erinnert an ein Schatzhaus in Memphis. Die gewaltige Stirnwand entstand aus Notwendigkeit. Eine vorhandene Schuppenwand mußte gegen Wind verstärkt und geschützt werden. Zu diesem Zwecke setzt Poelzig sechs rhythmisch gegliederte Streben an, faßt die vier mittleren in einer Höhe zusammen und stuft nach beiden Seiten ab. Ein hohes Tor unterbricht die Riesenwand. Durch die bedingte Notwendigkeit wird in dem einfach technischen Bau ein starker Eindruck erzielt. In den vielen Industriebauten weiß Poelzig seine hohe Kunst mit der Forderung der Technik, Industrie und Arbeit zu verbinden. Bei dem Fabrikbau für Goeritz in Chemnitz strich ihm die Baupolizei drei Stockwerke von den vorgesehenen acht (Abbild. S. 261). Poelzig nahm die erforderlichen drei Stockwerke und verlängerte damit seitlich den Bau. Beschnitt man ihm die Höhenwirkung, so erzielte er sie durch Weiterentwicklung in der Breite. Das überwältigende Gesamtbild des Hamburger Messehauses entwickelt Poelzig aus der sitzenden ägyptischen Königsstatue (Abbild. S. 261). Der Schöpfer dieses Entwurfes aus einem Guß hat bewiesen, daß er die schwierigste Aufgabe in eigner Formensprache zu meistern versteht. Wird die Zukunft verlangen, daß ein Baumeister jedesmal seine Zeitgenossen durch neue Gedanken

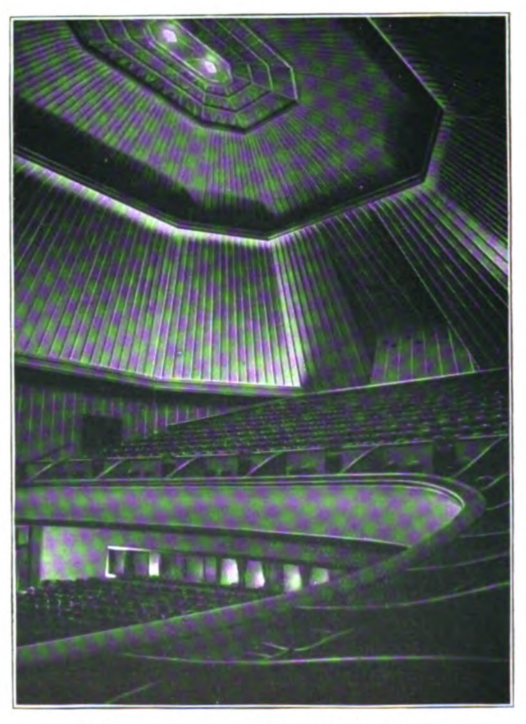


Innenraum des Salzburger Festspielhauses (Entwurf)

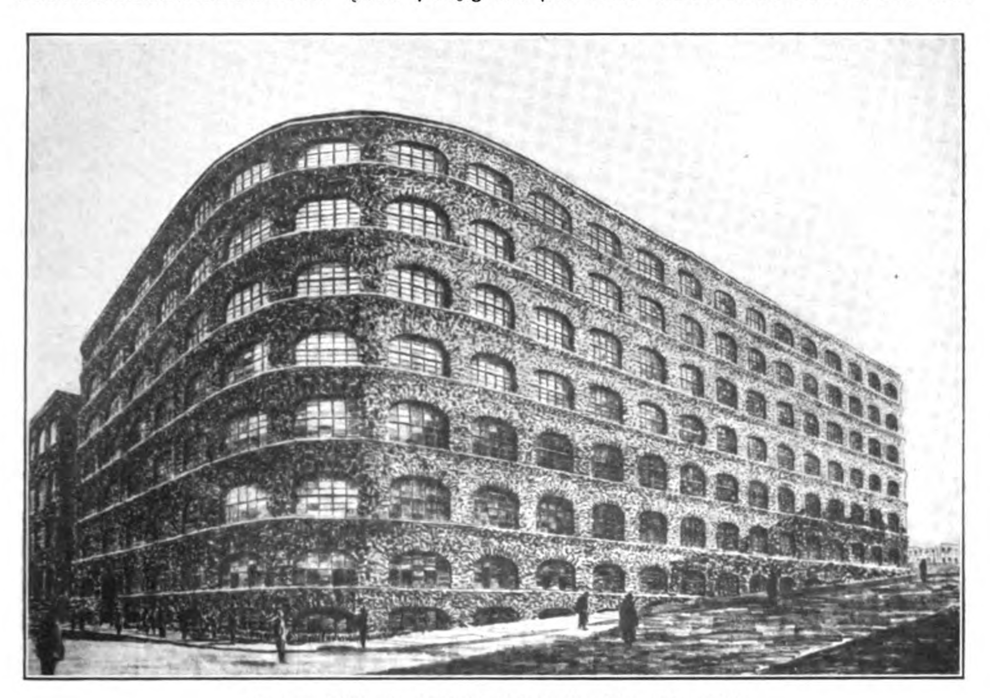


Entwurf für das Stadttheater in Rheydt 1922

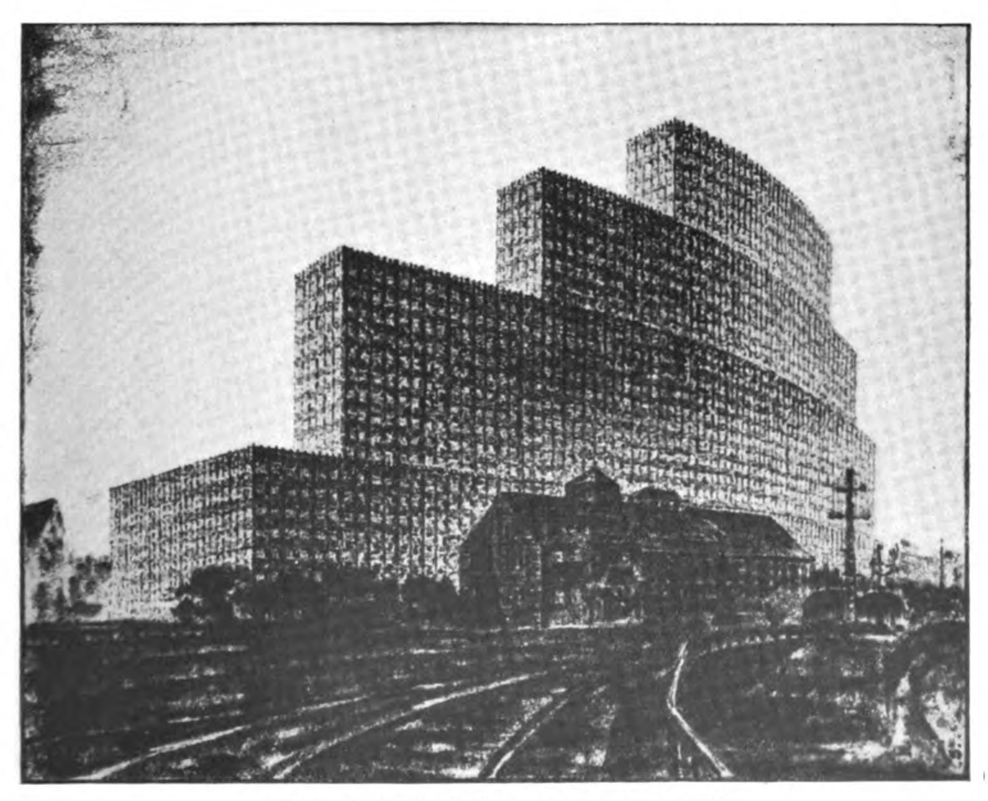
überrascht, oder wird man einen guten Baumeister daran erkennen, daß er sich wie Poelzig der Baubewegung bewußt einordnet, überlieferte Bauformen weiterentwickelt, zu neuen Zwecken verwendet und siegreich mit neuem Geiste erfüllt? Poelzig besitzt die Originalität, die das Ererbte selbständig verarbeitet und sich bewußt bleibt, daß wir ursprünglich nichts unser eigen nennen können als Energie, Kraft und Wollen. Mit der Unschuld der Auffassung verbindet er Energie des Sehens und kräftiges Darstellungsvermögen mit einem moralischen Sinn. Kraft solch bedeutender Eigenschaften ist Poelzig wie kein andrer zum Führer und Lehrer des jungen Nachwuchses der technischen Hochschule berufen. Er selbst ist durch die Schule der Akademie gegangen, nicht um ein fertiges Kompositionsschema und ein System erklügelter Proportionen zu übernehmen, sondern um sich vorzubereiten auf das große Erlebnis der Seele, aus dem die wahre, nicht nur die schöne Form entsteht. Glätte und langweilige Eleganz der stets korrekten Akademiker, auf denen das historische Erbe wie ein Verhängnis lastet, erschöpft sich in Verfeinerung und Durchbildung der Proportionen, höchstens noch in Erfindung neuer Klangwerte. Poelzigs Gestaltungs-



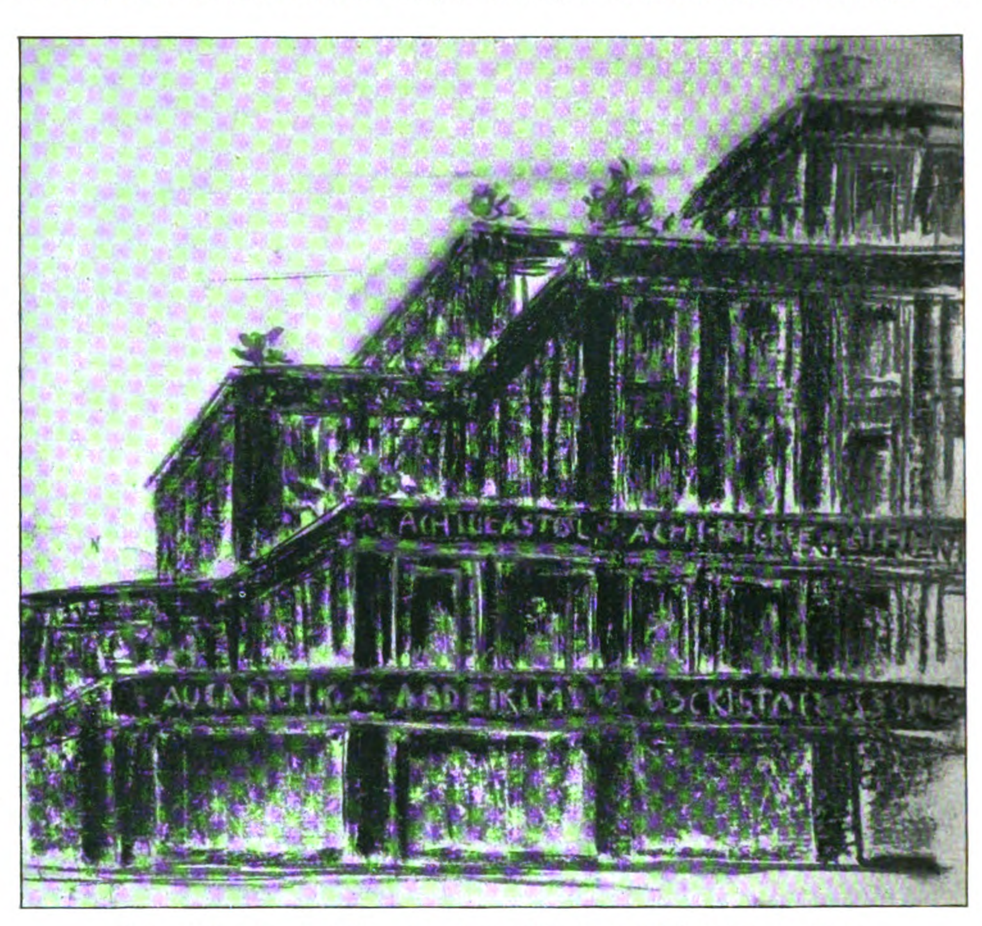
Zuschauerraum im Kapitol in Berlin



Entwurf für ein Fabrikgebäude in Chemnitz 1924



Entwurf für ein Hochhaus in Hamburg 1925



Entwurf für das Kapitol an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin

trieb ist viel zu reich, um an solch kunstvoller Ziselierungsarbeit volles Genüge zu finden. Jede Bauaufgabe bietet ihm ein Problem, keinesfalls eine Wiederholung überlieferter Typen. Bei dem Entwurf für das neue Berliner Königliche Opernhaus hatte Poelzig ganz richtig herausgefunden, daß der Kern dieses schwierigen Bauproblems darin lag, dem neuen Hause eine übersichtliche und in ihrer Achsenbeziehung klar entwickelte Masse zu geben, die den Königsplatz mit Siegessäule nicht nur klar beherrscht, sondern vor allem zu Wallots Reichstagsgebäude ein gleichartiges oder mindestens gleichwertiges Gegengewicht bieten kann. Daher der dreifach gestaffelte Aufbau mit einer für den Theaterbau typischen Silhouettenbildung. Dieser Entwurf zeugt von Poelzigs angeborenem Sinn für Monumentalität und für seine natürliche Anlage, in großen Maßen zu denken.

Bei der architektonischen Gestaltung moderner Industriebauten kommt es Poelzig weniger auf die Logik der Konstruktion und Materialwirkung als auf die ursprüngliche Kraft der räumlichen Anschauung an. Die Eisengebäude der Breslauer Jahrhundertausstellung waren in ihrer gieß- und stampfbaren Plastizität ein vollendeter Baustoff nach den künstlerischen Neigungen dieses Architekten, der es liebt, die Urformen der baukünstlerischen Sprache mit Klotz und Würfel auszudrücken. Die kräftigen Wirkungen eines künftigen Eisenbetonstils hat er damals vorweggenommen. Stark sind bei Poelzig die Einflüsse nationaler Kunstüberlieferung, vielleicht einer gewissen Potsdamer Bautradition. Lieber verzichtet er auf die stets fertige, durch Auswahl gewonnene Lösung und hat den Mut, im Vertrauen auf die zu innerem Erlebnis gewordene Tradition seine eigensten Wege zu gehen und dabei jene Form zu suchen, die eher bildend als schön wirkt. In wundervollen keramischen Arbeiten hat er gezeigt, daß seine Schaffensart der quellenden Formphantasie des Barocks verwandt ist.

Vor einem Jahrhundert malte Schinkel, Ber-

lins großer Baumeister, in Preußens ärmster Zeit nach den Freiheitskriegen Panoramen für Gropius, phantastische oder heroische Landschaften für die Nationalgalerie, füllte Bände mit kunstgewerblichen Entwürfen und zeichnete die Bühnenbilder der Königlichen Theater. Poelzig schuf in der Zeit nach dem Kriege für eine Reihe bedeutender Großfilme ganz unübertreffliche Phantasiegebilde. Die Stadt des »Golems« birgt alle Schauer und Schrecken des Mittelalters. Häuser und Giebel kriechen förmlich ineinander und bekommen fast tierisches Leben. Furchtsam klebt ein Haus am andern, duckt und streckt sich, um von dem Dunkel der geistigen Belastung ihrer Bewohner frei zu werden. Ein Flüstern und Raunen grausigen Geschehens schleicht durch die Straßen mittelalterlicher Beschränktheit. Hoch oben auf hohem Torturme, weit über den menschlichen Schicksalen, haust einzig der seherische Magus und deutet aus den Sternen geheimste Wissenschaft.



Die Heidekirche von Grieshuus

Im fernen Königssaale erblüht in strahlender Formenpracht und Fülle aus phantastischem Blättergewirr französische Frühgotik.

Der Buddha-Film spielt im Wunderlande Pamir. Auf den vierzig Meter hohen Rundhorizont der Staakener Zeppelinhalle malte Hans Poelzig märchenhaft zackige Schneegebirge gleich japanischen Porzellantempeln. Nur in diesen Wunderbergen konnten all die wundersamen Geheimnisse des Dalai-Lama erblühen, aber auch enthüllt und entzaubert werden.

Wohl eine der schönsten Gaben des Meisters auf diesem Gebiete sind seine Bauten der »Chronik von Grieshuus«. Die Herren der Heide waren arm und hatten weder Burgen noch Schlösser. Nach Storms Novelle bewohnten sie höchstens ein durch Wall und Graben stark befestigtes Haus. Aber der Film mit all seinem Drum und Dran verlangte eine stattliche Burg mit hochragendem Turm, mit Wehrgängen und Burghof. Selten wirkt ein Bau im Film so echt, so dem



Bauten für den Ufafilm »Chronik von Grieshuus«

Heideboden entwachsen wie die Burg Grieshuus (Abbild. S. 263). Unendliche Ruhe atmet der weite Burghof. Trotzig lehnt der weitausladende Wartturm an das efeuumrankte hohe Burgdach, unter dem gemütliche Butzenfensterchen hervorlugen. Das Heidekirchlein (Abbild. S. 263) und der Jägerturm sind dem tiefen Verständnis Poelzigs für Storms Meisternovelle entsprungen. Daher erreichte der Grieshuus-Film die seltene Höhe nordischer Filmkunstwerke.

Aus dem Bedürfnis heraus, die Einseitigkeit architektonischer Arbeit durch Tätigkeit auf einem andern künstlerischen Gebiet zu ergänzen, malte Poelzig farbige Visionen meist religiösen Charakters für den Altar und die Wände seiner sakralen Bauten. Als Akademiedirektor in Breslau hat er wieder mit dem Bildermalen begonnen, das ihn bereits in seiner frühen Jugend beschäftigt hatte. Zunächst betrieb er es als eine ganz private Form persönlicher Aussprache gegenüber dem offiziellen Beruf des Architekten. Poelzig meint, daß das eigentlich Künstlerische sich am besten befindet, wenn es nicht als Beruf betrieben wird, wohl aber irgendeinen Beruf als Untergrund hat, von dessen geordnetem und tätigem Boden sich das Künstlerische abstößt, wenn es wirklich Flügel hat. Im Vollbesitz dieser Unbekümmertheit schafft er seine Bilder. Seine Pappen werden von beiden Seiten bemalt; oft kommen auf eine Tafel, um sie auszunutzen, ganz verschiedene Dinge, die aber zum Schluß doch merkwürdig zusammenstimmen, ohne daß der Meister bewußt an eine Einheit gedacht hätte. Die Bilder stehen und liegen in seinen Ateliers der wunderbaren Gontardschen Communs des Neuen Palais in Wildpark haufenweise um ihn herum. An vielen malt er gleichzeitig, wenn derselbe Ton wieder in ihm aufklingt. Wollte man diese Bilder einmal ausstellen, so müßte man sie in einem einzigen Raum in die Wände einlassen, mehrere Reihen übereinander, wie in den alten Galerien, daß sie alle auf einmal gesehen werden. Denn es kommt bei ihnen nicht darauf an, jedes Werk einzeln für das Auge abzugrenzen, sondern diese große Gestaltenwelt, wie etwa bei Rubens oder Rembrandt, als Ausstrahlung einer reichen Persönlichkeit zu empfinden. Als Poelzig ein paar Tiere gemalt hatte, dachte er gleich daran, die ganze Arche Noah zu malen. Und mit derselben verschwenderischen Kraft und Freude malt er Köpfe und Gruppen, Szenen aus Shakespeare und aus der Bibel. Manches mag wohl einer dekorativen Laune entsprungen sein, das meiste geht jedoch auf tieferen Bahnen. Köpfe tauchen hervor wie aus Geisterreichen, erstarrt in der harten Luft des Alltags. Eine Mutter Gottes in grünschillerndem Mantel beklagt den fahlen Leichnam Christi, aus dessen Haupt Feuerflammen züngeln. Aus Wolken bricht ein Engel hervor und weist den Erzvater Abraham zurück, der wider sein eigen Fleisch und Blut das Messer zücken will.

Auch »Atlantis« (siehe das farbige Einschaltbild) spricht für die Sehnsucht dieses einzigen Menschen und Künstlers nach Befreiung vom Erdenjoch. Das Land Nirgendwo, den Garten Eden, Nirwana, den Sehnsuchtsdrang nach dem verlorenen Paradies aller Zeiten, Kulturen, Länder und Religionen wollte er malen. Die heroische Landschaft hat allen Zauber durchsichtiger Luftgebung und Farbtönung Poussins, verbunden mit tiefem, echt deutschem Empfinden eines Kaspar David Friedrich.

Eine ganze Reihe szenischer Bühnenbilder hat uns Poelzig geschenkt. Im »Hamlet« lagert bleiern über Küste, Fels und Meer ein nachtdunkler Himmel, in nordlichtartige Atmosphärenerscheinung aufgelöst. Wird bei Shakespeare oft das Gespenstische im Aufruhr der Elemente materialisiert, so wird bei Poelzig in ähnlich verlaufendem künstlerischem Prozeß das Unendliche der Natur mit dem Endlichen des Menschen in Verbindung gebracht. Das Übernatürliche der Erscheinung wird glaubhaft durch das Außergewöhnliche des Naturereignisses.

Wird hier das Übersinnliche der dramatischen Szene durch die menschliche Verbindung mit der Natur im Bühnenbild erreicht, so versucht Poelzig im Entwurf eines Saales für die »Räuber« (Abbild. S. 258), von einem seelischen Zentrum aus die Starrheit des Bildes zu beleben. Die zitternde Angst, das jähe Entsetzen Franz Moors sind so stark empfunden, daß sie sich über das ganze Raumbild ergießen und alle geraden Linien in unruhig aufsteigende Formen auflösen. Über allem aber sein Meisterstück »Don Giovanni«, das seine kraftvolle Phantasie auf der Szene der Berliner Staatsoper ausstrahlte.

Abendstimmung in Südwest / Von Auguste Jung

Wenn in stiller Abendstunde
Goldumspült die Berge stehn,
Farbenglühend Busch und Bäume,
Goldgezackt die Wolkensäume,
Sprühend, leuchtend Erd- und Himmelshöh'n:
Fühlt das Herz des Ew'gen Nähe,
Ahnt die Strahlentür zu Gottes Thron.

Weltensehnen? Himmelsfrieden?
Zieht's dich heimwärts, Erdensohn?

Trage noch die harten Pilgerschuhe,
Muß noch wandern über Dorn und Strauch.
Doch des Strahlenhimmels Abendfrieden
Winkt — ich weiß es — einst mir auch.



Drei Frühlingsgedichte von Iven Kruse

(Aus dem Nachlass)

In der Frühe

Heilige Morgenfrühe! Aus blau überweltem Feld
Steigt eine Lerche klingend auf zum Himmelszelt.

Ich lehne im offenen Fenster und bade mein Gesicht
Erquickt in dem tauigfrischen weissen Morgenlicht.

Traumvolle Morgenerde! Die Völker sind ruhelos und laut —
Wann wird es sein, wann endlich, dass ihnen der Morgen graut?

Der alte Kirschbaum blüht wieder

Hatte heut nacht einen lieben Traum...
Wisst, zu Haus war ein Kirschenbaum,
Der lehnte sich krumm wie ein gichtiger Recke
Über die alte Gartenhecke.
Teilnahmlos im Rundgang des Jahrs,
Kaum mehr wert, dass das Beil ihn noch schone
Aber im Mai - ein Wunder war's —
Stand in Blüten die ganze Krone,
Schneeweiss umschleiert wie eine Braut —
Schaut doch nur, schaut!
Schön vor den andern Bäumen allen
Hat ihn die Mainacht plötzlich geschmückt,
Wie eine Wolke, vom Himmel gefallen,
Steht er, tief in sich selber verzückt.
O du bräutlicher Kirschenbaum,
Dich sah ich heute nacht in meinem Traum:
Alle die Blüten der Sonne offen
Und von emsigen Bienen durchsummt,
In einem Traum von Glauben und Hoffen,
Ganz in den schneeigen Schleier vermummt.
Dich sah ich, o du
Mein alter Baumfreund, und mich dazu
Als Knaben wieder, der unter dir spielt
Und tief dein Frühlingswunder fühlt.

Der ewige Ton

Die Nacht fällt wie ein Tuch auf's nackte Feld,
Und Strauch und Baum,
Von Frühlingsahnung wie das Land geschwellt,
Stehn halb im Leben, halb im Traum.

Da horch, wie aus den dunklen Erlen
Ein Ton erklingt. Ein Ton! Er rührt unsagbar hold
Mein Herz. Ihm folgen Flötentriller — Perlen
Wie von zerrissner Schnur gerollt.

Die Drossel singt ihr Frühlingsabendlied,
Singt tausend Jahr im Frühling schon
Das gleiche Lied, den gleichen Ton,
Und wie er Adam schon im Paradies
Das Herz vor Sehnsucht schwellen liess,
So wird die holde Jubelklage
Die Herzen rühren bis zum jüngsten Tage.

Zeichnung von Käthe Wilczynski

Der Riesenalk

Von Dr. Ludwig Franck

Niemand, der Helgoland besucht, und sei es auch nur auf einen Tag, wird es unterlassen, über das »Oberland« nach dem »Lummenfelsen« zu pilgern, dem südlichsten Vogelberg Europas, dem schönsten Naturdenkmal der roten Felseninsel. Schon von weitem klingt ihm das schaurig-schöne »Arr, orr, orr«, der Fels- und Liebesgesang dieser Alkvögel, entgegen, der sich mit dem Brausen der Wogen und dem Pfeifen des Windes zu urweltlichen Harmonien verbindet. Den ganzen Frühling und Sommer durch schimmert der Felsen von dem schwarzweißen Farbenmosaik ihres Gefieders. Denn solange Helgoland steht, haben die Lummen hier ihre Wohnstätten begründet, haben sie hier ihre Brut verrichtet, hier die Nachkommenschaft aufgezogen. Und diese Heimatliebe, diese über die schlimmsten Feuerwaffen triumphierende Anhänglichkeit an die Insel, im Bunde mit der Schönheit und Harmlosigkeit des Vogels, sie haben es vermocht, daß sich Natur- und Vogelschutz endlich dieser Getreuen erbarmt haben.

Denn schon seit fast einem Jahrhundert stehen wir trauernd, stehen alle, die noch Ehrfurcht vor dem Leben haben, tiefbeschämt vor der ewig verschlossenen Bahre des schönsten, größten und eigenartigsten Vogels dieser Alkfamilie, des Riesenalks oder des »Geirvogels«, wie die Nordländer sagen, von der Wissenschaft Alka impennis (d. h. ohne »pennes«, ohne Schwungfedern) benannt. Menschliche Leidenschaft, Gewinnsucht, Raub- und Mordlust haben diese nach vielen Tausenden zählende Art nicht nur auf den Felseninseln Nordamerikas vernichtet, sondern auch in Europa, wo sie die Küsten Dänemarks, Schottlands, Irlands und Islands bewohnten. Das heiser und doch stark klingende »Angla«, der Ruf des Riesenalks, von dem noch alte Fischer des vorigen Jahrhunderts erzählten, er ist auf Erden für immer verstummt; kein Jäger, kein Fischer, kein Seemann wird ihn je wieder, wenn er an den Vogelinseln, den »Geyrvuglaskern«, vorüberfährt, aus den Stimmen der andern heraushören.

Nur einige Bälge, die man damals noch rechtzeitig in die Museen geliefert hat und von denen das Schloßmuseum zu Braunschweig ein sehr wertvolles, schönes Exemplar besitzt, können uns — abgesehen von den literarischen Angaben — als ausgestopfte Mumien den Schimmer einstigen Lebens vergegenwärtigen, fossile Funde aus uralten Abfallhaufen ihr Knochengerüst veranschaulichen, und die wenigen echten Eier, die mit ihrer seltsamen Zeichnung als schönste Raritätenstücke noch verschiedene Sammlungen zieren, uns einen Einblick in ihre Kinderstube gewähren.

Der ausgewachsene Riesenalk erreichte von der Stirn bis zur Schwanzspitze eine Höhe von 60 bis 70 Zentimeter, stand also an Größe unsrer Hausgans kaum nach. Die langgewölbten Firste über dem Schnabel, der vorn ein wenig raubvogelartig nach unten gebogen ist, verliehen dem Kopf etwas Machtvolles, ohne dem Gesicht mit den braunen Augen den Ausdruck des Zutraulichen zu mindern; von eherner Ausdauer aber zeugten die starken Querfurchen im vorderen Teil der Schnabelwaffe.

Die gerade Körperstellung wie der aufrechte Gang gaben diesen Alken, ähnlich wie den Lummen auf Helgoland oder den viel kleineren Torbalken, etwas Außergewöhnliches, Pinguinenartiges. Auch die kurzen Flügel, die zum Fliegen ganz ungeeignet waren und mit ihrem Maß von 26 Zentimeter bei dem großen Körper wie angehängt erscheinen, lassen ihn den Flossentauchern noch ähnlicher werden, obwohl sie mit sämtlichen Federordnungen wirklicher Flieger besetzt sind. Sie dienten dem Alk, der bei seinem Lebensunterhalt in erster Linie auf Tauchen und Schwimmen angewiesen war, als klafternde Treiber, wenn er über Wasser dahinfuhr, als Ruder und Steuer, wenn er unter Wasser auf Fische und tiefsitzende Krebse tauchte. Die Schwimmhäute der Füße überspannen uneingeschnitten die drei nach vorn gerichteten Zehen und sind an den Spitzen so verankert, daß sie die Krallenwurzeln noch weit überragen. Anderseits charakterisieren ihn das kurze, fast plumpe Fersengelenk und die breite Laufsohle, deren genetzte Schilder unten noch in Wärzchen übergehen, wieder als Schreiter und Läufer auf dem Lande. Auch der stumpfe Schwanz, den man im Vergleich mit seinem viel kleineren Verwandten, dem Torbalk, für verkümmert halten möchte, weist mit seinem steifen, zugleich etwas stützenden Federbesatz mehr nach den Lebensverrichtungen außerhalb des Wassers hin.

Ein seltener Glanz strahlt von dem im ganzen zweifarbigen Gefieder des Vogels. Kopf, Hals, Rücken, Schwanz und Flügel sind in tiefes Schwarz gekleidet, aber nach der Kehle und Gurgel zu mit einem rötlichen Braun überduftet. Das blendende Weiß des Unterrumpfes steigt samtartig bis an den Kropf herauf, um an der Untergurgel abzuschließen. Wie ein Prunkmal aber ziert den schwarzen Kopf zwischen Schnabel und Auge ein weithin leuchtender länglicher Silberfleck, der ihm bei den Nordländern auch den Namen Brillenvogel oder Brillenalk eingetragen hat. Endlich zieht sich noch ein schneeigter Federsaum über den äußeren Rand der Armschwingen. Wie bei allen Fettauchern ist das Federkleid anliegend und dicht, Brust- und Halsfedern sind plüschartig weich.

Während das Sommer- und Hochzeitskleid des Alks in bestimmten Farben steht, läßt sich

über sein Winterkleid, das in keinem der erhaltenen Bälge voll ausgeprägt erscheint, auch nach den spärlichen literarischen Angaben seines Zeitalters nur so viel sagen, daß bei der Umfärbung, ähnlich wie bei verwandten Arten, die helle Farbe vorherrschte, also das Weiß des Unterrumpfes über die Vorderseite des Halses bis zum Kinn und zur Kehle hinaufstieg, da und dort wohl auch das Dunkel des Kopfes, ja selbst den Oberrumpf übersprenkelte.

Sowenig man bei dem Vogel in der Färbung einen Geschlechtsunterschied, weder im Sommer- noch im Winterkleid, zu entdecken vermochte, stimmen die Spezialforscher doch darin überein, daß das Männchen durch bedeutendere Körpergröße und kräftigeren Schnabel ausgezeichnet sei.

Um die Eier abzulegen und das Brutgeschäft zu verrichten, bestiegen die Pärchen das felsige Unterland gewisser Meeresinseln. Allerdings war es ihnen unmöglich, bei dem Klettern eine bestimmte Höhe zu überschreiten, wenn sie auch niemals Felsgebiete wählten, die von den Brandungswogen erreicht oder gar überspült wurden.



Der Riesenalk mit Ei
(Naturhistorisches Museum in Braunschweig)

Die Felsenküsten der Kontinente, die der Atlantische Ozean vom Wendekreis des Krebses bis zum nördlichen Polarkreis bespült, bildeten hauptsächlich das ausgedehnte Bereich dieses adligen Vogelgeschlechts. Die Forschungen über das Verbreitungsgebiet des Riesenalks, die von dem dänischen Gelehrten Steenstrup Mitte des vorigen Jahrhunderts eingeleitet wurden, konnten uns in zahlreichen Fortsetzungen durch andre Gelehrte die Geschichte des Ausgestorbenen sowohl örtlich wie zeitlich erschließen. Ihre Knochenfunde in vorgeschichtlichen Abfallhaufen zusammen mit Ablagerungen von Pflanzenresten haben mit Bestimmtheit ergeben, daß in Dänemark der Riesenalk schon in der älteren Steinzeit gelebt hat, und zwar gemeinsam mit Adlern, Kormoranen, Möwen, Enten, Gänsen und Schwänen, und in einem Klima, das von dem heutigen kaum verschieden war. Zu ähnlichen Folgerungen ist man auch für die britischen Inseln, für die Südküste Schwedens und Norwegens, für Island, die Südwestküste Grönlands und die Vereinigten Staaten Nordamerikas gekommen.

Auf den Felsenküsten dieser Länder, ihren vorgelagerten Inseln lebten die Riesenalken schon seit Jahrtausenden; hier auf den unzähligen Riffen, Klippen und Vorsprüngen, auf den umbrandeten Schären verbrachten sie ihr sturzgewandtes Taucherleben, suchten sie sich die Stätten für die Fortpflanzung und Brutpflege aus. Meist abgesondert von andern Vogelarten lebten sie in Trupps von zehn bis zwanzig und mehr Familien beieinander.

Obwohl ein Riesenalkpärchen jährlich nie mehr als ein Ei zur Welt brachte, dies an Größe aber dem des Schwanes kaum nachstand, wimmelten nach den Berichten zuverlässiger Seefahrer und Forscher doch manche Inseln, z. B. die Funksinseln, die Neufundland vorgelagert sind, derart von Riesenalken, daß man die Felsmulden des Unterlandes nicht überschreiten konnte, ohne auf brütende Vögel oder deren Eier zu treten. Wie auch sonst in der Natur und wie bei ihren noch lebenden Verwandten wird ein ziemlich hohes Lebensalter die geringe Kinderzahl des Vogels wettgemacht haben.

Für den Menschen war es vor allem das Fleisch, das ihm den Riesenalk als Jagdvogel lieb und teuer machte. Schmeckte es auch etwas tranig und war es reichlich fett, für den Steinzeitmenschen wie für den Küstennordländer war der Riesenalk ein wertvolles, dazu leicht erlegbares Wild. Zweifellos wurden auch die Eier als Nahrung, wie die weichen Leibfedern des Vogels als Kissendaunen, hoch geschätzt.

Schon die Indianer Kanadas — uralte Abfall- und Muschelhaufen, besonders an der Ostküste, verraten es — haben seit frühesten Jahrhunderten das Fleisch des Riesenalks verspeist, haben ihm an der Küste und den benachbarten Inseln auch als Federvogel eifrig nachgestellt. Doch ihr Bedarf griff noch nicht störend in das Harmoniegesetz der Natur ein; die Verluste konnten stets wieder durch die Nachkommenschaft gedeckt werden. Erst als im 16., 17. und 18. Jahrhundert europäische Schiffe die Riesenalken zu ihrer Verproviantierung benutzten, als die Vogel- und Federjäger allsommerlich rücksichtslos dort einfielen, die wehrlosen Tiere zu Tausenden totschlugen, an Ort und Stelle rupften und ihre Leichen wegwarfen, begann ihre Zahl rasch zu sinken, die Vernichtung von Jahr zu Jahr bedrohlicher zu werden; und je seltener die Tiere wurden, um so höher stiegen die Preise an der Vogelbörse, aber um so größer wurde auch die Gier, noch zu holen, was zu holen war. Schon Ende des 18. Jahrhunderts war der Riesenalk um die Küsten Nordamerikas ausgerottet. Das Vernichtungswerk vollzog sich auf den Inseln um Neufundland so überraschend schnell, daß sich von diesen letzten Brutstätten Amerikas nicht einmal die großen amerikanischen Museen mehr einige Exemplare eigner Herkunft zu sichern vermochten.

Aber auch in den europäischen Gebieten, wo der Alk keineswegs weniger zahlreich vorkam, wurde der Vernichtungskrieg immer rücksichtsloser geführt, je mehr die Naturalienhandlungen, die Vogel- und Eiersammler im Ehrgeiz des Besitzes wetteiferten und die Preise ständig erhöhten. Besondere Brutstätten waren hier die Orkney-Inseln, die Hebriden, die Färöer Inseln, Dänemarks Ostküste und ganz besonders Island mit den südlich vorgelagerten Felseninseln. Die eine wurde sogar nach dem Vogel der »Geirfuglasker« benannt. Auf ihm hatte der Riesenalk wegen der gefährlichen Brandung noch den besten Schutz vor den raubgierigen Menschen. Doch ward ihm auch dort bald so zugesetzt, daß schon auf einer Jagdfahrt im Jahre 1823 nur zwei Riesenalken erlegt werden konnten. Im Jahre 1830 wurde der Geirvuglasker infolge eines Vulkanausbruches vom Meer überspült, und die Tiere sahen sich gezwungen, andre Inseln als Brutstätten zu erwählen. Leider blieb ihnen nichts andres übrig als die Felsengestade der Eldey-Insel. Sie allein hatten an ihrem Südrand die behaglich aufsteigenden Felsgruppen, die diese Vögel mühelos erklettern konnten, um oben auf den Steinen und Lavamulden ihre Brut zu verrichten. Aber da die Insel zu nahe am Lande lag, außerdem die Brandung weniger gefahrvoll, war mit dieser Wahl der Untergang des Riesenalks auch in Europa besiegelt. 1831 wurden hier auf einer einzigen Jagdfahrt noch 24 Vögel erbeutet. Rücksichtslos und gründlich wurde das Weidwerk geübt, meist mit Knütteln und Segelstangen, um die Bälge unversehrt in die Hände zu bekommen. Man trieb die Tiere nach dem Inneren der Insel in die Felsschluchten, wo sie wehrlos waren und nicht entrinnen konnten, oder in eigens erbaute Steinhürden, um sie dort zu erschlagen.

Nach zwei bis drei weiteren Jagdfahrten, die immer weniger Bälge einbrachten, trat noch einmal eine dreijährige Atempause in dem Vernichtungsrennen ein, bis sich im Jahre 1844 abermals eine Gruppe von vierzehn Männern unter der Führung eines gewissen Vilhjalmar Hakonarsson entschloß, eine Beutefahrt, die Ausrottungsfahrt nach der Insel Eldey, zu unternehmen. Die wenigen Alkpaare, die noch da und dort auf andern Felseninseln um Island herum zu brüten versuchten, waren bereits vernichtet. Kein Schongesetz, kein Vogelschutzgesetz nahm sich der Aussterbenden an. Die Sammler- und Liebhaberpreise, die Naturalienbörse bestimmten damals über Leben und Tod, Sein und Nichtsein des Vogels.

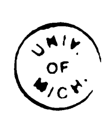
Wegen der Brandungsgefahr gingen von den vierzehn Seeleuten nur drei an Strand, die andern verblieben im Boot. Am unteren Teil des Felsgestades fanden sie sämtliche Brutstätten verwaist vor, bis sie auf dem höchsten Felsen des Unterlandes zwischen Lummen und Tordalken noch ein Geirvogelpärchen eräugten, das letzte Pärchen, das sich entgegen seiner Gewohnheit offenbar aus Schutzbedürfnis unter die andern gemischt hatte. Dicht neben ihm in einer Steinkule ein Ei, das l e t z t e R i e s e n a l k e i. Als die Freibeuter die Verfolgung aufnahmen, flüchteten die beiden, während die Lummen davonflogen, die steile Felsklippe entlang. Bald verrannte sich der eine in eine Nische, wo er erschlagen wurde. Den andern ergriff man, ohne daß er einen Klagelaut ausstieß, am Rande eines steil abfallenden Felsens. Das Ei, dessen Schale bereits zerbrochen war, wurde weggeschleudert. Schon kurze Zeit nach der Landung konnten die Weidmänner mit den gemordeten Vögeln wieder ins Boot springen; man wollte die stillere Brandung schnell noch zur Abfahrt benutzen. Die beiden Vögel wurden damals für 80 Reichstaler verkauft. Wohin ihre Bälge gekommen sind, ist bis heute noch nicht aufgeklärt. Ihre Kadaver stehen als Spirituspräparate im Zoologischen Museum zu Kopenhagen.

So endete das letzte Riesenalkpaar auf Islands Boden, so das letzte auf der Erde.



Eduard Steinbach: Sonnige Au

Nach einer handkolorierten Kupferätzung aus dem Verlage der Commeterschen Kunsthandlung (Wilhelm Suhr) in Hamburg



Der Wolf und sein Bruder

Erzählung von Ernst Wiechert

In einer ostpreußischen Landschaft, deren Erde sich fruchtbar und nicht ohne Reize auf viele Meilen zwischen großen Wäldern und Mooren erstreckte, die statt entstellender Städte nur ruhig gelagerte Gutshöfe und schmale Bauerndörfer enthielt, durch schlechte Straßen verbunden und durch weite Felder und Wiesen getrennt, trat einige Jahre nach dem großen Kriege, als man Hunger, Tod und Gewalttat langsam zu vergessen begann, ein Ereignis ein, das die Gemüter der Bewohner zuerst langsam und dann mit immer wachsender Schnelligkeit erregte und erschütterte.

Der Kampf der Völker war nicht so verächtlich an diesen Höfen und Dörfern vorübergestampft, als daß man hätte meinen können, der Sinn ihrer Bewohner sei klein geblieben, unberührt vom Anblick großen Schicksals, und ein unbedeutender, wenn auch seltsamer Vorfall werde nun begierig von ihnen ergriffen und zum Unerhörten gewandelt, damit das Land sehe, daß auch hier Großes geschehe und als eine schwere Last sich auf heldenhafte Schultern lege.

Vielmehr hatte der Feuerschein jener blutigen Jahre auch über diese Straßen geleuchtet; die Ähren ihrer Felder waren von fremden Hufen zertreten worden, und die Sense, die Tag und Nacht über die Erde ging, war nicht für die Früchte des Feldes gedengelt worden, sondern sie hatte tief eingeschnitten in Haus und Hof und andre Güter, und die Kreuze, die hinter ihrem singenden Gang aufgestanden waren, trugen schon das graue Moos beginnender Verwitterung.

Doch über alles dieses war Sonne und Regen gefallen. Durch die schwere Erde zog von neuem der Pflug, Tiere und Menschen wuchsen heran, von aller Vergangenheit unbekümmert entbunden, Zins und Steuer wurden auf den Tisch des Staates gelegt, und das Gesetz der Jahreszeiten formte ohne Willkür das Antlitz der Erde wie seiner Bewohner.

Es geschah in einer Sommernacht, während das Korn reifte und die ersten Sternschnuppen hinter die dunklen Wälder fielen. Über den Wiesen stand ein dünner Nebel, und in seinem milchigen Schein ruhten dunkel und bewegungslos die Viehherden der Güter und Bauernhöfe bis an den Rand der Wälder, die schweigend vor dem großen Moore standen. In keinem Fenster wachte ein Licht. Der Schlaf war tief nach der Sonne heißer Tage, und selbst die Hunde schwiegen in der lautlosen Nacht.

So vernahm niemand das Flüstern, mit dem das hohe Gras am Waldrande sich teilte, und das leise Knirschen eines Sandkornes auf dem Wege, der zwischen niedrigem Gebüsch in die Felder lief. Und erst, als aus dem weißen Nebel die riesig erscheinende Gestalt eines Stieres sich schreckhaft erhob, den schweren Kopf nach dem Walde gerichtet und für eine befremdlich lange Zeit regungslos verharrend; als aus seiner Kehle ein leises, gleichsam unsicheres Brüllen wie ein weißer Dampf über die Erde ging: da erst erwachte die gewarnte Kreatur rings in der Runde. Unter jagenden Körpern zerriß der Nebel, unter gehetzten Hufen erbebte das Land, Gebrüll der Angst brach sich klagend durch die Nacht und stieß bis an die Fenster und Türen der schlafenden Häuser. Die Hunde erwachten von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf, unter würgender Kette heiser sich bäumend. Aber bevor die Schläfer aus den Abgründen ihrer Träume aufwärts taumelten, vorwärtsgestoßen von dem dumpfen Wissen um die rufenden Stimmen der Nacht, war es schon geschehen und vollendet im Nebel der Wiesen: der furchtbare Schrei des Tieres, der aus dem dumpfen Brüllen der Herde sich hob wie ein Strahl von Blut, zurückfallend und lautlos mit der Erde verfließend.

Und als sie sich aufhoben von ihrem Lager, Herren und Knechte, und aus der Dumpfheit von Stuben und Ställen ins Freie sich tasteten, hörten sie wohl von Wald zu Wald die Hunde bellen auf eine besondere, nie vernommene Art; aber die losgebundenen Tiere stürzten sich nicht gleich hungrigen Pfeilen in das Dunkel, das hinter den Wegen stand, sondern sie drückten sich zitternd, aber mit gesträubtem Rückenhaar an die Gestalt der Menschen, und der Laut ihrer Stimmen wechselte verwirrend und befremdlich zwischen sinnloser Wut und gelähmtem Winseln.

Draußen in den Nebeln war das Brüllen verstummt, und die wenigen Knechte, die schlafbefangen an den Rand der Höfe tra-

ten, hörten nur den klingenden Flug der Wildenten über die Felder gehen und das sich zehnfach überschallende Echo des Hundegebells aus den dunklen Wäldern. Und schien es ihnen, als zittere die Erde leise wie von gehäuftem Klang gejagter Hufe und als trage der Wind der Mitternacht den Laut eines dumpfen Stöhnens über die Hügel heran, so verlachten sie sich und schrien die Hunde an, deren Zittern in sie hinüberfloß und sie mit einer Kälte erfüllte, die erschreckend war in der Wärme der Nacht.

»Es ist nichts,« sagten sie zu den Frauen. »Irgendein Tier ... es ist alles Unsinn ...«

Aber sie lagen noch lange wach und lauschten auf das Geheul der Hunde, das erst um die Morgenstunde verstummte. Und draußen unter den weißen Nebeln war kein einziges Stück der großen Viehherden, das dumpf ruhend und wiederkäuend im Tau des Grases gelegen hätte. In den Ecken der Koppeln standen sie zusammengedrängt in dunklen Haufen, die Köpfe gesenkt, mit zitternden Flanken. Und erst als das Hundegebell verstummte, lief wie eine schwache Welle eine stoßende Bewegung durch alle dunklen Leiber, kilometerweit über alle Hügel und Täler sich pflanzend, von der Gemarkung des südlichsten Dorfes bis zur Wiese des nördlichsten Hofes.

Es war der Augenblick, wo das leise Knirschen eines Sandkornes auf dem Feldwege wieder erklang und das hohe Gras am Waldrande sich wieder teilte und schloß.

Bei aufgehender Sonne schon fanden sie dann das verendete Stück der Herde mit durchrissener Kehle, an der das Blut schon dunkel erhärtet war, und mit furchtbaren Wunden in der erkalteten Lende.

So brach der Wolf in diese Landschaft ein und stürzte in monatelangem Würgen ihre Menschen in jene Erregung und Erschütterung, von der zu Anfang dieser Geschichte gesprochen worden ist.

Es setzte sich fort und wuchs mit lähmender Regelmäßigkeit, was in dieser Nacht begonnen hatte. Es wechselte eine Nacht des Mordes mit einer Nacht der Ruhe. Es traf den Hof des Bauern wie den Hof des Herrn, zuschlagend und rätselvoll wie die Tötung der Erstgeburt. Von den Häusern der Menschen konnte man die Fährte des Todes verfolgen, wie sie lautlos aus dem Walde trat. Dann erscholl das Brüllen der Herde, auf die sie gestoßen war, verklang hinter ihr und dem neuen Klageruf, der gleich einer Woge vor ihr herlief. Über Tal und Hügel lief ihr blutiger Streif, die Straßen kreuzend, die Dörfer umschlingend, unter den hohen Sternen hin, bis der Schrei des Opfers emporbrach aus dem Gehäuse der Nacht und in dem furchtbaren Schweigen erstarb, in dem das Rauschen des Grases vernehmlich war und das Rieseln des Baches im fernen Erlengrund.

Allnächtlich wachten die Hirten in den Nebeln der Wiesen, allnächtlich kauerten Schützen am Rande der dunklen Wälder, und irgendwo zwischen ihnen glitt die Fährte aus den betauten Schatten, kreiste blutsuchend über die fernen Felder und versank wie einer Schlange unsichtbarer Leib im morgendämmernden Gebüsch.

Die Wälder wurden umstellt, von lärmenden Treibern durchwühlt, von blanken Stahlläufen bebend umdroht. Die Herden wurden in die Ställe getrieben, die Tore bewacht, die Hunde von der Kette gelöst. Aber die Not einer mißratenen Ernte zwang nach wenigen Tagen dazu, von dieser Maßregel abzusehen, und wieder zog die Fährte durch den Nebel, wieder schlug es irgendwo zu, und Blut tropfte in die feuchte Erde hinein. Lichter brannten vom Abend bis zum Morgen in Dorf und Hof. Die Kinder schrien aus unruhigem Schlaf. Sinnlose Schüsse knallten durch die Nacht, und aus dem Munde der Alten tauchten die Erinnerungen auf an jene leiddurchtränkten Jahre, da Gott das Land geschlagen hatte wie einst das Land der Ägypter.

Keines Menschen Auge aber sah das Tier, dessen Fährte durch die Nacht sich zog, und das Grauen des Gespenstes senkte sich langsam und unaufhaltsam über die blutige Spur, die im Nebel verfloß.

Nun wäre von diesem Ereignis nicht anders und nicht mehr zu reden als von einer häßlichen und vielleicht auch grauenvollen Begebenheit, wie sie mitunter einbricht in den geregelten Lauf menschlicher Dinge und die Härte und Wildheit noch ungebändigter Natur mit ernster Mahnung erscheinen läßt: wenn dieses Ereignis nicht auf eine befremdliche, fast rätselvolle Art sich mit dem Schicksal eines Menschen verbunden und so am Anfang eines Kreises gestanden hätte, auf dessen unerbittlich geformter Linie die Lebens-

und Todesbahnen zweier Geschöpfe in überraschender Verknüpfung zu ihrem gemeinsamen Ende liefen.

Es lebte in dieser Landschaft, und zwar am Rande ihrer Wälder, in denen des Wolfes Fährte verglitt, auf einer armseligen Siedlung ein etwa vierzigjähriger Mensch namens Wander, der wenige Jahre nach dem Kriege zugezogen war und dort bereits seine Frau begraben hatte. Er hatte ein bleiches, finsteres Gesicht mit dunklen Augen, das bei flüchtiger Betrachtung böse und gefährlich erschien. Er lahmte etwas von einer Beinwunde aus dem Kriege her, und wenn er, als seine Frau noch lebte, um die Abendzeit mitunter in einem der Dörfer erschienen war, hatten die Kinder sich vor ihm geflüchtet und böse Worte hinter ihm hergerufen.

Man wußte von ihm, daß er drei Jahre lang als Kriegsgefangener in Sibirien gelebt hatte und daß er nach seiner Rückkehr wegen eines schweren Einbruchdiebstahls mit einer längeren Gefängnishaft bestraft worden war. Die Meinung des Volkes, von jeher mißtrauisch gegen Landfremde, fand in Erscheinung, Wesen und Schicksal dieses Mannes einen genügenden Anlaß, um Mißtrauen, Feindseligkeit und schließlich Haß gegen ihn zu fühlen und zu verbreiten, so daß er gleich einem Geächteten am Rande ihrer sauberen Erde lebte, auf unerklärliche Weise sein einsames Dasein fristend.

Doch darf nicht verschwiegen werden, daß er die Gefühle der Beamten, Gutsherren und Bauern mit derselben, ja mit einer stärkeren Leidenschaft erwiderte, zumal da durch seine nach innen gekehrte Seele die Bewegungen des Gemüts wie ein Sturm brausten, wenn sie in den Dörfern um ihn herum nur die gedankenlose und schwerfällige Außerung eines dumpfen Zustandes waren.

In Wahrheit war der Schicksalsweg dieses Mannes weit hinausreichend über die verschlafenen Straßen seiner Peiniger und von den dunklen Schmerzen erfüllt, die in jenen weglosen Jahren sich oft genug auf die Bahnen derer senkten, die keiner Erschütterung ausgewichen waren.

Er war im Walde aufgewachsen, mit einer Inbrunst der Hingabe an Gottes Heiligtum, daß er die Sprache der Tiere und Vögel wie ein Zauberer zu sprechen verstand, und zum Försterberuf bestimmt worden. Doch hatte ein glühender Ehrgeiz, aus dunklen Quellen brechend und aus Stirn und Augen wie aus einem Spiegel brennend, ihn frühzeitig aus dem Elternhause getrieben und nach unerhörten Entbehrungen ihm zu einer angesehenen Macht im kaufmännischen Leben verholfen. Aus Herrschaft und Ehe schleuderte der Krieg ihn auf das Feld des Primitiven und der Instinkte, die Verwundung ihn in Gefangenschaft und unermessene Öde, jahrelang sich dehnend, wie die Wälder, in denen er arbeiten mußte, wie das Wasser des Stromes, an dessen Ufern er in dumpfem Brüten stand. Es war, als breche die unerhörte Fron den Stahl seines Ehrgeizes und als sinke er langsam zurück in jene Jahre der Kindheit, wälderdurchrauscht, wo das Tier ein Bruder war und wo die Sehnsucht um Dinge kreiste, an die kein Finger einer Menschenhand je getastet hatte.

Es mochte dazukommen, daß die sibirische Erde ihn langsam als eine verwehte Pflanze aufnahm und umfing; daß der Abgrund zwischen ihm und dem Geschehen des Abendlandes aus dem nur Räumlichen zum Seelischen wuchs; daß im fahlen Licht jener dämmernden Wälder die bisherigen Dinge seines Lebens und Volkes zerbröckelten und zerfielen. Staub sammelte sich auf seinem Wege, und sein Blut, gelöst von allem Wesen der Vergangenheit, floß lautlos zurück in eine dunkle Schale, die irgendwo unter den Wurzeln seines Jugendwaldes ruhte.

Nach seiner Rückkehr kämpfte er noch einmal in einem brechenden Hause lustlos um Verlorenes und kaum mehr Begehrtes, fremd geworden in einer verzerrten Welt, litt Not und Hunger mit seiner zerbrochenen Frau und griff in finsterer Verzweiflung zum Diebstahl, um noch einmal ein Lächeln auf ihren schmalen Wangen zu sehen. Er schwieg vor Gericht, den Vorgängen verächtlich folgend, ging in die Öde des Gefängnisses, wie er in die Öde Sibiriens gegangen war, und erwarb durch die Güte eines Geschäftsfreundes aus früheren Jahren die Siedlung, auf der er seine Frau begrub.

Ihr Tod war die letzte Woge, die ihn zum Anblick des Horizontes hob. Dann sank er bis zu den Steinen der Tiefe, wo nur die Pflanze atmet in stromloser Nacht. Er säte und erntete, wie ein Schlafender spricht, aber er aß sein Brot nicht als eine Speise Gottes. Die Dämmerung der sibirischen Wälder kehrte aus versunkener Ferne wieder bei ihm ein, auflösend, zerbröckelnd, auslöschend. Er

kehrte zur Tracht jener gefangenen Jahre zurück, zu dem bis auf die Knie reichenden Rock, zu den aus gewickelten Tüchern bestehenden Schuhen, auf denen man so geräuschlos durch die Wälder streifen konnte, dem Tiere gleich an Einfachheit und Schweigen.

Denn nicht jene Siedlung war sein Haus, mit dem roten Dach und den weißen Wänden. Sein Haus war der Wald mit den getürmten Massen seiner Eichen, mit dem düsteren Gewölbe regloser Fichten, mit lautlos weichendem Moos, mit Dickungen, die an den Rand der Erde zu laufen schienen. Es war lächerlich, unter seinen brausenden Wipfeln an das Abendland zu denken, an die Kultur, an den Menschen und den Fortschritt seines Geschlechtes. Aber es war nicht lächerlich, am Rande einer Lichtung zu sitzen und die Vögel herbeizulocken, die im hohen Geäst ihre Nester bauten, die Tiere, die in ihrer Dickung wie in einem fremden Lande schritten. Es war beruhigend, ja, es war beseligend, bevor der Rand des Waldes den Blick wieder öffnete auf die Siedlungen der Menschen, die wie eine Schnur des Hasses um die Hügel seiner Landschaft sich zogen.

Man trieb ihn wohl aus dem Walde, wo immer man ihn abseits der öffentlichen Wege fand; man hielt auch Haussuchungen bei ihm, weil das Unheimliche seiner Gestalt und seines Treibens den Verdacht des Wilderns erweckte. Er lächelte nur, verächtlich wie damals vor den Schranken des Gerichts, und unbekümmert um Mißtrauen und Haß schritt er immer weiter hinweg von der Erde der Menschen, stieg er immer tiefer hinab zu den Wurzeln der Geschlechter, die lange vor ihm gewesen waren, abgewendet den Erschütterungen einer Zeit, die ihn ausgestoßen hatte, weil er ihrer lächeln mußte wie eines törichten Spieles.

Und somit mußte dieser einsame und gottnahe Mensch auch auf eine andre Weise durch die zerstörten Tage und Nächte dieses Sommers und Herbstes gehen als die Bewohner jener Höfe und Dörfer, die den Frieden ihres Daseins und Besitzes durch ein mörderisches Tier gewürgt sahen, und aus deren Ohnmacht Haß und Aberglaube täglich zunehmend wuchsen. Auch er hatte den ersten Schrei jener Mitternachtstunde vernommen, und aus den Jahren seiner Gefangenschaft war ihm ohne Rätsel bewußt, was geschah und was geschehen würde. Doch war dieses Ereignis ihm zunächst nur als eine Erweiterung seines Lebens erschienen, eine beglückende Äußerung der wilden Kraft seines Waldes und ein erregender Durchbruch geheimnisvollen Seins durch die glatte Decke fließender Tage.

Allmählich erst knüpfte die Reihe der Begebenheiten sich mit seltsamer Brüderlichkeit an sein inneres Leben. In dem gleichen Maße, in dem Verwirrung und Angst in den Häusern der Menschen wuchsen, verstärkte sich Wanders Teilnahme an dem Schicksal des Tieres, dessen stöhnender Fährte er Nacht für Nacht von seiner Treppe aus lauschte. Schlug das rasende Gebell der Hunde an die Wände der Wälder, rollten die sinnlosen Schüsse von Hügel zu Hügel, entzündeten sich die Fenster der fernsten Höfe in einem flackernden Licht, dann stand er lächelnd am Zaune seines Gehöftes, Auge und Ohr der Unruhe der Nacht wie einer fernen Schlacht zugewendet, und der Haß des Geächteten stieg langsam gleich einer sich sättigenden Flamme in das müde Antlitz, und der Segen seines Waldgebetes folgte atemlos der Fährte des Wolfes, bis der Todesschrei des Opfers ihn langsam, immer noch lächelnd zu seinem Lager zurückkehren ließ.

Man konnte sagen, daß in diesen Monaten eine neue Glut sich aus der Asche seines Lebens entzündete. Gott hatte einen neuen Bund mit ihm geschlossen. Rächer und Zerstörer, trat der Wolf aus den Abgründen ihrer Erde und brach achtlos und vernichtend in den gesättigten Bezirk seiner Peiniger, vollendete, was seiner menschlichen Beschränkung nicht verliehen war, und vollzog das gleiche Gericht, das ihn in die Öde geschleudert hatte. Ein Freund war aus den Wäldern zu ihm getreten, ein Bruder, dessen Sprache er verstand, ein Gesandter der ewigen Macht, die sich endlich entsonnen hatte, daß es Zeit sei, an die Schalen der Wage zu rühren, um das schuldige Gleichmaß zu bewirken.

Seit dieser Erkenntnis erfüllte ein tiefer Friede das Gemüt des einsamen Mannes. Wenn er in der Nacht auf den Stufen seiner Treppe saß, die Augen zum Wandel der Gestirne emporgehoben, hätte man meinen können, daß die Ewigkeit der Welt ihren feierlichen Abglanz auf seine Züge werfe. Die Dumpfheit vergangener Jahre war fort-

gewischt von seinem Antlitz, und aus seinem heiteren Ernst sprach die Beglückung des Wissenden, der die Füße Gottes über die Erde schreiten sieht.

Eines Nachts aber, da das Schweigen zutiefst auf den Feldern lag, weil man den Wolf nicht erwartete, sprang Wander in jäher Bewegung auf die Füße, die Fingerspitzen an die Stirn gelegt, als gelte es, einen übermenschlichen Gedanken zu hemmen und zu fesseln, bevor er entgleite.

Noch sah er das Wasser des gewaltigen Stromes vorüberziehen, an dessen Ufern er, von Erinnerung befangen, soeben gestanden hatte, und er taumelte fast, als er die Hände von der Stirn ließ. Dann aber brach in unvermittelter Furchtbarkeit ein Schrei aus seinem Munde, fremd allem Menschenruf, ein klagendes und heiseres Geheul, aufstürzend wie aus schneeverhangener Dickung, aus Hunger, Verlassensein und Blutdurst sich gebärend und in klagender Wendung ersterbend: das Heulen eines Wolfes, der am Steppenrand sich wendet und ins Dunkel verschneiter Wälder schreit, um die Gefährten zu rufen auf die Spur des Todes.

Vorgebeugt, von Schauern durchflogen stand der Mensch, der die Sprache der Tiere sprach, und lauschte über die schweigenden Felder hin, hinter denen das Echo ertrank. Und als gleich einer steilen Garbe das Gebell der Hunde aus dem Rand des Horizontes schoß, von Hof zu Hof die Stille zerreißend, als das dumpfe Gebrüll der nahen Herden ihm angstgetrieben Antwort gab, da hob der Mann mit einer selbstvergessenen Gebärde die Faust, und sein Antlitz sah wieder aus wie in jenen Jahren, da er um Menschenmacht gekämpft hatte und seinem Siege nahe gewesen war. Denn er sah sich am Anfang eines Weges, der ihn hoch hinaushob über die Qual verschollener Nichtigkeit, und von dessen Hügeln er tief hinabblickte auf die Scheitel derer, die seine Seele mit Füßen getreten hatten.

Seit dieser Nacht begannen die Fährten zweier Wölfe über die Felder zu ziehen, lautlos und mordend der eine, heulend und mordlos der andre. Und nicht lange währte es, so verbargen die Bewohner dieser Landschaft sich voller Entsetzen vor diesem zweiten. Denn dieser, mit dem furchtbaren Schrei der Hölle, blieb nicht auf die Wiesen gebannt, wo der Nebel über den Herden stand. Wie in den ersten Nächten stieg vor seiner Fährte das Gebrüll der Tiere wie eine Woge der Angst, aber kein Todesschrei hob sich über seinem Rücken. Lang und nicht zu tragen stand das Schweigen um die Dörfer, wenn die Fährte durch die Wiesen gegangen war. Die Kinder weinten, und in den Hütten winselten die Hunde. Und dann erscholl es aus den ersten Gärten, in denen die Früchte zur Erde klopften, das heisere Geheul über die Dächer schleudernd, an die verhangenen Fenster stoßend und in den Hecken des Weges ersterbend. In die Siedlungen der Menschen war das Tier gebrochen, und Kugel wie Feuer gingen machtlos über seinen Wandel.

Die Seele des Werwolfes aber löste sich langsam von dem Taumel jener Stunde, da zum erstenmal der Schrei seiner Macht über die gehaßte Erde geklungen war. Die Flamme mühsam entfachter Gluten sank zusammen, das Spiel wurde ihm schal, und auf den nächtlichen Wanderungen glitt die verstörte Seele langsam aus dem Gewande menschlicher Leidenschaft zu der andern Seite des doppelten Wesens, zu der Tierheit dieser verborgenen Fahrten, auf unmerkliche Weise sich wieder an die Gründe knüpfend, durch die in jenen dumpfen Jahren der breite Strom geflossen war und über denen die Wälder der Verlorenheit gerauscht hatten.

Nach den ersten Nächten des Rausches empfand er die Angst der Menschen nicht mehr als ein Mensch, und wie er gebückt durch den Tau des Grases kroch und seine Gestalt mit der Erde verfloß, so fühlte er einem Tiere gleich Gefahr und Reiz seiner Wanderung, den herbstlichen Geruch der nahen Erde, das Flüstern des Laubes über seinem Scheitel, das Licht der Menschen und die schwere Luft ihrer Gehöfte aus einer andern Welt. Das Band war zerschnitten zwischen ihm und ihrem Wandel, und auch der Haß knüpfte nicht zusammen, was in der großen Erschütterung unhaltbar sich entbunden hatte.

»Ich will zurückgehen,« sagte er eines Abends leise vor sich hin, als er am Zaun seines Gartens stand und die schweren Wolken über die Wälder fallen sah. Das letzte Laub hing noch an den Bäumen, und die Luft war kühl und rein, als würde es schneien über Nacht. Ich will zurückgehen zu dem großen Strom, dachte er, zu dem die Wäl-

der hinabsteigen, deren Anfang man vergißt, bevor man ihr Ende ahnt. Dort ist die große Erde, für die das Maß noch nicht gefunden ist. Was ist der Mensch in ihr? Eine Gebärde und ein leerer Klang. Was ist ein Wolf in ihr? Ein Blatt im Walde ... Dort will ich am Strom sitzen, wie ich damals saß, und meine Hände in sein Wasser tauchen, zwischen Quelle und Meer. Und jenes Rauschen wird über meiner Hütte stehen, das schon bei der Schöpfung war und bleiben wird, solange die Erde steht ... Sind meine Füße da, um im Staub der vielen zu gehen? Daß das Gras hinter ihnen aufstehe, sind sie da, und daß der Mund des Wildes sich zu ihrer Kälte beuge ... Ja, ich will zurückgehen, bevor der Winter über die Wälder fällt.

Er blickte sich um nach den Wohnungen der Menschen, in denen das wachende Licht erstand, und sein Antlitz war müde und traurig wie nach dem Tode seiner Frau.

In dieser Nacht, während er noch beim Schein seiner Lampe saß, zerschlug eine Kugel das Fenster seines Raumes, den Kalk der Wand über seinen Scheitel spritzend, und mit dem Donner des Schusses warf ein vielstimmiger Schrei sich von den Feldern über seine Trauer. »Werwolf!« schrie es in Haß und Grauen ... »Wer ... wolf!«

Er hatte die Lampe gelöscht und lauschte bewegungslos. Noch immer rieselte Kalk von der Wand, und das Feuer sinnloser Schüsse zuckte draußen in der Schwärze der Nacht, immer weiter sich entfernend, bis der nächste Hügel es verbarg. Er trat vor die Tür und blickte zu den Dörfern hinüber, die nur erkennbar waren an der Unruhe ihrer Lichter. Am fahlen Himmel standen die Wolken gleich Gebirgen, und der Baum, an dessen Rinde er die Finger legte, bebte im kalten Wind. Ich hätte es wissen können, dachte er ohne Haß, wofür sie mich halten ... es wäre eine schöne Nacht für mich, und das Schießen sollte ihnen vergehen ... aber ist nicht meine Seele schon weit von hier?

Noch im beginnenden Schlafe lächelte er, müde und freudlos. »Ein Werwolf ...« flüsterte er. »Ach, was soll ich mit ihrem Blut?«

Vom nächsten Morgen ab begann er ruhelos, wiewohl nach einem dunkel gefühlten Plan, die Wälder zu durchstreifen. Und während das Gespenst der Landschaft fortfuhr, in immer wachsenden Kreisen das Grauen seines verborgenen Seins von diesen Feldern und Siedlungen über die Wälder hinaus zu mehren, daß Presse und Ämter und Regierungen sich ratlos um sein Schicksal zu mühen hatten; während Vermutungen, Erklärungen und Behauptungen einander überstürzten; während Fabel, Gerücht und Aberglaube ins Lächerliche wuchsen und selbst die Person Wanders in grotesker Verzerrung durch die Berichte der Zeitungen geschleppt wurde, schlich er selbst in seinem grauen, bis auf die Knie reichenden Rock und auf seinen lappenumwickelten Füßen lautlos und gleichsam unsichtbar durch die Wildwechsel der Dickungen, über den schwankenden Rand des Moores und um die zerrissene Öde der Windbrüche, um zu erfüllen, was ihm übrigblieb, bevor er gehen konnte, um den Wolf zu sehen, mit dessen Fährte er sich verbunden hatte, um den Bruder zu erkennen von Angesicht zu Angesicht, der aus den Wäldern kam, um die Menschen zu hassen, und in die Wälder ging, um ihrer zu vergessen.

Wer ihn gesehen hätte in der Dämmerung dieser traurigen Tage, wie er dahinglitt, einem Tiere gleich, die dunklen Augen durch die Schatten der Stämme spähend, das bleiche Gesicht von unerkennbaren Schmerzen erfüllt, in Gestalt und Bewegung dem Menschlichen sichtbar entfremdet, der hätte wohl glauben mögen, was die Gerüchte raunend von Wald zu Wald, von Dorf zu Dorf im Flüstern trugen, daß ein Dämon hier sich aus Fesseln gelöst, daß Versunkenes wieder an die Tage trete und die Erde zurückstürzen lasse zu jener finsteren Zeit, wo Gott mit dem Bösen kämpfte und ihre Zwiegestalt grauenvoll nach der Erlösung schrie.

Und dann trafen sie aufeinander, Mensch und Tier, an einem lautlosen Abend, auf den der erste Schnee in losen Flocken fiel. Zwischen den Fichtenwänden schimmerte schmal der Pfad, von welkem Farnkraut heimlich gesäumt, von Brombeergerank schützend gedeckt. Um die grauen Stämme lag schon Finsternis, und ein eisiges Schweigen stand im Walde.

Wander wußte, daß er nun kam. Er fühlte es gleichwie ein Blinder die Wand, die sich vor ihm hebt. Sein Herz begann ihm schwer zu schlagen, und ohne ein Wissen um seine Gebärde sank er lautlos auf Hände und Knie, den halbgeschlossenen Blick in das Dämmern des Pfades gerichtet. Und wäh-

rend er so wartete und die Kühle der Erde in seine Glieder stieg, versank ihm noch einmal in letzte Tiefe Leben wie Welt. An seiner Wange fühlte er die Berührung seiner Kindheit, der Träume jener verschollenen Zeit, und er wußte, daß es schön sein müsse, die Spannung seiner Sehnen zu lösen und sich ganz zur Erde sinken zu lassen, die Stirn in das weichende Moos gedrückt, während die Schneeflocken sich sanft auf seine geschlossenen Lider legten, ohne zu schmelzen, bis eine weiße Decke ihn kühl verhüllte.

Und dann rührte sich leise das Gras, und vor ihm stand der Wolf. Lang und niedrig, wie der Körper sich eben unter die Brombeerranken geduckt hatte, verharrte er, grau und schimmernd, unbeweglich in gezügelter Kraft, und nur um das Gebiß glitt ein unmerkliches Beben und erstarb. Dann leuchtete nur das schräge Licht der Augen, grünlich, von weißem Flackern durchkreuzt.

Lange blieben sie einander gegenüber, beide vor einer gestürzten Wand, mit schwerem Herzschlag, von dunklen Trieben machtlos durchschauert. Der Schnee fiel dichter auf sie hernieder, ins Geisterhafte wuchs der Wald über die Erde hinaus, und noch immer floß das Licht ihrer Augen ineinander, die Gier ihres Schauens, die Entrücktheit ihrer Gebärde.

Dann raschelte eine Ranke am welken Farn, ein Schatten glitt aus dem Licht zwischen den Fichtenwänden, und auf seine Fährte fiel lautlos der Schnee.

Spät erst richtete Wander sich in den Knien auf, die Hände vor den Augen. Und als er bei vollendeter Nacht aus dem Walde trat, schien er leise zu schwanken, und sein Atem war ihm schwer in der Unermessenheit der weißen Felder.

Am nächsten Tage, um die früh fallende Dämmerung, schossen sie den Wolf.

Wander hatte es nicht hindern können. In einer seltsamen Erstarrung hatte er vor seinem Herdfeuer gesessen bis um die Mittagszeit. Er hatte vergessen, alles, die Dörfer, den Schnee, die Erde, sich selbst. Nur der Strom war gewesen mit seinen grauen Wirbeln und ein ferner Schein am fernen Horizont. Und als er die Stimmen hörte und die Dörfer zum Walde ziehen sah, da war es zu spät. Er lief auf der Fährte, von Angst gejagt, durch Schonung, Brücher und Holz. Aber der Weg war weit, in Kreisen verschlungen, und als er das Jagen fand, hörte er den Schrei der Treiber, von Haß entstellt, und der Schlag der Kugel traf ihn wie gegen sein eignes Herz.

Sie standen auf einem schmalen Wege, dunkel gegen den leuchtenden Schnee, und der Lärm ihres Glückes stieß mißtönend an die feierliche Wand. Er stand schon mitten unter ihnen, als der Anblick seiner Gestalt sie auseinanderschleuderte. »Der Wolf!« gellte eine Knabenstimme. »Der Wolf ... der Wolf!«

Im weiten Kreise stand er allein bei dem Tier. Selbst die Schützen wichen zurück, und in dem leeren Schweigen hörte man tief im Walde den tauenden Schnee mit dumpfem Laut von den Ästen fallen. Er beugte sich zur Erde und legte die Hand auf das tote Wild. Aus der Brust rann noch immer in kleinen Tropfen das dunkle Blut, an den verklebten Haaren abwärts fließend und den zertretenen Schnee allmählich rötend. Er kniete nieder, das Antlitz tief gesenkt, und lauschte dem kaum vernehmlichen Laut mit einer Gebärde hoffnungsloser Ohnmacht. Das ist das Letzte, dachte er, wenn es so tropft ... Das ist das Letzte ... Er schob die Hand unter den Kopf des Wolfes und blickte in seine Augen. Sie waren starr, und ein feiner Sprung schien durch ihren blinden Glanz zu laufen. Es waren nicht mehr dieselben Augen, die sich gestern in seine Seele gebrannt hatten. O nein, es waren nicht dieselben Augen. Der Mensch hatte sie gezeichnet.

Er drückte behutsam die Lider über ihre erstorbene Wildheit, stand auf und wandte sich zum Gehen. Aber bevor er den leeren Kreis verließ, blickte er sich noch einmal um, mit einem zitternden Lächeln, das hilflos, fast flehend um sein erschöpftes Antlitz flog.

Kein Wort war gefallen. Und wie er mitten durch den Wald von ihnen davonschritt, mit dem lautlosen, schleichenden Gang eines Tieres, das verwundete Bein unmerklich nachziehend, in seinem grauen Kittel, der ihm auf die Knie hing, das entblößte dunkle Haupt auf die Brust gesunken, da rührte ein leiser Schauer die andern an, und vorgebeugt starrten sie ihm nach, bis seine Gestalt unter den Bäumen versank.

»Wenn es nicht Blödsinn wäre ...« sagte der Landrat. Aber er beendete den Satz nicht, und niemand antwortete ihm.

Wander kehrte noch einmal um. Er stand verborgen in der Dickung, bis man den Wolf auf einen der Wagen gehoben hatte. Dann ging er nicht nach Hause, sondern er lief auf verlassenen Wegen, am Rande von Gestellen und durch lichtes Gehölz, über Wiesen, Bäche und Gräben durch den verschneiten Wald. Er lief lautlos, unbeirrt und unermüdet, wie ein Wolf zu einer verschleppten Beute läuft oder wie ein Elch über nächtliche Moore trollt.

Er verbarg sich im Holzstall der Oberförsterei, und als vor Mitternacht ein warmer Regen über den Wald fiel, war er schon nahe seinem Hause, den Wolf über seinen Schultern, die Hände um die nassen Läufe geschlungen.

Er legte ihn unfern des Waldbrandes nieder, kehrte nach kurzer Zeit mit einem Spaten zurück und trug das Tier tiefer in die Bäume hinein. Unter einer hohen Fichte, in einem Tal, saß er dann auf der feuchten Erde und blickte vor sich hin. Er hatte die Knie hochgezogen und einen Arm darübergelegt. Die andre Hand lag auf dem Hals des Wolfes und spielte mit seinen nassen Haaren. Der Regen fiel auf seinen bloßen Scheitel, und seine Tropfen mischten sich mit dem Schweiß der Erschöpfung auf seiner Stirn. Überall in der Runde brach der Schnee in dumpfen Schlägen von den geneigten Zweigen, und der Regen war seltsam laut in der Stille der hellen Nacht.

Als sein Herz wieder langsam schlug, richtete Wander sich auf. Er lehnte den Kopf an die Rinde des Baumes zurück und sah lange mit weit offenen Augen in die dunklen Äste hinauf. Der Regen fiel nun auf sein Antlitz, und er fühlte ihn als eine sanfte und gütige Kühle über seinem Wesen. Er dachte nun nichts mehr. Er war im Walde, und sein Bruder war bei ihm, den sie getötet hatten. Schnee war auf dunkle Wipfel gefallen, und nun regnete es. Aber morgen würde es wieder schneien, auf Wipfel und Fährten, auf jeden Anfang und auf jedes Ende. Sie würden wieder säen und ernten da draußen, die Kinder würden lärmen, und in den Gärten würden die Früchte zur Erde fallen. Der Wolf aber war tot, der Einsame und Geächtete. Sie hatten ihn erschlagen, wie sie alles erschlugen, aus dem sie keine Herde machen konnten.

Wozu war es denn nütze, daß er zum Strome ging? Stand der Mensch nicht um die ganze Erde, begierig, das letzte Leuchten Gottes zu verlöschen? Hatte er nicht gedacht, die Macht sei das Letzte? Aber die Macht zerbrach, als die Kanonen sprachen. Hatte er nicht gedacht, das Abendland sei das Letzte? Aber in Staub und Asche zerfiel sein Glanz, als er dort am Strome saß. »Wenn es so tropft,« sagte er laut, »das ist das Letzte ... das ist gewißlich wahr ...«

Er schloß die Augen und vernahm nun ohne Beschränkung das große Rauschen des Regens über dem dunklen Walde. Und nur sein Herzschlag schien ihm aufdringlich in diesem feierlichen Tönen. Lange Zeit blieb er so, und in schwerem Glück fühlte er, wie seine Seele in dieser Stunde schon sich leise von dannen stahl, der Schuhe entkleidet, und alle Spur sich hinter ihr verwischte.

Dann begrub er den Wolf tief in der Erde und kehrte in sein Haus zurück, mit dem Lächeln eines Kindes, das an einem Kranze windet.

Er erschoß sich gegen Morgen, auf seinem Lager, und sein Blut tropfte von derselben Stelle seines Leibes, von der es beim Wolfe getropft hatte.

Sie fanden ihn bald danach, weil sie bei ihm eindrangen, um nach dem Tiere zu suchen, und mußten ergriffen vor der Schönheit seines Antlitzes stehen.

Von den Schmähungen des Dorfes begleitet, begrub der Pfarrer ihn um die Dunkelheit eines winderfüllten Abends in einer Ecke des Friedhofes. Aber in derselben Nacht wurde sein Sarg aus der Erde gerissen und im Walde verscharrt, fern der Gemarkung, weil sein Tod bewiesen hatte, daß Gott keinen Teil an ihm habe.

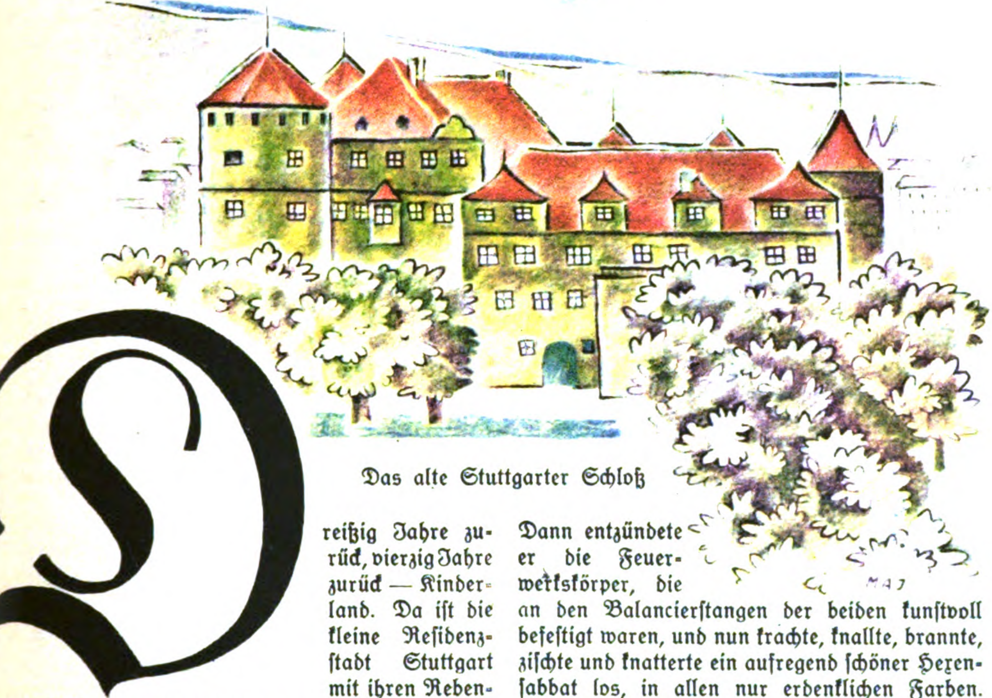
Und man fand seine Stätte sowenig wie die des Tieres, obwohl man lange und mit amtlicher Sorgfalt nach ihnen suchte.



Kindheit im Schwabenland

von Paul Eipper

Zeichnungen von Maria Andler-Jütz



Das alte Stuttgarter Schloß

Dreißig Jahre zurück, vierzig Jahre zurück — Kinderland. Da ist die kleine Residenzstadt Stuttgart mit ihren Rebenhügeln und Wiesenhängen, wo wir als Buben unsre Geißböcke grasen ließen und unsre Hasen. Der Neckar, der Nesenbach, die Zahnradbahn mit ihrer rückwärtsfahrenden, ewig keuchenden kleinen Lokomotive. Und der Seiltänzer Knie!

Er war ein in Süddeutschland sehr berühmter Mann, der alte Knie, und man ist sich nie darüber einig geworden, ob er einundzwanzig Kinder gehabt hat oder »nur« achtzehn. Jedenfalls genügend, um seinen ganzen Betrieb mit Personal aus der Familie zu bestreiten.

Jedes Jahr im Spätsommer kam er auf den Wilhelmsplatz, schlug sein Podium auf und sein Trapez, umzäunte mit Stricken das ganze Rund und errichtete »das hohe Turmseil«, vom Dach des höchsten Hauses quer über den ganzen Platz.

Gingen die Wochen des Stuttgarter Gastspiels zu Ende, dann kündigte der »dumme August« an, morgen sei Feuerwerk, großes Gala- und Abschiedsfeuerwerk. Champigny bestieg gemeinsam mit seiner Schwester Rosa das hohe Seil, lief erst in rasendem Galopp den gefährlichen Weg bis zur Dachluke, drehte schnell um und kam wieder — diesmal gemessenen Schrittes — zurück bis zur Mitte, wo er Rosa traf. Dann entzündete er die Feuerwerkskörper, die an den Balancierstangen der beiden kunstvoll befestigt waren, und nun krachte, knallte, brannte, zischte und knatterte ein aufregend schöner Hexensabbat los, in allen nur erdenklichen Farben. Die Musik spielte den Zapfenstreich, und wir Buben mußten uns anstrengen, um die Haltetaue vor Schreck nicht loszulassen, mit deren Hilfe das große Turmseil gestrafft wurde. Der alte Knie lief aufgeregt von einer Gruppe Haltebuben zur andern und fitzte diesem oder jenem mit einem Rohrstöckchen eins hinten über unsre edelsten Teile — zur Stärkung.

Wenn's aber zum Einsammeln ging, das heißt, wenn die Seiltänzer mit einem Suppenteller umherliefen, Salär zu erbitten, dann drückten wir uns schnellstens. Wohl gab die Mutter jedem von uns zwei Pfennig mit, aber wir wußten etwas Besseres mit dem Gelde anzufangen. Da war ganz in der Nähe ein Konditor, der hatte die besten Rahmbonbons von Stuttgart. Zwei Stück für drei Pfennig. Sie schmolzen sehr, sehr langsam und ließen sich zu meterlangen Schnüren ziehen.

Das Stuttgart meiner Kindheit hatte noch keine »sanierte« Altstadt. Bekanntlich liegt die württembergische Metropole in einem Talkessel, durch den der Nesenbach fließt, und ursprünglich soll diese Riesenschlucht zwischen den



Das hohe Turmseil

Hügeln die Pferdeweide germanisch-schwäbischer Gaufürsten gewesen sein. »Stutengarten«, jetzt noch symbolisiert im Stuttgarter Stadtwappen durch eine steigende Stute, die ein Fohlen säugt.

Im Mittelpunkt des Talkessels, an seiner tiefsten Stelle, liegt der Marktplatz, der in meiner Kindheit ein völlig mittelalterliches Gepräge aufwies. Um das Rathaus (wohl 1899 niedergelegt) zog sich ein Ring reicher Bürgerhäuser mit Fachwerkfassaden aus Eichenholz; Baulichkeiten, in denen die Verkaufsläden der alten Zinngießer, Strumpfwirker, Hutler und andrer »vornehmer« Handwerker paradierten.

Auch die alten Stadttore waren in meiner Kindheit noch erhalten: das Tübinger Tor, das Eßlinger Tor, das Königstor, das Neckartor; sie zeigten die wehrhafte Anlage der einst trutzigen Stadt. Das alte Schloß, die Stadtkrone Stuttgarts, ist eine Wasserburg gewesen mit Gräben, über die Zugbrücken führten, mit Schießscharten, Ausfalltoren, Hinterpförtchen.

Auch mittelalterliche Gebräuche waren in dieser stillen kleinen Residenzstadt lebendig geblieben. Da haftet in meinem Gedächtnis die Hauptstätter Straße, »die Bottenstraße Stuttgarts«, wie wir Kinder sie nannten. Sie begann in der Nähe des Marktplatzes und zog sich bis zum Tübinger Tor. Ein Wirtshaus stand neben dem andern, und wenn Markttag war, stellten sich die Boten (schwäbisch ausgesprochen: Botten) der verschiedenen Landorte mit ihren Leiterwagen immer im gleichen Gasthof ein. Da war das Wirtshaus »Zum Schiff«, in dem die Filderbauern ausspannten, das »Lamm« für die aus dem Neckartal, der »Ochse« für die Schwarzwälder, und jedes Wirtshaus hatte sein schönes schmiedeeisernes Aushängeschild, das an langem Träger über den Bürgersteig hinausragte.



Die Dämmerstunde

Auch der Zunftgeist war durchaus noch vorhanden. Hatte ein Lehrbub meines Vaters seine drei oder vier Jahre hinter sich, dann kam die Zeit des Gesellenstücks. Am Abend vorher wurde ein Teil der Werkstätte blitzsauber aufgeräumt; der Lehrling erschien mitten in der Woche mit einem frischen weißen Hemd, und vier oder fünf Handwerksmeister mit dem Obmann an der Spitze wurden von meinem Vater persönlich in die »Bude« geführt. Nach einem Trunk Most begann die mündliche Prüfung, und dann bekam der Lehrling seine Aufgabe. Feierlich durch Handschlag mußte er geloben, daß er das Gesellenstück ohne fremde Hilfe und unter Wahrung aller handwerksmäßigen Regeln arbeiten würde. War es gelungen, erhielt er den Gesellenbrief und zog »auf die Walz«.

Mein Vater ist als Handwerksgeselle mit dem Felleisen von Stuttgart über Ulm nach Nürnberg, durchs Frankenland den Main entlang bis Frankfurt und dann heimwärts nach Stuttgart gewandert. Ohne einen Pfennig Geld, die ganze Strecke zu Fuß, zwei Jahre lang. An jedem größeren Ort hat er beim Handwerksmeister Einstand gehalten und überall ein paar Wochen gearbeitet, bis er Erfahrung genug besaß, um vor dem Hohen Rat der Innung seine Meisterurkunde zu erringen.

Jetzt ist Stuttgart zwar eine sehr schöne, aber eine neutrale Großstadt geworden, die nimmersatt wächst und sich ausdehnt und längst an allen Hügeln hinaufgeklettert ist. In meiner Kindheit

kamen die Weinberge noch herunter bis in die Straßen der Talmulde. Wir Buben brauchten vom Konfirmandenunterricht keine zehn Minuten, um »im Römerwegle« zu sein, wo Birnen und Trauben mit Leichtigkeit zu »krapsen« waren. Oben auf den Steigen war richtiger wilder und herrlicher Laubwald. Degerloch, heute eine Villenkolonie, war damals ein Bauernnest, wohin man einen Sonntagsausflug machte, weil es dort besonders guten Backsteinkäse gab und Bratbirnensekt, der fünfzig Pfennig kostete und ebenso moussierte wie Champagner.

Es gab in dieser ländlichen Residenz keine Hast, keine Nötigung, immer aber ein geruhsames »Vesper«. Treu und Glauben herrschten überall. Ich entsinne mich, daß wir einmal abends aus unserm Obstgarten im Sonnenberg schnell weggingen und — warum, weiß ich nicht — mitten auf dem öffentlichen Weinbergsweg unsre Kleiderbürste verloren. Als wir am andern Nachmittag wieder aufwärtsstiegen, lag die Bürste noch immer mitten auf dem Wege, obwohl in der Frühe gewiß zahlreiche Gablenberger Bauern daran vorübergegangen waren.

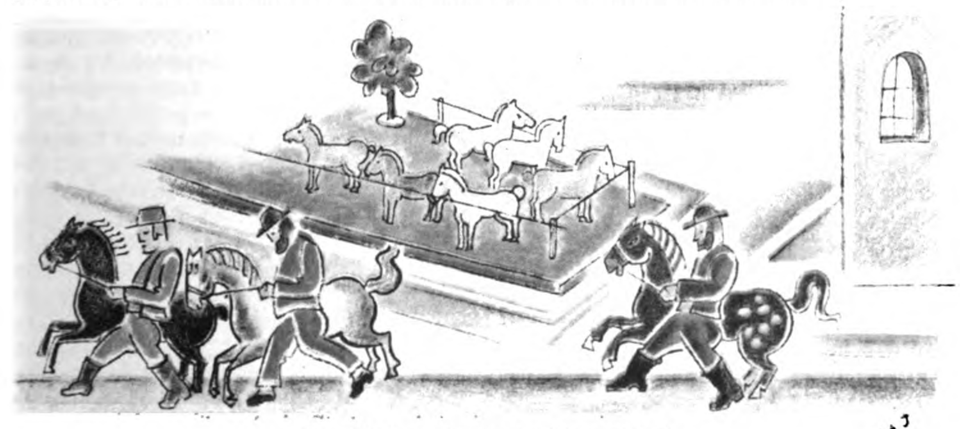
Für drei Mark kaufte der Vater jedem von uns Buben im Hochsommer beim Nachbarn einen Kirschbaum. Da durften wir dann mit unsern Leitern anrücken und pflücken und essen und verkaufen, was wir wollten. Für das Pfund bekam man sechs Pfennig, d. h. wenn die Herzkirschen vollreif und trocken waren.

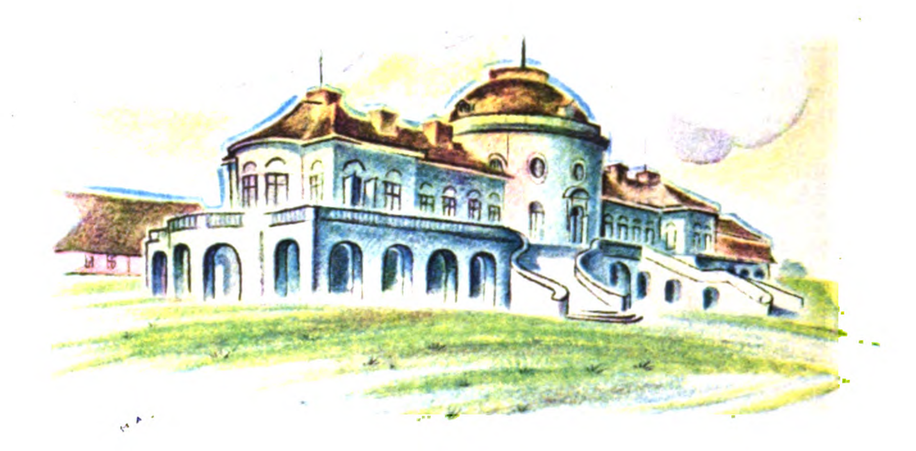
Schön war auch die Zeit des Pferdemarktes. Da wurden rings um die Gewerbehalle Pfähle in den Boden gerammt und Querstangen zum Anbinden der Pferde darübergelegt. O wie stolz waren die Tiere geschmückt! Mähne und Schweif zu Zöpfen geflochten, mit Blumen und Bändern geschmückt. Eine Straße diente als Rennbahn. Mit fachmännischem Griff entblößten die Reflektanten das Gebiß der Pferde zur Feststellung des Alters, und dann rannte der Bauer, sein Roß kurz am Zaum führend, im Schritt, Trab und Galopp die Straße auf und ab. Nach lebhaften Verhandlungen wurde der Abschluß durch Handschlag besiegelt, der Käufer zog aus seiner hinteren Hosentasche den ledernen Geldbeutel, und sachlich ließ der Bauer die Taler der Anzahlung in seine Röhrenstiefel gleiten, wo er sie sicher nicht verlor. Dann holte er die Schnupftabakdose hervor oder seine halblange Pfeife, rieb das Schwefelholz am Lederhosenboden an und strich befriedigt über die rote Weste.


Schwäbische Tracht

Es gab in meiner Kinderzeit noch eine ganze Menge verschiedener Trachten in Württemberg. Die Schwarzwälder Bauern sahen ganz anders aus als die von der Alb, vom Neckartal oder aus dem Jagstkreis. Einmal im Jahre, zum Trachtenfest oder zum Schäferlauf von Markgröningen, kamen sie auf großen Leiterwagen herbei, die Buben und Bauern, Mädchen und Frauen. In langen Fräcken, fast bis zum Boden, in leuchtend gelben Lederhosen, mit großen Hüten oder kleinen Kappen, mit Zipfelmützen und bunten Westen, deren Knöpfe massive Silbertaler waren; die Jungfrauen hatten schwere, weite Röcke an, sieben übereinander, leuchtend rote Strümpfe, bunte Mieder und Hauben mit vielen langen Bändern.

Am besten gefielen mir die alten Weiblein mit ihrem weißen Haar und den vielen Falten im rotbäckigen Gesicht. Solch ein altes Bauernweib kam jeden Samstag zu meiner Mutter mit einem großen Korb voll Eier und mit


Der Pferdemarkt an der Gewerbehalle



Schloß Solitude

Landbutter, die zu länglichen Ballen geknetet war. Hörten wir sie, ließen wir Lederstrumpf und Robinson im Stich; denn jedesmal bekamen wir etwas geschenkt: schön gefärbte Bohnen, frühe Birnen, manchmal auch einen jungen Hasen oder einen Salamander.

Im Herbst bezogen meine Eltern durch sie das Sauerkraut. Da kam die Filderbäuerin mit Pferd und Wagen, lud die vielen Krautköpfe ab, und meine Mutter ging mit uns Buben und der Magd in den Keller hinunter. Dort wurde das Kraut gehobelt, mit einem Mörser in ein großes Holzfaß gestampft, Salz übergestreut und ein schwerer Stein daraufgelegt.

Der Keller hatte es überhaupt in sich. Da stand die Äpfelhürde, wo wohlgeordnet auf Bretterfächern die herrlichsten Goldparmänen, Rosen- und Lederäpfel ruhten. Da stand der Sack mit getrockneten Birnen- und Zwetschenschnitzen, da wuchteten in langer Reihe das Weinfaß, der Essigbehälter und die großen Fässer mit Most, dem schwäbischen Nationalgetränk.

»Mosten« war die herrlichste Sensation meiner Kindheit. Da ging unser Vater während der Herbstferien mit uns auf den Nordbahnhof, wo viele Eisenbahnwagen mit Mostobst standen, und wir Buben durften nun die Äpfel probieren, von jedem Wagen einen. Scheinbar hing es von unserm Urteil ab, welchen Wagen der Vater kaufte. Stolz beaufsichtigten wir die Verladung der vielen Zentner, fuhren dann mit zur Kelterei, und dort hieß es fleißig schaufeln, damit die Preßmühle zu tun bekam. Langsam und trüb floß der Saft in unsre Fässer; daß kein Tropfen verlorenging oder gestohlen wurde, dafür hafteten wir unserm Vater. Die Mutter buk inzwischen einen köstlichen Zwiebelkuchen, und dazu gab es dann den ersten süßen Most.

Der Herbst war überdies die Zeit des Volksfestes mit seinen Buden voll Menschenfressern, Seejungfrauen und Zirkusreitern, war die Zeit der Weinlese, wenn die Bauern mit ihren Wagen durch unsre Straßen fuhren, singend, zum Klang der silbernen Glocken, die am Hals ihrer Pferde hingen; er war die Zeit der Kirchweihen und der Gänseherden, die in unendlich langen Zügen von Haus zu Haus getrieben wurden.

Die schönste aber von allen meinen Kindheitserinnerungen ist die Dämmerstunde und der Laternenmann: In unsrer Wohnstube stand der Nähtisch meiner Mutter am Fenster auf einem erhöhten Holzpodest. Wenn es dunkelte, setzte ich mich auf die Stufe dieses Podestes und kuschelte meinen Kopf an den Schoß der Mutter. Sie erzählte mit leiser Stimme Märchen, Geschichten aus ihrer eignen Jugend und manchmal auch etwas Gruseliges. Immer dunkler wurde es in der Stube, zum Ängstlichwerden. »Gleich kommt der Laternenmann um die Ecke, dann zünden auch wir die Lampe an,« sagte meine Mutter.

Schon blinkte es drunten und glitzerte von links, wo eine Laterne auf dem Eckbrunnen stand, und wenige Minuten später huschte ein altes graues Männchen vom jenseitigen Trottoir schräg zu unsrer Seite herüber, voller Geschäftigkeit. Es trug eine lange Stange über der Schulter; an der Spitze dieser Stange glühte ein roter Punkt. Milder, gelber Lichtschein erhellte jetzt die Straße und drang hinauf in unser Zimmer. Das Männchen war indessen wieder weitergelaufen, herüber und hinüber, im Zickzack, von Laterne zu Laterne; ein Magier, der mit seinem Zauberstab Angst und Dunkelheit verscheuchte.

In meinem Elternhause aßen »viele Mäuler am Tisch«, außer den Eltern und uns Jugend mehrere Lehrbuben, die Mägde und — der Großvater. Mein »Ahne« ist die Lieblingsgestalt aller Kindheitserinnerungen. Wir zwei »mochten« uns ganz besonders innig, und während alle andern Enkel bei der Neujahrsgratulation einen Taler bekamen, erwischte ich stets ein goldenes Zehnmarkstück von ihm. Der Großvater war »bheb« mit seinem Gelde (geizig). Ein pensionierter »Ratschreiber«, sortierte er am Letzten jedes Monats, wenn der Kassenbote die Rente gebracht hatte, die einzelnen Münzen und wickelte alle gleichwertigen in saubere Papierrollen. Da standen sie in Reih' und Glied im obersten Schubfach seines Sekretärs und wurden immer mehr.

Im Winter hatte der Großvater seinen Platz am Ofen der Wohnstube. Die Zipfelmütze auf dem Kopf, saß er und hatte den Kater auf der Schulter. Wie ein Pelzkragen paradierte das große Tier, dem ein frecher Gassenbube vor Jahren das linke Auge ausgeschlagen hatte. »Raule, Raule,« sagte der Großvater zum ewig Schnurrenden, »oh, oh, send des böse Kender!« Und mir, der ich auf einem Schemel neben ihm saß und in den magischen Schimmer des roten Glimmerplättchens blickte, das in der Ofentür eingelassen war, mir erzählte der Großvater von allen Katzen, die in seinem langen Leben eine Rolle gespielt hatten. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als er ein frischgebackener Ehemann war und täglich mit funkelndem Zylinderhut zum Rathaus ging, fand er einen Kater, dem ein Fuhrwerk den Schwanz abgefahren hatte. Der Herr Ratschreiber nahm das wimmernde Tier auf den Arm und verband es zu Hause mit einem »Läpple«, auf das Gänseschmalz gestrichen war. Das Tier wurde gesund und unerhört anhänglich an seinen Herrn. Jeden Mittag, zehn Minuten nach zwölf Uhr, sprang es mit jähem Satz zum Fenster der Parterrewohnung hinaus, spazierte stolz die Schlosserstraße entlang, mutig an kläffenden Hunden vorbei, und wartete bewegungslos an der nächsten Ecke, bis sein »Herrle« kam. Dann sträubte es vor Behagen den schönsten Katzenbuckel und lief voraus zum Mittagessen.

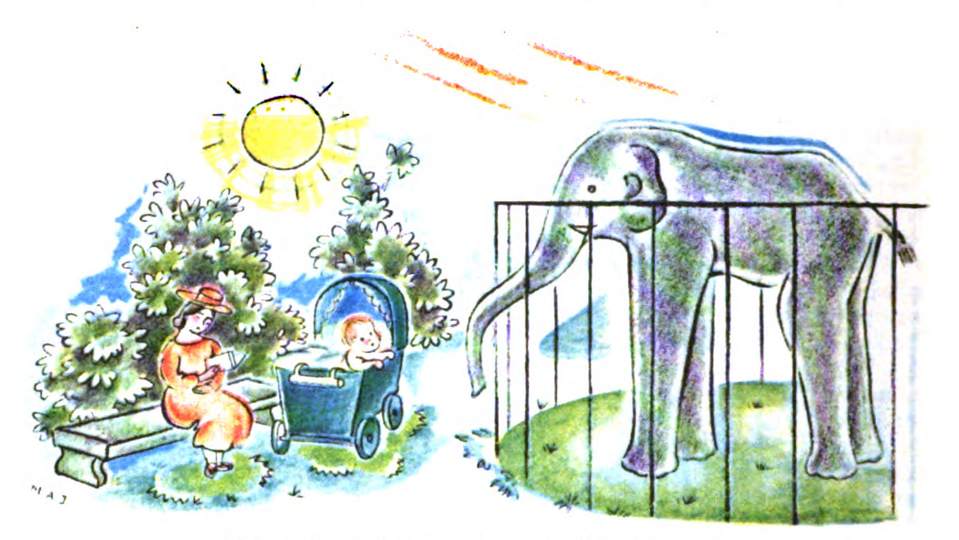
Der Großvater ist auch schuld an meinem Beruf. »Der Bub liest in einem fort,« sagte er und haute mit dem roten Schnupftuch nach den Fliegen, die seine Todfeinde waren, »der muß mal Bücher schreiben!« So geschah es — sehr zu meinem Leidwesen —, daß ich in eine Buchhandlung kam, und wäre doch so gern Tierarzt geworden! Schon als dreijähriger Bub, so erzählt meine Mutter, habe ich zu unserm Hausarzt gesagt, der nach alter Sitte jede Woche bei uns »hereinsah«. »Du bist Menschendoktor, ich will Tierdoktor werden!«

Nun ist es ja schließlich kein Wunder, daß ich mich je und je zu Tieren hingezogen fühlte. Meine Wiege oder, um es prosaischer zu sagen, mein Kinderwagen stand tagaus, tagein in Nills Zoologischem Garten. Und ich erbiete mich zu jeder Wette, aus dem Stegreif heraus einen genauen Lageplan dieses Tier- und Jugendparadieses zu zeichnen, das wohl seit fünfundzwanzig Jahren verschwunden ist.

Da stehen an erster Stelle »Zella und Peter«, die beiden indischen Elefanten, in meinem Gedächtnis. Zella war so geschickt, daß sie die dünnen, kleinen Silberzwanziger, eine Liliputanermünze, unfehlbar mit dem Rüssel vom Boden aufnahm und dem Besitzer zurückreichte. Im tiefen Bärenzwinger hauste ein Bastard, seltsam gescheckt im Fell, von einem Eisbärenvater und einer Braunbärenmutter. Was habe ich mich als Kind über diesen fremden Namen »Bastard« besonnen! Unlösbares Rätsel.



Der Laternenanzünder



Mein erster Besuch bei »Zella« in Nills Tiergarten

Dann die riesenhaften Hirsche und Büffel, die mir kleinem Buben irrsinnig groß erschienen, wenn sie ihr schrägliegendes Gehege heruntertrabten, um Kastanien aus meiner Hand zu fressen; die kleinen Ponys und im Schlangenhaus eine Boa constrictor, von der erzählt wurde, sie fresse jeden Montagmorgen ein Kalb oder einen jungen Bären.

Großartig war schon der Eintritt in Nills Garten. Da stand neben der Kasse ein kleines Häusle, wo man Johannisbrot kaufen konnte, Johannisbrot, das eigentlich den Affen verfüttert werden sollte und doch mir selber so gut schmeckte. Dem Eingang gegenüber prunkte eine große silberne Glaskugel, worin sich die geheimnisvollen Axishirsche seltsam widerspiegelten.

Aber alles verblaßt, denke ich an die Sonne meiner Jugendphantasie, an Miß Claire Heliot, die schöne, kühne und herrliche Löwenbändigerin! Ihr »Sascha, tournez!« ist mir in jeder Klangnuance unvergeßlich im Ohr. Und wenn sie nach der prunkenden Vorführung in einem gelben Drogistenmantel (wie mir schien) an den Transportkäfigen ihrer Tiere auf und ab ging und die Fütterung beaufsichtigte, dann holte ich mir Stoff für die herrlichsten Sehnsuchtsträume.

Ich bin als Kind schwer und immer sehr spät erst eingeschlafen. Und in regelmäßigen Perioden von der Angst gefoltert worden, man könnte mich einmal lebendig begraben. »Scheintoterles« war eine sehr ernste und gefährliche Angelegenheit. Und wenn es dann bei diesen Alpdruckphantasien Mitternacht geworden war und von der fernen Stiftskirche her das »Silberglöckle« mit seinem dünnen Stimmchen bimmelte, dann wußte ich: jetzt spaziert die »weiße Frau« durch den inneren Hof des Alten Schlosses.

Es wurde erzählt, daß jede Nacht in den Säulengängen dieses Innenhofes ein militärischer Wachtposten aufgestellt werde, und daß man mit Vorliebe dazu die Einjährigen des Olga-Grenadier-Regiments abkommandiere. War dann so ein Einjähriger in der Woche vorher unartig gewesen, dann erschien plötzlich auf seiner Schulter der Arm der »weißen Frau«, und er bekam vor Schrecken silbergraue Haare. Obwohl er scharfe Patronen im Gewehr hatte und nach dreimaligem »Wer da?« schießen durfte, starb er noch in derselben Nacht. Wehe mir, zu dem der Vater schon immer sagte: »Du wirst mal ein richtiger Olga-Grenadier!«

Eine andre entsetzliche Sache war der Weg nach Gaisburg. Manchmal schlug der Vater mit uns Buben am Sonntagnachmittag diese Richtung ein. Hinzu ging es noch, da war ja Sonne und Licht. Auf dem Heimweg aber, wenn es dunkelte, stieg ich nur mit Herzklopfen die steile Steige hinauf. Jetzt mußte gleich die Stelle kommen, wo das »Postmicheles-Kreuz« in der Weinbergmauer war, von dem die Sage erzählte, an dieser Stelle habe vor hundert Jahren ein Postkutscher einen Mord begangen und sei dafür enthauptet worden. Und nun reite er Nacht für Nacht auf seinem Pferde den Weinbergsweg entlang, unterm Arm den Kopf, der — schrecklicher Gedanke! — noch immer das Posthorn blase.

Wir haben auch nie in dieser Gegend unsre »Räuberlesspiele« getrieben. Lieber gingen wir in den Bopserwald, wo Schiller seine »Räuber« vorgelesen hatte, oder hinauf auf die Fildern, nach Hohenheim, zu den großen Hofdomänen, Kuhställen, Pferde-, Schaf- und Viehweiden. Oder nach der Solitude, an den könig-



Das Silberglöckle um Mitternacht

lichen Gehegen vorbei, die hoch umzäunt waren: links der Rotwildpark, rechts der Saupark. Einmal im Jahre führte uns der Lehrer dorthin, und wir durften zugucken, wie am Abend die Förster Futter streuten und durch ein Hornsignal die Hirsche und Rehe an die Raufen lockten.

Gern ging ich auch mit meinem Großvater auf die alten Friedhöfe mitten in der Stadt, die, efeuumsponnen, schon damals ein verwunschenes Dasein führten. Fast alle Grabsteine waren verwittert, und selbst der Großvater fand nur mit Mühe die Stätten, wo seine Freunde und Vorfahren beerdigt waren. Fangelsbachfriedhof — Hoppenlaufriedhof!

Noch gab es kein Krematorium, kein Leichenauto. Aber knarrende Bänke unter Weiden und Syringen, eng verschlungene Gräberwege mit Eidechsen und Blindschleichen. Dort saß der Alte neben mir und erzählte von den berühmten Menschen, die hier ihre Ruhe gefunden hatten, wo auch er einst begraben werden müsse, weil »ihm der Platz gehöre«. Darauf war er besonders stolz und auf den schönen Trauerweidenbaum, unter dem ich ja dann später auch gestanden habe, als sie seinen Sarg hinunterseilten.

Osterhäsle! Ha, da gab es in der Hauptstätter Straße einen Konditor, der ganz besonders gute »Pfennighäsle« machte. Sie waren massiv aus Zucker, rot, gelb oder weiß und kosteten das Stück einen Pfennig.

Da ich jeden Abend an diesem Laden vorüber mußte, um meinem Vater Zigarren zu holen (sieben Stück für vierzig Pfennig), so paßte ich schon gleich nach Weihnachten auf, ob der Konditor sein Fenster nicht umdekoriere. So kam der Februar heran, und plötzlich waren sie da! Meine Mutter gab mir am nächsten Tage statt vierzig zweiundvierzig Pfennig, und ich durfte nach dem Zigarrenholen zwei Stück kaufen, einen roten und einen weißen Hasen, einen liegenden und einen, der »'s Männle« machte.

Mit dem Begriff »Osterhäsle« verbinde ich übrigens mein erstes Wundererlebnis. Es war am 11. Februar, als mein Bruder Karl geboren wurde. Da kam mitten in der Nacht (sieben Uhr hatte es längst geschlagen) die alte Frau Krauß zu uns, setzte mich auf das schwarze Ledersofa im Wohnzimmer und holte aus ihrer Tasche fünf Pfennighäsle heraus. »So, nun sitz' mäuslestill und rühr' dich nicht! Vielleicht kommt heut nacht noch der Storch zu deiner Mutter.« Also sprach die weise Frau, die auch mich schon »gebracht« hatte, und verschwand im Schlafzimmer. Ich hatte sogar vergessen, »Spächele« zu machen (das sind dünne Späne aus Tannenholz zum Feueranzünden), was sonst meine Lieblingsbeschäftigung war. Am andern Morgen, als ich nach meinen fünf Häschen suchte, waren es zehn, und — dazu hatte ich noch einen Bruder!

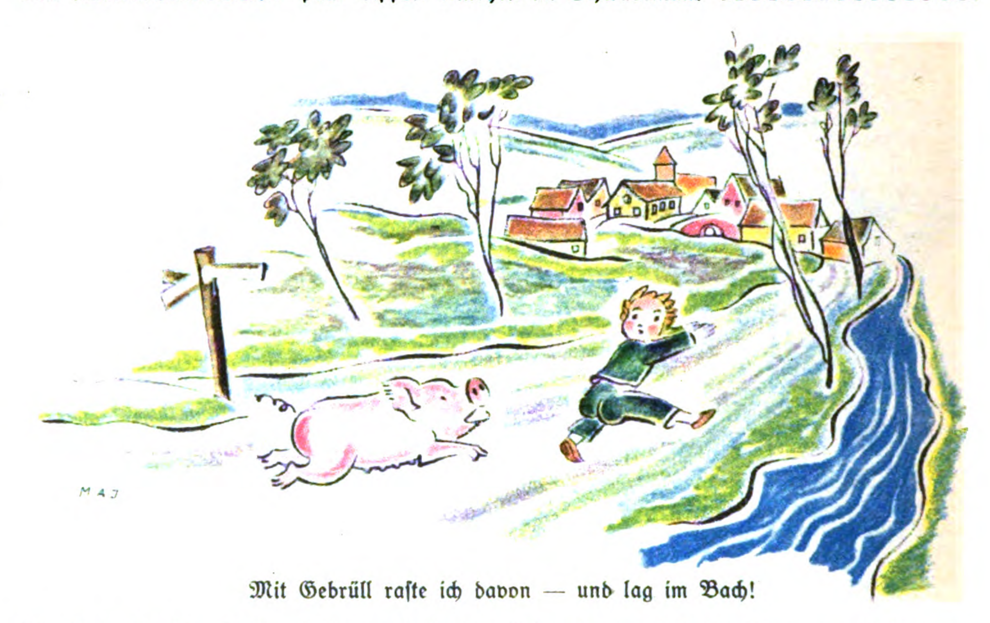
»Der schönste Tag im ganzen Jahr,
Das ist der elfte Februar,«

rezitierte mein Großvater, und ich glaubte das sehr gern, ohne zu wissen, woher dieser Vers eigentlich kam: am selben Tage hatte auch der damalige württembergische König Geburtstag.

Noch ein zweites Wunder hing für mich mit Bonbons zusammen. Mein Vater hatte von der



Der Nachtwächterbrunnen



Mit Gebrüll raste ich davon — und lag im Bach!

Werkstatt ein Sprachrohr zu unsrer Wohnung im zweiten Stock hinauflegen lassen. Wenn er »vespern« wollte, sprach er von unten hinein, und oben pfiff es. Kurz und gut, eines Morgens lag auf der Decke meines Bettchens eine Tüte Bonbons. »Die hat dein Pate heute nacht durchs Sprachrohr geschickt.«

Ist das nicht ein Wunder, wenn durch solch ein enges Rohr von weither eine dicke Bonbontüte geradeswegs auf mein Bett fliegen konnte? Ich habe die ganze Kleinkinderschule damit unterhalten, die ich jeden Vormittag besuchte, mit einer kleinen grünen Botanisiertrommel aus Blech, worin mein Vesperwecken lag.

Diese Kinderschule und meine geliebte Lehrerin Amalie sind die einzigen guten Schulerinnerungen, die ich habe. Von allem andern Unterricht will ich schweigen; heute noch sind Schulträume so entsetzlich wie die vom Kriege.

Die Polizeiwache war in der Hospitalstraße; im ersten Stock das Einwohnermeldeamt, im Erdgeschoß aber noch ein katholischer Kreuzgang mit alten Grabplatten von Mönchen und Rittern. Als ich einmal mit ansah, wie »'s grüne Wägele« vorfuhr und zwei Fahnder einen Mann gefesselt durch den Kreuzgang nach dem dunklen Arrestlokal führten, da wußte ich Evangelischer plötzlich eine Erklärung für das Wort »Kreuzgang«.

Einmal nahm mich mein Vater nach dem Schützenhause mit, und da sah ich, daß alle Männer mit Gewehren lauerten, bis in weiter Ferne ein Hirsch vorübersauste oder ein Has'. Dann schossen sie, und die Tiere schlugen einen Purzelbaum. Als ich jämmerlich zu heulen anfing, packte mich der Vater auf seine Schultern und trug mich nach dem Zielhäuschen, damit ich sehen konnte, daß die Tiere aus Holz waren und auf »Rädle« liefen. Da war ich froh.

Der Wasserturm war besonders wichtig, denn mein Vater war ja Vizekommandant bei der Freiwilligen Feuerwehr, und wenn er guter Laune war, dann durfte ich seinen Messinghelm aufsetzen, an dem die Lehrbuben stundenlang putzten, und den breiten rot und schwarz gestreiften Leibgurt umnehmen, der viel zu weit für mich war und an dem die großen Karabinerhaken glitzerten. Das Feuerwehrbeil aber durfte ich niemals anfassen. »Du schneidest dich, das ist so scharf wie Gift,« sagte meine Mutter und rezitierte ein Verschen vom Beil, das herunterfällt und dem Kinde das Ärmchen abschlägt.

In solchen schwäbischen Kinderversen liegt das ganze Paradies verschwundener Zeiten. Ich war eines Sommers zu den Eltern eines unsrer Lehrbuben aufs Land gebracht worden, mit der Postkutsche, ins Strohgäu. Kaum war ich zwei Tage dort, wurde ich heimwehkrank. Weinend lief ich durch die Dorfgasse, um nach Stuttgart zu kommen, als grunzend ein großes Mutterschwein irgendwoher kam. Mit Gebrüll raste ich angstvoll zurück, die Sau hinter mir her, und schon lag ich im Bach. Erkältung, Fieber, ins Bett! Die Bauersfrau wandte ein Hausmittel an, sie packte meine Füße und Beine in einen entsetzlichen Lehm- oder Hefebrei, der das Fieber fortziehen sollte. Und dann saß sie die halbe Nacht an meinem Schmerzenslager und sang mit eintöniger Stimme: »Stirnle, Äugle! Näsle, Bäckle, Mäule, Kinnle! Gürgele, Gürgele! Heile, heile Segen! Drei Tag Regen, drei Tag Schnee, tut dem Kindle nix mehr weh!«

Erinnerungen an Gustav Falke

Von Erich Scheurmann

Mit unveröffentlichten Briefen des Dichters

Es ist schon an achtzehn Jahre her. Man war jung und schwärmte für Lyrik. Das Dreigestirn Dehmel, Liliencron und Falke hatte es mir angetan. Jeder ein andrer, alle drei gleichsam eine Art Makrokosmos Mensch. Ich liebte alle drei, jeden mit der besonderen innerlichen Voraussetzung. Kritisch war ich nur gegen Gustav Falke. Sein Talent widersprach sich. Nach einigen Gedichten bezweifelte ich es ganz. Sie waren banal, ohne Herzensanteil, Nachfühlung, Dichterarbeit. Aus andern wieder strömte mir eine Wärme entgegen, die mich bezwang, die etwas in mir selber aufschloß und löste. Etwas, was die beiden andern, die mir größer erschienen, nicht geben konnten. Gedichte ewigen Wertes. Diese Gegensätzlichkeit eines Geistes wußte ich nicht zu einigen. Ich mußte mir Klarheit verschaffen; gerade weil mein Herz dabei beteiligt war. Und also schrieb ich eines Tags kecklich meine Not dem Dichter selber.

Seine Antwort ließ nicht lange warten:

Hamburg-Großborstel, 7. Oktober 1908.

Sehr geehrter Herr!

Sie haben sich nicht in mir getäuscht, ich nehme Ihren Brief mit ehrlichem Dank an. Es spricht so viel Liebe aus Ihrem Zürnen. Ob Sie mit Recht zürnen?

Es sind lauter Gedichte aus meiner letzten Sammlung »Frohe Fracht«, die Ihr Mißfallen erregt haben. Auch andre haben an diesem Buch getadelt, der eine die Lyrik, der andre die Balladen. Der Kunstwartkritiker war unter den Tadlern, während ein andrer feinsinniger Mitarbeiter dieses Blattes mir mündlich und öffentlich (im »Literarischen Echo«) sagte, er hätte das Buch dreimal mit immer gleicher Freude durchgelesen.

Von den Stücken, die Sie ablehnen, gehört eins, »Es ist am Ende einerlei«, zu den Gedichten dieses Buches, die Detlev von Liliencron vor allem lieb sind. »Idyll« und »Frühlingslied« wurden von andern als besonders schön hervorgehoben; ein Schweizer Dichter, seines Zeichens ein Landmann, schrieb mir (ich kenne ihn nicht persönlich): »Wer dichtet Ihnen ein solches Frühlingslied nach?«, und meinem Verleger (ein sehr feinsinniger Mann) war schon im Manuskript dieses Frühlingslied ein liebstes. Wer hat nun recht?

»Gleich« und »An eine junge Freundin« habe ich selbst schon für eine Neuauflage gestrichen. Das eine ist banal und das andre konventionell. »Vorschmack« und »Glück« behandeln Sie wohl etwas zu streng. Es sind Kinder einer schalkhaften Laune, die vielleicht besser im Vorhof geblieben wären, aber doch den Tempel nicht gerade schänden, nun sie sich mit hineingestohlen haben. Sie werden auch bei Mörike und andern solche Harmlosigkeiten finden, ohne dadurch in Ihrer Liebe zu dem Dichter irre zu werden.

Freilich, die höchsten Forderungen wollen wir immer vor Augen haben, und ich danke Ihnen, daß Sie mich in bester und mich erfreuender Form daran erinnert haben. Ja, ich wäre Ihnen sogar sehr dankbar, wenn Sie noch weiter auf dieses Buch (»Die frohe Fracht«) eingehen und mir sagen würden, was Ihnen gefällt und was nicht. Auch für die Balladen wäre mir das besonders wertvoll.

Meine Märchen nennen Sie »furchtbar«. Das ist so erfrischend deutlich gesagt, daß ich erst einmal laut auflachte. Meinen Sie meine Märchen »Aus Muckimacks Reich«, dann habe ich zu erwidern, daß sie für Kinder gar nicht bestimmt sind. Schon die beiden ersten Stücke zeigen das deutlich, mehr noch das letzte, in dem ich mir ein ganz persönliches Erlebnis vom Herzen schrieb.

Auch diese Märchen erfuhren die verschiedenste Beurteilung. Hugo Salus war von dem »Verbotenen Lachen« entzückt, Carl Busse rühmte den »Verherten König«, andre wieder »Giga gack«. »Das verbotene Lachen« ist in verschiedene Sammlungen übergegangen. Das ist freilich schon manchem schlechten Stück passiert, und es werden nicht nur gute Dichtungen gelobt. Aber immerhin sind Salus und Busse und Gregori und Liliencron und andre auch Leute von Geschmack und dichterischem Empfinden. Auch sie können irren, gewiß, und ich berufe mich auch nur auf sie, um Sie dadurch zu veranlassen, Ihr Urteil nochmals zu revidieren.

Ob dieser Brief Sie nun befriedigt? Er kann es kaum. Es genügt ja aber auch, wenn Sie aus ihm ersehen, daß ich Ihren Brief in rechtem Sinne gelesen habe, und daß ich Ihnen dankbar bin für die ehrliche Anteilnahme an meinem Schaffen.

Ich habe im Tempel gestanden und weiß die Schauer des Allerheiligsten wohl von den Vorhofsschauern zu unterscheiden. Aber nennen Sie mir einen auch der Größten, der immer nur im Allerheiligsten gebetet hat, der sich nicht hin und wieder mit dem Vorhofsdienst begnügte, ja, noch vor dessen Mauern ein leichtes Lied trällerte, unbeschadet seiner echten und ehrlichen Frömmigkeit. Vielleicht können Sie mir ein paar Namen nennen, aber es werden nur wenige sein, und unter den Sündern stehen Leute wie Goethe und Mozart und andre.

Freilich: trotzdem — ja, trotzdem!

Bewahren Sie mir Ihre Wertschätzung und nehmen nochmals meinen Dank für Ihren Brief, von dem eine Fortsetzung mir sehr erwünscht sein würde.

Herzlichst Gustav Falke.

Ich war beglückt. Glühend erfreut schrieb ich ihm noch am selben Abend wieder. Und klarer wußte ich jetzt meine Einwände zu begründen. Ich zeigte Beispiele unter seinen Dichtungen auf. Diese sind gemacht. Jene sind gesungen. Und jugendlich freimütig stellte ich meine strengen Forderungen für die Dichtung vor den alternden Dichter. Gesungen müssen deine Lieder sein, schrieb ich, gesungen, wie eine Lerche ein Lied singt. Aus innerer Notwendigkeit. Aus Freude am Singen, nicht weil — der Dichtername es erfordert. Die Zukunft sondert ja doch. Der Dichter muß sogar verstummen können, wenn seine Seele winterschläft; er muß warten können, bis die innerlichen Quellen wieder hochdrängen. Nur sich nicht im Heiligsten Gewalt antun.

Das waren strenge Grundsätze, und ich wußte wohl, wie wenige die Kraft hatten, solche Reinheit zu pflegen. Ich wußte auch aus eignem Erfahren, daß man bei solcher Strenge gern vereinsamt. Aber Gustav Falke verstand mich, das bewies mir sein zweiter Brief.

Hamburg-Großborstel, 15. Oktober 1908.

Sehr geehrter Herr!

Ich sage ja und amen zu Ihrem zweiten Brief, dem ich noch viele folgen zu lassen bitte. Dieser hat mir den gestrigen Nebeltag, der mit Kopfschmerzen begann und sich durch allerlei Widerwärtigkeiten so hinschleppte, am Abend noch verschönt. Und so danke ich Ihnen nochmals für Ihr Zürnen aus Liebe. Wie selten hört man solche Stimmen! Wie selten findet einer den Mut, sie lautwerden zu lassen! Es ist so, wie Sie von Thoma sagen, es wird viel zu gewissenlos drauflosgelobt, und der Künstler, der Dichter hat den Schaden. Und unsre zünftigen Herren Kritiker sind auch noch obendrein so wenig vertrauenswürdig (mit wenigen Ausnahmen), daß man weder mit ihrem Lob noch ihrem Tadel viel anfangen kann.

Dazu kommt das ganze, fast möchte ich sagen vermaledeite literarische Treiben von heute, dessen Angriffen man sich kaum entziehen kann, wenigstens nicht in der Großstadt. Wie gern wohnte ich ganz in der Einsamkeit, wo all dieser Lärm schon ein paar Stunden vor meiner Schwelle verebbte!

Was Sie von den einzelnen Gedichten sagen, muß ich Ihnen zugeben. Daß Sie das »Frühlingslied« nicht meinten, sondern das »Frühlingsfest«, freut mich sehr. Das »Lied« liebe ich, das »Fest« habe ich mir schon vorher zum Streichen vorgemerkt. Daß Sie das »Scheuerfest« gutheißen, zeigt mir, daß ich es wirklich mit einem Manne von gesundem künstlerischem Instinkt, wie Sie sagen, zu tun habe. Aber wer ist der Mann? Was ist der Mann? Auch ein Schaffender. Also vielleicht ein Maler? Oder ein Musikante? Im nächsten Briefe wird er's sagen.

Daß Sie nun auch »Mit dem Leben« kennenlernen! Da hoffe ich doch, daß Sie ein paar wohlriechende Blumen in dem Garten finden werden. Und dann schreiben Sie nur darüber und über die Balladen und über die Märchen.

Wenn ich nicht fürchtete, Ihnen damit lästig zu fallen, Ihre Zeit zu sehr in Anspruch zu nehmen, hätte ich wohl noch einen Gedanken. Mein Verleger plant nämlich eine Neuausgabe meiner sieben Gedichtbücher in einer billigen vierbändigen Ausgabe. Da soll nun alles wegbleiben, was nichts wert ist. Ich habe schon ein paar Dutzend Kindermorde auf dem Gewissen und gedenke noch weiter zu wüten.

Vielleicht finden sich aber auch Kindlein, die nur ein wenig aufgepflegt werden müssen, um lebensfähig zu sein.

Ich habe mich schon nach einem Helfer umgesehen, aber keinen gefunden. Meine Dichterfreunde Liliencron und Dehmel möchte ich nicht hinzuziehen. Da liegt die Gefahr nahe, daß sie hie und da zu einseitig urteilen. Es müßte ein dichterisch unbescholtener, aber poetisch und künstlerisch feinfühliger Mann sein. Ob ich ihn gefunden habe?

Nötig wäre auch, daß Sie mir eine Liste der Gedichte geben, die Sie opfern würden, und ich Ihnen eine von meinen Opfern, vorläufig ohne jede Begründung. Diese erst, wenn sich bei diesem oder jenem Gedicht Differenzen ergeben sollten.

Das haben Sie sich nun eingebrockt mit Ihrem Zürnen!

Übrigens komme ich in dieser Wintersaison noch nach Karlsruhe, um dort vorzulesen. Das ist ja auch so etwas Neues, das sich mit Tempeldienst eigentlich nicht gut verträgt.

Schade, daß Karlsruhe nicht am Untersee liegt, sonst könnten wir uns bald von Angesicht kennenlernen.

Herzlichst Ihr Gustav Falke.

War das wirklich? Der Dichter wollte mich zu seinem künstlerischen Beirat? Ich sollte an seinem Schaffen tätigen Anteil nehmen? Wie mich solches Vertrauen erfreute! Beglückt empfand ich, wie aus meiner Offenheit also Leben sprang. Leben auch für mich. Denn das war gewiß, daß ich selber den größten Gewinn bei solcher Anteilnahme haben würde. Aber ob ich genügen konnte? Ob der künstlerische Instinkt hinreichen würde, einem Dichter von Ruf zu dienen? Es lag viel Klugheit und auch Belehrung für mich darin, daß der Meister seinen Kritikus also beim Schopfe packte. Auf alle Fälle sagte ich freudig zu.

Dann schrieb ich von mir selber. Stellte mich vor. Bekannte mein künstlerisches Streben und insbesondere meine Liebe zu dem Landschaftsromantiker Caspar David Friedrich, dem ich mich innerlichst am stärksten verwandt fühlte. Ich sprach von den Freuden und Leiden meines Lebens ungehemmt und mit dem Freimut, den man nur zu Vertrautesten hat. Ich fühlte mich verstanden und band mich innerlich gern an den gereifteren Geist.

Hamburg-Großborstel, 30. Oktober 1908.

Sehr geehrter Herr Scheurmann!

Mein »Mynherr der Tod« wird inzwischen in Ihren Händen sein, und Sie und Ihre Frau haben vielleicht schon den kritischen Bleistift gespitzt und handhaben ihn dolchartig, mordlustig gemacht schon durch den Titel des Buches. Wie viele Kindlein werden bei diesem Kindermord leben bleiben? Aber nur zu! Schonen Sie mir die Gesunden und was noch lebensfähig und mit etwas Liebe zu kräftigen ist. Diese Liste, die der noch zu Rettenden, wird mir die interessanteste sein. Natürlich dürfen Sie sich Zeit lassen, der ganze Winter steht zur Verfügung. Ein Winter, der mir Früchte tragen soll. Herzlichst danke ich Ihnen, daß Sie mir in dieser Wintergärtnerei zur Seite stehen wollen.

Also Maler, wie ich gleich riet. Und gar Hamburger! Und einer derjenigen, die die liebe Vaterstadt von sich stößt. Sie werden nicht der letzte bleiben, trotz aller Kunstentwicklung und allen löblichen Bestrebungen. ...

Wie schade, daß wir nicht früher uns fanden, und Sie mir Ihre Bilder nicht zeigen konnten! Gewiß kenne ich Caspar David Friedrich und seine Landschaftskunst. Aus der Jahrhundertausstellung. Und eine kleine, gute Nachbildung des köstlichen Bildes: die Tochter, oder ist es die Frau des Künstlers, aus dem Atelierfenster guckend, soll nächstens mit über meinem Schreibtisch hängen. »Große, vertiefte, vereinfachte Landschaft.« Ihre Einsamkeit wird Sie auf dem rechten Wege erhalten. Freilich will man nicht im verborgenen blühen, wenn schon in Stille. Möchte der Werdandibund Ihnen gute Dienste tun! — Dieser vielverlästerte Bund, dessen Aufruf ich mit unterzeichnete, der aber vielleicht in seiner Ankündigung den Mund übervoll nahm und sich gar zu »teutsch« gebärdete, um nicht den Spott des weltbürgerlichen Snobs hervorzurufen. — Entschuldigen Sie übrigens meine schrecklich nervöse Handschrift heute, ich zwinge mich vergeblich.

Große Freude hatte ich in dem Einblick, den Sie mir in Ihr Heim und Leben gestatteten. Sie scheinen wie wir zu leben. Auch wir haben ein Häuschen auf einem größeren Grundstück (2250 Quadratmeter), das uns Raum für Obst- und Gemüsebau gewährt, einen kleinen Hühnerhof (auch Tauben und Enten) und einen Karpfenteich einschließt. Das Kaninchen meines Jungen und unser Hund vervollständigen die Menagerie. Sie sehen, ich würde also bei einem Besuch die Fähigkeiten, die Freuden eines solchen zu würdigen, mitbringen und könnte mich auf ein verständiges Gespräch über Kohl und Kartoffeln schon einlassen. So soll es denn in die Grenzen des Möglichen gerückt sein, daß ich Sie von Karlsruhe aus überfalle. Es kommt nur noch auf Karlsruhe an. Vielleicht ruft es mich gar erst im März oder April, und aus den paar Wintertagen wür-

den ein paar Frühlingstage. Ich würde das nicht bedauern.

Übrigens, Sie schreiben von nachbarlichen Dichtern in Ihrem vorletzten Brief. Da hausen um Sie herum Hesse, Finckh, Lang, auch W. v. Scholz. Kennen Sie von diesen persönlich?

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, der ich ja nun mitüberantwortet bin, aufs beste und seien selbst herzlichst begrüßt von Ihrem ergebenen Gustav Falke.

Der Postbote brachte bald den ersten der sieben Bände. »Mynherr der Tod«, wie Detlev von Liliencron ihn getauft hatte. Es war Winter, und Abend um Abend rückte ich mit den Meinen in den Lichtkreis der Lampe, ganz erfüllt von unsrer Aufgabe. Sie zeigte sich als gar nicht leicht. Gründete unser Urteilen doch zumeist nur in einem Fühlen, für das es keine Worte gibt. Und doch sollten wir uns durch Worte dem Meister begreiflich machen. Es mußte also erst eine Art Zeichensprache erfunden werden, die ein Gefühltes schaubar macht. Das war schwer, und unsre mit leichtem Sinn übernommene Aufgabe wuchs sich alsbald zu einer ernsten Arbeit aus. Es dauerte seine Zeit, bis wir das Arge vom Guten, das Reife vom Unfertigen getrennt hatten und alles auch zu begründen wußten. Dann hieß es, des Dichters Gegenkritik zu bedenken, wenn nötig ihr zu widersprechen. Briefe gingen bald hin und her, jagten sich, zeitweilig täglich. Briefe bis zu zwanzig Seiten. Über ein Jahr lang dauerte es, bis wir jeden Vers, jede Zeile Falkescher Dichtung in uns aufgenommen, gleichsam seelisch und sprachlich durchgesiebt hatten. »Meine heldischen Lyrikleser« nannte uns der Dichter und »meine lieben Gärtner«.

Doch unsre Mitarbeit war nicht so selbstlos, wie sie erscheinen mag. Wir spürten bald, wie dies gestrenge Uns-Rechenschaft-geben den Geist schulte und unsre Sprachgewalt merklich förderte. Nicht immer gingen die Meinungen zusammen, aber stets fanden wir ein taktvolles Uns-einigen. Groß war jedesmal die Freude, wenn ein gesuchtes Wort endlich gefunden war. Ging es doch oft nur um ein einziges Wort. Nie gab sich der Meister, schwer gaben wir uns zufrieden. Und wenn ich heute seine Briefe mit der schwunghaften, etwas nervösen und unleserlichen Handschrift wieder vornehme, kommt mir gern das Denken: Also so viel Arbeit, schwere Arbeit birgt auch die Poesie. Arbeit, die um so schwerer ist, weil man sie nie als solche erkennen darf. Keiner machte sie sich weniger leicht als Gustav Falke.

Einmal, im Anfang, schrieb er mir in einem Briefe: »Vielleicht wundern Sie sich bei aller Freude doch ein wenig, daß ich Sie so in meinen Sachen herumarbeiten lasse. Aber es liegen zehn, zwanzig Jahre dazwischen, und da sind mir diese ersten Bücher schon zu Objekten geworden, denen man, wie Fremdem, kritisch gegenübertreten kann. Bisher ist noch alles ohne Schmerzen verlaufen. Aber die werden auch noch kommen, und ich werde mich dann wehren.«

Ich erschrak ob dieser Worte und wurde zweifelnd, ob ich in meiner Kritik schon zu weit gegangen sei. Ich wollte helfen, aber nicht verletzen. Also schrieb ich dem Meister: »Ich will keine Schmerzen bereiten.« Da kamen an demselben Tage hintereinander erst die Karte und dann das Briefchen.

Hamburg-Großborstel, 12. Dezember 1908.

Aber nein, lieber Herr, so tragisch war's nicht gemeint. Bitte, keine Rücksicht zu nehmen. Schließlich klebt auch an verfehlten Kunstwerken des Künstlers Herzblut, sollte es wenigstens immer, und sie müssen deshalb doch fallen. Die Schmerzen, von denen ich sprach, sind nichts mehr als Zahnschmerzen. Nachher kommt die große Freude, den Zahn loszusein. Also nochmals, ich bitte Sie sehr ernstlich, ohne jede Rücksicht über alles Ihre Meinung zu sagen, und ich freue mich schon auf den nächsten Brief.

Herzlichst Ihr Gustav Falke.

Hamburg-Großborstel, 12. Dezember 1908.

Lieber Herr Scheurmann!

Ich habe Ihnen eigentlich nichts weiter zu sagen, als was meine Karte schon kurz sagte. Nur unterstreichen möcht' ich's noch einmal. Ich habe eine so große, wahre Freude an Ihren Briefen, an der ganzen Tatsache, daß ich nun endlich einen gefunden habe, mit dem ich Zwiesprache halten kann. Und daß dieser eine, soweit er sich als Kritiker, Freund und Mitarbeiter vernehmen läßt, eigentlich aus zweien besteht, aus zwei harmonischen Menschen, daß also ein ganzer, kompletter Mensch dahintersteht, erhöht die Freude.

Nein, Ihr Motto soll gelten! Also keine Rücksicht oder Schonung, wo doch von Rücksicht oder Schonung überhaupt gar nicht die Rede sein kann, weil auch der schärfste Tadel eben nur als Freundschaftsdienst, als Hilfe, Förderung gemeint ist.

Schont der Arzt den Kranken, wenn er das giftige Geschwür nicht schneidet, er ihn rücksichtsvoll daran sterben läßt? Er bringt ihn um!

Und nun nichts mehr über diese Selbstverständlichkeiten.

Herzlichst Ihr Gustav Falke.

Dieser gegenseitig zugebilligten Offenheit war es zu danken, daß wir mit innerlichster Befriedigung die vorgesetzte Arbeit zu einem guten Ende führten. Für jeden mit Gewinn dadurch, daß er bereit war, sich belehren zu lassen und, wo nötig, taktvoll zu belehren. Der eine oder andre mag es vielleicht als Schwäche seiner Persönlichkeit deuten, daß der Dichter sich also seiner selbst begab, doch dieses Horchen und Aufmerken auf andre war nichts als Bescheidenheit und wahre Liebe zur Kunst, der er gern allen Stolz und Ehrgeiz opferte. »Mir ward ja alles geschenkt«, schrieb er mir am Tage seines sechzigsten Geburtstages, als die Öffentlichkeit ihn mit Ehren überhäufte. Und so ehrt es den Menschen wie den Dichter, daß er bis zu seinem Tode allzeit bereit blieb, zu lernen und zu reifen, sich nicht in Selbstgefühl verengte, als sein Name schon jahrzehntelang Klang und Ruhm hatte. Uns aber ward fortan die Freude zuteil, an jedem neuen Werke als die ersten teilhaben und unser Wörtlein dazu sagen zu dürfen. Nicht ohne Rührung denke ich an diese Zeit aufrichtigen Teilens mit dem Dichter zurück und ziehe gern einen der schlichten Briefe hervor, mich an seiner bescheidenen, aber aufrechten Männlichkeit zu erfreuen.

Hamburg-Großborstel, 27. Dezember 1909.

Lieber Herr Scheurmann!

Ich bin allein zu Hause. Frau und Kinder besuchen ein Weihnachtskränzchen. Nur der Bub, der achtjährige, spielt unter mir im Zimmer mit andern Nachbarsbuben. Auf einmal Stille. Beide sind verschwunden. Das Dienstmädchen meldet mir: Walter ist nicht da. Großes Suchen, Rufen. Es ist sechs Uhr abends und natürlich hübsch dunkel draußen. Endlich finden. Wo? Sitzen die Bengels im leeren, schmutzigen Entenstall, haben sich drei Weihnachtslichter angesteckt und lesen. Und den Entenstall sollten Sie kennen! Mehr Hundehütte.

Natürlich hab' ich alter Esel schelten müssen, doch war's mehr pro forma.

Oh, dieses selige Winkelglück der Kinder! Sich zurückziehen in ihr eignes himmlisches Reich!

Ganz so still, heimlich, von keinem gewußt, möcht' ich auch oft sitzen, meine Lichtlein brennen. Aber das Alltagsleben tappt immer in die heimlichsten Winkel hinein, schnüffelt, jagt auf. Und gar in dieser Zeit, seit November, kaum ein ruhiges Stündchen, wie wir Schaffenden es brauchen. Dazu acht Tage vorm Fest noch eine Influenza, daß ich mir einbildete, viel, viel ernstlicher krank zu sein. Nun ist's so leidlich vorüber. Muß auch, denn in vierzehn Tagen soll ich meine Tournee antreten.

Unsre Auswahl ist jetzt endlich so weit, daß sie in die Hand des Künstlers kommt, der die ganze Ausstattung einheitlich übernimmt. Typen, Papier, Satz usw. usw. Es ist einer von den tüchtigen Wiener Kunstgewerblern, die jetzt an der Hamburger Kunstgewerbeschule angestellt sind. Natürlich hat er einen Namen, den ich grad vergessen habe. Er hat u. a. für den Inselverlag die neue Don-Quichotte-Ausgabe gemacht. Genau das Format bekommt unsre Auswahl.

Können Sie denn meine Buchstaben lesen? Mir sitzt noch die Influenza in den Fingern, sie wollen nicht.

Wie lieb ist Ihr Häuschen! Wie muß das Weihnachtsbäumchen hell aus den Fenstern geleuchtet haben! Drinnen alles so traulich, fein, echt. Und an den Bildern schau' ich nun auch, wie Sie selber sind, die beiden Gärtnersleute. Er ein wenig »anders« auf dem einen Bilde, sie ein wenig, aber nur ein ganz klein wenig anders auf dem andern Bilde, als ich sie mir nach dem früheren kleineren Bilde gedacht habe.

Der Mond steht mit einmal ganz rund und schön am Himmel, alle Wolken sind weg. Ich brauch' nur den Kopf ein wenig nach links zu wenden, seh' ich ihn grad an. Durch ein Gegitter kahler Zweige (Eichen) sieht er her. Mensch, die Krakelfüße sollen die Horner lesen? sagt er. Laß sein, bis die Finger minder steif und stur sind. setz' dich ans Fenster und erzähl' mir was! Oder willst du was von mir hören?

Hat er nicht recht?

Addio! Allerbeste Wünsche für das neue Jahr!

Treulichst, herzlichst Ihr Gustav Falke.



Überseeische Auswanderungsziele für Deutsche

Eine kritische Betrachtung von Fritz Carl Roegels

Deutschlands unglückliche wirtschaftliche Verhältnisse lenken mehr denn je die Blicke unsrer jungen Generation nach Übersee, in jene Fernen, wo sie hoffen können, wenn auch unter andrer Sonne und unter andern Bedingungen als zu Hause, ein besseres Fortkommen zu finden, ja einen gewissen Reichtum zu erwerben. Schon öfters haben sich große Auswandererströme in die Hafenstädte der Nordsee ergossen, meist waren es damals aber die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die als jung aufblühende Macht mit ihren unermeßlich weiten Prärien den Emigranten lockte, selten Südamerika und nur in vereinzelten Fällen Australien und Afrika.

Dies änderte sich langsam; und als das Deutsche Reich kurz vor der Jahrhundertwende aktive Kolonialpolitik trieb, als bei der Eroberung Ost- und Südwestafrikas deutsches Blut floß, da begann das Reich ein planmäßiges Besiedeln und Ansetzen mit nachweislich geeigneten Leuten in jenen neuerworbenen Gebieten. Frühere Schutztruppler und Beamte, die durch langjähriges Kommando in der betreffenden Kolonie ihre Befähigung zum Kolonisieren und zum Farmen bewiesen hatten, erhielten zu einem verhältnismäßig billigen Preise unter besonders günstigen Zahlungsbedingungen Regierungsland angewiesen, und diese, vermehrt durch zweitgeborene Söhne aus heimatlichen Agrarkreisen, schufen einen festen Stamm von Kolonisatoren in jeder der neuen Kolonien. Kurz vor dem Weltkriege begann auch diese aktive Kolonialtätigkeit Früchte zu tragen: deutsch-ostafrikanische Baumwolle und deutsch-ostafrikanischer Kautschuk, südwestafrikanische Karakulfelle wurden ein gewisser Faktor auf den Welthandelsplätzen. Aber mit dem Beginn der Feindseligkeiten hatte die deutsche amtliche Kolonisationstätigkeit ja leider sofort ihr Ende erreicht.

Der Krieg war vorüber und zwang so manche Existenz, sich umzustellen und auszuwandern. In den ersten Jahren nach dem Kriege waren viele Länder den auswandernden Deutschen verschlossen; nur Südamerika, auf germanische Einwanderer in besonderem Maße angewiesen, nahm mehr als gern die in seine Hafenstädte strömenden Massen auf.

Um sie in die richtigen Bahnen zu lenken und ihnen Aufschluß über ihre neue Heimat zu geben, gründete das neue Deutschland das Reichsauswanderungsamt, das bis zu den Sparmaßnahmen im Jahre 1924 in allen Provinzialhauptstädten Auskunftstellen unterhielt. Heute noch besteht beim Reichsministerium des Inneren eine Abteilung, die sich im Einvernehmen mit dem Auswärtigen Amt und den amtlichen Vertretungen im Auslande über jede neue Kolonisationstätigkeit unterrichtet. Neben dieser hat die Innere Mission eine Beratungsstelle für Auswanderer gegründet, und diese gibt, wie auch die deutsche Kolonialgesellschaft, soweit sie dazu in der Lage ist, über einschlägige Fragen Aufschluß.

Von den ehemals deutschen Kolonien ist Deutsch-Südwestafrika dasjenige Land, das mit seinen achttausend Deutschen die Einwanderung aus der alten Heimat begünstigt. Aber für Landwirte, die hinauswollen, besteht gerade hier die Vorbedingung, über ein gewisses Kapital zu verfügen. Seuchen und jähes Fallen der Viehpreise zwangen schon manchen Farmer, zu verkaufen; viele Farmen, besonders alle, die nicht sehr gut fundiert waren, kamen unter den Hammer, und darum ist es meines Erachtens dort schwierig, ohne einen finanziellen Rückhalt vorwärtszukommen. Landwirtschaftliche Beamte werden nicht gebraucht. Der Farmer versieht dort meistens, wenn er nicht gerade einen sehr großen Komplex sein eigen nennt, mit seinen Leuten die Arbeit allein. Zum Erwerb einer nicht eingerichteten Regierungsfarm werden 1000 Pfund Sterling benötigt, für eine Farm aus Privathand 3500 bis 5000 Pfund Sterling gefordert und bezahlt.

Ostafrika, das jetzt unter britischer Verwaltung steht, ist meist von den alten Pflanzern verlassen worden, und es sind heute die guten Ländereien alle fest in englischer Hand.

Portugiesisch-Angola ist in seinen Hochebenen gesund und fruchtbar, nur, da es unter portugiesischer Verwaltung steht, für Siedler nicht zu empfehlen, haben doch die meisten recht traurige Erfahrungen beim Vermessen ihrer erworbenen Ländereien gemacht.

Australien hat das Verbot der Einwanderung seit dem Januar 1926 aufgehoben, so daß sich allmählich auch hier wieder ein Ziel für deutsche Auswanderer eröffnet.

Kanada bietet an und für sich Platz für Hunderttausende von Einwanderern, aber die kanadische Regierung sieht es ungern, wenn Deutsche in geschlossenen Trupps nach drüben kommen. Abgesehen davon, daß auch sie eine bestimmte Kaution von jedem Emigranten verlangt, um ihn abschieben zu können, setzt sie diese Leute in Gebieten an, die mit ihren acht Monaten Winter sogar für den an rauhes Klima gewöhnten Nordländer schwer zu ertragen sind. Den amtlichen deutschen Stellen sind Fälle bekannt, daß diese Kolonisatoren der kanadisch-britischen Regierung infolge der grenzenlosen Einsamkeit in jenen Schneewüsten familienweise dem Irrsinn verfielen und vollständig gebrochen an Leib und Seele in ihre Heimat zurückbefördert werden mußten.

Die Vereinigten Staaten haben nach ihrem letzten Einwanderungsgesetz die Einwanderungsquote für Deutsche um mehr als 60 v. H. herabgesetzt. Wenn auch nach den letzten Nachrichten für das Jahr 1927/28 dieses Gesetz noch nicht in Anwendung kommt, also bis zum 30. Juni 1928 wiederum etwa 51 000 Deutsche zur Einwanderung in die Vereinigten Staaten zugelassen sind, so sind doch die Staaten im allgemeinen nicht das Land, wohin man planmäßig Einwanderer in großen Trupps leiten könnte. Hochwertige Handwerker und Arbeiter, die in den Industriezentren dieses reichsten und mächtigsten Staates der Welt immer gebraucht werden, können selbstverständlich nicht zu den Siedlern gerechnet werden.

Mexiko, Mittelamerika, Westindien und der nördliche Teil Südamerikas sind infolge der ungeklärten politischen Lage einerseits, des mörderischen und verheerenden Klimas anderseits für deutsche Kolonisation ungeeignet, und so blieben Brasilien, Uruguay, Paraguay, Chile und Peru. Brasilien hat seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Staate Santa Catharina die ersten deutschen Kolonien aufzuweisen. Blumenau ist wohl die größte und bedeutendste dieser damaligen Gründungen. In den ersten Jahren nach dem Kriege bis in die neueste Zeit hinein nahm Brasilien europäische kinderreiche Landwirte gern auf und gab ihnen in einem seiner Staaten Regierungsland kostenlos, bot ihnen ferner auch die Möglichkeit, durch Arbeiten beim Wegebau sich ein gewisses Existenzminimum zu verdienen. Aber Urwaldroden ist auch für den härtesten deutschen Landarbeiter unter tropischer oder subtropischer Sonne eine Arbeit, die ihn der Verzweiflung nahebringen kann. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die wenigsten Regierungskolonien sich gehalten haben, ja, viele der Eingewanderten sind aus Brasilien hinausgezogen und haben im benachbarten Paraguay günstigere Ländereien gefunden.

Peru liegt so weit von den Hafenstädten des Atlantischen Ozeans ab, daß sich mit Ausnahme von Technikern und Ingenieuren, die allerdings in Lima beim Flugverkehrdienst und bei den Eisenbahngesellschaften oder in den Elektrizitätswerken des Landes gute Posten gefunden haben, keine Deutsche dort angesiedelt haben.

Das gleiche gilt, wenn auch in beschränkterem Maße, für Chile. Allerdings ist der Süden Chiles stark durchsetzt mit germanischen Einwanderern, ja, man kann die Provinzialhauptstadt Valdivia als deutsche Stadt bezeichnen. In den Pampas und den Andentälern, den ehemaligen Indianergebieten der Araukaner, gibt es so manches Gehöft, auf dem heute noch, obgleich der Vater oder der Großvater schon in Chile geboren ist, Deutsch als Hauptsprache gesprochen wird. Aber im großen und ganzen ist auch Chile nicht das geeignete Land zur großzügigen deutschen Siedlung.

Die La-Plata-Staaten, also Uruguay, Argentinien und Paraguay, hatten in den ersten Jahren nach dem Kriege einen derartigen Zuspruch von Einwanderern, daß sie diese Massen nicht aufnehmen und unterbringen konnten. Um dieser Masseneinwanderung zu steuern, erließen die Staaten gemeinsam Schutzgesetze, und diese ermöglichten es ihnen, nur hochwertiges Menschenmaterial aus Europa zu bekommen. Nur der unbestrafte, kerngesunde Mann und die einen festen Beruf nachweisende oder zu ihrer Familie reisende Frau dürfen landen. Keinem andern wird das Einreisevisum erteilt.

Uruguay versuchte im Jahre 1924 in der Nähe von Fray Bentos hundert deutsche Familien zu dem Zwecke anzusetzen, Milch- und Kleinviehwirtschaftsbetriebe als Musterbeispiele für das Land einzurichten. Allein der Plan scheiterte an der Unzulänglichkeit beider maßgebenden Stellen. Paraguay hatte genau wie Argentinien vor dem Kriege einen ziemlich starken deutschen Einfluß in seiner Regierung. Sowohl in Ascunsion als auch in Buenos Aires waren deutsche Instruktionsoffiziere in den Armeen. Und die Erinnerung an jene Zeiten ist bei der Bevölkerung bis auf den heutigen Tag haftengeblieben.

Im subtropischen Paraguay wie auch in Argentinien, in dessen Norden, in den Gouvernements Salta und Tucuman, Zuckerrohr und Reis wächst, während im Süden auf Feuerland und Santa Cruz, ja bis in die südlichen Teile vom Chubut sich Tundrenlandschaften erstrecken, haben nach 1918 viele neue deutsche Kolonien begonnen, die einwandernden Menschenmassen aufzunehmen. Besonders im Rio-Negro-Tal am Fuße der Kordilleren, um Bahia Blanca, in Mendoza und dann besonders in Misiones und im Chaco Argentiniens und Paraguays, vereinzelt in Entre Rios wurde frisch und neu gesiedelt. Soweit es die Vegetation und das Klima erlaubten, baute man und baut auch noch heute Getreide, im Subtropengebiet Mate, Mandioka und Baumwolle. »Grünes Gold auf roter Erde«: so nennt man die am Parana sich erstreckenden riesigen Matepflanzungen der dortigen neugegründeten Kolonien. Nicht weit von Posadas (Encarnacion auf paraguayschem Gebiet) haben sich zwei großzügige Kolonisationsbetriebe entwickelt. Eldorado, deren Leiter der bekannte Kolonisator Schwelm ist, auf argentinischer Seite, die jetzt Wactgesche Kolonie Mainzhausen (Leiter Ernst Kienitz) im Paraguayschen. Sie erheben beide Anspruch darauf, als modernste und besteingerichtete Gründungen bezeichnet zu werden. Beide Siedlungen sind in der Lage, noch vielen Familien Land und Arbeit zu geben. Allerdings ist auch in diesen

Ländereien ein Mindestkapital von 5000 Pesos Argentina = 8500 Reichsmark notwendig, um dort beginnen zu können. Das Klima ist gesund. Verkehr zu Schiff findet in der Woche dreimal statt, so daß man nach argentinischen Kampbegriffen sehr neuzeitlich mit allem versorgt werden kann.

In der Provinz Mendoza ist vor einigen Jahren auf den Estanzias La Llave und Jocoli von dem Pfarrer Giese eine deutsche Siedlung geschaffen worden, die sich aber heute infolge der ungeklärten Wasserverhältnisse — das Wasser muß zur Bewässerung des Landes durch große Kanäle von den Kordilleren heruntergeleitet werden — nicht rentiert. Auch haben die Leiter den Fehler begangen, Familien anzusetzen, die über ein zu geringes Kapital verfügten und gleich von vornherein mit wirtschaftlichen Sorgen zu kämpfen hatten.

Es bliebe noch das Rio-Negro-Tal. Dort ist als bemerkenswerteste deutsche Kolonie die der ehemaligen deutschen Marineoffiziere in Neu-Wilhelmshaven zu erwähnen, die, so sonderbar es klingt, trotz ihren kommunistischen Einrichtungen einen erfolgversprechenden Eindruck macht.

Aber wer soll dorthin auswandern? Schon die Einwanderungsbedingungen lassen, wie schon gesagt, nur einwandfreie Persönlichkeiten herein. Auch unter diesen wird es Elemente geben, die sich zur Kolonisation und zum Leben unter andern wirtschaftlichen Verhältnissen nicht eignen. Die meisten gehen hinaus, ohne die Landessprache zu sprechen oder auch nur zu verstehen. Darum sei es Grundsatz für jeden Auswandernden, bevor er den Platz auf dem Schiffe belegt, das ihn in seine neue Heimat bringen soll, Spanisch zu lernen. Nur der hochwertige Handwerker, der auf irgendeinem Sondergebiet Ausgezeichnetes leistet, der Elektriker, der Ingenieur und der Landwirt mit einem Mindestkapital von 10000 Mark wage den Sprung nach drüben. Jeder andre aber, der Intellektuelle wie der ungelernte Arbeiter, bleibe daheim und vermehre nicht drüben noch das Proletariat der Hafenstädte. Zur einfachen Arbeit nimmt man wegen der geringeren Existenzbedürfnisse der Südländer dort mit Vorliebe die Spanier und insbesondere die Italiener.

Also jeder bedenke, bevor er sich entschließt, seine Heimat aufzugeben, die möglichen Folgen und mache sich klar, daß es amtliche soziale Hilfseinrichtungen drüben nicht gibt.

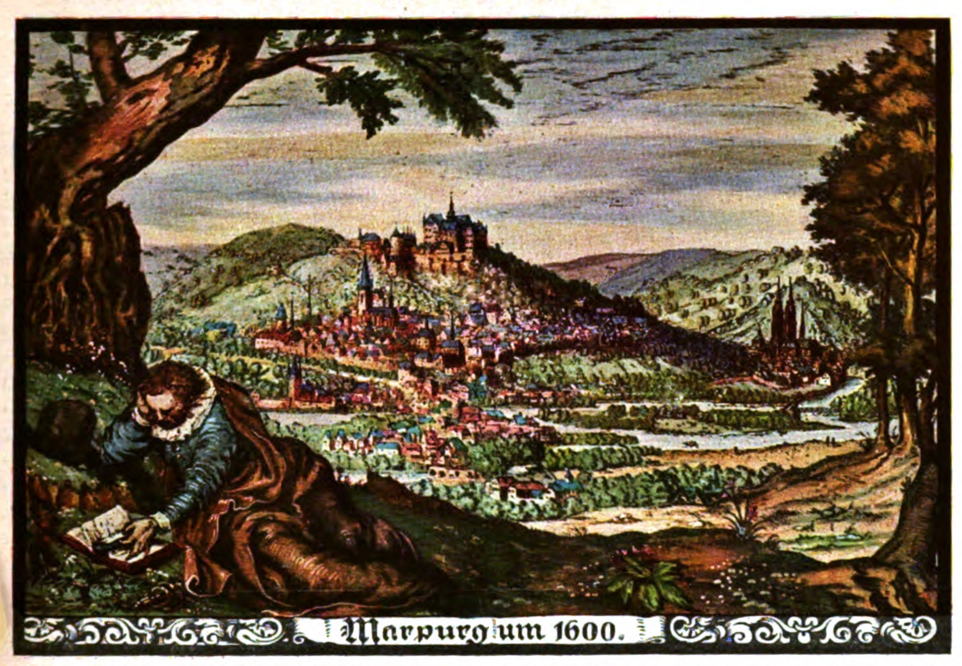
Frühlingsflöte

Die lichte Frühlingsflöte schnitt
Ich heute von der hohen Weide:
Nun bringe deine Lieder mit
Und laß uns jubeln alle beide!

Der Kuckuck rief, die Ammer sang,
Und Bäche rauschten Osterkunde;
Aus meiner grünen Flöte schwang
Sich mit der Lust ein Leid im Bunde.

Durch meine lichte Flöte glitt
Ein dunkler Tropfen weher Klage —
Doch ist der Tag schon graue Sage,
Der in den Baum zwei Herzen schnitt.

Max Bittrich



Nach dem Stich von Dillich, koloriert von R. Dauber, im Besitz von R. Leukroth, Inhaber des »Europäischen Hofs« in Marburg.

Marburg

Von Dr. Fritz Budde

Im Vordergrund, greifbar nah, alte mächtige Bäume, zu ihren Füßen gelagert ein Mann in malerischer Gewandung, ein Buch vor sich, ein Studiosus. Im Mittelgrund, abgerückt vom Auge des Beschauers durch den Luftschleier der Entfernung, in hellem Grün eine Bergkette jenseits des Flußtals, an den Berg hinaufkletternd die Türme, Häuser, Mauern, das unruhige Gewimmel einer Stadt, auf der Burghöhe ein Schloß, und oben darüber, das Bild schließend, blaue Luft, krauses Geäst und Gezweige: dieses Bild, in einem Stich von 1600 überliefert, steht als Kopfbild unserm Aufsatz voran und stimmt wohl am meisten zu dem, was der Fremde, der die Stadt nicht kennt und doch die Glocken schon hat läuten hören, bei dem Stichwort Marburg sich vorstellt. Die Kenner aber wissen: der flüchtige Eindruck ist wie der Vorhang vor der Szene, er verhüllt die Wunder einer Märchenwelt. Denn es ist nicht ein Großes, Monumentales, mit einer Geste sich aufdrängendes Erlebnis, das im Namen Marburg eingeschlossen liegt, es ist eine Welt von Einzelheiten, eine Schatzkammer, ein heimliches Reich, eine Erzählung, die aus vielen Zügen geduldig aufgebaut sein will.

Und doch haben seit der Romantik die Maler auch immer wieder versucht, das Erlebnis als Ganzes im Bild zu fassen und aus dämmeriger Perspektive heraus nahe ans Auge zu bringen. Obwohl sich durch die Unmenge der Darstellungen ein wohlbekannter Typus der »Ansicht« gebildet hat, will dieser von Marburg nie so befriedigend und erschöpfend gelingen wie von mancher andern sonst vergleichbaren Stadt. Denn von jeder überschauenden Stelle aus bietet es sich anders dar, jeder Gesichtspunkt streitet mit dem andern um den Vorzug ohne sicheres Ergebnis, nie wollen ins Ganze alle Einzelheiten aufgehen, nie kann das Einzelne die Gesamtheit befriedigend vertreten. Um eine Bergnase herumgebaut, die sich gegen den Lahnfluß vorschiebt und ihn zu einem Bogen zwingt, teilt sich die Stadt in zwei oder mehr Teile, da sie sich von dem Nasenrücken aus sowohl über die nördliche wie über die südliche Wange ausbreitet und überdies auf die umliegenden Berge vortastet.

Es ist eben eine wunderliche Stadt, nicht loszulösen von ihrer Landschaft und auch nicht durch die Landschaft zu erklären und zu vereinheitlichen.

Sie entstand, als die junge Landgräfin Elisabeth, die ungarische Königstochter und die deutsche Heilige, aus der Wartburg von ihrem Schwager Heinrich Raspe vertrieben, hier für die wenigen Jahre ihres liebespendenden Erdenwallens ihren Witwensitz wählte. Gewiß sind mitten im Kattenlande die Siedlungen alt. Gerade eine Wegstunde von Marburg, an dem sogenannten Elisabethbrunnen bei Schröck, ist

Ländereien ein Mindestkapital von 5000 Pesos Argentina = 8500 Reichsmark notwendig, um dort beginnen zu können. Das Klima ist gesund. Verkehr zu Schiff findet in der Woche dreimal statt, so daß man nach argentinischen Kampbegriffen sehr neuzeitlich mit allem versorgt werden kann.

In der Provinz Mendoza ist vor einigen Jahren auf den Estanzias La Llave und Jocoli von dem Pfarrer Giese eine deutsche Siedlung geschaffen worden, die sich aber heute infolge der ungeklärten Wasserverhältnisse — das Wasser muß zur Bewässerung des Landes durch große Kanäle von den Kordilleren heruntergeleitet werden — nicht rentiert. Auch haben die Leiter den Fehler begangen, Familien anzusetzen, die über ein zu geringes Kapital verfügten und gleich von vornherein mit wirtschaftlichen Sorgen zu kämpfen hatten.

Es bliebe noch das Rio-Negro-Tal. Dort ist als bemerkenswerteste deutsche Kolonie die der ehemaligen deutschen Marineoffiziere in Neu-Wilhelmshaven zu erwähnen, die, so sonderbar es klingt, trotz ihren kommunistischen Einrichtungen einen erfolgversprechenden Eindruck macht.

Aber wer soll dorthin auswandern? Schon die Einwanderungsbedingungen lassen, wie schon gesagt, nur einwandfreie Persönlichkeiten herein. Auch unter diesen wird es Elemente geben, die sich zur Kolonisation und zum Leben unter andern wirtschaftlichen Verhältnissen nicht eignen. Die meisten gehen hinaus, ohne die Landessprache zu sprechen oder auch nur zu verstehen. Darum sei es Grundsatz für jeden Auswandernden, bevor er den Platz auf dem Schiffe belegt, das ihn in seine neue Heimat bringen soll, Spanisch zu lernen. Nur der hochwertige Handwerker, der auf irgendeinem Sondergebiet Ausgezeichnetes leistet, der Elektriker, der Ingenieur und der Landwirt mit einem Mindestkapital von 10 000 Mark wage den Sprung nach drüben. Jeder andre aber, der Intellektuelle wie der ungelernte Arbeiter, bleibe daheim und vermehre nicht drüben noch das Proletariat der Hafenstädte. Zur einfachen Arbeit nimmt man wegen der geringeren Existenzbedürfnisse der Südländer dort mit Vorliebe die Spanier und insbesondere die Italiener.

Also jeder bedenke, bevor er sich entschließt, seine Heimat aufzugeben, die möglichen Folgen und mache sich klar, daß es amtliche soziale Hilfseinrichtungen drüben nicht gibt.

Frühlingsflöte

Die lichte Frühlingsflöte schnitt
Ich heute von der hohen Weide:
Nun bringe deine Lieder mit
Und laß uns jubeln alle beide!

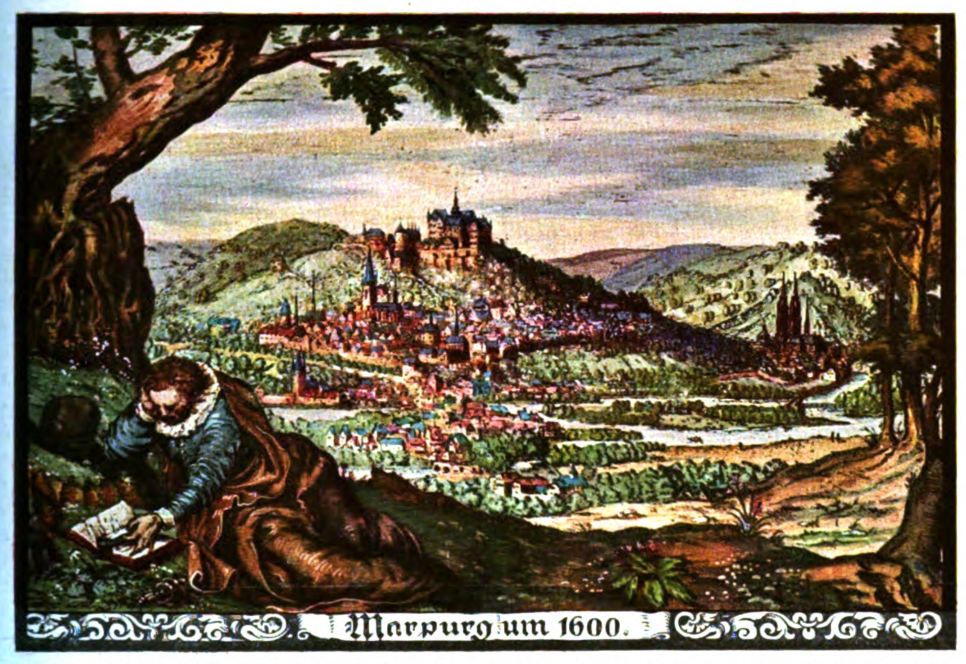
Der Kuckuck rief, die Ammer sang,
Und Bäche rauschten Osterkunde;
Aus meiner grünen Flöte schwang
Sich mit der Lust ein Leid im Bunde.

Durch meine lichte Flöte glitt
Ein dunkler Tropfen weher Klage —
Doch ist der Tag schon graue Sage,
Der in den Baum zwei Herzen schnitt.

Max Bittrich



… aus vielen …
…gebaut sein will.
Und doch haben seit der Romantik die …
… immer wieder versucht, das Erleb…
… im Bild zu fassen und aus däm…
…spektive heraus nahe ans Auge zu …



Nach dem Stich von Dillich, koloriert von R. Dauber, im Besitz von R. Leukroth, Inhaber des »Europäischen Hofs« in Marburg.

Marburg

Von Dr. Fritz Budde

Im Vordergrund, greifbar nah, alte mächtige Bäume, zu ihren Füßen gelagert ein Mann in malerischer Gewandung, ein Buch vor sich, ein Studiosus. Im Mittelgrund, abgerückt vom Auge des Beschauers durch den Luftschleier der Entfernung, in hellem Grün eine Bergkette jenseits des Flußtals, an den Berg hinaufkletternd die Türme, Häuser, Mauern, das unruhige Gewimmel einer Stadt, auf der Burghöhe ein Schloß, und oben darüber, das Bild schließend, blaue Luft, krauses Geäst und Gezweige: dieses Bild, in einem Stich von 1600 überliefert, steht als Kopfbild unserm Aufsatz voran und stimmt wohl am meisten zu dem, was der Fremde, der die Stadt nicht kennt und doch die Glocken schon hat läuten hören, bei dem Stichwort Marburg sich vorstellt. Die Kenner aber wissen: der flüchtige Eindruck ist wie der Vorhang vor der Szene, er verhüllt die Wunder einer Märchenwelt. Denn es ist nicht ein Großes, Monumentales, mit einer Geste sich aufdrängendes Erlebnis, das im Namen Marburg eingeschlossen liegt, es ist eine Welt von Einzelheiten, eine Schatzkammer, ein heimliches Reich, eine Erzählung, die aus vielen Zügen geduldig aufgebaut sein will.

Und doch haben seit der Romantik die Maler auch immer wieder versucht, das Erlebnis als Ganzes im Bild zu fassen und aus dämmeriger Perspektive heraus nahe ans Auge zu bringen. Obwohl sich durch die Unmenge der Darstellungen ein wohlbekannter Typus der »Ansicht« gebildet hat, will dieser von Marburg nie so befriedigend und erschöpfend gelingen wie von mancher andern sonst vergleichbaren Stadt. Denn von jeder überschauenden Stelle aus bietet es sich anders dar, jeder Gesichtspunkt streitet mit dem andern um den Vorzug ohne sicheres Ergebnis, nie wollen ins Ganze alle Einzelheiten aufgehen, nie kann das Einzelne die Gesamtheit befriedigend vertreten. Um eine Bergnase herumgebaut, die sich gegen den Lahnfluß vorschiebt und ihn zu einem Bogen zwingt, teilt sich die Stadt in zwei oder mehr Teile, da sie sich von dem Nasenrücken aus sowohl über die nördliche wie über die südliche Wange ausbreitet und überdies auf die umliegenden Berge vortastet.

Es ist eben eine wunderliche Stadt, nicht loszulösen von ihrer Landschaft und auch nicht durch die Landschaft zu erklären und zu vereinheitlichen.

Sie entstand, als die junge Landgräfin Elisabeth, die ungarische Königstochter und die deutsche Heilige, aus der Wartburg von ihrem Schwager Heinrich Raspe vertrieben, hier für die wenigen Jahre ihres liebespendenden Erdenwallens ihren Witwensitz wählte. Gewiß sind mitten im Kattenlande die Siedlungen alt. Gerade eine Wegstunde von Marburg, an dem sogenannten Elisabethbrunnen bei Schröck, ist

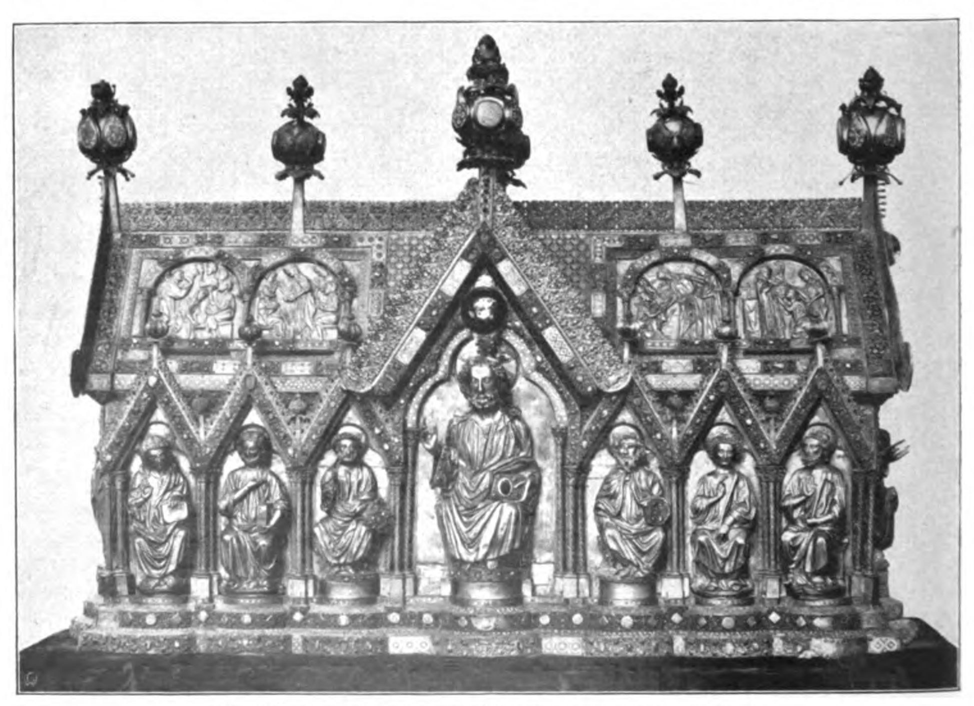
eine seit der Steinzeit her bewohnte Siedlung und Wegkreuzung erschlossen, und eine Vermutung des Archivdirektors Küch führt die ehedem dort befindliche Kreuzkapelle auf den heiligen Bonifazius zurück, der von der nahen Amöneburg aus die Hessen christianisierte. Aber nichts ist, das gerade diese Stelle zu einer bedeutenderen Stadtanlage aus »natürlichen« Gründen bestimmte. Das mit Dörfern übersäte Land ist ja bis heute in weitem Umkreis städtearm geblieben. Die Abgelegenheit nur konnte die fürstliche Witwe veranlassen, auf dem »Schloßberg« ihr Haus und im Tal ihr Hospital zu bauen. Wohl fand sie hier auch ein besonders gutes Wasser, die Elisabeth-Quelle am Elisabeth-Tor, die diesen legendengeschmückten Namen mit älterem Recht trägt als der in seiner reizvollen Lage vielbesuchte und -besungene Brunnen im Wald.

Erst zwei Jahre vor dem Einzug der Heiligen, also jetzt gerade vor siebenhundert Jahren, war Marburg aus der Pfarre Oberweimar herausgenommen und verselbständigt worden. Die romanische Zeit hat als ehrwürdiges Denkmal den treuen »Kilian«, eine auf halber Höhe des Nasenrückens gelegene Kapelle, unsern Tagen übermacht. In ihren basalthaften Mauern hat jetzt sinngemäß — die städtische Polizei- und Steuerbehörde ihren Sitz genommen. Von der romanischen Pfarrkirche, die von der großen spätgotischen Marienkirche (Abbild. S. 306) weggeräumt und überbaut wurde, zeugt nur noch ein mächtiger Taufstein, der unter einem ebenbürtigen Walnußbaum im Hofe eines nahegelegenen Hauses der Ritterstraße sein Dasein weiterträumt.



Elisabeth-Statue
Aufnahme des Kunsthistorischen Seminars der Universität Marburg

Elisabeth, die Gotik, das Mittelalter, das sich in der Geschichte und der Legende von der heiligen Elisabeth in all seiner Grausamkeit und Süße, in all seinem tiefen Geheimnis und in seiner engen Gebundenheit enthüllt, gibt dem genaue-



Grabschrein der heiligen Elisabeth in der Elisabethkirche



Aufn. der Photographischen Gesellschaft in Charlottenburg

Das Marburger Religionsgespräch im Rittersaal des Schlosses
Nach dem Gemälde von August Noack in der Aula des Philippinums (in Zwinglis Begleitung befanden sich Ökolampadius, Bucer, Hedio, Sturm u. a., in Luthers Begleitung Melanchthon, Justus Jonas, Osiander, Agricola u. a.)

ren Bilde von Marburg seinen Grundton. Die erste reingotische Bauschöpfung Deutschlands wurde über ihrem Grabe gewölbt. Zu ihr begann ein großes Wallfahrten; durch sie wurde Marburg eine heilige Stadt. Die Wacht am Grabe hielt der Deutsch-Ritterorden, von dessen ausgedehnter Siedlung, die zeitweilig gar den Hochmeister des Ordens selbst beherbergte, noch heute das mächtig gegiebelte »Deutschhaus« am Chor der Kirche erhalten ist. Manche der bresthaften Wallfahrer kamen hier zur ewigen Ruhe und wurden auf einem eignen Friedhof um die St.-Michaels-Kapelle (»Michelchen«) herum am Hang des »Weinberges«, gerade den Türmen der Wallfahrtskirche gegenüber, begraben. Die Gebeine der Heiligen aber haben eine lange und wirre Geschichte. Der Deutsch-Ordensmeister Konrad von Thüringen hatte, vermutlich in Aachen, von Meistern, die an der Kathedrale zu Reims geschult waren, den monumentalen, silbervergoldeten, mit Steinen reich geschmückten Schrein (Abbild. S. 294), eins der edelsten Erzeugnisse mittelalterlicher Kunst, fertigen und wohl 1249 nach Marburg kommen lassen. Der Schrein ist leer. Die Gebeine sind verschollen. Ihr Andenken ist vergeistigt. Ihre Kirche (Abbildung S. 307) aber blieb von Verwüstungen, auch des



Landgraf Philipp von Hessen
Nach dem Gemälde von Lucas Cranach
Aus Könnecke-Drach: Bildnisse Philipps des Großmütigen
Verlag von N. G. Elwert in Marburg



Blick auf das Schloß (Nordseite) aus der Gegend der »Augustenruh«
Nach dem Gemälde des Marburgers Gustav Creuzer (1812—1862) im Besitz von L. Leukroth in Marburg

Bildersturms, der manches Werk an Wegen und Stegen und an der Marienkirche wegfegte, verschont. Sie umhegt in ihrem Inneren einen Schatz an Altären, Statuen, Grabmälern, Glasmalereien, Teppichen, Schmiedearbeiten und als Unikum auch eine Sammlung von Totenschilden der Landgrafen und Ritter.

Die äußere Gestalt der Elisabethkirche steht nicht im Rahmen der Stadt, viel mehr noch in der Natur und läßt sich am besten etwa aus dem »Ketzerbach«-Tal her in ihrer schlanken Herrlichkeit erschauen: sie wächst aus der Stadt und aus der Landschaft heraus und gibt ihr eine höhere Bedeutung zurück.

Mit der Erde, mit der Landschaft vermählt scheint ebenso der gewaltige gotische Schloßbau, der von den Nachfahren der Heiligen an Stelle ihres bescheidenen Hauses dem Bergkegel auferlegt wurde und in seiner großartigen gotischburgenmäßigen Wirkung (von Westen und Norden her) nur vom lebendigen Auge, nicht von der photographischen Kamera erfaßt werden kann. Anmutiger nimmt sich die von barocken Anbauten verzierte Südfront aus (Abbild. S. 306). Aber auch die Stadt selbst ist ganz durchdrungen von Gotik: man braucht alle die Denkmäler der mittelalterlichen Jahrhunderte, die Rathäuser, Kirchen, Klöster, Herrensitze, Türme und Tore nicht herzuzählen, ihre späteren, verbürgerlichten Formen fügen sich mit Selbstverständlichkeit in das Getreppe und Gestufe, in das eigensinnig Gewinkelte und Sichüberschneidende, Sichverstrebende und -verschränkende, in das Luftige, Eckige, Gezackte, jäh Anschießende, in das Gewirre und Gedränge und Durcheinander, in das ganz und gar Romantische des architektonischen Aufbaues. Da ist nichts von Ruhe und Rundung, von Renaissance und Klassizität. Die hervortretenden Monumente verwirklichen nur groß und rein, was die Masse des Kleinen unwillkürlich vorbeutet, begleitet und spiegelt.

Wenn auch der Geist der Reformation, vertreten durch die durchaus männliche Gestalt des Landgrafen Philipp, die Stadt zum andernmal gründete, so ist doch jene alte Zeit weder versunken und verschwunden, noch vergessen und verleugnet, und gerade nach der Reformation scheinen die meisten Elisabeth-Legenden sich gebildet und ältere sich an neue Gegenstände angerankt zu haben, um auch sie mit ihrem Namen zu heiligen. In der Zeit der Reformation selbst entstand jene Elisabeth-Statue (Abbild. S. 294) des Marburger Meisters Ludwig Juppe im Chor der Kirche, die als eins der elegantesten



Wunnibald Großmann: Elisabeth unter Tieren
Aus dem St.-Elisabeth-Heft der »Hessenkunst« 1927; Verlag von N. G. Elwert in Marburg

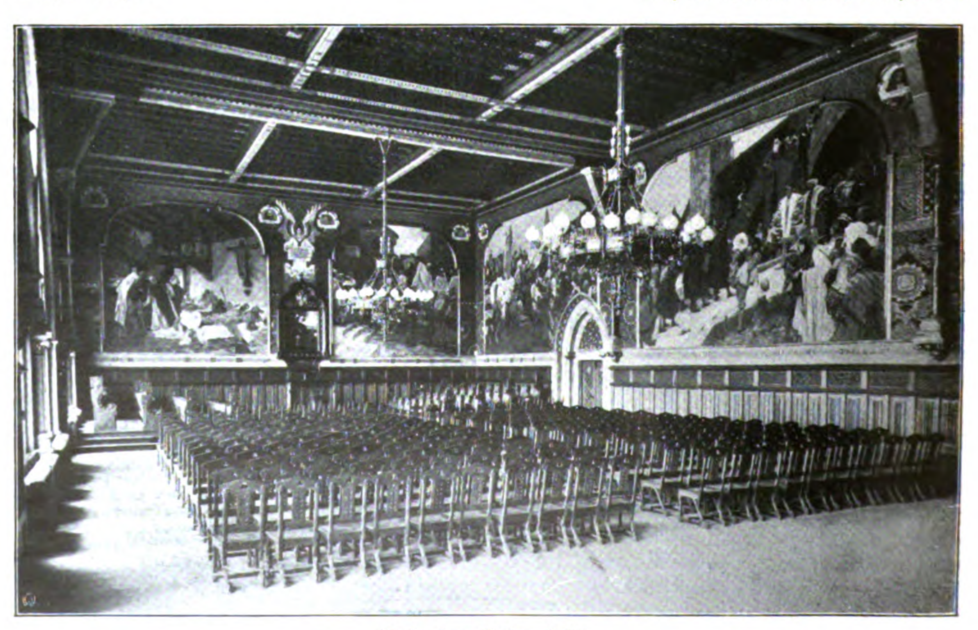
und frommsten Bildwerke der Zeit weitbekannt und ein ehrwürdiges Wappenbild der Stadt geworden ist. Und wie auch heute noch die Gestalt, die sie umschwebenden Sagen, der süße Duft, der von ihrer sich in Opfern verzehrenden Weiblichkeit ausgeht, Kunst und Dichtung befruchten — unzählig sind die Werke —, davon gibt ein Beispiel (Abbild. S. 297) der Bilderzyklus des jungen Malers Wunnibald Großmann, den der prächtige Hessenkunst-Kalender des Elwertschen Verlags mit schönem Sinn gerade in diesem Jahre bringt, wo die Reformation und Landgraf Philipp und die Universität alles Interesse des Tages auf sich lenken.

Das Lied von der Heiligen ist unsterblich und ewig unvollendet. Aus der Stadt der heiligen Elisabeth aber wurde die Stadt des Landgrafen Philipp des Großmütigen, wie die Wartburg zur Heimat des bibelübersetzenden Luther wurde. Die Überleitung versinnbildet sich in dem Schloßbau, der wohl kurz nach Vollendung des Heiligtums in Angriff genommen wurde. Der Rittersaal, einer der schönsten und weitläufigsten Räume, die mittelalterliche Schloßbaukunst überhaupt hervorgebracht hat, ist im Jahre 1311 vollendet worden.

Hatte die Heilige Wallfahrer und Klostersiedlungen herbeigezogen, so ließen die Landgrafen am Südhang des Berges ihre Burgmannen Häuser bauen, fast wie einen Wall zwischen Stadt und Burg. Obwohl in dieser »Ritterstraße« kaum ein Stein auf dem andern



Töpferwerkstatt — Nach dem Gemälde von Heinrich Giebel



Aula der Universität



Die alte Universität (Dominikanerkloster)
Davor die »Herrenmühle«, daneben die Universitätskirche, im Hintergrunde das Dach des Rathauses, oben der Ludwigsbau des Schlosses. (Nach einer Photographie von N. G. Elwert in Marburg)

geblieben ist, bildet sie ein lebensvolles Museum für den Liebhaber intimer Geschichten — sie sind von Karl Knetsch aufgezeichnet — und ein Entzücken für das Auge des Malers. Der Mittelpunkt, der »Forsthof« (Abbildung S. 299), reicht mit seinem Unterbau noch ins 13. oder 14. Jahrhundert zurück, als sich hier vermutlich die Burgmannenfamilie der Rode anbaute. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts, nach dem Aussterben der Familie, kam das Haus an den Landgrafen, der es seiner Gemahlin Marie schenkte. Wohnung nahm darin — ihr Kammerjunker. Und zwischen ihm, dem frischjungen Philipp von Baumbach, und ihr, der Herrin, entwickelte sich ein denkwürdiges galantes Abenteuer, das von den Bürgerfrauen beklatscht, von dem ältlichen Landgrafen still geduldet wurde und einen er-



Nach der Federzeichnung von Otto Ubbelohde

Der Forsthof

Aus: Carl Knetsch, »Der Forsthof und die Ritterstraße« Verlag von Adolf Ebel in Marburg



Szenen aus dem Marburger Studentenleben
Nach einem Stammbuchblatt von 1756 aus E. Heer: Marburger Studentenleben 1527—1927
Verlag von N. G. Elwert in Marburg

bärmlichen Ausgang fand bei dessen Tode. — Denn nun machte man Philipp auf Grund von 45 Anklagepunkten, darunter Zauberei, Ehebruch, Giftmischung, den Prozeß, legte als Beweismittel verbotene Kunstbücher, Wolfsaugen, Kinderhelme, Alräunchen, auch hurerische und bübische Dinge auf den Tisch und erbrachte doch kein andres Ergebnis, als daß die verwitwete Landgräfin ihr Erbe hergeben mußte, damit man den Prozeß abbräche. Die Herrschaft kam dadurch an die Kasseler Linie, und ihr Statthalter bewohnte nun den alten Rodenhof, bis Ende des Jahrhunderts an seiner Stelle der Oberforstmeister, dem das Haus seinen heutigen Namen verdankt, dort seinen Einzug hielt.

So endete die Marburger Landgrafenzeit mit einer Liebesaffäre. Ein Jahrhundert vorher war sie bei der Geburt Philipps ihrem Höhenpunkte entgegengeschritten. Dieser Fürst (Abbildung S. 295), der mit 23 Jahren »einen Sermon sagte, als ob er 50 jar alt wer«, drängte sich in die deutsche, ja in die europäische Politik hinein und gewann durch seine persönlichen Eigenschaften einflußreichste Führerstellung in dem geistigen, religiösen, politischen und sozialen Ringen der Reformationszeit. Die Überreife der ins Geile schießenden mittelalterlichen Zeit erkennend und das Ersticken fruchtbaren Lebens in der Menge der schmarotzerischen Gebilde fühlend, schaffte er Raum um sich und um den neuen Gedanken und Glauben, der die Welt zu erneuern kam. Er kämpfte gegen Ritter und Bauern und Kaiser für das territoriale Fürstentum, das größte politische Ziel, das seiner Zeit erreichbar war. Er befreite seine Stadt und sein Land von der Überlast der Klöster und Stifter, gründete an ihrer Stelle eine protestantische Universität und übergab die Marienkirche als Pfarrkirche dem evangelischen Kult. Er wußte Leute zu finden und zu wählen, auch für die Hochschule, die seine Ziele mächtig förderten. Dankbar müssen mit ihm genannt werden vor allem sein Kanzler Feige, sein Prediger, Marburgs erster theologischer Professor und Superintendent, Adam Kraft und der Humanist Eobanus Hessus als einer der vorzüglichsten Gelehrten. Philipp ergriff weitausschauend die Initiative, als der Protestantismus durch den Gegensatz der von Süden anrückenden Zwinglischen Lehre gegen die im Norden verbreitete Wittenbergische in höchste Gefahr kam, und suchte diese beiden Richtungen zu vereinigen durch das Marburger Religionsgespräch (Abbild. S. 295) zwischen Luther und Zwingli und ihren Begleitern. Freilich scheiterte es, dennoch denkwürdig, an dem Starrsinn Luthers, der auf seiner Abendmahlslehre beharrte. Um seiner Ziele willen nahm Philipp ein schweres Geschick, jahrelange Gefangenschaft, auf sich und erwarb durch sein selbstloses Eintreten für Herzog Ulrich von Württemberg den Ehrennamen des Großmütigen, anderseits aber opferte er wieder politische Vorteile und Ziele persönlicher Leidenschaftlichkeit. Der Mann, der zwei Frauen zugleich sein eigen nannte, war kein Tugendbold, jedoch ein Held und Herrscher



Hessische Bäuerin
Nach dem Gemälde von Carl Bantzer in der Staatlichen Gemäldegalerie zu Dresden



Hermann Cohen
Nach der Zeichnung von Karl Doerbecker

durch die Residenz war Marburg beraubt. Die nun mehr auf sich selbst gestellte bürgerliche Entwicklung ist nicht ins Kraut geschossen. Sie hat der Stadt ihre Bedeutung als Mittelpunkt und Markt für einen sehr weiten ländlichen Umkreis bewahrt, sie hat den neuen Zustrom, der ihr durch die Universitätsgründung zugeleitet wurde, in sich aufgenommen, indem sie ihm in ihren natürlichen und historischen Vorzügen die angenehmsten Lebensbedingungen bot und auf seine Eigenheiten in ihrer bürgerlichen Lebenseinrichtung einging. Das Verhältnis zwischen Stadt und Universität wurde in den ersten Jahrhunderten freilich noch weitgehend durch fürstliche Dekrete geregelt. Aber auch später, in den Tagen der Selbstverwaltung und noch in den allerletzten Jahren, als Not hochgestiegen war und die allmächtige Industrie ein Angebot machte, hat sie aus freier Wahl den Beruf erkoren, Universitätsstadt zu sein und zu bleiben. Sie verkörpert dadurch heute wohl am interessante-

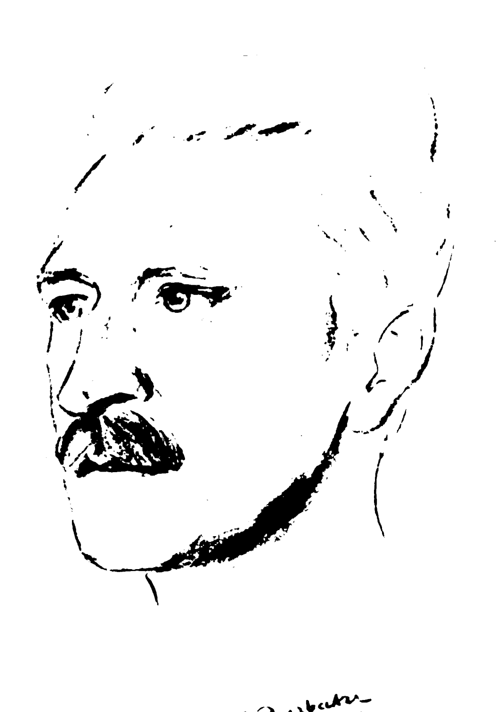
und ein religiöser Mensch — eine Renaissancenatur. Ihm verdankt Marburg seinen neuen Lebensberuf, dem es sich mehr und mehr hingab und der erst recht in Blüte kam, als 1866 das Land Hessen dem Königreich Preußen einverleibt wurde und nun die Studentenzahl von 400 auf über 4000 in den Inflationsjahren und auf etwa 2500 in der Folgezeit stieg. Philipps Gründung, die er selbst durch erste Fährnisse steuerte, hatte aber von vornherein einen trefflichen Besuch und klangvollen Namen, zumal da er sie mit einer noch bestehenden Stipendiatenanstalt und mit einem vorbereitenden Pädagogium, dem heutigen staatlichen Gymnasium, ausstattete.

Nach dem heiligen Marburg, nach dem fürstlichen Marburg das gelehrte Marburg. Ein Aufstieg oder ein Abstieg? Jedenfalls hat keins das vorhergehende zerstört, und das gelehrte, ohne eigentliche Herrscherkraft und Herrscheransprüche, ja, des Schutzes und der Fürsorge benötigend, bedurfte um so mehr eines soliden bürgerlichen Untergrundes und der Überwölbung; es bedarf heute erst recht des praktisch tätigen Lebens rund um sich her und doch eines eignen Raumes, einer eignen Freiheit und Würde.

Des Glanzes, der Anregung, des Zwanges



Paul Natorp
Nach der Zeichnung von Karl Doerbecker



Rudolf Otto
Nach der Zeichnung von Karl Doerbecker

sten und reinsten den Typus der »kleinen Universität« — einen ganz eigentümlichen, nur deutschen Städtetypus — und hat bei ihren nur 23 000 Einwohnern ein Ansehen und einen Rang, eine Sehenswürdigkeit und Anziehungskraft, einen Inhalt und einen Stil, der sie auserlesen macht unter den merkwürdigen und anmutigen deutschen Städten.

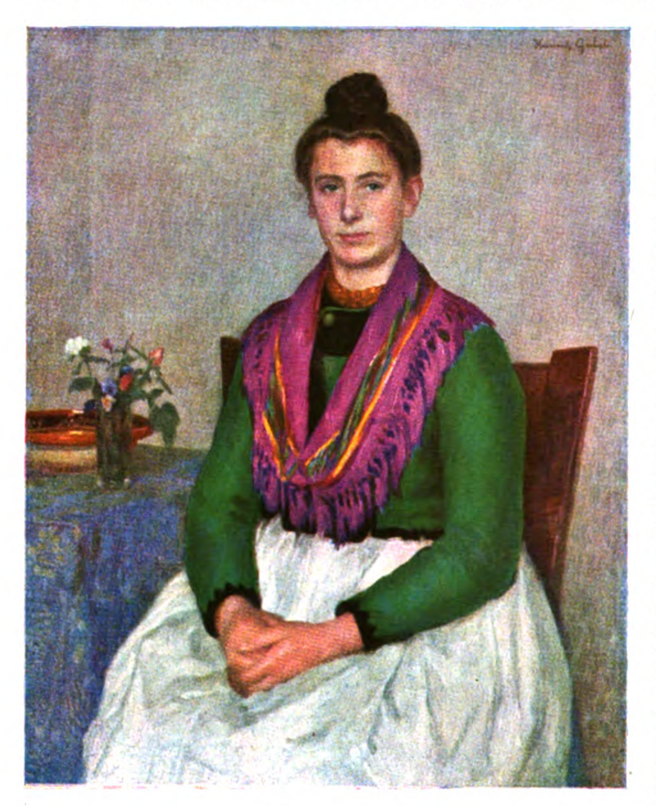
Die Geschichte der Universität und des Studententums bildet in ihrer Neuartigkeit und in ihrer Romantik ein in die Geschichte der Stadt eingeflochtenes und doch selbständiges, unterhaltsames, lehrreiches und ehrwürdiges Kapitel. Vierhundert Jahre Marburger Studentenleben hat C. Heer in einer Festschrift zum Universitätsjubiläum in bunten Farben geschildert, und der Theologe Hermelink wird ebenfalls noch zum Jubiläum gemeinsam mit Dr. Kähler sowie Vertretern der vier Fakultäten eine umfassende Geschichte der Universität vorlegen.

Die Universität hat sich in die Architektur der Stadt tief eingegraben, hat sie, besonders in neuerer und neuester Zeit, in ausgedehntem Maße und auf eigne Art erweitert, so z. B. um das ganze Medizinerviertel im Norden mit allen Kliniken, Laboratorien, Instituten. Sie hat auch in weniger auffallender Weise das mehr geisteswissenschaftlich gerichtete, mit weniger Apparaten ausgestattete Viertel im Süden durchsetzt. Das Dominikanerkloster, der Stammsitz der Universität (Abbild. S. 299), hat 1873 einem Neubau (von Carl Schäfer) Platz gemacht, der durch Beibehaltung des Kreuzgangmotivs und frühgotischer Bauformen die Erinnerung an das frühere Haus wachhält (Abbild. S. 307). Die zugehörige Kirche (jetzt reformierte Universitätskirche) blieb unangetastet. Gegenwärtig wird sie, ebenso wie die Marienkirche, in großzügiger Weise erneuert.

Nicht immer mag der Bürger den Vorzug, die Universität in seinen Mauern zu beherbergen, als reine Freude empfunden haben. Die Freiheit und die Privilegien des Studenten, die ihm vor dem Zugriff der Polizei und des bürgerlichen Gerichtes gewährleistet waren und ihn einer besonderen akademischen Ge-



Gustav Könnecke
Nach der Zeichnung von Karl Doerbecker



Schwälmerin
Nach dem Gemälde von Heinrich Giebel

sollen sich auch die Schüler nicht so aufführen, da der größte Teil der Professoren ebenso zu leben pflegt.«

Die akademische Gerichtsbarkeit war milde und nachsichtig, weil man fürchtete, den Besuch der Hochschule zu gefährden. Darum mußte immer wieder die fürstliche Staatsgewalt bald nach dieser, bald nach jener Seite schlichten und richten, ermahnen, strafen und nachgeben. Das 17. Jahrhundert mit dem langen Krieg, der auch Marburg übel mitspielte, war zur Verfeinerung der Sitten wenig geeignet, und doch bereitet sich eine Umgruppierung vor, die im 18. Jahrhundert den Studenten mehr in Händeln mit der Wache, mit Soldaten und mit den eignen Behörden zeigt als mit den Bürgern. Und was das Raufen und Saufen anlangt, so war zu dieser Zeit jedenfalls der Gießener Student berühmter oder berüchtigter. Ein farbiges Stammbuchblatt (Abbildung S. 300) schildert das Leben des Studenten um die Mitte des 18. Jahrhunderts von der Ankunft auf der Hochschule bis zum Examen: in der Studierstube, auf dem öffentlichen Fechtboden, in der Tischgesellschaft, bei der Musik — auch das Komödienspiel wurde gern gepflegt, aber wegen unnötigen Aufwandes dabei 1769 untersagt —, bei Ball- und Billardspiel — 1735 warf ein Student einem andern vor, daß er 4000 Gulden am Billard verspielt, aber noch nicht bezahlt habe —, beim Reiten und Fahren — die Schlittenpartien in die lockende Umgebung bei Fackelbeleuchtung zur abendlichen Rückkehr sind weit ins 19. Jahrhundert hinein ein besonders beliebter Sport geblieben —, endlich gar bei vornehmer Gesellschaft, in die der Student erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Eingang fand — ein Zeugnis der fortschreitenden Versittlichung.

richtsbarkeit unterstellten, haben in den Jahrhunderten wilderer Sitten zu vielem Ärgernis Anlaß gegeben. War die Universität anfangs dadurch bekannt, »weil die Jugend so hart zu studiis und so fleißig zu guten Sitten angehalten wurde«, so gab es noch nicht fünfundzwanzig Jahre später bereits blutige Kämpfe zwischen Bürgern und Studenten, und als ein Gedicht auf einen im Kampf getöteten Musensohn die Bürger eine »barbara gens, inimica bonis, studiisque bonorum« nannte und der Rat wiederum dagegen protestierte, schützte der Landgraf die Schüler mit dem Bescheid: »Wenn ihr nicht wollt, daß man euch so nenne, so befleißigt euch, nicht also zu sein.« Dafür sangen dann die Bürgerburschen: »Studenten, das sein Schelme«, stießen in die Fenster der Quartiere und forderten »viere gegen einen« heraus. Und wie die Akademiker waren, sagt ein Brief: »Die Sitten sind hier so beschaffen, wie sie Bacchus und Venus für ihr Gefolge vorgeschrieben haben, sich volltrinken und sich dann übergeben, öffentlich in den Straßen herumtaumeln, dessen schämt sich niemand, das bringt vielmehr Lob und dient zu Scherz und Gelächter. Siehst du einen Studierenden, so wirst du zweifeln, ob es ein Soldat oder ein Musensohn ist. Und warum

In diese selbe Zeit fällt der Aufschwung eines nicht alltäglichen Kunsthandwerks in der Stadt, nämlich der Töpferei (Abbild. S. 298). Das Gewerbe hat eine Vorgeschichte, die sich auf Grund der Funde in Ockershausen zweieinhalb Jahrtausende zurücktasten kann. Mittelalterliches Geschirr aus dieser Gegend hat in der Kunstwissenschaft internationale Bedeutung, Erzeugnisse des 18. und 19. Jahrhunderts finden sich wohl in allen Kunstgewerbemuseen Deutschlands. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden

Marburgs Töpferwaren ein namhafter Exportartikel. Von 1750 bis 1785 wächst die Zahl der Werkstätten von 5 auf 25, gleichzeitig führt sich eine neue Dekorationstechnik ein, die Ausfuhr hat um 1790 etwa den Wert von 20000 Reichstalern; um 1840 ernährt das Gewerbe etwa 600 Menschen von 7300 Einwohnern und bringt 100000 Taler von draußen herein. Aus solchen Zeiten klingt das übermütige Sprichwort zu uns: »Mir Euler (= Töpfer, von lat. olla = Topf), mir sein Grafen, ihr andern, ihr seid Schafen.«

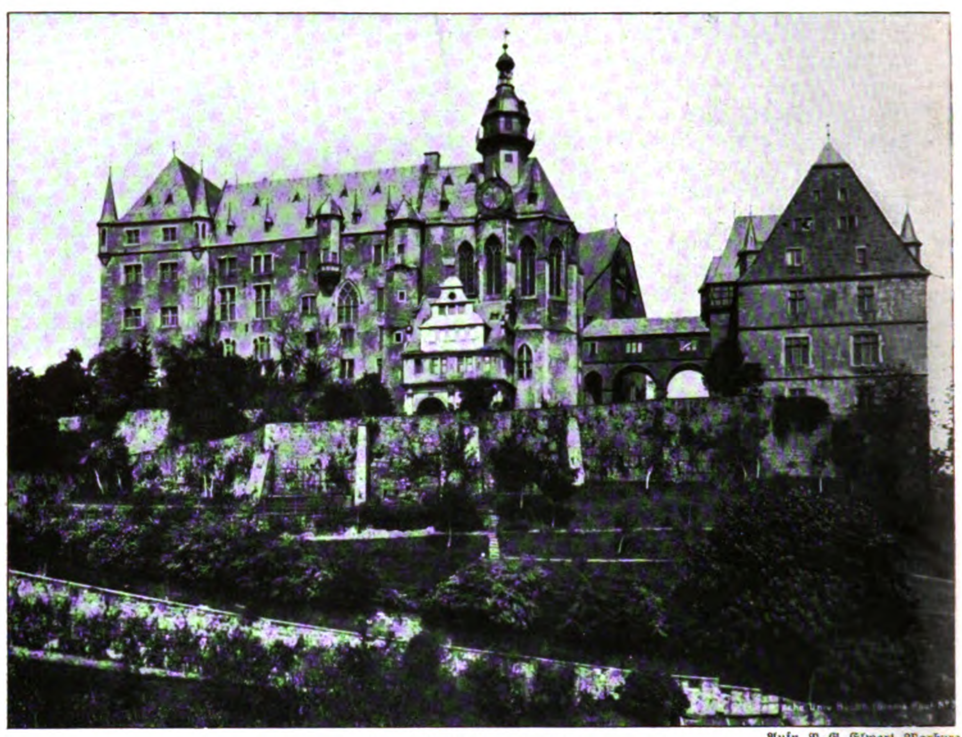
»Da die Dekoration die Arbeit unausgesuchter und künstlerisch nicht vorgebildeter Kräfte ist — Frauen und Familienangehörige der Töpfer führen sie aus —, überrascht der hohe Prozentsatz der Stücke, die ein sicheres Gefühl für Maßstab, Form und Verteilung des Ornaments, in Verbindung mit der fast allem Marburger Geschirr dieser Zeit gemeinsamen, künstlerisch erfreulichen Farbenwirkung, weit über das Niveau einer handwerksmäßigen Arbeit erhebt.« (Carl Rumpf in der »Hessenkunst« 1925.) Die an der »Ketzerbach« vornehmlich ansässige und anscheinend in einer beschränkten Zahl von Familien erbliche Kunst ist heute fast ausgestorben. Doch sind Ansätze einer Neubelebung vorhanden.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts rückt die romantische Auffassung Marburg in neues Licht. Aus dem Briefwechsel mit Goethe und mit der Günderode sind die Entzückungen der Bettina Brentano bekannt, die sie hier im Forsthof, der eben in Privathände übergegangen war, als Gast ihres Schwagers, des Rechtslehrers Savigny, durchlebte. Ihr zu Ehren ist dann ein benachbarter Turm der alten Festungsmauer, den sie naturschwärmend in kalter Winternacht bestieg, Bettina-Turm genannt worden. Die Marburger Studenten Jakob und Wilhelm Grimm erhalten in Savignys Haus entscheidende Eindrücke und sammeln dann in Hessen einen großen Teil ihrer Märchen. Mehr als die literarischen Aufzeichnungen — es ist nicht nur eine Heimatliteratur und Studentenpoesie, die von Marburg schwärmt — verdienen an dieser Stelle die malerischen Darstellungen Beachtung, weil sich daran nicht nur die Begründung der Willingshäuser Künstlerkolonie, sondern weiterhin das Aufblühen einer heimischen Produktion anknüpft, für die Marburg gerade in Zukunft bedeutungsvoll zu werden verspricht.

Den Anbau des Feldes im Verlaufe des Jahrhunderts überspringend — nur das Bild von Creuzer (Abbild. S. 299) soll daran erinnern; das Stadtbild aus der Romantikerzeit



Blick über Dächer der »Ketzerbach« zur Elisabethkirche
Nach dem Gemälde von Heinrich Giebel



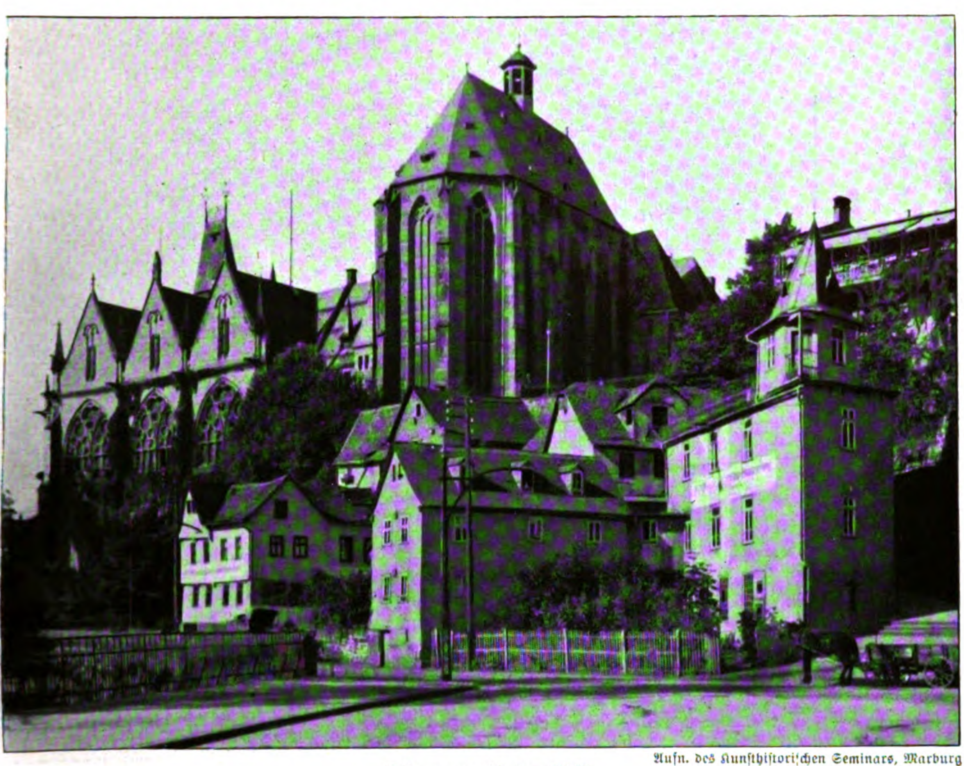
Aufn. N. G. Elwert, Marburg

Das Schloß von Süden

bewahren u. a. einige interessante Aquarelle des Wetzlarers Friedr. Christ. Reinermann auf; die Quaglio und Bauer machten Theaterdekorationen aus dem naturverwachsenen Gemäuer; Menzel zeichnete 1847 hier für einen großen Karton von dem Einzuge des ersten hessischen Landgrafen und schrieb einen begeisterten Brief über das malerische Marburg; im Städelschen Institut zu Frankfurt hängt ein sehr ansprechendes, in die Einzelheiten durchgezeichnetes Gemälde von Peter Becker aus der Zeit um 1870; der Marburger Klingelhöfer rettete einige hübsche Architekturdetails, die während der letzten Generation verschwinden mußten, in seine Bilder —, führen wir aus allerjüngster Vergangenheit Otto Ubbelohde als populärsten Illustrator seiner Heimat an, der u. a. die ganze Grimmsche Märchenwelt aus Marburger Motiven zusammensetzte. Unter den Lebenden ist Carl Bantzer, in Hessen geboren, als Professor in Dresden und andern Orten tätig, nun nach Marburg heimgekehrt, der tiefste und wuchtigste in der Auffassung der Landschaft und vor allem des Volkslebens. Ja, es gibt in Hessen ein höchst interessantes, höchst farbiges Volksleben! Wenn in Marburg zwischen Studenten, Professoren, Bürgern und pensionierten Generälen die bunten, pittoresken Trachten und Gestalten der Bauern und »Trinchen« ihren kostbaren Sonntagsschmuck zur Schau tragen, dann ist das ein ganz einzigartiges Straßenbild. Bantzers »Hessische Bäuerin« (Abbildung S. 301) stellt

Aufn. N. G. Elwert, Marburg

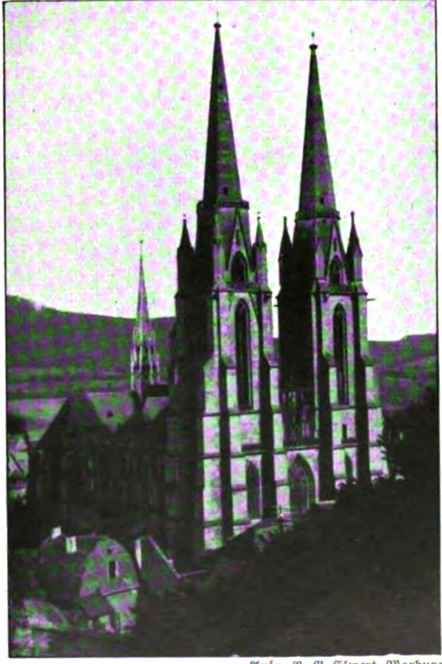
Die Lutherische Kirche (Marienkirche)



Aufn. des Kunsthistorischen Seminars, Marburg

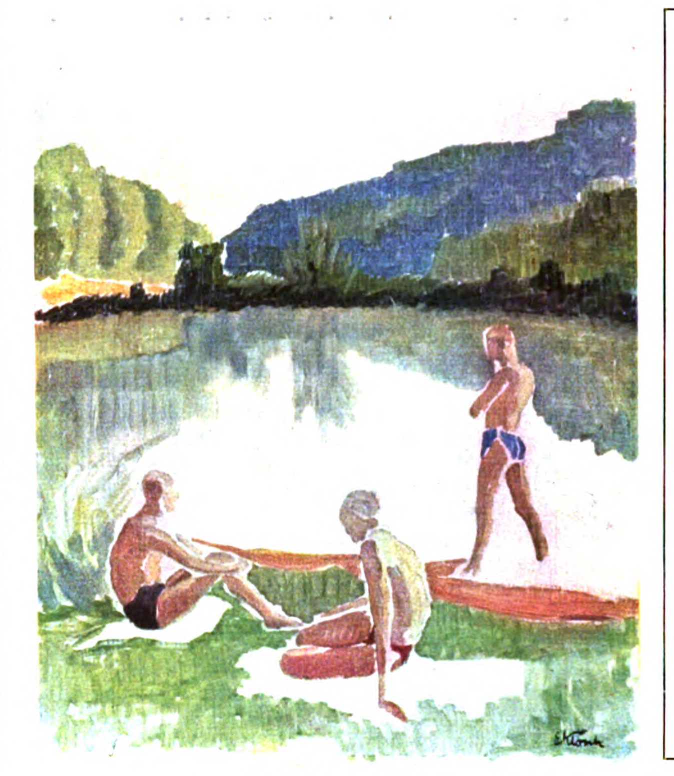
Die neue Universität

eine »Hinterländerin« dar, das Bild Heinrich Giebels, seines Freundes aus der Willingshäuser Malerkolonie, eine »Schwälmerin« (Abbild. S. 304). Aber das sind nur rohe Unterscheidungen. Auch das Auge des Fremden kann leicht ein Dutzend verschiedene Trachten auseinanderhalten. Der bekannte Kunsthistoriker Karl Justi, ein Marburger Kind, hat sie alle in seinem vortrefflichen »Hessischen Trachtenbuch« verzeichnet. Bantzers Schüler, Carl Doerbecker, zeichnet eine kleine Galerie intim gesehener Professorenköpfe (Abbildungen S. 302 u. 303) aus Gegenwart und letzter Vergangenheit: Könnecke, den früheren Direktor des Staatsarchivs im Schloß, den Herausgeber des Literatur-Atlas, die Freunde Natorp und Cohen, die Begründer der Marburger Philosophenschule, den Theologen Otto, den Verfasser des über die Welt verbreiteten Buches »Das Heilige«. Das Landschaftsmotiv »Behringteich« (Abbild. S. 308) eines jüngeren, besonders mit gerühmten Glasmalereien hervortretenden Malers, Erhardt Klonk, erinnert einerseits daran, daß es in Marburg auch eine zum Glück rauchlose Industrie gibt von Weltruf (sie stellt in ihren Laboratorien Heilserum gegen Diphtherie und Tetanus her und ist eine Gründung des verstorbenen Mediziners Behring), anderseits, daß die zaubervolle Umgebung der Stadt, gerade wie sie selbst, überrascht durch die Mannigfaltigkeit im



Aufn. N. G. Elwert, Marburg

Die Elisabethkirche



Am Behringteich
Nach dem Gemälde von E. Klonk

einzelnen. Heinrich Giebel, ein echter Hessenmaler, der auch an der Universität lehrt, gibt uns noch (Abbild. S. 305) einen der reizvollsten Ausblicke aus dem Fenster eines Hauses. Paul Baum, der ebenfalls in Marburg Wohnung genommen hat, malt aus sonnigster Weltanschauung — — —

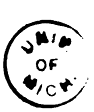
Die Erzählung bricht ab — wieviel noch wäre zu nennen! Ist doch der Lahn, der Täler und Wälder, der Burgen und Berge, der näheren und weiteren landschaftlichen Umkränzung überhaupt noch nicht gedacht worden.

In diesem Sommer werden Zehntausende von Gästen zur Vierhundertjahrfeier der Reformierung der Stadt und der Gründung der Universität und des Philippinums kommen, zu den Festspielen an der Marienkirche, zu der Ausstellung hessischer Volkskunst und zu dem Festakt der Universität. Wenn dann die Universität drei neue Kliniken, wenn die Studentenschaft zwei neue Häuser (darunter den Forsthof) als Studentenheime zu den bestehenden übernehmen kann, nachdem vor wenigen Jahren ausgedehnte Anlagen zur Pflege der Leibesübungen geschaffen wurden, wenn dann ein mit Millionenaufwand errichtetes, in seiner Art beispielloses Kunstinstitut eingeweiht wird, das mit den bildenden auch die musikalischen, redenden und theatralischen Künste unter einem Dach vereinigt und nicht nur der Forschung, sondern ebensosehr dem Kunstbetrieb dienen soll, so werden die Gäste draußen erzählen müssen, daß in dem träumerischen, romantischen, farbenprangenden Städtchen unter üppigem Laub- und Blumenschmuck modernes zukunftträchtiges Leben hervorschießt; sie können berichten vom Frühling in Alt-Marburg.





Hans vom Tann: Piazetta S. Marco in Venedig



Das Gespensterhaus

Von Ewald Banse

»Also — wie gefällt dir deine Vaterstadt?« fragte ich den heimgekehrten Freund.

Er starrte in die Flammen. Die Sessel knarrten von unsern Atembewegungen. Plötzlich wandte er sich zu mir: »Weißt du, wo ich vorbeigegangen bin?«

»Na?«

»Rate — am Gespensterhause!«

»Aber —? Ach so, du hast ja als Kind dort gewohnt, es war mir beinahe entfallen.«

»Zum Gespensterhaus führte mein erster Weg. Dreißig Jahre bin ich fort gewesen, aber dieses Haus mußte ich vor allem übrigen sehen.«

»Und wie fandest du es?«

»Scheußlich. Die Landesbahn läuft in der Nähe vorbei, Fabriken machen sich dort breit, und die Mietskästen mit den bleichen Kindern und den zaushaarigen Weibern an der Tür haben sich eingenistet. Widerlich. Aber das alte Haus steht noch, umgeben von all dem Greuel. Das ist wie — hm, hast du mal das Grab des Heiligen der Sattler von Tunis gesehen? Es liegt mitten im Lederbasar, und der Verkehr flutet darum hin.«

Er hatte für einen Augenblick lebhafter gesprochen. Ich bejahte.

»Nun, ähnlich ist es mit unserm alten Hause. Nein,« setzte er nachdenklich hinzu, »eigentlich viel schlimmer. Zwischen toten und lebenden Sattlern weben noch allerlei Fäden. Zwischen dem Gebäu da draußen und dem Bijou der vor hundertfünfzig Jahren verstorbenen Mätresse seiner Durchlaucht aber ist keinerlei Zusammenhang. Ich war tiefbewegt, als ich, nach dreißig Jahren Morgenland, das alte Eisentor wiedersah, die schöne Schmiedearbeit von Anno dazumal. Der grüngestrichene Zaun enttäuschte mich schon etwas, die Hainbuchenhecke hatte doch viel, viel besser ausgesehen. Als ich dann aber dicht vor dem Tor stand, als ich den ausgeholzten Garten sah und gar das alte Haus, mit Anbauten rechts und links, alles zudem noch gelb verputzt — hol' mich der Teufel, ich glaube, ich stand völlig fassunglos da.«

Ich betrachtete ihn gerührt. Er sah in diesem Augenblick ordentlich gealtert aus. »Hat es dich denn so schlimm getroffen?« fragte ich vorsichtig.

Er nickte: »Wenn man ein Menschenalter hindurch in einem weißgetünchten Steinwürfel gesessen hat, ringsum nichts als Sonne, Sand und Meer — wenn es sich so lange Zeit hindurch ausgemalt hat, wie schön es sein wird, daß man, zu Gelde gekommen, Haus und Garten seiner Jugend zurückkauft — verstehst du, wenn man, hm, dreißig Jahre aus seinem Leben streichen und dort wieder anknüpfen will, wo es einmal aufgehört hat — na, du, ich frage dich — bricht einem da nicht alles, aber auch alles zusammen, so man derartige Gemeinheit findet?« — Schließlich fuhr er fort: »Wie oft hab' ich von Afrika her das Gespensterhaus gesehen! Ich erblickte es in seiner alten Schönheit — den weltabgeschlossenen, verwilderten Garten mit seinen verschlungenen und zugewachsenen Wegen, das graue Rokokohaus mit seiner Steintreppe und der hohen Glastür, den Krötenteich dahinter, der so unergründlich war und vor dem sich die ganze Stadt graulte. Schade, daß ich den Galgen auf dem nahen Galgenberge nicht mehr erlebt habe! Dessen riesiges Viereck muß ein netter Abschluß des Bildes gewesen sein. Aber nicht allein dieses, weißt du, nein, ich sah durch das alles hindurch, als wäre es aus Glas gewesen. Und als hätte ein unbekannter Wille sie als eine Anzahl von Bühnenbildern hinter- und übereinander aufgestellt — so erkannte ich eine Reihe von Geschehnissen, die sich in dem alten Hause abgespielt haben.«

Mein Freund verstummte. Ich musterte ihn vorsichtig. Spaßte er oder war's ihm Ernst? Doch er verzog keine Miene, und es sah aus, als lese er in den Flammen, zu denen er sich vorgebeugt hatte.

Da es schließlich unbehaglich wurde, fragte ich, leise scherzend: »Hast du auch den unterirdischen Gang gesehen, der vom Grauen Hof zu dem Heim der Mätresse geführt hat? Fehlten ferner die Schuhe und Streichhölzer nicht, die in derartigen Zimmern herumzuwirbeln pflegen?«

»Rede nicht solchen Blödsinn!« fuhr er auf. »So etwas ist dort nie gewesen. Mein Vater hatte, als sein Unternehmen wuchs — ich ging noch nicht zur Schule —, die Schreibzimmer in das Haus verlegt. Aber nur wenige Wochen, dann weigerten sich die Angestellten, dort zu arbeiten. Eines Abends, meine Eltern glaubten mich eingeschlafen, hörte ich, daß mein Vater zur Mutter sagte: Es hilft nichts, wir müssen wieder umräumen. Heut hab' ich's selber gehört — ein dumpfes Pochen gegen den Fußboden und, ihm folgend, ein widerwärtiges Gefühl der Beklemmung. Die Leute stürzten in den Garten, ich ging langsam hinterher, aber die Haare zu Berge — ich konnte und konnte nicht drinnen standhalten. So mein Vater. Daraufhin blieb das Haus verschlossen.«

»Seltsam ist es schon,« nickte ich nachdenklich. »Aber höre — man vernimmt jetzt gar nichts mehr von der Spukerei, und es ist doch bewohnt.«

»Was willst du?« wehrte er ab. »Eine Zeit der Wohnungnot und Wohnungzwangwirtschaft, eine Zeit des Kinos und des Rundfunks sieht und hört so was überhaupt nicht. Die Leute unsrer Tage sind blind und taub. Dafür haben bloß wir Alten Gefühl. Ich sah noch als größerer Junge einen dunklen Schatten durch den Garten

huschen — in der Dämmerstunde. Vielleicht war's nur ein großes Tier oder ein Apfeldieb. Ich jedenfalls nahm's für ein Gespenst — und das ist es mir allstund. So, und nun schänk' neu ein. Was ist das für 'ne Flasche? Burgunder — ja, der ist dick und dunkel genug für die Geschichte vom Gespensterhaus. Ich will sie dir jetzt erzählen — so wie sie mir dort unten in meinem kahlen Steinwürfel an der afrikanischen Küste allmählich gewachsen ist. Du kannst mir nachher sagen, ob ich sie mir im fremden Lande ausgedacht habe oder aber ob sie einfach die Summe dessen darstellt, was durch das Leben in jenem Garten in meine Adern geflossen ist. Hör' also zu!«

Das Kaminfeuer sauste, die Ledersessel knarrten, und gelegentlich knisterte es in der Täfelung. Ich aber wußte manchmal nicht, war es die südliche See, die an Palmufer schlug, oder das geheimnisvolle Raunen des alten Gespensterhauses in meiner Vaterstadt.

Der Leutnant — er war vierzehn Jahre alt, und seine Stiefel klafften von dem achttägigen Marsche — stieß das Eisentor auf und trat in die grüne Wildnis. Er stammte, wie fast alle in dem Zuge, aus Schlesien und fand nichts Absonderliches an seinem Eindringen. Nur Karl Kortfliesch stockte einen Augenblick, doch ein Stoß seines Hintermannes machte ihm Mut. Auch er beschritt den Garten.

Er war das einzige Tillstädter Landeskind unter der zusammengewürfelten Bande. O, er wußte, was es bedeutete, in den Vielschen Garten einzudringen. Kein Mensch in der Stadt, der nicht mit Gruseln dran vorbeiging. Karl staunte zu den riesigen Apfel- und Birnbäumen empor, in deren überhängende Zweige auch der frechste Straßenjunge keinen Stein hinaufwarf. Und dabei saßen sie zum Brechen voll an diesem heißen Nachmittage des zweiten August im Jahre achtzehnhundertneun.

Da gingen die Büsche auseinander, und vor dem Zug Jäger stand ein eisgraues Männchen.

Selbst den Leutnant, den sonst nichts verblüffte, beeinflußten Gestalt und Stunde. Er grüßte höflich und schnarrte: »Ich besetze den Vielschen Garten — dies ist doch der Vielsche Garten? Zeigen Sie den Mannschaften, wo sie Wasser holen können!«

Der Alte wiegte den Kopf hin und her, brummelte und sprach schließlich mit klarer, kräftiger Stimme: »Den Vielschen Garten darf keiner betreten. Der Herr Besitzer lebt in Ostindien und hat es streng verboten. Ihr müßt draußen auf der Landstraße lagern.«

»Befehl von Seiner Durchlaucht dem Herrn Herzog!« krähte der Kleine aufgeregt. Die Kerls standen dabei und grinsten über den unerwarteten Zwischenfall.

»Hihi,« lachte der Greis giftig, »von welchem Herzoge?«

»Mann, lebt Er überhaupt noch in der Welt? Weiß Er gar nicht, was hier vorgeht? Sein Landesfürst in eigner Person steht dort,« er zeigte irgendwo hin, »und kämpft gegen den Erbfeind. Versteht Er nun?«

Der Alte hatte seinen Dreispitz — er trug noch einen — bei Nennung des Herzogs gelüftet: »Wenn unser Herre Herzog höchstselber es befehlen, dennso will ich nichts darwider sagen. Seine Prinzliche Gnaden haben ja noch als Kind hier gespielt, damals wo sein Herr Großvater im Begriffe standen, den Garten zu verkaufen. Ja, ja.«

Mit diesen Worten schlurfte er von dannen, tauchte zwischen den Himbeer- und Ribesbüschen unter und — war spurlos verschwunden. Man hörte seines Ganges keinen Laut mehr.

Der Leutnant blickte sich hilflos um, bemerkte das blöde Gaffen der Kerls und riß sich zusammen: »Marsch marsch an die Besetzung der Hecke! Wir sollen die Wiesen zum Waldrande hin bestreichen.«

Die Jäger polterten rechts und links auseinander. Sie trugen Steine, Holzstücke und Erde zusammen, und jeder schichtete sich einen kleinen Stand auf, denn die Hecke war mehr denn mannshoch und sehr dicht. Als sie hinüberschauen konnten, legten sie ihre Büchsen oben auf das grüne Gezweige, suchten Schußfeld und schätzten Entfernungen ab. Schließlich zündeten sie die Hängepfeifen an und machten sich's bequem.

Hinter ihnen rauschte der alte Garten. Aber so sehr das Obst lockte — keiner verlor sich in den Zweigen. Wie durch eine Mauer blieb die verwunschene Wildnis von ihnen geschieden.

Karl Kortfliesch hielt am äußeren Flügel, dort wo die Hainbuchenhecke im rechten Winkel zurückbog. Der dicke Stamm eines Kirschbaumes trennte ihn von den andern, so daß selbst sein Nebenmann ihn nicht sehen konnte. Er war ganz auf sich allein angewiesen, und das Rauschen der Blätter, das Wispern der Halme vernahm niemand so eindringlich wie er.

Aber er hatte nicht viel Zeit, darüber nachzudenken. Denn schon begann die Schlacht. Die vier Geschütze des Herzogs erhoben ihr vergebliches Gebelfer gegen die dreifache Übermacht, das Dorf ging verloren, das Scheitern des feindlichen Reiterangriffs wurde nicht ausgenutzt. Im Handumdrehen war es Abend geworden, die Sonne lag schmutzigrot über dem Pawelschen Holze, und die ersten Truppen marschierten zurück.

Karls Herz zog sich zusammen, als er sie daherschleichen sah, immerhin noch in anständiger Ordnung. Er fühlte ihre Fußqualen mit, lag doch auch ihm der achttägige Gewaltmarsch in den Knochen. Er empfand die Schmerzen von

den Stößen der Flinten in der Schulter nach. Er roch den Pulverdampf, der beizend aus ihren Bärten aufstieg.

Ha, unwillkürlich stand er stramm — der Herzog! Das Gesicht finster, die Brauen selbst in der Dämmerung weiß hervorstechend, laut mit dem Gefolge scheltend. Jetzt — Terrab!

Vorbei.

Staubwolken. Das Rasseln der Kanonen. Die Leibkompanie.

Und schon tönten die Schüsse der Franzosen näher. Der Feind setzte nach.

Da, die letzten. Noch einmal knatterte ihr Rollfeuer rückwärts. Dann eilten sie im Geschwindschritt davon.

Gleich danach krähte die Stimme des kleinen Leutnants: »Abrücken! Wir decken den Abmarsch des Korps.«

Karl sprang von seiner Erhöhung in den Weg. Als er sich dem Garten zuwandte, bemerkte er, daß es nahezu finster geworden war.

»Schneller, Kerls, schneller, wir werden sonst abgeschnitten.«

Das Trampeln im Dunkel wurde lauter.

In diesem Augenblick war ein heulendes Pfeifen oben in den Zweigen. Ein fürchterlicher Krach folgte fast gleichzeitig.

Karl hörte eine Stimme: »Los doch, Mensch — er schmeißt schon Granaten rüber.«

Dann sang etwas in ihm, und ein großes Drehen begann.

Der Jäger erwachte aus seiner Betäubung. In der Brust jagte lohendes Feuer, und seine Kehle jappte nach Wasser.

Er schlug die Augen auf. Um ihn herum war's schwarz, nur über ihm bewegte sich grünsilbernes Geflimmer, und ab und zu glitzerte etwas Strahlendes herab — der Mond, der aufgegangen war.

Gelegentliches Puffen, das ihn an das Pratzeln beim Zwetschenmuskochen in der mütterlichen Küche erinnerte, brachte ihn vollends zu sich. Waren das nicht ferne Schüsse? Er tastete sich nach der Brust — wirre Fetzen und was Klebriges. Die Hand kam schwarz zurück, deutlich schwarz flatterte sie in einem durchfallenden Mondenstrahle.

Ich muß verwundet sein, stammelte Karl Kortfliesch. War da nicht vorhin eine Granate? O, und der Durst!

Er dachte einen Augenblick nach. Richtig, da lag er ja in dem Garten des Gespensterhauses. Na also, da mußte doch ein Brunnen sein. Gespenster? Ach was, alles gleich! Wasser, nur Wasser — und hinterher ein Verband.

Als er sich auf die Seite wälzte, hörte er das Pfeifen seines Atems. Dann kroch er auf allen vieren den Steig entlang. Seine Augen gewöhnten sich schnell an die Finsternis.

Aber der Weg dünkte ihn endlos. Nein, nicht mehr gradaus — lieber links in die Stauden hinein, das war sicherlich näher zum Wasser.

Es ging, es ging ganz gut. Er rutschte und stakerte sich unter den Zweigen der Stachelbeerbüsche vorwärts. Zwar versuchten die Dornen, ihn von seinem Ziele fernzuhalten, sie krallten sich in seinen rauhen Rock, sie griffen nach seinem Halse, die Blätter strichen abmahnend über sein schmerzverzogenes Gesicht — er jedoch zögerte nicht. Wasser, Wasser — das war sein Ziel.

Einmal fiel er jäh in sich zusammen. Stimmen, dichtbei — nein, doch wohl außerhalb der Hecke. Horch —

»Wollen wir nicht diesen Garten durchsuchen?«

»Wozu? Sie sind alle auf und davon, nach der Stadt. Komm nur zurück, der Hauptmann drängt schon.«

Ha — der Feind! Der Verwundete lag in seiner Furche still — wie ein Hase, dem der Hund dicht vorbeiläuft.

Erst nach einiger Zeit wagte er sich vorwärts. In langem Mühen stieß er auf niedriges Gemäuer.

Ein Brunnenrand? Bebend vor Freude zog er sich an den Steinen empor. Die Zunge hing weit heraus, und der Atem pfiff in lauten Stößen aus Hals und Brust.

Nichts — es war nur — ja, was eigentlich? Ah, eine Treppe, die in die Erde hinabführte — und eisigkalt wehte es von unten herauf.

Der Jäger stolperte weiter — er merkte gar nicht, daß er plötzlich zwei Rosenstäbe in den Händen hielt, an denen er sich fortschleppte.

Der Garten war hier offener. Das Mondlicht drang durch das Blätterwerk und warf weißliche Kreise auf den Boden. An einer freieren Stelle zeichnete sich sogar der Galgen am Himmel ab — ein riesiges schwarzes Zweieck vor flimmerndem Silberstaub. Es war wie eine Mahnung des Todes am Eingange zur Unterwelt.

Den Mann überlief's, aber er half sich voran. Es dauerte auch nicht mehr lange, da lag ein gepflasterter Platz vor ihm, und dahinter erhob sich das Haus.

Das Gespensterhaus, lächelte er bitter. Doch was verschlägt's? Gesund hätt' ich Furcht vor ihm gehabt, verwundet und als Soldat gilt mir's gleich. Nur Wasser — Wasser!

Sein Fuß stieß an die unterste der Steinstufen. Himmel, es waren drei Stück — drei Stufen! Wie sollte er die hinaufkommen?

Aber es ging besser als gefürchtet. Hupp — o! Hupp — o! Hupp — ah! Er stand oben, dicht vor der hohen Glastür.

Seine Hand fuhr daran herum. Der Griff gab nach, und der Flügel fiel zurück.

Drinnen war es völlig finster. Doch schon klappte eine Tür, ein Licht erschien, wurde größer

und zog den alten Mann nach sich, der am Nachmittag mit dem Leutnant gesprochen hatte.

Der Jäger suchte ängstlich sein Auge: »Wasser — etwas Wasser,« stammelte er.

Der Greis kicherte: »Hihi, ist also doch einer von euch Galgenvögeln hiergeblieben? Brustschuß, wie ich sehe. Ja, ja, war bei Krefeld und Minden nicht anders, damals unter unserm guten Herzog Ferdinand. Na, hihi, komm Er her. Ist ja Soldat des Herrn Neffen und Landeskind obendrein, wie ich höre — hihi. Soll auch ein schönes Zimmerchen haben, das beste Zimmerchen — ei, ei.«

Damit faßte er den Verwundeten am Arm, stieß eine Tür auf und führte ihn durch eine Stube, aus deren Dunkel einiges Schnörkelwerk auftauchte, in einen weiten Raum.

Hier eingetreten, schloß der Jäger geblendet die Augen. Erst nach einer Weile öffnete er sie, zaghaft — dann vor Staunen weit aufgerissen.

Das Gemach war voll von Menschen. Sie standen still und bewegten sich, graue und blaue Gestalten, und das Licht der Kerzen, die der Alte emporhielt, lief über sie hin und holte lauter Blitzen und Funkeln zwischen ihnen heraus.

Karl Kortfliesch starrte verwirrt um sich. So viele Menschen! Er wollte doch Wasser und Ruhe, nicht Menschen. Und daß die meisten von ihnen flackernde Leuchter über den Köpfen hielten. Sonderbar.

Der Soldat machte einen Schritt vorwärts — da trat die Hälfte der Leute von allen Seiten auf ihn zu, nur die mit den Leuchtern blieben im Hintergrunde.

Ha, jetzt begriff er — das war er ja selber, er, der Jäger Kortfliesch. Und die mit den Lichtern, das war der Alte, den er noch gar nicht genau hatte betrachten können.

Es sah alles aus wie verzaubert, doch es ging mit natürlichen Dingen zu. Die Wände des Raumes bestanden rundum aus Spiegeln, die dutzendfach das Bild der beiden Männer in jener Nachtstunde zurückwarfen.

»Hihi,« kicherte der Alte — seine linke Schulter stand hoch, seine Augen glitzerten boshaft, und wohin man auch blickte, taten zahlreiche Spukgestalten es ihm nach. — »Hihi, Freundchen. Weiß Er, wo Er steht? Hihi, im Schlafzimmer von unserm Herzog seiner Madame. Ja, ja, diesen Platz hätte sich mancher Grünschnabel gewünscht, ja, ja.«

»Hat denn der Herzog eine?« stammelte der Jäger.

»Hatte — hatte! Hihi, ist lange her. Die schönen weißen Gliederchen sind längst vermodert, hihi, vermodert. Als Seine Durchlaucht keinen Gefallen mehr dran fanden, mußte sie hinwerden — aber lange her, hihi, lange her. War der Herr Großvater — damals, als wir hierherzogen. — Doch ich sehe, Er kann sich nicht mehr auf den Beinen halten. Hier — leg' Er sich auf das Bett. Ich mach' es jeden Morgen frisch zurecht — gerade wie zu ihrer Zeit. Und jede Nacht verwühlt sie es, die Madame, die Marquise de la Bellecourt. Muß jeden Morgen nachsehen.«

Damit half er dem Verwundeten aufs Lager. Der blickte dankbar empor, schrak aber schmerzhaft zusammen, denn er sah über sich einen Mann im Bett liegen — der hing dort oben, und rings um ihn ein getäferter Fußboden dazu.

»Hihi,« kicherte der Alte los, »ja, ja, alles Spiegel, selbst an der Decke. O, Seine Durchlaucht waren Kenner, ja, ja, hihi.«

Jetzt im Liegen, die Augen vor all dem Wirrwarr geschlossen, empfand der Verwundete das Brennen in seiner Brust und die Qual des Durstes heftiger: »Wasser!« bat er, »gebt mir Wasser, nichts als Wasser, viel Wasser.«

»Recht so, Söhnchen, ich gehe schon, hol' Ihm, soviel Er mag. Gleich, hihi.«

Karl Kortfliesch blickte ihm nach. — Es sah aus, als wanderten Dutzende von Menschen dem Ausgange zu. Hier wurden sie kleiner und traten dichter zusammen. Jetzt klappte die Spiegeltür — und die Wände waren leer.

Nur ein Bett mit einem todwunden Kopf stand in jenem Spiegelabschnitt, und oben von der Decke drückte der hingeworfene Körper herab.

Der Krieger wußte nicht, wie lange er so gelegen hatte, ob der Alte zurückgekommen war und ihn gelabt oder der Wiederkehr vergessen hatte.

Er schlug die Augen auf. Das spiegelnde Gemach war immer noch da, und in ihm brannte eine Anzahl dreikerziger Leuchter — eigentlich nur einer, aber die Wände vervielfachten ihn. Manchmal fuhr ein leichter Windstoß durch den Raum, und dann drehten sich alle Flämmchen nach einer und derselben Richtung. Es war wie stille Verneigung oder wie mitternächtiger Tanz.

Plötzlich bewegten sie sich stärker und zeigten sämtlich nach der Tür hin, lauter gelbe Händchen unsichtbarer Geschöpfe. Ja, sie knisterten lauter als sonst, und es klang gleich wortloser Begrüßung, der ein Rauschen folgte.

Der Jäger hob mühsam den Kopf. Ha — da stand — da stand was am Eingange! Jetzt kam es näher — und sofort setzte es sich an allen Wänden in Bewegung.

»Mein Gott,« ächzte der Soldat, »eine Madame!«

Und heran schwebte in breitem Reifrock, die Taille langgespitzt, das lächelnde Gesichtchen von einem Riesenhaaraufbau überhöht, eine Frau. Sie legte dem Mann ihr Händchen auf die Stirn und fragte: »Was ist's mit Ihm? Hat's Ihn erwischt? Ja, die Franzosen treffen gut.«

Die Kühle der Hand und der Wohllaut der Stimme senkten sich friedsam auf den Verwundeten herab. Er sah nicht mehr das Vielfache ihrer Erscheinung, sondern nur sie allein, die hoheitvoll und mitleidig vor ihm stand.

»Rück' Er ein wenig,« bat sie. Dann setzte sie sich auf den Bettrand — es krachte und rauschte dabei in ihren Röcken, und ihre nackten Schultern verschwanden in Seide und Tüll.

Der Jäger betrachtete eine Weile ihr Gesichtchen. Es war gepudert und an der Wange durch ein schwarzes Halbmöndchen belebt. Fröhlicher Leichtsinn lag über all dieser Lieblichkeit ausgebreitet, aber aus den sehr weiten, glänzigen Augen trat doch der Ernst der Stunde, ja vielleicht die Düsternis gelebten und längst abgeschlossenen Schicksals heraus.

»Daß Er sich zu meinem Hause hergefunden hat, so spät in der Nacht,« sagte sie weich.

»Ach, eine Granate hat mich getroffen, gerad' als wir abrücken wollten.« Er seufzte, die schöne Frau aber strich über seine Hände.

»Schulterschuß — nun, das ist nicht so schlimm. Er wird ruhig einschlafen. Bedenk' Er doch,« ihre Stimme sank zum Flüstern, »wie sie da unten gelitten haben.« Sie neigte das Köpfchen ein wenig: »Horch — da — merkt Er's?«

Der Verwundete strengte sein Ohr an. Dumpfes Pochen drang aus der Tiefe herauf — wuff — wuff — wuff.

Die Dame blickte ernst zu dem Soldaten nieder und hauchte, die Augen ganz weit: »So geht es nun Nacht für Nacht. Und es ist doch vergebens. Aber es sind Verdammte, die nicht wissen, daß alles Ringen gegen die finsteren Mächte eitel ist.«

Karl wurde unruhig. Er warf sich hin und her: »Wo bin ich eigentlich? Wer sind denn Sie, Madame?«

»Oha,« sie war wieder nichts als Liebreiz und Schelmerei, »Er ist in meinem Hause, ja — haha — Er liegt in meinem Bette. Und ich,« sie ward plötzlich ganz Würde — »ich bin die Marquise de la Bellecourt — Eugénie de la Bellecourt.« Ihre Stimme perlte, während sie den hübschen Namen wiederholte. »Früher hieß ich anders, in jener Zeit, da ich noch schuldlos war. O, ich weiß es wie heute, als der Herzog mich auf der Reichenstraße sah — dort wohnte meine Mutter nämlich —«

»Dort stamme ich auch her,« rief der Jäger erfreut.

»Schau' an, da sind wir ja ganz besondere Landsleute.« Sie lachte fröhlich auf und klatschte in die beringten Hände. »Was wollte ich doch sagen? Ach so. Am Nachmittag noch mußte ich auf den Grauen Hof — und in acht Tagen war ich Marquise de la Bellecourt und damit hoffähig. Er baute dieses Schlößchen für mich. O, ich sage Ihm, Tag und Nacht haben sie dran geschuftet. Mein Großvater selber, der Maurer war, hat mitgearbeitet — einen Vater, muß Er wissen, hatt' ich nicht.«

Sie blickte etwas verlegen nach ihm hin. Der Jäger wurde rot. »Ich hatte auch keinen.«

»Na aber,« sie wurde schnell wieder fröhlich, »dann hatten wir beide keinen. Wir werden uns immer ähnlicher. Doch hör' Er weiter zu. Ich muß es Ihm erzählen, weil ich hier so selten wen zu einem kleinen Schwatz habe. Die mürrischen Kerle da unten,« sie stapfte mit dem Stöckelschuh auf, und das Pochen tönte erneut aus der Tiefe empor, »die da unten sprechen nicht gerne. — Ja, es waren ein paar lustige Jahre, in Rausch und Glanz. Die Steuern des Landes kamen eigentlich nur für mich ein. O, wenn wir nachts unsre Schäferspiele aufführten! Wenn er mich nackt durch den Garten trug. Ach und hier — im Spiegelzimmer.«

Sie blickte versunken vor sich hin — inmitten der vielen Frauen, die versunken rundum saßen und bestrahlt wurden von den unzähligen drei Kerzen, und angesichts des todwunden Mannes.

Ein schwerer Atemzug hob ihren prallen Schnürleib: »Ach, all dies ist vergangen. Als ich einmal Pech gehabt hatte und er es merkte, da war er wie ausgewechselt. Er wütete und tobte, und mehr denn einmal bin ich schreiend durch Haus und Garten gerannt, auf der Flucht vor dem Rasenden. Als das Kind zur Welt kam« — sie sprach immer leiser — »wurde das Schlößchen umstellt. Aber,« wildes Lodern trat in ihre Augen, »ich habe sie doch angeführt. Der Alte, das heißt, damals war er jung und verehrte mich heimlich, der hat das kleine Mädchen herausgeschmuggelt. Trotz allem Suchen — es blieb verschwunden. — Wie meint Er? Was draus geworden ist? Ich weiß es nicht. Ich starb ja bald danach. Der Alte hat es zu Großvater gebracht, und der wird es wohl aufgezogen haben, so wie er es mit mir getan hatte.«

»In welchem Haus auf der Reichenstraße war denn das?« fragte der Soldat.

»Im Hoppenstedtschen Hinterhaus. Kennt Er es vielleicht?«

»Natürlich, da hab' ich ja auch gewohnt.«

»Ach nein,« sie schlug vergnügt die Hände zusammen, »wie lustig! Was hat Er denn für einen Namen?«

»Karl Kortfliesch.«

»Wie heißt Er?« Sie war plötzlich tieferust geworden, beugte sich zu ihm hinab und starrte ihn an. »Kortfliesch? So hieß ich ja, bevor ich Marquise wurde. Sagte Er nicht, Er habe keinen Vater gehabt? Wie — mein Gott, mir ahnt etwas — sprech Er, schnell, wie hieß Seine Mutter?«

»Eva Kortfliesch.«

»Oh — und — und einen Großvater hatte Er nicht, wie?«

»Nein — o Madame, Sie meinen doch nicht —?«

Sie hatte die Hände vors Gesicht geschlagen. Der Soldat sah ängstlich zu ihr empor. Endlich nahm sie die Hände herunter. Ihre großen Augen blickten dunkel auf ihn. Aus jedem löste sich eine Träne, ein helles Kügelchen, in dessen Rundung Kerzenschimmer und Spiegelglanz sich wiederholten. Jeder dieser winzigen, klaren Bälle schwebte einen Augenblick über dem Lidrande, stürzte auf den Vorsprung der Wange, zögerte dort ein weniges im Pudermehl, rollte weiter und fuhr tiefab auf die Büste. Hier bewegte er sich, wiederum von Puder gehemmt, langsam vorwärts und verschwand schließlich mit entschlossenem Ruck in der dunklen Spalte.

Es war wie der Lebenslauf eines Menschen, wie der Gang der ganzen Welt — dieses Erscheinen, dieses Fallen, dieses Dahinschwinden — alles plötzlich und durch Zögern wohl aufgehalten, doch nicht verhindert.

Die Frau sah jetzt älter aus. Sie neigte dem Verwundeten ein mehr mütterliches Gesicht zu: »Ja, ich bin deine Großmutter. Ich sehe, unser Stamm ist sich treu geblieben. Von meiner Mutter ab haben wir Kortfliesch durch drei Geschlechter keine Väter gehabt. Du hättest den Bann brechen können, aber nun —. Doch sprich, ist meine Eva tot?«

»Mutter ist gestorben, als ich zehn Jahre alt war. Sie war Waschfrau —«

»Ach du lieber Gott!«

»Ja, sie hatte es sehr schwer, und ihrer Freuden waren wenige. Ich bin als Gassenjunge aufgewachsen und wurde mit zwölf Jahren Trommler bei der Leibgarde.«

Die beiden, die sich so unerwartet in dieser Sommernacht und im Gespensterhause gefunden hatten, verharrten Hand in Hand still beieinander. Die Kerzen knisterten leise, und an den Spiegelwänden hielten ihre und der beiden Menschen Bilder vervielfachte Auferstehung.

Wasser!« stöhnte der Jäger. Die Frau labte ihn.

»Wie ward es denn weiter mit dir, Großmutter?« fragte er.

»Ach, lieber Junge, das war schrecklich,« seufzte sie. »Er mißhandelte mich, und ich hatte keinen Menschen, der mir half in meiner Not. Eines Nachts sprang ich vor seinen Schlägen aus dem Fenster und schleppte mich trotz rasender Schmerzen im Bein nach dem unterirdischen Gang hin. Dort versteckte ich mich.«

»So gibt es wirklich diesen Gang?« fragte Karl. »Sie erzählen in der Stadt davon und glauben, er führe vom Gespensterhause zum Grauen Hof oder zur Brüdernkirche.«

»Ich habe wirklich keine Ahnung, wie weit er reicht. Ich kroch damals eine ziemlich lange Strecke in ihm fort. Es war völlig finster, und ich stolperte oft über Hindernisse. Sie kamen auch ein Stück hinterher. Ich hörte das wohl, hörte auch, wie sie einmal laut aufschrien — gellend laut, sag' ich dir. Dann flohen sie hinaus. Ich muß dort eine Weile geschlafen haben. Nachher kroch ich zum Ausgang zurück — ich weiß aber nicht genau, ob ich nicht in die falsche Richtung geraten bin, tiefer ins Innere hinein. Jedenfalls stieß ich zuletzt an eine Mauer. Und ich vermeinte, sie hätten sie gezogen, um mich einzusperren.«

»Nun, und dann?« drängte der Enkel bebend.

»Ja — und dann,« dehnte sie, »dann bin ich verhungert, langsam und elendiglich verhungert. O, du brauchst nicht zu weinen, Kind, es ging sehr schnell, glaub' ich. Hat man solche Qualen durchgemacht wie ich vorher — dann stirbt man gern und leicht. Ich hatte mein Leben erfüllt — und wer das getan, der hat nichts mehr zu erwarten. Übrigens ist es da unten gar nicht so schlimm. Steh auf und komm mit!«

»Ich — ich glaube — ich kann nicht hoch.«

»O doch, du kannst schon,« ermunterte sie. »Schau, es geht. Wer in deiner Lage ist, der braucht nur zu wollen, und alle Tore öffnen sich ihm.«

Der Jäger stand schon vor dem Bett, und seine Großmutter, ehemals unserm Herzog seine Madame, faßte ihn vorsichtig unterm Arme.

Langsam schritten sie durch den mächtigen Raum. Die Kerzen, die zahlreichen falschen ebenso wie die drei wirklichen, drehten sich alle der Tür zu, und mit ihnen schritten die beiden Menschen, in Gemeinschaft ihrer vielen Spiegelbilder, zum Ausgang hin.

Die Baumwipfel des Gartens standen wie Berge da, vom Licht des Mondes überschneit.

Der Jäger hatte aber nicht Muße, sich der weißen Farbe zu verwundern, denn schon tauchten sie in dem tiefen Schatten unter, schon standen sie am Mundloch des Stollens. An der Hand der Marquise ging das alles viel schneller und schmerzloser als vorher allein und in Qualen.

»Da sind wir,« flüsterte die Frau, »nun behutsam ein paar Stufen hinab und dann immer geradaus. Je tiefer wir in das Dunkel hineinkommen, um so heller wird es.«

Der Soldat verstand diese Worte nicht ganz. Er fragte nur: »Ist das der unterirdische Gang?«

»Er ist's,« nickte sie lächelnd. »Du warst schon gestern abend hier.«

»Der bis unter die Stadt führt?«

»Nun,« sie zuckte die Schultern, »jedenfalls erst einmal zum Galgen.«

»Wie« — sein Fuß zögerte — »zum Galgen? Was soll ich denn dort?« Er fühlte erneut die Brustwunde brennen.

»Ruhig doch. Ich will dir nur zeigen, wo ich liege, und wo sie arbeiten. Komm,« drängte sie, »oben verdorben — unten gestorben.«

Die Marquise geleitete ihren Schützling sanft die wacklige Stiege hinab.

Das Dunkel verschlang die beiden Gestalten, wie Nacht den Tag, wie Vergangenheit die Gegenwart verschluckt.

Unten überlief es den Kranken mit kühlen Schauern. Er zitterte, und seine Zähne klapperten gegeneinander.

»Du gewöhnst dich gleich dran.« Ihre Stimme rieselte über seine Seele wie laues Bad. »Kannst du mich erkennen?«

Er starrte schärfer in das Schwarz hinein, das dick um ihn stand. Als ihre Stimme verhallt war, kam er sich einen Atemzug lang völlig verlassen vor.

Doch dann gewahrte er einen lichten Schimmer. Der wuchs nach unten hin und nahm feste Umrisse an, bis er die Gestalt der Marquise nachzog. Es sah aus wie zierlicher Blumenkelch, der aus breitem Blattgerank aufsteigt. Silbriges Leuchten ging von der Gestalt aus, das erhellte zunehmend den unterirdischen Gang. Der Todwunde blickte erstaunt in das weiche Glimmern hinein, und ihm ward zum ersten Male die Ahnung einer Wunderwelt, die den Menschen verschlossen bleibt, solange sie am Tage atmen.

Die Frau nahm ihn an der Hand und schritt, ihm halb vorauf, tiefer in den Gang hinein. Als er sich gewöhnt hatte, vernahm er dumpfe Schläge. Lauschend blieb er stehen: »Sind das —?«

»Ja, das sind die Unterirdischen, die sich abplagen — doch du wirst sie gleich sehen. Schau' inzwischen hierher!«

Sie wies auf die Wände des Ganges. Anfangs gemauert, zeigten sie jetzt die rohe, mit glitzernden Tropfen besetzte Erde. Aber sie waren vom Boden bis zur Decke kosenartig angefüllt mit hellen Dingern — der Jäger beugte sich vor, es waren Gerippe. So weit er blickte, Gerippe — eins über dem andern und eins neben dem andern. Das fing unten auf der Erde an, da ruhte das unterste Gerippe, zugedeckt mit einer dünnen Schicht Erde. Darüber folgte das zweite Gerippe, wieder eine Lage Erde. Oben noch ein Gerippe und noch einmal Erde.

Karl Kortfiesch blickte seine Großmutter unruhig an: »Das ist ja ein wahrer Friedhof hier unten!«

»Weißt du nicht, was das ist? Wir stehen mitten in dem Gräberfelde derer, die am Galgen gestorben sind. Seit Hunderten von Jahren hat man sie hier zusammengescharrt, erst neuerdings hörte das auf. Ach, weißt du,« sie seufzte, »diese Menschen sind zu beneiden, sie haben doch wenigstens ein anständiges Grab. Und doch sind sie nicht zufrieden. Laß uns weiterwandern — zwischen Toten darf man nicht stillestehen. Gleich wirst du es selbst gewahren. Horch — es klingt lauter, von Schritt zu Schritt lauter!«

Dumpfer und stärker dröhnte das Klopfen und Pochen aus der Finsternis daher.

Eine Biegung und — der Jäger verhielt betroffen. Der Gang voraus zeigte sich stark erweitert und ward durch ein Feuer ziemlich hell erleuchtet.

Mitteninne standen drei riesige schwarze Pfeiler. Sie trugen die Decke, aber es schien, daß sie durch diese nach oben hindurchstießen. Um sie herum sprangen eine Anzahl Schemen — flatternde Gestalten, unscharf umrissen und halb durchscheinend, nicht Hauch noch Körper. Sie schwangen mächtige Äxte — das einzig Handfeste an ihnen — in den Armen und schlugen damit auf die drei Pfosten in ihrer Mitte los.

Rumm — bumm — buff — schütterte es in dumpfem Dreivierteltakt durch die Erde. Rumm — bumm — buff. Rumm — bumm — buff.

Sie hackten wie unsinnig auf die schwarzen Säulen los. Jede zeigte am Fuß einen weißen Einhieb, aber der Splitter, die daraus abflogen, waren wenige.

»Ahnst du, was dies zu bedeuten hat?« flüsterte die Marquise.

»Nein, was wollen sie?« Seine Stimme klang belegt, und er mußte die Worte herauswürgen.

»Sieh — die schwarzen Stämme sind die Füße des Galgens, der so tief in der Erde verankert ist. Wir stehen hier nämlich unter dem Galgenberge, mußt du wissen. Und manche von denen da hinten,« sie wies nach den Gräbern der Gehängten zurück, »können ihre Hinrichtung nicht verwinden. Allnachts rappeln sie sich aus ihren Abteilen heraus und versuchen, den Galgen zu kappen. Ihre Knochen bleiben liegen, doch ihre Seelen, ihre verdammten Seelen stürmen heran und mühen sich stundenlang um das Holz. Bis oben hin tönen die Schläge, allein die Lebenden dort oben verstehen ihre Sprache nicht. Sie glauben, es seien Gespenster — vielleicht aber sind es die verborgenen Stimmen des menschlichen Gewissens.«

Ihr Flüstern zitterte an den feuchten, von Lichtzaden überhuschten Wänden hin und verlor sich schnell in dem dumpfen Dröhnen, das die Erde durchbebte.

Die Marquise nahm wieder das Wort: »Mein Kind, man kann seine Tat nicht aus der Welt schaffen dadurch, daß man sie bereut, oder daß man ihre Folgen sucht ungeschehen zu machen. Das nützt alles nicht. Untat zeugt Untat, und es ist vergebliches Beginnen, wider seinen Galgenpfahl zu rennen. Doch diese Toren werden das niemals begreifen. Und nun sollst du mich noch liegen sehen.«

Sie faßte ihn erneut unterm Arm und führte ihn in einen Seitengang. Der war kurz, und das Licht vom Saale der Verdammten reichte nicht bis hierher. Im letzten Winkel lag ein Skelett, die Rippen unnatürlich eingeengt, die Glieder wild durcheinandergeworfen.

»Da blick' hin,« sagte sie einfach und mit unbewegter Stimme, »das ist, was von mir übrigblieb — damals, als sie mich eingemauert hatten. Das ist deine Großmutter.«

Der Soldat lehnte sich fester an seine Führerin. Er schluchzte.

»Laß uns gehen,« drängte sie und strich über sein Haar. »Es dauert nicht lange, dann —«

Karl Kortfliesch stöhnte gequält auf. Die Schmerzen in seiner Brust glühten und hämmerten heftiger. »Wasser!« jammerte er.

Die Großmutter neigte sich über ihn und reichte ihm ein hohes, spitzes Glas. Aufatmend blickte sich der Verwundete um.

Er lag wieder in dem breiten Bett, und ringsum war das Huschen der Lichter und die Bewegungen der Spiegel.

»So also geschah es,« hauchte die Frau und blickte zärtlich auf den Enkel nieder.

»So also geschah es,« flüsterte der ihr nach, »so also.«

Und dann wurde ihm plötzlich leichter zumute. »Großmutter,« stammelte er, »es ist alles gar nicht so schlimm. Vorhin warst du Silber, und jetzt bist du Fleisch. Aber — aber — bleib doch bei mir — Großmutter — lauf doch nicht weg!«

Er richtete sich keuchend auf und starrte in das Zimmer hinein.

Die Marquise wich von ihm fort. Mit großen feuchten, weniger traurigen als lockenden Augen blickte sie unverwandt nach ihm zurück. Den Finger hielt sie auf dem Munde.

In dem Maße, wie sie sich entfernte, veränderte sich das Aussehen des Raumes. Die Wände und die in ihnen gespiegelten Gestalten blaßten ab. Die Frauen, die dort ihr Wesen hatten, glitten nach der Tür hin und wurden kleiner. Tageslicht stahl sich grau und nüchtern durch das Fenster herein.

Bei den letzten drei Schritten, die die Marquise zu machen hatte, erlosch eins der drei Lichter nach dem andern. Sie zeigten nach der Frau hin, streckten ihre Goldhändchen in zitterndem Verlangen nach ihr aus — und dann erstarb das erste — danach das zweite — und zuletzt das dritte.

Die Tür klappte zu. Die Spiegel standen still und leer und stumm. In dem Zimmer schwebte der rätselvolle Augenblick zwischen Nacht und Tag.

Der letzte Schlag, aus der Erde dumpf herauftönend, verhallte, leis' und klagend.

Der Jäger war tot. — — —

Mein Freund und ich saßen stumm. Das Feuer im Kamin war erloschen, die Zigarren verglüht, der Wein in den Gläsern war schal geworden.

Ich erhob mich. Nachdenklich knipste ich ein Stäubchen vom Ärmel: »Jetzt begreif' ich, was dir der Verlust dieses Hauses bedeutet.«

»Begreifst du? Ich sage dir, die Kanäle, die von diesem Hause in die Stadt, nein, bis in die Welt laufen — die haben mich im Morgenlande am Leben erhalten, die haben mich hierher zurückgeholt.«

Wir schwiegen.

Schließlich sagte ich, im Fortgehen: »Es ist keine Gespenstergeschichte, wie man sie sonst wohl hört —«

»Blech!« rief er rauh. »Die Gespenster, die in unserm Inneren wühlen, sind viel sonderbarer als jene andern, die einem die kalte Hand auf die Schulter legen. Manchmal müssen wir nach Afrika gehen, um uns selbst und noch manches andre zu verstehen — das hat schon mancher erfahren. Schlaf wohl!«

»Gute Nacht!«

Vöglein

Vöglein zwitschert gar so helle,
Ist ein lustiger Geselle.
Mit dem Tag erwacht sein Lied:
„fief is de Klock! 't is Tid, 't is Tid!"

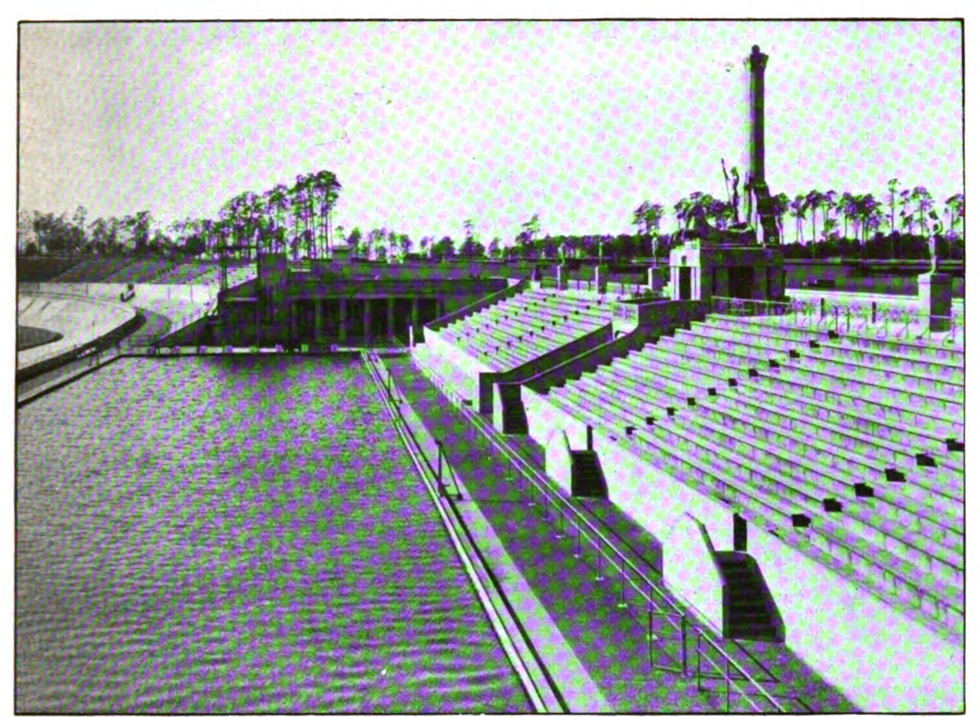
Holt zum Nest sich hier ein Stöcklein,
Da ein Hälmchen, dort ein Flöcklein,
Singt bei allem Tun und Mühn:
„Hille mot 'n sien, mot 'n sien, mot 'n sien!"

Pickt sich manches fette Stückchen,
Bald ein Lärvchen, bald ein Mückchen.
Schlägt's dann Mittag, klingt sein Lied:
„Kiek in 'n Pott – 't gifft Klüt, 't gifft Klüt!"

Wetzt den Schnabel, streicht ums Weibchen,
Putzt das federbunte Leibchen,
Hügt und neigt das Köpfchen schief:
„Lüttike, büst mien Wief, mien Wief?"

Wenn sich dann der Hain verdüstert,
Sitzt es still und aufgeplüstert,
Birgt das Köpfchen, wispert müd:
„fiertid hüt, 't is fiertid hüt!"

Georg Bodenheim



Aufn. Riebicke, Charlottenburg

Das Deutsche Stadion bei Berlin: Schwimmbahn

Deutschlands Kampfbahnen

Von Dr. Max Ostrop (Münster i. W.)

Die höchste Behörde der gesamten deutschen Turn- und Sportbewegung, der Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen, hat vor kurzem einen Gesetzentwurf vorgelegt, der eine Spielplatzaufsicht der Gemeinden mit Unterstützung von Reich und Staat vorsieht. Und zwar hat er eine Spielplatzfläche von drei Quadratmeter für den Kopf der Bevölkerung als das zu erreichende Mindestmaß verlangt, eine Fläche, die übrigens in vielen Städten, und nicht nur in Großstädten, schon erreicht oder überboten ist.

Es waren zunächst die ersten und auch immer noch eigentlichen Träger der Bewegung, die Sportvereine, die unter den größten eignen Opfern, mit Unternehmungslust und Tatkraft, vielfach auch durch eigne werktätige Mitarbeit ihrer Mitglieder diese Sportplätze geschaffen haben, und dann in den letzten Jahren nach dem Kriege auch die Gemeinden, die die Notwendigkeit von Spielplatzflächen und Kampfbahnen eingesehen hatten. Und so sind denn jetzt bereits überall in den Städten unsers Vaterlandes diese zahlreichen, oft geradezu wundervollen Anlagen entstanden, die ihren Schmuck und Stolz bilden und es wohl verdienen, auch einmal vor einem größeren Kreise im Zusammenhang und Überblick gewürdigt zu werden.

Eine ganz neue Aufgabe war es, vor der auf einmal unsre Baumeister standen. Die Gestalt der neuzeitlichen Kampfbahn wurde bedingt durch ihre grundlegenden Bestandteile, das Spielfeld und die umherlaufende Rundlaufbahn, und kam damit zu einer ovalen Form, die im großen und ganzen nur geringen Abweichungen und Besonderheiten Raum ließ.

Dieser Kernplatz bildet die Grundlage auch für die größte Anlage, die immer auf ihn zurückgehen muß. Mit der mächtig voranschreitenden Entwicklung der Bewegung, mit den erhöhten Anforderungen, die die Sportler selbst an die Abwicklung des Sportbetriebs stellten, mit den sich immer mehr steigernden Zuschauermengen, die in viele Zehntausende gehen, mußten sich diese ersten Sportplätze von selbst weiterentwickeln. Um auch andern Sportarten als nur dem Rasensport Raum zur Entfaltung zu geben, wurde eine Schwimmbahn, auch wohl eine Radrennbahn in die Kampfstätte einbezogen, die Plätze für die Zuschauer wurden terrassenförmig immer höher aufgeführt, Tribünen wurden errichtet: so entstanden von selbst die neuzeitlichen Großkampfbahnen.

Aber weiter noch ging die Entwicklung. Die Vereinigung verschiedener Sportzweige in einer Kampfbahn brachte manche Schwierigkeiten mit



Aufn. Riebicke, Charlottenburg

Das Deutsche Stadion bei Berlin: Haupteingang und Ehrenloge

sich, jede wollte besonders zu ihrem Rechte kommen, noch andre Sportarten verlangten Raum, Übungsfelder mußten vorhanden sein, und so schritt man zu den großen Sportparks vor, die eine Zusammenfassung einer ganzen Reihe von Einzelanlagen zu einem großen Ganzen bilden.

Die erste große, für alle späteren Bauten maßgebende Anlage einer neuzeitlichen deutschen Kampfbahn, die Mutter gewissermaßen unsrer Großkampfstätten, ist das Deutsche Stadion im Grunewald bei Berlin, das, von dem Deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen mit privater Unterstützung erbaut, 1913 in Gegenwart des Kaisers feierlich eröffnet wurde. Hier zum erstenmal verkündete der deutsche Sport seinen Kulturwillen; statt häßlicher Sandplätze zwischen Bretterzäunen und Brandmauern nun auf einmal Schönheit, Geschmack, Kunst! In der Tat hat der Erbauer dieses Stadions, Baurat Otto March, hier ein Werk geschaffen, das, eingebettet in die märkische Ebene, umstanden von ihren Kiefern, »mit seinen schlichten Formen, seiner klaren und straffen Linienführung, seiner genialen Großzügigkeit und seinem Schmuck an Bildwerken klassische Schönheit zeigt« (Krause, Das Deutsche Stadion).

Vom rein sportlichen Standpunkt war an diesem ersten und fast schon eine vollkommene Lösung zeigenden Bau bemerkenswert, daß er außer dem Rasensport im Innenraum auch dem Radrenn- und Motorradsport in der Radrennbahn sowie dem Schwimmsport in der Schwimmbahn eine Stätte bot. Von der Vereinigung mit einer Radrennbahn ist man seitdem wieder abgekommen; ist sie notwendig, so wird sie besonders gebaut, weil sie sonst die ganze Anlage zu sehr beherrscht und ihren Eindruck bestimmt. Dies ist z. B. bei dem Elberfelder Stadion der Fall, das, landschaftlich außerordentlich reizvoll, unmittelbar an der Wupper mit ihrer Schwebebahn und zu Füßen der Höhenzüge des Bergischen Landes liegt. Auch durch seine formschönen, von Architekt Wilkens geschaffenen Bauten zeichnet sich diese Anlage aus.

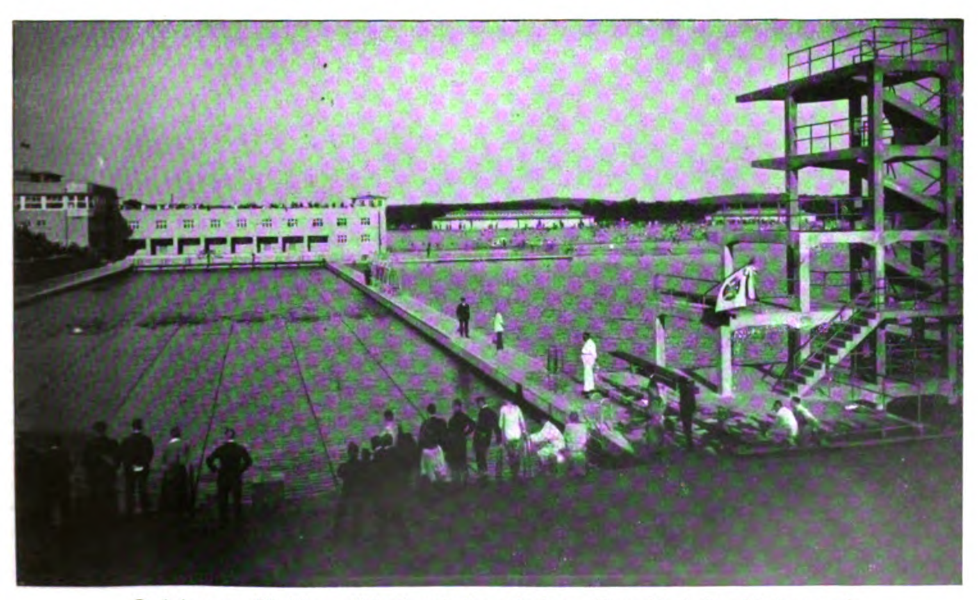
Wertvoller ist dagegen die Vereinigung mit einer Schwimmbahn; ja, keine Kampfbahn sollte ohne eine solche sein. Das Wasser mit seinem schönheitlichen Reiz ist auch hier, wie überall in der Landschaft, das belebende Moment, außerdem sprechen gesundheitliche und sportliche Gründe für die Einfügung einer Schwimmbahn in die Kampfstätte, ja, die vereinte und abwechselnde Übung auf dem Rasen und im Wasser verdoppelt den Nutzen der Körperübung. Bei keiner andern deutschen Kampfstätte ist die Vereinigung so geglückt wie beim Deutschen Stadion, wo die Schwimmbahn ganz in die Hauptkampfbahn einbezogen ist, die Wasserfläche offen daliegt, so daß sie förmlich zum Hineinspringen anlockt, und die Gebäulichkeiten sich in ihr widerspiegeln. Die andern Kampfbahnen haben die Schwimmbahn für sich neben das Hauptkampffeld gelegt. Besonders wirkungsvoll konnte sie in Duisburg zur Geltung kommen, wo das ohne große Bauten und Tribüne errichtete städtische Stadion an der Wedau, auf einem von Krupp zur Verfügung gestellten Gelände, unmittelbar an dem Mar-



Duisburger Stadion: Kampfbahn

garetensee liegt, so daß die Zuschauer selbst Sportsleute sein müssen. Hier erstreckt sich eine vorzügliche Schwimmkampfbahn und weiter ein großes Strandbad, das Tausenden von Großstädtern im Sommer tägliche Erholung und Erquickung gewährt. Weiterhin schließen sich noch zwei Seen an, die für Regattazwecke dienen.

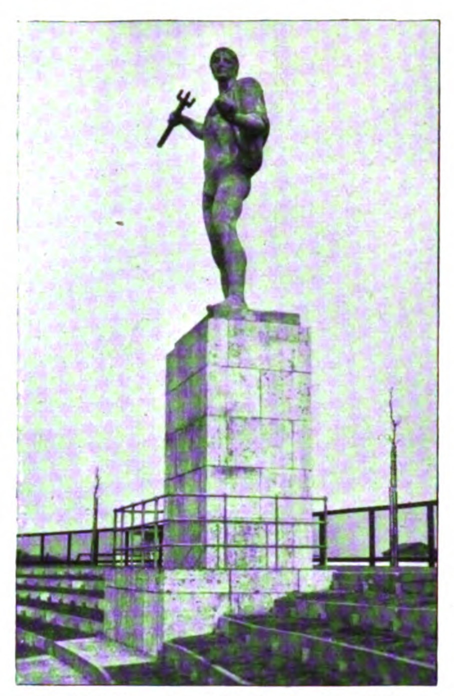
Ähnlich ist auch in Düsseldorf die Schwimmbahn mit der Kampfbahn verbunden; der mit Professor Netzers kraftvollem Bildwerk des Blitzeschleuderers gekrönte Zuschauerwall trennt beide. Leider konnte der Rhein nicht mit für die Anlage ausgenutzt werden; nur ein Blick von diesem Wall aus läßt ihn erkennen. Aber



Duisburger Stadion: Schwimmbahn mit dem Strandbad im Hintergrund

auch das genügt wohl, um diese Schöpfung der Stadtbauräte Hogrefe und Freese »Rheinstadion« zu taufen.

Der Westen Deutschlands steht bei uns im Bau großzügiger Kampfbahnen unbedingt voran. Zu den Anlagen am Rhein, in Köln, Düsseldorf und Duisburg gesellen sich im dichtbesiedelten Industriegebiet die gleichfalls städtischen Anlagen in Mülheim, Oberhausen, Hamborn, Dortmund und etwas weiter die in Elberfeld. Es ist im Wettbewerb unter den Städten des Guten schon fast zuviel geschehen; man hätte vielleicht auf das eine oder andre Stadion verzichten sollen zugunsten mehrerer Übungsplätze.



Rheinstadion in Düsseldorf: Der Blitzeschleuderer von Prof. Hubert Netzer

Von besonderer Eigenart unter den Kampfstätten des Landes der Schlote ist die von Baurat Strobel geschaffene Kampfbahn »Rote Erde« der Stadt Dortmund. Auf einem Höhenzuge unweit der Stadt gelegen, bietet sie einen weiten Ausblick, der das Auge bis zu den Kämmen des Sauerlandes schweifen läßt. Ihren eignen Charakter erhält sie durch die Art der Ausführung: die ganze Anlage ist aus dem dort gebrochenen Ruhrkohlen - Sandstein aufgeführt, der unbehauen in großen Stücken vermauert ist, aber doch bei jedem Stein die überwachende Hand des Baumeisters erkennen läßt. Dieses Material gibt der Anlage ihre besondere Wirkung, verleiht ihr etwas Urwüchsiges, Bodenständiges, dazu gleichzeitig etwas Wuchtiges und Trutziges. Überkrönt gewissermaßen wird die Anlage durch Deutschlands größten Hallenbau, die Westfalenhalle.

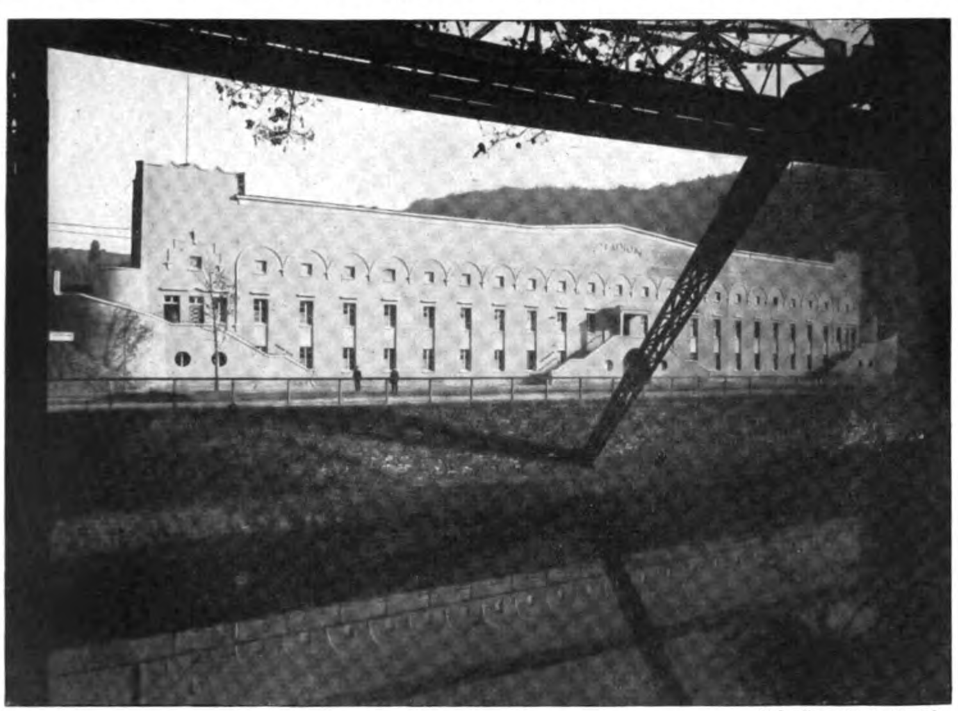
In reizvollem Gegensatz zu dieser Sportstätte steht die Hessen-Kampfbahn in Kassel. Unmittelbar vor der Orangerie neben der Fulda hingelagert, betont sie den Gartencharakter. Voll intimer Schönheit ohne große Zuschauerwälle und Tribüne liegt der Platz da inmitten alten Baumbestandes. Man glaubt in einem Park zu wandeln; in ihrer Weise ist dies eine der schönsten deutschen Anlagen.

Ähnlichen Geist, nur in größere Verhältnisse



Aufn. Bayer & Schmölz, Köln

Elberfelder Stadion: Gaststätte, davor die Radrennbahn



Aufn. Bauer & Schmölz, Köln

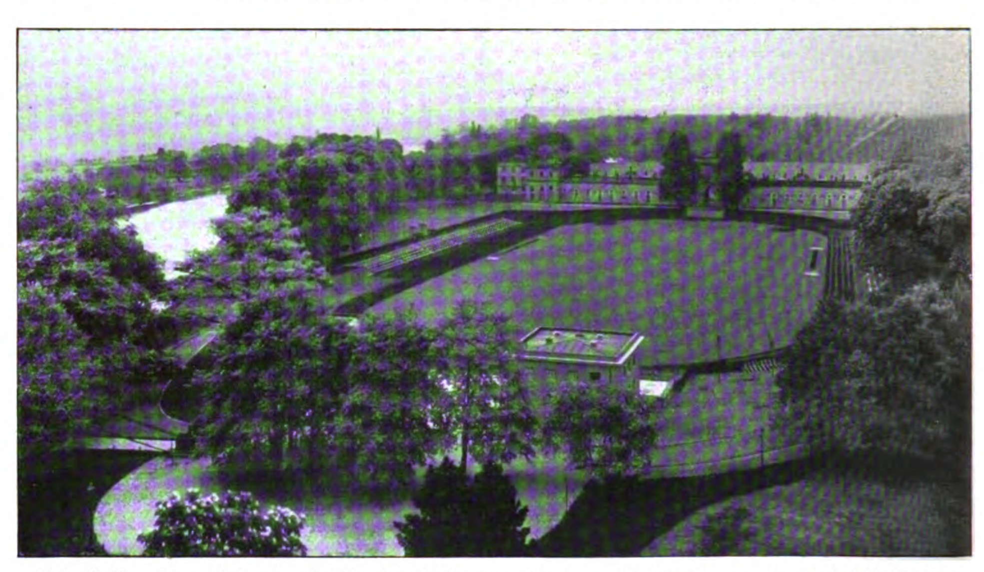
Elberfelder Stadion: Die Tribüne von der Wupper her gesehen

übertragen, atmet das große Altonaer Stadion. Hier ist das durch malerischen Baumbestand, Hecken und Pflanzengrün fast waldmäßige Gepräge des Geländes nach Möglichkeit gewahrt geblieben, in das sich die vielen Übungsfelder, die Schwimmbahn, das Planschbecken, das Licht- und Luftbad und schließlich auch das Hauptkampffeld unauffällig einschmiegen. Die ganze Anlage setzt glücklich den großen Volkspark fort, zu dem der Luruper Wald ausgebaut ist.

Alle diese Kampfbahnen sind städtische Bauten, von den Gemeindeverwaltungen geschaffen, die damit aus eignem Entschluß eine wichtige sozialpolitische Aufgabe der Gegenwart gelöst haben. Glücklicher war Dresden daran, wo die in Deutschland leider so seltene private Unterstützung einmal großzügig in Erscheinung trat. Hauptsächlich waren es die Geheimräte Ilgen und Arnhold, deren weitschauender Erkenntnis von der hohen Bedeutung des Sports für die Volksgesundheit Sachsens Hauptstadt seine Kampfbahn und die sich daran anschließende Schwimmbahn verdankt. Auch hier ist die Lage wieder ausgezeichnet, und zwar diesmal mitten in der Stadt, unmittelbar an den Großen Garten angeschlossen.

Es verdient hohe Anerkennung, daß es bei uns auch vielen großen Vereinen, also rein privaten Gemeinschaften gelungen ist, für die Bedürfnisse ihrer in die Tausende gehenden Mitglieder ähnliche großzügige Anlagen zu errichten. Bewundernswert z. B., welch herrliche Sportplatzanlage sich der Allgemeine Bremer Turn- und Sportverein dank dem Unternehmungsgeist, der Opferwilligkeit und Schaffenskraft seiner Mitglieder jüngst erbaut hat.

Von den Großkampfbahnen schreitet die Entwicklung weiter zu den Außen-Spielparks. Ist dem voranstehenden Bedürfnis nach ausreichenden Spielplatzanlagen im Inneren der Stadt Genüge geschehen, hat jeder Stadtteil mindestens seine gute Anlage, dann ist eine Zusammenlegung aller entsprechenden Hauptkampfstätten für alle Sportzweige zu einem großen Sportpark zu rechtfertigen. Seine Gestaltung bringt es mit sich, daß er etwas weiter außerhalb der Stadt gelegen ist. Kölns weitsichtiger und sportfördernder Oberbürgermeister Adenauer hat die Inflationszeit benutzt, um sozusagen aus dem Nichts den ersten derartigen Außensportpark in Deutschland zu schaffen, der heute mit seinem 55 Hektar großen Gelände die größte Anlage in Europa darstellt. Fast jeglicher Sport findet hier Betätigungsmöglichkeit: alle Kampfspiele, Leicht- und Schwerathletik, Schwimmen, Radrennen, Turnierreiten, Tennis. Alle diese einzelnen Kampffelder vereinigen sich mit den Spielwiesen, dem Licht- und Luftbad, den Eingangs- und Verwaltungsbauten, den Tribünen, den Umkleidegebäuden, den Klubhäusern, der Gaststätte, den Auto- und Fahrrad-Abstellplätzen, dem Bahnhof der Straßenbahn in einer



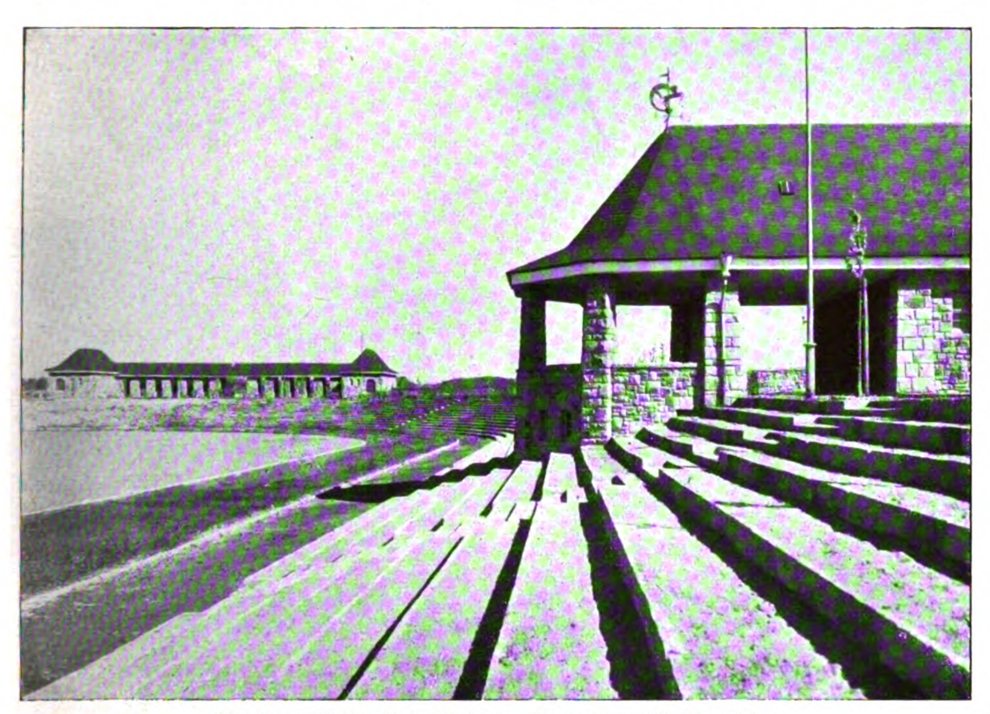
Die Hessen-Kampfbahn in Kassel. Überblick. Im Hintergrund die Orangerie, links die Fulda

sehr freigebigen Verwertung einer großen Fläche zu einer imponierenden, mustergültigen Anlage.

Was der Kölner Anlage abgeht, der Zusammenklang mit der Natur, das zeichnet gerade den andern, ähnlichen, aber nicht ganz so großen Sportpark in Frankfurt a. M. aus, der weit draußen bei Niederrad wundervoll im Hochwald gelegen ist. »Hier haben sich zwei Künstler, der Baumeister Stadtrat Schaumann und der Gartenamtsdirektor Bromme, die Hand gereicht. Alle Anlagen sind untereinander durch Parks und Blumen verbunden. In die hohen Bäume eingebettet, leuchtet hell die Lichtung der Hauptspielwiesen, vom vielgegliederten Tribünenbau der Hauptkampfbahn abgeschlossen. Überwältigend ist der Schwimmpark. Ich möchte



Altonaer Stadion: Aufgang zur Hauptkampfbahn

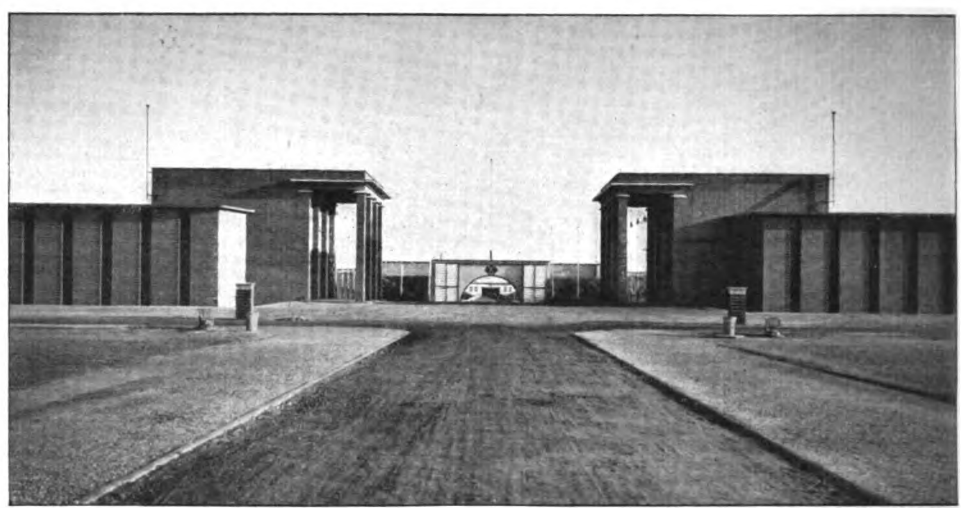


Die Kampfbahn Rote Erde in Dortmund: Musikpavillon

die Kraft des Eindrucks durchaus den Gärten von Sanssouci oder Versailles an die Seite stellen. Hecken und Laubengänge umrahmen das Bild; auf höchster Höhe liegt der Erfrischungs=



Frankfurter Stadion: Blick auf die Hauptkampfbahn und die Tribüne

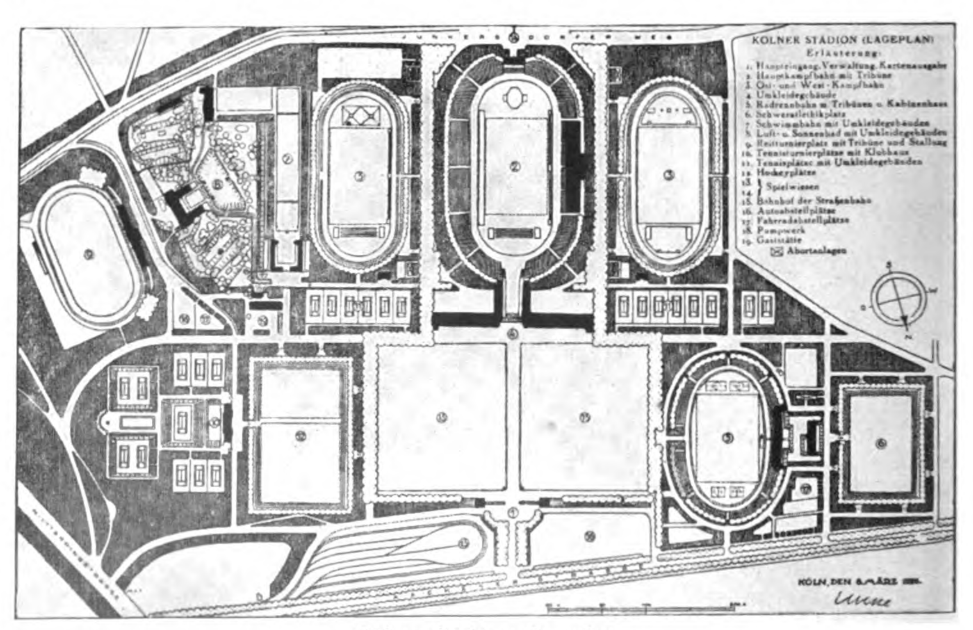


Aufn. Schmölz, Köln

Kölner Stadion: Eingang zur Hauptkampfbahn

raum wie ein kleines Sommerschloß.« (Diem, Sport-Deutschland.)

Mit dieser Auswahl aus Deutschlands Kampfbahnen wollen wir es bewenden lassen. Noch gibt es in manchen Städten unsers Vaterlandes gute Anlagen, und allenthalben entstehen noch andre. Wir können uns rühmen, in der Reichhaltigkeit, Durchdachtheit und Schönheit unsrer Kampfbahnen führend dazustehen, neben Amerika, dem ja viel reichere Mittel zur Verfügung stehen, und das deshalb Bauten geschaffen hat, die an Pracht und Aufwand die unsern übertreffen. Aber die deutschen Anlagen haben vor jenen Palästen und Monumentalbauten voraus, daß sie, ohne an künstlerischer Form einzubüßen, unter Verzicht auf diese meist kalte Steinpracht sich der Umgebung, der Natur einfügen, aus ihr selbst hervorgegangen zu sein scheinen, den Menschen wieder zu ihr zurückführen wollen. In seinen Kampfbahnen, den Geburtsstätten eines körperlich tüchtigen Geschlechtes der Zukunft, hat der deutsche Sport seinen sichtbarsten und schönsten Ausdruck gefunden; auch sie sind Stätten deutscher Kultur und deutscher Kunst geworden.



Kölner Stadion: Lageplan

Verlöbnis und Ehe in der Entwicklung des deutschen Rechts

Von Dr. jur. G. K. Schmelzeisen

Nur selten fällt bei der Betrachtung vergangener Kulturepochen ein Blick auf die Welt des Rechtslebens. So ist es denn den wenigsten bekannt, welcher Reichtum an Kulturgütern sich neben den Bildungen in der Literatur, Kunst und Weltanschauung im Kreise des Rechtswerdens in früheren Zeiten entfaltet hat. Wichtig, oder doch zum mindesten nicht überflüssig erscheint es darum, die Entwicklung des deutschen Rechts im Verfolg unsrer Kulturgeschichte zu beachten. Auch soll man bedenken, daß die Rechtsanschauungen unsrer Vorfahren die geistigen Ahnherren des aus ihnen vernunft- und entwicklungsmäßig gebildeten modernen Rechts sind. Dazu kommt, daß gerade unser altdeutsches Recht in hervorragendem Maße vom Volksbewußtsein getragen war und infolgedessen eine Natürlichkeit und Frische verrät, die in einer auf den Mechanismus gerichteten Zeit ungemein reizvoll erscheinen. Findet das moderne Recht in der nüchternen und unerbittlichen, weder Anmut noch Barschheit oder Entrüstung kennenden Sprache des Gesetzes seine Fassung, so kleidete sich das deutsche Recht der Vergangenheit vielfach in die Form des Sprichwortes, dem nicht selten Humor und Poesie eigen sind.

In den familienrechtlichen Einrichtungen des Verlöbnisses und der Ehe gelangen Werden und Wachsen unsers von der Volksüberzeugung getragenen altdeutschen Rechtes besonders schön zum Ausdruck. In der Entwicklung der Menschheit ist das Verhältnis der gegensätzlich gearteten Geschlechter zueinander von jeher die treibende Kraft gewesen. Hier zeigen sich die Urtatsachen des Lebens.

Soweit wir in die Geschichte der Völker und ihrer Sitten zurückgehen, finden wir Spuren von Bestimmungen über die Ordnung der Geschlechter untereinander. In frühester, noch vorhistorischer Zeit vollzog sich die Eheschließung bei den Germanen wie an andern Orten der Erde nicht anders als dadurch, daß der Mann sich seine Frau aus einem fremden Stamme raubte und heimführte. Nur auf diese Weise konnte er in den Alleinbesitz einer Frau gelangen, denn in den Besitz des Weibes aus eignem Stamme mußte er sich mit seinen Genossen teilen. Sicherlich hat diese sogenannte exogame Ehe vielfach gesundheitlichen und wirtschaftlichen Verfall im Gefolge gehabt. Auch war sie als solche kaum geeignet, eine durchgreifende sittliche Ordnung zu begünstigen. Wir müssen annehmen, daß im übrigen Vielmännerei oder Vielweiberei die hauptsächlichste Form der Geschlechtsverbindung darstellte. Daher mögen namhafte Forscher nicht unrecht haben, wenn sie für diese Frühzeit das Mutterrecht annehmen. Da der Vater in den meisten Fällen wohl kaum festzustellen war, fand die Blutsverwandtschaft in der Verbindung von Mutter und Kind ihre natürliche Grenze. Der Vater des Kindes gehörte zu der Verwandtschaftsgruppe, welche die durch eine gemeinsame Mutter verbundenen Geschwister und, soweit dies Frauen waren, deren Kinder umfaßte. Mit einer ursprünglichen Gleichordnung der Frau gegenüber dem Manne hat dies Mutterrecht nichts zu tun. Doch es zeigt uns, daß nicht der Verband von Mann und Weib, sondern der von Mutter und Kind den Anfang der Familie bildete.

Noch in vorgeschichtlicher Zeit ist der exogame Frauenraub überwunden worden durch den endogamen, den Raub der Frau aus eignem Stamm. Er ist zunächst durchaus ein Rechtsbruch, denn durch den Raub läßt sich der Mann einen Eingriff in das Recht dessen zuschulden kommen, dem die Gewalt über die Frau zukommt. Indes kann durch Sühne dieser Rechtsbruch geheilt werden, und der Raub verleiht dem, der ihn wagt und vollführt, das Weib zu alleinigem Besitz. So wird auch dem endogamen Frauenraub ehebegründende Kraft zuerkannt. Sicherlich ist mit dieser Wandlung das Bewußtsein der Vaterschaft erwacht, denn die Möglichkeit, ein Weib des eignen Stammes zum Alleinbesitz zu gewinnen, wird die Gruppenehe mehr und mehr verdrängt haben, wenn wir auch die Vielweiberei noch lange in Deutschland finden. Jetzt nimmt auch der Mann sein Weib zu sich ins Haus. Des Weibes Mutter, die bis dahin auf Grund des Mutterrechts den Mittelpunkt der Familie bildete, wurde dadurch naturgemäß in den Hintergrund gedrängt. In ihrem Grollen hierüber wurde sie im Volksmund schon bald zur »bösen Schwiegermutter«. Bis in die geschichtliche Zeit hat sich auch der endogame Frauenraub nicht erhalten. Nur der Brautlauf, ein später vielfach geübter Brauch bei der Trauung, und ein davon abgewandeltes, bis in die jüngste Vergangenheit hineinragendes Hochzeitsspiel mit seinem Scheinkampf erinnern an die ehemalige Raubehe.

In dem endogamen Frauenraub lagen bereits die Wurzeln der Vertragsehe, wie sie uns als »Frauenkauf« in den ältesten deutschen Rechtsquellen als die einzig anerkannte Form der Eheschließung entgegentritt. Der Sühnevertrag, durch den der Frauenraub in den friedlichen Besitz des Weibes überging, schloß die Zustimmung der Verwandten der Braut zur Ehe in sich. Diese Zustimmungserklärung wird nun Hauptmerkmal der Eheschließung, während der vorherige Friedensbruch infolge Raubes wegfiel. Das Schwergewicht lag also in der Ver-

einbarung des Bräutigams mit der Sippe der gewählten Braut. Daß der Wille der Braut nicht in Erscheinung tritt, darf nicht verwundern. Sie ist bei dem Vertrage nicht Partei, sondern Vertragsgegenstand. Das folgt daraus, daß das Weib ganz allgemein in älterer Zeit lebenslang unter der Munt stand. Diese Munt bezeichnet ein Schutzverhältnis, dessen das Weib als das physisch »schwächere Geschlecht«, ähnlich wie die Kinder, bedürftig war. Inhaber der Muntgewalt ist zunächst der Vater, und an seiner Statt der Vormund. Durch Entrichten des Kaufpreises löst der Freier die Jungfrau aus der Munt ihres Vaters oder Vormundes, wobei sie ihm als Braut in seine eheherrliche Munt überliefert wird. Damit erlangt der Mann dieselben Rechte über sein Weib, wie sie vorher dessen Vater oder Vormund innehatte.

Das Schwert ist das Symbol dieser eheherrlichen Gewalt: der Mann darf sein Weib, z. B. wegen Ehebruchs, töten, in älterer Zeit zur Strafe wie aus Not verkaufen und züchtigen. Ursprünglich hatten die Rechte des Ehemannes sogar Wirkung über den Tod hinaus. Wahrscheinlich mußte bei den Germanen das Weib in vorhistorischer Zeit, wie dies auch bei andern Völkern der Fall war, ihrem Gatten als Totenteil ins Grab folgen. Aus demselben Gedanken war aber noch in historischer Zeit der Witwe die Wiederverheiratung verboten.

Dem entsprach nicht ein Recht der Frau gegenüber ihrem Manne. Deshalb kann dieser auch keinen Ehebruch begehen. Erst in fränkischer Zeit erleidet die ehemännliche Gewalt unter dem Einfluß der Kirche eine Abschwächung. Jetzt werden die Pflichten betont, die den Mann als Vogt seiner Frau treffen. Dementsprechend erwachsen nun auch der Frau Rechte gegenüber ihrem Manne. Allerdings war nach deutscher Auffassung die Frau von alters her ihres Mannes Genossin und an seiner Statt im Hause die Herrin, die frouwa, wie die Schlüssel in ihrer Hand es symbolisch dartun. Auch war sie unterschieden vom Kebsweib, das jederzeit und ohne jeden Grund aus dem Hause verstoßen werden konnte. Nachdem aber darüber hinaus auch ein Recht der Frau gegenüber ihrem Mann anerkannt ist, kann auch dieser sich eines Ehebruchs schuldig machen. Eine weitere Folge der veränderten Rechtsanschauung war es, daß die Gattin dem Stande ihres Gatten folgt, sei dieser auch ein höherer als der ihrige. Endlich schwand das Tötungsrecht des Mannes. Allein das Züchtigungsrecht hielt sich, und zwar teilweise bis in die jüngste Zeit. In dem um 1200 entstandenen Nibelungenlied klagt Kriemhild dem Hagen, daß sie Siegfrieds Sieg über Brunhild dieser verriet. Dann heißt es: »Daz hât mich sît gerouwen,« sprach daz edel wîp, »ouch hât er sô zerblouwen dar umbe mînen lîp.«

Dies Züchtigungsrecht ist ein Ausfluß der dem Manne verbliebenen Mundialgewalt über die Frau. Kraft ihrer hat er auch die Munt über seine Kinder, die ebenso der absoluten Strafgewalt des Vaters unterlagen. Der Schwabenspiegel (um 1275) sagt noch: »Ein man verkoufet sîn kint wol mit rehte, ob in ehaft not dar zuo twinget.« Später erlangte der Vater die Mundialgewalt über seine Kinder, die, wie die über die Frau, im Laufe der Zeit erheblich abgeschwächt wurde, unmittelbar auf Grund der Rechtsvermutung, daß der rechtmäßige Ehemann der Mutter der Erzeuger der Kinder sei. Dabei mußte der Vater sich vielfach durch sinnfällige Handlungen als des Kindes Erzeuger bekennen, z. B. indem er es vom Boden aufhob. Eine besonders merkwürdige Form der Kindesanerkennung soll nicht unerwähnt bleiben: das Männerkindbett. Es ist über die ganze Erde verbreitet und findet sich noch bei den Basken in Spanien und Frankreich unter dem Namen »Couvade«. Es besteht darin, daß sich der Mann bald nach der Geburt des Kindes längere oder kürzere Zeit im Bett aufhält und in seiner ganzen Lebensweise ein Wochenbett vortäuscht.

Wie alle Verträge der älteren Zeit wurde auch der Frauenkauf erst rechtlich gültig mit der Zahlung des Kaufpreises (auch meta oder Muntschatz genannt) an den Vater der Braut. Der Ehevertrag ist ein reiner Barvertrag. Das erscheint vom Standpunkt unsrer heutigen sittlichen Anschauungen für die Frau nicht wenig erniedrigend. Immerhin ist zu bedenken, daß gegenüber den roheren und ungebändigten Verhältnissen, die noch die Zeit der Raubehe bezeichnen, in der Ordnung der ehelichen Beziehungen durch den friedlichen Kauf sicherlich ein Fortschritt liegt. Dies gilt um so mehr, wenn man vergleichsweise auf die ursprünglichsten Geschlechtsverhältnisse verweist, von denen feststeht, daß sie ziemlich ungebunden waren. Auch ist das Persönlichkeitsbewußtsein in den Frühzeiten einer Kultur naturgemäß nicht so ausgebildet wie zu späteren, höher entwickelten Epochen. Dazu kommt ein weiterer Gesichtspunkt, auf den besonders Simmel aufmerksam gemacht hat, daß nämlich der Frauenkauf es zu sinnfälligem und eindringlichem Ausdruck gebracht hat: die Frauen sind etwas wert, weil man für sie bezahlt hat.

In der weiteren Rechtsentwicklung teilt sich der Frauenkauf in zwei Rechtsgeschäfte: die Verlobung und deren Erfüllung, die Trauung. Zunächst ist auch noch zur Wirksamkeit des Verlöbnisses die Zahlung des Kaufpreises erforderlich, doch genügt es später, wenn der Freier den Kaufpreis gelobte und ein Handgeld dafür hingab. Die Zahlung des Kaufpreises erfolgte dann erst bei der Trauung Zug um Zug gegen

die Übergabe der Braut durch deren Muntherrn, die symbolisch geschah, indem die Braut dem Bräutigam auf den Schoß gesetzt wurde. Anschließend daran führt der Mann die Frau in sein Haus, wo ein festliches Gelage stattfindet, bei dem die Frau zum ersten Male als die Wirtin und ihres Mannes Genossin erscheint. Die Trauung fand ihren Abschluß mit dem Beilager. Erst mit dessen Vollzug war die Ehe unlösbar. Es trat unter den Ehegatten Standesgleichheit wie vor allem Gütergemeinschaft ein: »Ist das Bett beschritten, ist das Recht erstritten« und »Ist die Decke über den Kopf, so sind die Gatten gleich reich«, sagte das Rechtssprichwort. Am Morgen nach dem Brautbett überreicht der Mann seinem Weibe die Morgengabe. Ihrem Sinne nach ist sie ein Preis der Jungfräulichkeit und wurde demgemäß der Witwe ursprünglich **nicht** gegeben. Bei unebenbürtigen Ehen reichte der Mann seiner Gattin **nur** die Morgengabe. Daher trugen diese Ehen den Namen »matrimonium ad morgengabiam«, woraus die Bezeichnung morganatische Ehe entstanden ist.

Mit der Herausbildung des Verlöbnisses vollzog sich noch eine andre Umwandlung. Die Braut wird beim Abschluß der Verträge zugezogen, indem ihr ein Widerspruchsrecht eingeräumt wird. Im Mittelalter wird sie selbständige Vertragspartei. Dem Vater oder Vormund verbleibt die Genehmigung des Vertrages. Die Folge war, daß nunmehr bei der Verlobung das Handgeld und bei der Trauung der Kaufpreis nicht mehr dem Muntwalt, sondern der Baut gegeben wurde, und zwar jenes vielfach in Gestalt eines Ringes, wie ihn schon die Römer gekannt haben, dieser als Wittum zur Sicherstellung der Frau.

Die naturnotwendige Folge der Einführung der Selbstverlobung war die Gestattung der Selbsttrauung. Jetzt übergibt nicht mehr der Vater oder Vormund dem Bräutigam die Braut, sondern ein von den Brautleuten gekorener Vormund. Dem wachsenden Einfluß der Kirche entsprach es, daß hierzu vor allem Kleriker gewählt wurden. Auch wurde als Ort der Trauung im Mittelalter weniger das Haus der Braut als der Aufgang vor der Kirche gewählt, so daß die einander zur Ehe Gegebenen gleich die Brautmesse hören und kirchlich eingesegnet werden konnten. Doch trat auch jetzt noch die volle Wirkung der Eheschließung erst mit dem Beilager ein.

Für die weitere Ausgestaltung des Eherechts war der Einfluß der Kirche von entscheidender Bedeutung. Von jeher schon hatte sie die Ehesachen als zu ihrer Zuständigkeit gehörig angesehen. Auch nach kanonischem Recht werden Verlöbnis (sponsalia de futuro) und Trauung (sponsalia de praesenti) unterschieden. Die Trauung ist durch ihren sakramentalen Charakter über ihre an und für sich gegebene Unheiligkeit erhoben. Dennoch wird auch nach kirchlicher Ansicht die Ehe nicht von dem Priester, sondern von den Brautleuten geschlossen, wenn auch der Eheabschluß »im Angesicht der Kirche« wiederholt eingeschärft wurde. Dazu kam die von dem berühmten Scholastiker Petrus Lombardus begründete Lehre, daß jedes Verlöbnis zur Ehe erstarkte, wenn die Brautleute sich einander hingaben. Diese Lehre hat viel Verwirrung gestiftet, in die Luther Klarheit zu bringen versuchte, indem er den Unterschied von Eheversprechungen für die Zukunft und für die Gegenwart verwarf. Auf dem Tridentiner Konzil (1563) wurde dann als Erfordernis einer gültigen Eheschließung die übereinstimmende Erklärung der Brautleute vor dem Pfarrer und zwei oder drei Zeugen aufgestellt.

Der letzte Abschnitt der Entwicklung ist gekennzeichnet durch die Einführung der obligatorischen Zivilehe. Zuerst wurde sie 1792 in den französischen Code civil aufgenommen. In Deutschland verlangte sie die Nationalversammlung von 1848 und nahm diese Forderung in die Grundrechte auf. Doch wurde sie erst vorgeschrieben durch das Gesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Februar 1875. Hiernach wird ein Religionsdiener, der zu einer kirchlichen Trauung schreitet, bevor ihm der Eheabschluß vor dem Standesbeamten nachgewiesen ist, mit Geldstrafe oder Gefängnis bestraft. Das mit dem 1. Januar 1900 in Kraft getretene Bürgerliche Gesetzbuch, das in seinem vierten Buche das Familienrecht behandelt, hat an der obligatorischen Zivilehe festgehalten.

Was im übrigen das moderne Eherecht betrifft, so ist die völlige Selbständigkeit und Gleichberechtigung der Gatten zueinander der Ausgangspunkt. Das Verlöbnis ist das wechselseitig gegebene und angenommene Versprechen, die Ehe demnächst miteinander eingehen zu wollen. Minderjährige bedürfen zu diesem Versprechen der Einwilligung des gesetzlichen Vertreters, die aber auch nachträglich erfolgen kann, ohne daß dadurch die Gültigkeit des Verlöbnisses in Frage gestellt wäre. Nicht notwendig ist, daß das Verlöbnis ausdrücklich erklärt wird, es genügt, daß es sich aus schlüssigen Handlungen ergibt, z. B. wenn die Anmeldung zum Aufgebot erfolgt. Dagegen wird ein rechtsgültiges Verlöbnis in der Regel nicht daraus zu entnehmen sein, daß »sie miteinander gehen«, wenn auch weitere Kreise, besonders der unteren Bevölkerung, dies nicht selten als Verlöbnis ansehen. Anderseits kann darin, daß das Mädchen dem Manne den Beischlaf gestattet, die Annahme des von diesem gegebenen Eheversprechens liegen. Einen Anspruch auf Eingehung der Ehe gewährt das Verlöbnis zwar

nicht, jedoch ist derjenige Verlobte, der ohne wichtigen Grund das Verlöbnis löst oder dem andern Teil schuldhaft einen wichtigen Grund zum Rücktritt gibt, unter Umständen zum Schadenersatz verpflichtet. Die Eheschließung selbst erfolgt durch übereinstimmende Willenserklärung der gleichzeitig und persönlich anwesenden Brautleute vor dem Standesbeamten. Der Kirche bleibt es indes unbenommen, danach die Ehegatten auf ihren Wunsch einzusegnen. Untereinander sind die Gatten zur ehelichen Lebensgemeinschaft verpflichtet. Innerhalb dieser Gemeinschaft steht allerdings dem Manne die Entscheidung in allen das eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu. Er bestimmt insbesondere den Wohnsitz und gibt der Frau seinen Namen. Die Frau braucht der Entscheidung des Mannes jedoch nicht Folge zu leisten, wenn sich die Entscheidung als Mißbrauch seines Rechtes darstellt. Entsprechend seinen größeren Rechten hat der Mann auch die größere Pflicht: ihm fällt regelmäßig der eheliche Aufwand zur Last, doch hat er dafür auch nach allgemeiner Regelung die Verwaltung und Nutznießung des Frauengutes. Hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern mag noch erwähnt sein, daß neben der elterlichen Gewalt des Vaters eine Nebengewalt der Mutter Anerkennung findet. Aus diesen wenigen Regeln mag erhellen, daß unser geltendes Familienrecht in Verlöbnis und Ehe die Bedeutung der Persönlichkeit nicht unbeachtet läßt. Ob allerdings alle Gesichtspunkte moderner Weltanschauung in ihm bereits ihren Niederschlag gefunden, ist eine andre Frage.

Überblicken wir noch einmal den Lauf der Entwicklung! Als ursprünglich staatenbildenden Verband finden wir nicht die Ehe und die sie umgebende Familie, sondern den Stamm. Er nimmt den Mann mit seiner ganzen Kraft für sich in Anspruch. Eine individuelle Ehe hat unter solchen Verhältnissen keine Daseinsmöglichkeit. Der Fortpflanzungstrieb als der ausgesprochene Träger einer Gattungserhaltung findet in der primitivsten Ordnung der Geschlechter hinreichende Entfaltungsmöglichkeit. Andre Aufgaben fallen der Gruppenehe nicht zu. Mit dem Erwachen des männlichen Eroberungsgefühls, das unmittelbar auf Erlangung und Erhaltung des Besitzes in sachlicher Beziehung triebhaft gerichtet ist, verbindet sich die Entfaltung der männlichen Individualität. Der Mann empfindet sich als ausgesprochenes Sexualsubjekt, und aus diesem Empfinden kann das Vaterschaftsbewußtsein ungehemmt hervorbrechen. Immerhin steht die Frau ihm hier vermöge der organischen Verbindung mit dem Kinde naturmäßig entschieden begünstigt gegenüber. Dennoch findet in der Einehe neben dem Fortpflanzungstrieb auch die männliche Persönlichkeit ihren Wirkungskreis. Die Bedeutung des Stammes ist dabei nicht ausgeschaltet. Nach echt germanischer Auffassung ist die Eheschließung weder auf Seite der Braut noch auf der des Bräutigams Angelegenheit der daran beteiligten Einzelpersönlichkeit, sondern sie steht im Dienste des Familienverbandes. »Liebe vergeht, Hausacker besteht« sagt der Volksmund in urwüchsigen und gesunden Bauernkreisen noch heute, alte Sitte treu bewahrend. Doch hat das deutsche Recht schon früh auch der Persönlichkeit der Frau Rechnung getragen und ihr die Stellung als ihres Mannes Genossin zugewiesen. Die weitere Herausbildung der Persönlichkeit gibt der ferneren Entwicklung ihr Gepräge. Die Kirche hat in dieser Beziehung vor allem gewirkt und die Ehe mehr und mehr aus dem Zusammenhang mit der Sippe gelöst. Anderseits hat sie das Verdienst, die Liebe als wesentlichsten Inhalt der Ehe verkündet zu haben, was eine ungemeine Verinnerlichung der Gattenverbindung mit sich brachte. Mit der Renaissance ist die Individualität der Frau so weit ausgebildet, daß sie als Vertragspartner des Mannes erscheint. Doch befindet sich vorläufig der Wirkungskreis der Frau noch immer am häuslichen Herde. Erst mit dem Barock tritt die Frau teilweise in die Außenwelt, die bis dahin nur dem Manne gebührt hatte, allerdings auch nur in der Gestaltung einer kulturellen Gesellschaftsform. Seit dem Ende des Barock macht sich eine stetige Verweltlichung der Ehe bemerkbar, die in der Einführung der Ziviltrauung ihren bemerkenswerten Ausdruck findet. Die volle Entfaltung und Festigung der weiblichen Individualität ist heute noch nicht vollendet. Nachdem das durchaus männliche Unternehmen des Weltkrieges sich in höchstem Rausche erschöpft und ein klägliches Fiasko erlitten hat, versucht nunmehr die Frau mit erhöhter Kraft, die Gleichberechtigung zu gewinnen. Indes wird sie sich hierbei ihrer polaren Eigenschaft gegenüber dem Manne bewußt bleiben müssen, wenn anders ihre berechtigten Bestrebungen nicht erfolglos bleiben sollen. Daß alle derartigen Fragen von größtem Einfluß auf die Gestaltung der ehelichen Verhältnisse sind, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Die Verweltlichung der Ehe ist die naturnotwendige Folge einer stetigen Verweltlichung der gesamten Weltanschauung seit der Aufklärungszeit. Es ist auch gut, wenn die Menschheit mit beiden Füßen in der Wirklichkeit steht und sich ihrer materiellen Grenzen bewußt bleibt. Nimmt man ihr aber ihre Ideale — und das hat die moderne Zeit schon in geradezu unverantwortlicher Weise getan —, so macht man sie unfähig zur Erfüllung ihrer wirklichen und höchsten Aufgaben innerhalb ihrer Geschichte.

Der Weg der Oper

Ein Kapitel aus der Praxis des Operntheaters

Von Hans Leßmer
Dramaturgen an der Dresdner Staatsoper

Man weiß: das Publikum, im großen und ganzen, hat im Theater zuallererst Interesse für das Ohren- und Augenfällige; für reiche Dekorationen und schöne oder amüsante Kostüme, für Rührendes und Überraschendes, für Annehmlichkeit und Unterhaltung oder für Erregungen. Das Publikum bewundert einen Darsteller immer noch eher als ein wenn auch noch so deutlich betontes Kunstwerk, es vergöttert die Primadonna und alles, was mit ihr zusammenhängt; es achtet bei dem Kapellmeister sehr auf seine Erscheinung und den Sitz des Fracks; es lorgnettiert in der Premiere sehr genau den Autor, den Komponisten des neuen Werkes, es bemerkt amüsiert dessen Unbeholfenheit oder mit Befriedigung seine weltmännische Haltung; es zählt, wie oft am Schluß der Vorhang auf- und niedergeht; es berechnet — in Bausch und Bogen natürlich — die Kosten der Ausstattung; und schließlich: das Publikum ist schon nach dem ersten Akt bereit, das neue Stück oder die neue Oper zu verdammen oder auch die Aufführung dagegen auszuspielen. Wozu es aber nicht bereit, das ist die bescheidene Erkenntnis von den Voraussetzungen für das künstlerische Gesamtresultat einer Erstaufführung. Das Publikum kennt nicht die Arbeitsleistung, in der diese Voraussetzungen geschaffen werden; ja, selbst interessierte Leute haben von diesen Dingen meistens nur eine laienhafte Vorstellung. Und oft genug zeigt sich, daß sie sich noch nicht einmal über die grundsätzlichen Unterschiede der Vorbereitung einer Oper und eines Schauspiels im klaren sind. Von der Einstudierung der Oper aber, von dem Weg, den das Werk vom Schreibtisch des Komponisten bis zur Premiere zurücklegt, soll hier die Rede sein. Es ist für viele Leser vielleicht ein Kapitel der Ernüchterung — für den Komponisten ist es das jedenfalls meistens.

Zuvor aber sei noch kurz der Faktor des »Opernmarktes« gestreift, denn auch hier werden durch Angebot und Nachfrage vielfach die Schicksale der Werke bestimmt. Da muß man nun rundheraus sagen, daß das Angebot von neuen brauchbaren Opern die Nachfrage weit übersteigt. Vielfach sind es schlechte Textbücher oder bedeutungslose und schon oft abgewandelte Sujets, die eine nähere Beschäftigung mit den Werken keineswegs lohnen. Sehen wir von den jungen, nach neuen Zielen drängenden Komponisten der modernen Richtungen und von den wenigen festumrissenen Charakteren der heute auf der Höhe stehenden älteren Generation (also etwa Richard Strauß, Leos Janacek, Ermanno Wolf-Ferrari u. a.) ab, so bleibt weit und breit ein vielseitiges Epigonentum übrig. Wir haben Epigonen Richard Wagners, Richard Strauß', Puccinis, Epigonen des Verismus, der Märchenoper, der Volksoper, und es werden von allen diesen Komponisten unentwegt neue Werke komponiert, ganz ohne Bedacht, ob wir Werke dieser Art heute noch brauchen können. Das ist ja der tragische Kern des Epigonentums, daß seine Träger sich nicht bewußt sind, mit all ihrer Arbeit, die oft im einzelnen Schönes und Gelungenes, oft meisterhaft Geformtes, technisch Ausgezeichnetes enthält, daß sie mit alledem dennoch nichts Neues hervorbringen. Man überlege doch: wenn eine Operndirektion die Wahl hat zwischen der Neuinszenierung eines Werkes von Wagner oder der Uraufführung einer Oper von sagenhaftem Inhalt, zu der der Komponist ersichtlich von Wagner inspiriert wurde, so wird die Direktion selbstverständlich die Neuinszenierung vorziehen. Und es ist unter diesem fast auf jede Operngattung anwendbaren Gesichtspunkt nur die Schuld vieler Komponisten selbst, daß sie selten oder gar nicht aufgeführt werden. —

»Der Weg der Oper« — er beginnt nun damit, daß der Komponist sein Werk einem Verleger und einem Theater anbietet. Aber sehr selten ist heute der Fall, daß eine neue Oper womöglich schon vor der Aufführung gedruckt wird; das gilt fast nur noch für die wenigen berühmten Namen, bei denen die Verleger gewiß sind, kein Risiko einzugehen. Meistens also werden weniger bekannte Opernkomponisten ihre Oper im Manuskript dem Theater einreichen, und wenn sich dann eine namhafte Bühne zur Uraufführung bereit findet, so ist vielfach auch ein Verleger gewillt, das Werk zu drucken. Sehr schwer ist etwas Grundsätzliches darüber zu sagen, aus welchen Gründen diese Oper angenommen, jene abgelehnt wird. Die Auswahl ergibt sich im allgemeinen aus der Frage nach dem Bedarf des Theaters, nach den Möglichkeiten der Besetzung und Ausstattung, anderseits aus dem Geschmack oder einer gewissen kunstpolitischen Einstellung des Operndirektors, schließlich dann und wann — bei neuen Werken führender Komponisten — aus der Prestigefrage. Es lassen sich da keine Regeln aufstellen und keine Forderungen diktieren. Wer das tut, zeigt nur, daß er kein Verständnis für den Theaterbetrieb, jedenfalls keine interne Kenntnis von ihm hat.

Nun aber: das Werk ist angenommen, es hat seinen Weg angetreten, an dessen Anfang oftmals gleich ein großes Kreuz sich erhebt: im

Schatten dieses Kreuzes nämlich verteilt der Operndirektor, der hierzu seiner vollen Autorität und großen diplomatischen Geschicks bedarf, die Rollen. Dann kann das Partienstudium beginnen, meistens derart, daß der leitende Kapellmeister die Hauptpartien mit den Solisten zunächst flüchtig durchgeht und sie ihnen dann zu weiterem Studium überläßt. Und hierbei muß der viele Geduld und große Liebe zur Sache fordernden Arbeit der Solorepetitoren gedacht werden, die — nicht selten ohne Entgelt — die Verantwortung dafür tragen, daß die Künstler mit ihren Partien bis zu einem bestimmten Termin »fertig« sind. Das ist das erste Stadium der Vorbereitung. Und während dieser Zeit werden allmählich alle Faktoren der Einstudierung in diese einbezogen. Das heißt z. B.: der Regisseur arbeitet sein Regiebuch aus; er legt alle wichtigen Stellungen und Bewegungen der Darsteller und der Massen in einem ungefähren Plane fest; er bespricht mit dem Bühnenmaler die Szenerien, mit dem Leiter des Kostümwesens die gesamte kostümliche Ausstattung, mit dem technischen Direktor alle einschlägigen Fragen der Aufbauten, Verwandlungen und der Beleuchtung, und so sind binnen kurzem alle Ressortleiter des Theaters in die Vorbereitung der Premiere verwickelt.

Das zweite Stadium ist ungefähr dadurch gekennzeichnet, daß der Dirigent des Werkes persönlich die Einzel- und Ensembleproben der Sänger in die Hand nimmt, und daß der Regisseur die sogenannten Arrangierproben ansetzt. In diesen werden nun, und zwar auf der eigens hierfür bestimmten Probebühne, nacheinander alle Akte Szene für Szene regiemäßig mit nur markiertem Gesang durchgearbeitet; es werden mit Hilfe andeutender Versatzstücke alle Auftritte und Stellungen, die wesentlichen Bewegungen der Solisten und des Chors, zuerst alles im einzelnen, danach mehr und mehr im Zusammenhang so lange studiert, bis das alles fest »sitzt«. In dieser Zeit hält auch der Kapellmeister eine oder mehrere Proben mit dem Orchester allein ab, in denen die Oper lediglich auf etwa in den Stimmen vorhandene Fehler hin durchgespielt wird, und es hängt natürlich ganz vom Grade der Schwierigkeit des Werkes ab, ob diese sogenannten Korrekturproben auch schon der Ausarbeitung von Einzelheiten dienen können.

Schließlich sind die Vorbereitungen auf allen Seiten so weit gediehen, daß man alles einzeln Studierte als ein Gesamtes auf die große Bühne projizieren kann. Und hier erst gedeihen nun alle darstellerischen Bewegungen, alle Massenauftritte, alle szenischen Effekte nach und nach zur Vollendung; hier erst, in dem großen phantastischen Raum, von dem auch in den nüchternsten Probestunden auf jeden Beteiligten etwas vom Zauber der abendlichen Spannung übergeht, wachsen alle Szenen und Akte dynamisch und stimmungsmäßig zusammen. Wir sind nun schon mitten im dritten Stadium der Einstudierung, in dessen Anfang die Sänger meistens auch noch »markieren« und der leitende Kapellmeister sich darauf beschränkt, von einem neben dem Begleitklavier aufgestellten Notenpult aus die Probe dirigierend zu führen. Ja, er setzt nun auch noch eine sogenannte »Sitzprobe« für die Solisten an; das heißt, daß in dieser Probe die Künstler nicht auf der Bühne agieren, sondern im Orchester sitzend zum erstenmal das Werk mit Begleitung des vollen musikalischen Apparates singen. Und dann endlich sind die letzten Bühnenproben mit Orchester möglich. In diesen Tagen nun ist meistens eine allgemeine Steigerung der Nervosität spürbar, jeder Tag führt die Einstudierung einen wichtigen Schritt vorwärts, jeder Tag bringt noch Änderungen, bis zu wichtigen szenischen Umstellungen, jeder Tag bringt noch Wünsche der Sänger, der Aufführungsleiter und des — Komponisten.

Der Komponist auf der Probe ist bekanntlich ein Kapitel für sich. Er trifft meistens wohl zu den Bühnenproben ein, und zwar kommt er mit einem ganz bestimmten, fertigen Bilde von seinem Werke ins Theater; er weiß genau, wie das Orchester klingen muß, denn er hat es ja stets mit seinem inneren Gehör vernommen; er weiß besser als alle andern, wie die Personen auf der Bühne agieren müssen, denn von dem Augenblick der Konzeption seiner Musik an hat er eine ganz feste Vorstellung von dem Verlauf des Ganzen, und aus dieser Vorstellung heraus hat er seine Partitur gestaltet; ja, er ist sich auch völlig klar über die Szenerie, über Farben, Beleuchtungen und Kostüme. Niemand wird bestreiten können, daß der Schöpfer des Werkes die vollkommenste Imagination von der Darstellung seiner Oper haben muß. Und nun betritt der Komponist die Bühne und — findet vieles ganz anders, als es in seinem Geiste lebt. Er ist erregt oder mißmutig, er möchte so unendlich viel sagen und weiß nicht, wo er anfangen soll; vor allem aber: er stört überall, weil man fühlt, daß es noch Änderungen gibt, sobald er erscheint. Vielleicht ist der Komponist am ehesten dem Kapellmeister willkommen, weil dieser gern noch einmal die Partitur mit ihm durchgehen möchte, und weil es ihm am leichtesten ist, Wünsche des Tondichters zu befriedigen. Denn es lassen sich leichter Verbesserungen in den Orchesterstimmen nachtragen, als sie sich dem Sänger in der fertig studierten Partie in den letzten heißen Tagen vor der Premiere einprägen. Im allgemeinen also ist der Komponist auf den Proben nicht gerade herzlich willkommen, und dies um so weniger, als er sich natürlich aus Unkenntnis der Räumlichkeiten oftmals dort aufhält, wo er am wenigsten erwünscht ist.

Endlich bringt der Tag der Hauptprobe den Abschluß der Vorbereitung. Von den Leitern des Theaters bis herab zum letzten Bühnenarbeiter ist die Hochspannung erreicht, unter deren Druck nun zum erstenmal das ganze Werk möglichst ohne jede Unterbrechung vorüberzieht. Die Dekorationen sind freilich meistens noch nicht ganz vollständig, und oft genug ergibt die Hauptprobe gerade für den dekorativen Teil der Aufführung noch kleine notwendige Änderungen. Die Verwandlungen und Beleuchtungseffekte können auch jetzt erst ausprobiert werden. Die Kostüme sind neu, und was wäre begreiflicher, als daß sie vielfach noch nicht sitzen! Oder aber: daß sie bei dem einen oder andern Darsteller Entsetzen hervorrufen, denn selbstverständlich hatte sich die Primadonna ihr Kleid ganz anders gedacht! Schließlich: auch die Masken werden nun zum erstenmal geschminkt. So ist, knapp vor der Premiere, alles in erregtester Bewegung, alles von der Frage bedrängt, wie das Ganze nun wirken werde, und so kommt es, daß gerade an diesem Tage und überhaupt kurz vor der Erstaufführung das »Theater« und die »Wirklichkeit« so ineinander übergehen, daß niemand mehr genau zu sagen vermag, wo das eine beginne oder das andre aufhöre.

Die noch vervollständigte Hauptprobe: das ist die einen Tag nach dieser stattfindende Generalprobe. Sie geht vielfach bereits vor Vertretern der Presse vor sich, die den Wunsch haben, das neue Werk möglichst genau kennenzulernen. In der Generalprobe darf nun nichts mehr »passieren«, und nur der Beleuchtungsinspektor hat das Recht, in dieser Probe noch nicht ganz fertig zu sein. Denn da hier erst die neuen Dekorationen endgültig stehen, so können die letzten Beleuchtungseffekte auch erst an diesem Tage ausprobiert werden. Im übrigen kann man sagen, daß Generalproben durchschnittlich infolge gesteigerter Nervosität schlecht verlaufen, daß die Leiter der Aufführung am Ende der Probe Anlaß genug zu schärfster, manchmal verzweifelnder Kritik haben. Und nun kommt das Seltsame, was nur recht verstehen kann, wer selber einmal im Bühnenbetrieb zu Hause gewesen ist: daß man nämlich im Theater eine um so bessere Premiere voraussagt, je schlechter die Generalprobe verlaufen ist. Das hat zwei Gründe: erstens den ganz begreiflichen, daß natürlich die in den letzten Proben bis zum äußersten angespannten Kräfte an dem Ruhetage, der ihnen gewöhnlich zwischen Generalprobe und Aufführung zur Verfügung steht, sich völlig zu erholen vermögen und dann am Premierenabend, zumal in der besonderen Atmosphäre, die der vollbesetzte Zuschauerraum ausströmt, zu einer klaren und geschlossenen Leistung fähig sind. Der andre Grund liegt in dem üblichen Bühnenaberglauben, daß der liebe Gott (oder einer seiner zahlreichen Stellvertreter auf Erden) eine Leistung schon besser erscheinen lassen werde, wenn man nur selbst deutlich ausspreche, daß sie schlecht sei.

Indessen, wir dürfen uns nicht von der sich vorbereitenden Premiere verabschieden, ohne jenes kurzen Ruhetages zu gedenken, der zwischen Generalprobe und Aufführung vergeht. Es ist ein Ruhetag nur für die Sänger. Abseits davon aber ist der Tag der letzten Beleuchtungs- und Dekorationsprobe, in der noch einmal Regisseur, Bühnenmaler, technischer Direktor und Beleuchtungsinspektor in mehr oder meistens weniger traulichem Verein Lichtstärken, Farben, Stimmungen usw. abwägen. Oft ist diese Probe für die Leiter der Aufführung die anstrengendste von allen.

Doch man täusche sich nicht: ganz so einfach und bequem, wie sich das hier liest, und so heiter, wie der Laie durchschnittlich sich die Einstudierung einer neuen Oper vorstellen mag, ist die Sache nicht. Der Weg der Oper vom Tage ihrer Annahme bis zum Tage der Premiere ist ein Weg allerhärtester, aufreibendster Arbeit, ein fortlaufendes Geschehen voller Spannungen und Entladungen, die manchmal zu heftigen, bald leicht vorübergehenden, bald lange nachzitternden Konflikten innerhalb dieses riesigen Organismus führen, den das moderne Operntheater darstellt. Und auch hierbei ist wieder eine merkwürdige Beobachtung zu machen, nämlich die, daß diese Konflikte sich in der gleichen Art vor jeder Premiere immer wieder einstellen. Da sind z. B. Spannungen zwischen einem Sänger und seiner Partnerin oder zwischen einer Sängerin und dem Kostümdirektor, oder es verdichten sich Verschiedenheiten der Auffassung zwischen dem Kapellmeister und dem Regisseur so, daß sie zu guter Letzt noch zu heftigen Auseinandersetzungen führen, oder der technische Direktor entlädt schließlich seine ganze Ironie gegen den Künstler, der die Dekorationen entworfen hat, weil dieser scheinbar nicht genügend vom Theater versteht. Gewiß, es sind stets törichte Explosionen, die sich in Augenblicken der Überspannung entladen und die nur aus dem Gefühl des allseitigen »Nochnichtfertigseins« entstehen, aber so unangenehm sie manchmal sind, sie gehören doch nun mal dazu, sind eben auch, und zwar oft recht komischer Ausdruck des »Theaters«, sind Ausdruck der Individualität, die aus künstlerischen Motiven um allerhöchste Ziele besorgt ist, sind Ausdruck kleiner und großer Eitelkeiten, in denen das Menschlich-Allzumenschliche über das Künstlerische triumphiert; vor allem aber: sie sind irgendwie sämtlich Betätigung eines aktiven, an dem Gesamtorganismus beteiligten Willens. Man vergegenwärtige sich einmal recht genau: eine Fülle subtiler künstlerischer und technischer Arbeit muß — neben

den laufenden Vorstellungen — in einem verhältnismäßig sehr knappen Zeitraum bewältigt werden; oder anders gesagt: der Weg der Oper ist ein von unzähligen durcheinanderschwirrenden Nervensträngen mit Spannung erfüllter Arbeitsweg, dessen Ende rein äußerlich etwa mit dem Ende eines aufregenden Sportkampfes oder eines sensationellen Riesenprozesses zu vergleichen ist — die Symptome bei den Hauptbeteiligten sind in allen Fällen ungefähr die gleichen. Und es ist — um wieder von unserm besonderen Thema zu sprechen — durchaus menschlich begreiflich, daß die Sänger fast stets in den letzten Proben von der Wertlosigkeit des Werkes überzeugt sind. Ganz richtig: die erste Begeisterung, mit der man sich gemeinsam für das Werk einsetzte, ist durch anstrengende Proben erlahmt; die einzelnen Partien sind »überstudiert«; eine gewisse Müdigkeit macht sich als natürliche Reaktion allgemein bemerkbar, und ewige Wiederholungen von noch nicht ganz fest sitzenden Stellen haben Gefühl und Blick für das Gesamtwerk verdorben. Erst der Beifall nach der Premiere löst endlich alle Spannungen, die Freude am Erfolg verklärt alle Plage und bringt wieder Klarheit und Besonnenheit in die aufgewühlten Gemüter und die verzerrten Meinungen.

Die Kritik freilich, die der Premiere folgt, führt den Komponisten oft auf den Höhepunkt seiner Enttäuschung. Er sieht sich mißverstanden oder für Dinge verantwortlich gemacht, für die er sich nicht verantwortlich fühlen kann, er hadert gelegentlich wohl auch dann mit der Kritik, wenn sie ihm Wohlwollen erweist, während der darstellende Künstler sich gewöhnlich mit der guten Kritik zufrieden zeigt und die schlechte Kritik grundsätzlich ablehnt. Nehmen wir aber an, daß die »Presse« dem Komponisten etwas durchaus Richtiges sagt: wie selten lernt einmal ein Tondichter daraus! Und wenn er es täte: wieviel leichter fänden die wenigen guten und lebensfähigen Opernwerke, die bei strengster Selbstkritik und Ausnutzung einmal gemachter Erfahrungen produziert würden, ihren Weg zu einem erfolgreichen Leben in den Spielplänen der deutschen Operntheater!

Zwei Gedichte von Hubert Mumelter

Frühlingsfahrt

Es reiten drei Reiter in Stahl und Wehr
Durchs Etschland zu Barbarossas Heer
Gen Süden, gen Süden.

Der erste Ritter spornt sein Pferd:
„Hei!" ruft er laut. „Wie verlangt mein Schwert
Nach welfischen Köpfen!"

Der zweite an seiner Seite grollt:
„Weiß Gott, ich reit' diesmal ungewollt
Mit dem Kaiser gen Welschland."

Der dritte, ein Knabe noch, blond und fein,
Hebt den Helm und schaut in den Frühling hinein
Gen Süden, gen Süden.

Er träumt von des Kaisers glänzendem Heer,
Von stolzen Burgen am hellen Meer
Im Süden, im Süden.

„Was hängt Euch der Kopf?" ruft der erste laut.
„Laßt fahren, Ihr findet manch andere Braut
Im Süden, im Süden!"

Der schweigt. Einen blühenden Zweig er bricht,
In die Mähne des Rosses er sinnend ihn flicht
Und lächelt und reitet.

Und denkt an den Frühling daheim im Tal,
An die Berge voll Schnee im Morgenstrahl,
An die wogenden Wälder.

Und denkt, wie fremd er im fremden Land —
Und zerpflückt die Blüten in seiner Hand
Und reitet und reitet ...

Der zweite neigt freundlich sich zu ihm hin:
„Zu jung seid Ihr, Herr, und voll Träumersinn,
Kehrt heim zu den Euern."

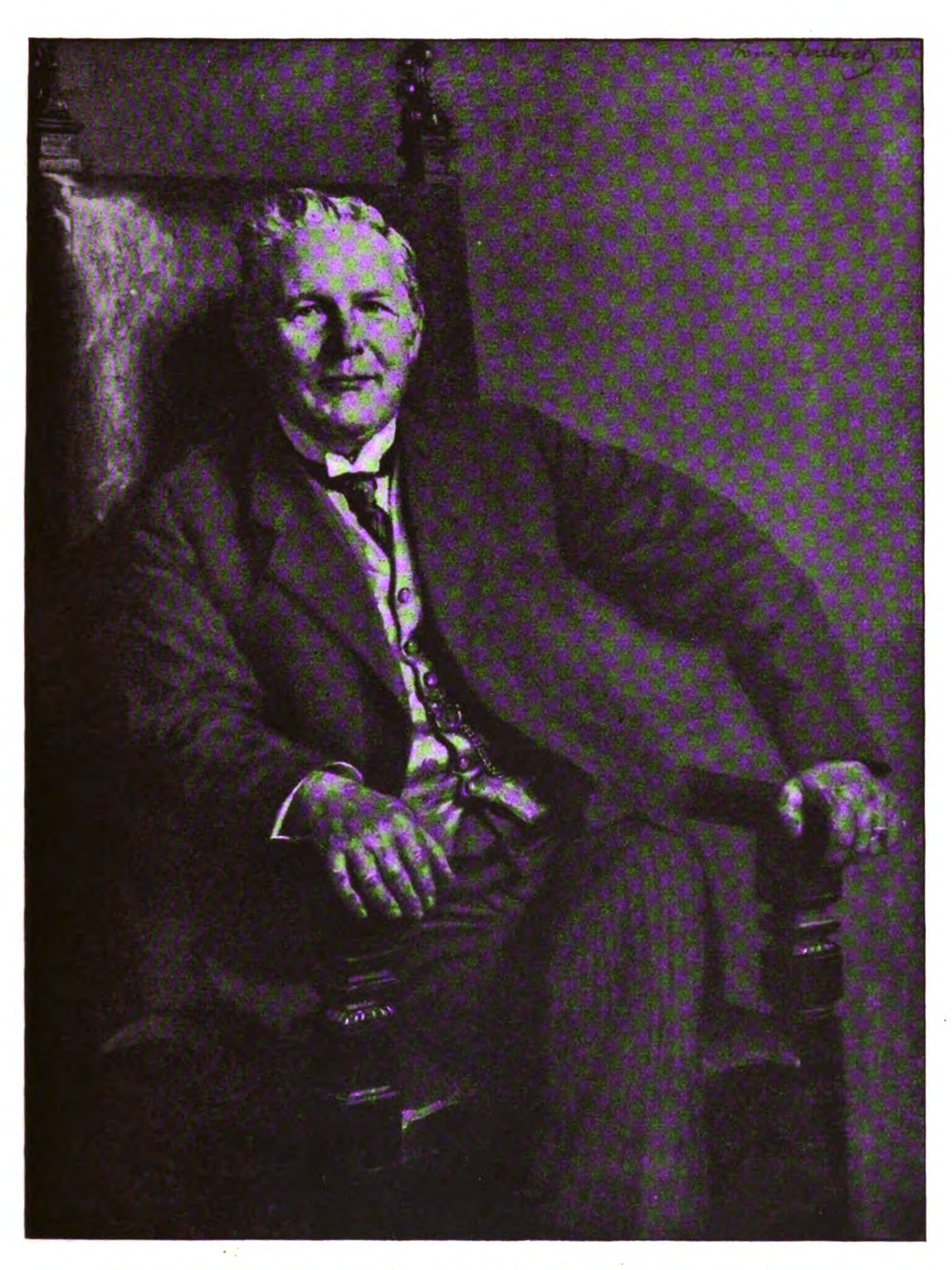
Errötend richtet der Blonde sich auf —
„Nein, Herr!" — Nimmt den Helm vom Sattelknauf,
Und sie reiten, reiten gen Süden.

Frühling in Südtirol

Wie ein Geliebter kommst du durch das Tal.
Vor deiner Anmut sich die Himmel neigen,
Der Berge grünende Gestade steigen
Ins milde Leuchten deines Nachmittags.

In deinen Reben liebt sich deine Sonne
Und glüht in stillem Jubel von den Hügeln;
Auf hohen Winden wiegt mit frohen Flügeln
Der Zug der Vögel heitern Meeren zu.

In deinen Gärten schlagen Nachtigallen,
Süß klopft dein Herz in den entzückten Tieren.
Die Seelen Liebender sich sanft verlieren
Tief in das Wunder deiner lauen Nacht.



Franz Triebsch: Geh. Konsistorialrat Prof. D. Dr. Reinhold Seeberg


UNIV.
OF
MICH.



Aufn. Schert, Berlin

Aus dem Schauspiel »Gewitter über Gottland« von Ehm Welk (Volksbühne am Bülowplatz in Berlin)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Ehm Welk: Gewitter über Gottland — Gina Kaus: Toni — Walther Hasenclever: Ein besserer Herr — Rudolf Bernauer und Rudolf Österreicher: Das zweite Leben — Franz Molnár: Spiel im Schloß — St. John G. Ervin: Aprilwetter — Das französische Gastspiel der Comédie Française in Berlin — Max Reinhardt in Paris — Shaws »Arzt am Scheidewege« im Deutschen Theater — Wilhelm von Scholz als sein eigner Schauspieler

Berlin hat wieder einmal seinen Theaterskandal. Diesmal aber scheint es kein Sturm im Wasserglase zu sein, sondern eine Wetterkatastrophe, die ein großes Theaterunternehmen, das größte und volkswichtigste, das Berlin hat, in seinen Grundfesten erschüttert. In der Volksbühne oder, wie sie sich jetzt lieber nennen hört, dem Volkstheater am Bülowplatz wurde um die Iden des März das Schauspiel eines bisher unbekannten Verfassers namens Ehm Welk aufgeführt. »Gewitter über Gottland« hieß es, und ehe noch einer der Außenstehenden von dem Stücke selbst etwas gesehen oder gehört hatte, ging ihm der Ruf voraus, hier handle es sich nicht nur um eine außergewöhnliche Dichtung, sondern mehr noch um eine unerhörte Regieleistung, sollten doch nun endlich, was bisher, auch in Paquets »Sturmflut«, noch mißlungen, Film und Drehbühne in ein Brautbett gezwungen werden, aus dem eine ganz neue Form des Dramas, eben das Drama der Gegenwart und Zukunft hervorgehen werde, zugleich Abbild und Mitbildner der Zeit.

Der Abend kam, und was begab sich? Wir wurden vor eine Bühne gesetzt, die uns vor und zwischen den eigentlichen Spielszenen hinter einem weißen durchsichtigen Vorhang in überlebensgroßen verzerrten Schattenrissen die zu aufreizenden Gruppen geballten Hauptdarsteller zeigte und die außerdem links und rechts vom Ausschnitt gleich Flügeln zwei große Leinwandflächen ausgespannt hatte, auf denen als Lichtbilder historische Darstellungen aus der Zeit der dramatischen Handlung erschienen, begleitet oder unterbrochen von Wahlsprüchen revolutionärer Führer der Gegenwart wie Lenin und Trotzki. Und das Schauspiel selbst? Die Geschichte der Vitalienbrüder oder Likendeeler (Gleichteiler, Gleichbeuter), jener kommunistisch gearteten Seebanditen, die zu Ende des 14. Jahrhunderts unter der frechen Losung »Gottes Freunde, aller Welt Feinde« die drei nordischen Reiche und die deutschen Küsten beunruhigten, die schwedische Insel Gotland eroberten, überall sengten, raubten und plünderten, bis sie bei Helgoland von den Hamburgern entscheidend geschlagen und ihre Anführer hingerichtet wurden — hier aber umgebogen und umgelogen in eine edle, menschenfreundliche und gottgefällige Weltverbesserungsbewegung, in der die nicht minder edlen und hochherzigen Umsturzbestrebungen der jüngsten Gegenwart und Vergangenheit die »Gefilde hoher Ahnen« verehren dürfen! Glaubt es, Zeitgenossen, diese reine, hochgemute Sache, sie

wäre schon damals, also vor rund einem halben Jahrtausend, zum siegreichen, glückseligen Ziel ihres Gottsuchertums geführt worden, von Gödeke Michelsen, Asmus Ahlrichs, Ephraim Merkel und andern Vitalianern, wenn nicht mit Klaus Stoertebekker so ein gottverfl... Junker sich unter die ehrbaren »gemeinen Leute« gemischt und die Sache der Gerechtigkeit an den Eigennutz und die persönliche Machtgier verraten hätte. Deshalb rückt ihm sein Genosse Ahlrichs, in dem die lautere Flamme des kommunistisch-religiösen Ideals brennt, mit ein paar Getreuen zu Leibe und ruht nicht eher, als bis jener, mit Hilfe einer falschen, ungetreuen Dirne, die für die nötige Liebesromantik sorgt, überwältigt, gefesselt, an die Schandsäule gebunden, den Hamburgern ausgeliefert und auf dem Grasbrook hingerichtet ist. Ein höchst kunstvoll gebautes Drama, versichere ich euch, das nicht mit dem Mundwinkel zuckt, wenn ihm und seiner inneren Folgerichtigkeit von der Geschichte immerfort in die Suppe gespuckt wird: was macht das aus, wenn nur die bolschewistische Propaganda zu ihrem Ruhm und Recht kommt! Und das kommt sie. Nach Strich und Faden, mit allen nur erdenklichen Mitteln, allen nur herbeizuschaffenden Massenwirkungen. Der den Stoertebekker zu Fall bringt, geht in der Maske Lenins durch das Stück; hungernde Fischer, Bauern und Arbeiter, bis zum Skelett ausgemergelt, werden aufgeboten, uns ihr Elend in die Ohren zu schreien; auf den Filmbildern erscheinen die Bettler, Bresthaften und Landstreicher der Zeit, ihre Blößen und Wunden als feurige Anklagen gegen die Besitzenden zu weisen; die Massenstürme und Aufstände aller Revolutionen, der Bauernkrieg, der Bastillesturm, die Berliner Märztage von 1848, die Novembertage von 1918, bis auf Moskau und Shanghai werden uns zwischen den Szenen vor Augen geführt; das Kreuz wird auf der Bühne gleich altem Eisen herumgeworfen, das Kruzifix als Kleiderhaken benutzt, der Kopf Christi wie eine Kegelkugel über die Bühne gerollt.

Davon mag vieles oder gar das meiste nicht im Manuskript stehen. Dafür ist dann der Dichter der Szene, der Regisseur, da. Brauch' ich noch zu sagen, wer der ist? Kein andrer als Erwin Piscator, derselbe, der die parodistische Räuber-Aufführung des Staatstheaters auf dem Gewissen hat. Mag einer in Kunstdingen noch so liberal gesonnen sein — unverantwortlich, wem sich hier nicht der Ruf nach der Wiederkehr der Zensur auf die Lippen drängt! Denn dies ist kein Drama und keine Theateraufführung mehr, dies ist hinter der heuchlerischen Maske einer Kunstveranstaltung die barste, blankste, frechste und frivolste politische Parteipropaganda, dies ist Barrikadenbau auf öffentlicher Bühne, noch dazu mit den kunstwidrigsten, niedrigsten und gemeinsten Mitteln. Dazu ist nun dreißig Jahre an dem Publikum dieser Bühne Kunsterziehung geübt worden, daß unter einer scheinbar willen- und machtlosen Leitung jemand herkommen darf, das mühsam Aufgebaute mit einem Fußtritt umzustoßen!

Ich würde mich gröblich mißverstanden sehen, wenn diese bedingungslose Verurteilung des »Gewitters über Gottland« und der Piscatorschen Inszenierung den Schein erweckte, ich miß-



Aufn. Schert, Berlin

Aus dem Schauspiel »Gewitter über Gottland« von Ehm Welk: Klaus Stoertebekker (Heinrich George)
(Volksbühne am Bülowplatz in Berlin)



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Aus der Schulmädchentragödie »Toni« von Gina Kaus (Kammerspiele in Berlin)

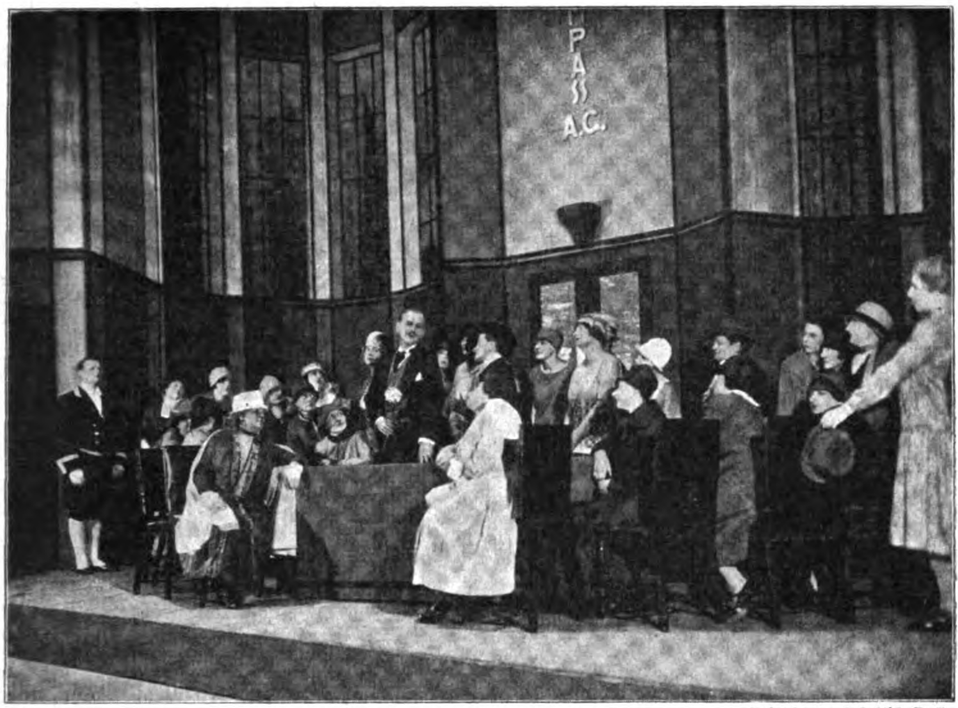
achtete all und jede Tendenz im Drama. Das hieße einen guten Teil der besten Dramatik verleugnen. O nein, ich lasse mir sogar ein gelindes Stück Erziehung und Gesinnungswerbung im Drama gefallen und würde nicht mucksen, wenn einer käme und die kommunistischen oder bolschewistischen Ideale in einer Dichtung von schöpferischen Maßen mit künstlerischen Mitteln verherrlichte. Darum respektiere ich auch die aufklärerischen und vorkämpferischen Absichten, die die Wienerin Gina Kaus in ihrem Schulmädchendrama »Toni« mit ehrlicher Offenheit zur Schau trägt.

Sie will »die Pubertätsperiode der Frau, diesen in seinen geistigen und körperlichen Bedingtheiten und Wechselwirkungen entscheidend bedeutsamen Abschnitt, mit dem aus Eigenerleben gewachsenen Verständnis der Frau analysieren«; will zeigen, »welche Triebkräfte und Spannungen hier am Wirken sind, aus welchen Keimen die spätere Entwicklung wächst, wie das noch halb kindliche, halb gewaltsam überspannte Streben nach Vermännlichung aus dem Verlangen nach Ausgleichung der vermeintlichen weiblichen Inferiorität entsteht, und zu welchen Gefahren eine Verkennung dieses Zustandes führen kann«. Gut — erlaubt und gewährt! Auch sei der Verfasserin gern zugegeben, daß solche mit den feinsten Meßinstrumenten heutiger psychoanalytischer Erkenntnis ins Werk gesetzte Zergliederung und Deutung nur einer Frau gelingen kann, da nur ihr die Triebe, Süchte, Nöte und bekennerischen Gespräche reifender Mädchen sich hüllenlos offenbaren. Aber das alles sind nur Vorbedingungen, nicht schon Bürgschaften für die dichterische Gestaltung. Was Wedekind in weiterem Ausmaß und allgemeiner Ausstrahlung nur halb gelungen, ist auch Gina Kaus nicht vergönnt voll zu erreichen. Wohl läßt uns ihr Drama tiefe, erleuchtende, mahnende und erschütternde Blicke in die Sinnen- und Seelengründe tun, die sich da aufreißen, wohl hat sie in ihrer jungen Heldin mehr als ein doktrinäres Paradigma, hat einen Menschen von Fleisch und Blut, pochendem Herzschlag, leidenschaftlich bewegtem und durchaus individuellem Eigenleben vor uns hingestellt, in seiner Unreifheit durchaus reif für den Vollzug eines menschlichen Dramas — aber in den Ausgang, in die Auseinandersetzung dieses Einzelschicksals mit der Welt oder auch nur Umwelt schleicht sich ihr eine theatralische Willkür, Halbheit oder Zufälligkeit, die das Stück um einen guten Teil seines Wertes betrügt. Nachdem diese Toni mutig, tapfer und vor allem aufrichtig auch gegen sich selbst mit ihrer Scheu, ihrer Angst, ihrem Trotz und Erlebnisdrang um die Eroberung ihrer denen des Mannes gleich- oder gar übergeordneten Persönlichkeits- und Selbstbestimmungsrechte gekämpft hat, soll sie nun den ersten praktischen Beweis ihrer geistigen und moralischen Souveränität ablegen. Und was tut sie? Ruft gegen Andreas, den »möblierten Herrn«, dem sie sich als dem ersten gab, der aber seinerseits noch andre neben ihr genießt, Michael, den sanften, fast ein wenig väterlichen Freund, zur Hilfe, daß er sie an dem schnöden Verführer räche. Das konnten frühere Roman- und Dramenheldinnen

auch schon, ohne Freud und Weininger gelesen zu haben. Und auch das scheint mir nicht neu, daß diese kleine Amazone, als der plötzlich rabiat gewordene Michael die Pistole auf den andern abdrückt, sich in unklarer Gefühlszerrissenheit zwischen die beiden wirft und einen Mord an oder von dem Geliebten verhindert. Ist das der »Sieg« über den Mann, daß sie dem »Retter« nun in die Arme sinkt und eine Studentenbraut wird, der die Mutter ihren Segen gewiß nicht versagen wird? Im Buche freilich soll es anders auslauten. Da wird Michael nur Schwinge zu kühnerem Erlebnis- und Erobererwillen: »Vielleicht werd' ich hundert Männer haben — die Welt ist offen!« Statt dessen in der von Sonik Rainer (Toni), Lothar Müthel (Andreas) und Matthias Wiemann (Michael) getragenen Aufführung der Kammerspiele ein kükenhaftes »Von nun an werde ich die Erste in der Klasse sein!« Hat die Dichterin, wie einst Ibsen bei dem versöhnlichen Schluß seiner »Nora«, das selbst so angeordnet, oder ist ihr der Text von einem vorsichtigen Dramaturgen — entweibt worden? Gleichviel, ein zwingender Schluß von unwiderstehlicher Überzeugungs- und Notwendigkeitskraft hätte diesen faulen Ausgleich gar nicht aufkommen lassen.

Wenn Frauen so gefährliche Themen ergreifen, warum sollen sich da die Männer nicht einstweilen aufs Kanapee des geruhigen, publikumsfreundlichen Lustspiels strecken? Walther Hasenclever, der Verfasser des »Sohns« und Verschandeler der »Antigone«, macht es nun seinen Kollegen Sternheim, Zuckmayer und Kornfeld nach, wenn er mit seinem »Besseren Herrn« die seichte, aber amüsante Komödie eines Heiratsschwindlers gibt. Gar so weit ist dies Stück wirklich nicht von Schönthan und Kadelburg entfernt. Es sei denn, man wolle die Gegenüberstellung des Geschäfts ohne Gefühle und des Geschäfts mit Gefühlen, die Herstellung der Liebesbriefe auf der zwanzig Durchschläge liefernden Schreibmaschine, das Heiratsinserat der reizenden Millionärstochter und die mit Tränen und Liebesseufzern liquidierende Generalversammlung der neunundzwanzig verlassenen Bräute des Heiratsspekulanten, eben desselben Möbius, den sich dann mit seiner eigensten Angel die Millionärstochter fischt, und noch einiges andre der neuesten Zeitmoral Abgeluchste, man wolle das alles als Originalitäten gelten lassen, die eine neue komische Spezies begründen. Wenn ja, dann die Spezies der neuen Sachlichkeit in der Liebe. Denn darin wurzelt, darin gipfelt hier alles. Heiraten ist ein Termingeschäft, die Ehe eine Firmengründung, das Leben ein Kontobuch, die Liebe eine Vorschuß- und Abzahlungsanstalt in Illusionen, und die alte Generation wird von der jüngsten an Materialismus noch übertrumpft. Doch die Li-a-be macht auch hier einen Strich durch die Rechnung. Denn — trotz des Inserats! — Möbius liebt und Lia liebt, ganz richtig, wie in den Stücken, an denen sich die Herzen unsrer Onkel und Tanten ergötzten. Nur darf man nicht warm dabei werden. Um Himmels willen keine Gefühligkeiten! Darauf steht Todesstrafe. Alles muß schließlich doch wieder durch die Gefriermaschine. Nur so kann ein Hasenclever vor sich und der Mitwelt reüssieren. Im Staatstheater wird das von Jungen und Alten unter Heinz Hilperts Marsch-marsch-Regie recht flott und schneidig gespielt — oder sagen wir lieber »schnittig«, man könnte sonst an »Reif-Reiflingen« denken.

Bei Rudolf Bernauers und Rudolf Österreichers Schauspiel »Das zweite Leben« im Komödienhaus soll uns sogar niemand hindern, an Courths-Mahler oder die selige Nataly von Eschstruth zu denken. Stelle dir vor, lieber Leser, und auch du, schöne Leserin: in den Schlafwagen Dresden—Wien springt auf der Station Schandau ein junger, hübscher Mann, ergreift den Handkoffer der schönen Gräfin Vallentin und »zwingt« so die allein reisende Dame, ihm auf eine Nacht in seine Junggesellenvilla zu folgen, während die Verwandten in Wien vergebens auf sie warten. Am nächsten Morgen in der Zeitung: »D-Zug Dresden—Wien entgleist, Schlafwagen mit allen Reisenden zu Asche verbrannt.« Wohin nun mit der Gräfin, nachdem ihr Schwiegervater, der sie sozusagen in flagranti ertappt, sie von der Tafel des Lebens ausgelöscht hat? Untertauchen, verschwinden, das »zweite Leben«, das sie im romantischen Gelüst allenfalls für ein paar Stunden oder Tage genießen wollte, für den ganzen Rest des Daseins führen. Sie sinkt, »von Stufe zu Stufe« sinkt sie, bis zur Mätresse eines russischen Falschfürsten und Falschspielers. In Paris begegnet ihr nach fünf Jahren der Herr Gemahl ihres ersten Lebens, ohne sie auch im zärtlichsten Tete-a-tete wiederzuerkennen. Denn sie kommt als Geliebte zu ihm aufs Zimmer, um ihn vor der Verlobung mit einer andern, unwürdigen zu retten. Unerkannt wird sie wieder gehen. Da tut sich die Tür auf, und herein kommt das vom Vater wohlweislich mitgebrachte siebenjährige Töchterchen — gleich hat die kleine Annemarie das Mütterchen wiedererkannt. Rührung, Vergebung — denn auch er ließ sie damals nur zu gern abfahren, da er den Abend seiner Geliebten schenken wollte —, Versöhnung? Nein, kein Erbarmen, keine faulen Kompromisse! Das Kind an die Hand genommen, Frau Gräfin, und auf und davon, ins dritte Leben! ... Wenn das kein »Schauspiel« ist, wenn dabei nicht die Herzen brechen und die Tränen fließen, dann soll Mady Christians nie wieder eine Gräfin, Ralph Arthur Roberts nie wieder einen Grafen,



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Aus dem Lustspiel »Ein besserer Herr« von Walther Hasenclever
(Staatliches Schauspielhaus in Berlin)

Karl Meinhardt nie wieder einen vom »ältesten Adel des Landes«, Ernst Stahl-Nachbaur nie wieder einen Plantagenbesitzer aus Argentinien spielen, der Brieftasche und Arme weit geöffnet hält, um schicksalgeprüfte Gräfinnen in ritterlicher Liebe auf seiner Hazienda zu empfangen.

Sich von dem Nesselfieber dieser Banalitäten zu erholen, gibt es keine bessere Kur, als sich das »Spiel im Schloß« von Franz Molnár anzusehen, mit dem »Die Tribüne« in Charlottenburg aufs glücklichste den gewählten Spielplan dieses kleinsten aller Groß-Berliner Theaterhäuser fortsetzt. Aufs glücklichste und anmutigste! Denn diese »Anekdote«, wie des Verfassers Bescheidenheit die drei Akte nennt, ist nicht etwa bloß, wie die Stücke Pirandellos, an die man sich bei ihrer geistreichen Spiegelfechterei zwischen Schein und Sein zunächst wohl erinnert fühlen könnte, aus dem Hirn entsprungen und von einer kunstgeübten Hand kunstvoll geformt worden, nein, auch das dritte, größere und edlere H ist an diesem entzückenden Geschöpf der Lustspiellaune beteiligt: das Herz, beinahe möchte man sagen: das Ethos, wenn das nicht ein zu schwerer und ernster Begriff für solch leichtbeschwingten bunten Falter wäre. Also Anekdote! Anekdoten aber wollen erzählt sein.

Ein Schloß irgendwo an der Riviera. Die Besitzer sind, wie gewöhnlich, ausgeflogen, aber die Gastfreundlichkeit leidet darunter nicht. Im Gegenteil, nun können's sich die beiden Librettisten Korth und Manski, die mit ihrem neuen Komponisten Adam an der nächsten Operette basteln, erst recht bequem machen und sich nach dem opulenten Abendessen, ehe ihre Primadonna, des jungen Komponisten Braut, vom Ausflug zurückkehrt, zu einem gemütlichen Plauderstündchen zurückziehen. Da — während sie schon wieder bei ihrem Handwerk sind — Stimmen im Nebenzimmer: zärtlicher Ansturm einer Männerstimme, halbe Abwehr, halbes Gewähren einer Frauenstimme, allerlei Vertraulichkeiten, die auf eine noch nicht überwundene Vergangenheit schließen lassen. Kein Zweifel, das ist Anni, die Primadonna, und Annis Lehrer, Herr Hofschauspieler Almady, der ihr auch hierher gefolgt ist. Armer kleiner Adam, der dir diese Frau bisher eine angebetete Madonna war! Der liebe Junge ist ganz zerschmettert, drauf und dran, sich zu erschießen und die Partitur zu zerreißen. Was tun? Wie die Situation, wie den Verzweifelten und das Werk retten? ... Da hat Korth, wie das wohl manchmal auch bei Librettisten vorkommt, einen erleuchteten Gedanken. Setzt sich heimlich noch in der Nacht hin, schreibt eine Bluette, eine dramatische Dialogszene zwischen zwei eifersüchtigen Ehegatten, in die er das verfängliche Gespräch aus dem Nebenzimmer

Wort für Wort und Wendung für Wendung verwebt, läßt es die beiden Übeltäter, die zerknirschte Anni und den hochfahrenden, nun aber gehörig unter die Dusche genommenen Herrn Hofschauspieler, am Vormittag auswendig lernen und probt es mit ihnen am Abend, zwecks Aufführung vor der Schloßgesellschaft nach dem Souper, in Gegenwart des immer noch schmerzzerwühlten Komponisten, der dem Retter — man ahnt so etwas — vielleicht mehr als Freund und Mitarbeiter, vielleicht Sohn und Liebespfand aus frühem heimlichem Herzensbunde ist. Der hört, horcht, stutzt, erstaunt — wie, keine Wirklichkeit, nur Schein, Spiel, Maske, Rolle, Theater? Sein Auge erhellt sich, Steine fallen ihm hörbar vom Herzen, er stürzt der Geliebten zu Füßen, alles ist wieder gut, er wird die Musik schreiben, in drei Wochen wird Hochzeit sein, das Stück wird einen großen, großen Erfolg haben. So straft man Sünder, heilt man Verirrte, stiftet man das Glück junger Herzen und sichert sich selbst ein glänzendes Geschäft.

Ein reizendes Stück, um das uns der eleganteste Franzose von heut und gestern beneiden darf: graziös, witzig, geistreich, von heiter spielender Leichtigkeit, dabei klug, tapfer und lebensweise. Theater im Theater, aber auch Herzlichkeit und Wahrhaftigkeit gegen eitle Spielerei und Gefühlspose. Das Spiel im Spiel ein kleiner Männertriumph des guten traditionsfeinen Wiener Burgtheaterstils: Arnold Korff als selbstsicherer, allzeit nobel überlegener Retter und Heilkünstler, Richard Romanowski zugleich aufgeplusterter Gockel von Hofschauspieler und begossener Pudel, Karl Ettlinger vergeistigter Hanswurst, Egon v. Jordan süß verschwärmter, in holden Tönen denkender Liebhaber.

Was uns das Ausland in letzter Zeit an leichter und heiterer Ware zukommen ließ, geht auf eine Messerspitze und stammt aus der einen Büchse, aus der die Engländer neuerdings alle ihre Lachpulver zu holen pflegen: »Shocking respectability« steht auf dem Etikett. Diesmal ist es eine gefeierte Londoner Schauspielerin, die den Spießbürger ärgert und mit ihren zwischen Onkel und Neffen huschartig wechselnden Liebeslaunen — daher der Titel »Aprilwetter« für dies Lustspiel von St. John G. Ervin im Renaissancetheater — das ganze Pfarrhaus von Hinton St. Henry samt reizender Nichte und weniger reizendem Schwager (Junggeselle und ehemaliger Gouverneur von Jamaika) in Alarm versetzt. Sie dampft erst wieder ab, als ihr statt der Jungfrau von Orleans, die ihr der Sohn des Hauses auf den Leib geschrieben hat, ein für ihr Alter und ihre Moral noch passenderes Stück winkt, etwa vom Genre des »Zweiten Lebens«. Bei Rosa Valetti, die neulich Tristan Bernards »Cordon bleu« (was unsre Hausfrauen eine »Perle« nennen) mit berlinischem Schmiß hinlegte, ist zwar auch dieser angejahrte Tourbillon der Bühne wieder reichlich mit Spreewasser getauft, aber das trägt nur noch dazu bei, diese Schauspielerin für den Berliner immer mehr zum weiblichen Pallenberg zu stempeln.

Von Frankreich wird uns die ersehnte Schauspiel- und Schauspielergenesung nicht kommen; das hat zu deutlich das Gastspiel gezeigt, das Mitglieder der Comédie Française letzthin im Berliner Theater des Westens gaben. Mag die Auswahl dieser »Mitglieder« absichtlich möglichst bescheiden getroffen worden sein, so wie man einem Hündchen einen Knochen hinwirft, uns genügten der Inhalt und die Art der Darbietungen, um uns zu vergewissern, wie verstaubt der dramatische Spielplan und wie rückständig die Darstellungskunst dieses führenden Pariser Theaters sind. Den Propheten und Sibyllen des deutsch-französischen Gastspielaustausches aber mag dies elende Fiasko eine Mahnung sein, in ihrer Propaganda dafür hinfort mehr Zurückhaltung und Würde zu beobachten. Mögen sie sich doch an Max Reinhardt ein Beispiel nehmen, der neulich in Paris auf dem ihm zu Ehren von der »Gesellschaft für das Welttheater« veranstalteten Frühstück eine diplomatisch höfliche, aber durchaus selbstbewußte und gemessene Rede gehalten hat, wie es sich für einen deutschen Kunstgesandten in einem uns immer noch feindlichen Lande geziemt.

Darin hat er mit Bedauern auch die Krisis berührt, von der das künstlerische Theater jetzt überall bedroht ist und seine höchsten Ziele, Repertoire und Ensemble, gefährdet sieht. Hätte er zuvor die während seiner Abwesenheit in seinem eignen Deutschen Theater in Berlin veranstaltete neue Aufführung der Shawschen Komödie »Der Arzt am Scheidewege« sehen können, er hätte vielleicht schon ein paar Tropfen Zuversicht oder Hoffnung auf Besserung in sein Toastglas getan. Denn an diesem Abend, in einer der glänzendsten Aufführungen, die wir seit langem erlebt haben, ist die Ensemblekunst wiedergeboren worden, und es hieße an aller Fortwirkung und Fortzeugung des Guten verzweifeln, wenn wir nicht hoffen wollten, daß sich an diesem leuchtenden Beispiel gleiche Bestrebungen auch anderswo entzünden werden. Kino und Sprechbühne sind gerade jetzt dabei, sich reinlich zu scheiden. Es kann aus dieser Trennung einer der unglücklichsten Ehen, die im Reiche der Kunst je geschlossen worden sind, nur Heilsames für das Theater entstehen.

Von einer andern Grenzüberschreitung noch ein kurzes Schlußwort! Nicht uninteressant verlief in der Tribüne der Versuch des Dichters Wilhelm von Scholz, in seinem schon vor Jahren oft aufgeführten psychologisch-geistvollen



Aufn. Scherl, Berlin

Wilhelm von Scholz und Käthe Haack in dem Schauspiel »Der Wettlauf mit dem Schatten« (Tribüne in Berlin)

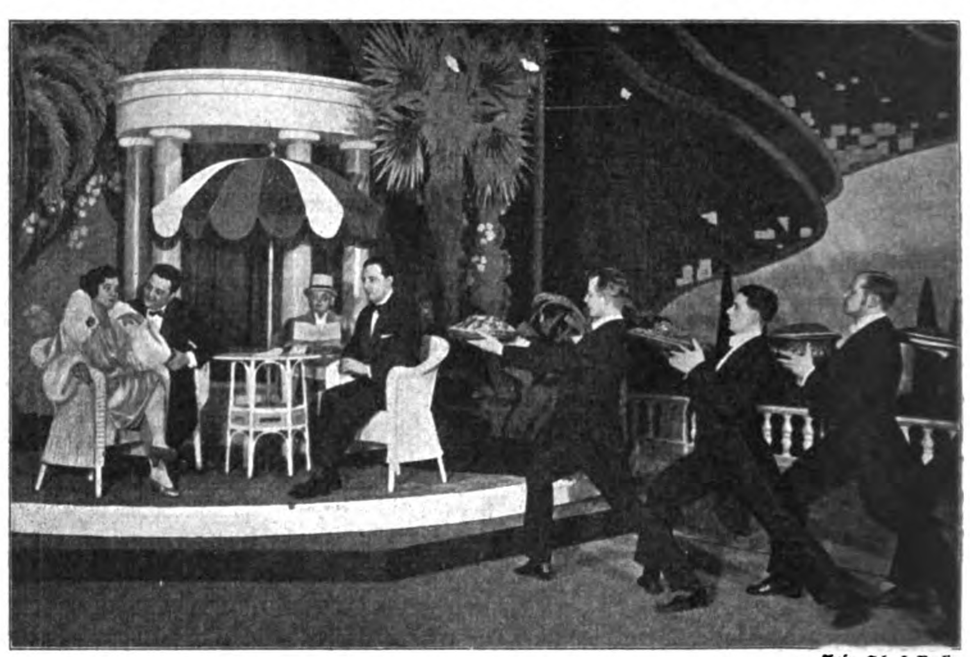
und tiefsinnigen Problemstück »Der Wettlauf mit dem Schatten« in eigner Person den Schriftsteller Dr. Martins zu spielen. Scholz bringt für dieses Experiment allerlei sympathische Gaben, vor allem eine natürliche Schlichtheit und Pathoslosigkeit mit, aber die geistige Mimikry, die sich zwischen Darsteller und Bühne herausbilden muß, ist ihm noch nicht zuteil geworden, und deshalb wirkte er selbst zwischen den nicht gerade hervorragenden Berufsschauspielern wie ein Fremdkörper. Gewiß interpretierte er den Sinn des Stückes und der Rolle, die offenbar auf inneren Erlebnissen beruhen, zu seinem Teile musterhaft, aber doch mit einer mehr doktrinär-literarischen als lebensvoll-dramatischen Note. Es ist etwas andres: schreiben und vortragen, als spielen und darstellen. Man glaube nicht, daß die Nähe oder gar die Identität da helfen kann. Im Gegenteil, die Distanz, das Nach- und Wiedererleben der fremden Schöpfung im andern macht erst den Schauspieler, erfüllt erst den Sinn eines auf der Bühne dargestellten Dramas. Die Schauspieler sollten sich kraft dem Recht ihres Handwerks gegen das Eindringen solcher Bönhasen in ihren Bereich, mögen diese als Dichter noch so hoch stehen, zur Wehr setzen.

Royal-Palace

Eine tragische Revue von Kurt Weill. Uraufführung in der Staatsoper zu Berlin

Die Berliner Oper hat wieder einmal einem der jungen Garde das Wort verstattet. Kurt Weill, den wir trotz seinen kaum mehr als fünfundzwanzig Jahren bereits aus anregenden Tonarbeiten schätzen lernten, versteigt sich in diesem seinem neuesten Werke zu einer Attacke gegen alle Tradition. Er entlieh von Iwan Goll ein Buch, das ein uraltes Problem, das Problem Weib, auf neue Art zu lösen sucht. Die Frau, die von ihrem Manne mit allen Reichtümern beschenkt, von dem »Liebhaber von gestern« verfolgt, von dem »Liebhaber von morgen« bereits umworben wird, verachtet sie alle, verachtet Wohlleben und Welt, sucht Erlösung in den Fluten des Bergsees, an dessen Ufern, in dem fürstlich ausgestatteten Royal-Palace-Hotel, sich die Begebenheit abspielt. Nun ist ein Wesentliches schon in dem Buche versäumt. Goll stellt uns die Personen vor, läßt sie wie an Fäden auf die Bühne tanzen und wieder abtrollen, führt sie nebeneinander her, gegeneinander hin, ihrem vorbestimmten Schicksal entgegen. Wir erfahren das alles wie aus dem Unfallbericht einer Tageszeitung, wir erleben das Schicksal nicht. Und das ist das Verhängnis. Der innere Aufbau des Geschehens, der Charaktere und des daraus sich ergebenden Dramas ist nicht versucht, geschweige denn geleistet.

Auch dem Komponisten gelingt es nicht, diese Mängel zu beheben. Auch er macht nicht einmal



Aufn. Scherl, Berlin

Aus der Oper »Royal-Palace« von Kurt Weill (Uraufführung in der Berliner Staatsoper)

den Versuch der Verinnerlichung. Es ist leider immer das alte Lied: die äußere Bewegung wird mit der inneren Entwicklung verwechselt. Der Ehemann verspricht der Frau den »ganzen Kontinent«. Und über die aus den Wolken herniederflatternde Leinwand scheucht uns der Filmspuk durch ferne Städte und Länder. Der Liebhaber schenkt seiner Angebeteten das »Reich der Phantasie«. Und was sehen wir? Ein wildes Wirren, Flirren und Klirren von Maschinen, Radiowundern und Luftoffenbarungen. Also Technik statt Seele. Nun könnte man sagen: Jawohl, die Maschine ist eben die Seele unsrer Zeit. Meinetwegen, aber diese Maschinenseele muß eben dann auch in die Nervenverstricktheit der Tonkunst übersetzt werden. Die Phantasie muß uns entführen, nicht der Aeroplan, wie in diesem erdennahen Zeitungsroman. Daß er sich auf Jazz, idealisierten Jazz und alle modernen Hilfsmittel in vornehmer Einstellung versteht, sei ihm zugestanden. Überhaupt kann er trotz aller Schroffheiten sein Talent nicht verleugnen; er ist eine Hoffnung, möge sie bald kraftvollere Gestalt gewinnen! Freilich, wenn er die Mächte der umgarnenden Sehnsucht nicht hinreißender gestalten kann als in der Szene vor dem Schluß, so scheint doch die Erfindung in ihm nicht allzu lebhaft zu pulsen. Die Todesverkündigung des Fischers, in ihrer starren Verhaltenheit, ist von größerem Eindruck. Man hat öfters die Empfindung, als ob der junge Komponist allzu sorglos und unbedenklich jeder flüchtigen Laune nachgebe.

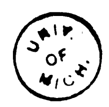
Erich Kleiber hatte sich mit seiner ganzen Kraft für die Gewalten des Orchesters eingesetzt, das in grellen, gelegentlich allzu grellen Farben leuchtet. Die Tanzrhythmen, die den Schritt der Boys, der Kellner elektrisieren, haben es auch ihm angetan. Die problematische Frau Dejanira, die etwas größere Gesangsaufgaben zu lösen hat als die Sänger, fand in Delia Reinhardt eine glückliche Vertreterin.

Als Auftakt zu der einaktigen Oper lieh diese einer konzertmäßig wiedergegebenen Gesangszene desselben Komponisten »Der neue Orpheus« ihre reiche Stimmkunst. Hier wird mit stärkeren Mitteln überkommener Musikanschauung ein widerspruchsvolles Gedicht Golls umspielt, das den hehren Griechensänger durch die Jahrhunderte hetzt: »Jeder ein Orpheus. Wer kennt ihn nicht? Ein Meter 78 groß, 68 Kilo, Augen braun, Stirn schmal, steifer Hut, katholisch, sentimental, von der Demokratie und von Beruf ein Musikant.« Auch hier fehlt all den Noten — die persönliche Note.

Den bunt, allzu bunt geratenen Abend beschloß die Marionettenoper »Meister Pedros Puppenspiel« von Manuel de Falla. Der oft von genialen Geistesblitzen gesegnete Spanier ist hier nicht ganz auf der Höhe seiner früheren Schöpfungen. Das anspruchslose Spiel der Marionetten aber, wie es in der Berliner Oper geschah, auf lebendige Menschen zu übertragen, geht nicht an. Wilhelm Kleefeld.

Wandervogels Lied

Nach einer Aufnahme von Aug. Rupp in Berlin



Literarische Rundschau

Man soll auch den Namen »Novelle« nicht unnützlich im Munde führen. Wir verstehen darunter und erwarten davon doch die Erzählung einer irgendwie bemerkenswerten, sich von der alltäglichen Geläufigkeit abhebenden Begebenheit, der ein Künstler des Wortes innerlich folgerichtigen, prägnanten und zielstrebigen Ausdruck zu geben weiß. Das ist gewiß eine sehr bescheidene Begriffsbestimmung und mehr auf den Lehrling als den Meister gemünzt. Auf Thomas Manns Büchlein »Unordnung und frühes Leid« (Berlin, S. Fischer) trifft sie nicht zu. Was uns auf diesen 125 Kleinoktavseiten begegnet, darf allenfalls als ein liebenswürdiger Ausschnitt aus dem häuslichen Tagebuch des Dichters, also als ein Prosa-Gegenstück zu seinem »Gesang vom Kindchen« bezeichnet werden: mehr ist es dem Gehalt und Charakter nach nicht, so sehr sich der Feinschmecker, der mehr auf Zubereitung als auf Materie sieht, auch an dem goethisierenden Stil delektieren mag. Ein Vater, der sich gewiß noch nicht alt oder gar altmodisch vorzukommen braucht, sieht mit anfangs etwas verblüfftem, aber bald philosophisch temperiertem Erstaunen dem neumodischen Verkehr und Vergnügungstreiben seiner Kinder und Kindergäste zu, macht sich innerlich wohl auch ein wenig darüber lustig, verbietet sich aber jede altväterische Kritik daran, obwohl er sich als »Professor« verkleidet hat. Selbst Charleston und Jazzband bringen seine historische Gerechtigkeit nicht aus der Fassung. Sein Herz schlägt erst wieder bei dem »frühen Leid«, das eine vorzeitig von den Flügeln des Eros gestreifte Kinderphantasie sich selber bereitet. Das Ganze eine artige, aber belanglose Spielerei, die auf Gefährten hätte warten sollen, bevor sie sich aus dem Nest wagte.

Wolfgang Goetz, der Schöpfer des »Gneisenau«, hat acht seiner kleinen Geschichten zu einem Bändchen zusammengetragen, das den Titel »Von Zauberern und Soldaten« führt (Stuttgart, Adolf Bonz & Ko.). Ein seltsamer Titel, einer, der aufhorchen läßt, den neugierig Gemachten aber in demselben Augenblick mit einer vornehm gelassenen Handbewegung abwehrt. Und diese Mischung von Abwehr und Anziehungskraft, Entfernung und Nähe, Fremdheit und Vertrautheit geht durch das ganze Bändchen. Nichts verfehlter als die Meinung des Waschzettels, diese Geschichten kämen unmittelbar aus dem Herzen. Möglich, daß einige dort entsprungen sind, jedenfalls sind sie alle erst durch die Quarantäne des Intellekts gegangen, bevor sie ihre letzte novellistische Toilette gemacht haben. Das gilt auch von der gehalt- und schicksalsvollsten, dem »Vater«, einer preisgekrönten Goethe-Novelle, die ihre Sonde tief in das Menschen- und Familienglück hinabsenkt, das nach der Meinung mehr noch der Nach- als der Mitwelt in dem hohen Hause am Frauenplan zu Weimar daheim war. Der Zug zur Abstraktion und Symbolisierung, der diese Novelle kennzeichnet, ließe sich hier wohl als besonders fein überlegtes, weil den Ausdrucksformen des alternden Goethe angepaßtes Stilprinzip rechtfertigen, aber er ist auch in den andern Geschichten, denen vom historischen Dr. Faust, von Luther, von Friedrich dem Großen, von Napoleon und den deutschen Romantikern zu bemerken. »Populär« gemacht hätte dies Büchlein den dichtenden Berliner Regierungsrat schwerlich; im Gefolge des »Gneisenau« freilich, mit dem es schon durch die gleiche kritische Skepsis innerlich verbunden ist, wird es seinen Weg machen.

Wie sehr auch immer die »Wunder der Technik« unsre Einbildungskraft und Sensationslust beflügelt haben, nie hat die Phantasie des Menschen sich leichter und freier bewegt als im morgenländischen Märchen. Dabei sind diese kurzen Erfindungen oft nichts weiter als Geschichten, d. h. Nacherzählung von Geschehenem; durchaus nicht immer begeben sich Wunder. Was macht uns, fragt Wilhelm Schmidtbonn im Nachwort zu seiner Neuerzählung der aus dem Türkischen, ursprünglich aus dem Indischen stammenden »Siebzig Geschichten des Papageien« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; in Leinen geb. 7 M.), was macht uns das morgenländische Märchen gerade heute doppelt wert? Er antwortet: seine Fernheit von Maschine, Lärm, Eile, und ist geneigt, darin eher eine »Vorwärtsweisung« als eine Rückständigkeit zu erkennen. »Denn die Zeit der Maschine wird ebenso einmal vorbei sein wie die der Pfahlbauten und Ritterburgen. Aber das Märchen wird ewig leben, über die Erde wandeln, beschenken, fruchtbar sein.« So ist es, und deshalb seien dieser mit allen guten Mitteln moderner Prosakunst wohlgelungenen Wiederbelebung der altberühmten Märchensammlung »Tuti Nameh« weit und dankbar die Arme geöffnet. Wohl gab es nach der schon an sich nicht sehr glücklichen persischen Bearbeitung des 17. Jahrhunderts eine deutsche Übersetzung von Iken, aber ihr Wiedererscheinen als »Persisches Papageienbuch« in der Kulturhistorischen Liebhaberbibliothek um 1905 konnte ihr, holprig und steif wie sie war, nicht viele Liebhaber verschaffen, und auch die Verdeutschung der edleren türkischen Fassung von dem feinsinnigen Orientalisten und Diplomaten Georg Rosen litt an pedantischen Übersteigerungen der philologischen Treue, die ins Verkünstelte oder Ernüchternde und damit

ins Komische gerieten. Immerhin konnte sie eben ihrer wissenschaftlichen Treue wegen von Schmidtbonn für seine neue Nacherzählung am besten zugrunde gelegt werden, als er sich daranmachte, diesem tiefen und bezaubernden Kunstwerk, das einen Platz neben Tausendundeiner Nacht verdient, die natürliche Sprache unsrer Tage zu geben, ohne den geheimnisvollen Duft seiner orientalischen Herkunft zu zerstören. Tuti Nameh, das Buch des Papageien, diente im Morgenlande einst zur Erziehung der Jünglinge. Dazu ist es auch heute noch nicht untüchtig. Ja, wenn wir als seine hauptsächlichsten Charakterwerte Treue, Freiheit, Weisheit, Anmut, Schönheitsfreude, Menschen- und Schicksalskenntnis nennen, so läßt sich die Erziehungsaufgabe dieser Geschichten, die ein kluger Papagei einer von der Versuchung zur Treulosigkeit angewandelten jungen Frau erzählt, heute wohl auf die Mädchenwelt ausdehnen. Aber wozu Erziehung, wo so lieblich und ergötzlich die unsterbliche, in sich selber selige Kunst der Erzählung blüht!

Bei Paul List in Leipzig, einem Verleger, der in unsre wahllose gewerbsmäßige Übersetzungsliteratur Ordnung, Sauberkeit und Charakter gebracht hat, sind **Rudyard Kiplings Ausgewählte Werke in neuer deutscher Ausgabe** erschienen. Ist schon das Äußere dieser geschmeidigen blauen Leinenbände (geb. je 6—7,50 M.) höchst bestechend, so noch mehr das Innere: wir lesen ein reines, natürlich dahinfließendes, von Anglizismen befreites Deutsch, um das sich mit dem Herausgeber **Hans Reisiger** noch andre Schriftsteller von Ruf und Namen, wie Ernst Hardt, Norbert Jacques, Wilhelm Lehmann, Gustav Meyrink, bemüht haben, und wir finden in den bisher erschienenen sieben Bänden aus dem riesigen Erzählungswerk des in Indien geborenen Engländers wirklich nur das, was auch außerhalb des Erlebnis- und des Entstehungslandes ohne empfindlichen Abzug zu fesseln imstande ist: »Kim«, den Roman aus dem modernen Indien, und das »Dunkle Indien«, die kleinen Geschichten aus den Bergen, die von glückseligem Heimatsgefühl erfüllten Geschichten aus alten Tagen (»Puck von Buchsberg«), das Neue Dschungelbuch und die Romane »Das Licht erlosch« und »In Schwarz und Weiß«. Die Geschichten aus Simla, die »Schönste Geschichte der Welt« und das (erste) Dschungelbuch, neu übersetzt von Benvenuto Hauptmann, werden folgen und eine kleine Unterhaltungsbibliothek abschließen, die an Kunst elementarer Naturschilderung, Geschehnisfülle und Spannungskraft ihresgleichen auf dem Erdball sucht.

Für den **Abenteuerroman**, der nun mal durchaus seine fröhliche Urständ feiern soll, müssen wir Deutsche, so gelehrig wir uns auch auf diesem Felde zeigen, zunächst doch noch beim Ausland beträchtliche Anleihen machen. Zumal England, das so viel früher als wir an dem »Weltenbummel« teilgenommen, muß uns da auch jetzt noch zu Hilfe kommen, wie es schon im vorigen Jahrhundert geschah, wo die größte Begabung, die wir auf diesem Gebiete hatten, der Österreicher Postl, sich bezeichnenderweise Sealsfield nannte. Mit ihm, weniger mit Poe und unserm E. Th. A. Hoffmann, sollte man **Robert Louis Stevenson** vergleichen, der, Schotte von Geburt und im Jahre 1894 im Alter von 44 Jahren auf Upolu, der größten Insel der Samoagruppe, gestorben, gleich jenem die meisten seiner exotischen Stoffe erlebt, nicht bloß erfunden hat. Seine bedeutendsten **Romane und Erzählungen** hat jetzt der Verlag von Hesse & Becker in Leipzig in neuen Übersetzungen zu einer sechsbändigen Ausgabe vereinigt, die **Käthe Briese** mit einem Lebensbild und einer literarischen Würdigung des »Geschichtenerzählers« — so, Tusitala in ihrer Sprache, nannten ihn die Samoaner — eingeleitet hat. Darin findet sich natürlich auch »Die Schatzinsel«, Stevensons bestes Werk und neben dem Robinson wohl der erfolgreichste Abenteuerroman der Weltliteratur; ferner der »David Balfour« (im Original »Kidnapped«), der »Junker von Ballantrae«, der im schottisch-historischen Milieu des 18. Jahrhunderts das uralte Motiv des Bruderzwistes in neuer Beleuchtung behandelt, und endlich eine Reihe von Novellen und kleineren Erzählungen, in denen das Exotische und das Phantastische sich gatten, wenn nicht das Realistische mit schrillen Lauten in den Bund der beiden hineinfährt und aus der Einigkeit eine groteske Balgerei wird. Jeder der sechs Bände ist einzeln zu haben (in Leinen geb. 3,50 M.).

Das Horoskop der Architekten sagt für 1927 und 1928 große Baujahre voraus. Da wird für die Baulustigen Verlangen nach beratenden Büchern herrschen, aus denen sich Anregungen und Klärungen für die eignen Pläne und Wünsche gewinnen lassen. Zwei solcher Bücher legt in neuen, erweiterten, den Zeitverhältnissen bis auf die Gegenwart angepaßten Auflagen der Verlag von F. Bruckmann in München vor. Beide, »**Landhaus und Garten**« und »**Die schöne Wohnung**« (mit je 240 Abbildungen; in Leinen geb. je 15 M.), haben zum Herausgeber den bekannten Berliner Architekten **Hermann Muthesius**, der in Deutschland zunächst auf Grund der am englischen Landhaus gesammelten Erfahrungen bahnbrechend gewirkt, inzwischen in seinen Bauten aber auch selbständige, eigenschöpferische Gedanken verfolgt hat. Im »Landhaus und Gartenbau« werden neben den Abbildungen der fertigen Bauten Grundrisse gegeben, die praktische Winke für die beste Raumausnutzung erteilen; hier hat er gesammelt,

was von erprobten Außen- und Innenarchitekten Deutschlands und Österreichs in den letzten Jahren Gediegenes geleistet worden ist, im luxuriösen, aber auch im einfach-bürgerlichen Typ. Und der Lübecker Gartenkünstler Harry Maaß, unser, wie wir wissen, bei den Lesern in hohem Ansehen stehender Mitarbeiter, hat dem gartenbaulichen Teil seine reichen Erfahrungen und seinen feinen, sicheren Geschmack zugute kommen lassen.

Harry Maaß selbst hat aber auch für ein neues eignes Gartenbuch gesorgt, eins, das unmittelbar aus der Werkstatt des Gartengestalters in praktischer Erprobung hervorgegangen ist. »Kleine und große Gärten« nennt er es, und schon die Wortstellung zeigt, daß er diesmal hauptsächlich auf bescheidenere Ansprüche und Möglichkeiten Rücksicht nimmt (Frankfurt a. d. O., Trowitzsch & Sohn; in Halbleinen geb. 18 M.). Auch beschäftigt er sich allein mit Gärten, die er selbst angelegt oder wenigstens entworfen hat, und die er nun durch viele gute Aufnahmen und Pläne ihrem architektonischen und botanischen Sinn nach erläutert, auch wohl — wie man das bei seinen Kindern darf — rühmt und preist, uns ans Herz legt und auf die Seele bindet. Das Besondere bei ihm ist, daß wir seine Gärten vor unsern Augen entstehen sehen: wie sie sich aus dem oft recht widerspenstigen Terrain herausschälen, wie sie dessen krausen Launen und Willkürlichkeiten die eigentümlichen Schönheiten ablisten, wie sie herausgeputzt, aber ja nicht etwa verkünstelt und verschnörkelt werden, damit sich auch für die kommenden Jahre noch Bewegungsfreiheit und Verbesserungsmöglichkeiten bieten. Unser aller notgedrungene Sparsamkeit ist hier sozusagen zum Reichtum gemacht worden; jeder bloß prunkende, unfruchtbare Luxus hat sich aus dem Paradiese der beseelten Nützlichkeit, wie Harry Maaßens Gärten heißen dürfen, trollen müssen.

Zu Ehren der 15. Auflage, die eine gründliche Neubearbeitung darstellt, liest man wieder ein paar Tage hindurch in Eduard Engels Goethe (Braunschweig, Georg Westermann; 2 Bände mit 31 Bildnissen, 8 Abbildungen und 12 Handschriften; geb. 24 M.), findet einiges berichtigt, manches ergänzt, vieles erweitert, verbessert und vertieft und scheidet mit der Gewißheit, einige Abschnitte des Goethischen Lebens und Schaffens oder des »Mannes und des Werkes«, wie Engel sagt, in schöner sachlicher und durchsichtiger Klarheit aufs neue vor sich entfaltet gesehen zu haben. Denn das bleibt doch wohl das Hauptverdienst dieses Buches, daß seine Darstellung sich nirgends, weder durch Lockungen geistreicher Eigenbrötelei noch bestechender Redensarten, dazu verführen läßt, der Einfachheit und Ehrlichkeit untreu zu werden. Indem Engel unmittelbar nach den Quellen arbeitet, diese selbst, soweit es angeht, in seine Darstellung hereinleitet und nirgends die Einheit von Mann und Werk, Persönlichkeit und Schaffen aus dem Auge verliert, hält er seine Leser stets in Verbindung mit dem lebendigen Mittelpunkt seines Gegenstandes. Das — im Verein mit dem männlichen Grundton des Ganzen, mit der gesunden Weltanschauung und der geradegewachsenen, fremdwörterreinen Sprache des Verfassers — gibt dem Buche vor vielen andern volkstümlichen Lebensbildern Goethes eine Frische, die ihm die Gunst seiner Leser — vorgeschrittener Schüler, Studenten, Lehrer, Lehrerinnen und Bildungsbeflissener aus den gutbürgerlichen Ständen, wie wir uns denken — noch lange erhalten wird.

Das Gesetz über die Bekämpfung von Schmutz und Schund, genauer: zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften, über dessen Wortlaut, Ausführungsverordnung und einschlägige Erlasse man sich sachlicher als aus den Parlamentsberichten aus Heft 49 der Weidmannschen Taschenausgaben von Verfügungen der Preußischen Unterrichtsverwaltung unterrichten kann (herausgegeben und erläutert von Ministerialrat Dr. Schnitzler), dies im einzelnen leidenschaftlich umstrittene und doch im ganzen so nötige und unentbehrliche Gesetz hat unser Augenmerk in verstärktem Grade auf den Bestand und somit die Geschichte der deutschen Jugendliteratur hingelenkt. Wir haben dafür seit zwanzig Jahren ein in seiner Gewissenhaftigkeit und seinem Ernst des Urteils klassisches Werk: das von Hermann L. Köster. Hier sind mit Entschlossenheit die großen Gesichtspunkte herausgearbeitet, die für die Entwicklung der Jugendschrift von Bedeutung sind; hier ist zu den einzelnen für die Jugend arbeitenden Schriftstellern und Künstlern klare und feste Stellung genommen. Der Verfasser hat den weitschichtigen Stoff in Monographien zerlegt: Geschichte des Bilderbuches; des Kinderliedes; des Märchens; der Volkssage (und der Volksbücher); Geschichte der Götter- und Heldensage; der erzählenden Jugendliteratur; der Jugendschriftenkritik (besonders eingehend). Überall wird an Beispiele angeknüpft, nirgends wird der Fluß der anregenden Darstellung durch ins Bett geworfene wissenschaftlich-theoretische Felsbrocken gehemmt. Die vierte Auflage des Werkes (Braunschweig, Georg Westermann) führt den Bericht bis auf die unmittelbare Gegenwart fort, so daß nun das erste Viertel des 20. Jahrhunderts abgeschlossen erscheint. F. D.



Gebrauchsgegenstände aus glasiertem Ton

Von Kunst und Künstlern

Hildesheimer Kunstgewerbe

Die Schönheit des soliden Materials, die Schönheit der gediegenen Arbeit und die Schönheit der reinen Zweckform — diese drei Notwendigkeiten müssen zusammenwirken, um im Kunstgewerbe etwas Ersprießliches zu leisten. Seit Jahren sind die Künstler überall bestrebt, diese Grundsätze in die Tat umzusetzen.

Auch in der alten Kunststadt Hildesheim, der Stadt Bischof Bernwards, ist man der Tradition getreu nach dem langen Dornröschenschlaf des 19. Jahrhunderts zu neuem Schaffen, neuem Streben erwacht. Um die Jahrhundertwende begann der Aufschwung des Kunsthandwerks. Die Werkstätten brachten neue Formen heraus, die künstlerisch eingestellten Handwerker suchten eine bessere Ausbildung, und dies lebhafte Drängen und Suchen führte zu Erfolgen.



Gebrauchskeramik und Kleinplastik

Aber die alten Winkel und engen Straßen waren wenig geeignet, die Erzeugnisse dieses Strebens zu zeigen und dem Käufer die Ware anzubieten. Oberbürgermeister Dr. Ehrlicher sah dies und fand den richtigen Weg: er ließ das schönste deutsche Haus, das Knochenhaueramtshaus, zum Kunstgewerbehaus umbauen und innen dem Zweck entsprechend ausstatten. Hier nun auf dem weltberühmten Marktplatz, inmitten der Zeugen einer alten, ehrwürdigen Kultur, ist vor fünfzehn Jahren eine Verkaufsstätte geschaffen worden, wie sie kaum eine andre Stadt aufzuweisen hat. Von hier aus, wohin jeder Fremde kommt, gehen die Erzeugnisse Hildesheimer Kunstfleißes in alle Welt. Überall, wo sich Hildesheimer Stoffe, Hildesheimer Keramik und Hildesheimer Metallarbeiten auf dem



Metallarbeiten



Messingarbeiten

Weltmarkt, auf den Ausstellungen und Messen zeigen, behaupten sie ihren Platz und zeugen davon, daß die alte Kunststadt wieder den ihr gebührenden Platz einzunehmen im Begriff ist.

Gleichzeitig mit dem Wachsen und Gedeihen des Kunsthandwerks vollzog sich das Aufblühen der Kunstgewerbeschule. Hier findet nicht nur der handwerkliche Nachwuchs von Hildesheim den die Lehre ergänzenden Unterricht, sondern auch aus der Umgebung und aus allen Teilen Deutschlands kommen Schüler und Schülerinnen, um hier theoretisch und praktisch ausgebildet zu werden.

Nicht um mit der Maschine zu wetteifern, bildet man heute Handwerker aus, vielmehr ist das Bestreben deutlich fühlbar, sich von allem frei zu machen, was die Maschine besser und schneller, daher auch preiswerter anfertigen kann. Will das Handwerk und besonders das Kunsthandwerk im heutigen Wirtschaftsleben eine eigne, unabhängige Stellung haben, will der Kunsthandwerker, der Kunstgewerbler konkurrenzfähig sein, so muß er Werte schaffen, die die Maschine ihm nicht nachmacht, die eben nur von seiner Hand angefertigt werden können. Wie schwer dies Problem zu lösen ist, werden alle wissen, die sich um diese Aufgaben mühen.



Hildesheimer Gebrauchskeramik

Um in immer größerem Umfange den Handwerkern die Möglichkeit zu geben, sich in Hildesheim niederzulassen, werden von der Stadt an besonders begabte Kunsthandwerker Stipendien zur Ausbildung und später für besondere Meisterschüler auch Geldmittel zur Verfügung gestellt. Damit ist in einer Zeit, in der die Kapitalarmut so manche Kraft brachlegt, ein Weg gewiesen, auf dem das Ziel, Hildesheim zum Mittelpunkt des nordwestdeutschen Kunsthandwerks zu machen, am ehesten zu erreichen ist. Der Plan, eine für die Erziehung des Handwerks so wichtige Per-


Hildesheimer Keramik


Blumenbehälter und Keksdose

sönlichkeit wie Margarete Naumann hier ansässig zu machen, spielt dabei eine hervorragende Rolle.

Hildesheimer Keramik, Hildesheimer Stoffe und Metallarbeiten haben sich heute wieder durchgesetzt. Wir haben in Hildesheim Kunsttischler, die mit ihren Möbeln jeder Anforderung gerecht werden: schön gemaserte Hölzer, Formen, die das Material recht zur Geltung kommen lassen, Intarsien, die von ganz feinem Einfühlen in den Werkstoff zeugen. Unsre Abbildungen geben Arbeiten der Kunstgewerbeschule wieder. Auch hier finden wir alle Möglichkeiten, die das Material und die Technik gestatten, erfüllt. Betrachten wir die Formen der Gebrauchskeramik mit ihren schlichten Linien, ihren aus der Technik erwachsenen Feinheiten, der Selbstverständlichkeit der Gebrauchsbereitschaft, so fühlen wir immer wieder die Eigenart der auf alter Kulturstätte erwachsenen Dinge. Auch als Kleinkunst findet die Keramik ihre Anerkennung, sei es in seinen Madonnenfiguren, sei es in Tierbildern, die man heute als Tafelschmuck bevorzugt. Diese Tongebilde nun ganzfarbig oder durch wenige farbige Linien geziert, die erhaben oder eingeschnitten gearbeitet sind, über oder unter Glasur gemalt, matt oder glänzend gebrannt oder als Fayence behandelt — Stil und doch durchaus Eigenart.


Madonna mit dem Kinde
Keramik von Prof. Hermann Fauser

In den Erzeugnissen des Handdrucks dieselben Erscheinungen. Klare, licht-, luft- und waschechte Farben auf guten Stoffen, Indanthrenstoffen, mit Handdruck verziert. Da haben wir die Arbeiten, die als Hildesheimer Stoffe sich einen Namen gemacht haben. Indanthren ist das Schlagwort der letzten Jahre. Aus dem Bedürfnis nach technischer Verbesserung farbig geschmückter Stoffe fand man im Laboratorium die Mittel, Farbe licht-, luft- und waschecht her-

zustellen und den Produkten des Stoffdruckes einen größeren Dauerwert zu geben. Sobald das erreicht war, hatte der Künstler ein weit größeres Interesse daran, sich diesen Dingen zuzuwenden, und so entstand aus der verbesserten Gebrauchsmöglichkeit die Freude an dem verfeinerten Muster. Über dem Maschinendruck steht der künstlerische Handdruck. Er gibt dem Stoffe das Persönliche und Besondere.

Metallarbeiten tragen als Hausrat mit dem gelben Messing, dem fahlen Silber und dem roten Kupfer einen eignen Charakter inmitten andrer Gebrauchsgegenstände. Auch hier ist das Streben nach Einfachheit der Linie und Einfühlung in den Gebrauchswert heute schon zu Formen gekommen, die trotz des vollen Reizes technischer Möglichkeiten sich unaufdringlich einordnen in die Schlichtheit der Umgebung. Zum Begriff der gediegenen Arbeit gehört nicht nur eine gute technische Leistung, sondern das ganze künstlerische Schaffen, das geistige Erfassen des Gegenstandes und seiner Gebrauchsnotwendigkeiten, gehört die Kenntnis des Materials und die richtige Behandlung des Werkstoffes.

Wer Handarbeit, gleichviel welcher Technik, kauft, will keine Dutzendware, will etwas Besonderes; er will Einzelware haben. Es ist nicht nötig, nur ein einzelnes Stück herzustellen, aber jedes Stück muß handwerkliche Eigenart zeigen, auch in der Wiederholung, sei es in der technischen Behandlung, der Farbe oder sonst einer Feinheit. Gerade das gibt ihm die höhere wirtschaftliche Bewertung und unterscheidet es von der unbeseelten Massenware.

Die Beachtung, die die Gegenstände des Hildesheimer Kunsthandwerks überall auf Messen und Ausstellungen gefunden haben, berechtigt dazu, wieder von einem Hildesheimer Kunstgewerbe zu sprechen und ihm weitere Erfolge zu verheißen. C. Reinbacher.

Zu unsern Kunstblättern

Wandervogels Lied — Eduard Steinbach: Sonnige Au — Georg Siebert Badendes Mädchen — Leopold Schmutzler: Margeriten — Franz Triebsch: Prof. D. Dr. Reinhold Seeberg — Richard Pietzsch: Fronleichnamsprozession in Tölz — Otto Dill: Rennplatz — Hans vom Tann: Piazetta S. Marco in Venedig — Hans Poelzig: Atlantis

Photographie oder Gemälde — von Zeit zu Zeit taucht die Frage nach ihren Unterschieden und der Abstufung ihres Kunstwertes in der Ästhetik immer wieder auf, soviel darüber auch schon geschrieben und gestritten worden ist; die Bewegung der Neuen Sachlichkeit, die jetzt durch unsre bildende Kunst geht und eben im Begriff ist, sich in eignen Kunstausstellungen niederzuschlagen, wird sie von neuem beleben. Und doch ist die Sache so einfach. Erst das selbständige »Hinzutun« macht die Kunst, erst das Schöpferische macht den Künstler. Man kann Geschick, Takt und Geschmack bewähren bei einer Naturaufnahme, vor allem in der Wahl und Begrenzung des Ausschnitts und beim Abstimmen der Beleuchtung, man kann durch Staffage für genrehafte Belebung des »Bildes« sorgen, wie das alles unserm Kamera-Meister August Rupp in in dem von Frühlingsduft und Jugendsüße erfüllten Blatt »Wandervogels Lied« geglückt ist, aber nie wird dem Photographen, auch dem kunstvollsten nicht, die Freiheit und innere Bewegtheit der Komposition gegeben sein, wie Eduard Steinbachs Gemälde »Sonnige Au« sie bei aller Einfachheit, Ruhe und Bescheidenheit des Vorwurfs zeigt. Nur der Hamburger oder Schleswig-Holsteiner wird allenfalls feststellen können, daß hier ein Motiv aus dem Alstertal bei Wellingsbüttel zugrunde liegt — aber verliert das Bild für die andern deshalb etwa an Wert? Alles, wodurch es Auge und Herz erfreut, der sanfte Rhythmus der Formen, die Tonschwingungen zwischen Hell und Dunkel, der Wechsel von Leichtigkeit und Schwere, all das ist unabhängig von der örtlichen Herkunft, erhebt sich, losgelöst davon, in das Reich freier, selbstschöpferischer Kunst. Daran würde auch nichts geändert werden, wenn jemand käme und behauptete: Mir sagt das andre Bild mehr, ich fühle mich tiefer und kräftiger davon angesprochen. Ein Blatt, das gut »erzählt«, beweist damit noch nicht seine absolute Kunst; innere Musik im Bilde, wie Steinbach sie hat, kann alle literarischen Werte übertrumpfen.

Aus Georg Sieberts »Badendem Mädchen« lacht uns schon der blühende Frühling oder Frühsommer an, und der Reiz des Bildes liegt nicht zuletzt in dem harmonischen Zusammenklang zwischen dem noch halb kindhaften, traumverloren seine Zöpfe flechtenden Mädchen und dem Blätter- und Blumengehege, in dem es sein Versteck gefunden hat. Wer sehr genau in der Malerei der Gegenwart, insbesondere der Dresdner, Bescheid weiß, wird in diesem Bilde den Einfluß Richard Müllers erkennen: nicht nur in dem Seidenspitz, der fast aus einem der bekannten Müllerschen Hundebilder stammen könnte, sondern auch in den zeichnerisch stark betonten Umrissen der Mädchengestalt und besonders in der bis in die letzten, feinsten Einzelheiten durchgeführten Zeichnung der Pflanzenformen, aus der so viel Liebe zum Gründlichen und Zierlichen spricht. Vor solcher Klein- und Feinmalerei versteht man es, daß Hans Thoma von einem der ersten ausgestellten Bilder Sieberts ganz entzückt war. »Eins der ehrlich deutschen Bilder,« schrieb er 1921 an den

Maler, »die sich jetzt wieder aus dem Sumpf barbarischer Maltechnik schüchtern hervorwagen.«

Zwischen Bildnis und Genre schwebt Leopold Schmutzlers Gemälde »Margeriten«, so benannt nach dem frühlingshaften Blumenstrauß, den die wie von Windesflügeln beschwingte junge Frau mit zärtlich-eifersüchtiger Bewegung, als hätte sie sich ihn unter Gefahr des Lebens erobern müssen, ans Herz drückt. Ruft sie dem Frühling, der ihn hergeben mußte, ein Dankeschön zu, oder ist es ein kleiner Schrei des Übermuts und Triumphes, den sie dem Lenzwind mitgibt, der Welt ihren Sieg zu verkünden? Schmutzler liebt solche novellistischen Anklänge in seinen Bildnissen, und nicht zuletzt darauf gründet sich die Gunst, die sie beim Münchner Publikum genießen.

Wie ernst, sachlich und männlich-gehalten dagegen das Bildnis des Geh. Konsistorialrats Prof. D. Dr. Reinhold Seeberg von Franz Triebsch — trotz der liebenswürdigen weltmännischen Schalkhaftigkeit, von der das Antlitz des berühmten Berliner Theologen überflogen ist. Das Bildnis wurde zum fünfundzwanzigjährigen Professorenjubiläum des Dargestellten im Auftrage seiner Schüler gemalt, während eines Ferienaufenthaltes in Ahrenshoop an der Ostsee, wo der Gelehrte und der Künstler ihre Sommerhäuser haben und wo sich nun während der »Sitzungen« zwischen beiden Bande der Freundschaft knüpften. Die in Berlin noch nicht vergessene noble Bildniskunst Max Koners — das beweist auch dieses Bildnis wieder — setzt sich in seinem mittlerweile längst zur Meisterschaft gereiften Schüler Triebsch in der würdigsten und erfreulichsten Weise fort; ja, man möchte sagen, daß er zugleich auch die künstlerische Erbschaft Sophie Koners angetreten hat, deren Malerei die ihres Mannes auch in den Stoffen so glücklich ergänzte, hat Triebsch doch auch als Kindermaler viele glückliche Leistungen aufzuweisen.

Die weiteren Kunstblätter des Heftes sprechen vornehmlich durch ihre Farben zu uns. Richard Pietzsch, dessen glänzender Aufstieg sich als Maler innerhalb der Münchner Sezession und ihrer Ausstellungen vollzogen hat, gibt in der Fronleichnamsprozession in Tölz ein koloristisch äußerst wirksames, aber auch als oberbayrische Volksszene höchst fesselndes Bild, und so reiht sich dies Gemälde organisch in die Isartalbilder ein, durch die Pietzsch seine Berühmtheit zwar nicht erst begründet, aber nachdrücklich befestigt hat. Daß die Fronleichnamsprozession, das Frühlingsfest der katholischen Kirche, es auch einem Protestanten — der Pietzsch (geb. 1872 in Dresden) ist — antun kann, ist nichts Neues in der Malerei. Hat sich doch das Malerische, das festlich Strahlende, Jubelnde und Triumphierende bei keinem andern Kirchenfeste so vom Dogmatischen gelöst wie hier. Für die Augen des Künstlers ist es längst zu einem Dankfest der Menschheit geworden: nach langer Winteröde steht alles wieder in Blust und Farbe, da will auch der Mensch sich schmücken und als eine fröhliche Blüte sich einreihen in den Freudenkranz der Natur. So hat Pietzsch unter dem stahlblauen Frühlingshimmel seines geliebten Isartals diesen festlichen Tag gesehen, so seinen Eindruck und sein Gedächtnis festgehalten in wehenden Fahnen, bunten Bannern, Teppichen und Baldachinen, lachenden Blumenkränzen und weißen Kinderkleidern.

Eine ähnliche, wenn auch etwas weltlichere Farbenauferstehung wird der Sportmaler im ersten Frühlingsrennen entdecken: in den lustigen Toiletten der Besucher, in dem glänzenden Rotbraun der Pferde, in dem brennenden Rot der Reitröcke, in dem erfrischten Grün der Rasenfläche. Otto Dill, gleichfalls Münchner, hat sich im schnellen künstlerischen Aufstieg als Maler des Rennplatzes einen weithin bekannten und geschätzten Namen gemacht. Hier hält er die Erinnerung an Eindrücke fest, die ihm ein interessantes Rennen in der Rheinpfalz hinterlassen hat. Es ist eins der schönsten Werke dieser Art, die ihm gelungen sind.

Den jungen Maler Hans vom Tann kennen unsre Leser aus den Wintersportbildern, die unser Februarheft in farbigen Offsetdrucken brachte. Er ist ein leidenschaftlicher Wanderer, innerhalb und außerhalb seines deutschen Vaterlandes; alle Himmelsgegenden müssen seiner Palette und seinem Farbstift ihren Tribut zollen. Diesmal führt er uns auf die Piazetta S. Marco in Venedig, die mit ihren malerischen Reizen lange für »erlebigt« galt, dem jungen Geschlecht unsrer Künstler, das Italiens Sonne infolge des Krieges eine Weile schmerzlich entbehren mußte, jetzt aber wieder etwas zu sagen hat. Bei Tann glauben wir sogar eine gewisse Anknüpfung an den einst so berühmten Aquarellisten Eduard Hildebrandt zu entdecken.

Hans Poelzigs »Atlantis«, eine glutvolle Farbenphantasie in Pastell, begleitet den Aufsatz von Gerhard Amundsen. F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Alfred Sattler in Braunschweig.
Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Westermanns Monatshefte



Juni 1927

71. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Verlag von Georg Westermann / Braunschweig / Berlin / Hamburg





Otto Schmidt-Cassella: Berliner Sonntagsfreuden

Aus der Berliner Wochenend-Ausstellung im Frühjahr 1927



Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 850 Juni 1927

Die goldene Woge

Roman von Karl Friedrich Kurz

I

Heimkehr

Dieses Tal heißt Frühlingstal. Es beginnt hoch oben in den Bergen, in einer dunklen Felsenkluft, ganz schmal und unscheinbar, und endet in der breiten Bucht. Hier gleicht der Fjord einem stillen See. In kaum mehr als einer Stunde kann man von einem Ende ans andre rudern. Die grünen Berge locken zum Leben und verheißen Frohsinn und Träume in heller Sommerruhe.

Wie hinter einer schützenden Mauer liegt diese kleine Welt, in gleicher Weise fern von der trotzigen Starrheit des Hochgebirges und der grauen, wetterharten Küste.

Wenn man das kurze Wegstück bis zur steilen Felsenmasse, die sich im Westen weit ins Wasser hinausschiebt, hinüberginge, würde das Bild vom schönen, stillen See schon zerstört sein. Denn von dort sieht man das offene Meer als langen, hellen Streifen unter einem viel zu hohen Himmel liegen. Schwarze Schären stehen daraus empor. Der Wind trägt manchmal das dunkle Poltern der Brandung her.

Oder ginge man ostwärts über den nächsten Bergrücken, würde man bemerken, daß die Ufer des Sees sich trennen und daß der stille Fjord sich als schmales Zackenband weit hinten unter den schroffen Felswänden verliert.

Hüben und drüben liegt eine andre Welt.

Das Wasser steigt, das Wasser fällt, wie ein träger, aber gewaltiger Pulsschlag. Er verrät jene andre Welt. Der See hier scheint unberührt, in träumender Einsamkeit versunken.

Rings aus dem grünen Strande heben sich Häuser und Gehöfte, da eins, dort zwei, nirgends mehr beisammen als vier. Wenig rote Ziegel, mehr Torfdächer, wenig weißes Gemäuer, viel graue, verwitterte Plankenwände. Das macht den Eindruck, als ob diese Menschen sich ihres kurzen Lebens bewußt seien. Nur ein paar Mutige haben über ihre Wohnstätten schwere Schieferdächer gelegt, um die Arbeit ihrer Hände den Nachkommen zu erhalten.

Der Fluß, der aus den Bergen herkommt und lärmend über sein steiniges Bett durch das Frühlingstal fließt, mündet in eine Bucht, an deren beiden Enden schwarzbraune Felsen sich wie drohende Fäuste ins Wasser hinausstrecken. Auf dem westlichen dieser Felsen erstellte man vor ein paar Jahren den Landungssteg für den Dampfer, der alle Wochen zweimal von der Stadt herkommt. Ein Sträßlein führt von der Brücke aufwärts, kreuzt schon nach hundert Schritt den langen Strandweg und führt zum alten Herrenhof Solbö hinauf.

Zu Solbö gehört alles Land vom Flusse an eine Wegstunde gegen die Küste hin und bis hinauf in die fernen Bergtäler. Es ist ein Besitz, der es wohl wert wäre, durch Jahrhunderte im gleichen Geschlecht sich zu vererben.

Seit einiger Zeit weiß man auch hier, daß der große Krieg ausgebrochen ist, daß Länder erobert, Städte zerstört, Menschen getötet werden. Man hat sogar mehrmals vom Meere herein fernen Kanonendonner vernommen. Aber die Zeiten der ersten Aufregung sind längst vorbei.

Ströme von Geld flossen von allen Seiten her in das arme Land. Allmählich erfaßte die Menschen ein Goldrausch ...

Hinter dem niedrigen Felsen von Rogenes gleiten zwei Mastspitzen vorbei, und eine schwarze Rauchfahne flattert in die ruhige Luft empor. Wie durch ein Wunder beleben sich mit einem Schlage die Wege. Von allen Höfen rasseln die zweirädrigen Wagen mit den kleinen, runden Pferden davor. Die Landungsbrücke füllt sich mit Menschen.

Da stehen sie nun, ernste, wichtige Männer, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, und warten mit aufgeregten Gesichtern. Zweimal in jeder Woche stehen sie hier und warten, Gott allein mag wissen, worauf.

Die jungen Mädchen haben ihren schönsten Staat an und flüstern und kichern. Aber es ist weder der siebzehnte Mai noch sonst ein Fest, sondern nur ein gewöhnlicher Sonntag, wie ihn jede Woche einmal bringt.

Jacobsen ist wie immer laut und lärmend. Er wird nämlich den Dampfer an einem der großen Eisenringe anbinden und weiß, daß er für ein paar Minuten eine wichtige Rolle spielt hier am Solböstrande.

Das weiß auch sein Kamerad Lars, der den Dampfer am andern Ringe festmachen wird. Aber Lars macht das selbstbewußt, steif und schroff. Seine kleinen, dunklen Augen mustern grimmig die Menschen und alle die Dinge, die auf der Brücke herumstehen und -liegen. Wer ihn in diesem Augenblick anredet, bekommt entweder keine oder eine mürrische Antwort.

Langsam schwingt der Dampfer um Rogenes. Vor seinem Schornstein quillt ein kleines Dampfwölklein auf, und einen Augenblick später zerreißt ein dumpfes Gebrüll die Stille und weckt an den Bergwänden ein vielfaches Echo.

Aus seinem Laden stürmt der kleine, dicke Friesdal, die Hand voll Schiffspapiere.

Da liegt jetzt der Dampfer. Der schmale Landgang verbindet ihn mit dem Ufer. Alle schauen zu ihm auf, obwohl sie ihn alle schon von Kindheit an gesehen, und es ist eine gewisse Feierlichkeit über allen. Sie wissen es wohl nicht, aber sie fühlen es auf irgendeine Art, daß dieses schwarze Schiff das Bindeglied ist zwischen dem Strande von Solbö, der in Frieden und Einsamkeit träumt, und der andern seltsamen Welt, wo die großen und unbegreiflichen Dinge geschehen.

Eine halbe Stunde lang ist Solbö nicht mehr ein Stücklein Vergessenheit, sondern ein winziges Teilchen dieser andern Welt, von der nur die wenigsten von allen, die hier versammelt stehen, einen Zipfel gesehen haben.

Jacobsen und Lars werfen die Taue los, und der Dampfer fährt wieder davon. Einsamkeit und Stille schließen sich abermals um den Solböstrand. Das war, als sei ein Stein ins Wasser gefallen. Ein paar Augenblicke lang war Leben, jetzt rollen noch die Ringe und verebben langsam.

Den Weg am Strande entlang geht ein Fremder. Er ist hoch und schmal, noch jung, aber etwas vorwärts gebeugt. Er trägt eine gelbe Reisetasche. Ihr lackiertes Leder funkelt in der Sonne. Alles an diesem Manne funkelt, scheint neu und teuer zu sein. Er geht mit langen, sicheren Schritten seines Weges, wie einer, der sein Ziel kennt.

Die Menschen haben sich schon verlaufen, überraschend, wie sie auftauchten, sind sie auch wieder verschwunden. Nur Jacobsen und Lars stehen noch auf der Landungsbrücke und schauen dem Fremden nach, der an der weißen Kirche vorbeigeht und am Vogthof und am Wege, der zu den Höfen von Windheim führt. Dann verläßt er die Straße und stapft die steile Berghalde hinan, auf einem Fußpfade, den nur die Einheimischen kennen.

»Bei allen Hunden,« wundert sich Jacobsen, »wo will er denn hin? Dort oben wohnt ja nur Sören Bauge, der Totengräber.«

»Ja,« staunt auch Lars, »das ist doch merkwürdig, das.«

Damit verlassen auch sie die Landungsbrücke. Auf der Straße trennen sie sich. Einer geht den Strand einwärts, der andre auswärts. Am Abend noch wird man auf allen Höfen ringsum von dem vornehmen Fremden reden, der zum Totengräber ging.

Der Fremde bleibt nicht ein einziges Mal stehen, kaum daß sein Gang langsamer wird, da es bergan geht. Es ist durchaus keine Hast in ihm. Eine große, entschlossene Kraft zeigt sich in seinen Bewegungen.

Als er die Mauer erreicht, die den Totengräbergaard umschließt, stößt er mit dem Fuß das schiefe Gatter zur Seite. Keinen Blick wirft er auf die paar kleinen Blockhäuser, deren graue, verwitterte Holzwände mit den grasbewachsenen Torfdächern an unförmige Steinklötze gemahnen. Er geht geradeswegs der Eldstube zu, die nun, im Sommer, als Küche und Wohnraum dient.

Tief muß er sich bücken, denn die Tür ist niedrig, und er füllt beim Eintreten ihren Rahmen ganz aus.

Auf der Bank hinter dem Tisch sitzt Sören, der schon über achtzig Winter auf dem Rücken hat. Seine glattrasierten Wangen und die Lippen sehen noch jung aus. Zwei Reihen weißer Zähne füllen seinen Mund. Die Zähne sind schlechte Arbeit, denn sie klappern laut, wenn er spricht. Und seine graumelierten Haare sind immer gleich lang, er braucht sie nie zu schneiden.

Vor dem eisernen Herd kniet Trine, Sören Bauges Weib in dritter Ehe. Trine bläst eben ins Feuer, als die große Gestalt den Türrahmen

ausfüllt und der Stube, die nur ein kleines Firstfenster hat, fast alles Licht nimmt.

Sören hat in der Bibel gelesen und der Tür den Rücken zugewandt. Jetzt dreht auch er sich um und schielt über die Brille.

»Guten Abend!« sagt der Fremde.

»Guten Abend!« sagt Sören. Er ergreift zögernd die dargebotene Hand und hält sich verwundert daran fest.

»Ich bin gekommen,« sagt der Fremde und schweigt dann, als ob damit sein Erscheinen zur Genüge erklärt sei.

»Mons!« ruft Sören. »Bist du es denn wirklich selber, Mons?«

»Ich will mich hier ein wenig umschauen,« sagt Mons.

Trine erhebt sich. Sie betrachtet ihren Stiefsohn scheu von der Seite und befühlt den Stoff seines Kleides.

Mons wischt wie zufällig Trines Finger von seinem Ärmel. Er setzt sich ans andre Ende der Bank, schiebt seine Beine weit von sich und tastet mit schnellen, kalten Blicken den rauchgeschwärzten Raum ab. »Hier hat sich nichts verändert,« stellt er dann nachlässig fest. »Ich glaube, das sind noch die alten Hornlöffel dort hinter der Leiste an der Wand. Und die Scheibe ist immer noch mit Papier verstopft ... Na — ja.«

Es gibt eine Pause, während der Sören und Trine ihren Sohn und Stiefsohn voll scheuer Neugierde mustern. Dann sagt Sören: »Du hast nie geschrieben.«

»Es war nichts zu schreiben.«

Wieder eine Pause.

Sören klappt endlich die Bibel zu, nimmt die Brille von der Nase und fragt, während er sie langsam in das zerschlissene Futteral schiebt: »Bist wohl ohne Arbeit?«

Aber jetzt ist Mons obenauf. »Ich bin mein eigner Herr.«

»Was?« wundert sich Sören und schaut seinem Sohne etwas ängstlich in die Augen.

Mons zieht ein silbernes Etui, das mit einem Hufeisen aus Türkisen verziert ist, aus der Tasche, nimmt daraus eine Zigarette, die er, ehe er sie anzündet, umständlich auf dem Handrücken abklopft. Da bemerkt Sören auch den breiten Goldring mit dem blitzenden Stein am kleinen Finger seines Sohnes und die goldenen Manschettenknöpfe. Von dieser Pracht ist er so geblendet, daß er eine Weile die Augen schließen muß.

Auch Trine hat die funkelnden Kostbarkeiten bemerkt. Sie deckt den Tisch mit einem weißen Tuch und holt das silberne Besteck aus dem Eckschrank, wo es unberührt seit ihrer Hochzeit verwahrt lag. Sie hat in dieser Minute ganz vergessen, daß sie Mons damals aus dem Hause vertrieb, weil sie selber einen kleinen Jungen hatte, dem sie den Baugehof erringen wollte. Nun, das liegt jetzt alles fern, der kleine Erbe ruht überdies unten auf dem Friedhof, und der Baugegaard, der Trine, der armen Hausmannstochter, einst so begehrenswert erschien, daß sie ihre Jugend dafür opferte, wird in ihren Augen mit einmal erbärmlich. »Der Ring da hat wohl viel Geld gekostet?« fragt sie, indem sie Mons den Teller, Butter und Brot zuschiebt. »Sei so gut, bediene dich. Der Kaffee ist auch gleich fertig.«

Der Kaffee duftet kräftig durch den Rauchgeruch, der die Stube erfüllt.

Sören denkt: Diesmal hat sie die Bohnen nicht gezählt. Da sieh einer das Weibsbild an!

Mons wirft die nicht halbgerauchte Zigarette gegen den Herd hin.

Schnell bückt sich Sören danach und beginnt andächtig zu rauchen. »Das ist eine besondere Sorte,« sagt er bewundernd.

Mons streicht sich sein Brot dick mit Butter. »Zwanzig Öre das Stück.«

Sören nimmt die Zigarette fast entsetzt aus dem Munde und betrachtet sie rundum.

Mons ißt langsam, ohne Hast und greift tüchtig zu. Man merkt auch da die gewaltige Kraft, die in ihm ist.

Vom Ring an Monsens Finger und dem großen, funkelnden Stein ist Trine rein verzaubert. Sie ist nicht imstande, ihre Blicke davon zu trennen. Als Mons sich gesättigt gegen die Wand zurücklehnt und das kostbare Etui wieder aus der Tasche zieht, kann sie sich nicht länger halten und wiederholt ihre Frage. »Das ist gewiß, daß du für den Ring viel Geld ausgegeben hast, Mons.«

Mons blinzelt hinter Rauchwolken und legt seinen merkwürdig kleinen Kopf ein wenig zur Seite. So sagt er, als handle es sich wirklich um gar nichts: »Achthundert Kronen.«

Trine und Sören fahren auf.

Mons gibt sich nicht einmal die Mühe, die Verwirrung, die er angerichtet, zu bemerken. Er zieht eine große Zeitung aus der Tasche, liest und schreibt mit einem Stift, desgleichen weder Trine noch Sören bis zu diesem Tage gesehen, Notizen in ein ledergebundenes Büchlein.

Der Alte macht keinen Versuch mehr, das alles zu verstehen. Er hat die Zigarette nach ein paar Zügen sorgfältig zwischen Daumen und Zeigefinger totgedrückt und heimlich in die Tasche geschoben, um den seltenen Genuß möglichst in die Länge zu ziehen.

Aber merkt denn Mons nichts von der Sehnsucht in seines Vaters Augen?

Ach, Mons ist so sehr mit sich selber und seinen eignen Wünschen beschäftigt. Er denkt über viel größere Dinge nach. Er ist der Hütte, dem Gaard, dem Vater und dem allen hier herum vollständig entwachsen. Nicht einmal das laute

Klappern der Zähne, das alle Worte seines Vaters wie mit kleinen Kieselsteinen vermengt, fällt ihm auf. Für ihn ist Sören ein alter Mann, der zufällig dasitzt und an seiner kalten, leergebrannten Tabakspfeife saugt.

»Wir haben jetzt fünf Kühe und ein Kalb,« sagt Sören aufgeregt. Ihm ist der Gedanke gekommen, seinen Sohn in Stall und Scheune zu locken. Dort hätte er die Zigarette nicht zu Ende rauchen dürfen.

»Wir haben jetzt auch ein Pferd,« fügt Trine bei.

»So — ein Pferd? Was habt ihr dafür bezahlt?«

Der Alte zögert ein wenig mit der Antwort. Kein Mensch hier nennt gern einen Preis. Das hätte Mons eigentlich wissen sollen. »Dreihundertsechsundneunzig Kronen. Es ist schon ein wenig alt.«

Darauf erwidert Mons nichts mehr. Er sitzt breit da. Die Zeitung liegt über dem leeren Teller. In der einen Hand hält er die Zigarette, in der andern den verwunderlichen Stift. Er liest und schreibt und raucht abwechselnd. Dabei zieht er seine Stirn in tiefe, senkrechte Falten, als ob das alles anstrengend oder gar schmerzhaft sei.

Ärgerlich, daß Mons nicht mehr Anteilnahme für Pferd und Kühe bezeigt, fragt Sören: »Was schreibst du dir da eigentlich auf?«

»Kurse, Versteigerungen, Käufe, Verkäufe, die Börsennotierungen im Ausland.«

Nein, wer soll daraus klug werden? Dieser Mons ist ja rein unmöglich. Sören beginnt so allgemach die Kluft zu sehen, die ihn von seinem Sohn trennt. Er versteht auch, daß sie tief und unüberbrückbar ist. Eine Mischung von Grauen, Scham, Stolz und Empörung erfüllt Sören. Aber diese Empfindungen heben einander auf, so daß er in keiner Weise imstande ist, ihnen Ausdruck zu verleihen. Sie steigern nur noch die Unordnung, die Monsens unerwartetes Erscheinen in seine schon etwas ledernen Gedanken gebracht. Er beginnt wütend an der kalten Pfeife zu saugen, so daß es rasselt wie eine Säge.

»Wo ist denn Gudrid?« fragt Mons und gähnt.

Sören schaut vor sich nieder und schweigt. Trine aber sagt mit einem eignen Klang in der Stimme: »Ach, Gudrid! Wo wird sie wohl sein ...«

Man merkt recht deutlich, daß manches hinter den paar Worten verborgen liegt und daß Trine gern bereit ist, über Gudrid genauere Auskunft zu erteilen.

Gudrid ist Sörens Tochter aus zweiter Ehe und Monsens Halbschwester. Er kann sich kaum mehr an sie erinnern. Sie war ein kleines Mädchen, als er dieses Haus verließ. Doch der Gedanke an sein Nachtlager unterbricht Mons am Weiterfragen. Er sagt mürrisch: »Elende Gegend, in der es nicht einmal so etwas gibt wie ein Gasthaus.«

»Du kannst in der Lemme schlafen,« beeilt sich Trine, ihn zu trösten. »Ich werde dir das Bett richten.« Sie hat plötzlich eine Art Muttergefühl ihm gegenüber.

Mons geht zur Tür und bückt sich schon. Dann kehrt er wieder um, weist mit einer Neigung seines kleinen Kopfes auf die große Ledertasche und sagt: »Habt ein Auge auf die Tasche da. Es sind dreißigtausend Kronen darin.«

»Jesus bewahre mich!« schreit Trine auf. Und Sören vergißt an der Pfeife zu saugen.

Doch jetzt verläßt Mons wirklich die Stube. Fort ist er.

Und diese beiden einfältigen Menschen bleiben hier zurück in hellem Aufruhr. Trine schaut auf den Koffer mit einem kalten Schauer im Rücken, wie vor dem Altar beim Abendmahl. Und der alte Sören fürchtet sich plötzlich, als sei da in seinem Hause ein geheimnisvolles Verbrechen verübt worden, für das man ihn zur Rechenschaft ziehen könnte.

»Das viele — viele Geld!« wiederholt Trine nach langem Schweigen. »Was will er damit? Warum hat er es in den Koffer gesteckt? Warum ist er überhaupt hierhergekommen? Der Herr bewahre meine sündige Seele — ich hatte ihn völlig vergessen. Und jetzt kommt er und bringt das alles mit ...«

Die kalte Tabakspfeife rasselt wieder lauter. Auch Sören denkt angestrengt. Er denkt einfacher und auch mehr geradlinig. Wie ist er zu dem vielen Gelde gekommen? Hat er es gestohlen oder geraubt? Klebt Sünde daran oder Blut? Doch wagt Sören nicht, seinem Weibe diese Gedanken mitzuteilen, denn sie ist nicht seines Sohnes Mutter.

Das arme Weib ist vom Taumel erfaßt. Wie eine Flamme schlägt die Hoffnung in ihr auf. Sie wispert, vor Erregung heiser: »Vielleicht ... vielleicht ...«

Da aber lacht Sören sein trockenes, boshaftes Lachen, das Trine so gut an ihm kennt. In diesem Lachen erstickt schnell ihre helle Hoffnungsflamme. In zischender Wut heult Trine plötzlich los: »O nein — das kann ich mir schon denken — er ist doch dein Sohn. Ein Bauge gibt nichts umsonst.«

Darauf sagt Sören nichts. Er stößt nur in kurzen Zwischenräumen sein Lachen aus, wie ein Vulkan sein Feuer ausspeit. Seine Augen schillern vor boshafter Freude. Man kann wie in einem Fenster die Gedanken dahinter vorüberziehen sehen.

Indes geht Mons langsam den holprigen, schmalen Pfad hinunter, der zur Landstraße führt. Auch er ist von Gedanken erfüllt.

Für die Gegend, die seine Heimat ist, hat er

keinen Blick. Es knüpfen sich wenige schöne Erinnerungen und viel Entsagung daran. Er ist wahrlich nicht deswegen aus der Stadt hergefahren.

Da wo der Weg über ein kleines Moor geht und besonders schlecht ist, kommt ihm ein junges Weib entgegen. Verwundert schaut sie Mons an und will mit einem leisen, verlegenen Gruß an ihm vorüber. Aber er vertritt ihr den Weg. »Du erkennst mich wohl nicht wieder?«

»Nein.«

Gudrid ist das erste Wesen, das er in seiner Heimat aufmerksam betrachtet. Sie ist sonnengebräunt und feingliedrig, ihr Haar ist graublond, und ihre Augen sind hell. Ihr Mund ist ziemlich groß und rot; aber ihr Gesicht ist blaß.

Plötzlich fällt ihm etwas ein. »Weißt du noch, ich steckte dich einmal in die große Truhe oben auf der Lemme, weil ich mit Erling Rödedal im Bach Forellen stechen wollte. Ich hätte dich hüten sollen. Fast wärest du erstickt in der Truhe.«

Gudrid legt jetzt ihre Finger in ihres Bruders große Hand und sagt: »Willkommen zu Hause!«

»Komm mit mir! Wir können ein wenig plaudern.«

»Ich muß heim zum Melken.«

»Das kann Trine auch.«

»Trine wird böse, wenn ich ausbleibe.«

»Ach, das werde ich schon mit ihr ordnen.«

Damit hat Mons auch seine Schwester aus dem alten Gleis geschoben. Sie geht an seiner Seite den Weg wieder zurück, und sie empfindet mit einmal Freundschaft und Dankbarkeit für diesen großen, vornehmen Bruder, der da aus unbekannter Ferne hergekommen ist und sie vor der Stiefmutter schützen will. Nun hätte sie ihm gern etwas Gutes gesagt, doch sie ist verwirrt und befangen, und ohne daß sie es merkt, kommt ihr das Wasser in die Augen. Sie dreht den Kopf zur Seite.

Ein gutes Wegstück gehen sie schweigend nebeneinander her. Mons scheint es mit dem Plaudern nicht eilig zu haben. Endlich fragt er: »Warum bleibst du denn da oben sitzen?«

»Ich bin zufrieden,« sagt sie leise. Aber sie merkt wohl, daß er ihr nicht glaubt. Sie macht noch ein paar Schritte, dann bedeckt sie das Gesicht mit den Händen und bleibt stehen. Zwischen ihren Fingern hervor quellen klare Tropfen.

Mit schiefem Kopfe steht Mons und betrachtet sie verwundert von der Seite. Er bemerkt, daß ihr Leib unter dem Gürtel sich wölbt, und ihm fällt Trines Ausruf ein. Ach, Gudrid!

Jetzt sagt Mons etwas, was man niemals von ihm erwartet hätte und was im Grunde gar nicht zu seinem Wesen gehört. Er sagt: »Ich will dir helfen, Gudrid. Weine nicht.«

Ist es das alte Gefühl des Beschützers, das noch irgendwo verborgen in ihm schlummert, von der Zeit her, da Gudrid sich an seinen Arm klammerte, weil sie sich vor der Stiefmutter fürchtete? Oder ist es etwas ganz Neues, das erst in diesem Augenblick überraschend über ihn gekommen?

Ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen, stöhnt Gudrid: »Es wäre besser gewesen, wenn man mich damals in der Truhe vergessen hätte.«

Mons hat sich noch nie Mühe gegeben, hinter die Gefühle andrer Menschen zu kommen. Und was ihn selber anbetrifft, so hat er das Leben immer hingenommen, wie es war, ohne sich besondere Gedanken darüber zu machen. Manchmal ist es sehr schlecht gewesen, sein Leben.

Er schiebt sacht seine Hand unter ihren Arm und führt sie fort.

»Alf will mich heiraten. Aber die Alten lassen es nicht zu. Nur die Alten sind schuld an allem.«

»Wer ist Alf?«

Nun hat Gudrid die Hände vom Gesicht genommen. Sie deutet nach dem Herrenhof von Solbö, der stolz aus dem grünen Walde hervorschaut. »Es sind große Leute,« sagt Gudrid.

»Jeder kann groß werden,« meint Mons selbstbewußt. »Und jeder kann klein werden. Morgen will ich mit diesen Leuten reden.«

»Ach, Mons, das wird dir nicht viel helfen. Anna hat gedroht, auch Alf aus dem Hause zu jagen, wenn er mich nicht sitzen läßt. Sie sind hart und ohne Gefühl, diese Menschen.«

Mons nickt. Er hat Gudrids Arm nicht losgelassen. Gudrid lehnt sich im Gehen gegen ihn, und sie fühlt sich sicher an seiner Seite und nicht mehr schutzlos. Neue, zagende Hoffnung zieht in ihr Herz ein. So gehen sie langsam auf den Herrenhof von Solbö zu.

Die Höfe am Fluß

Am andern Vormittag geht Mons denselben Weg. Es liegen da am Wege verschiedene Gehöfte, größere und kleinere. Haldor Enges Gaard ist der größte. Seine Wiesen grenzen an Solbö. Haldor Enge ist ein grobknochiger Mann mit breitem Kinn und mächtiger Nase. Sein Haar ist weiß. Dagfinn heißt sein einziger Sohn.

In dieser Stunde pflügt Dagfinn mit zwei Pferden den großen Acker neben der Straße. Er hat noch den ganzen Sonntagsstaat am Leib, denn er ist mit seiner Schwester Margit eben erst nach Hause gekommen. Die beiden haben in irgendeiner Scheune mit Freunden die Nacht durchtanzt.

Haldor Enge kommt vom Hause her. Er geht geradeswegs auf seinen Sohn und Erben zu und reißt ihm mit raschem Griff den steifen Kragen mit dem breiten, bunten Schlips vom Halse.

Dagfinn, der von diesem Eingriff nicht sehr erbaut ist, läßt den Pflug stehen und kündigt mit lauten Worten den Dienst.

Auch Haldor Enge läuft wütend davon. Die Pferde legen die Ohren vor- und rückwärts und warten eine Weile geduldig. Da sich aber nichts ereignet, ziehen sie den Pflug quer über den Acker auf die Wiese und beginnen das Gras zu fressen.

Auf dem Hofe läuft Haldor zu allem Überfluß seiner Tochter Margit, die eben den Stall verläßt, in den Weg. Margit trägt noch die Seidenbluse und Lackschuhe mit hohen, dünnen Absätzen. Haldor Enge dreht seine Tochter um, tritt ihr die Absätze von den Lackschuhen — ritsch, ratsch, da liegen sie auf dem Hof — und bringt mit seinen rauhen Händen die zarte Seidenbluse in arge Unordnung.

Begreiflicherweise fängt Margit sofort an, laut zu weinen, und die zertrümmerte Eleganz läßt sie recht kläglich erscheinen. Auch sie kündigt dem Vater den Dienst.

Der erzürnte Bauer geht sichtlich erleichtert ins Haus. Vielleicht meint er gar, ein gutes Werk vollbracht zu haben. Dabei übersieht er allerdings, daß man auch am Strande von Solbö im Zeitalter des Kindes angelangt ist.

Auf diese Zeit und ihre Verderbnis der Sitten wettert Haldor eine Weile mit Donner und Blitz. Die alte Magd steht an der Tür und schürt das Zornfeuer ihres Herrn nach Kräften.

Aber auch die schwärzeste Gewitterwolke erschöpft sich schließlich. Haldor Enge wird sturmesmüde. Er sagt: »Der Hund soll mich versetzen!« Und meint damit einen gewaltigen Fluch ausgestoßen zu haben.

Das meint auch die Magd. Beide schauen etwas betreten zum Fenster hinaus. Da bemerken sie Mons Bauge, der in seiner ganzen Vornehmheit langsam, aber sicher über den Hof kommt. Sie hören ihn auf der Steintreppe die Schuhe abklopfen. Seine Schritte nähern sich. Es liegt etwas Unaufhaltbares und Verhängnisvolles im Klang dieser sich nahenden Schritte.

Da steht Mons mitten in der Stube, nimmt den Hut vom Kopfe und schaut sich um. »Ich habe Eure Pferde an der alten Schwarzerle festgebunden,« sagt er. »Sie hätten sonst mit dem Pflug auf der Wiese Schaden angerichtet.«

Haldor Enge starrt seinen unerwarteten Besucher fragend und mißtrauisch an und schweigt.

Mons sagt: »Wenn einer sechzig Jahre lang gearbeitet hat, sollte er ein ruhiges Alter genießen dürfen. Das hat er verdient.«

»Ein ruhiges Alter?«

»Wieviel wirft der Hof denn ab?«

»Wirft ab? Man hat sein Leben, und wenn das Jahr um ist, darf man froh sein, wenn man keine Schulden gemacht hat.«

»Wozu lebt und plagt man sich da eigentlich?«

Diese Frage geht dem braven Bauern zu hoch. »Man lebt eben — so.«

Mons neigt seinen Kopf zur Seite, und eine große Menschenfreundlichkeit bricht aus ihm heraus. »Warum verkauft Ihr den Gaard denn nicht, wenn Ihr doch weder Freude noch Nutzen davon habt?«

Haldors Kopf fährt mit einem Ruck in die Höhe. Nein, das ist ihm noch nie in den Sinn gekommen. Der Hof hat sich von seinem Vater auf ihn vererbt. Sein Vater hat ihn auch vom Vater übernommen. In Haldor ist echtes, dickes Bauernblut.

»Glaubt Ihr, Euer Sohn wird einmal Bauer hier sein? Der ist zu aufgeweckt.«

»Ja,« gibt Haldor grimmig und doch mit einer gewissen Genugtuung zu. »Die Bücher haben ihn verdorben — die verdammten Bücher! Die Jugend verliert alle Lust an der Arbeit.«

»So ist es,« nickt Mons beifällig. »Das liegt nun in der Zeit, und es läßt sich nichts dagegen machen. Aber wenn der Hof schlecht bestellt wird, kommt er im Wert herunter. Darum verkauft, solange Euch noch etwas übrigbleibt. Heute könnt Ihr vom Erlös ohne Arbeit und ohne Sorgen leben, und den Kindern bleibt ein hübsches Vermögen zurück.«

Haldor Enge ist ganz verwirrt. Daß alles das, was der Mensch da sagt, seine Richtigkeit hat, daran zweifelt er nicht. Von jeher ist er ein Freund von raschen Entschlüssen gewesen. »Die jungen Leute wollen ja lieber in die Stadt. Viele wandern aus. Wer wird da kommen und mir den Gaard abkaufen?«

»Ich.«

»Wer seid Ihr denn?«

»Ich bin Mons Bauge —«

»So, du bist Mons Bauge, der Bub des Totengräbers? Ja so ... Und jetzt willst du also meinen Hof kaufen?«

Sie sitzen und reden und handeln, und es wird ein zäher Kampf. Aber sie einigen sich doch.

Als Mons sich vom Stuhl erhebt, faltet er ein Papier zusammen. »Ihr werdet also noch Eure Kinder veranlassen, daß sie mir schriftlich den Verzicht auf ihr Odelsrecht geben.«

»Ja. Darauf könnt Ihr Euch verlassen.«

Niemand hätte des Totengräbers einst so verwahrlosten Bub in diesem Herrn wiedererkennen können.

Es ist Sommer, aber er hat den hellen Überzieher an, und er steckt die Hände tief in die Taschen, obschon man so die teuren Handschuhe gar nicht sehen kann. Die Zigarette hängt ihm im Mundwinkel. So marschiert er entschlossen auf den Herrenhof von Solbö los.

Der Hof liegt merkwürdig still. Die Obstbäume im Garten sind verwahrlost, mit vielen unnützen Wasserschossen und Moos an den Stämmen. Aus der Nähe verliert das mächtige

Wohnhaus viel von seinem stolzen Aussehen. Die Holzverkleidung ist mancherorts schadhaft und hat sicher seit zehn Jahren keinen Farbanstrich erhalten.

Mons geht am Zaun des Ziergartens entlang, und er entsinnt sich, daß die Blautannen und Rosenbüsche hier einst zu einer mannshohen geschlossenen Mauer geschnitten waren. Jetzt ist der Zaun ausgewachsen, an den unteren Ästen hängen Wollfetzen von den Schafen, die sich breite Wege ins Innere bahnten. Die Blumenbeete gemahnen mit ihren wenigen verkümmerten Blumen an vergessene Gräber.

Bei den Ställen ist der Verfall noch deutlicher sichtbar. Auf dem Dach der kirchengroßen Scheune fehlen viele Ziegel. Die Dachrinne ist durchrostet, und lange, giftgrüne Streifen zeigen den Weg, den das Regenwasser nimmt.

Gemächlich geht Mons an all dieser Verwahrlosung vorbei, und seine Augen werden ganz schmal. An der Tür des Pferdestalles steht ein hübscher Bursche, den Arm in der Schlinge.

»Das ist wohl Alf?«

»Nein, das ist Jens.«

»Ganz richtig, Jens. Ist dein Bruder Alf zu Hause?«

»Alf ist im Elvesfog und schlägt Holz.«

Schlägt Holz im Sommer, denkt Mons und fragt weiter: »Ihr habt wohl viel Vieh in den großen Ställen?«

»Nur zwölf Kühe und drei Pferde.«

Mons nickt und bietet aus seinem prächtigen Etui Jens eine Zigarette an. Dabei denkt er: Ei, ei, als ich das letztemal hier war, standen acht Pferde unter dem Dach und über sechzig Kühe. Wie sich doch alles verändern kann! Dann sagt er teilnehmend: »Was hast du da an der Hand, Jens?«

»Nur ein kleiner Dorn.«

»Ist dein Vater zu Hause?«

»Ja, er schläft.«

Mons zieht die dicke Goldubr. »Es ist halb elf. Ich kann doch mit ihm reden?«

»Ja, freilich.«

Tore Maalvik ist ein Riese mit rotem Haar und rotem Bart, dessen Enden ihm bis auf die breite Brust reichen. Seine Augen sind blau. Etwas zögernd nähert er sich Mons.

»Wir werden wohl eine gute Ernte bekommen dieses Jahr,« sagt Mons.

Tore Maalvik erinnert sich mit leisem Unbehagen, daß er noch nicht alle Kartoffeln gepflanzt hat. Er sagt: »Das Wetter ist nicht übel.«

Darauf gibt es eine Pause, während der die beiden sich ohne viel Zurückhaltung mustern.

Plötzlich macht Mons wie ein gewandter Fechter einen Ausfall. »Unser Land wird reich werden,« sagt er. »Unsre Stunde ist gekommen. Jeder muß zugreifen.«

In Tore Maalviks Augen flackert es auf. Zugreifen, denkt er und nickt. Gleich aber sinkt die Trägheit wieder wie linde Dämmerung über ihn.

Tore Maalvik hat einmal zugegriffen, als er den großen Hof von Solbö um geringes Geld kaufte. Und das ist ein sehr guter Griff gewesen. Jetzt hat er ohne viel Mühe sein Auskommen. Gut. Man soll ihm auch seine Ruhe lassen. Was wird denn von ihm verlangt? Was will der Fremde? Jeder lebt auf seine Weise. Und wenn nicht alle Äcker auf Solbö Früchte tragen — wen geht das etwas an?

Über Tore Maalvik kommt plötzlich Verdrossenheit und Abneigung gegen den Besucher, der sich allem Anschein nach in seine Angelegenheiten mischen will. Was sagt er denn da?

»Als der Krieg ausbrach, verkauften viele Leute ihre Zehnkronenscheine um vier Kronen in Silber, und die Fünfkronenscheine um zwei.«

»Ich weiß das,« entgegnet Tore Maalvik. »Es waren Narren, die das taten.«

»Stimmt. Aber die, die nicht kauften, waren größere Narren. Und es kauften nicht viele. Die meisten Menschen sind zu feige.«

Man hört in der Küche nebenan eine fette Weiberstimme sagen: »Es ist der Bub des Totengräbers. Gestern ist er mit dem Dampfer gekommen.«

»Vor ein paar Jahren«, erklärt Mons ruhig, »stand ich noch in einem Kramladen. Jetzt bin ich Abteilungschef der Aktiengesellschaft Nordstjernen. Unser Kapital ist eine Million zweihunderttausend Kronen. Letztes Jahr haben wir acht Prozent Zinsen und dreiunddreißig Prozent Dividende ausbezahlt. Unsre Aktien sind von tausend Kronen auf zweitausenddreihundert gestiegen. Und sie steigen immer weiter, die Aktien.«

Mons zieht ein großes Papier aus der Brusttasche, entfaltet es und reicht es Tore Maalvik über den Tisch. Man hört hinter der Tür erregtes Flüstern. Die Holzdielen des Bodens knarren. Tore liest aufmerksam. Als er zu Ende ist, zerwühlt er sich das Haar, das schon vordem unordentlich gewesen und in dem kleine Fläumchen wie schmutzige Schneeflocken kleben. »Ich weiß, es wird viel verdient auf diese Weise. Wenn man nur flüssiges Geld hätte.«

Nun kommt der Augenblick, wo Mons seinen kleinen Kopf zur Seite neigt. »Ist Solbö stark belastet?«

Tore zögert mit der Antwort, denn das ist eine heikle Frage. In diese Stille fällt aufdringlich das Geflüster hinter der Tür. »Nur mit zwanzigtausend Kronen,« erklärt Tore endlich.

Mons sagt: »Solbö ist heute seine hunderttausend wert. Ihr könnt dreißig Aktien kaufen.«

»Dreißig ...«

»Gegen einen Pfandschein auf Solbö.«

Noch einmal flackert es in Tore Maalviks Augen auf. Alles spekuliert, selbst Schulkinder

— und alles gewinnt. Wenn alle es sagen, muß es wohl wahr sein. Es kommt Tore Maalvik gar nicht in den Sinn, zu zweifeln.

»Dreißig Aktien werfen rund dreizehntausend Kronen jährliche Rente ab. Bis zum Herbst stehen sie sicher auf dreitausend. Bis in zwei Jahren sind damit hunderttausend verdient ... Todsicher.«

Tore Maalvik starrt auf seine Schuhe. Am Fenster summen die Fliegen. Hinter der Tür lauert atemlose Erwartung.

Da hebt Tore seinen schweren Kopf. Seine blauen Augen sind jetzt wieder von Müdigkeit umschleiert und gleichen verschlafenen Kinderaugen. »Nein!« sagt er.

Aber Mons ist nicht der Mann, der sich mit einem einzigen Wort abfertigen läßt. Er hat dieses eine Wort gar nicht gehört. »Nächstes Jahr baut Ihr Euch eine Villa hier irgendwo und verpachtet das Gut. Und alles, was Ihr wünscht, könnt Ihr kaufen. Daß meine Angaben richtig sind, das wird Euch Eure Bank bestätigen können. Fragt sie einmal an.«

»Nein, hab' ich gesagt. So ist es also auch ‚nein'.« Tore Maalvik steht langsam auf. Da aber Mons ruhig auf seinem Stuhl sitzenbleibt, wartet er etwas verwirrt, mit halb zur Küche gewandtem Gesicht. Von dort her hört man Kichern.

»Das war die eine Sache,« sagt Mons. »Jetzt kommt die andre. Ich bin Gudrid Bauges Bruder ...«

Im nächsten Augenblick und bevor Mons noch etwas andres sagen kann, wird die Küchentür aufgerissen, und eine kleine Frau stürmt herein. »Was wollt Ihr?« schreit sie. Ihre Stimme ist heiser und verblüfft durch ihren männlich tiefen Klang.

»Ich will Ordnung in das Verhältnis bringen,« erklärt Mons gelassen.

»Da ist alles schon in bester Ordnung. Gudrid ist aus dem Hause geflogen. Und wenn Alf nicht vernünftig wird, fliegt auch er.«

»Nimm nur alles hübsch mit Ruhe, Anna,« beschwichtigt Tore Maalvik sein Weib. »Nur Ruhe, sag' ich.«

In der Tür steht die Magd und füllt mit ihrem dicken Leib den Rahmen aus. Sie grinst Mons ins Gesicht und ruft: »Hab' ich es nicht gesagt — er ist es.«

Mons wartet eine Weile, dann sagt er: »Man kann Alf nicht zwingen, meine Schwester zu heiraten. Aber für das Kind muß bezahlt werden, das steht auf alle Fälle fest, und darüber seid ihr wohl auch im klaren.«

»Nichts ist im klaren,« schreit Tores Weib so laut, als stände Mons unten am Strand. »Gudrid hat hier im aufgerührten Wasser fischen wollen. Und überhaupt ist sie schuld daran, daß Jens den Dorn im Finger hat.« Jetzt wendet sich Anna gegen ihren Mann, und sie redet ihn wie immer, wenn sie im Eifer ist, in der dritten Person Mehrzahl an. »Natürlich, Maalvik, auf Eurer Nase kann man Halling tanzen. Auch Ihr seid schuld daran, daß Jensens Finger nicht besser wird. Ihr wollt das Geld nicht hergeben, daß er nach Storde zu Bindal reisen kann.«

»Bindal ist ein Quacksalber,« wehrt sich Tore schwach.

Darüber entspinnt sich zwischen den Eheleuten eine längere Auseinandersetzung, der Mons mit Anteilnahme folgt. Mons hat Zeit, und es scheint ihm auch vorteilhaft, die wahre Gestalt seiner Gegner, die sich durch ihre Worte gleichsam entkleiden, kennenzulernen.

Ganz unerwartet entsinnt sich die Herrin von Solbö seiner Gegenwart. »Gudrid wird also Alf nie bekommen. Sie hat sich verrechnet.«

»Es handelt sich vorläufig um das Kind.«

In der Küche zischt es. Man hört den schweren Schritt der Magd, die zum Herd rennt. Sie schreit: »Frau, Frau! Die Katze hat das Fleisch aus dem Topf gestohlen.«

Anna Maalvik sagt noch schnell: »Was geht uns das Kind an? Das ist Gudrids Sache ...« Dann rennt sie fort, und es beginnt eine geräuschvolle Jagd.

»Gewiß habt Ihr nur Vorteil davon, jetzt mit mir zu unterhandeln,« wendet sich Mons an Tore Maalvik. »Wenn wir uns nicht einigen können, wird morgen die Klage abgehen.«

Da meint Tore Maalvik, es sei vielleicht doch nicht ratsam, mit einem so großen Herrn in Streit zu geraten. Er geht also zu allen Zimmertüren und schließt sie ab. »Ja,« sagt er, »das ist nun schon so. Zahlen muß man einiges. Was meint Ihr zu tausend Kronen?«

»Ich meine, daß Ihr noch eine Null dahintersetzen müßt. Sonst gehe ich nach Hause und schreibe die Klage.«

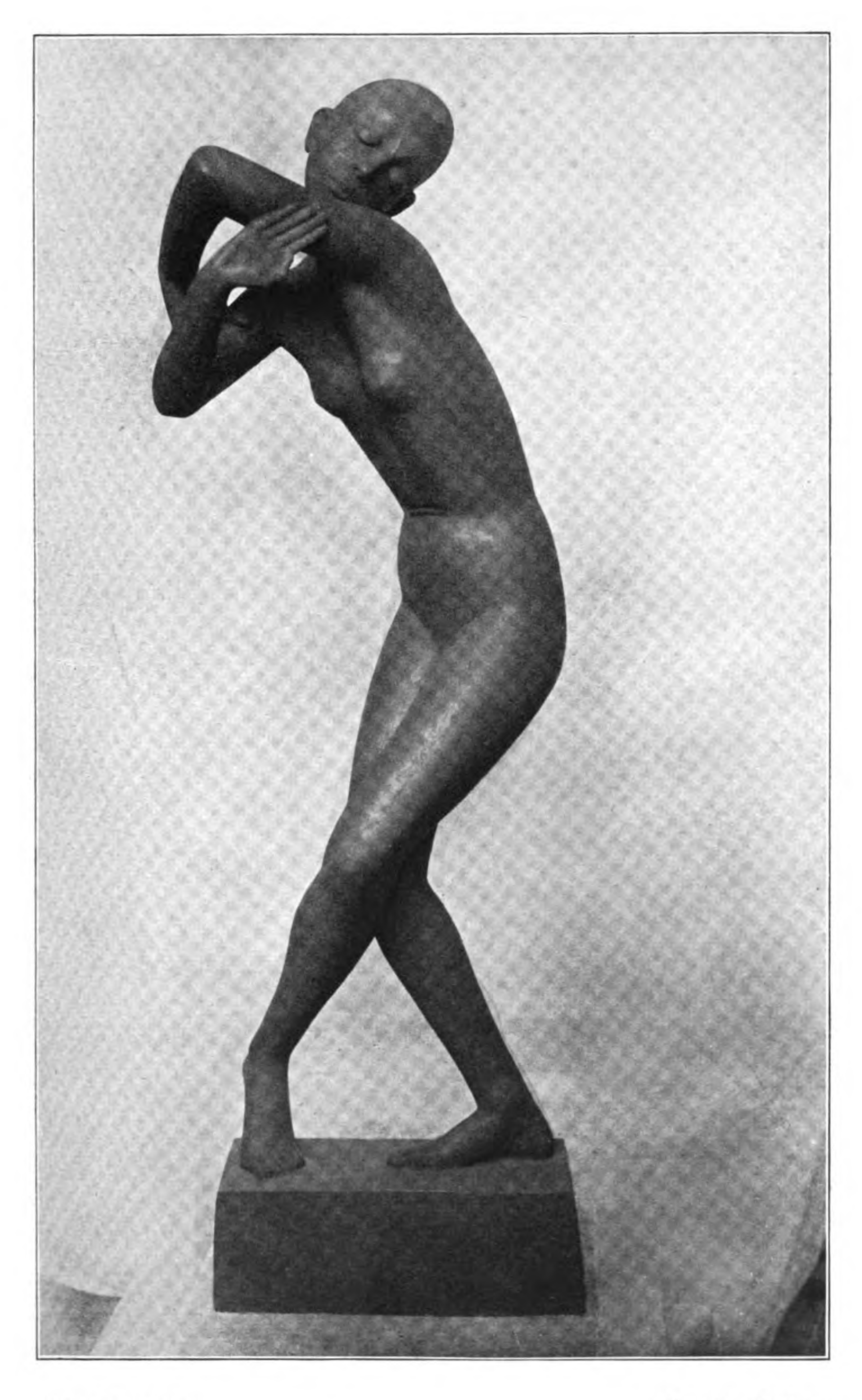
»Seid Ihr verrückt?« fragt Tore Maalvik entsetzt.

An der Tür beginnt ein wütendes Klopfen. Aber die beiden Männer lassen sich in ihrem Handel nicht stören. Und siehe da, sie werden einig. Tore ist willig, die Ansprüche Gudrids mit achttausend Kronen zu entschädigen. Mons setzt ein Schriftstück auf, und Tore unterzeichnet.

Mons schreitet den Weg hinunter. Er hat wieder die Hände in den Taschen seines Überziehers vergraben, und im Mundwinkel hängt ihm die Zigarette.

Mons hat jetzt schon wieder einen neuen Plan. Das ist das Verwunderliche an Mons, daß er überall Möglichkeiten findet. Er kommt zum Wasserfall und denkt: Hier könnte eine Fabrik stehen. Alle Bedingungen sind da, billige Arbeitskräfte und die nahe Landungsbrücke.

Als der Lärm des fallenden Wassers verstummt, hört er den Axtschlag und hat Alf bald



Milly Steger: Jephtas Tochter



gefunden. Hinter einer großen Birke bleibt Mons stehen und beobachtet seinen Gegner, wie ein General die feindliche Festung ausspioniert, ehe er sie bestürmt. Alfs schlanke Gestalt beugt sich mit den Axtschlägen vor- und rückwärts. Es ist viel Sicherheit und viel Kraft in dieser Bewegung.

Alf ist der Knecht seines Vaters. Und er ist kein übler Knecht. Es kann wohl kaum seine Schuld sein, daß jetzt im Sommer hier Holz geschlagen wird.

Langsam nähert sich Mons. Alf scheint ihn nicht zu bemerken. Es ist ein finsterer und angespannter Ausdruck in seinem Gesicht. Unter zusammengepreßten Brauen starrt er nur an die eine Stelle, die seine Axt trifft. Auch seine Gedanken sind nur auf ein Ding gerichtet. Er läßt sich durch Monsens Erscheinen nicht stören und schaut erst auf, nachdem der starke Baum krachend niederstürzt. Da wischt er sich mit dem Handrücken über die Stirn.

»Ihr flößt das Holz wohl zum Strande hinab?«

»Ja,« nickt Alf. Er prüft mit dem Daumen die Schneide der Axt und schaut sich nach einem andern Baume um.

»Ich möchte ein paar Worte mit dir reden, Alf.«

»Nun?«

»Ja, siehst du, ich bin Gudrids Bruder, und ich will ihr und dir helfen.«

Alf hat einen schnellen Blick auf Gudrids Bruder geworfen. Jetzt steht er mit gesenktem Kopfe, schweigt und wartet.

»Gudrid sagt, daß du sie gern heiraten möchtest. Aber deine Eltern lassen es nicht zu. Du bist ganz von ihnen abhängig. Nicht wahr?«

»Ja.«

»Paß' jetzt auf, Alf! Ich habe heute den Engegaard gekauft. Es ist ein schöner Gaard. Mit einem Knecht und einer Magd könnt ihr ihn leicht bewirten. Den Gaard verkaufe ich euch wieder zu guten Bedingungen. Gudrid wird auch eine Aussteuer bringen. Es soll an nichts fehlen. Ich werde alles für euch ordnen. In ein paar Wochen seid ihr Mann und Frau und könnt im Engegaard einziehen.«

»Ja,« sagt Alf.

Und sie setzen sich auf den gefällten Baum und besprechen in aller Ruhe die Sache. Und als alles besprochen ist, bleiben sie noch eine Weile nebeneinander sitzen.

Der Wald ist dämmerstill. Leise gurgelt das Wasser des nahen Flusses. In den gelben Sonnenstreifen stehen die Fliegen regungslos in der Luft, zuweilen machen sie eine zuckende Bewegung. Man hört einen leisen, zarten Geigenton.

Mons denkt, daß doch alles recht einfach sei in der Welt. Und Alf kann es noch gar nicht erfassen, daß diese Welt nun mit einmal ein andres Gesicht hat. So verschiedener Meinung können die Menschen dieser Erde um ein und dasselbe Ding sein.

Guten Abend, Synöve

Eine Woche nachdem Mons Bauge in Solbö an Land gegangen, erscheint Oline Jensen. Auch sie funkelt in neuen Kleidern. Aber sie führt anstatt des großen Lederkoffers eine Pappschachtel mit sich, die ein Lederriemen zusammenhält. Auch diese Pappschachtel trägt der alte Jacobsen ans Land. Er erwartet dafür kein Trinkgeld und erhält auch keins.

Es ist Sonntag.

Viele Leute stehen am Kai und schauen den Dampfer an wie immer. Oline Jensens Augen suchen unter den Menschen. Aber sie findet kein bekanntes Gesicht.

Mit dem Dampfer fährt Mons Bauge zur Stadt. Er hat in einer Woche hier allerlei vollbracht und fast alle Aktien der Aktiengesellschaft Nordstjernen verkauft. Jetzt fährt er also weg. Aber er wird bald wiederkommen, denn er hat die Absicht, den Strand von Solbö zu erobern.

Inzwischen ist aber Oline Jensen da. Auch sie ist auf Eroberung ausgezogen.

Dort marschiert sie auf der Landstraße neben Jacobsen her. Sie reckt sich vor Stolz und Selbstvertrauen hintenüber. Den Hut hat sie tief im Nacken, und eine lange Feder verlängert noch die Richtung. Beim Gehen beugt sie die Beine nicht in den Knien, sondern hebt sich nur federnd auf die Zehenspitzen. So geht am ganzen Strande von Solbö kein Weib. Alle Leute schauen Oline Jensen nach. Und es freut Oline Jensen, daß alle ihr nachschauen.

Jacobsen begleitet sie auf dem Wege nach Askeland.

»Einar hat den Kramladen seines Onkels übernommen, nicht wahr?« fragt Oline.

»Ja. Der alte Thomas kann jetzt aus den Zinsen leben. Mit nichts hat er angefangen. Seht Ihr das große, weiße Haus? Das ist sein Geschäft. Dort sitzt jetzt Einar. Auch Einar wird ein reicher Mann werden.«

Oline Jensen besieht sich das weiße Haus genau. »Wer führt Einar den Haushalt?«

»Jenny, ein tüchtiges, braves Mädchen. Wer weiß, vielleicht wird noch ein Paar aus den beiden. Und es würde ein hübsches Paar.«

Oline Jensen ist andrer Meinung. Sie sagt es zwar nicht; aber um ihr Kinn steht plötzlich ein tiefer Graben, der ihr Gesicht entstellt.

Nein, es wird kein Paar aus Einar und Jenny. Dafür steht Oline ein. Wozu hätte sie sonst die Reise hierher unternommen? Vielleicht darum, daß ein dummes Bauernmädchen ihr einen Strich durch die Rechnung machen sollte?

Was Oline will, das will sie. Bald soll man es hier erfahren. Und jetzt will sie Einar Aske-

land heiraten und im großen Hause dort das Regiment führen. Und reich werden will sie, eine vornehme Frau, die Mägde hält. Das alles will sie. Und nichts wird sie davon abbringen.

Oline hat zwar Einar Askeland noch nie gesehen. Aber sie weiß allerlei von ihm, denn Synöve, Einars Schwester, war ein Jahr lang Verkäuferin in demselben Geschäft neben Oline. Und Synöve ist so kindisch und unschuldig, daß sie meistens das sagt, was sie denkt, obgleich es ihr zuweilen schadet.

Im Winter sagte Synöve einmal: »Einar wird nach Hause kommen. Er ist drei Jahre lang in der Hauptstadt gewesen, und er ist Kaufmann. Jetzt bekommt er das Geschäft von Onkel Thomas, denn Onkel Thomas ist ungefähr Millionär und kann aus den Zinsen leben. Er hat genug.«

Synöve hat Oline eine Photographie Einars gezeigt. Einar hat Oline gefallen.

Oline blüht. Sie blüht gleich einer Rose. Das weiß sie.

Sie hat zwar ein paar Blättchen verloren. Aber — phuff — ein paar Blättchen! Sind denn nicht noch genug zurückgeblieben? Übrigens werden alle Knospen einmal zu Blumen. Und Oline hat noch so viele Reize, daß es wohl genügt für eine reiche Krämersfrau auf dem Lande.

Sie versteht sich mit Geschmack anzuziehen. Dieses Kleid zum Beispiel kostet sie nur siebenunddreißig Kronen. Es ist zwar nur aus gelber Satinette, aber es glänzt wie Seide, und jedermann muß es für ein Seidenkleid halten, das seine hundert wert ist.

Auch das ist wahr, es ist nur so halb und halb zusammengenäht. Da und dort sind noch Stecknadeln verborgen. Die ganze Vorbereitung mußte in großer Eile geschehen. Ganz unnützerweise war da auch noch der sentimentale Student, der sich einbildete, Oline Jensen könne nur für ihn und von seiner Liebe und dem wohlfeilen Südwinde leben.

Aber es war doch gut, den Studenten aus gutem Hause gekannt zu haben. Man hat durch ihn allerlei gelernt und sich wohl gemerkt. Man war zuweilen ins Theater und in Konzerte gekommen. Man war sogar einmal auf Reisen im Gebirge gewesen. Man hatte auch eine Woche in einem Strandhotel gelebt, und jetzt hatte man doch wohl die nötige Bildung erworben.

Die Leute von Solbö sollen noch ihr blaues Wunder erleben. — —

In Askeland ist mehr Überraschung als Freude, da Oline mit dem alten Jacobsen und ihrem Gepäck einrückt.

Die Häuser auf Askeland sind nicht vornehm, sondern das Gegenteil. Sie sind dürftig, grau und im Laufe der Zeit ein wenig schief geworden.

In der schwarzen Eldstube steht Mutter Sigrid und rührt in einem gewaltigen Kupferkessel, der an einer Kette über dem prasselnden Feuer hängt. Mutter Sigrid schwitzt, und die Augen laufen ihr über vom beizenden Rauch.

Als die vornehme Dame hinter ihr steht, erschrickt sie. Doch Mutter Sigrid ist noch vom guten, alten Schlag. Sie holt den einzigen Stuhl aus dem Winkel. »Seid so gut und setzt Euch.«

Mitten in der raucherfüllten Eldstube sitzt Oline, den Hut weit im Nacken, die lange Feder im Rücken. Sie lächelt, doch sie kommt sich offensichtlich in ihrer Eleganz ein wenig deplaciert vor. Sie sagt: »Ich möchte gern mit Synöve reden.«

»Ach, Ihr kennt Synöve?«

»Ich wurde in der Stadt mit ihr bekannt.«

»Synöve ist draußen im Birkenwalde bei den Ziegen. Bald muß sie zurück sein. Vielleicht macht Ihr ein paar Schritte ihr entgegen. Geht nur gegen den Berg zu. In der Stille hört Ihr schon das Läuten der Herde.«

Oline streift mit einem unbehaglichen Blick ihre sehr feinen und sehr dünnen Schuhe. Nun ist sie fast eine Wegstunde auf der heißen Landstraße gewandelt.

Ja, diese Schuhe sind Lackschuhe. Sie sind schmal und klein und sehen geradezu wunderbar und aufreizend aus. Doch darin liegen die Zehen verkrümmt und nicht nebeneinander, sondern übereinander. Oline glaubt, die Schuhe seien jetzt mit Feuer und Schwefel geladen, und nur der schöne Anblick macht den Schmerz einigermaßen erträglich. Aber zu einem Gang in den Wald hat sie — der Herr verzeihe ihr — weder Lust noch Neigung.

Immerhin erhebt sie sich doch. Sie geht über den Hof, geht das holprige Weglein zurück, geht über die Landstraße. Und seht, sie geht federnd auf den Fußspitzen. Weder beugt sie die Knie, noch verzieht sie das Gesicht. Ihr Gang ist wahrhaft königlich, und wenn man die Qual kennt, die ihr das bereitet, so muß man sie, ob man will oder nicht, bewundern.

Aber auch Olinens Selbstverleugnung hat ihre Grenzen. Nun hat sie genug.

Sie folgt dem schmalen Pfad eine steile Matte hinan. Im Walde sucht sie einen geeigneten Stein und setzt sich. Sie hätte nun gern die Schuhe ausgezogen. Aber sie weiß, daß sie sie dann nicht mehr an die Füße bringen würde. Zudem hört man jetzt auch das helle Geläute durch den Wald.

Zuerst kommen die Ziegen. Eine wilde Horde. Wie schwarze und graue und scheckige Teufel stürmen sie zwischen den Stämmen hervor, auf den Stein los, den Oline sich als Thron auserkoren hat. Oline wird bange. Sie zieht die Füße hoch, hebt mit beiden Händen den Sonnenschirm, der wahrhaftig mit echter Seide überzogen ist, in die Höhe und sagt: »Uff da! Hoffentlich beißen sie nicht!«

Das ist ja fast rührend an Oline, daß sie der Natur so vollkommen hilflos gegenübersteht.

Nein, die Ziegen beißen Oline nicht. Ein paar von den frechsten kommen zwar ganz nahe und schauen die schöne junge Dame mit ihren grünen Katzenaugen neugierig und ein wenig boshaft an. Den schönen Sonnenschirm beschnuppern sie. Dann springen sie weg und meckern.

Nach den Ziegen kommt Synnöve, barfuß, verschwitzt, in kurzem Rock und das Haar zerzaust. Auch sie bleibt vor Oline stehen. In ihren Augen ist mehr Schreck als Neugierde. »Oline — nein, Oline — bist du das wirklich selber — oder bist du es nicht?«

Oline nickt. »Du warst so freundlich, mich für die Ferien einzuladen. Jetzt bin ich gekommen. Guten Abend, Synnöve!«

Vorsichtig berührt Oline mit den Fingerspitzen Synnöves Hand, die, wie man kaum anders erwarten kann, nicht ganz rein ist.

Synnöve ist in Verwirrung. Sie weiß durchaus nichts von einer Einladung. Sie weiß aber, daß sie damals im Geschäft ihre Heimat Askeland in frischen, ja vielleicht sehr prächtigen Farben gemalt hat.

Aber das ist doch so menschlich schön, daß wir die Heimat am meisten lieben, wenn wir ihr fern sind, und daß wir sie da in viel hellerem Lichte sehen. Synnöve weiß also ganz genau, daß ihre Schilderungen von Askeland stark gefärbt waren, und es überkommt sie eine gelinde Verlegenheit. Sie hätte jetzt gern gewußt, was Oline von dem allen denkt.

Aber Oline erhebt sich leicht über kleine Äußerlichkeiten. »Ich habe mein Gepäck ins Haus schaffen lassen. Oh — welch schöne Luft ihr hier habt!« Und sie atmet tief und geräuschvoll, um ihrer Freundin recht deutlich zu zeigen, welchen Genuß die schöne Luft ihr bereitet.

Synnöve ist schon erfreut. Ja, die Luft im jungen Birkenwalde ist köstlich. »Jetzt muß ich die Ziegen melken. Willst du mitkommen, Oline?«

Das will Oline. Sie geht aufrecht und stolz neben Synnöve her, und es ist wahrlich ein Unterschied zwischen diesen beiden Frauengestalten, und zwar ein großer.

Die Ziegen haben sich in einem Stall am Waldrand versammelt.

»Melken?« fragt Oline verwundert. »Ja, kannst du denn melken?«

Synnöve lacht. Es ist ihr wie eine Erlösung. »Das wäre noch schöner! Schon als Kind konnte ich melken. Wir haben manchmal, wenn wir in den Bergen waren, die Milch aus dem Euter getrunken.«

Das findet Oline wunderbar, aber zugleich auch ein wenig unanständig. »Ja, die Kinder!« seufzt sie. »Sie sind unschuldig in allem, was sie tun.«

Der Sinn dieser Worte liegt Synnöve zu tief. Aber sie ist es gewohnt, daß Oline viel klüger redet als ihre andern Freundinnen. Sie macht sich also keine weiteren Gedanken.

Im niederen Gebälk des Stalles hängt der Melkkübel, den die Ziegen schon lange beschnuppern, denn es ist Salz darin. Synnöve streut es unter sie. Und Oline wundert sich jetzt wirklich.

Dann spült Synnöve den Eimer am nahen Bache rein und beginnt zu melken. Und sie macht das, wie man hierzulande die Ziegen melkt. Sie sitzt rittlings über ihnen und preßt sie mit den Knien fest.

Oline lacht laut auf. »Das ist aber — hihihi — das ist komisch, Synnöve!«

Synnöve weiß zwar nicht recht, was daran Komisches ist. Aber sie lacht fröhlich mit. Und jetzt beginnt sie sich sogar allgemach über Olinens Besuch zu freuen.

Jeden Tag muß Synnöve in den Wald gehen und die Ziegen melken. Und da wäre es ganz hübsch, jemand bei sich zu haben, mit dem man plaudern und lachen kann.

Oline ist ein echtes Stadtkind. Ihre erste Jugend vollendete sich in einer engen Gasse, ihre zweite in einem Kurzwarenladen. Trotz Theater, trotz ihrer Bergtour und der Woche im Seebad und trotz ihrer übrigen Bildung hat sie noch nie einen Sonnenaufgang gesehen — allerdings hat sie nach diesem Naturereignis auch noch kein besonderes Verlangen gehabt. Sie hat vielleicht einmal ein Huhn gackern hören. Aber die Bedeutung dieses Wunders hat sie nicht erfaßt. Wenn Oline das sagt, so könnte man vielleicht meinen, sie wolle sich mit ihrer Bildung zieren und mit ihrer Vornehmheit prahlen. Aber Oline gesteht hier die volle Wahrheit — und das tut sie nicht immer.

Es ist für Synnöve an diesem Abend ein Vergnügen, die vielen Ziegen zu melken. Auf dem Heimwege kommt ihr aber plötzlich wieder ihre Schilderung von Askeland in den Sinn. Sie bleibt stehen und deutet auf die Wiese. »Hier werden wir nächstes Jahr unser neues großes Haus bauen. Es wird zwei Stockwerke und viele Zimmer und Kammern haben. Wir wollten schon im letzten Herbst bauen. Aber da waren Bjarne und Thorbjörn auf der Volkshochschule und Gudröd bei den Soldaten — er stand bei der Garde und bewachte des Königs Schloß.«

»Hier ist ein schöner Platz,« meint Oline zustimmend. »Man hat eine hübsche Aussicht auf den Fjord und ins Gebirge. Aber ihr müßt auch einen Garten mit Bäumen anlegen — mit Kastanien und Trauerweiden und Blutbuchen.«

»Blutbuchen!?« wundert sich Synnöve mit leisem Schauern. Doch sie antwortet zuversichtlich: »Ja, wir werden einen Garten anlegen.«

Nun kommt aber für Synnöve noch ein unbehaglicher Augenblick. Sie zeigt auf die Stein-

bank. »Du kannst dich hier ein wenig ausruhen, Oline. Ich will nur die Milch wegstellen und mich waschen. In der Eldstube ist immer so viel Rauch.«

Da sitzt jetzt Oline auf dem Stein, mit tiefen Furchen in der Stirn und einem tiefen Graben um das Kinn, und sie bemüht sich unter Anstrengung ihres ganzen Verstandes, die äußerst verwickelte Frage zu lösen, wie sie die Lackschuhe loswerden und doch vorteilhaft aussehen kann.

»Wer in aller Welt ist denn das?« fragt Mutter Sigrid, die noch immer im mächtigen Kupferkessel rührt und dabei weint und schwitzt. Der Käse ist jetzt ins kritische Stadium getreten, wo er braun und dick wird, und erfordert ungeteilte Aufmerksamkeit.

Synnöve wäscht sich in einer Milchschüssel das erhitzte Gesicht, und sie braucht viel von der wohlriechenden Seife dazu, die sie sich nur dem hohen Besuch zu Ehren aus ihrer Kammer holte. Mit beiden Händen reibt sie und prustet, daß der Schaum fliegt. Es vergeht also eine Weile, ehe sie antworten kann. »Das ist Oline.«

»Was will sie von dir?«

»Sie wird hierbleiben — über die Ferien. Ich habe sie einmal eingeladen.«

»Du große Welt!« ruft Mutter Sigrid. »Hierbleiben? Was sagst du da, Mädchen?«

»Was soll man denn machen, Mutter? Jetzt ist sie doch schon da.«

»Ja, was soll man machen?« fragt Mutter Sigrid verzweifelt. »Wo wird sie schlafen?«

»Bei mir in der Kammer.«

»Was wollen wir ihr aber zu essen geben? Es ist ja gar nichts im Hause.«

»Es wird sich schon etwas finden, Mutter. Bjarne kann morgen ein Zicklein schlachten, und Gudröd kann im Fjord fischen. Das wird schon alles gut gehen, Mutter.«

»Ja,« seufzt Mutter Sigrid und macht sich allerlei Gedanken.

Synnöve ist froh, daß die mißliche Sache so glatt ablief.

In diesem Augenblick brennt der Käse im Kupferkessel glücklich an, und Mutter und Tochter eilen hin, um zu retten, was noch zu retten ist. Erst dann kommt Synnöve dazu, die Seife aus dem Gesicht zu waschen. Als sie sich abtrocknet, glänzt sie wie ein roter, polierter Apfel. Ihr gefällt das gut. Und sie kämmt sich das strohhelle Haar vor der Spiegelscherbe, die auf zwei Nägeln im Winkel steht. Es ist ihr jetzt ganz sonntäglich zumute. — Wir werden tanzen heute abend — tanzen ... denkt sie, und die Schlaf- und Essensfrage rückt in weite Ferne, wo sie nichts Drückendes mehr an sich hat. Tanzen ... tanzen ... Synnöve zieht Schuhe und Strümpfe an.

»Man muß wohl Grütze für sie kochen,« seufzt Mutter Sigrid. »Schau' nach, ob Zucker da ist und Weizenmehl.

Synnöve hantiert in der Speisekammer. Ihre Stimme klingt frei und froh. »Alles ist da, Mutter! Zucker und Mehl und auch noch Rahm und Rosinen. Wir werden eine Rahmgrütze kochen.« Sie beschließt bei sich selber: Ich werde es ihr erst nachher sagen. Wir werden die Landstraße hinaufgehen. Wenn wir an Einestads großer Scheune vorbeikommen, hört sie dann die Musik.

Mit diesem Vorsatz geht sie hinaus. Aber die Freude ist selten in ihrem Dasein. Und da hat sie sich, ehe sie es recht merkt, auch schon verplappert. Sie steht vor Oline, und ihre Füße hüpfen wie von selber. »Mutter kocht Rahmgrütze. Und später — nun, wir werden bis zu Einestads Scheune gehen ...«

»Warum denn?« fragt Oline, die sich von diesem Gange nichts Angenehmes verspricht.

»So — in der Scheune ist Tanz. Alle jungen Burschen und Mädchen der Nachbarschaft werden dort sein.«

»In der Stadt habe ich diesen Winter viele Bälle besucht, das kannst du mir glauben, Synnöve.« Oline kommt in ihr Element. Sie berichtet von ihren Erfolgen und erzählt in buntem Gemengsel einiges Erlebtes und viel Erdichtetes. Damit erfreut sie Synnöve und sich selber und vergißt beinahe die zuckenden Zehen.

Die Rahmgrütze schmeckt ihr vorzüglich, und als sie sich noch eine Weile ausruht, kommen Bjarne und Gudröd, zwei hochgewachsene junge Burschen.

Der vornehme Besuch bringt die beiden zuerst in Verlegenheit und macht sie ungelenk. Oline aber redet so nett mit ihnen, daß sie bald zutraulich werden. Und als Oline ihnen erzählt, daß sie fürchtete, die Ziegen könnten sie beißen, lachen sie. Und Bjarne klopft sich auf die Schenkel und sagt: »Was bist denn du für ein lustiges Spektakel!«

Gemeinsam gehen sie zu Einestads Scheune und sind lustig und tanzen bis lange nach Mitternacht. Auf dem Heimwege hinkt Oline, und sie schiebt ihre Hand unter Gudröds Arm. Und Gudröd geht von diesem Augenblick an steif und gemessen, wie im Paradeschritt, und sein Gesicht ist ganz so ernst wie in den Tagen, da er des Königs Schloß bewachte.

Jetzt liegen die beiden Mädchen in Synnöves Bett. Synnöves Bett ist noch aus guter alter Zeit und deshalb so kurz, daß man nur auf der Seite und mit emporgezogenen Beinen darin liegen kann. Es ist auch so schmal, daß nicht zwei zu dieser Stellung Raum haben. Oline und Synnöve liegen also auf dem Rücken und strecken die Füße über den unteren Bettrand hinaus. Und da finden Olinens geplagte Zehen endlich Frieden.

Am andern Morgen wird auf Olinens Wunsch die alte Mähre vor den Wagen gespannt. Synöve ist Kutscher. So fahren die beiden los, zu Einar, dem Kaufmann.

Das ist nun freilich eine gewisse Genugtuung für Synöve, daß sie Oline, nach der zweideutigen Geschichte mit Askeland, den großen Kramladen mit den vielen Waren zeigen kann. Und obendrein noch Einar, der ebenso städtisch ist wie Oline selber.

Auch Einar ist vor der glänzenden Dame anfänglich befangen und zurückhaltend. Doch Oline nimmt ihn im Sturm. Sie ist entzückt vom Hause und bewundert alles mit lauten Worten, so daß Einar sich bald erhoben vorkommt und mit Gefallen in den Lobgesang einstimmt.

Wer von Oline durchaus nicht begeistert ist, das ist Jenny, die Magd. Jenny ist die Tochter von einem großen Bauernhof und hätte es eigentlich nicht nötig, hier zu dienen, ganz und gar nicht. Durch die Türspalte oder aus einem dunklen Winkel der Küche mustert sie das geräuschvolle Stadtfräulein. Und sie hat allerlei auszusetzen.

Aber Jenny kocht nun den Kaffee und streicht Butterbrote, und sie nimmt, zwar widerwillig und nur auf Einars Befehl, die besten und teuersten Sachen aus dem Laden. Es ärgert und verdrießt sie, Einar mit dieser geputzten Puppe lachen und scherzen zu hören.

Oline erzählt da wieder ihr Erlebnis mit den Ziegen mit viel Erfolg. Und sie erzählt auch, daß sie die ganze Nacht ihre Füße über den Bettrand hinausstrecken mußte.

Im großen Hause von Trägebö sind mehr Zimmer als notwendig, sind auch überflüssige Betten. Nachdem Oline Kaffee getrunken hat, erklärt sie unvermittelt: »Die Seeluft hier tut mir noch besser als die Waldluft. Morgen werde ich kommen —«

Darüber sind Synöve und Einar zunächst verblüfft. Denn keins von ihnen wäre selbständig auf diesen guten Gedanken gekommen. Beide wissen nicht, wie sie sich zu Olinens Vorschlag verhalten sollen. Jenny in der Küche nimmt sofort Stellung dazu. Sie brummelt laut und vernehmlich ihre Abneigung und eröffnet mit Geschirr, Tellern und Pfannen einen geräuschvollen Protest, der aber in der Stube nur geringe Beachtung findet.

»Am besten wäre es doch, ich würde gleich hierbleiben,« besinnt sich Oline. »Du, Synöve, könntest zurückfahren und mein Gepäck holen.«

Auch diese Erklärung löst Überraschung aus.

Synöve denkt zuerst, daß sie nun doch allein in den Wald wird gehen müssen. Und sie denkt weiter: Was wird die Mutter dazu sagen? Und was werden die Leute sagen? Oline scherzt wohl nur ...

Daß Oline scherzt, das glaubt Einar nicht. Er fühlt recht deutlich, daß etwas hinter der Sache ist; nur kann er sich nicht Klarheit darüber schaffen, ob diese Sache ihm Vorteil bringt oder Nachteil und wieviel von beidem. Aus dieser Unentschlossenheit heraus sagt er: »Ja, sei so gut — komm nur. Dem steht nichts im Wege.«

Das sagt Einar, und es ist zweifelhaft, ob er überhaupt imstande gewesen wäre, in diesem Falle etwas andres zu sagen. Synöve faltet die Hände im Schoß, und ihr ist nicht wohl zumute. Aber was bleibt ihr andres zu tun übrig, als nach Askeland zurückzufahren und Olinens Gepäck zu holen.

Genau wie Synöve es sich gedacht, nimmt Mutter Sigrid Olinens Entschluß übel auf. »Sie bleibt bei Einar? Bist du bei Sinnen, Mädchen? Was ist das für ein Frauenzimmer? Was wird aus dieser Geschichte? Schämt sie sich denn nicht? Sind in der Stadt solche Sitten? Geht das überhaupt an?«

Das sind doch viel zu viele Fragen auf einmal, als daß man sie in einem Zuge hätte beantworten können. Synöve tut sehr klug daran, daß sie schweigt. Sie steht mit gesenktem Kopfe beim Herd, schuldbewußt und zerschlagen. Irgendwie fühlt sie auch, daß ihr unrecht geschieht und daß sie der Mutter strenge Worte nicht ganz verdient hat. Sie beginnt leise zu weinen.

»Ich werde sogleich selber hinfahren.« So rafft sich Mutter Sigrid in der Angst um ihren Sohn zu einem Entschluß auf. Ich will mit Einar reden.« Sowie sie sich aber das Nähere dieser Aussprache vorstellt, wird sie doch etwas wankelmütig, und sie verbessert sich: »Ich werde morgen hinfahren und mit ihm reden. Du kannst ihn von mir grüßen und ihm das ausrichten.«

Schnupfend steigt Synöve in ihre Kammer und holt Olinens Gepäck. Fort fährt sie, mit den Händen im Schoß. Die alte Mähre kennt aber den Weg, denn es gab für sie ihr Leben lang nur diesen einen.

Als Synöve nach Trägebö kommt, ist Oline bei Jenny in der Küche. Sie sitzt auf dem langen Küchentisch und schlenkert die funkelnden Lackschuhe hin und her. Jenny sitzt am kleinen Tisch beim Fenster und knappert Zuckerbrötchen.

So ist also Oline Jensen in Trägebö eingezogen. Sie hat den festen Willen, nicht mehr von hier fortzugehen. Jetzt sitzt sie in der Küche und redet mit der Magd. Denn eine gute Magd gehört dazu.

Und Olinens Herz ist leicht. Genau wie Mons Bauge an jenem Mittag im Elveskog denkt sie, daß es doch eigentlich ein Kinderspiel sei, den Dingen den rechten Lauf zu geben. Und genau wie damals der brave Alf Maalvik über den jähen Wandel des Geschicks in Erstaunen geriet, so wundert sich jetzt Einar Askeland im kleinen Kontor hinter dem Laden. Er zerbeißt den schon

bei früherer Gelegenheit angenagten Federhalter, und es will ihm noch gar nicht recht in den Sinn, daß »sie« bei ihm wohnen soll, im Hause, im Zimmer nebenan. Er spuckt die kleinen Holzspäne aus. »Toi!«

Nein, die Welt ist doch verwunderlich. Und es geschehen darin kuriose Dinge.

Der Direktor

Mons Bauge ist nicht lange fortgeblieben. Am fünften oder sechsten Sonntag nach seiner Abreise kommt er mit seiner schönen Ledertasche wieder über den Landungssteg. Wieder stehen die Leute da und schauen den Dampfer an. Sie kennen jetzt alle Mons Bauge und wissen, daß er des Totengräbers Bub ist. Doch nur der alte Jacobsen begrüßt ihn. Die andern betrachten ihn mit Zurückhaltung, wenn auch mit großer Neugierde.

Alf Maalvik hat inzwischen Gudrid wirklich geheiratet, und beide sind schon auf dem Engegaard eingezogen.

Haldor Enge wohnt jetzt auf seinem entlegenen Berghof, zuhinterst im Frühlingstal. Es heißt allgemein, er sei sich über seinen Handel mit Mons Bauge reuig geworden. Aber es ereignet sich wenig am Strande von Solbö, darum muß über das wenige viel geredet werden. Menschen sind halt überall Menschen. Neid und Schadenfreude geben auch hier den besten Stoff zur Unterhaltung.

Mons strebt wieder mit seinen großen, langsamen Schritten seinem Elternhause zu. Wie bei seinem ersten Besuch trifft er seinen Vater mit der Bibel in den Händen am Tische sitzend. Trine hantiert am Herd. Auch das Holz raucht und will nicht brennen. Oben am Dache summen die Fliegen. Und es riecht säuerlich nach Milch und Landwirtschaft. Alle Zustände scheinen hier ihre endgültige und letzte Form erreicht zu haben und unverrückbar festzustehen.

Mons holt aus der Ledertasche einen großen Papierbogen, beugt sich darüber und raucht. Sören schnuppert gierig. Ja, das sind wieder diese verdammt teuren Zigaretten. Sören rechnet im stillen aus, wieviel Mons dafür im Tage ausgibt und wieviel im Monat und wieviel im Jahr. Er schüttelt leise, in Bewunderung und Ärger, seinen Kopf. »Was hast du da?«

»Es ist nichts — nur Pläne — ich will bauen.«

Ach, dieser verteufelte Mons! Das sagt er so leichthin, als ob man alle Tage Pläne studieren und bauen könnte. »Was willst du denn bauen?«

»Ein Haus. Ich kann doch auf die Dauer nicht hier oben wohnen.«

»Nein, das kannst du wohl nicht, das. Aber wird es denn ein großes Haus?«

»Nur eine kleine Villa mit sieben Zimmern.«

»Eine Villa ...? Gott der Herr ... Ja, Mons, kannst du das auch aushalten? Ist das nicht zuviel für dich, Mons?«

Mons blickt eine Sekunde lang von den Plänen auf. »Ich werde den ganzen Kram bar auszahlen.«

Gott der Herr — da sitzt nun am einen Ende der Bank der alte Sören, der seit vierzig Jahren eine schwarze, schwer abgenutzte Perücke auf dem blanken Schädel hat und bei jedem Worte aufdringlich mit den Zähnen klappert, Sören, der Totengräber, Sören, der sich sein Leben lang plagte und rackerte und es erst im hohen Alter zu vier Kühen und einem ziemlich steifbeinigen Pferde hat bringen können, Sören, einer der Geringsten und Letzten im Kirchspiel. Und am andern Ende derselben Bank sitzt Mons, lang, schmal, glattrasiert, einen schweren Brillantring am kleinen Finger und mächtige Goldknöpfe in den Hemdärmeln. Er raucht Zigaretten zu fünfundzwanzig Öre das Stück, baut eine Villa mit sieben Zimmern und zahlt sie bar. Gott der Herr — beide sitzen jetzt auf ein und derselben Bank und sind Vater und Sohn.

Plötzlich denkt Sören, und er weiß nicht, woher und warum ihm dieser Gedanke kommt: Das ist sündhaft. Über seine Gefühle kann Sören nicht Rechenschaft ablegen. Er weiß nur sicher, daß da irgendwo ein Fehler sein muß.

Am Abend schlendert Mons die Landstraße hinab. Mons geht langsam weiter, bis er Dagfinn Langenäs trifft. »Willst du dir ein wenig Geld verdienen, Dagfinn?«

»Ja, das will ich schon.«

»Du kannst morgen früh auf den Engegaard kommen, zur Wiese am Fluß. Bring' Schaufel und Pickel mit und Schnur und Winkelmaß.«

»No, no, was soll es denn werden?«

»Die Grundmauer zu einem Hause. Du mußt aber Leute werben, vier, fünf, sechs — so viele du nur auftreiben kannst. Denn es muß schnell gehen, das ist die Hauptsache.«

Dagfinn macht sich sofort daran, seine Mannschaft zu dingen.

Am andern Morgen früh stehen sie beim Engegaard, sechs Mann. Mons ist mit seinem Plan pünktlich zur Stelle. Er steckt den Platz aus, und bald fahren die Spaten in die Erde.

Es wird kein kleines Haus. Mehr als zwanzig Ellen lang und fast ebenso breit.

Sie wundern sich nicht wenig beim Graben. Was will er mit dem großen Hause? Er hat wohl eine Millionärstochter im Auge?

In solcher Eile ist am Strande von Solbö noch nie ein Haus erstellt worden. In vier Tagen war der ganze Grund ausgehoben. Nach zwei Wochen stand die Grundmauer. Da war auch schon ein großes Fahrzeug mit Balken und Brettern und Leisten und Fenstern und Türen angekommen.

Jetzt steht das Haus unter Dach, und es ist

eine richtige Villa, wie nur die reichen Stadtleute sie sich bauen können. Man merkt es schon jetzt, daß das alles ungeheuer flott wird.

Mons müsse im Gelde schwimmen, meinen die Leute. Denn er bezahlt pünktlich jeden Samstag die Löhne.

Ganz allmählich beginnt man doch zu vergessen, daß er nur des Totengräbers Bub ist.

Gegen Ende des Sommers werden auch die Coupons der Aktiengesellschaft Nordstjernen pünktlich eingelöst, und die Dividende ist noch höher, als Mons versprochen hat. Die Aktien aber sind um mehr als dreihundert Kronen im Werte gestiegen.

Das alles klingt ganz abenteuerlich. Hätten die Leute nicht wirklich das Geld bekommen und wäre es nicht wirkliches Geld gewesen, so hätte man das alles als Schwindel erklären können.

Es ist durchaus kein Schwindel.

Es ist eine wundervolle Zeit. Alles verwandelt sich unter der Hand zu Gold. Man braucht nur zu kaufen. In ein paar Tagen oder Wochen kann man mit sicherem Gewinst wieder verkaufen.

Für den Strand von Solbö liegt der Krieg fern. Aber Mons mit seinem Reichtum ist da. Und Mons läßt diese Menschen gar nicht zu Atem kommen. Sein Haus ist fertig, und es ist prachtvoll. Es ist weiß gemalt, und das wunderlich gebogene Dach ist mit glasierten Ziegeln, die aus Holland kamen, belegt.

Ums Haus dehnt sich der Garten. Zwei Gärtner sind aus der Stadt gekommen und legen krumme und gerade Wege und allerlei unnötige Weglein an und pflanzen Bäume und pflanzen Sträucher und Blumen.

Eine hübsche weiße Mauer trennt den Garten von der Straße. Und — du großer Himmel! — das Tor hat zwei Flügel und ist aus Schmiedeeisen. Und in einem Flügel steht ein M, und im andern Flügel steht ein B.

Möbel sind angelangt, dergleichen man an diesem Strande noch niemals gesehen. Darunter sind ein paar mächtige Stühle aus braunem Leder, rundum gestopft und gepolstert. Auch eine schneeweiße Badewanne aus Porzellan ist da, glatt und glänzend wie eine ungeheure Kaffeetasse. Nein, Mons ist ganz unmöglich.

Und wozu braucht er für sich allein denn sieben Zimmer mit all dem unnützen Zeug?

Mons geht jetzt nicht mehr zu den wohlhabenden Bauern, um seine Aktien anzubieten, wie das erstemal. Das hat er nicht mehr nötig, denn die Leute kommen zu ihm, in aller Stille und Heimlichkeit.

»Hast du nicht noch ein paar von deinen Papieren, Mons?«

»Nein. Es ist alles fest.«

»Sind gar keine Nordstjernen mehr frei?«

»Nicht unter dreitausend. Wie viele möchtest du denn?«

»Hm — vielleicht zwei. Ich habe im Augenblick nicht mehr flüssiges Geld ... Und mein Gaard — was meinst du, Mons? Er ist fast ganz schuldenfrei ...«

»Ja, ja. Komm später wieder einmal. Ich will mir das noch überlegen. Möglicherweise läßt sich doch noch etwas machen.«

»Sei so freundlich, Mons, und überlege es dir.«

So ist es jetzt.

Man kommt zu Mons und bringt ihm sein Geld und bittet in Demut. Und man dankt Mons, wenn er dieses Geld überhaupt entgegennehmen will. Und wenn man eine Nordstjernen-Aktie in der Hand hat, freut man sich nicht wenig.

Kein Mensch weiß, was die Aktiengesellschaft Nordstjernen in Wirklichkeit ist.

Mons sagt, es sei eine Reederei — sie arbeite mit Schiffen. Das ist auch ganz richtig. Doch nie noch hat ein Schiff dieser Gesellschaft das Wasser durchfurcht. Diese Gesellschaft kauft und verkauft eigentlich nur Schiffskontrakte, also Schiffe, die noch gar nicht gebaut sind und zum Teil nur auf dem Papier existieren. Viele werden erst in einem Jahre oder noch später vom Stapel laufen. Die Nachfrage nach Schiffstonnage ist in dieser Zeit grenzenlos.

Es ist vorgekommen, daß die Nordstjernen-Aktiengesellschaft einen Kontrakt am Tage des Kaufes schon mit hunderttausend Kronen Profit weiterverkaufte. Das alles sagt Mons den Leuten vom Solböstrande natürlich nicht, denn sie hätten es doch nicht begriffen.

An der Nordstjernen-Aktiengesellschaft ist Mons nur Teilhaber. Sein Ehrgeiz geht höher, viel höher. Er gründet eine Bank und nennt sie die Solböbank und macht sich selber zum Direktor. Und jetzt ist er Bankdirektor Mons Bauge.

Er läßt einen Kontoristen und ein Schreibfräulein aus der Stadt kommen. Das Geschäft blüht auch sofort auf. Das viele Geld, das vom Ausland hereinströmt, muß untergebracht werden, muß rollen, irgendwo und irgendwie. Man ist nicht mehr so wählerisch wie in früheren Zeiten.

Mons findet die Möglichkeiten am Wege. Bald kennt er die Heimlichkeiten aller Leute hier.

Magnus Lärodd ist der Schmied vom Solböstrande. Und er ist ein tüchtiger Schmied. Ja, er ist sogar auch Mechaniker und hat einen guten Griff für alle Arbeit. Aber er sitzt in engen Verhältnissen. Mit seinem halbwüchsigen Sohn und einem Lehrjungen und ohne viel Maschinenhilfe muß er auskommen.

Mons geht zum Schmied. »Du solltest Maschinen haben, Magnus.«

»Ja, beim Teufel — das sollte ich.«

»Ich will dir Maschinen verschaffen. Aber

um sie zu treiben, muß man Kraft haben. Gehört nicht der Fluß hier dir?«

»Freilich.«

Da ist das Geschäft auch schon gemacht. Magnus Lärodd erhält Maschinen und dazu noch so viel Geld, daß er sich eine große Werkstatt bauen und einrichten kann. Von der Stromkraft des Flusses erhält er aber zehn Pferdestärken. Dafür erwirbt Mons den Fluß mit seinem mächtigen Wasserfall.

Wenige Wochen später wird auf beiden Seiten gebaut. Magnus Lärodd baut seine Werkstatt und Mons seine große Spinnerei. Die Spinnerei nennt er Lärfoß-Spinnerei-Aktiengesellschaft, und Mons ist ihr Direktor.

Bis zum Winter ist Mons Eigentümer von drei Höfen. Kraakegaard und Ekesethgaard liegen oben im Frühlingstal und haben große Wälder. Hylnäs aber liegt unten am Strand und ist einer der elendesten Höfe, mit sauren Wiesen. Die Leute meinen, wenn Mons noch nie in seinem Leben einen schlechten Handel gemacht habe, mit diesem Hylnäs habe er sich todsicher gründlich verrechnet. Sie sagen es Mons gerade ins Gesicht. Doch Mons gibt darauf keine Antwort. Er ist kurz angebunden, wie es große Männer sein sollen.

Was macht man nun?

Mutter Sigrid fuhr nicht, wie sie es sich vorgenommen, an jenem Frühsommertage zu ihrem Sohne Einar nach Trägebö. Und sie fuhr auch nicht die folgenden Tage. Seufzend ließ sie den Dingen ihren Lauf, in der Hoffnung, es werde schon noch alles zum guten Ende kommen.

Die Dinge nahmen ihren Lauf.

Fürs erste blieb also Oline Jensen auf Trägebö und richtete sich ein. Das vollzog sich überraschend einfach. Einar schlug ein paar Nägel in die Holzwand, und Oline packte ihre Pappschachtel aus.

Da hingen also nun: ein weißes Kleid, ein rotes Kleid und ein schwarzes Kleid.

»Und jetzt mußt du zum Fenster hinausschauen, Einar,« sagt Oline, »und du darfst dich erst umdrehen, wenn ich es dir erlaube.«

Einar wendet sich zum Fenster. Aber die Neugierde zieht bald seine Augen wieder zurück. Da sieht er in Olinens Händen weiße Spitzenwäsche und lange Strümpfe, braune, weiße und schwarze.

»Pfui, Einar — schäme dich!«

Einar ist in diesem Augenblick gar nicht ganz frei von diesem seltsamen Gefühl, das die Zivilisation für die Menschheit erfunden hat.

Oline kichert. Sie behauptet mehrmals, daß sie sich schäme. Aber das scheint ihr ganz angenehm zu sein.

Einar war in diesen Tagen in gehobenster Stimmung. Das Haus kam ihm größer und reicher vor. Der Himmel war milder geworden, und die kleinen Wellen des Fjords viel blanker als früher. Ja, selbst der Geruch des Ladens hatte sich verfeinert. Er selber aber war in der eignen Achtung bedeutend gestiegen.

Wie hätte es auch anders sein können, wenn Oline seine Habe und auch seine Person so offen bewunderte?

Die kleinen Worte der Frauen können den Verstand großer Männer umnebeln.

Wohl ist Einar Askeland Unteroffizier bei der Infanterie und hat das Geschäft seines Onkels übernommen. Aber vieles in ihm ist noch kindlich, unschuldig und unentwickelt. Er liebt natürlich sich selber am meisten.

Wenn Einar jetzt einmal über Oline nachdenkt, wozu gewisse Fragen der Leute ihn veranlassen, so muß er sich unbedingt gestehen, daß sein Leben schöner und reicher geworden ist durch Olinens Gegenwart.

Er kann sich nicht beklagen. Er beklagt sich auch nicht.

Im Gegenteil. Er ist frohen Mutes und viel unternehmungslustiger als vordem. Es sind ihm sogar ein paar recht hübsche Geschäfte gelungen.

Nur so nebenbei hat er zweihundert Tonnen Salzheringe gekauft, um auch so ein wenig mit der Zeit zu gehen, wie es Oline nennt. Und siehe da, nach kaum einem Monat verkauft er die Heringe fast um das Doppelte des Erstehungspreises.

Was tut er aber jetzt? Er kauft wieder Heringe. Er muß dafür allerdings mehr geben. Doch er kauft.

Oline folgt mit reger Anteilnahme diesem großen Finanzmanöver. Sie ist entzückt über Einars Unternehmungsgeist und sein Talent. »Da reden die Leute nur immer über diesen Mons. Als ob du, Einar, das alles nicht ebensogut könntest.«

Einar ist vollkommen davon überzeugt, daß er es ebensogut könnte.

Oline sitzt ihm jeden Tag am Tische gegenüber und beredet eifrig die Lage von Handel und Wandel.

Die Heringe fallen in den nächsten Tagen um ein paar Kronen.

»Du mußt verkaufen, Einar, sonst wird der Verlust zu groß.«

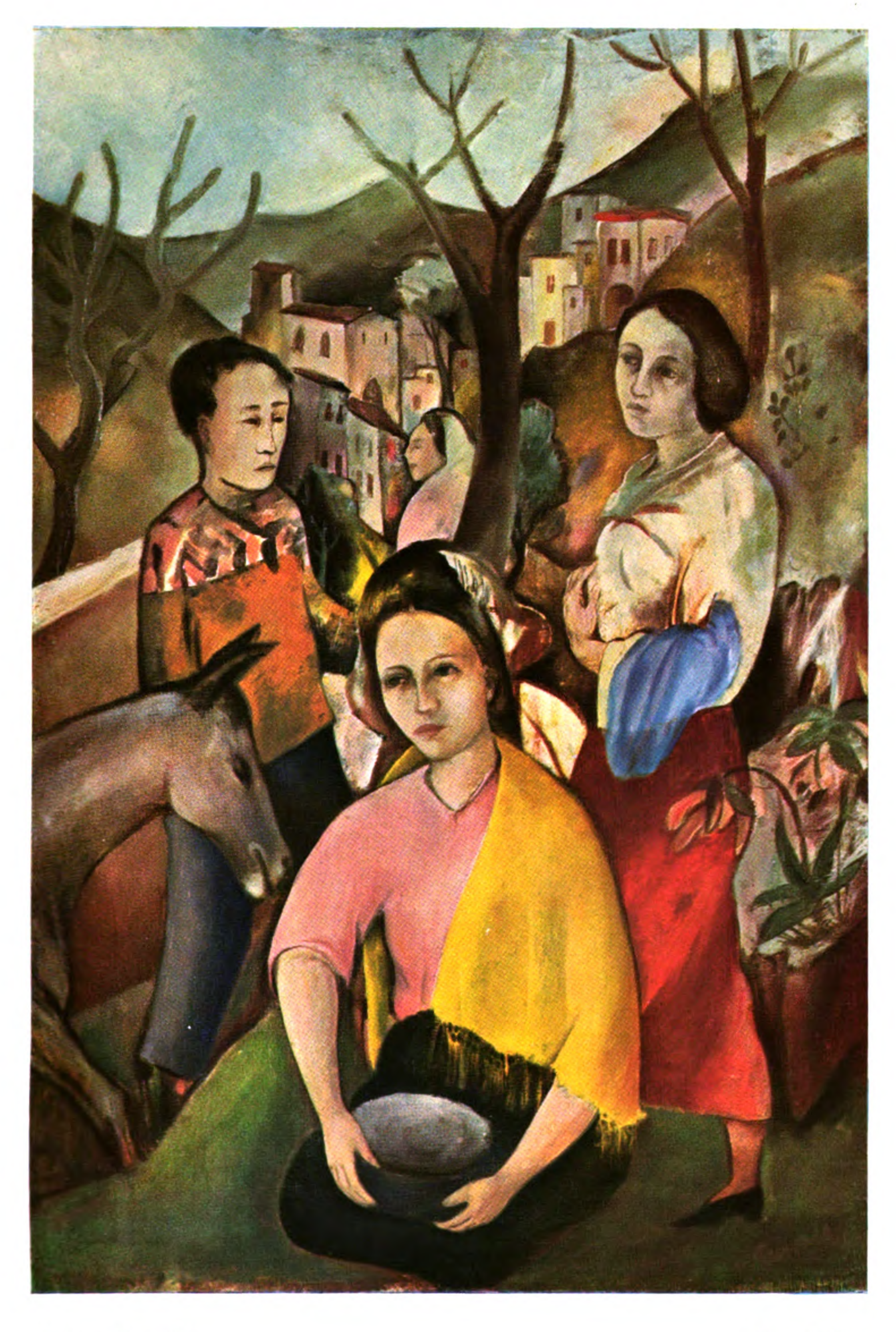
»Verkaufen? Fällt mir gar nicht ein. Warte nur, es geht schon wieder in die Höhe.«

Recht hat Einar. Die Preise schwingen in die Höhe, und er verkauft. So wird das gemacht.

Kein Zweifel, auch Einar Askeland ist ein Finanzgenie. Oline ist davon jetzt überzeugt, und Einar selber wußte es schon längst.

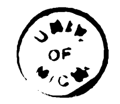
Eine wunderbare Zeit!

Auch Olinens Wünsche erfüllen sich so allgemach. Schon hat sie fünf Paar neue Schuhe



Oskar Gawell: Aus Italien

Aus der Herbstausstellung 1926 der Berliner Sezession



und dann auch noch ein wirklich echtes Seidenkleid, schwere Crêpe de Chine. Und Jenny bekommt mehr Lohn und eine Waschfrau zur Nachhilfe. Friede ist im Hause. Auf Trägebö wohnt das Glück.

In Olinens Leben ist nur ein dunkler Punkt. Das ist dieser aufgeblasene Mons.

Während die Villa gebaut wurde, ging Oline fast jeden Tag auf dem Strandwege spazieren. Da sah sie ihn, und sie legte den Kopf noch weiter in den Nacken und hob sich noch ein wenig höher auf die Zehenspitzen. Und sie war nun sicher, daß Mons dergleichen hier am Strande von Solbö nicht erwartete.

Mons bemerkte das auch ganz richtig. Er stand bei Dagfinn Langenäs, seinem Vorarbeiter. »Wer ist denn das dort?«

Dagfinn kratzt sich auf der Brust und ist etwas verlegen. »Das ist — das Frauenzimmer von Trägebö.«

Mons dreht sich weg und fragt nicht weiter. Und Oline versteht, daß sie ihre Mühe an einen Unwürdigen verschwendet. Er ist ein ausgemachter und vollendeter Idiot, denkt sie. Was Oline zu dieser Erkenntnis brachte, ist nicht zu ergründen. Aber sie fühlt sich dadurch einigermaßen getröstet.

Wenn aber Mons glaubt, mit seiner kleinen Wendung Oline aus seinem Wege gescheucht zu haben, so irrt er. Er kennt Oline nicht.

Oline kommt wieder. Sie kommt fast jeden Tag in einem andern Kleide. Einmal sogar beim schönsten Sonnenschein in einer Khakiwindjacke mit aufgeschlagener Kapuze.

Mons aber denkt ärgerlich: Dieses Frauenzimmer! Hat es denn nichts andres zu tun? Ist das eine Beschäftigung, jeden Tag ein andres Kleid spazierenzuführen?

Nein, Mons versteht sich nicht auf schöne Frauen und die verschleierten Reize der Liebeskünste.

Aber wer nicht nachläßt, gewinnt. Olinens Augenblick kommt.

Ein Pferd wird scheu und rast mit dem Wagen die Straße hinunter, just da Oline an der Villa vorbeigeht. Sie kann sich gar nicht anders retten als durch einen Sprung in den Garten. Und da wäre sie Mons beinahe in die Arme gesunken, das heißt, wenn Mons seine Arme ausgebreitet hätte. Direktor Mons zieht seine Hände aber nicht aus den Taschen und schaut Oline nur von der Seite an.

»Ach, der Schreck!« stöhnt Oline laut atmend und schlägt die Augen zu ihm auf, und sie weiß, daß sie so wirklich hübsch und rührend aussieht. »Wenn ich nur etwas Wasser bekommen könnte.«

»Hol' ihr doch Wasser, Dagfinn.«

Dagfinn geht mit einer Flasche zum Fluß hinunter.

Nun steht man da und wartet. Das Schweigen bedrückt Oline. Es klingt ganz natürlich, wenn sie sagt: »Das wird ein hübsches Haus.«

»Es macht sich,« gibt Mons gleichgültig zu.

»Meine Eltern haben ein ähnliches in der Stadt.«

Da horcht Mons doch ein wenig auf. Die Arbeiter spitzen die Ohren.

»Ja, es steht in Birkelund. Wir haben einen hübschen alten Garten, einen Park kann man schon eher sagen, mit Kastanien und Trauerweiden und Blutbuchen. Der Garten macht viel Arbeit. Wir haben einen Gärtner ...«

Leichter war es, das gescheute Pferd in seiner rasenden Flucht aufzuhalten als Oline in der Schilderung ihres Elternhauses.

Mons schaut sie aus schmalen Augenschlitzen von oben her an. Er glaubt ihr nicht. Oline fühlt sehr wohl, daß er ihr nicht glaubt. In heller Verzweiflung trägt sie noch dicker auf. »In diesem Frühjahr kaufte mein Vater ...«

»Da kommt das Wasser ...« unterbricht sie Mons und geht weg.

Dagfinn streckt ihr die nasse Flasche hin. Doch Oline verspürt keinen Durst mehr und verläßt den Garten. Mons steht unter der Tür und verzieht ein wenig die Lippen. Man kann nicht einmal behaupten, daß er lächelte. Aber Oline ist dadurch beleidigt.

Dort geht sie stolz die Straße hinab. Sie deutet sogar noch von hinten Mons ihre Verachtung an.

Synöve sagte von Oline zu ihren Brüdern: »Nehmt euch vor ihr in acht! Sie hat große Macht über die Männer.«

Die Brüder anerkannten das schweigend. Um diesen verteufelten Mons aber ringt Oline mit allen ihren Reizen und Künsten vergebens. Sie beginnt ihn zu hassen. Ganz im stillen. Aber glühend. Sie fühlt in ihm ihren Widerpart, ihren Gegner und Feind.

Ohne Mons wäre Oline hier am Strande eine leuchtende Sonne. Mons aber verdunkelt mit seinem Reichtum ihren Glanz.

Oline wittert in Mons einen starken Gegner, daher beschließt sie, sich in aller Heimlichkeit auf den Kampf vorzubereiten. Sogleich sieht sie auch den Weg. Einar muß reich werden. Das ist der Weg.

Trägebö kommt ihr jetzt schon weniger vornehm vor als in den ersten Tagen. Einar müßte sich eigentlich viel mehr um die großen Geschäfte kümmern, er, der am Telephon in einer halben Minute fast sechstausend Kronen verdiente.

Gut. Sie wird ihn lenken. Alle diese Menschen hier sind langsam und schwer beweglich. Man muß sie stoßen.

Einar meint zwar, daß sein Onkel mit nichts angefangen und jetzt aus den Zinsen leben könne, ohne eine einzige Spekulation gewagt zu haben. In Einar ist halt noch dickes Blut.

Da lächelt Oline auf ihre Weise. »Wie alt ist denn dein Onkel?«

»Dreiundsechzig.«

»Du mußt also noch fünfunddreißig Jahre arbeiten, um anständig leben zu können. Dann bist auch du ein alter Mann wie dein Onkel und hast nichts mehr von deinem Reichtum. Man muß Geld haben, solange man jung ist. Dann kann man das Leben genießen. Nur dann.«

Diese Wahrheit kommt für Einar überraschend und zugleich überwältigend. Stets hat man in der Familie den reichen Onkel Thomas, der es so weit brachte, gelobt. Onkel Thomas stand über Askeland wie der funkelnde Stern über dem Weihnachtsbaum. Oline stößt den Stern von seinem hohen Platz und zeigt recht klar, daß er nur aus Pappe ist. Ja, Oline ist nicht nur hübsch und angenehm, denkt Einar bewundernd, Oline ist auch klug.

Von Onkel Thomas hat Einar Haus und Geschäft und Warenlager auf Kredit übernommen. In dieser Zeit hat er gegen zehntausend Kronen auf der Hand. Damit kann man noch keine großen Schlachten schlagen. Er muß sich also fürs erste Geld verschaffen.

Da Onkel Thomas kein Geld hergeben will, geht Einar zu Bankdirektor Mons. Mons gibt Geld. Als Einar sein Kontor verläßt, fühlt er sich durch irgend etwas in des Bankdirektors Benehmen gedemütigt.

Aber jetzt hat er dreißigtausend Kronen, und die Sache kann losgehen.

Einar kauft und verkauft. Bald hat er über vierzigtausend Kronen. Und er meint selber, das sei gut gemacht.

Oline ist in letzter Zeit merkwürdig geworden. Sie lobt ihn weniger. Sie freut sich auch weniger über seine Erfolge. Ihre Bewunderung fehlt ihm sehr. Er hat sich an ihre Anteilnahme und an ihr Lob gewöhnt.

Oline ist auch nicht mehr so schmal und schlank wie früher. Der stolze Gang fällt ihr sichtbarlich schwerer. Ja, sie liegt sogar ganze Vormittage im Bett und legt nicht mehr so viel Wert auf ihre Kleidung.

»Was ist denn das mit dir?« fragt Einar ängstlich. »Du wirst doch nicht krank sein?«

»Ja — aber merkst du es denn wirklich nicht, Einar? Hast du denn keine Augen im Kopf?«

Einar hat zwar schon Augen im Kopf. Aber er merkt gar nichts.

»Seid ihr Menschen hier!« jammert Oline und beginnt zu schluchzen. Ihre Schultern beben.

»Was ist denn, Oline? Sag' doch, was es ist.«

Sie sagt es ihm, und ihre Worte treffen ihn wie ein wuchtiger Keulenschlag. Tief sinkt er in den Stuhl zurück und preßt die Hände zusammen. »Ist das wirklich so, Oline? Täuschest du dich nicht?«

»Täuschen? — Du bist komisch.«

Einar sieht in diesem Augenblick nicht weiter imponierend aus. »Was macht man nun?« fragt er hilflos.

Doch da wird Oline zum erstenmal wirklich zornig. Ihre Augen bekommen einen grauen Schimmer, und ihr Kinn springt gleichsam aus dem Gesicht hervor. »Was man machen soll? Das kannst du fragen — du?« Oline verhilft Einar auch zu dieser Erkenntnis.

Es wird ausgemacht, daß Oline in vier Wochen, mit obrigkeitlichen Papieren ausgestattet, wirkliche Herrin auf Trägebö sein wird.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderers Morgen

Meine Hände ruhn am Feuer,
Es löst sich die taube Nacht.
Hinter den Bergen ein neuer,
Ein frommer Morgen erwacht.

Meine Hände falten sich leise,
Es läutet ein weicher Wind.
Es klingt eine seltne Weise,
Als wäre ich wieder Kind.

Ein Liedlein aus Mutters Munde
Zieht über die Nebel daher.
Und die blauen Blumen im Grunde
Wissen von alter Mär.

Und alte, verhaltene Wunde
Blutet sich lächelnd aus.
Ein Liedlein aus Mutters Munde
Sagt mir, ich sei zu Haus.

Meine Hände lösen sich leise,
Greifen nach tiefem Trunk.
Und die Vöglein, zu Gottes Preise,
Singen so jung, so jung.

Es flackert. Die letzte, scheue
Flamme geht stumm zur Ruh.
Morgensonne, die treue,
Küßt meine Wanderschuh.

Ernst Behrends



Die Mönckebergstraße (Aus dem Denkmalarchiv der Denkmal-Schutzbehörde in Hamburg)

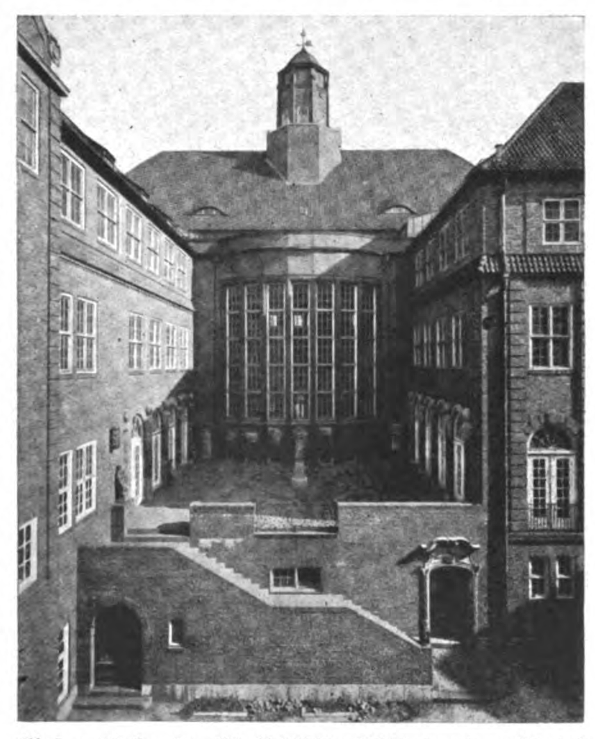
Hamburger Bauten

Von Regierungsbaumeister Karl Dörr (Hamburg)

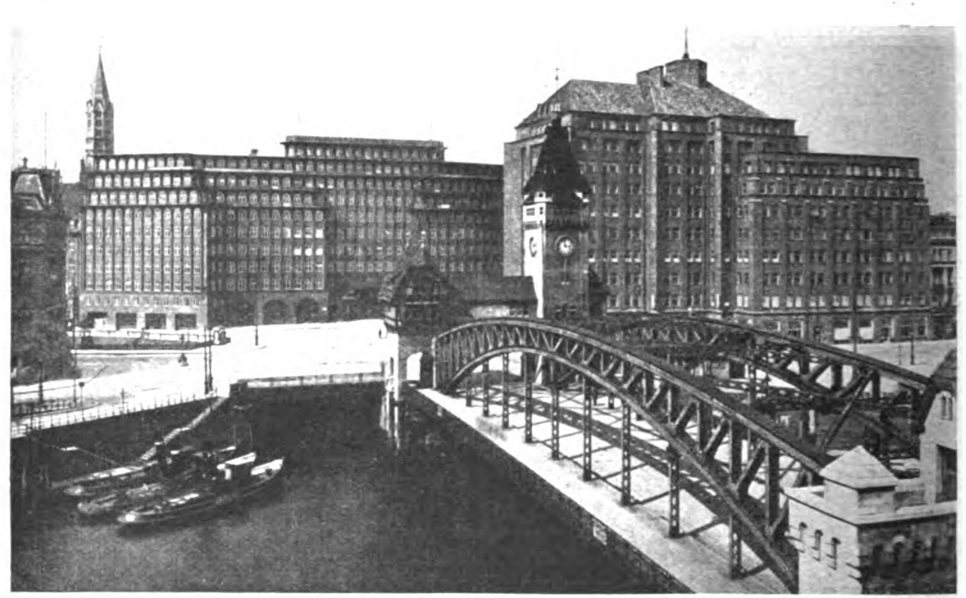
»Wenn Hamburg nicht so gänzlich außerhalb des Horizontes deutscher Fachleute läge, der Wiederaufbau nach dem Brande von 1842 würde heute überall in Deutschland mit Stolz als eine künstlerische Großtat gepriesen werden.« So schrieb einmal Alfred Lichtwark. Gleichgültig, was ihn zu dieser Meinung veranlaßt hat; heute, nach sechzehn Jahren, wird wohl jeder Fachmann erstaunt sein über seine Worte. Denn wer kennt nicht den städtebaulichen Wert der Anlagen um die Binnenalster, den der Kleinen Alster und des Rathausmarktes?

Vieles Gute und Schöne der Stadtplanung jener Zeit, die im wesentlichen das Werk der Architekten Semper und de Chateauneuf war, ist mit Rücksicht auf nötige und unnötige Bedürfnisse mit rauher Hand beseitigt oder so verändert worden, daß man nur noch einen schwachen Hauch aus der klassischen Hamburger Zeit um 1850 verspürt.

Eine notwendige Umgestaltung des Stadtplanes wurde durch die gesundheitlichen Verhältnisse der Wohnviertel in der inneren Stadt veranlaßt. Nach der Choleraepidemie 1892 begann man die Sanierung des winkligen Stadtviertels bei der Michaeliskirche, und um 1909 wurde sie im



Museum für Hamburgische Geschichte: Blick in den oberen Zierhof



Aufn. W. Schäfer, Hamburg

Chile-Haus (links) und Ballin-Haus (rechts)

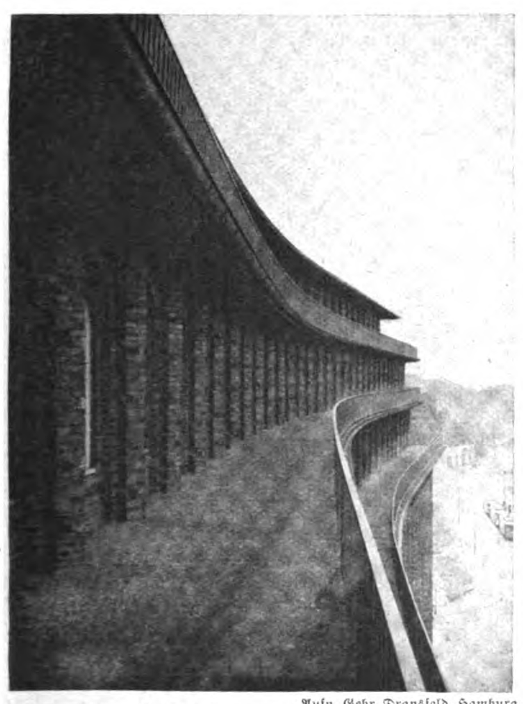
Gebiet der Niedernstraße in Angriff genommen. Der nach Hamburg kommende Fremde hat wohl stets geglaubt, einen Eindruck von dem Leben und Treiben in diesen Gängen und Gassen, in die uns Poperts »Helmut Harringa« führt, mit nach Hause nehmen zu müssen. Auch mancher Künstler wird die Beseitigung der malerischen Höfe, der reizvollen Fachwerkbauten und Giebel bedauern.

Aber das besonders zu Beginn dieses Jahrhunderts gigantisch wachsende Leben unsrer größten Hafenstadt stellte Anforderungen, die wenig Rücksicht auf Beschaulichkeit und Überlieferungen aufkommen ließen.

Der Hauptbahnhof entstand, die Hoch- und Untergrundbahn wurde geschaffen, und an Stelle der engen Gassen legte man eine breite Ver-



Stadthalle im Hamburger Stadtpark. Arch.: Prof. Fritz Schumacher



Aufn. Gebr. Dransfeld, Hamburg

Chile-Haus: Staffelblick

bindung vom Hauptbahnhof zum Stadtkern, die Mönckebergstraße (Abbild. S. 367 oben).

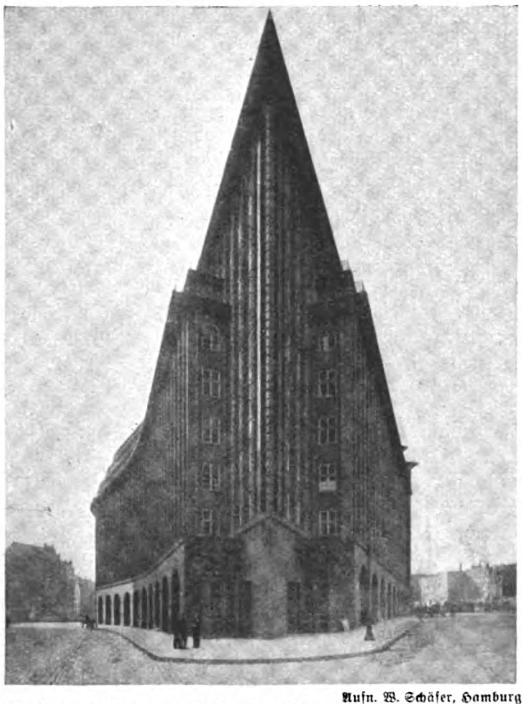
Die Wirkung des Stadtbildes ist von dem harmonischen Zusammenklingen der Architektur der Bauwerke mit dem Straßen- und Platzbild abhängig. Wenn hier auch im wesentlichen von den Hamburger Bauten in der Nachkriegszeit gesprochen werden soll, so darf doch die Mönckebergstraße, die 1910—12 entstanden ist, nicht unerwähnt bleiben; denn sie ragt sowohl verkehrstechnisch als auch architektonisch aus dem Rahmen des Alltäglichen heraus. In bewußter Abkehr von dem althergebrachten Typ der Vereinigung von Geschäftshaus und Wohnhaus ist in der Vorkriegszeit hier das **Kontorhaus** zu einem gewissen Höhepunkt der Entwicklung gekommen.

Die Forderung nach Licht, Luft und Raumausnutzung führte zu der aufgelösten Bauweise. Ein Gerippe aus Eisenbetonstützen und -balken mit dazwischengespannten Decken bestimmt in der modernen Großstadt den Aufbau des Geschäftshauses und hat das Vertikalsystem der Linien im Gefolge.

Auf dem Bilde sieht man links das »Klöpperhaus« von Fritz Höger. Rechts tritt der »Barkhof« von Franz Bach mit seiner Werksteinfassade hervor. Franz Bach hat in der Vorkriegszeit in der Ausbildung und Entwicklung des Kontor- und Geschäftshauses eine führende Rolle gespielt; die »Klosterburg«, das »Semper-Haus«, der »Domhof«, die »Hanse« und viele andre sind durch ihn entstanden. Im Gebiet der Mönckebergstraße sind die Fassaden des »Roland-Hauses«, von Karstadt, des »Südsee«- und »Levante-Hauses« Schöpfungen des Architekten C. C. Bensel, der hervorragenden Anteil an der architektonischen Ausgestaltung dieser Hauptstraße hat.

Viele Interessengegensätze waren bei der Bebauung der aufgeschlossenen Grundstücke auszugleichen. Die vom Staat eingesetzte Kommission hat es trefflich verstanden, Ruhe in die Gliederung der Fassaden, in die Dachausbildungen zu bringen, eine Anpassung an bestehende Bauten wie die Petrikirche durchzusetzen, die Wahl des Baumaterials, Backstein oder Werkstein, so zu beeinflussen, daß harmonische und gesteigerte Wirkungen erzielt wurden. Kurzum, die Mönckebergstraße ist ein Dokument der Architektursprache der Zeit um 1910—12.

Da kam der Krieg. Wieviel Absichten und vorwärtsstrebende Gedanken wurden zu Grabe getragen, und wieviel neue und große Ideen und freie Auffassungen sind hervorgewachsen aus der ruhelosen Ruhezeit! Die Verfolgung des städtebaulichen Werkes in



Aufn. W. Schäfer, Hamburg

Spitzenansicht des Chile-Hauses. Arch.: Fritz Höger


Aufn. Gebr. Dransfeld, Hamburg
Ballin-Haus. Arch.: Hans und Oskar Gerson

Hamburg, das auf diesem Gebiete in Oberbaudirektor Prof. Fritz Schumacher im Jahre 1909 einen überragenden Führer erhalten hatte, mußte notgedrungen ruhen. Die private Bautätigkeit war aus bekannten Gründen fast gänzlich unterbunden. Nur der Staat hat während des Krieges in beschränktem Maße Neubauten zu Ende geführt oder wenigstens im Rohbau fertiggestellt. Nach dem Kriege aber und besonders in der Inflationszeit war er völlig behindert, während das Privatkapital sich der jeweiligen Lage eher anzupassen vermochte und seit jenen Jahren am Werke ist, mit hanseatischem Wagemut Kontor- und Betriebsräume zu schaffen.

Im Hauptsanierungsgebiet entstanden dicht beieinander das »Chile-Haus« und das »Ballin-Haus« (Abbild. S. 368 oben). Was Fritz Höger in dem »Chile-Haus« (Bauherr Henry Slomann) geschaffen hat, ist wert, daß es weit über die Grenzen Hamburgs bekannt wird. Eine Verbindung mit den alten Baustilen kommt hier nicht in Frage, das »Chile-Haus« wird stets ein Beispiel für das Bauen in der Zeit um 1923—24 sein.

Das Kolossalgebäude steht auf zwei Grundstücken links und rechts der Fischertwiete, die zweimal überbaut wurde. Die Grundstückgröße beträgt damit rund 6000 Quadratmeter, und das Bauwerk hat insgesamt 36 000 Quadratmeter vermietbare Grundfläche.

Das Profil des Hauses ist oberhalb der 24 Meter Fronthöhe im Neigungswinkel von 67 Grad zurückgestaffelt. Über den größten Teil des Hauses ziehen sich drei Staffeln (Abbild. S. 369 oben) hin, und am Meßberg ist als Bekrönung des Hafentores noch die vierte Staffel aufgesetzt.

Da der Hamburger Boden vielfach erst in tiefliegenden Schichten für große Lasten tragfähig ist, ruht ein beträchtlicher Teil der Häuser auf tief eingerammten Pfählen. Für das Chile-Haus sind 18 000 laufende Meter Eisenbetonpfähle benötigt worden. Vom fünften Stock an bis zum vierten Staffelgeschoß sind die Eisenbetondecken jeweils mit einem Meter Ausladung über die Außenfrontwände überkragt, wodurch die Staffelgesimse entstehen. Der Bau hat rund 2600 Fenster von gleichem Maße. Die Vormauerung ist


Aufn. Gebr. Dransfeld, Hamburg
Thalia-Hof. Arch.: Hans und Oskar Gerson



Aufn. Gebr. Dransfeld, Hamburg
Verwaltungsgebäude der Firma Rudolph Karstadt A.-G.
Arch.: Philipp Schäfer

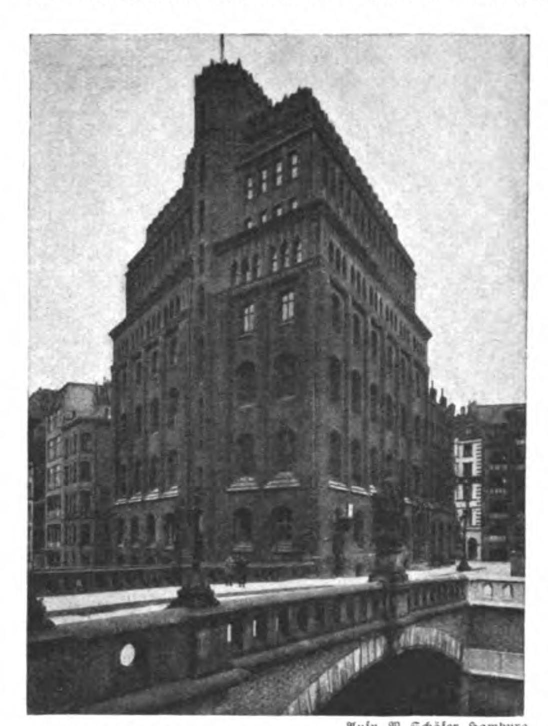
in Oldenburger Klinkern ausgeführt, und gerade die Art dieses Materials ergibt eine besondere Wirkung des Hauses. Es sind Klinkersteine dritter Qualität, schlecht gebrannt oder verbrannt, von verschiedenem Aussehen; reichlich viel Musterungen sind angebracht. Dadurch entstehen Spiegel- und Reflexwirkungen, die Leben in die Fassade bringen. Wie man schon aus der Spitzenansicht (Abbild. S. 369 unten) sehen kann, ist auch die Klinkerkeramik und die Plastik (von Bildhauer Kuöhl) in reichem Maße zur Geltung gekommen.

Gegenüber dem Chile-Haus entstand 1922—24 das Ballin-Haus; die A.-G. für In- und Auslandunternehmungen ist der Bauherr. Das Grundstück ist vom Staat auf fünfzig Jahre verpachtet, nach deren Ablauf das Haus ohne Entschädigung in den Besitz des Staates übergeht. Die Architekten Gebrüder Gerson zeigen die durch die Konstruktion bedingte vertikale Gliederung nicht allzu deutlich, sie erstreben mehr eine Flächenwirkung. Das Haus besteht aus einem mittleren Hochbau und zwei niedrigeren Seitenflügeln, der mittlere Teil steht frei und konnte ohne Rücksicht auf den Lichteinfallwinkel höher als die Seitenflügel geführt werden. Das Dach des Hauptbaues auf dem zurückgesetzten obersten Geschoß wirkt durchaus harmonisch zu dem flachen Dach des nahen Chile-Hauses. Die gerundet hervortretenden Lisenen betonen die Richtung zum Meßberg; für diese Lisenen hat der Bildhauer Ludwig Kunstmann überlebensgroße Figuren geschaffen, die in stilistischer Art die menschlichen Temperamente darstellen.

Das Haus ruht auf rund 14000 laufenden Metern Holzpfählen und hat 15000 Quadratmeter Nutzfläche. Interessant ist die Gegenüberstellung der Spitzenansicht des Chile-Hauses mit den himmelhochstrebenden Linien zu der des Ballin-Hauses (Abbildung S. 370 oben), mit der aus dem freien Platz emporwachsenden Fläche.

Fast gleichzeitig mit dem Ballin-Haus haben die Gebrüder Gerson den »Thalia-Hof« (Abbildung S. 370 unten) für die Firma M. M. Warburg gegenüber dem Thalia-Theater errichtet. Auch bei diesem Bauwerk hebt die Verkleidung mit Backsteinen die Wirkung des Hausblockes. Hier zeigt sich ebenfalls die geringe Be-

Aufn. Gebr. Dransfeld, Hamburg
Montan-Hof. Arch.: Distel und Grubitz


Aufn. W. Schäfer, Hamburg

Patriotisches Gebäude. Arch.: Klophaus und Schoch

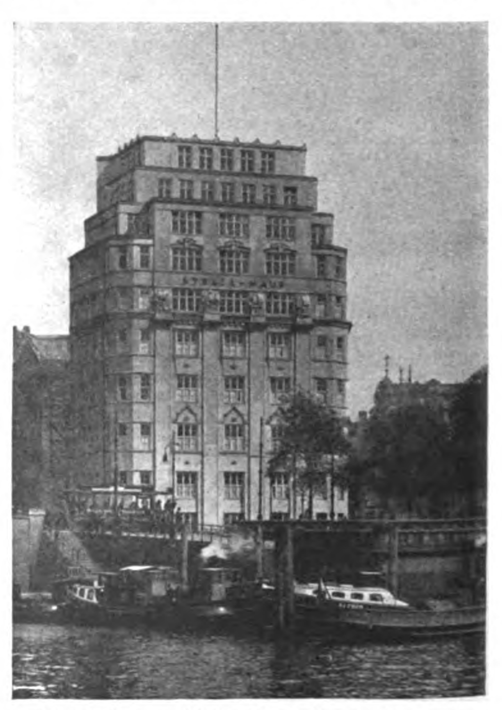
(Abbild. S. 371 unten). Die Komposition der Architekten Distel und Grubitz ist ein Summieren der Erfahrungen und bewährten Ideen aus den letzten Jahren des Kontorhausbaues. Hier wird dem Beschauer deutlich vor Augen geführt, wie eine baupolizeiliche Forderung nach Licht und Luft in den Straßen durch die Geschoßstaffelung eine Architekturform hervorgebracht hat, die eine hamburgische Eigenart geworden ist. An die Stelle der Bekrönung eines Hausblockes mit dem Dach ist der Abschluß durch die Staffelgeschosse getreten, die den oft nutzlosen Dachraum vermeiden.

Die weitere Betrachtung soll zunächst einmal den Aufstockungen und Umbauten gewidmet sein. In erster Linie fesselt der Umbau des Patriotischen Gebäudes für den Überseeklub (Abbild. S. 372 oben). Für diejenigen, die es noch nicht wissen sollten — viele Hamburger wissen es nicht, ebenso wie viele Hamburger den bezaubernden Blick von dem Turm der Michaeliskirche noch nicht genossen haben —, sei hier vermerkt: Mitte des 13. Jahrhunderts wurde an dieser Stelle für die Alt- und Neustadt ein gemeinsames Rathaus errichtet. Bei dem großen Brande vom Jahre 1842 hat man einen Teil davon gesprengt, um das Feuer aufzuhalten, leider ohne rechten Erfolg.

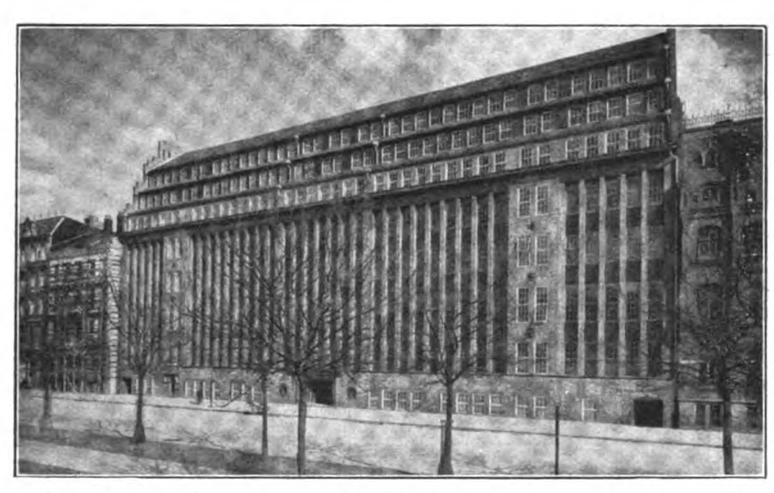
tonung der vertikalen Linie. Auch hier tritt ein Gesims nicht sonderlich hervor, auch hier hilft eine stilistische Plastik von Ludwig Kunstmann, ein Pferd, die Wirkung der Pfeiler steigern. Der Hauptaufgang windet sich als eine Wendeltreppe um eine Durchsicht empor. Wer das Monumentale einer solchen Treppenlösung und die Raumwirkung bewundern will, bemühe sich jedoch zum Ballin-Haus, wo bei 50 Meter Gesamthöhe der Eindruck in verstärktem Maße in die Erscheinung tritt.

In der Steinstraße hat die Rudolph-Karstadt-A.-G. ein Verwaltungs- und Lagergebäude errichtet. Der konstruktive Aufbau des Hauses ist der bei den Kontorhäusern übliche, was auch in dieser Fassade die Betonung der vertikalen Linie zur Folge hat. Die Hauptfront (Abbild. S. 371 oben) ist mit Muschelkalk, die Front nach der Bugenhagenstraße in Oldenburger Klinkern unter Verwendung von Werksteingurten verkleidet. Die bebaute Fläche beträgt 4530 Quadratmeter. Die Mittelpartie in der Steinstraße ist durch Massenhäufung betont, und die Wirkung des Portals ist durch dekorativen Schmuck erhöht. Der Entwurf entstammt dem eignen Bureau der Firma und ist ausgeführt von dem Chefarchitekten Philipp Schäfer.

Noch ein neues Kontorhaus in dem Sanierungsviertel soll Erwähnung finden, der Montan-Hof der Firma Dobbertin & Co.

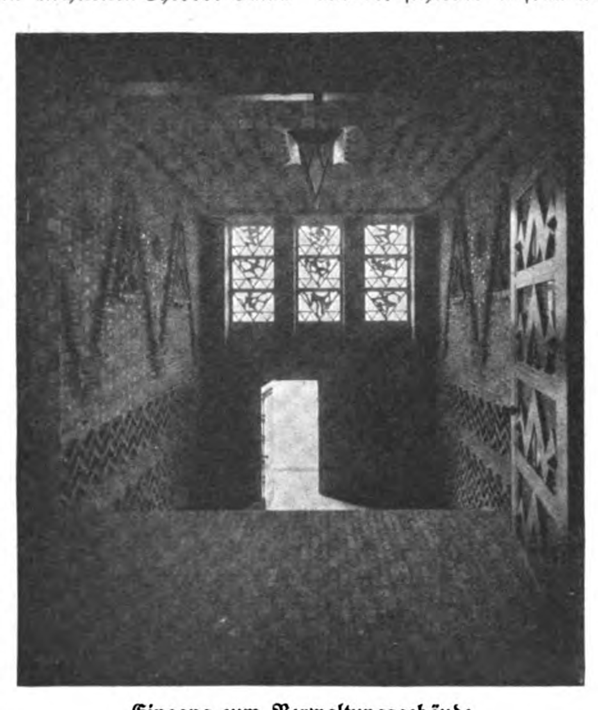


Stella-Haus. Arch.: Zauleck und Hormann



Verwaltungsgebäude des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes
Arch.: Schopp und Vortmann

Die Hamburgische Gesellschaft zur »Beförderung der Manufakturen, Künste und nützlichen Gewerbe«, die Patriotische Gesellschaft, ließ 1845—46 durch den Architekten Theodor Bülau einen Umbau ausführen. Es entstand nach englischen Motiven ein einfacher »festungsähnlicher« Backsteinbau. Die Bürgerschaft hat bis zur Fertigstellung des neuen Rathauses ihre Versammlungen in dem Festsaale abgehalten.

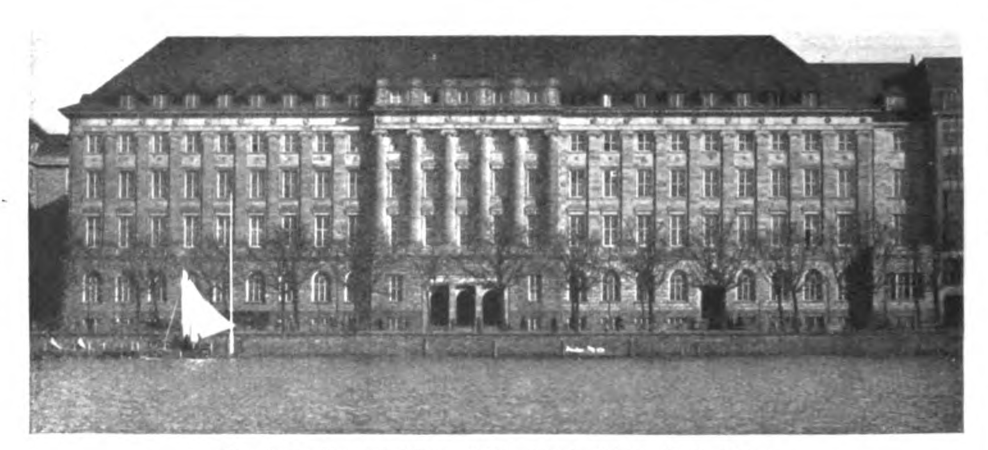


Eingang zum Verwaltungsgebäude
des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes

Bei der jetzigen Aufstockung scheuten die Architekten Klophaus und Schoch nicht die Mühe der Beschaffung der gleichen schönen handgestrichenen, braunroten Backsteine, um gerade deren prächtige Wirkung einheitlich zu erhalten. Mit Rücksicht auf die schlechte Tragfähigkeit der Fundamente blieb der auf dem Bilde nicht sichtbare östliche Teil, wo sich der Saal befindet, ohne Aufstockung, und der sichtbare Aufbau wurde, getrennt vom Altbau, auf elf Stück 28 Meter hohe Eisensäulen gestellt.

An dem Bilde (Blick von der Trostbrücke her) mag der Leser selbst beurteilen, wie es die Architekten verstanden haben, durch Anpassung die Erinnerung an vergangene Zeiten nicht zu stören und moderne architektonische Hilfsmittel und Auffassungen wirkungsvoll anzubringen.

Am Schaartor beim Baumwall erhebt sich das Stella-Haus (Abbild. S. 372 unten). Es ist das erste Hochhaus in Hamburg, das die

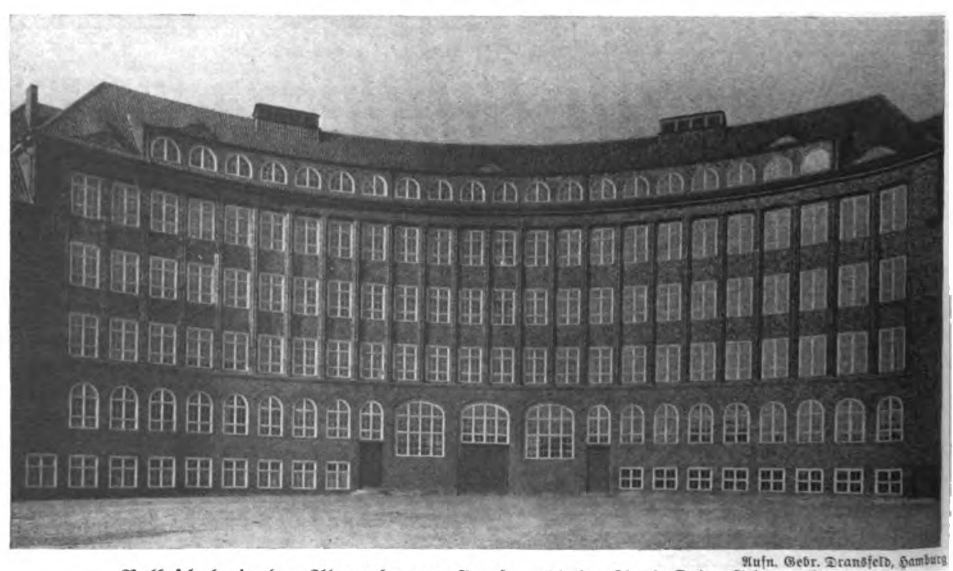


Hamburg-Amerika-Linie, Alsterfront. Arch.: Fritz Höger

dreimalige Staffelung der oberen Geschosse bei der Aufstockung von fünf neuen Geschossen auf die vorhandenen fünf alten gebracht hat. Die künstlerische Gestaltung des Äußeren und Inneren war den Architekten Zauleck und Hormann übertragen. Das Bauwerk hat eine Putzfassade, es steht fast vollkommen frei, und seine harmonische Masse beherrscht diesen reizvollen Teil am sogenannten Binnenhafen. Auch hier ruhen die fünf neuen Geschosse unabhängig auf eisernen bis zum Baugrund geführten Säulen.

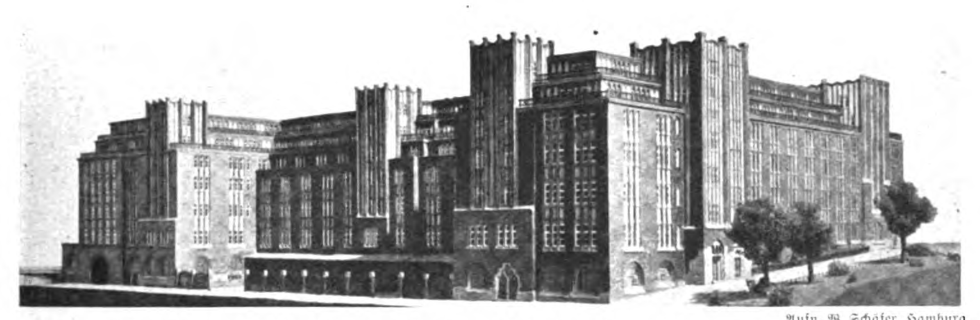
In den Jahren 1920—22 wurde durch die Architekten Schopp und Vortmann das Verwaltungsgebäude des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes am Holstenwall umgebaut (Abbild. S. 373 oben). Unter Aufrechterhaltung des Betriebes ist die neue Fassade, die Aufstockung von vier Geschossen und ein teilweiser innerer Ausbau geschaffen worden. Man sieht wieder die Fläche eines Geschoßsockels, die senkrechten Linien mit den kleinen Fensterflächen, dazu die horizontalen Linien der Staffeln. Die senkrechten Linien fallen dadurch besonders ins Auge, daß die Fenster stark zurücktreten.

Der Eingang ist absichtlich niedrig und wagerecht gehalten, damit Höhe und Senkrechte betont werden. Sehenswert ist besonders in der



Aufn. Gebr. Dransfeld, Hamburg

Volksschule in der Ahrensburger Straße. Arch.: Prof. Fritz Schumacher



Aufn. W. Schäfer, Hamburg

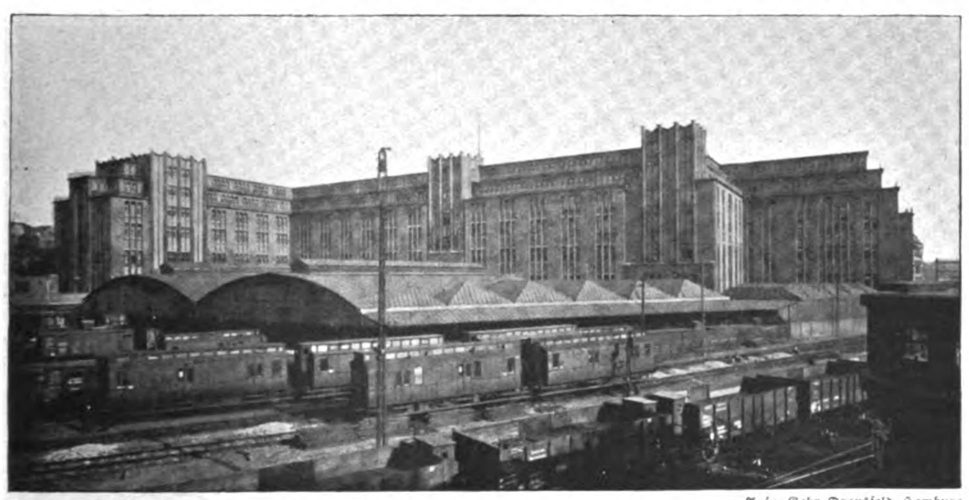
Umbau und Aufstockung des Postamts I in Hamburg, Front Hühnerposten

Eingangshalle (Abbild. S. 373 unten) die hervorragende Art, wie der Architekt den Ziegelstein zu Ehren gebracht hat. Die Treppenwangen sind Formziegel, die vor dem Brande geklopft sind, die Köpfe und Figuren hat man aus Klinkern hergestellt, die Treppenstufen und die Wände sind aus Backstein. Der Reliefschmuck aus behauenem Backstein stellt Motive aus deutschen Märchen dar. Mit Absicht läßt der Architekt immer und immer wieder das Dreieckmotiv in dem belebenden Schmuck hervortreten.

Man sollte also die Bewunderung nicht allein den Fassaden und Baumassen angedeihen lassen, sondern sich auch die Eingangshallen, die innere Raumaufteilung und -ausbildung ansehen. Die Kontorhäuser der letzten fünfzehn Jahre zeigen in der Hauptsache Hallen mit Verkleidungen aus Marmor, Fliesen oder Steinzeug. Hervorgehoben werden muß eine der wenigen Hallen, die anklingend an den Charakter des alten Hamburger Patrizierhauses eine Holzvertäfelung mit reichem figürlichem Schmuck aufweist. Sie befindet sich im Thomas-Haus, das nach den Plänen von Zauleck und Hormann umgebaut worden ist.

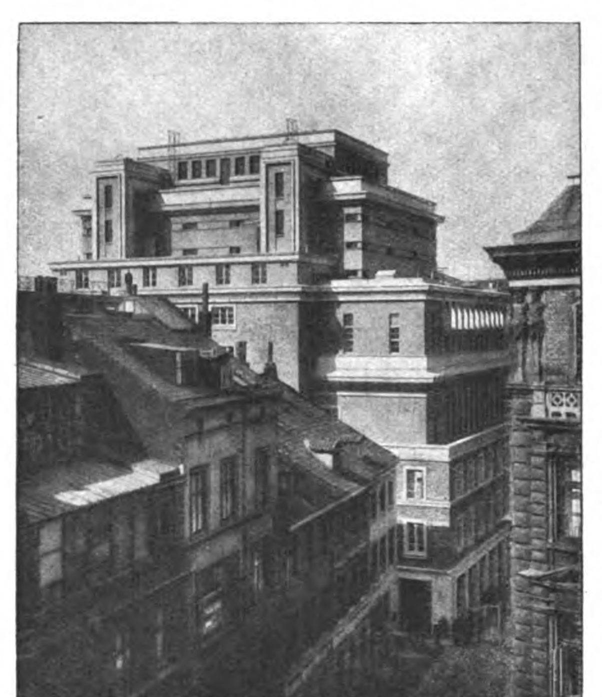
Zu den Umbauten gehört auch das Verwaltungsgebäude der Hapag (Abbildung S. 374 oben). Der Entwurf von Fritz Höger erhielt bei einem Wettbewerb im Jahre 1912 den ersten Preis. Die beabsichtigte Bekrönung des Gebäudes mit einem Turm ist bei der Ausführung im Jahre 1920 weggefallen. Im Hinblick auf die Lage an der Binnenalster sind bei der Ausführung viele Rücksichten auf das Stadtbild maßgebend gewesen. An den alten Teil rechts ist vom Mittelstück ab nach links ein neuer Teil angesetzt, die alte Fassade ist dem neuen Teil angepaßt worden, alles in Oberkirchner Sandstein.

Der in der Zeit der Inflation bescheidene Umfang der Bautätigkeit der Behörden nahm mit der Festigung der Währung wieder zu. Die Post hat uns durch große Bauwerke mit moderner architektonischer Auffassung überrascht und plant noch große, den gesteigerten Bedürf-



Aufn. Gebr. Dransfeld, Hamburg

Das Postamt I nach dem Umbau, Bahnseite



Aufn. L. Meyer, Hamburg

Hamburger Stadttheater. Bühnenhaus, gesehen von der Kreuzung der Kolonnaden und der Großen Theaterstraße
Arch.: Distel und Grubitz

nissen entsprechende Anlagen. Wir zeigen den Umbau des Postgebäude am Hauptbahnhof (Abbildung S. 375) nach den Plänen der Postverwaltung. Auf drei vorhandene Stockwerke wurden vier Geschosse aufgesetzt, die zum Teil gestaffelt sind. Das neue Gebäude hat 23 700 Quadratmeter Nutzfläche an Stelle von 11 300 Quadratmeter benutzbarer Fläche des alten Zustandes. Die Art, wie die neugotischen Bauformen des um 1900 errichteten Posthauses mit dem Aufbau zu einer modernen Formensprache verschmolzen sind, wirkt sehr befriedigend.

Bei Gelegenheit eines Wettbewerbes ist einmal der Gedanke hervorgetreten, das Bahnhofgelände räumlich als einen Platz aufzufassen, der von der Bahnhofhalle, dem Kunstgewerbemuseum, der Post, der Blumenhalle und den Gebäuden am Steintorwall umgrenzt ist. In diesem Sinne hat also die Post vorteilhaft mitgewirkt, das Stadtbild am Hauptbahnhof zu verbessern.

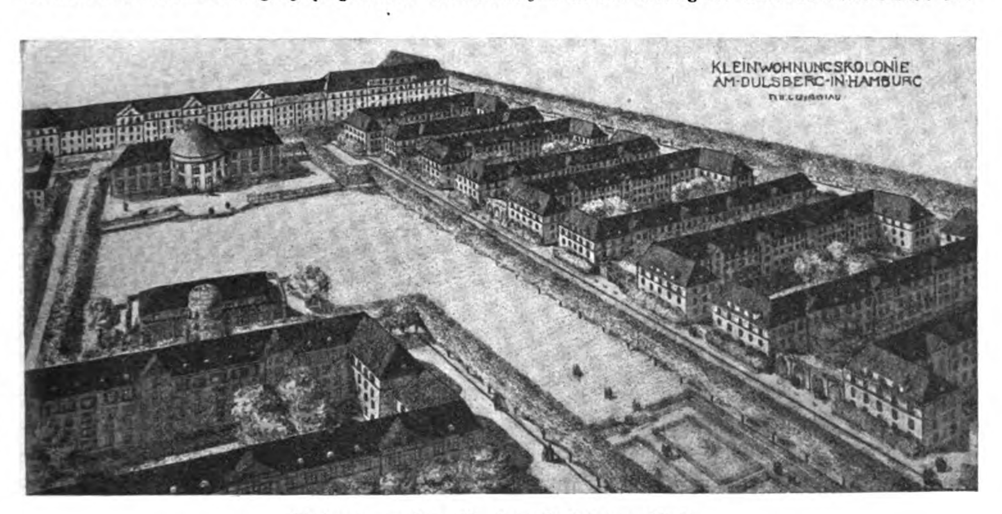
Das Stadttheater, vielmehr das Bühnenhaus, seit längerer Zeit in baulicher Beziehung ein Schmerzenskind, ist durch die Architekten Distel und Grubitz umgebaut worden. Die Architektursprache ist hier an die Bedürfnisse des Bühnenbetriebes gebunden gewesen, und der neue Teil mußte mit der stehenbleibenden Hauptfassade, die von Schinkel stammt, in Einklang gebracht werden. Im wesentlichen wirken die aus der Enge herauswachsenden Massen (Abbild. S. 376 oben).

Von den in der Nachkriegszeit fertiggestellten Schumacherschen staatlichen Bauten sehen wir in der Abbildung S. 374 unten die Schule in der Ahrensburger Straße. Die Hauptfront ist gekrümmt und gibt durch Symmetrie und durch eigentümliche Schattenwirkung ein besonders vorteilhaftes Bild. Als Verblendung sind braunrote Oldenburger Klinker verwendet. Die Turnhalle ist von rückwärts her in den Gebäudekörper hineingeschoben.

Der Blick in den oberen Zierhof (Abbild. S. 367 unten) zeigt einen besonders reizvollen Teil des Museums für Hamburgische Geschichte. Prof. Schumacher hat in diesem Bauwerk einen Museumtyp geschaffen,



Hamburger Stadttheater (Entwurf des Opernhauses)



Bebauungsplan für das Dulsberggelände

bei dem die Räume je nach Bedarf dem Zweck angepaßt oder aber neutral gehalten sind. Der Architekt hat einzelne alte Bauteile, z. B. vom alten Rathaus, meisterhaft in die Gebäudefassade eingefügt. Wer es beobachtet hat, wie vollendet der Bau sich dem Landschaftsbild an den baumbestandenen Wallanlagen anpaßt, wird den Anblick lange in Erinnerung behalten.

Die Stadthalle (Abbild. S. 368 unten) endlich, das dritte hier angeführte staatliche Bauwerk, ist der südöstliche Abschluß in der Achse des Hamburger Stadtparkes, die im Nordwesten mit einem monumentalen Wasserturm beginnt. Dieser neue Stadtpark im Zuge des Alstergeländes ist wohl das erste große Werk des Hamburger Städtebaues, bei dem sich das mit dem Erscheinen Schumachers in Hamburg wieder begonnene gemeinsame Schaffen von Ingenieur und Architekt auswirkt. Eine wahre Erholungsstätte für die in das Häusermeer der Großstadt eingepferchten Menschen ist hier entstanden. Das Bauwerk selbst muß man auf sich wirken lassen, Worte vermögen den überwältigenden Gesamteindruck nicht wiederzugeben.

In diesem Zusammenhang ist es angebracht, in dem Bilde S. 377 einen kleinen Ausschnitt aus der rastlosen Tätigkeit Prof. Schumachers zur Verbesserung des Stadtbildes zu geben: ein Schaubild, das sich auf die Neugestaltung des Bebauungsplanes für das Dulsberg-Gelände bezieht. Das Gebiet gruppiert sich um die Dehnheide, eine Ausfallstraße nach Wandsbek hin. Früher rechnete man dort mit der Ansiedlung von Industrie. Dieser Gedanke wurde nicht verwirklicht, und demgemäß erfolgte die Umarbeitung des alten Planes im Sinne einer Wohnbebauung. »Die Vorteile dieser Anlage liegen in den vergrößerten Grünflächen, einem heimlicheren Charakter des Wohntyps, einem geringeren Aufwand von Pflasterfläche, Durchlüftbarkeit aller Baugebilde und einer Zerlegung der Baumassen in villenartig wirkende Hauskörper trotz der guten Frontausnutzung.« So sagt Prof. Schumacher selbst. Die rechts und im Vordergrund sichtbaren Blöcke sind vom Staate als Kleinwohnungskolonie ausgebaut.

Inzwischen gehen noch verschiedene große Bauwerke ihrer Vollendung entgegen. Insbesondere ist das Dienstgebäude der Finanzdeputation am Gänsemarkt zu erwähnen. Von Schumacher hervorragend gestaltet, ist es an nutzbarer Fläche größer als das Rathaus.

Die Auswahl der gezeigten Bilder mag dazu beitragen, die gebührende Wertschätzung der jüngsten Hamburger künstlerischen und praktischen Leistungen hervorzurufen. Wie man sieht, sind viele Kräfte am Werke, Hamburg ein seiner Bedeutung als größte deutsche Hafenstadt entsprechendes architektonisches Aussehen zu geben.

Gartenkonzert in der Orangerie

Melodien überrauschend.
Der Kapelle Schwarz und Glanz.
Weiße Köpfe atemlauschend.
Steile Lampen. Mückentanz.

Weißes Haus und Türenbogen.
Manchmal lächelt eine Frau.
Fernen, sterngoldüberzogen;
Und der Bäume Nächteblau.

Geigen schweigen. Dann Gewühle.
Linde Winde werden matt.
Durch verlaßne Abendkühle
Hastet noch ein letztes Blatt.

Fritz Hagemann

Ein Haus der Völker

Von Regierungsrat E. Hylla (z. Zt. Neuyork)

Der Deutsche, der in Neuyork, etwa am Pier der Hamburg-Amerika-Linie oder des Norddeutschen Lloyd, das nordamerikanische Festland betritt, und der nach Erledigung der Einlaß- und Zollformalitäten den Pier verläßt, findet sich in einer Gegend der Riesenstadt, deren Anblick ihn schwerlich unerschüttert läßt. Es ist die elfte oder zwölfte jener großen Straßen, die den Hauptteil der Weltstadt in nord-südlicher Richtung durchziehen, und gewiß nicht eine der schönsten. Der Rauch zahlloser Essen in der Nachbarschaft, der unaufhörliche Lärm, die mit Benzindunst geschwängerte Luft, die Regellosigkeit der Bebauung, der Wechsel von zwölf- und fünfzehnstöckigen Häusern mit verfallenen Holzbaracken, durch deren zerschlagene Fensterscheiben das Elend herauslugt, das wüste Durcheinander der Baustellen und — last not least! — die die Straßen überall bedeckenden und nicht verschönernden Fetzen der riesenhaften und in ungeheurer Menge gedruckten und weggeworfenen Zeitungen: das alles gibt ein Bild, das dem Ankömmling auch dann eine gewisse Beklemmung verursacht, wenn er den besten Willen hat, nicht europäische Maßstäbe anzulegen, sondern diese Stadt als das ganz und gar einzigartige Gebilde zu nehmen, das sie nach ihrer Geschichte, ihrer Größe und ihrer Bedeutung tatsächlich ist.

Wenn man aber der zwölften Avenue nach Norden folgt, so ändert sich das Bild sehr bald. Pier und Schornsteine werden seltener; ein zunächst schmaler, bald sich verbreiternder Streifen von Anlagen erscheint, und die Straße geht über in eine der schönsten und anziehendsten der Weltstadt, in die Riverside Drive, die sich auf dem etwas erhöhten linken Ufer des Hudson dahinzieht, von zahllosen Autos und Autobussen belebt. Man genießt von ihr aus einen prächtigen Blick über den majestätischen Hudson nach dem steilen Felsenufer von Neujersey hin. Zur vollen Schönheit entwickelt sich dieser Uferparkweg etwa in der Höhe der 125. Straße — die »Straßen« schneiden die von Norden nach Süden verlaufenden »Avenuen« rechtwinklig und werden von Süden nach Norden gezählt —, und dort wird der Blick durch zwei mächtige Gebäude angezogen: das eine ein hoher, schöner Kuppelbau, nahe am Flusse gelegen, das andre ein gewaltiger würfelförmiger Block mit zwei vorspringenden rechteckigen Eckpfeilern und zwei niedrigen viereckigen Türmen, zwölf Stockwerke hoch und mit seinen Fenstern teils nach dem Süden und Osten, auf das Häusermeer der Stadt, teils nach Westen und Norden über den Hudson hinblickend. Das erste ist das Grabmal des Generals Grant, der im amerikanischen Bürgerkriege zwischen den Nord- und den Südstaaten (1861—65) mit den Heeren der gegen die Sklaverei kämpfenden Nordstaaten große Erfolge errungen hat, und dessen sterbliche Reste seinem Wunsche gemäß hier in einem der schönsten Teile Neuyorks beigesetzt wurden. Das andre aber ist »International House«, ein gewaltiges Klubhaus und Heim, das sich dem Ausländer, insbesondere dem Künstler, dem Gelehrten und dem Studierenden, bereitwillig öffnet, das ihm in den brausenden Wogen der Weltstadt eine sichere Zuflucht gewährt.

Ziele und Arbeit dieses »Hauses der Völker« sind wenig bekannt, weit weniger jedenfalls, als es ihrer Bedeutung entspricht. Es ist zudem eine der bezeichnendsten Schöpfungen amerikanischen Geistes und amerikanischer Tatkraft. Beide Gründe rechtfertigen es, an dieser Stelle von dem Hause und dem Leben darin ein wenig zu erzählen.

Das Haus ist zwar einfach, aber mit gutem Geschmack eingerichtet. Der Ankömmling betritt zunächst die Haupthalle, in der er zu jeder Tageszeit plaudernde Gruppen beobachten kann. Sie sammeln sich im Winter um den mächtigen Kamin, im Sommer mehr auf den nach Süden offenen Balkonen. Will er im Hause Wohnung nehmen, so wird man ihm eins der zwar sehr schlichten und einfachen, aber recht praktisch ausgestatteten hellen und luftigen Arbeits- und Schlafzimmer anweisen, die alle mit elektrischem Licht, Heizung, Fernsprechanschluß versehen und durch den Fahrstuhl leicht erreichbar sind, auch wenn sie im neunten oder zehnten Stockwerk oder — in den Türmen — noch höher liegen. Betritt er dies sein Zimmer, so erblickt er auf dem Bücherbrett sogleich etwas, was den Geist des Hauses deutlich kennzeichnet: ein Buch mit dem Titel »Auswahl aus sechs großen Religionen«, das aus Mitteln der Carnegie-Korporation von Neuyork für jedes Zimmer beschafft worden ist. Hier finden sich die Sprüche des Konfuzius neben den Psalmen, das Lukas-Evangelium, die Apostelgeschichte, die beiden Korintherbriefe des Paulus und eine Auswahl der besten christlichen Kirchenlieder aller Zeiten und der verschiedenen christlichen Konfessionen neben der Bhagavad-Gita, buddhistische Schriften neben Kapiteln aus dem Koran. Bade- und Waschräume mit heißem und kaltem Wasser zu jeder Tageszeit fehlen selbstverständlich nicht. Geselligen Zwecken aller Art dienen außer der erwähnten Eingangshalle und einem für tausend Personen ausreichenden schönen Versammlungssaal ein Gesellschaftsraum für Herren, ein entsprechender für Damen, ein behaglicher »Home Room«, in dem beide Geschlechter aus und ein gehen, in dem Empfänge und Tees veranstaltet werden und der bei den wöchentlichen »Sing-

sangstunden« von Liedern aller Völker der Erde widerhallt. Eine Turnhalle, ein Schwimmbad und in unmittelbarer Nähe des Hauses gelegene Tennisplätze laden ein zu Sport und Spiel. In den heißen Sommernächten gewährt das Dach einen angenehmen, kühlen und vom Straßenstaub nicht erreichten Aufenthalt. Hier schweift der Blick weithin über die von Millionen von Lichtern belebten Dächer der Riesenstadt, bei sichtigem Wetter zuweilen ein Bild von unbeschreiblicher Schönheit. Aus Anlaß der hundertsten Wiederkehr des Tages der »Vermählung der Gewässer«, der Eröffnung des Erie-Kanals, in einer milden, weichen Spätsommernacht wurde von einer in majestätischer Ruhe auf dem Hudson dahingleitenden Bootsflottille ein Feuerwerk veranstaltet, das ich vom Dache dieses Hauses beobachten konnte; der Anblick, der sich mir dabei bot, gehört zu meinen schönsten Erinnerungen.

Kleinere Räume dienen der Zusammenkunft der einzelnen Nationen und der Vorbereitung »nationaler Abende«, in denen etwa eine Volksgruppe die Mitglieder des Hauses einlädt und durch Lied und Vortrag, durch Spiel und Tanz von heimischem Geistesleben, heimischer Art und Kunst Kunde gibt. So hat am 10. Oktober 1926 die Chinesische Gruppe, nächst der Gruppe der Amerikaner und mit der Deutschen Gruppe die stärkste des Hauses, den fünfzehnten Jahrestag der Chinesischen Republik gefeiert. Ihre Begrüßung der Nationalflagge, ihre Musik und das Lustspiel, das sie darboten, machten tiefsten Eindruck, besonders auf uns Europäer, und die Festrede des Professors Monroe von der Columbia-Universität, eines der besten Kenner Chinas und des chinesischen Unterrichts- und Erziehungswesens, rundete das Bild, indem sie einen Einblick gab in die Wirren und Kämpfe, die Überlieferungen und Ziele eines der ältesten und größten Völker der Erde, eines Volkes, von dem die europäische Welt leider nur allzu wenig weiß, von dem sie aber sicher im Laufe des Jahrhunderts hören wird.

Unter den fünfhundert Bewohnern des Hauses sind zurzeit mehr als fünfzig Nationen vertreten. Etwa ein Viertel davon sind Amerikaner, bei deren Auswahl mit besonderer Sorgfalt verfahren wird, begreiflicherweise, denn Amerika hat den berechtigten Wunsch, sich dieser »Gesellschaft der Nationen« von seiner guten Seite zu zeigen. Zahlreiche amerikanische Familien, die dem Hause und seinen Zielen nahestehen, laden die Bewohner einzeln oder in kleinen oder größeren Gruppen gelegentlich in ihre Häuser oder helfen in andrer Weise, ihnen Amerika nahezubringen. Etwa ein Viertel des Hauses ist für Damen vorbehalten; ihre Anzahl ist kleiner als die der männlichen Mitglieder, entsprechend der geringeren Zahl weiblicher Studierender überhaupt. Übrigens sind auch die Ausländer teilweise durch Persönlichkeiten von Bedeutung vertreten.

Daß das Zusammenleben in einem Hause dieser Art ungemein reich ist an wertvollen geistigen Anregungen, versteht sich von selbst. Es ist außerordentlich reizvoll, gelegentlich einmal als lauschender Beobachter von Gruppe zu Gruppe zu wandern. Da wird etwa unter den Amerikanern mit Eifer die Angelegenheit des Präsidenten einer amerikanischen Staatsuniversität erörtert, der vor kurzem auf Betreiben des Gouverneurs dieses Staates plötzlich seines Amtes enthoben wurde, nach der Meinung vieler im wesentlichen aus persönlicher Abneigung. Hier besprechen ein Österreicher und ein Amerikaner die schwierigste und gefährlichste Frage des Südens, die Negerfrage, und der Amerikaner versucht vergeblich, dem Europäer die Auffassung des Südens verständlich zu machen. Dort drüben aber sitzt ein Neger, aus Westindien gebürtig, ein feinsinniger, hochgebildeter Jurist, glühend in Begeisterung für die Befreiung seiner Rasse, für die er vom Völkerbund manches erhofft. Und da erzählt ein Indier, der Leiter des Schulwesens einer indischen Großstadt, von seiner zweijährigen Gefangenschaft im englischen Kerker. Sein Freund und Landsmann, Philosoph und Techniker zugleich, hat mehrere Jahre an der Technischen Hochschule in Berlin studiert und spricht echtes »Berlinisch« mit geradezu erstaunlicher Meisterschaft. In jener Ecke scheinen ein Deutscher und ein Tscheche nicht einig werden zu können über die Bedeutung des neuen tschechoslowakischen Ministeriums, in dem sich nach Zeitungsnachrichten zwei Deutsche als Vertreter der deutschen Minderheiten befinden. Hier werden Vorbesprechungen abgehalten für einen Ausflug, den die »Soziologische Interessengruppe« im Hause plant, und der den fremden Gästen einen Einblick in die »Slums«, die dunkelsten Gegenden im Osten Neuyorks, geben soll. Jene hochgewachsene schlanke Dame dort ist ein eingeborenes Kind des amerikanischen Bodens, ein Sprößling eines alten indianischen Fürstengeschlechts, jene andre eine Perserin, die erste, die ihr Land für eine Reihe von Jahren verlassen konnte, um hier eine Ausbildung zu erhalten, die man ihren Schwestern in Persien noch versagt, und jene dritte da kommt von Hawai, von Honolulu, und erzählt soeben mit Stolz, daß man hinsichtlich der Damenmoden dort hinter Paris keinesfalls weiter zurück ist als in Neuyork. Hast du, verehrte Leserin, von Hawai und Honolulu in dieser Beziehung nicht eine etwas andre Vorstellung gehabt? Aber auch Australien, Sowjet-Rußland, Bulgarien, Spanien, Italien, Norwegen, Syrien, Mazedonien, natürlich Japan, Korea, Südamerika und Kanada sind im Hause vertreten,

und selbst Frankreich fehlt nicht ganz, obgleich die Franzosen anscheinend noch immer von allen großen Nationen am wenigsten zu reisen pflegen.

Internationale Fragen werden aber nicht nur in zwanglosen Unterhaltungen, sondern auch in ernsthafter und eingehender Erörterung behandelt, vor allem in den besonderen Interessengruppen, die die nationalen Gruppen kreuzen. Da gibt es eine Gruppe für Musik, eine sehr starke für Erziehungsfragen, eine dritte für Literatur, eine vierte für Naturwissenschaften — einige deutsche Forscher gehören ihr an, die zurzeit hier in dem weltberühmten biologischen Laboratorium von Woodshole, Massachusetts, Vererbungsforschungen durchführen —, weitere für Religion, für Probleme des nahen Ostens, für internationale Politik, und hier entspinnen sich Diskussionen im Anschluß an Vorträge führender Männer und Frauen, Diskussionen, die oft bis in die späten Nachtstunden andauern. Gewiß, die hier aufgerollten Fragen werden in diesen Diskussionen nicht gelöst; aber die Teilnehmer gelangen doch dazu, die Probleme auch einmal mit den Augen des *andern* Volkes, des politischen oder wirtschaftlichen *Gegners* zu sehen; und ist nicht schon ungeheuer viel gewonnen, wenn nur dies erreicht wird? Über den Rahmen der Interessengruppe hinaus aber vereinigt der Sonntag gewöhnlich alle oder doch die meisten Bewohner des Hauses beim Schimmer der Kerzen im großen Saale zum Abendessen; geistige, wirtschaftliche und politische Führer Amerikas verschmähen es nicht, als Gäste des Hauses an diesen Sonntagabenden zu erscheinen und durch Vorträge und Reden zu einem Kreise von Menschen zu sprechen, den sie selbst im Zeitalter des Rundfunks kaum anderswo erreichen können. So sprach vor kurzem der Präsident der Columbia-Universität, der größten und bedeutendsten Neuyorks und wohl der ganzen Vereinigten Staaten, über Fragen internationaler Verständigung, und der Leiter des »Christlichen Vereins junger Männer« in China, einer Organisation von gewaltigem Einfluß, verglich bei ähnlicher Gelegenheit das »International House« mit dem Hause des Völkerbundes in Genf — beides Mittelpunkte der Völkerverständigung, beide freilich mit ganz verschiedenen Mitteln arbeitend.

Das Haus ist eine Rockefeller-Stiftung. Das Grundstück sowohl wie das Gebäude und die Ausstattung sind von der Familie Rockefeller dem »Intercollegiate Cosmopolitan Club« der Stadt Neuyork kostenlos überlassen worden. Nur deshalb ist es möglich, die Preise für das Leben im Hause so niedrig zu halten, wie sie im Vergleich mit den Kosten der Lebenshaltung in Neuyork im allgemeinen tatsächlich sind. Die von den Bewohnern des Hauses zu zahlenden Beträge dienen nur zur Unterhaltung des Hauses. Wäre das im Grundstück und im Gebäude angelegte Kapital zu verzinsen, so müßte der Preis mindestens das Dreifache betragen und wäre dann für die meisten von denen, die jetzt das Haus bewohnen, unerschwinglich.

Das Haus ist vor etwa drei Jahren erbaut worden. Nur wenige von seinen Bewohnern leben länger als ein Jahr darin. Man kann also wohl annehmen, daß es im Durchschnitt jährlich vierhundert Männer und Frauen hinaussendet in die Welt, und die meisten von ihnen sind sicherlich besten Willens, im Sinne des Hauses, im Sinne internationaler Annäherung zu wirken. Sollte es einer solchen Armee des Geistes nicht schließlich doch gelingen, den alten Traum der Menschheit von friedlicher Verständigung unter den Völkern seiner Verwirklichung langsam näherzubringen? Über der Pforte des Grabmonumentes des Generals Grant, das dem Hause gegenüberliegt, stehen die Worte: »*Laßt uns Frieden halten!*«, und über dem Hauptportal dieses Hauses der Völker selbst liest man als Ziel und Sinn seines Daseins den Wunsch: »That brotherhood may prevail«, »*daß Brüderlichkeit regieren möge*«. Das Leben in diesem Hause wird den Zweifler vielleicht nicht zu überzeugen vermögen, daß diese Ideale verwirklicht werden können; aber sooft in der Geschichte der Menschheit die Zweifler auch recht behalten haben mögen, *vorwärts* gebracht worden ist die Welt niemals von ihnen, sondern von denen, die an Ideale glaubten und auf deren Verwirklichung hofften. Und das, scheint mir, ist die Botschaft dieses Hauses im Hinblick auf eine Verständigung der Völker:

»Wir heißen euch hoffen!«

Wir Menschen

Wir Menschen sind in Gottes Garten
Die Blumen, die der Wind bewegt,
Die träumend auf die Gnade warten,
Die ER in unsre Kelche legt.

Wir wissen niemals, wann die Stunde
Der endlichen Erfüllung naht,
Wir kranken an des Zweifels Wunde
Und finden nicht den rechten Pfad.

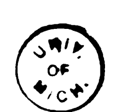
Wir Menschen sind in Gottes Garten
Nicht mehr wohl als ein müdes Blatt,
Drauf ER mit Runen, wunderzarten,
Das Wort „Ich bin!" geschrieben hat.

Karl Gustav Grabe



Charlotte Berend: Das junge Böckchen

Im Privatbesitz


UNIV.
OF
MICH.

Erlösungen

Von Curt Corrinth

Er war bereits im Frack gewesen, hatte schon vor dem Spiegel gestanden, die Krawatte zu binden, als seine zerstreuten Blicke plötzlich nachdenklicher prüfend an dem Antlitz hängenblieben, das aus dem matt reflektierenden geschliffenen Glas ihn ansah. Da hatte er mechanisch die Hände sinken lassen, in trübe Schau dieser müden, schlaffen Züge, dieses ungütigen, verbitterten Mundes, dieser greisenhaften, kalten, hoffnungslosen Augen versunken. Ihn fröstelte. Dumpf entsann er sich, was das Programm des heutigen Abends war: hin zum Wohltätigkeitsbasar für irgendwelche Armen oder Waisen oder — oder — er hatte es vergessen; man erwartete ihn; seine Gattin war eine der Patronessen, natürlich, wann war sie nicht dabei, wenn es in großem Rahmen zu repräsentieren galt? Kannte er sie anders all die vielen Jahre hindurch, als stets im Draußen treibend, ewig auf dem Sockel gesellschaftlichen Ehrgeizes, stets blendend, stets auf Wirkung im großen bedacht, stets beherrscht und überlegt, oh, den höchsten Kreisen gegenüber die Vertreterin eines, hm, berühmten Namens, wie er sie sich trefflicher und würdiger nie hätte wünschen können — nur keine Freundin, keine Gattin im eignen Heim, keine Schwester-Geliebte, an deren Güte man sich hätte hinzubetten vermocht, an deren warmes und verstehendes Herz man sein Haupt hätte bergen dürfen in dunkleren Stunden der Suche nach linder Zweisamkeit, nun, da der Glanz des Ruhmes nicht mehr lockte, da aller Lebensehrgeiz äußerlich befriedigt war, da ab und an im Rauschen des Welttags und aller Pflichten doch eine seltsam ahnungsvolle innere leise Leere aufgähnte — nun, da man alt ward.

Sieh doch, da schaute es ihn an aus den diesmal von keinem paradierenden Willensimpuls vergewaltigten Augen: Einsamkeit. Wie eine eisende Woge überspülte jählings ungeheure Öde sein mattklopfendes Herz — ein trefflicher Arzt, pah, der plötzlich vor dem Zusammenbruch seiner ganzen Lebensidee und seines ganzen Ichs stand, ohne auch nur von fern den Weg zur Heilung dämmern zu sehen. Er hob die Hände langsam, die Flächen nach außen, empor: leer, ja! — Erfolge? — die taten es nicht mehr; Reichtum? — einst ersehnt, nun klüglich und in kühler Berechnung längst eingesammelt in Scheuern, der tat es nicht mehr. Was fehlte? Ein neues Ziel, eine Liebe, die man vergessen, sich als Kranz ums Haupt zu winden, solange die Schläfen noch nicht eingesunken und die Haare noch nicht grau geworden? Das Gefühl, selber wenigstens einem einzigen Menschen die große Liebe zu bedeuten — und nicht nur einen kühl bewunderten Namen, einen bedeutenden Arzt, ein respektables Bankkonto, einen Begriff, ein, ein — Vielleicht doch alles falsch gewesen? Alles?!

Er riß sich mit einem Ruck los vom Spiegel, es fehlte nicht viel, er hätte einen Fluch gemurmelt. Mit leise bebenden Griffen legte er die Festgewandung ab — es war nichts heute mit dem Basar, dem Trubel, der verlogenen sogenannten »Wohltätigkeit«, haha, dem Sichzeigen, Repräsentieren — mochte es seine Frau allein besorgen, mochte sie warten, mochten sie warten, alle! Was ging es ihn an? Einmal durfte man ja wohl man selbst sein! Er warf sich in einen Straßenanzug, legte den Mantel um, verließ das Zimmer, stieg die breite, mit purpurnen Teppichen belegte Marmortreppe abwärts. Der Diener öffnete das Portal. Er nickte zerstreut. Draußen schlug ihm wie eine weiche Welle die milde Frühlingsabendluft entgegen. Ah, auch das hatte er längst vergessen, wie das war: Frühling ... Mechanisch trat er an das wartende Auto heran; die Hand an der Mütze, harrte der Chauffeur seiner Befehle; er starrte an ihm vorbei, fern, fern irgendwo dämmerte es wie Erinnerungen — Frühling, Wanderung, kühle Dorfschenke, frohes Lied, Freundgesell, Sonne, Sonne, Freude, Freude, Freude ...

»Wohin befehlen der Herr Geheimrat?«

Er schrak auf. Ja, richtig. Raffte sich zusammen. »Irgendwohin. Raus aus der Stadt. Ins Freie.«

Er sah an dem maßlos erstaunten Gesicht des Chauffeurs, daß der ihn nicht verstanden hatte. Er wiederholte ungeduldiger: »Raus aus der Stadt. Wohin Sie wollen, Mann. Dorthin, wo Wald ist, Wiese —«

Er stieg ein, der Schlag klappte zu. Er wird mich für verrückt halten, dachte er flüchtig. Zuckte die Achseln. Der Motor prasselte auf, der Wagen sprang an, weich rollte das Gefährt über den Asphalt, bog in belebtere Straßen ein, Lärm der Weltstadt tobte an den Scheiben vorbei — der Geheimrat legte sich tief in die Polster zurück, er mochte nichts sehen, nichts hören, nur hinaus, wieder Grünes schauen, reine Luft atmen, Sterne über sich fühlen, vielleicht, daß man die fernen Erinnerungen einholte, irgendwie, die plötzlich, seit er das Haus verlassen, leise an seinen Nerven zupften: Komm doch zu uns; *wir* waren Schönheit; gewinne uns wieder; es ist nie zu spät, solange man lebt ... Er griff nach dem Sprachrohr, drückte auf den Ball: »Schneller!«

In hastigerem Tempo glitt der Wagen durch das Gewoge der Straßen — und doch, um wieviel zu langsam seiner sehnenden Ungeduld —

»So fahren Sie doch schneller!«

Nun war man wohl im Norden der Stadt?

Hohe Mietskasernen, schmutzige Straßen, schon enger als im Zentrum oder gar im westlichen Villenviertel — warum fuhr der Mann gerade durch diese unsympathische Gegend? Unwillkürlich, in instinktiver Ablehnung dieser menschlichen Behausungen und ihrer Bewohner, krauste der Geheimrat die Stirn und preßte die Lippen fester. Hier war das Elend — wenn es ihn gelegentlich als Arzt rief: in Gottes Namen; heute aber wollte er nichts sein als Mensch für sich —

»Schneller!!«

Der Wagen raste — dann schleuderte er kurz, als werde er mit aller Gewalt gebremst, sprang torkelnd, Schreie gellten, irgend etwas schlug gegen das Schutzblech des linken Vorderreifens, prallte zurück — das Auto stand.

Im Nu war der Geheimrat aus dem Wagen. »Was ist denn los?«

Bleich stand der Chauffeur neben ihm. »Herr Geheimrat befahlen: Schnell! Im letzten Augenblick sprang der Junge um die Ecke; ich konnte nicht so scharf vorbeisteuern oder halten.« Er wies ein Stück rückwärts, dorthin, wo sich schon die Menschen sammelten, die von allen Seiten herzustürzten.

Der Geheimrat wandte sich.

»Die verdammten Stinkwagen!«

»Immer die dolle Raserei!«

»Hier wohn'n woll keene Menschen, wa?«

»Is denn keen Schutzmann —?«

»Uffschreiben den Kerl!«

»Nee, die Jacke voll!«

»Injespunnen —«

Er achtete der bedrohlichen Redensarten der Männer nicht noch des Gekeifs der Weiber; er war kein Feigling. »Platz da! Ich bin Arzt.« Und brach sich Bahn durch die Menge.

»Netter Arzt — andrer Leut' Kinder kaputtfahren!«

Aber sie gaben doch Raum. Hart am Rinnstein lag, mit geschlossenen Augen und totenbleichem Gesicht, ein Junge von zwölf, dreizehn Jahren. Aus einer Wunde am Kopf rann Blut, färbte das Pflaster. Der Geheimrat, selbst blaß geworden, preßte die Zähne in die Lippen, beugte sich nieder. »Kennt jemand den Jungen?«

»Det is doch der Willkens ihrer — so 'ne arme Frau! Na, der mußte jrad' det noch passieren!«

Er wandte sich zu dem Manne, der gesprochen. »Fassen Sie mit an! Ich fahre den Jungen nach Haus, um ihn zu untersuchen. Sie setzen sich neben den Chauffeur und zeigen den Weg!«

Sein Ton duldete keine Widerrede. Der Mann legte mit Hand an. »Det is ja jleich hier um de Ecke, da brauchen wa nich erst fahren.«

»Gut.«

Den Jungen zwischen sich tragend, taten sie ein paar Schritte. Noch einmal gab es einen Aufenthalt. Man hatte einen Schutzmann gerufen, der sich den Tatbestand anhörte und dann gleich mit gewichtiger Vernehmung einsetzen wollte. Aber der Geheimrat nannte nur kurz Namen und Adresse und wies den plötzlich devot salutierenden Beamten an seinen Chauffeur, der seitab mühsam das Auto gegen bedrohliche Zerstörungsgelüste der erregten Menge verteidigte.

»Wenn er Auskunft gegeben, soll er nach Hause fahren. Ich brauche ihn nicht mehr.«

»Befehl, Herr Geheimrat!«

Dann war das verwitterte Elendshaus, in dem der Junge wohnte, erreicht. Mein Gott, ja, es gab solche entsetzlichen Häuser, solche verrumpelten Gänge, solche nassen, stinkenden Stuben; es hausten auch Menschen in ihnen — er hatte es ja längst gewußt; und doch, heute, da er selbst sich irgendwie einbezogen sah in diese Bezirke der jammervollsten Not, legte es sich ihm wie eine schwere, machtvoll mahnende Faust auf sein Herz: Schau' her, du Arzt, hier kümmert und bämmert und krampft und windet sich letzte Menschenqual; schau' her; nun hilf!

Als sie mit ihrer Last die Kammer erreicht hatten, hob sich ein bleicher, verzehrter Frauenkopf aus kariertem Kissen. »Mein Jung'?! Wat is?!« Ein Schrei, der röchelnd gegen die Wände schlug und dann in schütterndem Schwindsuchtshusten ohnmächtig zerbellte.

»Beruhigen Sie sich. Ein kleiner Unglücksfall. Ich bin Arzt. Es wird alles geschehen —« Er sah suchend um sich; fand nichts als am Boden eine mit grauem Laken bedeckte Schütte Stroh. Dort bettete er kurz entschlossen den Jungen nieder.

»Den Vater — unsern Vater holen —« ächzte die Frau zwischen zwei wilden Hustenanfällen.

Der Mann, der mitgeholfen den Jungen heimtragen, nickte verstehend. »Ja, d e r wird helfen!« sagte er nachdrücklich, mit einem fast mißachtend triumphierenden Blick auf den Geheimrat, und eilte aus der Stube.

Inzwischen hatte der Geheimrat den Jungen flüchtig untersucht. Er fand am ganzen Körper keine weitere Verletzung. Blieb also die Kopfwunde. Unwillkürlich sah er sich zwecks Handreichungen nach der Schwester um; verzog die Lippen; ja so, er war hier nicht in seiner Klinik, war nicht bei einem seiner Patienten des Villenviertels, bei keiner Fürstlichkeit ... Er suchte in der Stube umher. Ließ Wasser in ein Becken. Zerriß kurzerhand, da er nichts andres fand, sein Taschentuch und begann die Wunde vorsichtig auszuwaschen. Der Junge regte sich, begann zu stöhnen, schlug die Augen auf.

»Na also —« Der Geheimrat atmete leichter.

»Wat is, wat is?«

»Nichts ist,« sagte er zu dem hustenden Weib hinüber; »ein ordentliches Loch im Kopf, wie es jeder rechte Junge mal nach Hause bringt. Das werden wir schon kriegen.«

Vorsichtshalber tastete er noch einmal sorgfältig die Knochen rings um die Wunde ab — aber da wand sich der Knabe schon wie ein Aal aus seinen Händen: »Wat will der Mann? Weg da!«

»Dummer Kerl, ich bin Arzt, ich will dir das Loch da im Schädel heilen. Brav also!«

Der Knabe schlug ungebärdig nach ihm. »So'n feiner Herr, un will Arzt sind? Dat is jar keen Arzt. Wo is unser Vater? Unser Vater soll kommen!«

»Ick hab'n — schon rufen lassen —« ächzte die Frau herüber; »sei man ruhig; dä kommt schon —«

»Er kommt schon,« wiederholte der Geheimrat beschwichtigend; »aber da kann ich dir doch besser helfen, laß mal sehen —«

Der Junge ließ ihn nicht mehr an sich heran. »Vater — der Vater —«

Er brüllte wild. Der Geheimrat stand ratlos.

Draußen erklang eine tiefe Stimme. »Ich bin schon da, mein Junge!«

Ein paar hastige Schritte auf der Treppe — ein mehr als einfach, aber nicht schäbig gekleideter schlanker älterer Mann trat in die Kammer.

»Vater — Vater —«

Der Junge und die Frau, beide riefen es; beide streckten die Arme aus; und in beiden Stimmen zitterte es wie aufatmendes Glück. In ratlosem Erstaunen wich der Geheimrat einige Schritte zurück — er hatte deutlich auf der linken Wange des Mannes ein paar Mensurnarben, zwei parallel laufende Durchzieher, gesehen ... Wer — war — denn — das?!

Der Mann ging auf das Lager der Frau zu. »Nun mal ganz ruhig, Frau Willkens; Sie wissen doch —! Nicht aufregen! Dem Jungen ist nicht viel geschehen, das sag' ich Ihnen jetzt schon. Denn wer so schreien kann —«

Er lächelte ihr zu. Und es schien ein Zauber von seinem ganzen Wesen auszugehen, denn gehorsam legte sich die Frau zurück und faltete die Hände. »Ja — wenn Sie's sagen —« murmelte sie gläubig.

Der Mann wandte sich zu dem Jungen, der nun alles friedlich mit sich geschehen ließ. Er wusch erneut die Wunde, untersuchte, holte Verbandzeug aus einer Tasche, die er mit sich trug. »Morgen ist's wieder gut, Karl; morgen kannst du schon mich besuchen kommen.«

»Darf ich?« strahlte der Junge.

»Du darfst. Dann werden wir mal wieder zusammen Suppen für unsre Kranken austragen gehen. Du weißt doch —?«

»Au, fein!« Zärtlich und beglückt lächelte er dem Manne zu.

Der Geheimrat hatte sich ganz ins Dunkel zurückgezogen; er stand und starrte mit aufgerissenen Augen, als habe er ein Gespenst gesehen. Diese Narben, diese Stimme, diese Gestalt! War das Wirklichkeit oder nur Traumschatten, heraufgespült von den Erinnerungen, die ihn vorhin flüchtig durchwogt hatten und nun mächtiger und mächtiger überbrausten? Frühling, Wanderung, kühle Dorfschenke, frohes Lied, Sonne, Freude, Freundgesell ...

Jahrzehnte und Jahrzehnte hindurch immer mehr verblaßt — nun wuchtete es herauf, nun war es da, als sei es gestern gewesen: Freundgesell —?!

Es konnte nicht sein. Solche Zufälle gab es nicht im Leben. Und so wachte doch kein Verschollenes wieder auf — stand kein Verschollener wieder auf. Mein Gott — er war der Beste von ihnen allen gewesen, damals, dort unten am Rhein, in Bonn, der, dem die größte Zukunft winkte, der sie schon in der Tasche hatte, ein glänzender Kliniker, Schoßkind der Professoren, verwöhnter Gesellschaftsmensch, reich, ein wundervoller, ewig freudiger, ewig sonniger Kamerad; bis — ja, bis er mit eins verscholl, verschwand aus dem ganzen zukunftsträchtigen Kreis ... Stand hier dennoch der Verschollene wieder auf? Und so? Er musterte mit jagendem Herzen und flimmernden Augen den Mann, der dort sich über das Strohlager beugte und keinen Blick für ihn hatte. Ein Arzt war es, das stand fest; wenn er auch vorerst vermutet hatte, es handle sich um den Vater des Jungen — aber nannten sie ihn denn nicht Vater? Warum nannten sie ihn Vater, diesen Arzt, die beiden hier — und die andern Ärmsten der Armen wohl auch?

Etwas Ungeheuerliches dämmerte dem Geheimrat empor — ihm, der sich unbefriedigt altern fühlte, der keinem etwas war an Liebe, und keiner ihm. Wozu er nie den Versuch gemacht — hatte ihn ein Verschollener gewagt, und war er einem Verschollenen geglückt? Gleich erschütternden Visionen blitzten Bilder vor ihm auf, in wenigen Sekunden wirbelten alte Ereignisse, längst vergessen, nun überwach und überlebendig, durch sein zuckendes, in Rückgebärungsschauern fieberndes Hirn. Vor allem ein Tag, eine Nacht — ja, es mußte der letzte und die letzte ihrer Zweisamkeit gewesen sein ... Da war es wieder: Frühling, Wanderung, frohes Lied, kühle Dorfschenke, Herrgott, ja, und Tanz — und — und —

Der Mann richtete sich auf; er schien sich zum Gehen zu wenden. Zögernd, mit merkwürdig unsicherer Gebärde trat der Geheimrat auf ihn zu. »Verzeihen Sie — sind Sie — Sie sind —?«

Ruhig senkte der Mann den Blick in seine verwirrt fragenden Augen. »Jawohl, Herr Geheimrat, ich bin es.«

»Richard!«

Es war kein Schrei, nur ein erstickter Ausruf; aber Unnennbares schwang in dem zitternden Laut.

Da glitt ein schönes, gelöstes Lächeln über des Mannes stille Züge. Da lagen sie sich in den Armen. — — — — — — — — — — — —

Der Freund hatte sich nicht bewegen lassen, ihn in sein Heim zu begleiten. Nun saßen sie sich in seiner eignen kärglichen Stube gegenüber, hatten lange ins Dunkel hinein geschwiegen, bis endlich die ersten zaghaften Fragen laut geworden waren: »Weißt du noch? Wie war das? Erinnerst du dich noch?«

Langsam tasteten sie einander entgegen.

»Nach so vielen, vielen Jahren —«

»Einmal mußten wir uns schließlich wieder begegnen,« antwortete der Freund. »Da wir in derselben Stadt leben.«

»Du wußtest es?«

»Zweifelst du, daß dein Ruhm auch zu mir gedrungen, deinem obskuren Kollegen — aber immerhin Kollegen?«

»Nicht, Richard —«

Der Freund lächelte. »Oh, ich sage das wirklich ohne Bitterkeit.«

»Und hast dich mir nie genähert ...«

»Du,« sagte der Wiedergefundene, und seine Stimme schwang dunkler als zuvor, »wir sind allzu verschiedene Wege gegangen ...«

Der Geheimrat senkte sein Haupt — wie ein Schuldiger. »Bist du — glücklich geworden?« fragte er flüsternd.

»Ja,« antwortete laut und fast sieghaft der Freund.

»Dann — war vielleicht dein Weg der rechte.«

»Ich hoffe, er war es. Erst ein Bußgang, nun längst der schmale Pfad zum wahren Leben — ich würde keinen andern gehen, stände ich noch einmal am Beginn.«

»Du bist der Sieger.«

Ein schweres, von noch ungesprochenen Fragen trächtiges Schweigen senkte sich zwischen sie.

»Entsinnst du dich noch unsers letzten Tages, unsrer letzten gemeinsamen Nacht, dort unten, am Rhein?«

»Ah« — der Geheimrat ruckte empor —, »es muß Ahnungen und Bestimmungen geben in uns und über uns. Warum sonst gerade heute abend, da ich schon zu Fest und Trubel und Gesellschaftspflichten entschlossen war, überkam mich, seit vielen Jahren zum erstenmal wieder, erst schwache, dann immer stärkere Erinnerung an dieses Einst, dort unten, am Rhein, an Wanderung, Lieder, Sonne, rauschenden Fluß, Frühling und Freund — und Freund?! Ich sage dir: dies — gerade dieser letzte Tag, diese letzte Nacht sind wieder wach gewesen in mir, noch bevor ich dich sah. Wie war es denn — schau' doch —, waren wir nicht um Mittag aufgebrochen aus Bonn, den Rhein entlang?«

»Dem Frühling entgegen.«

»Und Lied und Sonne und Wogenrauschen über unserm Weg und um unsern Weg; wir sind wohl weit gewandert.«

»Ja, der Abend kam.«

»Da lockte ein kleines Winzerdorf und eine verwitterte Schenke; da kehrten wir ein.«

»Drinnen war Tollheit und Trubel; die Dorfjugend feierte ein Frühlingsfest.«

»Kamst du auf den Gedanken, Übermütiger, der du damals immer warst, uns unter die Dörfler zu mischen und ungehemmt fröhlich zu sein mit den Fröhlichen? O Richard, wie steht das alles leuchtend auf, ja, damals ist noch Glück gewesen!«

»Vielleicht — auch ein Glück.«

Der Geheimrat achtete des schweren Tones nicht. Freudig warf er sich hin an das Einst. »Und sag' mal: da führten die Burschen und Mädels doch irgendein Theaterstück auf — war's nicht was von einem Wilderer? Schaurig schön — der Saal schütterte von Schluchzen — und wir kniffen uns gegenseitig die Arme blau, damit ein fühlbarer Schmerz unsre tolle Lachlust ersticke; war es nicht so?«

»Ja.«

»Und dann sagtest du: ‚Die armen Leute, sie verstehen's nicht besser.' Du warst immer eine mitleidige Seele.«

Der Freund zuckte zusammen. »Nicht —«

»Verzeih, das ist doch nichts Schlechtes. Und hinterher standest du auf, der Dämon trieb dich, wolltest du den Leuten echte Kunst vermitteln, oder war es das eigne jauchzende Glücksempfinden, das dich überwältigte? Du sprangst auf die Bühne, ich sehe dich noch, blond und schlank, den Schopf verwegen, die blauen Augen blitzend, ein berauschtes Lächeln auf dem sieghaften Gesicht, das jeder lieben mußte, weil es in solch froher Reinheit strahlte — hinreißend warst du anzusehen, oh, du warst ein Kerl damals, ein Siegfried, menschgewordene Sonne — laß doch, es ist doch wahr —, und dann sprachst du es mit Inbrunst in den staunenden Saal, das Gottfried-Keller-Gedicht, sein schönstes, ich weiß es ja noch, ich weiß es ja wieder: Augen, meine lieben Fensterlein ... Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt ... Hast du das denn vergessen? Hast du vergessen, wie die Leute erst sprachlos standen, und wie dann unter dem temperamentvollen Völkchen ein Jubel losbrach, daß die Tische tanzten und die Balken sich bogen, und ein Händeklatschen und Hurrarufen und Bravo und ‚Mehr!'?«

»Ich weiß es noch.«

»Und dann waren wir beide mittendrin im Trubel, mußten hundert Brüderschaften trinken, an allen Tischen sitzen, der Tanz ging los, und wir von einer Dorfschönen zur andern —« Er stockte. »Das heißt« — er suchte —, »du ja wohl weniger — wie war denn das — hattest

du dich dann nicht plötzlich nur an eine einzige attachiert?«

Der Freund schwieg einige Sekunden. Dann sagte er langsam und merkwürdig schwer: »Es ist seltsam, daß du dich gerade daran nicht mehr recht erinnerst.«

»Wieso — stimmt es nicht? Entschuldige —«

Der Freund winkte ab. »Es war ja das schließlich auch nur für mich von entscheidender Bedeutung.« Und nach einer neuen Pause: »Dieser einen, der ich mich dann ganz — attachierte, wie du es nennst, entsinnst du dich also nicht mehr? Siehst du, in all der lauten Frohheit war sie allein, schweigend, die Blicke gesenkt; keiner sprach mit ihr, keiner holte sie zum Tanz, es war, als gehöre sie gar nicht dazu, als sei sie eine Ausgestoßene. Tat sie uns da nicht beiden leid?«

»So war es, so war es. Sie war nicht hübsch, nicht wahr, obschon noch ein junges Ding; sie war wohl krank, nicht wahr? Es glühten verdächtige Rosen auf ihren Wangen, auch lahmte sie wohl ein wenig?«

»So war es. Krank — die Gesunden mieden sie; lahm — die mit den heilen Gliedern holten sie nicht zum Tanz. Was suchte sie auch bei den Gesunden, bei denen mit den heilen Gliedern? Ein wenig Anschauen wenigstens von Frohheit, die ihr nie geblüht? War der Drang der Jugend nach Buntheit und Wirbel und Fest stärker gewesen als ihr Wissen, daß dies alles doch nicht für sie bestimmt sei, noch je für sie bestimmt sein könne? Da saß sie nun, die einzige Unglückliche unter Glücklichen, die einzige Einsame innerhalb einer ganzen großen lustschäumenden Gemeinsamkeit.«

»So war es. Da opfertest du dich.«

Wieder zuckte der Freund zusammen. »Du sollst so nicht sprechen! — Ich ging auf sie zu, ja, ich begann mit ihr zu plaudern, ich blieb bei ihr, ich bestellte ihr süßen Wein und auserlesene Speisen; langsam wachte sie auf, erst ungläubig noch, daß ein Mensch gut zu ihr sein könne, dann sich hingebend an die Stunde; du auch hast ihr himmlisches Lächeln des Glücks gesehen.«

»Ja. Du hast dich fortan die ganze Nacht hindurch nur noch mit ihr beschäftigt — guter Mensch, der du warst. Du hast sie sogar zum Tanz geführt.«

»Sie bettelte so darum.«

»Du hast des öfteren mit ihr getanzt, du warst für uns andre nicht mehr zu sprechen. Es fiel auf, es entstand ein Gemunkel und Gespött im Saal, all die andern Mädchen waren eifersüchtig und neidisch; aber du — du machtest mit Bewußtsein die arme Kleine für diese eine Nacht zur Königin des Festes; ich glaube, keine andre hat sich so glücklich gefühlt wie sie diese ganze lange Nacht hindurch, keine andre von allen im Saal.«

»So wollte ich es; in vermeintlicher Güte.«

»Vermeintliche Güte? Du warst gut; nie habe ich dich so geliebt wie in dieser Nacht; so hast du viele Jahre vor mir gestanden in der Erinnerung — Glück spendend der Ärmsten, so daß sie die Reichste wurde.«

Der Freund erhob sich. Abgewandt murmelte er: »Dann hast du mich also als Verbrecher in Erinnerung gehabt.«

»Richard?!«

»Nein; nicht so, wie du es meinst. Ich habe schon Gutes gewollt. Was dachte ich groß an das, was ich weckte! Einmal soll sie sich leben fühlen, einmal in einem Meer von Freude schwimmen, damit sie zu zehren hat davon ein ganzes armseliges Dasein lang — so dachte ich.«

»Sie hat es dir doch gedankt. Muß ich dich jetzt erinnern? Wie das Fest zu Ende war und wir hinaustraten aus dem Saal — die junge Sonne leuchtete schon, all die vielen Freudegenossen dieser bunten Nacht gaben uns das Geleit bis zur nächsten Wegscheide — dort, an der Wegscheide, die Sonne leuchtete und der Rhein brauste feierlich und sieghaft, ist sie da nicht herausgeschritten aus den Reihen der Genossen, zu dir getreten, hat die Arme um deinen Hals gelegt und dich auf den Mund geküßt, mit solch dankbar keuscher Gebärde, daß keinem der Zuschauer auch nur ein einziger unreiner Gedanke hätte kommen können, daß vielmehr alle einen Augenblick wie gebannt in Stille standen, dann aber noch einmal in betäubenden Jubel ausbrachen, die Hüte und die Tücher schwenkten und das uns Scheidenden nachriefen, was in jenem Kuß wortlos Wort geworden war: Dank! Dank!? Weißt du das nicht mehr?«

Der Freund antwortete nicht.

»Und daß du, mit schönem Lächeln, auf dem Heimweg zu mir sagtest: ‚Ich glaube, ich habe eine gute Tat getan!' und selbst so froh und glücklich warst?«

»Sag' eitel!« stieß der andre hervor. Und hart: »Denn schon nach wenigen Tagen vergaß ich's und gedachte nicht, daß eine gute Tat auch verpflichtet — nicht den Empfangenden, aber den Geber! Als ich das endlich erkannt, entschied sich daran mein Leben! Deshalb rief ich sie dir noch einmal ins Gedächtnis, jene eine Nacht.«

Sie schwiegen.

»Jetzt versteh' ich dich nicht,« sagte der Geheimrat zögernd.

Mit einem Ruck warf sich der Freund herum. »Dann will ich es dir erzählen, wie's weiterging.« Er setzte sich wieder. »Denn du kamst ja wohl damals fort von Bonn, gingst nach Berlin, hörtest wohl nur noch später staunend: Der Richard ist verschollen, der Primus unter uns, der, dem die Assistentenstelle bei dem berühmten Professor Wißmann sicher war, der die

glänzendste Zukunft hatte, der ist verschollen, untergetaucht, unbekannt wo, hat eine ganze Zukunft mit allem Ruhm und allen winkenden Titeln und was weiß ich in den Dreck getreten — drei Kreuze: er war ein guter Gesell, der Teufel muß ihn geritten haben! Nun sitzt der gleiche Richard dir gegenüber, hat es zu nichts gebracht, ist arm, unbekannt, lebt ganz unten in den Niederungen des Lebens — und du erreichtest, was auch ihm zubestimmt —«

Leise unterbrach ihn der Geheimrat: »Daß dies Erreichte kein wahres Lebens- und Menschenglück — das haben wir ja wohl beide erkannt — und uns schon gebeichtet.«

Der Freund nahm seine Hand und preßte sie. »Ja. Wäre es nicht so, du würdest das Folgende nicht zu hören bekommen. Es ist aber dies: Sie kamen und gingen, die Wochen nach jener einen, für uns letzten gemeinsamen Nacht. Ich stand am Abschluß eines langen und, darf ich wohl sagen, brav erfüllten Studienganges. Ich war im Begriff, ganz zu Wißmann zu gehen als sein erster Assistent. Das war Karriere und Zukunft. Ich weiß noch, wie innerlich froh ich damals eines Nachmittags durch Bonns Straßen schlenderte; jeder mußte mir's ansehen: Der geht in Glück! Wer konnte wissen, welche Erschütterung mir noch am gleichen Tag bevorstand? Ich kam nach Hause. Ein Mann, ein Bauer warte auf mich drinnen im Zimmer, sagte mir meine Wirtin auf dem Gang; er warte schon länger. Wer? Sie wußte es nicht; ich wußte es nicht. Ich trat ein. Ein klobiger älterer untersetzter Mensch in Dörflerkleidung erhob sich schwerfällig und trat an mich heran. Wir musterten uns schweigend; nein, ich kannte ihn nicht. Ich fragte nach seinem Begehr. Er machte nur eine Handbewegung. ‚Ich glaub', Sie sind et, endlich,' sagte er dann. Ich war doch einigermaßen erstaunt; aber es lag nichts Aufdringliches oder gar Drohendes im Wesen des Mannes. Ich nannte ihm also meinen Namen — wieder tat er jene wegschiebende Handbewegung. ‚Wie Sie heißen, hab' ich erscht heut zufällig erfahren; seit Tagen frag' ich mich hier durch.' Er meinte wohl: innerhalb der Stadt. ‚Jetze denk' ich, ich hab' endlich den Rechten gefunden. Also Sie sind dat.' Er wandte die Augen nicht von mir, wog bedachtsam den Kopf, brummelte vor sich hin, ich verstand nicht alles. ‚Hätt' ich Sie nur eh'r gefunden, aber sie wußt' ja den Namen nich, keiner wußt' ihn, ein paar Tag eh'r, dann hätt' et noch gutt werden können — oder vielleicht auch nich — trotzdem? Nu, nu, denn kann ich Ihnen aber doch wenichstens noch den Zettel geb'n, sie hat en noch kurz vorher geschrieb'n; jedenfalls is er doch für Sie — egal — hm, hm.' Er kramte in einer abgegriffenen Brieftasche herum mit ungeschickten Fingern, fand, was er suchte, reichte mir ein Stück Papier; ich ergriff es mechanisch, ich wußte gar nicht, woran ich war, hatte keine Ahnung, um was es sich handle, wollte etwas sagen, um Aufklärung bitten, drehte den Zettel sehr erstaunt und fast wie vor den Kopf geschlagen hin und her — aber ich las. Es stand nicht viel auf dem Zettel, nur ein paar schiefe Zeilen in sehr ungelenken Buchstaben.«

Der Freund hielt inne. Er erhob sich, machte endlich Licht. Flüchtig, mit leisem Frösteln sah sich der Geheimrat in dem ärmlichen Raum um. Hier leben müssen ... Unterdes war der andre an den Tisch getreten, hatte die Lade herausgezogen; er brauchte nicht lange zu suchen: behutsam entnahm er seiner Schreibmappe ein vergilbtes, brüchiges Stück Papier und gab es schweigend, als handle es sich um ein kostbares Vermächtnis, dem Geheimrat hinüber.

Der las: »Du wareſcht gutt so gutt, ich war so froh, jetz willch garnimmer lebn wo ich weiß wie schön is un jetzt alles toppelt treifach tuhster, worum kombst du nimmer un laßt mich toppelt alleine, da scheint ja keine Sonn nimmer. Ich hab so gerufen denn du wareſcht Freud, jetz wo ich Freud kenn wie bin ich toppelt traurich, da muß mann ja sterben, kombst du noch Mal bitte?«

Die beiden Freunde sahen einander an. Schweigend gab der Geheimrat das Blatt zurück. Sorglich wieder verschloß es der andre. Er setzte sich nicht wieder dem Studienfreund gegenüber, sondern rückte weitab mit seinem Stuhl in den Schatten. Wohl nur Scham vor allzu betonter Geste hielt ihn ab, das Licht von neuem zu löschen. Dort, im Schatten, begann er wieder, und seine Worte tropften zäh. »Dieser Zettel also. Ja. Ich las ihn damals. Aber ich verstand ihn noch nicht. War dies der ungelenke Schrei eines verlassenen Mädchens nach ihrem treulosen Liebhaber? Damit hatte ich nichts zu tun; darin war mein Leben rein gewesen von je. Wer wußte, an wessen Statt ich da irrtümlich in eine Geschichte verwickelt werden sollte, die mich nichts anging? Ich begriff aber, daß es galt, sehr behutsam nur den Mann da vor mir aufzuklären; denn immerhin ging es um ein Menschenleid. ‚Das hat Ihre Tochter geschrieben?' fragte ich zögernd. Er nickte, fast erstaunt, daß ich noch fragen konnte. ‚Die Anne,' bestätigte er. ‚Ich bin nur froh, daß ich's Ihnen geben konnt', wenn's auch zu spät is.' Und mit einem leisen Laut, der mir ans Herz griff: ‚Nu is sie ja tot. Ja. Wir haben's ja lang gewußt; aber trotzdem — was so die Eltern sind —' Er schwieg. Ich fühlte wahrhaft peinigende Verlegenheit. ‚Und da kommen Sie nun zu mir?' Er kniff die Augen zusammen: ‚Ja, Sie sind's doch, der damals so gutt zu ihr gewesen is auf dem Fest damals? Der allein mit ihr getanzt hat un so gutt gewesen is? Sie hat doch immer-

los und immerlos von Ihnen bloß gesprochen — so ein guter Herr — das is immer ihre Rede gewesen — un Sie soll'n nu auch von mir bedankt sein, ja, weil Sie doch so gutt zu dem armen Mädel gewesen sind, ja.' Da war es mir wie ein Hammerschlag aufs Herz. Da tauchte wieder auf, was ich all die Tage vergessen hatte. Da wußte ich endlich, wer jenen Zettel geschrieben hatte. Und du weißt es auch.«

Schweigen.

Die Stimme des Freundes wurde immer schwerer. »Viel zu erzählen ist da ja nicht. Sie hatte immerzu von mir gesprochen. Sie hatte wohl gedacht: Ein Mensch, der so gut sein kann, der weiß auch, daß Guttat ein Versprechen ist; daß man keinen Menschen im Stich lassen darf, dem man einmal ein Licht gewiesen — damit er nicht nachher doppelt in Finsternis sitzt. So hat sie ja wohl gefühlt. Was sagst du, Arzt? Es ist ja doch wohl besser, einen Blinden nicht für fünf Minuten sehend zu machen, wenn man weiß, daß er danach doch wieder zu erneuter Blindheit verdammt ist — zu hundertfach schrecklicherer Blindheit, weil er nun kennt, was das heißt: sehen. — Ein schlechtes Beispiel. Aber so mag sie gefühlt haben. Sie. Nicht ich; ich nicht, ich nicht, ich nicht — ich war eitel gewesen auf meine ‚Guttat' — und hatte sie dann vergessen; ich war einem armen Menschen ein Alles, die Verkörperung aller Freude und alles Guten und Frohen und Lichten geworden, ich hatte es gespürt, eine Nacht lang — und hatte es vergessen — ich, ich, ich!«

Staunend sah der Geheimrat die ungeheure Erregung des Freundes, noch jetzt, Jahrzehnte nach jenem Ereignis. Er fühlte sich sehr verlegen; er räusperte sich mehrmals. »Ja, hast du ihr denn was versprochen, damals, ich meine —«

Der andre lachte bitter auf. »O du Kluger und Gerechter! Nein, ich hatte nichts von Liebe geredet, ich war doch auch damals kein wahnwitziger Schuft und Lügner, es hat nichts mit euren Weltdingen zu tun, ihr Buchstabenrichter. Ich hatte nichts verbrochen, als daß ich gut und brüderlich zu ihr war und ihr ein Glück gab, eine kurze Spanne Frist.«

»Was also?«

»Hab' einem Bettler ein Kupferstück in den Hut geschmissen — fühlte mich noch groß — bin dann befriedigt vorübergegangen und hab' im nächsten Augenblick schon nicht mehr gedacht an dies ganze Menschenleid da hinter mir! Das ist es, das ist es!« Er zangte seine Hände fest ineinander. »Als mir der Vater alles erzählt und mich dann verließ, hab' ich eine Nacht verbracht, wie ich sie keinem Menschen vergönne — nicht einem bösesten Feind. Immer mußte ich denken: Da hat sie gewartet Wochen um Wochen auf dich! Der Blinde darauf, daß noch einmal Licht werde. Wie hatte sie geschrieben? ‚Jetz willch garnimmer lebn wo ich weiß wie schön is un jetz alles toppelt treifach tuhster, worum kombst du nimmer.' Du fragst, was du hättest tun sollen, du Mörder? Du solltest lieber fragen, was du nicht hättest tun sollen: keine Blumen sprießen machen, damit sie der Frost zerbeiße! Hättest sie nicht zur Freude wecken sollen, damit sie in der Entbehrung der Freude starb! Ah, du hättest Stich halten sollen, du Pfuscher, wenn du dich schon in eine Seele eindrängtest in dem Wahn, ein Schöpfer und Wecker zu sein! Läßt Gott die Menschen, die er schuf? Du aber hast ein dumpfes Herz zur Freude auferweckt — und hast dann freventlich deine Hand abgezogen, also daß Freude zu Not und Tod wurde! Was du hättest tun sollen? In Güte weiter über einem armen Leben wachen, für das du, durch eignen vermessenen Willen, solch erschütternde Bedeutung gewannst. Wäre es dir schwer geworden? Tausend Möglichkeiten hattest du, tausend Möglichkeiten hat wahre seelische Güte und recht angewandter Reichtum, einen armen Menschen in dem bißchen Freude zu erhalten, das du selbst doch schufst. Nun? Ah, du hast vergessen, trefflicher Wohltäter, herrlicher Arzt. Da hat sie gerufen und ihre kleine Stimme ausgeschickt in die Nacht, daß sie dein Ohr finde: Hilf weiter! Du hast sie nicht gehört! Da waren ihre schmalen Hände all die Zeit zum Gebet verschlungen: Kommt er nie mehr? Du bist nicht gekommen! Da hat, noch wie sie zu Bett lag, schon dicht vor der Pforte des Todes, der arme lahme Fuß unsicher gegen die Bettstatt geklopft, Tag und Nacht, Tag und Nacht, und es war ein Wandern zu dir: Wo bist du? Schenk' weiter Freude; nun erst kenn' ich die Freude; du hast sie gelehrt; hätt' ich sie nie gekannt, wär' ich nun nicht doppelt in tiefster Not; du hast mich glauben machen an menschliche Güte, willst mich nun zu Tode enttäuschen? Ah, du hast dich nicht finden lassen, feigherziger Vergesser, und die sehnsüchtige Wanderung landete unerfüllt an der Pforte der Finsternis! Da haben die schon trüber werdenden Augen die Straßen entlang gespäht: Wann tritt er nah, auf welchem Weg, der mir Glück geschenkt und nun mich doppelt verschmachten läßt? Ah, du, du gingst auf fremden Wegen, immer ferner verschwindend den trüben Augen, auf Wegen des Ehrgeizes und des äußerlichen Tandes, und die trüben Augen sanken endlich verzweifelt zu! Du stumpfes, verworfenes Herz: eine Seele hast du sich winden und nach dir ächzen lassen, und kein Laut drang zu dir? Dann sei verflucht, verflucht! Und verflucht seien deine zukünftigen Wege, sofern sie weiter Wege des Ehrgeizes und des äußerlichen Tandes sein werden, auf denen du die Hilfeschreie der dir gewonnenen, nach dir lechzenden Seelen nicht hörst!«

Der da sprach, wuchs prophetenhaft empor.

Und weiter ging seine wie verzückte Rede: »Setz' alles ein: Herz und Hirn, Leib und Gut und Zukunft, Ruhm und Ehre, Eigenglück und Eigengedenken! Nur so kannst du sühnen, nur so wieder Mensch werden, Verlorener! Oder sei verflucht, verflucht, in Ewigkeit verflucht!«

Die Stimme, die jäh in Leidenschaft sich überstürzt hatte, wurde ruhiger.

»Siehst du: ich hatte mir Gericht gesprochen, und mit mir Gott. Das andre sei Schweigen. Ich wußte, was mir fortan zu tun blieb. Und ich glaube, in jener furchtbaren Nacht erst bin ich zum wahren Menschen geboren worden — und zum wahrhaften Arzt.«

Der Geheimrat hatte längst sein Haupt in die leise bebenden Hände geneigt. Nun ging es wie ein Krampf durch seinen Körper. Sprach man nicht auch ihm hier Gericht? Wieder läutete, wie heute schon einmal, daheim, vor dem Spiegel, die mahnend schaurige Melodie durch sein Inneres: Es ist alles falsch gewesen — alles, was du tatest; deshalb stehst du am Abend deines Lebens mit leeren Händen da ...

Der Freund aber vollendete: »Am Morgen nach jener Nacht, als ich ganze Klarheit gewonnen, warf ich hinter mich alles, was mich hätte hindern können auf meinem neuen Wege. Ich nahm nirgendwo Abschied. Dem Professor ließ ich mitteilen, daß ich aus Gewissenskonflikten heraus auf meine Assistentenstelle verzichte. Dann ‚verscholl' ich. Kam hierher. Ging zu den Ärmsten der Armen. Und gab mich ihnen: ganz! Nie, nie mehr Stückwerk — den Schwur jener Nacht hab' ich gehalten, soweit es überhaupt in Menschenkraft steht. Mein Reichtum ist auf diesem Wege zerflattert. Heute nenne ich nichts mehr mein eigen als mein ruhig und glücklich gewordenes Herz. Und auch das gehört nicht mir allein, sondern gehört untrennbar all den Armen mit, die mir und meinem bißchen guten Willen zu stetiger Leibes- und Seelenhilfe danken, indem sie mich ‚Vater' nennen. Ich glaube: ich bin entsühnt.« — — —

Als er, nach langem, aus dem Schatten in den Lichtkreis trat und seine Augen aus der Innenschau heraus auf den Geheimrat richtete, sah er, daß er weinte ...

Leise strich er dem wiedergefundenen Freund über das Haupt. Er lächelte beglückt. Er tastete nach des andern bebender Hand.

So saßen sie viele, viele schweigende Minuten.

»Du: reich. Ich: arm. Willst du mir helfen auf dem rechten Wege, den du mich erkennen lehrtest?« flüsterte endlich der Geheimrat.

Er antwortete einfach: »Ich will.« Und, ein wenig abgewendet: »Ich wußte, du warst in Not. Darum hab' ich gesprochen. — Was willst du tun?«

»Dir nachfolgen. Mit einer ersten guten Tat.« Zögernd sah er auf. »Sag' mir, ob es das Rechte ist. Und hilf!«

»Was —?«

»Der Junge, den ich überfuhr —«

Das Gesicht des Freundes spannte sich. »Ah, du willst Geld geben —?«

Der Geheimrat schüttelte zaghaft den Kopf. »Sagtest du nicht, man müsse sich ganz einsetzen? Ich will für seine Mutter sorgen, auf daß sie gesunde. Den Jungen aber möchte ich annehmen an Sohnes Statt. Ich habe keine Kinder — wie du. Aber vielleicht, daß später, wenn ich es recht gemacht, doch wenigstens einer auch mich von ganzem Herzen ‚Vater' nennt — wie dich die vielen. — Ist dies ein Anfang?«

»Der dich erlöst!«

Und zum andernmal an diesem Abend umarmten sich die beiden wiedervereinten Freunde — schamhaft und feierlich.

Ehelied

Ich bin nicht treu, ich bin nicht gut,
Voll Unruh, Stolz und Übermut,
Ich lieb' dich nicht aus eigner Kraft,
Du bist's, der meine Liebe schafft.
Dein Wesen ist so sternenvoll,
Daß ich mich ewig sehnen soll.
Dürft' ich dich erstmals heute sehn,
Müßt' allsogleich in dir vergehn,
Und so, nicht hold, nicht gut, nicht treu,
Lieb' ich dich ewig täglich neu.

Du aber bist getreu und gut —
Die Unruh und den Übermut,
Womit mein Herz dir Leiden schafft,
Bezwingst du voller Liebeskraft.
Daß ich so trüb und bitter bin,
Zieht dich gewaltig zu mir hin,
Je ärmer ich erscheinen muß,
Je glühender dein Überfluß,
Als Sonne, täglich licht und neu,
Liebst du mich ewiglich getreu.

Erika Spann-Rheinsch



Pfingsten

Des Himmels tiefstes Blau – –
Der Lerche Jubel; fern rauscht die Flut.
Um Dünenhügel linder Sommerwind.
Ein Schritt! Ich horche auf und spüre wieder,
wie leis um mich die Traumgestalten sind.

Der Garten in der Sonne.
Drinnen in der alten Stube ein Menschenherz
voll Glück und wieder Glück –
Blick durch ein Fenster auf, in grüne Bäume.
Ich bin geborgen nun, daheim, zurück.

Die Welt ruht aus, das Meer nur ewig nah.
Leid ist verklungen – Augenblicksbegegnen.
Du meines Herzens Freude, du bist da:
Dich muss ich segnen, still beglückt dich segnen.

E. F. Kullberg



Neuorleans. Am Mississippi

Max v. Eyth

Der Techniker, Poet und Zeichner / Von Dr. Max Schefold (Ulm)

Mit acht farbigen Abbildungen nach Aquarellen Max v. Eyths

Am 25. August 1926 waren zwei Jahrzehnte dahingegangen, seit Max v. Eyth die Augen schloß.

In seiner Persönlichkeit finden wir eine seltene Verschmelzung von technischem Schaffen und dichterischem Erleben; als Verkünder einer neuen Philosophie der Technik, die neben dem Vortrage »Poesie und Technik« vor allem in der »Berufstragik« zum Ausdruck kommt, führt er den Beweis, daß unsre Gegenwart durchaus nicht ohne Poesie ist, und sagt: »In der Technik selbst, in diesem Ringen des Geistes mit der Materie liegt genug Idealismus, genug Poesie, um unser ganzes Zeitalter für künftige Geschlechter zu vergolden.«

Während Eyths Ruf als Schriftsteller weit hinausgedrungen ist, scheint eine andre Begabung Eyths noch wenig bekannt geworden zu sein.

Neben seiner reichen Berufstätigkeit findet er nämlich noch Zeit zum Skizzieren, es drängt ihn, die überreiche Fülle der Bilder, die auf ihn täglich einstürmen, rasch aufs Papier zu bringen, um sie so in der Erinnerung festzuhalten. Stift und Aquarellfarben sind seine ständigen Begleiter auf all seinen Reisen. Wie er in seinen Schriften jede Situation mit außerordentlicher Präzision zu schildern weiß, so versteht er es auch, das vor seinen Augen Ausgebreitete klar zu erfassen und zu umreißen. Viele Blätter haben sich bei seinem unermüdlichen Fleiß im Lauf der Jahre angesammelt, im Alter hat er sie fein säuberlich geordnet, und die ganze stattliche Reihe, die er selbst »Ein Leben in Skizzen« genannt, aus Dankbarkeit gegen die Stadt Ulm ihr als Vermächtnis hinterlassen. Ulm besitzt damit ein Dokument hohen kulturgeschichtlichen Wertes.

Auch wer Eyths literarische Werke nicht kennt, wer über das Bedeutsame seiner Persönlichkeit nicht unterrichtet ist, wird aus diesen Blättern entnehmen können, was für ein Dasein voll tiefen Erlebens, voll unendlicher Arbeit ihnen zugrunde liegt.

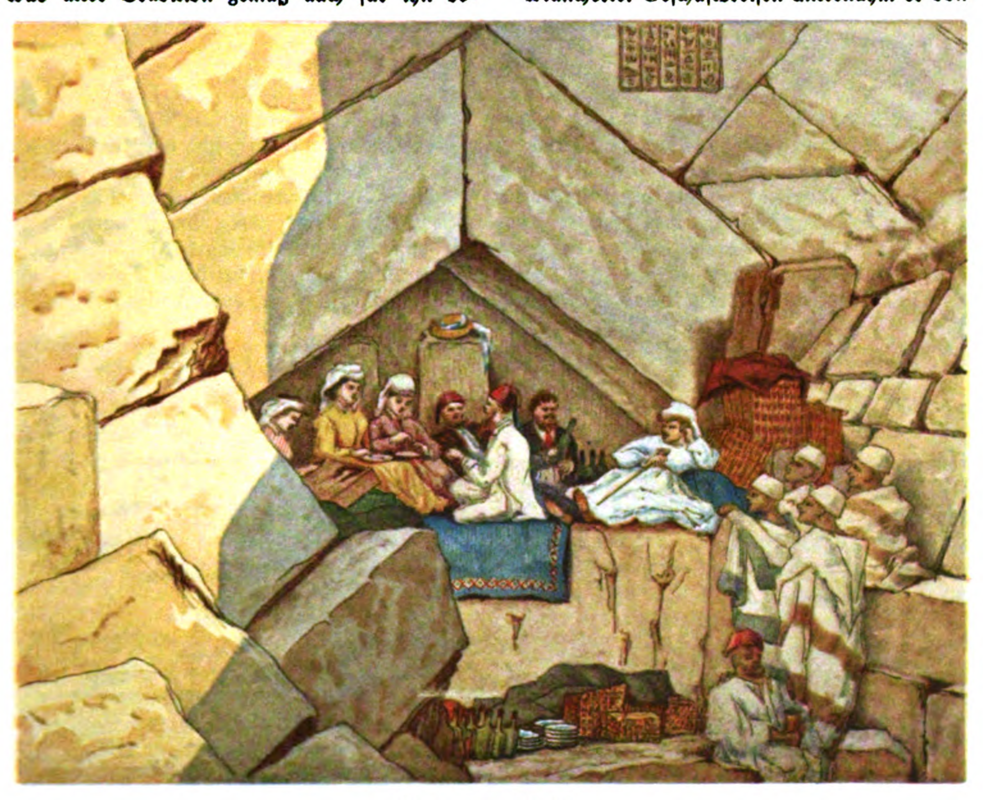
Eyth arbeitet auch im Aquarell rein zeichnerisch; der optische Eindruck wird mit aller Schärfe und Exaktheit des Technikers niedergelegt. Der weitaus größere Teil der Blätter entstand nicht aus der Absicht künstlerischer Bildgestaltung heraus, sondern aus rein topographischem Interesse. Als Ausspannung von seiner Berufsarbeit sind die Skizzen in den Mußestunden entstanden, bei dem Dichteringenieur gab es aber keine strenge Trennung zwischen eigentlichem Beruf und poetischer oder künstlerischer Betätigung; stets sind bei ihm Arbeit und Kunst, Technik und Poesie zu einer höheren Einheit verschmolzen. Gar oft versucht er, seine Bilder durch Staffage zu beleben; die Darstellung der Landschaft oder der Architektur liegt ihm aber besser als die des Menschen. Am sympathischsten erscheinen uns seine Küstenlandschaften, Fernblicke vom Schiffe aus über das blaue Meer auf steile Riffe, Klippen und ferne Schneeberge, zwischen den kräuselnden Wellen Schiffe mit geblähten Segeln, alles voll sprühender Farbigkeit.

Seine Aquarelle haben viel Verwandtes mit späten Arbeiten des Münchner Architektur- und Genremalers Lorenz Quaglio (1794—1869). Von diesem gibt es ein Blatt »Schloß Stolzenfels a. Rh.«, aus dem allein man fast schließen möchte, daß Eyth bei Lorenz Quaglio Unterricht in der Landschaftsmalerei nahm. Beide sind in gleich hohem Maße auf das Gegenständliche eingestellt; in greller Beleuchtung und in scharfen Umrissen ist dort die Architektur im Vordergrund gegeben, wie bei Eyth finden wir auch hier die typischen violetten Schattierungen fern gelegener Waldpartien oder Wolken in hellem, leuchtendem Sepia auf gräulichblauem Himmel.

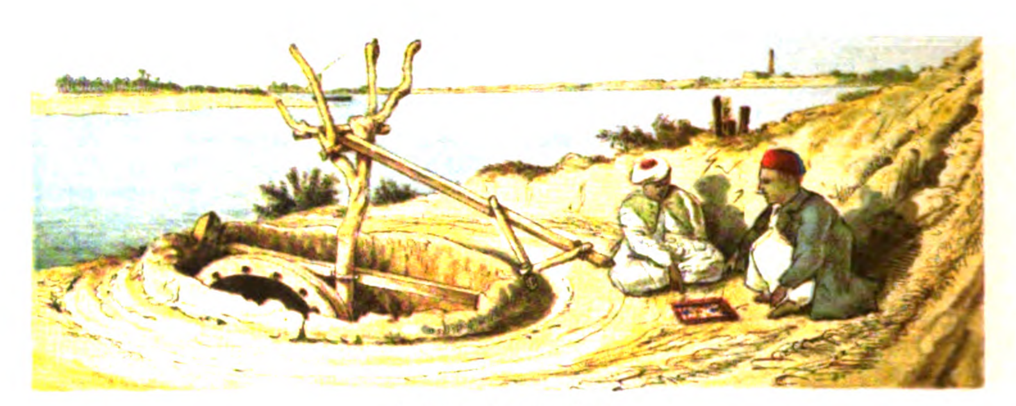
So erhalten wir nicht aus seinen Schriften allein einen Überblick über sein arbeitsreiches Leben, auch seine Skizzen führen uns unmittelbar hinein in sein bewegtes wechselvolles Dasein. In engster Fühlung mit jenen Blättern wollen wir es verfolgen; erst wenige Jahre vor seinem Tode wird die Verbindung mit ihnen abbrechen.

In Kirchheim u. Teck hat Eyths Wiege gestanden. Dort ist er am 6. Mai 1836 geboren als Sohn des nachmaligen Professors Eyth am Theologischen Seminar in Schönthal a. d. Jagst. In stiller Häuslichkeit war er aufgewachsen, der Beruf des Vaters oder des Großvaters war alter Tradition gemäß auch für ihn bestimmt. Demzufolge war die Ausbildung vorgezeichnet. Aber wesentlich sympathischer als lateinische Verben erschienen ihm geometrische Figuren. Glückselige Stunden, wenn er sich von Cornelius Nepos, den er nicht zu seinen Freunden zählte, wegstahl in den Wald und nach einer einsamen Hammerschmiede rannte, um dort dem seltsamen Getriebe nachzuspähen. Große Steinbrüche beim Heilbronner Jägerhaus mit hohen Gerüsten und Brücken zählten zu den ersten Gegenständen, die den jungen Eyth zu Zeichnungen lockten. Nach dem Studium an der Polytechnischen Schule in Stuttgart begann für ihn die Zeit der Praxis, die ihn zunächst in die Göbelsche Maschinenfabrik in Heilbronn, dann aber in die Kuhnsche Fabrik in Berg bei Stuttgart führte. Manche Motive aus Berg oder Eßlingen gemahnen an seine dortige Tätigkeit hinter dem Schraubstock, die ihn viel Schweiß gekostet hat, und die er bald gern mit dem Zeichensaal vertauschte. Es sind anspruchslose Bleistiftzeichnungen, die von seinen heimatlichen Wanderfahrten berichten; eine größere Reihe von Blättern entsteht dann auf einer Fahrt in die Alpen über den Finstermünzpaß und das Stilfser Joch hinab nach dem Comer See und durch das Bündner Land wieder zurück.

Mancherlei Geschäftsreisen unternahm er von



Pyramidenpicknick



Bei Carabas im Delta

Berg aus; das Jahr 1860 führte ihn zum erstenmal ins Ausland nach Paris zur Erkundung der Lenoirschen Gasmaschine, leider ohne viel Erfolg.

Nach England hat sich der junge Ingenieur zunächst besonders hingezogen gefühlt. England war damals, in den fünfziger Jahren, ein Land, das Gewaltiges auf dem Gebiet der Technik leistete. Mancherlei Bleistift- und Sepiaskizzen waren auf der Fahrt auf dem Rhein und in den Niederlanden entstanden, und als er drüben jenseits des Kanals angekommen war, übten die mächtigen Ingenieurbauten, vornehmlich die großen Brücken, eine starke Anziehungskraft auf ihn aus. Von der Überfahrt legte die erst nach Jahrzehnten niedergeschriebene Novelle »Der blinde Passagier« noch humorvolles Zeugnis ab.



Küste von Mexiko

Lange und vergeblich suchte Eyth nach einem Unterkommen. Schon dachte er bei der scheinbaren Aussichtslosigkeit seines Bemühens an die Heimkehr, als er auf der Jahresausstellung der Royal Agriculture Society of England in Leeds John Fowler, den Erfinder des Dampfpfluges, kennenlernte. Fowler, der ihn in sein Werk aufnahm, erkannte bald, was hinter dem jungen Deutschen steckte: sein klarer Blick, der praktische Sinn, die Fähigkeit, sich in den schwierigsten Lagen zurechtzufinden, waren ihm nicht verborgen geblieben. Schon nach kurzer Frist wurden Eyth verantwortungsvolle Aufgaben anvertraut. Auf der Weltausstellung in London, 1862, erhält er wolle ein, die in Ägypten zu fieberhaftem Baumwollanbau führte. Mit Hilfe der alten Ochsengespannpflüge war es aber in Anbetracht des von der Sonne steinhart gebrannten Nilschlamms unmöglich, ein für die Baumwollkultur geeignetes Saatfeld zu schaffen; nur der Dampfpflug und weitere, von Eyth selbst erfundene Geräte waren dazu imstande. In aller Eile wurden im Schubra von Eyth Hunderte von eingeborenen Fellachen an den Maschinen ausgebildet, die Fabrik in Leeds war binnen kurzem vervierfacht, und in Massen waren die mächtigen Riesenpflüge auf dem Plan erschienen. Bald bezog fast die ganze Welt ihre Baumwolle aus Ägypten.



Moschee zu Minich

die Vertretung der Firma und wird bald darauf mit einigen Dampfpflügen auf eine Indigoplantage am Brahmaputra in Indien geschickt. Es sollte aber nicht so weit kommen. Unterwegs hatte er in Ägypten noch einige Maschinen wieder in Gang zu bringen, und dort ist er hängengeblieben; Halim Pascha, der Erbe des vizeköniglichen Throns, hatte Eyth mit Einverständnis Fowlers als Chefingenieur gewonnen. An den Ufern des Nils eröffnete sich nun für den jungen Schwaben ein Arbeitsfeld von unmittelbar weltwirtschaftlicher Bedeutung. Während des amerikanischen Sezessionskrieges im Jahre 1863 setzte durch die Ausschaltung der Produktion des Mississippitales auf der ganzen Welt eine außerordentliche Verteuerung der Baum-

Das Ziel seiner kindlichen Sehnsucht war erreicht: Eyth war angekommen in dem märchenhaften Lande der Pyramiden, die er als Knabe unzählige Male zum Schrecken der Professoren in die Schulkladden gekritzelt hatte. Die neuen bedeutsamen Eindrücke mußten auch sein künstlerisches Blut in Wallung bringen; die Glut der Farben, die Fülle der Formen hatten es ihm angetan. So ist ein großer und für uns heute besonders wertvoller Teil seiner Skizzen in Ägypten entstanden, für dessen alte Kultur er stets große Vorliebe gehegt hat. Dort hat er sich allmählich eine gewisse Fertigkeit im Aquarellieren angeeignet. Neben das Aquarell tritt aber häufig auch die Sepiaskizze; er strebt immer mehr nach reicher Ausgestaltung und topographi-

scher Zuverlässigkeit seiner Bilder; mit einfachen, aber sicheren Mitteln lernt er auch die atmosphärische Erscheinung zu bannen. Heute sind sie uns die besten Illustrationen zum »Kampf um die Cheopspyramide«, jene köstliche, zur Zeit Ismail Paschas spielende Erzählung, in der er prächtige Schilderungen aus dem orientalischen Leben, von der Wirtschaft des modernen Ägyptens bringt, durchsetzt mit gesundem, kernigem Humor. Den nämlichen Geist atmet das originelle Aquarell mit einer Reisegesellschaft, die inmitten der ungeheuren Quader der Cheopspyramide (Abbild. S. 391) ein Picknick hält, bei dem die braunen Träger neidische Blicke auf das Mahl richten.

Ebenfalls von der Cheopspyramide handelt ein Sepiablatt, auf dem er erzählt, wie der keuchende Europäer bei dem schwierigen Aufstieg auf der steilen, glatten Wand durch einen Eingeborenen über die hohen Quader hinaufgezogen wird; ganz verstohlen blickt auch hier Eyths kostbarer Humor in der Kennzeichnung der nicht ganz alltäglichen Situation hervor.

Landschaften an dem Gestade des Nils, einsame Oasen, in die Glut der Sonne getaucht, wechseln mit Panoramen vom Gipfel der Pyramiden, dann folgen wieder architektonische Skizzen von Kalifen- und Mameluckengräbern, von Klöstern und Moscheen, die, im Gegensatz zu landschaftlichen Blättern, ganz von kühler Sachlichkeit beherrscht und in fast kristallinischer Schärfe durchgeführt sind. Eine seltsame Ehe gehen die Zeugen der alten Zeit mit dem modernen Maschinenzeitalter ein bei einem Aquarell, auf dem die eben gelöschte Ladung von Dampfpflugteilen neben der Moschee zu Minich (Abbild. S. 393) erscheint. Immer ist die innige Verbindung seiner Skizzen mit der eigentlichen Berufsarbeit gewahrt, stets sind technische Dinge eingestreut: einmal interessiert ihn das mächtige Nilstauwerk bei Kaliub, dann sind es wieder Dampfpflüge bei der Arbeit — Erinnerungen an das Wettpflügen bei Kairo, von dem Eyth in »Hinter Pflug und Schraubstock« so köstlich berichtet. Auch seine im Auftrag des Vizekönigs unternommene Reise nach Palästina im Jahre 1865 gab Anlaß zu mannigfachen Skizzen von der heiligen Stadt, von den Ufern des Toten Meeres; mit überraschender Gewissenhaftigkeit in der Zeichnung des Baumschlags werden Ölbaumgruppen bei Bethlehem festgehalten.

Bis zum Jahre 1856 blieb Eyth im Dienste Halim Paschas, dann war er wieder zurückgekehrt zu der Fowlerschen Firma nach Leeds, »einer nebeligen Zukunft entgegen, um den alten Kampf mit dem Leben von neuem aufzunehmen«.

Die kommenden sechzehn Jahre waren für ihn eine ununterbrochene Kette von Reisen in aller Herren Ländern, in die ihn die Aufgabe führte, dem Dampfpflug zum Sieg zu verhelfen, daneben aber auch noch andre technische Unternehmungen, wie die Seilschiffahrt, Straßenlokomotiven und Konstruktionen aller Art, zu fördern. Gewaltige Anforderungen stellte diese Arbeitslast an Nerven und Gesundheit, nur eine starke Natur wie Eyth konnte all dem gerecht werden.

Als nach Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges die unermeßlichen Baumwollplantagen von Louisiana brachlagen, da erschien Eyth mit einem Dampfpflug in Neuorleans. Rasch war es ihm gelungen, die maßgebenden Kreise von der Notwendigkeit der Pflüge, von ihrer gewaltigen Überlegenheit über die Sklavenarbeit zu überzeugen, und nicht lange währte es wie-



Roseau Dominica

Das Cooliefest der Hassanên

herum, bis Hunderte von Dampfpflügen die Erde im Mississippital aufrissen.

Ein originelles Blatt stammt aus jener Zeit; wieder hat Eyth dabei die Komik der Situation beim Schopfe gefaßt (Abbild. S. 390). Wir sehen einen Niggerkavalier auf dem Achtersteven eines Mississippidampfers alten Modells; behaglich schmauchend sitzt der schwarze Kerl im Zylinder auf dem Deck inmitten des mächtig breiten Stromes; Mast an Mast reiht sich am Ufer; am Lande aber, wie aus der Spielzeugschublade hingeworfen, in grausamer Eintönigkeit das wie aus dem Boden gestampfte Neuorleans.

Schriftstellerisches und zeichnerisches Schaffen greifen bei Eyth eng ineinander. Im »Wanderbuch eines Ingenieurs« (später umgearbeitet unter dem Titel »Im Strom unsrer Zeit« erschienen) stellt er aus Briefen und Reiseberichten in die Heimat eine Selbstbiographie zusammen, ein Werk von kulturhistorischer Bedeutung insofern, als es einen klaren Einblick in den gewaltigen Umschwung vermittelt, der damals durch die aufstrebende Technik und das moderne Verkehrswesen einsetzte. Wie eine Begleitmelodie erscheinen daneben die zahlreichen Skizzen, die uns in all die Länder und Meere führen. So taucht der Weltenwanderer im Frühjahr 1870 in Roseau Dominica (Abbild. S. 394) auf; in lichter Bläue, von leise gekräuselten Wellen bewegt erscheint auf dem Bilde das Meer, aus dem sich die steile Küste erhebt, rasch über grüne Terrassen zum kahlen Felsgebirge ansteigend.

An japanische Aquarelle möchte man angesichts eines Abbildes der Bucht von San José de Guatemala denken, so zart und duftig ist das Ganze; wie ein Scheingebilde erheben sich die rauchenden Krater aus dem Dunst der Ebene. Reich an Kontrasten, in all der Fülle der Farben zeichnet Eyth auf andern Blättern die üppige Pflanzenwelt der Antillen. In fast impressionistischer Technik auf einem Blatt der Küste von Mexiko (Abbild. S. 392) das Wellenspiel der See, schneeweiß die von der frischen Brise geblähten Segel, in Braun und zartem Rosa das steile Vorgebirge. Dann wieder Bilder von engen Schluchten in den Kordilleren, von rauchenden Schloten in Leeds, von stampfenden Dampfpflügen am Mississippi; oder von weiten, wüsten Steppen in Südrußland, von kuppelreichen Kirchen in Kiew und Moskau. Zwischen den Bildern der Auslandreisen finden sich dann wieder traute Bilder der schwäbischen und deutschen Heimat eingestreut, vom elterlichen Haus in Schönthal, vom Ephoratshaus in Blaubeuren.

Nach über zwei Jahrzehnte währender Zusammenarbeit mit der Firma Fowler zog sich Eyth im Jahre 1882 zurück, am Ende langer Wanderjahre war er nach Deutschland heim-

gekehrt. Für ihn aber gab es keine Rast, mit ganzer Kraft setzte er sich für die Gründung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft ein, die er nach englischem Vorbild ausgestalten wollte; allen Zweifeln und Hemmnissen zum Trotz führte er seinen Plan aus, und von neuem bekundete er dabei sein erstaunliches Organisationstalent. 1885 war er von Bonn, wo er sich zunächst niedergelassen hatte, nach Berlin übergesiedelt; vierzehn Jahre lang hat er die Geschäfte der Gesellschaft sowie die alljährlichen Landwirtschaftsausstellungen geleitet, bis er 1896 die Leitung niederlegte, um sich nun in Ulm ganz schriftstellerischen Arbeiten hinzugeben. — Am 25. August 1906 wurde er nach kurzer Krankheit hingerafft.



In Genua

Wir wollen noch einmal Eyths zeichnerisches Werk, das er nach der Rückkehr vom Auslande geschaffen hat, betrachten. Die vielen Geschäftsreisen führen ihn kreuz und quer durchs ganze Land. Die Blätter berichten vom Rhein, von Nord- und Ostsee; oft zog ihn die Liebe zu den Bergen nach den Alpen, die er mit seinem Skizzenbuch durchstreifte. In den Alpendarstellungen ist er ganz ein Kind seiner Zeit, nicht selten erinnert er in der Technik an E. T. Comptons Hochgebirgslandschaften. Gipfelaussichten werden mit erstaunlicher Sachlichkeit niedergelegt, manche Sepiazeichnung erhebt sich aber über das lediglich Topographische hinaus zu reizvoller Bildgestaltung. Den Ausklang bilden seine Bodenseelandschaften aus der Zeit um 1900, durchweg aus der Freude an der Schönheit der Natur, aus Lust zum Malen geschaffen. Wir verspüren eine modernere Technik, der Fluß der Linien, das Spiel der Farben sind ruhiger geworden, an die Stelle des unsteten Flimmerns der mannigfaltig kleinen Farbflekken treten nun weiche und große Flächen.

Wer heute große Reisen unternimmt und dabei den Wunsch hegt, Erinnerungen seiner Wandertage für später festzuhalten, bedient sich der Photographie; das rein persönliche Moment ist dabei freilich bis auf einen bescheidenen Rest ausgeschaltet. Das Geschlecht von heute würde weder Kraft noch Geduld für so unendliche Kleinarbeit, vor allem aber nicht jenen außerordentlichen Wissensdrang aufbringen, wie sie Eyth zuteil geworden waren. In hohem Grade mag die liebevolle Betrachtung und zugleich scharfe Beobachtung der Umwelt, die seinen Skizzen zugrunde lagen, den Boden gegeben haben, aus dem seine schriftstellerische Begabung schöpfen konnte.

Vereinfachung der Haushaltführung: ein Jungbrunnen für die Frau

Von Dr. W. Schweisheimer (München)

Nimmt man heute ein amerikanisches Magazin zur Hand, so fallen sofort die zahlreichen neuen Apparate auf, die darin zur Vereinfachung und Erleichterung des Haushalts gezeigt und besprochen werden. Es ist das ein Beweis dafür, welch hohes Interesse den Fragen der Haushaltvereinfachung in Amerika von den Frauen entgegengebracht wird. Der Haushalt wird hier als ein »Betrieb« angesehen, und unrationelle Führung ruft entweder Erfolgsfehler oder unerwünschte Überlastung des Betriebsleiters, der Hausfrau, hervor.

Daß die amerikanische Frau in ihrer rechtlichen, geistigen und kulturellen Befreiung der europäischen voraus ist — und diese Überlegenheit zeigt sich gerade bei der Vereinfachung des Haushalts —, hat freilich einen sehr realen Untergrund. In Amerika besteht Frauenmangel, in Europa überwiegt in allen Ländern die Zahl der Frauen die der Männer. Hier liegt der Schlüssel zu der verschiedenartigen Stellung der Frau in den beiden Erdteilen. Das ist auch der Grund, warum die Frau des amerikanischen Mittelstandes viel schwerer als die europäische Frau geeignete weibliche Hilfskräfte findet. Sie ist viel mehr auf sich selbst angewiesen und muß deshalb, um Kräfte zu sparen, nach jeder Vereinfachung willig greifen. Daß neuerdings auch bei uns das Streben nach Vereinfachung der Haushaltführung so mächtig hervortritt, hängt zum Teil mit einer gewissen Verarmung durch Krieg und Inflationszeit zusammen, die zum Rückzug auf das Nötigste zwingt und in weiten Kreisen die Verwendung von Hilfskräften im Haushalt eingeschränkt hat. Aber auch wenn diese augenblickliche Hemmung überwunden sein wird, das Streben nach technischer Vereinfachung der Haushaltführung wird ungemindert weitergehen: sie ist im Materiellen der Ausdruck der geistigen Befreiung der Frau, die mit Energie vorwärtsschreitet und sich in allen Beziehungen des täglichen Lebens und der Geistesarbeit offenbart.

Es ist klar, daß ein umständlicher, großer und noch dazu unrationell geführter Haushalt viele Energien erfordert, die des Ergebnisses nicht recht wert sind. In Amerika, wo die durchschnittliche wirtschaftliche Lage des Mittelstandes das Wohnen in Einfamilienhäusern gewiß gestatten würde, macht sich neuerdings auch eine Strömung zur Bevorzugung modern eingerichteter Mietwohnungen geltend. Dieser Umschwung in der Auffassung geht im wesentlichen von den Frauen aus; sie wollen lieber in diesen hübschen und zweckmäßig eingerichteten Wohnungen Kräfte sparen (und dadurch für andre Zwecke freibekommen), die sie bei der Leitung eines ganzen Hauses, zumal ohne hinreichende Hilfskräfte, verausgaben müßten. Das ist eine ganz erstaunliche Entwicklung, an die man vor kurzem noch nicht gedacht hätte. Die Männer sind mit den Bestrebungen zur Haushaltvereinfachung im allgemeinen höchst einverstanden, gewinnen sie doch dadurch ihre Frauen (und noch dazu länger jung bleibende Frauen) mehr für sich und mehr für die Kinder. Natürlich gibt es auch andersdenkende Männer. In einer süddeutschen Zeitung waren jüngst Heiratsgesuche amerikanischer Männer abgedruckt, die deutsche Frauen suchten. In mehreren dieser Gesuche war betont, daß die Frau vor allem gut kochen und »in alter Manier« den Haushalt führen solle. Soweit man aber Gelegenheit hat, selbst mit jungen amerikanischen Männern zu sprechen, werden ganz andre Vorzüge an der Frau geschätzt, als sie in diesen Gesuchen zum Ausdruck kommen.

Der Haushalt darf jedenfalls nicht, wie das immer noch allzu häufig geschieht, zum Tyrannen werden, der die Frau in unerbittlicher Fron von Minute zu Minute peitscht und ihr alle Kraft, alle Freude für Geistiges und alle Jugendlichkeit aus dem Leibe saugt. Die geordnete Haushaltführung soll immer nur Mittel zum Zweck sein, nicht ein — womöglich gar noch moralisch besonders bewerteter — Selbstzweck. In die Gewohnheiten des Haushalts finden Neuerungen im allgemeinen am schwersten Einlaß. Das konservative Element in der Frau, das bei der Kleidung von der Mode besiegt wird, feiert hier seine Triumphe. Es ist wichtig, daß in Familie und Haushalt durch eine ererbte Tradition die Stetigkeit der Lebensführung gewährleistet wird. Insofern wirkt das Beharren bei Altüberkommenem als Bewahrer vor Schädigungen. Aber eine zu langsame Anpassung der Haushaltführung an moderne Erfordernisse bringt der Familie, und namentlich der Frau, große Schäden. Es ist erstaunlich, wie zahlreiche Frauen in ihrem Haushalt eine Tradition weiterführen, die im Zeitalter der Technik und des raschen Verkehrs durchaus unangebracht ist. Im Haushalt herrschen noch Methoden, die in der Zeit der Biedermeierpostkutsche am Platz gewesen sein mögen. Die Frau ist nicht imstande, das vorwärtsdrängende Tempo der Zeit zu ändern. Die Folge dieses Mißverhältnisses zwischen modernen Notwendigkeiten und vorsintflutlichen Arbeitsmethoden ist eine Überlastung der gewissenhaften Frau, unnützer Verbrauch an Körperkraft, Vergeudung von Nervenmaterial und vorzeitiges Altern.

Man scheut sich fast, überhaupt zu erwähnen,

daß es sich hier um alles andre als »Bequemlichkeit«, »Faulheit«, »Genußsucht« handelt — so heißen die Schlagworte, mit denen eine dem Zeitgeist angepaßte Strömung abzutun versucht wird. Sicher wurde früher einmal die Frau als minderwertig, pflichtvergessen, neuerungs- und genußsüchtig betrachtet, die sich nicht mehr selbst hinter Pflug und Egge stellte, sondern die Getreidekörner schon fertig gedroschen vom Bauern bezog. Und später wurde höchstwahrscheinlich jene Frau im gleichen Sinn gewertet, die nicht mehr selbst die Getreidekörner zu Mehl vermahlte, sondern aus dem gelieferten Mehl erst das Brot buk. Noch später dachte schon niemand mehr daran, die Frau solle selbst pflügen, weil inzwischen die Arbeitsteilung anerkannt war, aber neuerungssüchtig erschien eine Frau, die das Brot im fertigen Zustand vom Bäcker bezog. Ob ein wirklicher Fortschritt im moralischen oder philosophischen Sinn bei der Menschheit möglich ist, das ist eine vielumstrittene Frage; sie soll hier gar nicht berührt werden. Aber sicher ist in technischer Beziehung eine deutliche Aufwärtsentwicklung eingetreten, und die Technik ist die Dienerin des Lebens. Ihre Fortschritte müssen allen zugute kommen, auch den Frauen.

Wir würden heute lachen über einen Mann, der es sich — weil es früher üblich war — in den Kopf setzte, mit dem Pferd von München nach Berlin zu reiten, um dort Geschäfte zu erledigen. Wir würden uns höchlichst verwundern über eine Frau, die den Flachs selber spinnt, weil ihre Urgroßmutter das tat, während doch heute der Stoff besser, schneller und billiger fertig von der Technik geliefert wird. Aber wir sind noch nicht so weit, die Frau zu bedauern, die täglich einen großen Apparat über viele Stunden in Bewegung setzt, um ihrer Familie ein Mittagessen zu verschaffen, die täglich einen großen Kochherd mit Kohlen heizt oder ihre Fruchtkonserven selbst einmacht.

Auf dem Lande liegen die Verhältnisse wohl vielfach noch anders, freilich nur im Einzelnen und nicht im Wesentlichen, Grundsätzlichen. Das wird aus folgendem Beispiel deutlich. Während es für die Frau in der Stadt vorteilhafter ist, Früchte nicht einzukochen, sondern in konserviertem Zustand zu beziehen, wird die Frau auf dem Lande nach wie vor Früchte und Gemüse selbst einmachen. Sie stehen hier großenteils aus dem eignen Betrieb ohne Transportkosten und Transportverluste zur Verfügung, für sie ist es daher rationell, sie selbst zu konservieren. Der weitere Raum, der ihr zur Verfügung steht, läßt auch die Mitarbeit von Hilfskräften bei dieser Tätigkeit nicht als so störend erscheinen, wie in den engen Räumen der Stadtwohnungen. Aber auch die Landfrau benützt bereits erleichternde Methoden, wie sie von der modernen Technik geliefert werden, und sie folgt darin dem Beispiel des Landbearbeiters, dem die modernsten Methoden als rationellste erscheinen. Immerhin: die Umwandlung hat hier erst begonnen.

Auch da, wo die Frau in der Stadt nicht einem Erwerbsberuf nachgeht, werden andersgeartete Ansprüche an sie gestellt als in früheren Zeiten. Trotzdem schleppt die Frau wie eine Fessel unrationelle Methoden zur Bewältigung der häuslichen Arbeiten mit sich. Im Zeitalter der Staubsauger mutet die Scheintätigkeit des Staubwischens oder unzweckmäßiges Teppichklopfen sonderbar an. Es ist ein Streben jeder Hausfrau, die Zimmerböden in schönem Zustand zu erhalten. Die furchtbarste Staubquelle war da lange Zeit das Abreiben der Parkettböden mit Stahlspänen. Diese überaus anstrengende Arbeit ist heute noch nicht verschwunden, obwohl die Technik andre Methoden zur Erreichung des gleichen Zieles geliefert hat. Kein sachlicher Grund, nur überkommene Tradition läßt noch vielfach an der Abziehtätigkeit festhalten, eine Arbeit, die, abgesehen von der enormen Staubentwicklung, auch durch die große körperliche Anstrengung auf den Beobachter bedrückend wirkt. Nicht überall freilich ist die Technik den modernen Anforderungen schon nachgekommen. Es sind heute noch die gleichen Tee- und Kaffeekannen in Verwendung wie vor Hunderten von Jahren, die erstens an der Auslaufstelle tropfen und bei denen zweitens der Deckel herabzufallen droht, wenn eingegossen wird. Es muß ein Rätsel für jeden Nichtfachmann bilden, warum es nicht möglich sein soll, durchwegs Modelle zu schaffen, denen diese beiden Fehler nicht mehr anhaften. So ließen sich noch zahlreiche mangelhafte Eigenheiten der Küchentechnik aufweisen. Besonders belastend ist die primitive Art des Geschirrspülens und -abwaschens, wie sie in den gewöhnlichen Küchen zur Durchführung gelangt. Für eine täglich mehrmals wiederkehrende Arbeit wird hier eine Methode verwendet, wie sie für den zivilisationsentfernten Haushalt Robinson Crusoes geeignet gewesen sein mag. So gut es heute möglich ist, kaltes und warmes Wasser durch Leitungen direkt in die Küche zu führen, während das Wasser früher vom Straßenbrunnen hereingeschleppt werden mußte, so gut müßten sich in den Küchen auch Vorrichtungen anbringen lassen, die die mechanische Tätigkeit des Abspülens mit einem Mindestmaß von Energien erledigen lassen.

Die Berufshygiene der Hausfrau ist erst im Entstehen begriffen. Man weiß, daß in der Tätigkeit der Hausfrau und Mutter von Streik und Widerstand keine Rede sein kann; sie ist mit ihrer Arbeit zu innig seelisch verknüpft, als daß freiwillige Loslösung möglich

wäre. Nur auf indirektem Wege, ohne Willen und Wissen der Hausfrau, äußert sich der Widerstand des überlasteten Organismus: als Nervosität, Gereiztheit, Überalterung. Alle möglichen Medizinen und Rezepte werden versucht, Kräftigungsmittel, nervenstärkende Mittel. Damit wird natürlich keine Besserung geschaffen, weil eben die Ursache — die falsche, überlastete Haushaltführung — nicht behoben wird. Auch Ausspannen und Reisen, so wichtig sie sind, bilden keinen nachhaltigen Gegenwert gegen das falsche, aufreibende System in der Alltagstätigkeit.

Wie alle Berufe, kennt auch die Hausfrau bestimmte Berufskrankheiten. Sie lassen sich viel leichter vermeiden als in andern Berufen, aber nur nach Schaffung gesundheitlich richtiger Voraussetzung. Beine und Füße der Hausfrau werden durch zu vieles Stehen und überflüssiges Gehen überlastet. Das viele Stehen im Verein mit einer körperlich anstrengenden Arbeit, wie etwa Bügeln, fördert die Neigung zu Venenerweiterungen (Krampfaderbildung). Ebenso tritt dadurch eine Übermüdung der Rücken- und Nackenmuskeln auf. Die starke Belastung führt zur Senkung des Fußgewölbes und zum Senkfuß mit seinen schmerzhaften Folgen. Bei richtiger Einteilung sind viele derartige Arbeiten ebenso rasch im Sitzen auszuführen; dabei ist auf eine praktische, zweckentsprechende Anordnung der Stuhl- und Tischhöhe das Hauptgewicht zu legen. Mit der Vermeidung derartiger Quellen von Schmerzen und Krankheiten läßt sich vorzeitiges Altern am sichersten verhüten.

Die neue Sachlichkeit in der Wohnungseinrichtung ist ebenso gesund wie schön und mühesparend. Die mit Erinnerungen und putzigem Krimskrams überfüllten Zimmer gehören noch lange nicht der Vergangenheit an. Ihre Vorführung in »Kitsch«-Ausstellungen zeigen nicht ein Dokument der Vergangenheit, sondern ein Bild weitverbreiteter Gegenwartszustände. Schwäche ist es, nicht Pietät, die zur Aufbewahrung derartiger, durch irgendeine Erinnerung verschönter Gegenstände veranlaßt und infolge falscher Sentimentalität eine unnötige Last für die Hausfrau mit sich bringt. Diese Dinge müssen täglich abgestaubt, manchmal gewaschen werden, beides ist infolge ihrer Verschnörkelung nicht so einfach, sie müssen weggenommen und wieder hingestellt werden, geben zu Unmut und Zank Veranlassung, wenn kindliche Unruhe sie bedroht, und werden mit einem Wort nicht nur zu Staubfängern, sondern auch zu richtigen »Energiefängern«. Man prüfe einmal den Inhalt seiner Wohnung daraufhin, was sich bedenkenlos entfernen läßt. Man wird erstaunt sein, wie viel das ist, und man wird nach der Entfernung des angehäuften Ballastes zweifachen Gewinn haben: es ist eine Quelle zu unnötiger Arbeit verstopft und gleichzeitig mehr Raum und eine ruhigere Stimmung im Zimmer, damit aber auch günstiger Einfluß auf die Nerven geschaffen worden. Ordnung, das beste Heilmittel für alle Nerven, läßt sich um vieles leichter durchführen Richtige Anordnung der Haushaltgeräte wird die Frau vor viel unnötigem Gehen bewahren. Es ist der Stolz der modern eingerichteten amerikanischen Küche, daß die tätige Frau von der Kochstelle aus alles erreichen kann, was sie braucht, ohne erst an das andre Ende der Küche oder gar in einen andern Raum gehen zu müssen. Wenn man die Schritte, die von einer Hausfrau im Laufe eines Tages in der Wohnung unnötigerweise zurückgelegt werden, in Energien umrechnet, so ließe sich damit schon eine kleine Bergtour ausführen.

Ein Hauptgrund, warum die Haushaltführung eine so große Last für viele Frauen bedeutet, ist die unnötige Kompliziertheit des Kochens. Die Schuld daran liegt nicht zuletzt bei anspruchsvollen Männern, die in Unkenntnis oder Geringschätzung der fraulichen Berufsarbeit übertriebene Ansprüche stellen. So wird täglich von neuem ein Apparat aufgeboten, der zu dem Nötigen oder auch Wünschenswerten nicht im richtigen Verhältnis steht. Selbstverständlich erfordert es die Gesundheit der Familie, daß die gebotene Nahrung gut gekocht, abwechslungsreich und schmackhaft ist. Richtige Kochkunst bewahrt die Gesundheit. Es genügt aber vollständig, wenn an einem Tage gleichzeitig für die zwei nächstfolgenden oder zum mindesten für den nächstfolgenden Tag gekocht wird. Es braucht dann nur an einem Tag beispielsweise eine Fleischportion, die für drei Tage reicht, gekocht zu werden, ebenso eine größere Menge Suppe, Gemüse, Kuchen usw. Am zweiten und dritten Tage genügt es vollkommen, die Hauptgerichte aufzuwärmen, allenfalls kleine Nebengerichte, wie Kartoffeln, Kompott usw., zur Erzielung von Abwechslung neu hinzuzufügen. Es ist durchaus nicht nötig, daß es heute Kalbfleisch, morgen Rind-, übermorgen Schweinefleisch gibt; ohne jeden Schaden für die Gesundheit kann es dreimal hintereinander die gleiche Fleischspeise geben. Dadurch wird aber die Arbeit außerordentlich verringert. Auch ist nicht einzusehen, warum in manchen Haushalten — noch dazu in der Zeit der Schlankheitsbestrebungen — täglich eine eigne Mehlspeise als Nachtisch geboten werden muß. Wo eine »perfekte Köchin« vorhanden ist, mag das ja hingehen. Wo jedoch die Frau selbst durch solche Forderung neu belastet wird, wird viel zweckmäßiger und kaum teurer das fertige Gebäck vom Bäcker oder Konditor geholt.

Im Betrieb der Hausfrau auf dem Lande lassen sich diese Forderungen oft viel schwerer durchführen. Die Hausfrau hat hier in der Regel für mehr Personen zu sorgen, oder es stehen ihr verhältnismäßig weniger Arbeitskräfte zur Verfügung, zumal da diese in zahlreichen ländlichen Gegenden schwieriger zu erlangen sind als in der Stadt. Aber auch hier werden sich Erleichterungen durchführen lassen, wenn nur einmal das Augenmerk darauf gelenkt ist.

So lassen sich bei richtiger Durchdenkung auf allen Punkten Energie-Ersparnisse erzielen. Selbstverständlich sollte es sein, daß in der Küche praktische technische Neuerungen zur Benutzung gelangen. In der Kleidung wird sehr viel Arbeit unnützerweise vertan. Fertige Kleider sind heute in so mannigfaltiger und billiger Weise zu erhalten, daß durch häusliches Schneidern oft nichts erspart wird. Waschen und Bügeln sind Tyrannen des Haushalts, die wochenlang und immer wieder besondere Belastung bringen. Auch hier müssen notwendigerweise die modernsten Methoden zur Anwendung kommen, richtige Waschmittel, geeignete Aufhängemöglichkeiten, zweckmäßige Bügeltechnik. Gas und Elektrizität müssen in steigendem Maße jedes andre Heizen ersetzen.

Das wünschenswerte Ideal für die Hausfrau wird der elektrische Haushalt werden, in dem nach Möglichkeit die Energie zu sämtlichen Verrichtungen vom elektrischen Strom geliefert wird. Die Technik empfindet mit Recht die ungeheure Vergeudung von gebundenen Naturkräften bei direkter Verbrennung der Kohle als unrationell, ja als beschämend für die moderne Arbeitsweise. Nur 15 Prozent der Energien, die in der Kohle aufgestapelt sind, werden bei der Verbrennung im Herd oder Ofen verwertet. Die mächtig fortschreitende Elektrisierung der Länder mit ihren großen Überland-Kraftleitungen wird allmählich den elektrischen Energiespender in Stadt und Land bis in die kleinste Hütte vordringen lassen.

Nur von wenigen wird richtig erkannt, welch ungeheure Arbeitsleistung von der Hausfrau in Stadt und Land tagaus, tagein, mit vielen gestörten Nachtruhen, verrichtet wird. Die Frauen selbst sind sich gar nicht recht klar darüber, was sie alles unter zum Teil recht ungünstigen Arbeitsbedingungen leisten. Sie würden sonst nicht, wie das vielfach geschieht, ihre Tätigkeit als etwas zwar Wichtiges, aber doch vielleicht nicht Vollwertiges betrachten. Gewiß springt die Tätigkeit des Mannes oder die der erwerbstätigen Frau mehr in die Augen und ist infolge der finanziellen Gegenleistung schärfer erfaßbar. Aber diese Arbeiten werden im wesentlichen überhaupt nur ermöglicht durch die Tätigkeit der Hausfrau und die wirtschaftlichen Kraftquellen, die ihre Tätigkeit erschließen. Wie kann man sich daher berechtigt fühlen, eine solche zentrale Kraftquelle niedriger einzuschätzen? Was nötig ist, das ist eine bessere Technik für die Haushaltführung, die den gleichen Effekt mit geringerem persönlichem Kraftaufwand erreicht.

Das Leben unsrer Großmütter und Urgroßmütter mag manche moralischen und ethischen Vorzüge gehabt haben. Dafür wird man bei der modernen Frau neuentwickelte Eigenschaften und Fähigkeiten finden, die an Menschlichkeit weit über das früher vielfach eingeengte Frauentum hinausragen. Eins ist jedenfalls sicher: daß die Frauen früher rascher alterten. Heute ist das durchschnittliche Leben der Frau wie das aller Menschen durch die fortschreitende Hygiene verlängert. Daß in dieser längeren Zeitspanne die Frauen körperlich und geistig länger jung bleiben, dazu wird die notwendige Vereinfachung der Haushaltführung in hervorragendem Maße beitragen. Noch ein Punkt ist zu erwähnen, der diesen Vorgang unterstützen wird: ein alljährliches vollkommenes Ausspannen vom Haushalt. Jeder Mensch muß eine gewisse Zeitspanne im Jahr sich von seinem Beruf freimachen und andern Gedankengängen nachgehen. Nur so wird er geistige und seelische Spannkraft behalten. Ein vierzehntägiger Haushalturlaub ist im Jahr für eine Frau, die jung und elastisch bleiben will, ein unbedingtes Erfordernis.

Der Bronnen

In meinem Garten rauscht ein Bronnen
Verträumte Märchenmelodie.
Ich saß in Sehnsucht eingesponnen
An seinem Bord und lebte sie.

Das war, als noch ein Kinderlachen
In meinem Herzen tief gewohnt,
Als noch im Frühlingsauferwachen
Die junge Liebe mich gelohnt.

Im Herzen schließen sieben Siegel
Das Märchen, das mir einst vertraut,
In meines Bronnens klaren Spiegel
Hab' ich schon längst nicht mehr geschaut.

Erich Curs

Die Kunst, zu leben

Von Alice Salomon

Es steckt eine tiefe Weisheit in dem Gleichnis von den Knechten, denen der Herr die gleichen Pfunde anvertraute, und die sie mit verschiedenem Erfolge verwalteten. Das Schicksal eines Menschen hängt sicherlich nicht nur von den äußeren Umständen ab, in die seine Geburt ihn hineinstellt, sondern auch von seiner Fähigkeit und seinem Willen, aus den gegebenen Verhältnissen etwas zu machen. Die Frauen haben das viel schwerer gelernt als die Männer, weil sie so viel länger im Schutz des Hauses lebten, von den Schwierigkeiten einer selbstverantwortlichen und selbständigen Lebensführung ferngehalten wurden.

Gerade in unsrer Zeit, in der die Frauen in Beruf und öffentliches Leben hineingestellt worden sind, müssen sie sich in ganz neuer Weise den Verhältnissen anpassen.

Wenn es für alle Menschen gilt, daß »leben« eine Kunst ist, so gilt das für diese Frauengeneration in besonderem Maße.

Glück wird den Menschen nur selten von außen zuteil. Im allgemeinen müssen sie es aus sich heraus entwickeln. Ob ein Mensch glücklich ist, hängt im letzten Grunde davon ab, ob er die innere Kraft hat, sich in der Umwelt, die ihm gegeben ist, durchzusetzen oder ob er imstande ist, die Verhältnisse nach seinen Neigungen und Wünschen zu gestalten. Der Kampf um diese Anpassung erfüllt alles Leben. Denn die Welt, in die wir geboren werden, paßt nicht wie ein Rock, der nach Maß gemacht, oder wie ein Haus, das nach unsern Anweisungen gebaut wird. Diese Welt war lange vor uns und wird Äonen nach uns bestehen. Sie hat die Bedingungen geformt, unter denen der einzelne leben muß. Der Mensch hat sich damit abzufinden.

Das ist seine Aufgabe. Er muß sich den unerbittlichen Gesetzen der Natur unterordnen. Er muß sich mit den Menschen und den Dingen, die ihn umgeben, abfinden: von seinem Charakter, von seiner Klugheit und Tüchtigkeit hängt es ab, ob er damit fertig wird. Tausendfältige Entscheidungen, kleine und wichtige Augenblicke fordern, daß er sich auf neue Lebensumstände einstellt. Manche Menschen scheitern schon bei unbedeutenden Anlässen, die Willensentschließungen fordern. Die Art, wie Menschen die großen Anpassungen und Umstellungen vornehmen, zeigt erst, was die Kunst, zu leben, wirklich erfordert.

Viele der Tatsachen und Ereignisse, mit denen die Frauen es heute zu tun haben, sind für sie neu. Da ist gleich der Eintritt in den Beruf. Schon die Wahl des Berufs ist für die Frau eine ganz fremde Situation. Jahrhundertelang ist jeder Knabe mit dem Bewußtsein aufgewachsen, daß er einen Beruf ergreifen muß. Die Frau wurde ausschließlich im Hinblick auf Hausfrauen- und Mutterpflichten erzogen. Allenfalls nahm sie in bäuerlichen Betrieben, in Handwerksbetrieben an der Arbeit des Mannes teil. Der Eintritt in selbständige Lebens- und Berufsstellungen vollzog sich während der letzten Jahrzehnte. Zunächst nur für Frauen, die sich in einer wirtschaftlichen Notlage befanden, die unversorgt zurückblieben. Erst mit der Auflösung der alten Wirtschaftsform, in der die Hauswirtschaft in großem Umfang Güter erzeugte, verarbeitete, in der man schlachtete, schneiderte, Wäsche nähte, Lichter zog, Gemüsegärten bearbeitete, wurden die Töchter im Hause überflüssig. Wer nicht zur Ehe gelangte, mußte sich eine andre Versorgung suchen. Die Frauen in den unteren Schichten des Volkes fanden sie in der aufblühenden Industrie, in den Fabriken. Im Mittelstand und in den oberen Ständen blieben noch lange Vorurteile gegen jede Erwerbsarbeit bestehen. Das führte den Diakonissenanstalten, den Ordensgemeinschaften, der Krankenpflege, in denen man für den Gotteslohn arbeitete, zahlreiche Kräfte zu — weil das als standesgemäß galt.

Die beiden letzten Jahrzehnte haben das von Grund auf gewandelt. Es erscheint heute ganz selbstverständlich, daß jedes Mädchen, ob arm oder reich, einen Beruf ergreifen muß. Aber während der Vater den Sohn bei der Berufswahl beraten kann auf Grund seiner eignen Lebens- und Berufserfahrungen, können weder Vater noch Mutter es bei der Tochter tun. Denn hier fehlen Berufstraditionen. So wird den Mädchen eine schwere Verantwortung zugeschoben, in Jahren, in denen sie dafür kaum fähig sind. Auch der Mutter fällt ein Stück der Verantwortung zu, das größer ist als das des Vaters, weil die Erziehung der Tochter vorwiegend in ihren Händen gelegen hat, weil sie sich aus dem Kreise ihrer Bekannten Rat zu holen pflegt.

Ist einmal die Entscheidung gefallen, so entsteht eine neue Aufgabe: in der Anpassung an Berufsausbildung, an Lehre und Berufsausübung. Der Lebenskreis des jungen Mädchens wird weiter. Es kommt mit Menschen in Berührung, die dem elterlichen Hause fernstehen, die aus andern Lebens- und Arbeitsbedingungen herrühren. Es tritt in ein Verhältnis der Unterordnung, der Kameradschaft, vielleicht auch der Überordnung andern gegenüber ein. Das alles stellt Ansprüche an seine Fähigkeiten, sich in einer neuen Lage zurechtzufinden; Ansprüche an Takt, an Einfühlungsvermögen, an Urteilsreife, an Verträglichkeit. Fehlt es dem

jungen Mädchen an einer dieser Eigenschaften, so entstehen Schwierigkeiten in der Berufslaufbahn.

Aber das Einleben in den Beruf bedeutet nicht nur eine Erweiterung des Lebenskreises, sondern auch eine Verengung. Die Arbeit ist ein strenger Herr. Sie fordert einen ganzen Menschen oder jedenfalls alle seine Kräfte. Sie fordert Disziplin, Aufmerksamkeit, Hingabe an die Sache, Zurückstellung persönlicher Neigungen und Triebe, Überwindung von Gewohnheiten. Sie fordert Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Verschwiegenheit. Kurz, alles Dinge, die in der häuslichen Vergangenheit der Frau nicht in der gleichen Weise gepflegt werden mußten. Die neue Mädchengeneration hat daher eine weitreichende Umstellung zu vollziehen, bei der sie nicht immer zu Haus die notwendige Unterstützung findet. Die Mütter können sich so schwer daran gewöhnen, ihre Töchter nicht mehr zur Verfügung zu haben. Sie haben so viel Mitleid, daß die Töchter immerzu arbeiten sollen. Sie möchten sie oft freimachen, damit sie mehr an jugendlichen Freuden und Vergnügungen teilnehmen können. Schon während der Berufsausbildung nehmen sie den Töchtern oft alle kleinen Mühseligkeiten des Lebens ab und machen sie dadurch nicht fähiger, sondern verweichlichter für den Lebenskampf, den sie ihnen doch nicht ersparen können.

Es gehört viel Einsicht und ein starker Wille dazu, um sich trotz all dieser Hindernisse in den Beruf einzuleben und sich im Beruf durchzusetzen. Wohl dem Mädchen, das eine Arbeit findet, bei der alle seine Gaben freien Spielraum zur Entfaltung finden. Dann wird der Beruf, wenn es ihn in der richtigen Weise erfaßt, zum stärksten Hebel bei der Entwicklung der Persönlichkeitswerte. Aber auch die andern Mädchen, die in der Wahl des Berufs nicht so glücklich abschneiden, können durch die Berufsarbeit reifer und reicher werden. Denn die Entwicklung eines Menschen hängt nicht nur von seinem körperlichen und geistigen Tun ab, sondern auch von dem Zusammenwirken mit andern. Von den Beziehungen, die ihn mit der Welt verbinden. Für die meisten Menschen schließt eben der Beruf neben der Familie die stärksten sozialen Bindungen ein.

Ein andres Ereignis, das mit der Berufsarbeit in gewissem Zusammenhang steht, bringt auch wieder gerade den Mädchen besondre Klippen und Gefahren und fordert wiederum eine ganz entschiedene, aus dem Mittelpunkt der Seele abgeleitete Einstellung auf neue Lebensumstände. Es ist das nämlich das Ausscheiden aus dem elterlichen Haus, aus dem Schutz der Familie, das heute unendlich viel häufiger zum Schicksal eines Mädchens gehört als früher. Solange die große Masse der Mädchen auf Versorgung durch die Ehe rechnen konnte, blieben die meisten hinter den schützenden Mauern des Elternhauses, bis die neue Schutzgemeinschaft der Ehe sie aufnahm. Heute bringt schon die Notwendigkeit der Berufsausbildung es für viele Mädchen mit sich, jedenfalls für alle, die auf dem Lande oder in kleinen Städten wohnen, daß sie früh das Elternhaus verlassen. Andre, die Großstädterinnen, gehen erst später aus dem Elternhaus fort, um etwa den besten Berufsaussichten an andre Orte zu folgen. Aber schon im Hinblick auf die größere Selbständigkeit, die das Leben heute von der Frau fordert, ist es in Deutschland üblich geworden, junge Töchter auf eine Zeitlang in die Fremde zu schicken: in eine Familie zur Erlernung des Haushalts oder in ein Pensionat oder zur Erlernung von Sprachen in das Ausland. Im allgemeinen ist solcher Aufenthalt unter Fremden, der von den Eltern ausgesucht ist, eine geeignete Probezeit, um dem jungen Mädchen das Einleben in fremde Verhältnisse, das Einordnen unter fremden Menschen zu erleichtern. Es stärkt die Fähigkeit, sich auf eigne Füße zu stellen, sich für sich selbst verantwortlich zu fühlen, für die eignen Angelegenheiten einzustehen, sich unter Schwierigkeiten durchzusetzen und sich Freunde zu erwerben. Aber es ist oft eine schwere Lehrzeit, und mancher leidet dabei Schaden an Charakter oder Seele. Es fragt sich immer, ob ein Mädchen das feine Unterscheidungsgefühl dafür hat, um sich wünschenswerte Kameradinnen auszusuchen und sich von schlechter Gesellschaft fernzuhalten. Aber trotzdem tut man dem Mädchen nichts Gutes, wenn man es von solcher Prüfung fernhält, wenn man es zu eng an das Elternhaus, an die Mutter bindet und damit sein Ausreifen zur selbständigen Persönlichkeit aufhält oder verhindert.

Das gleiche gilt von dem Eintritt in eine eigne Lebensstellung. Gerade hierbei werden die wirtschaftlichen Fähigkeiten am stärksten entwickelt. Das Mädchen lernt den Wert des Geldes kennen. Lernt den Aufwand von Mühe, der dem Genuß vorangehen muß, und es bekommt dadurch eine neue Wertschätzung alles dessen, was man zum Leben braucht und was das Leben schön macht. Wer unfähig ist, rechnen zu lernen, der scheitert. Wer die Fähigkeit erlangt, wird später auch im Leben in wirtschaftlicher Beziehung seinen Platz ausfüllen und als Hausfrau sich leichter an veränderte Verhältnisse, an wachsenden Reichtum oder an schwere Schicksale anpassen.

Gerade in dieser Beziehung hat die alte Frauengeneration im letzten Jahrzehnt ungeheure Aufgaben zu bewältigen gehabt. Die Entwertung aller Vermögen hat Tausende von Frauen, die in Glanz und Luxus dahinlebten,

die niemals eine Sorge kannten, die vielen Wohltäter sein durften, deren Männer ihnen Rosen unter die Füße breiteten, in enge und bedrängte Lagen gebracht. Am besten geht es noch denen, deren Kinder irgendwie für sie sorgen können. Aber auch ihr Rahmen ist heute ein bescheidener, und die Abhängigkeit ist nicht leicht hinzunehmen. Es gehört eine seelische Größe dazu, sich in solche Lage zu finden, sich über die Abhängigkeit hinwegzusetzen, in dem Gefühl, seinerseits für die Kinder alles getan zu haben, was man konnte. Sich zu sagen, daß Geben und Nehmen ein goldener Ring ist, daß auch der Gebende empfängt und der Empfangende gibt.

Viel trauriger und viel schwieriger ist die Lage derer, die in vorgeschrittenem Alter sich mühselig einen Verdienst suchen müssen, die vom Vermieten leben, vom Verkauf ihres letzten Besitzes, oder die das bißchen verbliebene Lebenskraft auf dem Arbeitsmarkt immer wieder umsonst anbieten müssen. Wieviel Heldentum liegt in solchem Schicksal, wenn es mit Würde getragen wird! Welche gewaltigen Unterschiede in der Anpassungsfähigkeit kann man da beobachten! Da sind Frauen, die in ärmlicher Umgebung ihren Kindern und Freunden wie früher ein Mittelpunkt bleiben, von denen ein helles Licht ausstrahlt, das aus einem zufriedenen Herzen quillt. Da sind andre, die nur in der Vergangenheit leben, die murren und ihre Umgebung quälen, obwohl ihnen immerhin noch manches geblieben ist, was andre glücklich machen würde. Es ist im Grunde eine Frage der Willensentscheidung, der inneren Kraft, ob man mit veränderten Lebensumständen fertig wird. Es ist eben eine Kunst, glücklich zu leben.

Ein ganz besonderes Kapitel innerhalb des ganzen Anpassungsvorganges an die Lebensumstände bildet bei der Frau die Frage, ob sie allein bleibt, oder ob sie zur Ehe gelangt. Im Grunde genommen sind die besten Jugendjahre des Mädchens ein Warten auf diese Entscheidung. Erst verhältnismäßig spät, gewöhnlich erst in den dreißiger Jahren, fangen unverheiratete Frauen an, diesen Zustand als etwas Endgültiges anzusehen und ihr Leben daraufhin einzurichten. Alles, was das Mädchen bis dahin erlebt hat, trägt den Charakter der Vorbereitung, des Provisorischen. Sorgfältig, wenn auch unbewußt, wacht es bis dahin darüber, daß es nicht zu feste Gewohnheiten und Eigenschaften entwickelt, um die Anpassung an einen andern Menschen sehr schwierig zu machen. Während langer Jahre bestimmt die Möglichkeit der Verheiratung die Zukunftspläne. Eine endgültige und grundsätzliche Entscheidung in dieser Frage wird überhaupt kaum getroffen. Sie taucht immer wieder am Horizont der Frau auf, oder sie kann jedenfalls auftauchen. Unterdessen gibt die Frau sich ihrem Beruf nicht mit der gleichen unteilbaren Entschlossenheit hin wie der Mann. Oft bemächtigt sich ihrer ein Gefühl des Mißerfolges, falls sie keine Gelegenheit zur Eheschließung findet, und sie wird im Verkehr mit andern überempfindlich.

Am schwersten aber ist der Mangel eines Ventils für ihr Gemütsleben zu überwinden. Die Seelenkräfte, die sich bei der Frau, die heiratet, dem Geliebten, dem Gatten, den Kindern erschließen, suchen bei der Unverheirateten andre Ausdrucksformen. Die Beziehungen zu Eltern und andern Angehörigen werden für sie entscheidender. Sie braucht mehr als die verheiratete Frau weitere Interessen, um die Gefahr einer Verkapselung der Seele zu verhüten, die sich entweder in einer Abstumpfung gegen die Menschen oder in ungesunden schwärmerischen Gefühlen äußern kann. Es bedeutet etwas, wenn eine Frau durch die Klippen eines unverheirateten Daseins ohne Schädigung hindurchsteuert, sich das Glück würdiger und herzlicher Freundschaften erwirbt, in ihrem Temperament und ihrer ganzen Haltung wohlwollend und harmonisch bleibt. Aber es gibt zahlreiche Frauen, die sich tatsächlich so erfolgreich ihren Lebensumständen anpassen und die sich dabei zu reichen Persönlichkeiten mit einer ungewöhnlichen Fähigkeit des Verstehens entwickeln.

Daß Eheschließung und Mutterschaft bei denen, die dazu gelangen, ein starkes Maß von Anpassung fordern, bedarf kaum der Erwähnung. Wenn zwei Menschen zusammenkommen, um ein gemeinsames Schicksal zu gestalten, muß jeder ein Stück seines bisherigen Selbst aufgeben. Die Frau, die aus dem Beruf ausscheidet, hat darüber hinaus noch die Umstellung in einen ganz neuen Pflichtenkreis zu vollziehen. Im allgemeinen sind die ersten Jahre in der Ehe für die Frau durch ein so starkes inneres Erleben erfüllt, daß ihre früheren Beziehungen zur Arbeit und zu Menschen ganz dahinter zurücktreten. Darum entfremden sich auch so viele junge Frauen ihren früheren Freundinnen, weil das Zusammenleben mit dem Mann, die Einstellung auf den neuen Pflichtenkreis und das Erlebnis der Mutterschaft ihr ganzes Wesen in Anspruch nimmt, weil es sie manchmal vollkommen umgestaltet. Je feiner eine Frau geartet, je geistiger sie durchgebildet, je entwickelter sie als Persönlichkeit ist, desto größer wird die Aufgabe der Anpassung an das neue Leben sein.

Auch die Erziehung der Kinder, die Liebe zu ihnen wird der Mutter manchmal zu einer Klippe. Gerade die mütterliche Frau ist geneigt, sich den Kindern zu ausschließlich hinzugeben, mehr Mutter als Gefährtin und Geliebte des Mannes zu sein, alle andern Inter-

essen darüber zu vernachlässigen. Das rächt sich an ihr selbst, an den Kindern und an der Beziehung zwischen beiden. Sie selbst steht eines Tages, vielleicht zu Anfang der vierziger Jahre, wenn die Kinder erwachsen sind und das Haus verlassen, leer und arm geworden da, ohne Pflichtenkreis, ohne Interessen, an die sie gewöhnt ist. Sie muß dann neue Lebensentscheidungen fällen, neue Aufgaben suchen. Das ist nach einem einseitig hingegebenen Leben nicht leicht. Aber es rächt sich auch an den Kindern, die durch eine zu starke Bindung an die Mutter unselbständig, verzärtelt bleiben und den Augenblick zu eignem und selbständigem Tun verpassen. Es sind die Muttersöhnchen, es sind die ewigen Backfische, die in ihrer geistigen und sittlichen Entwicklung weit hinter ihrem Alter zurückbleiben und später im Leben dafür zu büßen haben, daß ihre Mutter ihnen nicht die wahre, sondern die falsche Liebe gezeigt hat. Oder es rächt sich an den Beziehungen zwischen Mutter und Kindern, wenn die Kinder sich lösen wollen und die Mutter darin Undankbarkeit und Auflehnung sieht. Wenn sie als Dank für ihre grenzenlose Hingabe erwartet, daß die Kinder nicht den eignen Lebensidealen nachgehen, sondern die der Mutter erfüllen sollen.

Auch die Verwitwung, die sehr viel häufiger die Frauen als die Männer trifft, fordert eine neue Anpassung an das Leben, besonders wenn sie einem glücklichen Gemeinschaftsleben folgt. Sie fordert die Anpassung an eine große Einsamkeit im geistig-seelischen wie im physischen Sinne. Alle Interessen, alle Verantwortungen waren bis dahin geteilt. Die Gewohnheit innigsten Zusammenhangs mit dem andern hat sich eingewurzelt. Plötzlich ist das alles anders. Es gibt Menschen, die den leeren Platz durch Pflege von Erinnerungen zu füllen versuchen, die aus dem verlorenen Gatten ein Idol machen; die sich als Märtyrer bemitleiden und sich von jeder gesunden Tätigkeit zurückziehen. Andre stürzen sich in Arbeit, um zu vergessen. Das Vorhandensein von Kindern kann die Lage erleichtern, aber auch verwickeln. Von den Gefahren einer zu starken Bindung ist schon gesprochen. Sie ist naturgemäß am größten, wenn ein Weg versperrt ist, auf dem die Gefühlskräfte sich zu ergießen pflegten. Aber auch die Erziehung von vaterlosen Kindern ist an sich eine schwierige Aufgabe. Wo früher die Kinder aus den Erfahrungen und Sorgen beider Eltern Nutzen zogen, ist nun eine Lücke entstanden, die von der Mutter nicht durch Verdoppelung ihrer Zeit und Kraft gefüllt werden kann. Durch neue Beziehungen und Freundschaften könnten die Kinder mancherlei Ersatz für die verlorenen Einflüsse finden. Aber im allgemeinen pflegen verwitwete Frauen — nicht so sehr die Männer — davor eher zurückzuschrecken, als daß sie sie suchen.

Alle diese Fragen des persönlichen Lebens, der Beziehungen von Mensch zu Mensch haben für die Frau eben noch eine ganz andre Bedeutung als für den Mann, weil die weibliche Eigenart den menschlich-persönlichen Beziehungen einen größeren Wert beilegt als dem sachlichen Tun und Schaffen.

Wer imstande ist, mit den Aufgaben der Anpassung fertig zu werden, den nennen andre Menschen glücklich. Wer diese Aufgabe meistert, der beherrscht die Kunst des Lebens.

Überall um uns herum ringt ein jeder mit dieser Aufgabe. Zweifelnd und mit einer Maske vor dem Antlitz, die uns seine inneren Kämpfe verbirgt. Wir haben nahe Freunde, leben in ständigem Verkehr mit Nachbarn und Berufsgenossen. Aber wir ahnen kaum etwas von ihren Mühen und Sorgen, mit dem Leben fertig zu werden.

Nur in seltenen Augenblicken offenbart ein Mensch dem andern sein wirkliches Selbst. Lafcadio Hearn hat in seinen japanischen Briefen erzählt, daß sein Koch ein gesundes, fröhliches, jugendliches Aussehen hatte. Aber als er ihn eines Tages durch eine Türspalte sah, trug er nicht das gleiche Gesicht. Es war hager und hatte tief eingegrabene Linien, die von langen Sorgen stammen mußten. Als er zu ihm ging, war der Mann sofort verändert — wieder jung und zufrieden. Er trug die fröhliche Maske für den Beruf.

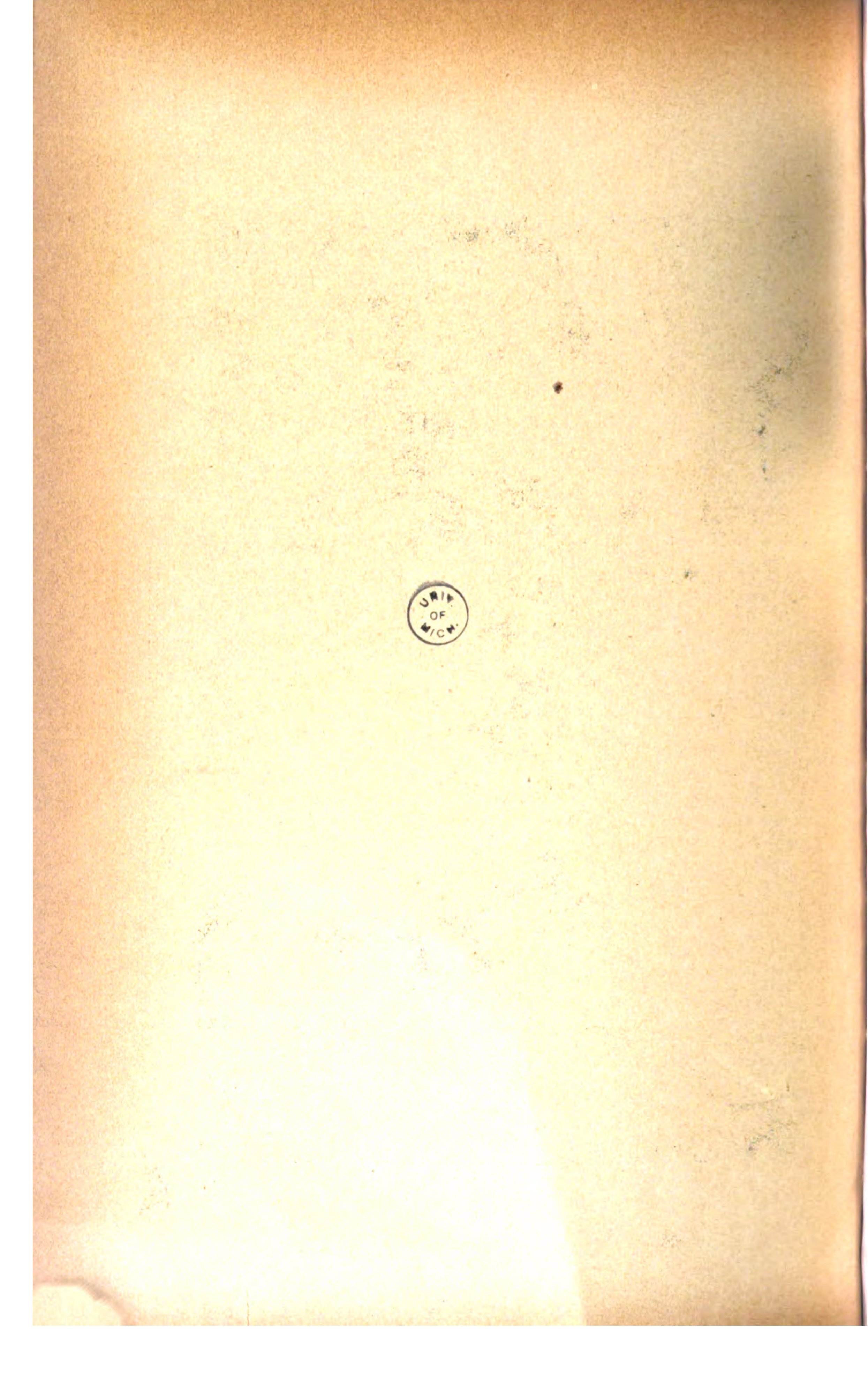
Wohl dem, der imstande ist, auch im Inneren die freundliche Miene aufrechtzuerhalten, der zu seinem Schicksal ja sagen kann oder der es gestalten lernt!

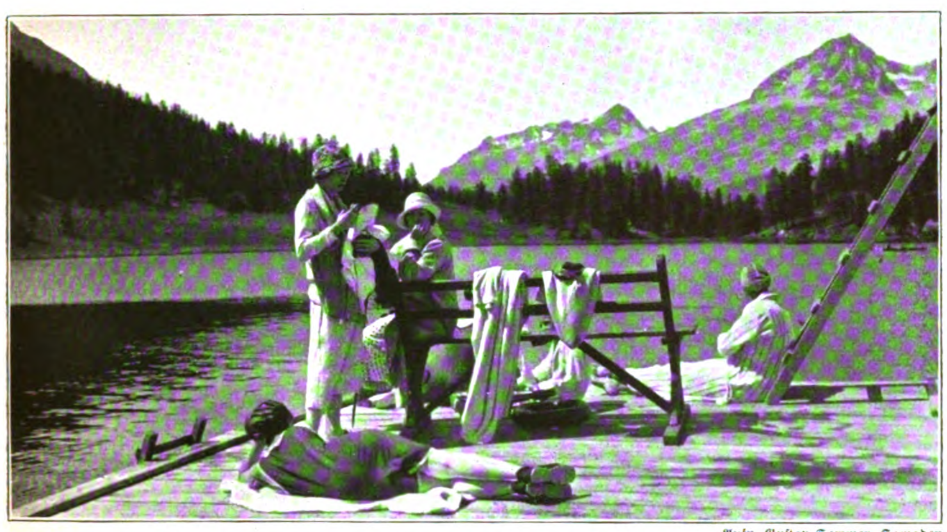
Wer danach strebt, seine Nächsten und ihre Probleme zu verstehen, dem offenbart das Leben immer mehr von seinem Reichtum, von seinen Wundern. Aus den Schwierigkeiten des Lebens, aus unsern eignen Nöten und Schwächen erwächst ein neues Verstehen des Lebens, all dessen, was das Wort Leben umschließen und bedeuten kann: ein neues Verstehen der Rechte und Möglichkeiten, die unser sind.





Wilhelm Claudius: Sommerliche Landschaft





Aufn. Gustav Sommer, Samaden

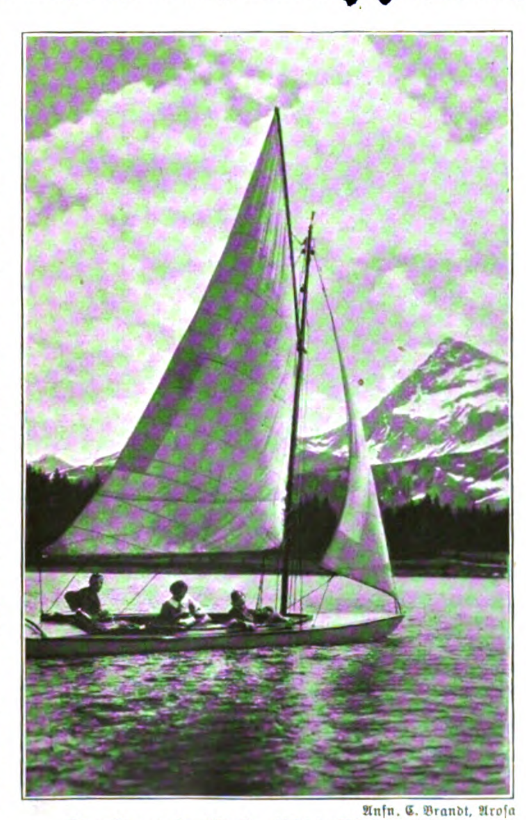
Das Strandbad im Hochgebirge (Starzer See bei St. Moritz)

Sport und Landschaft

Von Roland Betsch

Die Abbildungen stammen aus den Archiven der Bäderverwaltungen Arosa, St. Moritz, Norderney, Travemünde und des Badischen Verkehrsverbandes. Die Bilder »Zwei Ringe im Großsegel«, »Kielboote am Wind«, »Kajakfaltboot« und »Wildwasserfahrt« sind vom Verlag Grethlein & Co. (Miniaturbibliothek für Sport und Spiel) zur Verfügung gestellt.

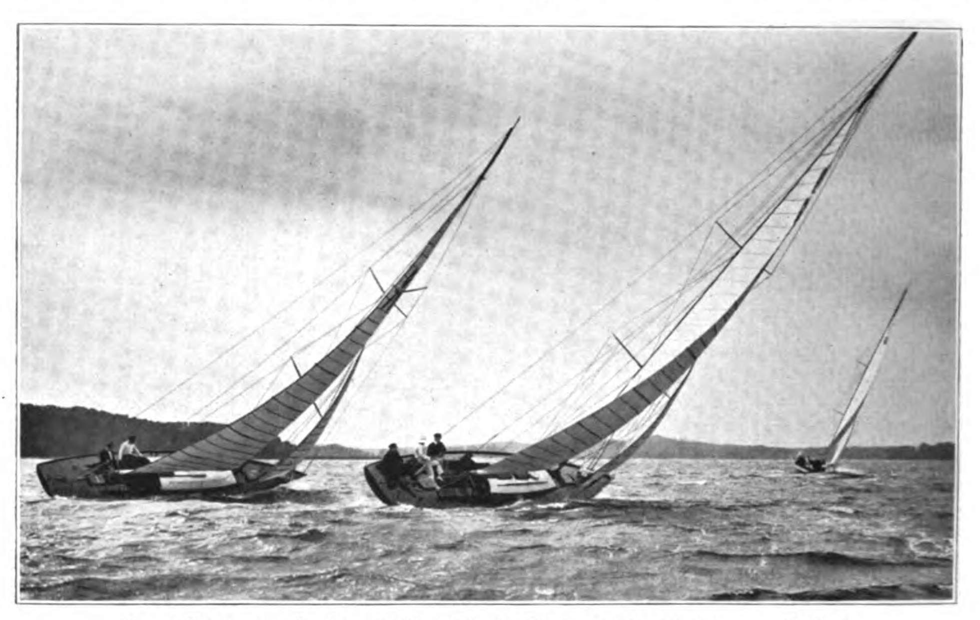
Wir alle wissen es, können es täglich beobachten und haben es in vielen Aufsätzen immer wieder gelesen: die sportliche Betätigung und die Kultur des Körpers haben in Deutschland in den äußerlich und innerlich zerrissenen Nachkriegsjahren einen beispiellosen Aufschwung genommen, ja, sie brachen vulkanartig aus und machten fast den Eindruck einer Zeitkrankheit. Es war, als wolle nach der Niederlage, die wir im Kampf mit vierundzwanzig Nationen erlitten hatten, das Volk sich innerlich aufraffen, um seinen ungebrochenen Willen zu zeigen und zu beweisen, welche Kraft und welche Gewandtheit dem gesunden Organismus doch geblieben sind und ihm auch durch Hunger und Entbehrung, durch Leid und Enttäuschung nicht genommen werden können. Der sieghafte Aufstieg des Sports war so elementar, daß er weite Volksschichten ergriff, alles andre in den Hintergrund drängte und auf das gesamte volkswirtschaftliche Leben nicht ohne nachhaltigen Einfluß geblieben ist. Sportplätze, Stadien und Arenen wuchsen aus der Erde, und die beste Zeitung hätte ihre Leser verloren, wenn sie dem Sport nicht den gebührenden Raum in ihren Spalten eingeräumt hätte. Der Gott des Sports zog wie ein Heerrufer durch das Land, und seine Gefolgschaft wurde Legion.



Aufn. C. Brandt, Arosa

Segelsport in Arosa (1800 Meter Höhe)

Wie aber nichts vollkommen ist, was der



Zwei Ringe im Großsegel (Gereffte 75-Quadratmeter-Jachten am Wind)
(Aus Dessauer: Segeln mit kleinen Fahrzeugen)

Mensch gestaltete, wie allem Großen das Kleine und Menschliche teuflisch anhaftet, so tritt auch hier ein Zug immer herausfordernder in Erscheinung, den abzudämpfen unser Trachten sein sollte, da er dazu angetan ist, verwildernd und zersetzend zu wirken: das ist einmal eine fast krankhafte Sucht nach Rekordleistung, nach Spitzenarbeit und Sekundenhascherei, Dinge, die, richtig beleuchtet, eigentlich weitab stehen vom wahren Sinn und Segen heilsamer Körperkultur. Das andre ist eine — ich bin versucht, zu sagen dünkelhafte Eitelkeit und Großmannsucht, die mehr und mehr an Boden gewinnt, dies um so leichter, weil sie von Regierungen, Behörden und Zeitungen fast bis ins Maßlose gefördert und großgezogen wird. Dies muß und soll einmal offen ausgesprochen werden. So ist heute vielen Sportsleuten nur dann noch wohl, wenn sie einen andern um den Bruchteil einer armseligen Sekunde geschlagen haben und wenn sie im Verfolg dieser oft zufälligen Leistung vor die Kameralinse oder vor den Kurbelkasten treten dürfen, um einige Tage später ihr Bild in den illustrierten Zeitungen oder auf dem rollenden Zelluloidstreifen bewundern zu können.

Sport im wahren Sinne ist nicht um des Rekordes, nicht um der Eitelkeit und Ruhmsucht willen vorhanden. Sport ist vorhanden um seiner selbst willen: geboren aus der Kraft, Schönheit und Gewandtheit unsers von Gott geschaffenen Körpers; ein elementares, ästhetisches Spiel sieghafter Muskeln, vereint auch mit der Lebendigkeit und Beweglichkeit des Geistes; eine Flamme, die aus gesundem Körper lodert, nicht nur von roher Kraft, sondern auch von Geist und Intellekt genährt. Und im tieferen Sinne ist der Sport nicht in das Stadion und in den Sportpalast, in seiner wahren Bedeutung und höchsten Wertung ist er in die Landschaft gestellt, dem ragenden Fels, dem rauschenden Strom und wogenden Meer, der weiten Wiese und der allumfassenden Natur innig verschwistert, ein Tänzerkind des Universums, das vom Uranfang an im anmutig tanzenden, jugendlich kraftvollen und sinnreichen Spiel begriffen ist. Die Landschaft in ihrer farbigen Vielgestaltigkeit ist die wahre, große Arena des Sports, und ihrer sollte man sich heute mehr denn je erinnern.

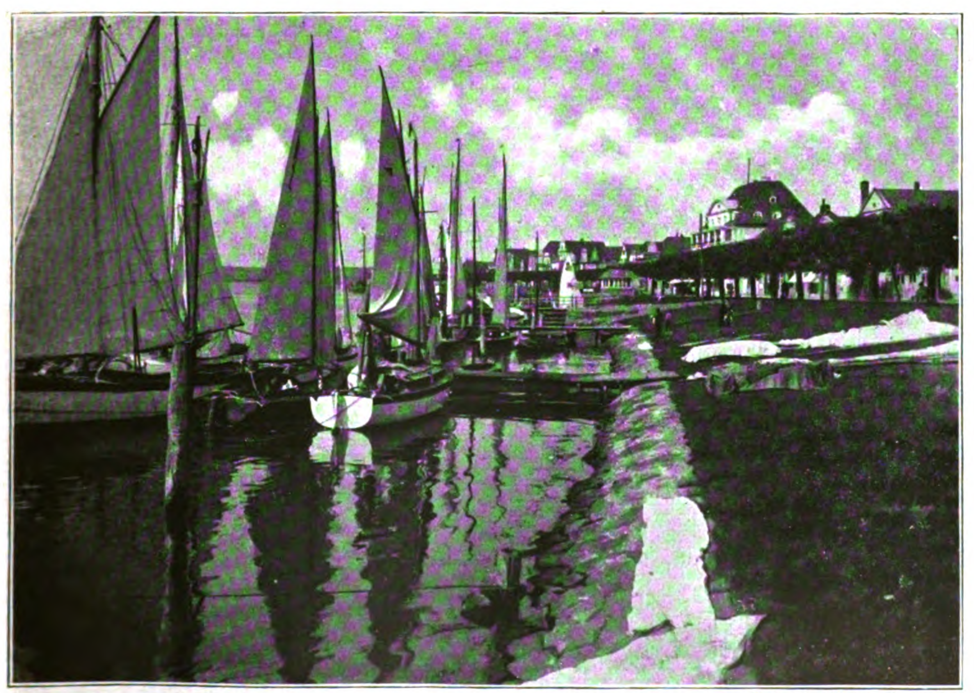
Es wäre ein großer Irrtum, wenn man annehmen wollte, die sportliche Betätigung sei erst nach dem Kriege in Deutschland geboren worden. Dies ist in keiner Weise der Fall. Schon immer wurde bei uns der Sport ausgeübt und hatte seine fanatischen Anhänger, nur: er war nicht so sehr in die breite Masse gedrungen, er war nicht in diesem Ausmaß öffentliche Angelegenheit, von der man allerorten sprach. Er war nicht so sehr dem geschwätzigen Alltag und der gefallsüchtigen Mode ausgeliefert. Es gab immer Männer, die große sportliche Taten vollbrachten, aber wie alle wahrhaft Großen blieben sie einsam. Man sprach nicht von ihnen und sah ihre Photographien nicht, sie hatten keine befrackten Empfänge zu bestehen und wurden nicht interviewt. Ihre Leistungen wurden auch nicht mit dem Wahrzeichen des heutigen Sports, mit

der Stoppuhr, gewertet, aber sie waren doch ebenso groß wie abseits und bescheiden. Darum kein falsches Bild! Sport war immer, aber fern von uns. Sie zogen hinaus in die unendliche Schönheit der Natur; sie kämpften sich über Firn und Grat, durch Schlucht und Kamin auf die Viertausender, sie schwammen durch Ströme und Meere, sie hingen im Kajak zwischen den schaumumbrandeten Klippen der Wildwässer und übten im Laufen und Springen die Gewandtheit ihrer Muskeln; aber die breite Masse des Volkes wußte noch nichts davon und nahm auch keinen Anteil daran, denn sie war noch nicht erwacht; noch waren die Augen geschlossen.

Bis der Heerrufer kam und das Volk eroberte. Aber sie alle, die ihm nun zujubeln, sie sehen nur sein äußeres Gewand, sie haben sein schlagendes Herz und seinen tiefen Sinn vergessen. Sie finden im Sport nur die Leistung als solche, die immer mehr zu steigern sie sich alle Mühe geben; sie spielen mit ihrer Gesundheit, nur um den Bruchteil einer Sekunde zu gewinnen; sie sehen im Sport nur eine Probe auf die äußerste Leistungsfähigkeit des Herzens und der Lunge, aber sie haben kein Auge offen für seinen Geist und für seine Heimat. Für seinen Geist, das ist die Ergänzung und Zusammenarbeit von Muskel und Hirn, die Verschmelzung von Kraft und Gewandtheit mit den Gedanken, die Bruderschaft von Körper und Geist; und seine Heimat ist die weite Landschaft, die ewig neu uns ersteht und unerschöpflich ist an Farbenspiel und Möglichkeit.

Sport treiben heißt nicht nur einseitige Höchstleistung vollbringen, sondern im Großen kühn sein und unerschrocken und keine Gefahren scheuen; Sport treiben heißt nicht nach dem Händeklatschen des Publikums schielen, sondern aus dem Körper herausholen, was er aus eigner Lust, aus innerem Selbsttrieb vollbringen will und vollbringen kann; heißt sinnfällig darstellen, was eine Häufung genial veranlagter Zellen an Kraft und Bewegung und Anmut zu leisten imstande ist. Der Sport ist keine Erfindung des Menschen, sondern eine natürliche Fähigkeit unsers Körpers, sich vielfach zu entfalten, und eine Möglichkeit, alle schlummernden Kräfte, die uns innewohnen, zur lebendigen Tätigkeit anzuregen, um dadurch unsern Körper jugendlich elastisch und unsern Geist beweglich zu erhalten.

Sport ist geboren aus der Vereinigung von Mensch und Natur. Die Uranfänge des Sports sind Kampf ums Dasein, Kampf mit den Naturgewalten — Lebensbedingungen. In grauer Vorzeit schon waren die Eskimos im Ringen mit ihrer nordischen Eisheimat die größten und kühnsten Faltboot- und Kajakfahrer, deren Geschicklichkeit in der Handhabung dieses kleinen und nervösen Fahrzeuges auch von dem kühnsten Sportler nicht überboten werden kann. Menschen der Urzeit fuhren mit Segelboot hinaus auf die tobende See, mit einfachsten Hilfsmitteln



Aufn. Karl Gärtner, Travemünde

Jachthafen

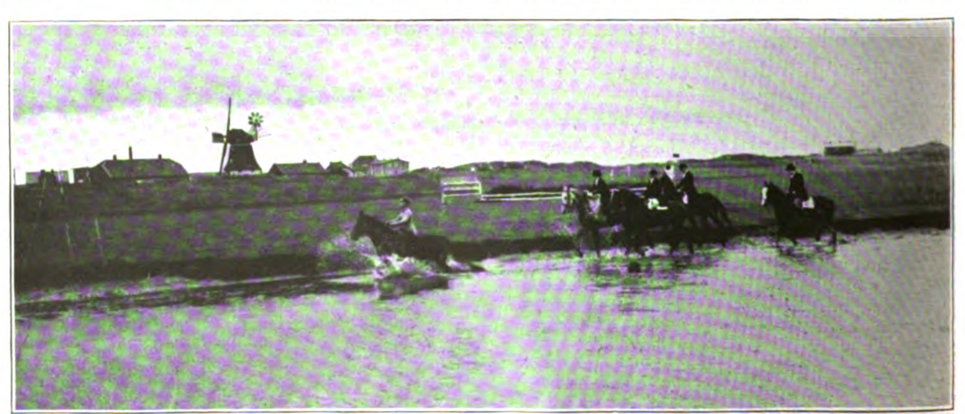


Kielboote am Wind (Aus Dessauer: Segeln mit kleinen Fahrzeugen)

trotzten sie den anrollenden Wasserbergen; der Lappländer, eingehüllt in die Schneewüste seiner melancholischen Heimat, zog auf Schneeschuhen seine meisterhaften Spuren durch die weiße Einsamkeit, und der Indianer des wilden Westens war der unübertroffene Reiter und Bogenschütze, wenn er im Krieg und Kampfspiel auf ungesatteltem Pferde über die endlose Steppe jagte.

All dies war nicht Sport im heutigen Sinne, es war Ringkampf mit der Natur; Kreatur, die sich bis zum äußersten ihrer Haut wehrte und nur beseelt war von dem einen Wunsche: zu leben, weiterzuleben in dieser grauenvoll grandiosen Natur, die nur aufkommen ließ, was stark und gewandt war und von Angriffsmut beseelt. In dieser Bedeutung wird der Sport höhergehoben, wächst über sich hinaus und wird zum Symbol des Lebens — biologisches Wunder, aus Notwendigkeit entstanden.

Was Kampf ums Dasein war, ist heute Sport geworden. Uns zivilisierten Menschen wurde es mit der Zeit immer leichter gemacht. Wir wohnen in geheizten Häusern, schlafen in Federbetten, und die Nahrung wird uns auf Porzellan serviert. Wir leben allzu mühelos, als daß wir nicht Gefahr liefen, die Fähigkeiten unsers Körpers langsam verkümmern zu lassen. Und bei der Mehrzahl der Menschen sind sie bereits verkümmert, weil sie nicht gebraucht werden und somit erschlaffen. Wie erbärmlich schlecht ginge es uns, wenn wir unsre Nahrung jagen müßten, wie es die Völker niederer Kulturstufen heute noch zu tun gezwungen sind! Weil aber Fähigkeiten auf Entfaltung drängen, weil Muskelkraft spielen, Gewandtheit sich betätigen will, hat die Natur nach einem Ausweg gesucht, um der Verkümmerung zu entrinnen, die ihr durch die Zivilisation drohte: der Sport entstand; was kriegerisch war, wurde friedlich; was Ringen war mit unerbittlicher Naturgewalt,



Aufn. Fehrmann, Norderney

Jagdreiten an der Nordsee



Steyrer Buntsegel an der Emsmündung

Aufn. K. Thein, Steyr (Aus Henrich: Das Kajakfaltboot)

wurde anmutig kühnes Spiel; was biologische Notwendigkeit war, wurde Körperkultur.

Somit muß einleuchten, daß alle sportliche Betätigung mit Landschaft innig verwachsen ist, weil sie aus der Landschaft heraus entstand und nur in diesem tausendfach wechselnden, malerischen Szenarium ihre höhere Bedeutung zurückerlangt. Wir aber sind heute auf dem besten Wege, den Sport mehr und mehr aus der Landschaft herauszuheben, und dies hauptsächlich aus zwei bedeutungsvollen Gründen, aus Rekordjägerei und dem eitlen Bedürfnis nach Publikum und händeklatschenden Bewunderern. So darf es nicht in Erstaunen setzen, wenn man in nächster Zeit einen See in einen Sportpalast zwängt, künstliche Klippen und Wellen erzeugt und mit dem Faltboot akrobatische Fahrten vollbringt; wir müssen es hinnehmen, daß die Wettschwimmen in geheizten Räumen mit Restaurationsbetrieb und die Skispringen auf künstlichem



Wildwasserfahrt

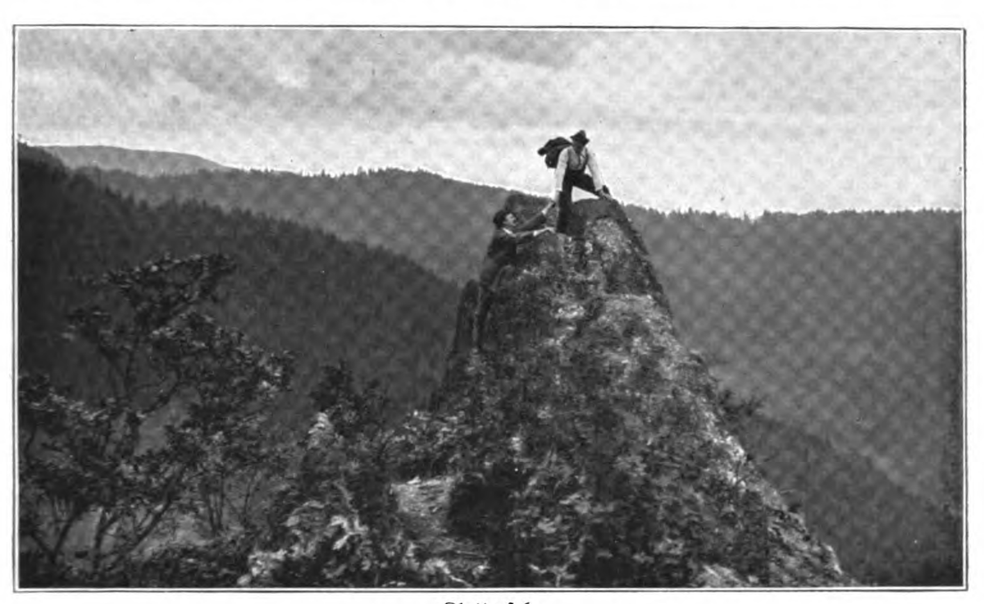
Schnee im Zirkus stattfinden. Wahrhaftig, es ist an der Zeit, daß wir Umkehr halten! Sonst steuern wir einen Kurs, der uns wohl dem glitzernden Ruhm einzelner Spitzenleistungen, aber auch der Flachheit einseitiger Akrobatik zutreibt.

Stunden sollt ihr haben, wo ihr euch abkehrt vom großen Jahrmarkt und der Natur als einer herben Freundin beide Hände reicht. Hoch oben liegt der See, mächtig eingeschlossen von firnumhüllten Viertausendern, deren Abglanz sich im Wasser spiegelt. Still liegt er da und versonnen, blaues Auge der Natur, das unergründlich scheint wie der Himmel über ihm. Wenn ihr euch entkleidet und in die Flut hinausschwimmt, mit mächtigen Stößen das Wasser teilend, wenn die Sonne des Hochlandes eure Stirn trifft und die Augen blendet, dann fühlt ihr den Odem der Welt, dann seid ihr nahe dem Schöpfergedanken und empfindet zutiefst das anmutige Wunderspiel eures eignen Körpers. Weit könnt ihr hinausschwimmen, sei es in Brust- oder Crawlstoß, und eure Leistungsfähigkeit auf die härteste Probe stellen; beweisen auch könnt ihr, ob ihr gewachsen seid der Einsamkeit und der Größe der Landschaft, die euch machtvoll gigantisch umgibt. Und wenn der Föhn über die Kämme streicht und die Wasser aufwühlt, dann ruft die kleine Segeljacht, die schaukelnd am Landesteg liegt. Großsegel hoch und Sturmfock gesetzt! In jagender Fahrt geht es hart am Winde durch die kochende Flut, während die Böen sich grimmig ins Zeug werfen und die ersten Brecher aufspritzend über Bord gehen. Mit einem Schlag ist das Land verschluckt vom Nebeltreiben, und der friedliche See ist zum Ungeheuer geworden. Jetzt paaren sich Mut und Unerschrockenheit mit sportlicher Lust und mit Können, wenn ihr auf dem Luvbord sitzt, wenn der Bug gegen rollende Brecher stößt und der Wind in den Stagen singt. Nur kurze Zeit vielleicht, und schon wird das Land wieder neu geboren. Blauer Himmel bricht durch ziehende Wolkenschlösser, und raumschots, friedlich fast und sturmgesättigt zieht nun das Boot heimwärts.



Forellenfischer bei Neustadt im Schwarzwald

Unendlicher, weiter, sehnsüchtiger noch das Meer. Lied des Ozeans! O Schauspiel ewig lebendigen Wassers! Welche Lust auf schnittigen, hochgetakelten Kieljachten bei einer steifen Brise! Mit einem Reff im Großsegel, hart am Winde liegend, rauschen die schlanken Fahrzeuge durch die Flut, ein Bild von anmutiger Kühnheit und sportlicher Ästhetik. Zum echten und kühnen Segeln gehört ein großes Maß von Können, Erfahrung und sportlichem Mut, dafür schenkt aber auch eine Fahrt bei Schwerwetter auf einer stark krängenden Jacht — das heißt einer Jacht, die sich leicht auf die Seite legt — das seltene Gefühl wahrhaft erhabener Schönheit; ist Losgelöstsein vom grauen Tag und den Elementen verbrüdert, ohne ihnen ausgeliefert zu sein. Land rückt ferner und ferner, liegt weitab, und voraus rollen die Wogenberge heran. Der Wind wird stärker, und schon spurt der Großbaum im Wasser. Über die weite



Kletterfels

See kommen sie daher, weiß aufschäumend, eine Schar ungezäumter Schimmel, die ihre Steppenmähnen schütteln — die Kammwellen. Jetzt heißt es Ölzeug anziehen und Südwester, denn sie springen über Bord, sie rollen über das Vorschiff und schießen einen kochenden Sprühregen nach achtern. Eine Bö stößt bösartig ins Zeug, die Jacht krängt, daß der Kiel aus dem Wasser tritt; sekundliche Bewegung nur an Pinne und Großschot, und schon richtet sie sich auf, wiegend emporgehoben von der fabelhaften Wirkung einer kleinen, feinfühligen Steuerbewegung. Klar zum Halsen! Jetzt zeigt sich, was ein Segler ist. Großschot fieren; blitzschnelles Einholen; Köpfe weg! Wundervoll schießt die Jacht in die Wendekurve, und dann rauscht das Großsegel hinaus; gierig und mit einer grimmigen Lust wirft sich die Brise hinein, und jetzt liegt man in jener unvergleichlich schönen, weit schaukelnden und kraftvoll wiegenden Fahrt vor Wind. Keine Brecher mehr, kein Wasser über Bord; Tanz auf den Wogen, Rhythmus des Lebens, gesättigtes Gefühl sportlichen Mutes und Triumph auch des Menschengeistes. Eine erdhaft verwachsene, sich aufbäumende und kampflüsterne Kraft wohnt dem Segelsport inne, und wie wenige



Der Paulcketurm im Höllental (Hangeltraverse)

seiner Brüder bietet er die wahrhaft tiefe, innere Befriedigung und das dankbare Empfinden, daß man der grandiosen Schönheit der Natur nahe ist, ja, daß man ein Teil wird der Landschaft, ihre bunte Weite mit offenen Sinnen trinkt, ohne ihre Gefahren zu scheuen.

Nächst dem Schneeschuh, dem nun einmal die Krone gebührt, bietet vielleicht die Fahrt im Kajak und im Faltboot die weitesten Möglichkeiten, mit der Landschaft zu verschmelzen und am tiefsten einzudringen in die verborgenen Gärten naturhafter und abgeschiedener Romantik. Führt uns der Ski durch das schlafende Land, in weißverschneite Einsamkeit, zwischen ragenden Hochwaldtannen hindurch bis hinauf, wo über Latschen und Flechtwerk der Fels beginnt und die Firnhänge im silbernen Licht des aufbrechenden Tages glänzen; führt er uns hinauf in strahlende Höhe, wo um uns nur Fels und Firn und Eis, über uns nur der ungedämmte Himmel blauverklärt sich weitet; gibt der Ski, dieser melancholische Sohn des Nordens, uns das Erlebnis losgelöster Höhe und abgeschiedener Schöpfernähe, schenkt er uns die beschwingte Seligkeit einer brausenden Talfahrt im wolkig dampfenden Pulverschnee und fordert von uns den Beweis eines sehnig gestrafften, jugendlich geschmeidigen Körpers, so führen uns Kajak und Faltboot in die rauschende Schönheit der Wildwässer, die über Fels und Schlucht durch enge Täler stürzen, schäumende Fälle und Katarakte bildend und in der Zeit der Schneeschmelze in zügelloser Besessenheit alles niederreißend, was sich ihnen hemmend in den Weg stellt.


Aufn. Othmar Rutz, St. Moritz

Sommerbesteigung

Hier haben menschliche Kühnheit und Lust am romantischen Wagnis ein fast groteskes Feld, sich zu betätigen. Denn nur wenige Sportarten verlangen die wagehalsige Entschlossenheit und das prickelnde Draufgängertum einer solchen Wildwasserfahrt, die höchste Anforderungen an Gewandtheit und Muskelkraft, aber auch an blitzschnelles Überlegen und Geistesgegenwart stellt. Aber nicht nur die Lust am Kampf, nicht nur das lebendige, reizvolle Spiel mit der Gefahr wird im Faltboot befriedigt: in die verborgenste Stille auch kann man eindringen mit diesem kleinen Fahrzeug. Zwischen uralten Weiden und Erlengebüsch hindurch, träumende Schlingpflanzen teilend, wird einem das Tor der Einsamkeit geöffnet; durch schlafende Altwässer, grün übersponnen und nur vom matten Abglanz des Lichtes getroffen, gelangen wir in ein Reich, das unendlich fern scheint aller menschlichen Kultur; wo das Wasserwild brütet, graue Ohreulen nisten und die junge Fischbrut in glitzernden Schwärmen um altversunkenes Wurzelwerk wie um zerfallene Schlösser streicht. Weitab sind Stadt und menschlicher Laut, und wenn eine Stimme ertönt, zerreißt sie aufschreckend den Strom der Zeit, klingt unsagbar einsam und der Tragödie Natur ausgeliefert. Dies sind die verborgenen, schweigsamen Ge-



Aufn. C. Brandt, Arosa

Bergsport in Arosa

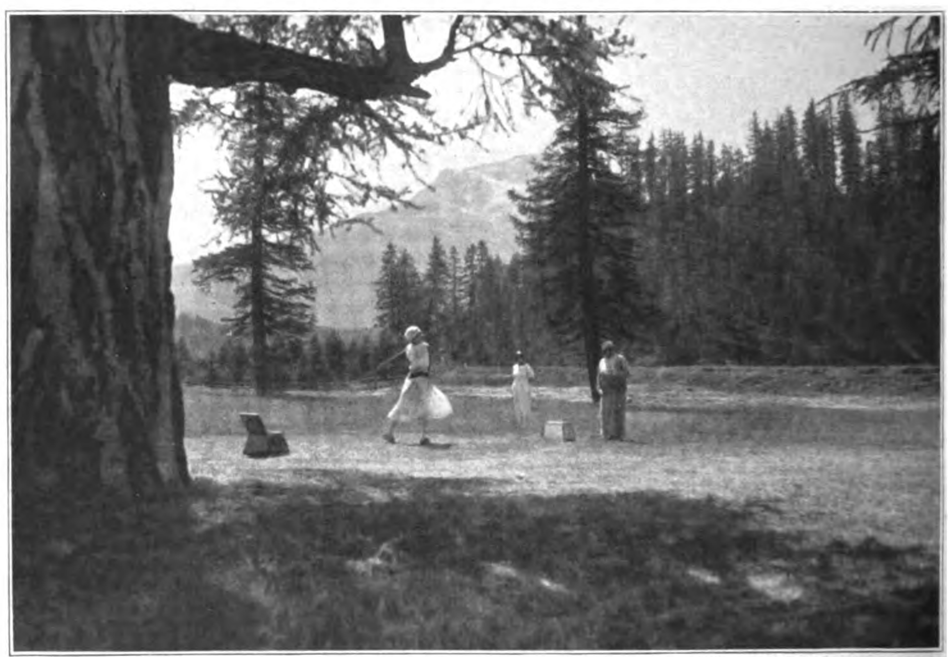
stade der Altwässer, wo das Dasein nackt ist und ungeschminkt, wo die Urzelle noch keimt und die Jahrhunderte in sich zu zerfließen scheinen. Hier kann man tief freund werden mit der Natur, beim gespenstischen Spiel der Einzeller, der Monaden und Algen und Wurzelfüßler dem Sinn des Lebens nachgrübeln und einen zaghaften Schritt wagen in die dunkle, problematisch verschleierte Werkstätte der Schöpfung.

Der große Sport, der mit der Landschaft verwächst und ein Teil ist von Fels und Firn, von Baum, Erde und Wasser, er ist nur für die



Aufn. C. Brandt, Arosa

Leichtathletik in Arosa



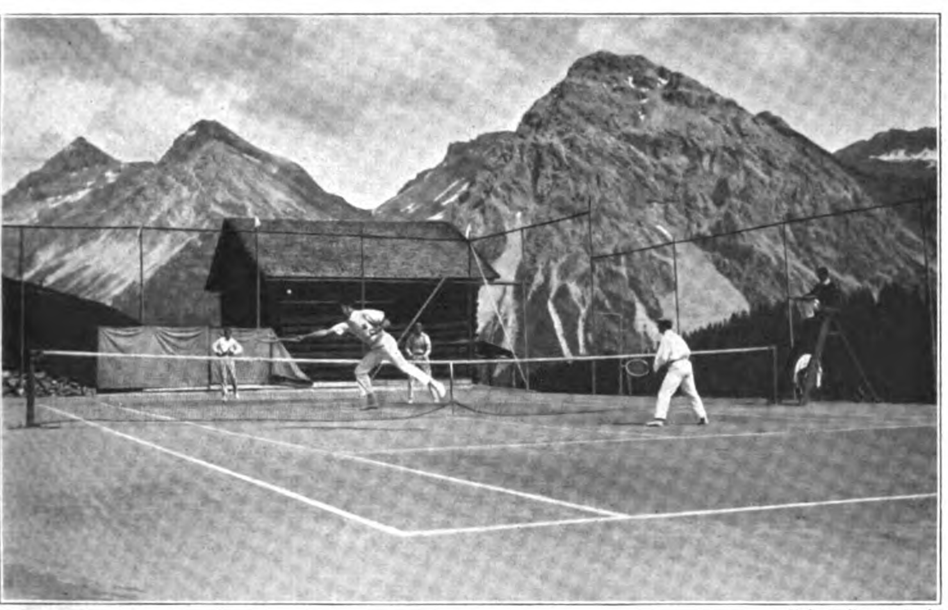
Aufn. Engadin Preß & Ko., Samaden

Golfspiel in St. Moritz

starken Naturen. Wie vom Meer und Wildbach und vom einsamen Altwasser geschildert, so wird der Schöpfergedanke, wird die Größe der Natur in noch höherem Maße dem Alpinisten offenbar. Es gibt Menschen, deren wahre Heimat der Berg ist, seien sie auch in Tal und Ebene und im Lärm großer Städte geboren. Es treibt sie hinauf in die Felsen, und sie haben ihr großes, abseitiges Erlebnis, wenn sie, ihr Leben selbst verachtend, am nackten Fels zwischen Himmel und Erde hangen; wenn sie sich schweißbedeckt und mit jagenden Pulsen durch die verwilderte Romantik ausgewaschener Kamine stemmen, mit blutig zerschundenen Händen über schmale Geröllbänder auf dem Bauche kriechen, während Tod und Abgrund an ihrer Seite lauern; wenn sie über silbern blendende Eishänge mit dem Pickel eine Trasse hauen und in einer maßlos zähen Verbissenheit dem stumm sich wehrenden Berg das Geheimnis seiner Gipfeleinsamkeit entreißen. Es sind die Abseitigen, die wenig Geschrei machen um ihre großen sportlichen Taten, die auch in den Hochgebirgshütten stillsitzen und den Glanz des großen Bergerlebens in den Augen tragen. Es sind die Söhne der Berge, jene, die gerufen werden und die der Stimme folgen, nicht aus Eitelkeit und Ruhmsucht, sondern um des Erlebnisses willen. Wenn sie nach zähem Kampf auf dem Gipfel stehen, dann erst kommt es wie Sattsein über sie. Ihr Blick streift über versteinerte Jahrtausende; Gipfel reiht sich an Gipfel; der Grat läuft in den Abgrund, und die Schlucht unter ihnen, vordem noch gespenstischer Rachen, scheint friedlich und mütterlich zu werden und wie Stein, der umarmen will. Sport und Landschaft: im tiefsten Sinne hier vereinigt; kreaturhafter Trieb, gemessen an der Titanengröße einer wilden Naturarena. Sport um seiner selbst willen; Sport im höheren Sinne, nicht nur als körperliches, sondern auch als seelisches Erlebnis. Symbol des Lebenskampfes und Verschmelzung von Mensch und Erde.

Mancher fand dabei den Tod, aber es war kein Sterben, es war ein Heimgehen. Odem inniger Heimat ging wie Streicheln über seinen zerschmetterten Körper. Und wenn sie ihn begruben im kleinen Gebirgsdorf, dann hielten die steinernen Riesen die Häupter gesenkt, Glanz lag um ihre Stirn, weil einer nach Hause kam.

Etwas Königliches haftet jedem Sport an, der mit den Elementen kämpft, Gefahren würdigt, aber nicht fürchtet, der sich als stummer Ringkampf in der Natur abspielt und das eigne Leben in die Schanze schlägt, um nicht nur die Schönheit kulturloser Landschaft zu genießen, sondern auch dem eignen Geist und Körper das Bewußtsein überlegener Kraft auf wechselvolle Art immer wieder neu zu schenken. Wir wollen uns nicht dagegen wehren und es hinnehmen, wenn behauptet wird, daß dem Rasensport, dem Gesellschaftssport und jeder Art von Leichtathletik diese umfassende Bedeutung nicht zukommen kann, weil sie alle, wenn auch in ihrer


Aufn. C. Brandt, Arosa

Tennisspiel in Arosa

Art bis zur Akrobatik und bewundernswerten Leistung gesteigert, doch nicht so sehr und unmittelbar der Landschaft verschwistert sind; demzufolge ihnen auch nie das wahrhaft große Erleben innewohnen kann. Man verstehe diesen Satz nicht falsch! Gewiß sind alle diese Sportarten gleichberechtigt und zeugen von gesundem Organismus eines Volkskörpers. Aber gerade bei ihnen ist die erwähnte Rekordkrankheit am tiefsten eingerissen, ein Beweis vielleicht, daß


Aufn. Othmar Rutz, St. Moritz

Ein internationales Tennisturnier in St. Moritz



Freiluft-Körperkultur in Norderney

ihnen ohne Spitzenleistung die tiefere Befriedigung fehlt. Wie sehr aber auch Rasensport und Leichtathletik, Körperkultur und die wundervolle lebendige Kunst des Reitens mit der reizvollen Schönheit der Natur sich vereinigen lassen, zeigen die Bilder von Tennis und Golfspiel im Hochgebirge, von der tänzerischen Anmut schlanker Frauengestalten in den Nordseedünen und vom sportlichen Jagdreiten am schäumenden Strand des Meeres.

Sport und Rekord, gewiß ein bedeutungsvoller Reim. Nicht sollen die Leistungen der Sportgrößen geschmälert werden, die den Ruhm Deutschlands auch ins Ausland trugen und dadurch den deutschen Gedanken mit friedlichen und doch kraftvollen Mitteln förderten und sich die Achtung unsrer leider immer noch zahlreichen Gegner erzwangen. Kampf um das Höchstmaß muß sein, die Palmen müssen erstritten werden, und der Wettstreit um Sekunden ist ein glühender Ansporn, der aus dem Wunderbau des jugendlichen Körpers das Höchste in zähem Fleiß und unermüdlichem Training herauspreßt. Der Beifall der Menge muß sein und die freimütige und neidlose Anerkennung sportlicher Leistung; sie sind in gewissem Sinne ein seelisches Moment und Triebfeder zu neuer Arbeit und neuem Ziel.

Mehr als jedes andre Land bedarf unser deutsches Vaterland der Wiedergenesung von innen heraus, einer durchgreifenden Gesundung an Geist und Körper; was aber wäre besser dafür geeignet als die möglichst vielfache Übung und Erprobung auf sportlichem Gebiet! Eins aber muß euch zugerufen werden, euch allen, die ihr der kraftvollen Stimme einer neuen Zeit kämpfender Wiedergeburt gehorcht und dem Kult des Körpers eure Gefolgschaft leistet: Vergeßt über dem Drang nach Höchstleistung, über der begreiflichen Sucht nach Überbietung des Nächsten, vergeßt über dem vergänglichen Ruhm des Tages, über dem Händeklatschen der Menge und über der schillernden Eitelkeit des Lorbeers, vergeßt nicht, daß ihr Kinder der Erde seid und daß jedes Erlebnis um so größer ist, je einsamer es bleibt und nur vom eignen Selbst getragen!

Vergeßt nicht, daß ihr Kinder der Erde seid und daß Gott euch das weite Gefilde von Berg und Tal, von Meer und Strom und Ebene nicht nur zur Heimat, sondern auch als weite, wechselvoll gestaltete Arena gegeben hat, damit ihr darin die Fähigkeiten eures Körpers anmutig und spielerisch, aber auch gefahrvoll und todverachtend und unter Einsatz höchster Kräfte entfalten möget!





Aufn W. v. Debschitz-Kunowski, Berlin

Teetisch für Modenfreunde von Elisabeth v. Stephani-Hahn auf der Berliner Ausstellung »Die Frau von heute«

Künstlerpuppen von E. v. Pezold; Porzellan aus der Nymphenburger Manufaktur; Durchbruchdecke von der Firma Heinrich Grünfeld in Berlin

Der schöne gastliche Tisch

Von Elisabeth v. Stephani-Hahn

Der schöne gastliche Tisch, von dem hier in Verbindung mit Gastmählern und Gastereien die Rede sein soll, weil er ja ein Teil von diesen bedeutet, wird meistens nur vom Standpunkt der Schönheit und der Ästhetik betrachtet, während er auch noch andre Werte und andre Bedeutung hat.

Man braucht kein großer Psychologe zu sein, um zu wissen, daß Gastereien stets das heimliche Werkzeug waren für den feinen Diplomaten, den klugen Geschäftsmann und die kluge Frau. Viele bedeutende Angelegenheiten verdanken ihre befriedigende Erledigung einem guten Gastmahl.

Die Kulturgeschichte lehrt uns, daß die Triebkraft, die zu den Lebensgestaltungen des Menschen führt, immer dieselbe war. Nur die Form der Lebensgestaltung wechselte, weil wir ja stets Kinder unsrer Zeit sind.

Welch große Rolle Gastereien spielten, zeigt uns die Geschichte aller Länder; schon Lukullus (um 60 v. Chr.) und Nero (um 60 n. Chr.) wirkten durch ungeheuren Aufwand ihrer Gastmähler. Mit der gastronomischen Kunst verbanden sie vor allem die Dekorationskunst der Tafeln und der Festsäle, aber auch alle andern schönen Künste, wie Literatur, Redekunst, Musik, Tanz, wurden zitiert. Diese gaben den Gastereien den Stempel der Üppigkeit und Pracht, und durch sie erst wurden die Gäste in den Rausch versetzt, den diese hohen Gastgeber als Herrscher und Lebenskünstler für ihre Zwecke brauchten.

Näher liegt uns die Zeit der prunkliebenden Ludwige von Frankreich mit ihrem Hofstaat. Wir wissen, die Phantasie der Marie Antoinette und der großen Kurtisanen dieser Zeit kannte keine Grenzen. Sie schweiften von den raffiniertesten Gastmählern zu den primitiven Gastereien der kleinen Meiereien in Petit Trianon, wo den Herrschern und Kavalieren am bäuerlichen Tisch die selbstbereitete Butter mit Grazie gereicht wurde. Auch diese kleinste Gasterei mußte dazu dienen, der Macht der schönen Frauen zum Siege zu verhelfen. Daß auch bei diesen Gastereien manchmal ein politisches Ränkespiel das Ziel gewesen, ist wohl selbstverständlich. Wenn wir zurückschauen in die Ritterzeit Deutschlands nach dem Dreißigjährigen Kriege, so finden wir die gastronomische Kunst, die Kunst des Tafeldeckens und die Kunst des Trincierens (Tranchieren) in hoher Blüte. Edelleute betrieben diese Kunst des Trincierens wie Fechten und Jagen. Daneben aber wurden auch Musik, Gesang, Rede- und Dichtkunst zu Stimmungsmachern ausgenutzt.



Aufn. W. v. Debschitz-Kunowski, Berlin

Teetisch-Dekoration von Elisabeth v. Stephani-Hahn auf der Berliner Ausstellung »Die Frau von heute«

Seidenblumen von Elsbeth Schaudinn; Teeservice von der Firma Friedmann & Weber in Berlin; Durchbruchdecke von der Firma Heinrich Grünfeld in Berlin

Sächsische Kurfürsten und Könige waren es, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts erste Künstler für die Königlichen Porzellanmanufakturen beriefen und sie beauftragten, Kunstwerke für die Tafeldekoration zu schaffen. So entstanden in Meißen die herrlichen Tierplastiken von Kändler. In Berlin wirkte auf demselben Kunstgebiet Gotzkowsky; in Nymphenburg entstand als erste Tafeldekoration das berühmte Gartendessert, das eine reizvolle Parkszenerie mit Buchsbögen und Putten in anmutigsten Stellungen nachbildet. Auch kennen wir aus dieser Zeit die italienische Komödie von Bustelli, die Götterfiguren und Tierhatzen von Auliszek und die bezaubernden Hunde von Mène. Hochinteressant ist die fürstliche Tafeldekoration der damaligen Königlichen Berliner Porzellanmanufaktur, die Friedrich der Große der russischen Kaiserin Katharina schenkte. Sie stellt die große Katharina auf dem Throne sitzend dar, umgeben von ihren Vasallen aller Provinzen. Die Empirezeit schenkte uns für die Tafel die stilvoll schönen Tafelaufsätze und Kerzenleuchter. Auch die edlen Leinengedecke mit eingewebten Wappen und Jagdszenen waren für die damalige Hausfrau selbstverständliche Requisiten für ihre Tafelkultur.

Interessant ist es, einmal die Unterschiede der Gastereien zu beleuchten, wie sie uns die Luxuszeit und die Biedermeierzeit zeigen. Für die Biedermeierzeit finden wir alles erklärt eben mit dem Worte »biedermeierlich«. Alte Bücher und Briefe erzählen uns von der Kompottchaussee

Aufn. W. v. Debschitz-Kunowski, Berlin

Verlobungstisch-Dekoration von Elisabeth v. Stephani-Hahn auf der Berliner Ausstellung »Die Frau von heute«

Moderne Porzellanplastiken, Rosenthaler Service; Kristall von der Firma F. A. Schumann in Berlin; Leinendecke von der Firma Heinrich Grünfeld in Berlin

auf schön gesticktem Tischläufer. Die biedermeierliche Fraulichkeit war durchaus nicht unraffiniert, wenn es auch manchmal den Anschein haben könnte. Ihrer Gasttafel drückte die Frau dieser Zeit gern den Stempel materieller Fürsorge und materiellen Verständnisses auf. Die selbstbereiteten süßen Speisen und eingemachten Früchte wurden deshalb dem Gast auf der Tafel als Tischdekoration vor die Nase gestellt. Der biedermeierliche Blumenstrauß wetteiferte in seiner Üppigkeit mit diesen Leckereien. Furchtbar sind die Tafeldekorationen der Gründerzeit nach 1870. Wenn wir an diese Zeit denken, steigen vor unserm Auge auf roter Plüsch, arg verschnörkelte Goldbronzeleuchter und verzerrte Plastiken, die als Tischdekoration mit verkünstelten Blumenarrangements um den Platz ringen.

Nach dem süßlichen Jugendstil sehen wir wieder eine aufsteigende Linie der Tafelkunst in Deutschland, und auch jetzt, trotz Krieg und Revolution, befinden wir uns wieder im Aufstieg. Das Kunstgewerbe lieferte und liefert neue Plastiken in Porzellan. Es wirken auf diesem Gebiet Künstler wie Scheurich in Berlin, dessen Diana und dessen Mohren mit dem Kakadu weiß und farbig gleich schön sind, oder Wackerle in München, von dem die Figuren »Morgen«, »Mittag« und »Abend« hervorgehoben seien, oder der phantasiereiche Professor Esser in Meißen, der uns mit seinem »Reineke Fuchs«

eine der schönsten und vornehmsten Tafeldekorationen der Gegenwart geschenkt hat. Aber auch auf dem Gebiete der Leinweberei und im sonstigen Kunstgewerbe sehen wir immer neue anregende Werke für die Tafeldekoration entstehen. Wir werden an der schönen gastlichen Tafel wieder Genießer in doppeltem Sinne. Das Geistige versucht wieder den Materialismus zu übertrumpfen. Freilich, nach Krieg und Revolution sahen auch wir natürlich eine einseitig materialistisch eingestellte Gesellschaft, die Gesellschaft der Gründer mit dem neuen vollen Portemonnaie. Deshalb bei vielen öffentlich aufgeführten Tafeldekorationen die unvornehme Überladenheit, das vollkommene Mißverstehen der geistigen Tafelkunst.

Ich möchte einige Beispiele aus jüngster Zeit anführen: ausgestopfte Adler und ganze Wildschweinköpfe als Tischdekoration für eine Jagdgesellschaft, durchleuchtete Füllhörner und umgestülpte Vasen, aus denen lieblos zusammengepreßte Blumenmassen und Bandschleifen sich über die Tafelfläche ergießen, so daß kaum Gläser und Porzellan, geschweige denn die schönen Leinengedecke zur Geltung kamen. Aber allmählich beginnt bei uns doch wieder der Kampf des Geistigen gegen das Protzige und Unschöne. Alle Hände, alle Köpfe der Kunstsinnigen regen sich in diesem Kampf.

Die Frauen sind hier mit am Werk. Denn ihnen vornehmlich gehört noch immer das Gebiet der Gastlichkeit.

Die gastronomische Kunst belebt sich wieder. Namentlich den Aufsätzen der Frau Martha von Zobeltitz haben wir viel Anregung auf diesem Gebiet zu verdanken. Sie hat die Wissenschaft des berühmten Savarin bei uns neu belebt. Gleichzeitig sehen wir auch den schönen gastlichen Tisch wieder in Erscheinung treten. Ausstellungen wie »Der gedeckte Tisch«, die schon vor dem Kriege liegen, sind von unsern Frauen wieder aufgenommen worden. Die von Anna Charlotte Lindemann arrangierten Modetees im Hause Hermann Gerson haben sich durch die zum Teil außerordentlich reizvoll dekorierten Teetische schon einen weithin reichenden Ruf geschaffen. Unsre Mittel schreiben zurzeit wohl eine gewisse Einschränkung des Luxus vor; wir lassen deshalb aber den Mut nicht sinken. Auch unsre Tafelkunst hat geheime Aufgaben. Auch bei uns öffnen sich Herz und Zunge leichter bei gutem Mahl und an schöner Tafel. Die Frau schenkt auch heute dem Diplomaten, dem Geschäftsmann und sich selbst ein heimliches Werkzeug mit dem schönen gastlichen Tisch.

Aber nicht nur egoistische Zweckkunst sollen und wollen wir mit der Tafelkunst treiben. Frauenart ist Freude schenken, Freude vermitteln. Hier setzt die Kunst des schönen gastlichen Tisches für alle Frauen ein.

Wie kann das geschehen?

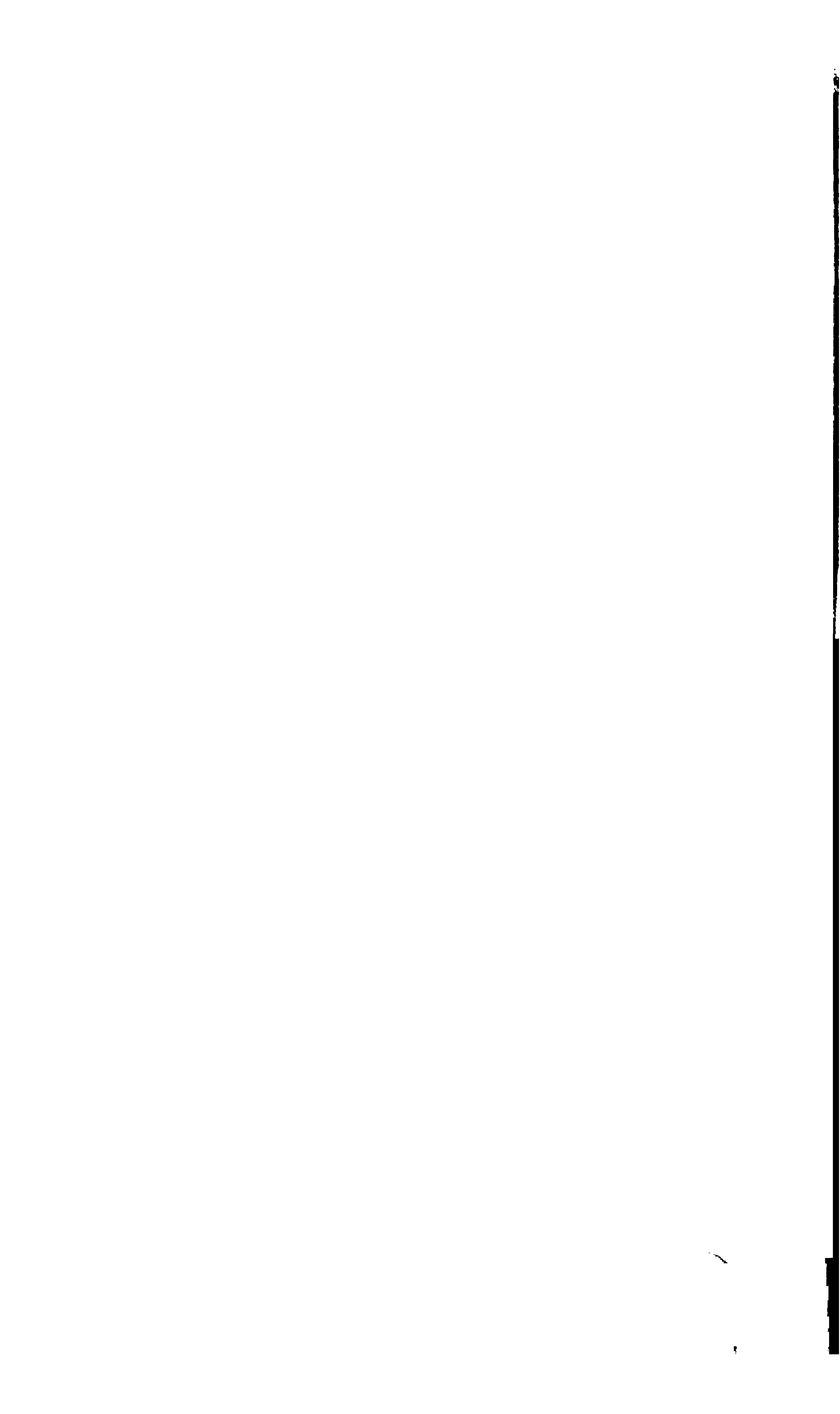
Nicht alle sind Blumenkünstler wie Franziska Bruck, die ein Blumenleben führt. Aber ich glaube, die meisten Frauen, falls sie überhaupt schönheitsliebend sind, haben etwas Empfindung für Blumen und Tafelschmuck. Frauen haben doch meistens auch Empfinden für das Seelenleben andrer, und auf dieses Empfinden kommt es an, um der gastlichen Tafel Geist und Schönheit zu schenken, um die gastliche Tafel auszuwerten für so viele schöne Zwecke. Wenn wir an Tafelschmuck denken, fliegen unsre Gedanken vielleicht zuerst zu den Blumen. Aber dieser Schmuck will Bundesgenossen. Zuerst das Tischtuch. Ein Blick in die reichen Lager unsrer Leinengeschäfte zeigt uns die reichste Auswahl herrlicher Webereien zu allen Preisen. Dazu finden wir Eßservice, Kristalle für jeden Stil, für jeden Geldbeutel. Bei einer Tischdekoration beginnt man am besten damit, das Leinen mit dem Service und dem Kristall in Harmonie zu bringen; dann erst kann die Ausschmückung des Tisches beginnen. Hat man für diese schon einen festen Plan, verfügt man schon über eins der Kunstwerke, wie ich sie vorhin besprochen habe, für die Tafeldekoration, so ist alles übrige auf dieses abzustimmen.

Ich will von der Porzellankunst auf andre reizvolle Kunstgewerbekleinkünste hinweisen, die uns wertvolles Hilfsmaterial für eine schöne gastliche Tafel bieten. Es war mir gelungen, für die Berliner Ausstellung der Tischdekorationen von drei Künstlerinnen reizvolle Arbeiten von Tafelschmuck zu erhalten, mit denen ich jedem Tisch eine besondere Note zu geben vermochte.

Da war ein Teetisch mit der Glaskunst von Frau von Alesch (Blaues Haus). Ich nannte ihn den »Teetisch für Überästheten«. Die Zerbrechlichkeit des Tafelschmuckes soll für überempfindsame Seelen, die man an diesen Tisch geladen denkt, die kleine symbolische Warnung bedeuten, daß das zu sehr gesteigerte Überästhetentum leicht der Zerbrechlichkeit verfallen kann.

Die lustigen künstlerischen Papierpuppen von Frau von Pezold waren als Tafelschmuck für eine kleine Gesellschaft Modefreunde und -feinde als Moderevue aufgebaut. Für den einen bedeuteten sie eine kleine Warnung, nicht nur in Modeinteressen aufzugehen, für den andern sollten sie ein lustiger Hinweis auch auf die Werte modischer Kunst sein.

Die Kunstwerke von Seidenblumen von Elsbeth Schaudinn sollten Feinsinnige für diese neue Kunst begeistern. Die Verbindung von Blumenreizen und Rosenthaler Porzellankunst bildete eine Dekoration für eine Verlobungstafel. Das reizende Paar aus Rosenthaler Porzellan »Prinz und Prinzessin« (Plastiken von





Hans Herrmann: Singel in Amsterdam

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1926



Dr. Schliepstein) stand unter Mandelblüten, durch zarten Bogen verbunden, in einer großen Rosenschale. Rosen wollten wir dem jungen Paar für ihr neues Leben auf den Weg streuen, Schönheit sollte sie fest verbinden. Das ist das Lied ohne Worte dieser Dekoration. Gerade diese kleinen Kunstwerke und die Porzellanplastiken, die vom Harlekin bis zu Göttergestalten uns ein wechselreiches Spiel des Tafelschmucks gewähren, bringen für die gastliche Tafel oft eine geistreiche Note. Also nicht die Überladenheit der Tafel mit Blumenmassen und Monsterdekorationen, die die schönen Leinengedecke der Tafel oft gänzlich verdecken, geben der gastlichen Tafel die Schönheit, sondern die abgestimmte Harmonie von Leinen, Porzellan, Kristall und Silber.

Gehe ich zu weit, wenn ich sage: Der schöne gastliche Tisch darf eine heimliche Sprache sprechen, er kann zerrissene Fäden wieder anknüpfen oder neue Fäden von Mensch zu Mensch spinnen, er kann verstimmte, leicht gekränkte Seelen durch Humor, Satire oder Symbolik der Tischdekoration liebenswürdig necken oder versöhnen?

Eine lustige Tafel giebt uns die Lust des Genießens, kann uns oft schon in den Rausch des Erdentrücktseins versetzen, das vielleicht für uns erdschwere Menschen das Schönste ist. Dies ist wohl auch der Zweck aller Gastereien. Fern von uns selbst werden wir ein leichtbeschwingtes, liebenswürdigeres Ich, das seinem Nächsten das Herzenstor öffnet. Der Materialismus unsrer Zeit steht wie eine Mauer vor der Frauenseele; wir müssen stark sein, um ihn mit allen Mitteln zu bekämpfen. Dann wird sich auch hier Goethes Wort erfüllen:

Wirke Gutes, und du nährst die göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, und du streust Keime des Göttlichen aus.

Reisebilder von Walter Dietiker

Der Rheinfall

Dumpfdonnernder Sturz.
Auf zitterndem Fels
Hoch über mir
Nur Baum und Mensch,
Dann Himmel.

Dumpfdonnernder Sturz,
Kristallen verschäumend
Und wieder zu grünen
Fluten sich einend.
Denn hin zum fernen
Ewigen Meere
Will ich.

Stuttgart

In eines Gartens Mitten
Da steht ein altes Schloß.
Der König ist verritten
Mit seinem ganzen Troß.

Die Rosen duften, träumen,
Als wäre nichts geschehn,
Und unter hohen Bäumen
Hör' ich den Bronnen gehn.

Er rauscht in linder Kühle,
Rauscht wie von alters her –
Nur draußen brütet Schwüle,
Sie macht die Tage schwer.

Was mag sich dort erfüllen?
Weiß keine Seele, was –
Still unter Blätterhüllen
Schläft noch die Sphinx im Gras.

Schwarzwald

Dunkel, was die Tannen sinnen,
Doch vertraue, Mensch, dem Lose:
Sieh, die Sonnenstrahlen spinnen
Goldne Lichter in die Moose.

Und aus bangen Finsternissen
Öffnen sich dem Blicke Weiten,
Wo die fernen Dörfer grüßen
Und wo Glocken glaubend läuten.

Die Wandlung in Schloß Buchen

Roman von Elsa v. Bonin

III (Schluß)

Rückkehr nach Buchen! Ein zögernd verliebter Junge, hatte Tessen dieses schöne Schloß verlassen. Er kam anders zurück, sicherer, mit dem Willen auf ein Ziel gerichtet.

Baronin Buchen war auch dieselbe nicht. Am ersten Abend schon, da Tessen die Bilder der Ägyptenfahrt vor ihr aufschlug, ihr von seiner Krankheit, von den sehnsüchtigen Gedanken an sie erzählte, war deutlich Unruhe in ihrem Wesen zu bemerken. Sie ließ ihn reden und antwortete kaum. Blickte er aber verstohlen zu ihr hinüber, so wurde er gewahr, daß sie ihn, und offenbar schon lange, aufmerksam betrachtete. Wie deutete er den Ausdruck dieses Gesichts? Kummer? Vorwurf? Enttäuschung?

»Was bedeuten Ihre Augen jetzt?« fragt Tessen.

»Sie sind mir gefährlich,« antwortet Baronin Buchen. »Und ich überlege, was geschehen soll, damit ich mich dieser Gefahr entziehe, ohne Sie traurig zu machen.«

»Aber jede Entfernung von Ihnen macht mich unerhört traurig,« erwidert Tessen schnell. »Denken Sie sich bitte nicht so schreckliche Dinge aus.«

»Es brauchte nichts Schreckliches, es könnte etwas Schönes sein, das Sie von mir entfernte.«

»Nun, das möchte ich wirklich sehen, dies Schöne,« meint Tessen gereizt. »Was hat das auf sich mit meiner Gefährlichkeit? Befürchten Sie, ich könnte unverschämt werden, Marieluise? Nein, das wird nie geschehen, seien Sie dessen gewiß. Ich bin ja nicht einer von diesen selbstsicheren Herren aus der großen Welt, die die Methoden, eine Frau zu gewinnen, zehnfach ausprobiert haben und nun genau das passende Rezept bereit halten; ich bin unerfahren und hilflos und ganz darauf angewiesen, daß Sie gut zu mir sind, denn ich liebe Sie mehr als je ein andrer.«

Wer hat ihm, dem Scheuen, Schweigsamen, diese emphatische Rede in den Mund gelegt? Wer hieß ihn jetzt aufspringen und in kopfloser Erregung sie umarmen, während immer noch sein Mund nicht schweigen will, sondern ohne Zusammenhang zärtliche Namen aneinanderreibt? —

Als Tessen am folgenden Tage vom Spazierritt heimkehrt, wird er eilig zur Frau Baronin gebeten.

»Wir bekommen Besuch, Tessen,« sagt sie und reicht ihm nicht einmal die Hand. »Besuch, und gerade keinen interessanten. Es ist eine alte Verwandtschaft meines verstorbenen Mannes. Sie werden mir nicht böse sein, wenn ich sie lieber allein empfange, denn Sie sind nun einmal ein stürmischer Verehrer, mein lieber Junge, und der alten Dame würden die Haare zu Berge stehen.«

»Sie brauchen nur zu befehlen,« erwidert Tessen, unfähig, Enttäuschung und Bitterkeit zu verbergen.

»Nun ja, das tue ich ja auch, und etwas sehr Angenehmes schlage ich Ihnen vor. Ich habe Sie nämlich in der Nachbarschaft, in Garzow, angemeldet. Dort ist großer Betrieb augenblicklich. Man hält Tanzstunden ab, unternimmt Gott weiß was und amüsiert sich großartig. Ich selbst liebe ja weder den alten Ronde noch seine Frau. Aber Sohn und Tochter sind liebe, anständige Kinder. Der Sohn war ein Schulkamerad meines Jungen, er ist Diplomat, wird Ihnen gut gefallen und vielleicht später hie und da von Nutzen sein.«

»Glaubten Sie mir Freude zu machen mit diesem Plan, Marieluise?«

»Sie werden Freude daran haben,« antwortet Baronin Buchen. »Es ist höchste Zeit, Tessen, daß Sie einmal in der Gesellschaft von Ihresgleichen sich bewegen. Sie werden ja auch dort in Hamburg oder im Ausland nicht der kleine Handlungsgehilfe bleiben, als der Sie anfangen. Sie werden hinausstreben aus der Enge. Da ist es unerläßlich, daß Sie sich üben. Menschen zu behandeln und schließlich zu beherrschen, lernt man nicht in der Gesellschaft einer alternden Frau.«

»Warum halten Sie mir das vor?« Zornig stampft Tessen mit dem Fuß auf. »Warum jagen Sie mich zu fremden Leuten? Sagen Sie einfach, daß Sie genug haben von mir, so werde ich gehen!«

Die Tür öffnet sich, und der Diener tritt ein, um etwas auszurichten. Er entfernt sich wieder.

»Sehen Sie denn nicht, daß es unmöglich so weitergehen kann, Tessen,« sagt Baronin Buchen mit sanfter Stimme. »Wollen Sie mir wirklich in Ihrem Trotz und Eigensinn etwas antun, was ich unverhältnismäßig schwer ertragen würde, wollen Sie mich hier in Mißkredit bringen, wo ich Jahrzehnte geachtet und geehrt gelebt habe? Soll man mich als Närrin und niedrige Verführerin verschreien?«

»Wer sagt das, wer behauptet das?« ruft Tessen in größter Erregung. »Und selbst solche Gerüchte könnten doch nur aufkommen, weil Sie sich weigern, zu handeln, wie Ihr Herz Ihnen vorschreibt. Denn Sie lieben mich auch, ich weiß es nun, ich weiß es, Marieluise.«

Baronin Buchen lächelt, aber sie ist erschreckend bleich. »Nein,« sagt sie, »ich werde ganz anders handeln; keineswegs so, wie dieses törichte Herz es will. Zeit haben wir auch nicht zu verlieren, Tessen,« fährt sie fort, »denn Tante Vil-

toria, ja, so heißt sie nun, kommt morgen schon, und ich möchte nicht, daß es so aussieht, als ob ich Sie verstecken wollte.«

»Gut. Dann fahre ich nach Hause. Was soll ich bei den fremden Leuten?« sagt Tessen mürrisch.

»Von Garzow aus werden wir einander zuweilen sehen,« erwidert Baronin Buchen. »Ich will auch gegen den Sommer ein großes Fest im Park geben. Es ist schließlich gar nicht gesagt, daß die Tante überhaupt so lange sich hier aufhält. Vor allem: ich habe Sie dort angemeldet.« —

Tessen hat wohl oder übel seine Vorbereitungen getroffen, und gegen Spätnachmittag rollt der Wagen vor die Tür. Bis zur Grenze wird Baronin Buchen ihn begleiten; dort übernimmt ihn das Garzower Auto.

Die Fahrt verläuft schweigsam von Tessens Seite, während Baronin Buchen unablässig redet, ihn in die Familienverhältnisse der Gastgeber einweiht, von den unerfreulichen Beziehungen zwischen Kindern und Eltern erzählt, und wie sehr sie insbesondere die junge Tochter bemitleide, die zuweilen käme, um ihr bedrängtes Herz zu erleichtern.

»Ich habe zweimal schon — das eine Mal waren beide noch Kinder — den Alten tüchtig zugesetzt,« sagt Baronin Buchen. »Es gelang mir auch wirklich, ihn zu sanfterem Gebaren zu bringen, aber er gab nur soeben noch nach und sträubte dabei wütend das Fell wie ein zorniger, alter Köter.«

Neben einem hohen Stein, auf dem pompös das gräfliche Wappen angebracht ist, hält der fremde Kraftwagen. Tessens Gepäck wird verstaut. Kaum noch ein Handkuß, Grüße und »Gute Unterhaltung!«, und verwirrt besteigt der Einsame den knatternden Wagen.

Ein hochgewachsener und gut angezogener Mann seines Alters, Fritz Ronde, tritt dem Gast vor dem Hause, einem weitausladenden, prahlerischen Schloß, entgegen.

»Wir sind hier eine ziemlich große Gesellschaft«, heißt es, »und werden von einem österreichischen Ehepaar, so ein Tanzehepaar, wissen Sie, in diese Kunst eingeweiht. Meine Eltern schwuren zwar noch bis zum vorigen Jahre, daß derlei Negersprünge niemals über ihre Schwelle kommen sollten, aber es kam anders. — Sind Sie Jäger? Nun, dann hab' ich hoffentlich einen Kameraden bei der Hühnerjagd.«

Wie Tessen sich vorsichtig durch Fragen sogleich versichert hat, trägt die Jugend hier sommerliche Kleidung, und nur der »Alte« erscheine höchst lächerlicherweise allabendlich schwarz mit Ordenskettlein. Die Mama dagegen sei die vermittelnde Brücke, da sie mit Gewändern sich verhülle, von denen nicht festzustellen sei, ob sie seinerzeit große Toilette oder Morgenrock vorgestellt hätten.

Eine sonderbare Art, die Eigenheiten seiner Eltern zu schildern, denkt Tessen belustigt. —

Am Abend gerät der neue Gast in einen Wirbel von Menschen und meint im ersten Schreck, daß er sie niemals wird auseinanderhalten können. Der alte Graf Ronde, aus dessen gelblichem, mürrischem Gesicht wie zwei scharfe Bürsten die Brauen über verblaßten Augen hervorspringen, ist wirklich in feierlichem Frack. Die Gräfin, eine lange, dürre Erscheinung mit hartem Profil, trägt ein Gewand von dunklem Samt, das mittelalterlich anmutet. Sie sind unter lachender und ziemlich dreister Jugend die einzigen Alten.

Tessen lernt, von Fritz Ronde eingeführt, die jungen Leute kennen. Da ist vor allem der Freiherr Rothe, der sogleich als zukünftiger Schwager, ein unsympathischer, aufgeblasener Kerl, bezeichnet wird. Doch habe jener in der Nachbarschaft großen Landbesitz. Dann Arnim, Strehlen und Burkersroda, ein Freund aus der Studienzeit. »Sie haben doch auch studiert? Ich meine, das gehört zu haben,« fragt Fritz Ronde.

»Doch, ein paar Semester Jura,« antwortet Tessen, und unwillig erträgt er den forschenden Blick des andern, der wahrscheinlich erschrocken innehielt, weil er fürchtete, bei diesem neuen Gast auf schwache Seiten zu stoßen.

»Der Damenflor ist ja nun, abgesehen von meiner Schwester, die leider heute gerade mit Erkältung zu Bett liegt, nicht sehr großartig. Mehrere — die kleine, hellblaue Burkersroda zum Beispiel — sind Schwestern der Kavaliere. Jene etwas stark Aufgefärbte dort ist die Österreicherin, die Tanzehefrau, oder wie soll man sie nennen?«

»Sie sagten, Rothe sei zukünftiger Schwiegersohn? Ich wußte gar nicht, daß Ihre Gräfin Schwester verlobt war,« äußerte Tessen, dem es nicht behagte, nur stumm die Weisheiten des andern hinunterzuschlucken.

»Nein, so weit ist es auch noch nicht. Aber es wird wohl dahin kommen; und nicht gerade angenehm ist es, diesen Fatzke als Nahverschwägerten in die Arme schließen zu müssen.«

Nach dem Essen, das mit vielen Gängen und einer Feierlichkeit, die Tessen etwas Angst machte, vor sich ging, versuchte er mit den jungen Mädchen eine Unterhaltung in Gang zu bringen. Aber ehe er sich's versah, fand er sich von der buntgemalten Österreicherin in ein Gespräch verstrickt.

Wie? Er verstehe nicht zu tanzen? Aber dem sei doch abzuhelfen. Eben dafür sei sie doch da.

Tessen meinte verlegen, dazu sei er viel zu ungeschickt und werde bestimmt niemals dahin kommen.

Aber mit ihrem zuckersüßesten Lächeln widersprach ihm die Dame, und kaum hatte sie den letzten Schluck Kaffee zu sich genommen, so rief sie ihren Mann, der, aufmerksam und offenbar ihrer Winke gewärtig, in ihrer Nähe stand, etwas zu. Er stürzte zum Instrument und begann zu spielen. Dies war Tessens erster Tanz. —

Die Bekanntschaft mit der Tochter des Hauses, auf die der neue Gast volle zwei Tage hatte warten müssen, geschah auf ungewöhnliche und überraschende Art. Auf eine Art, die leicht seinem Aufenthalt auf Garzow ein vorzeitiges Ende hätte bereiten können.

Als Tessen nämlich an diesem Morgen im Revier von Fritz Ronde, mit dem er gemeinsam einen Pirschgang unternommen, sich getrennt, hatte er beim Jäger vorsprechen wollen, um über das Fuchsgraben, das in den nächsten Tagen beabsichtigt war, Erkundigungen einzuziehen. Der Jäger war nicht daheim; aber Tessen hatte müssen ein wenig mit der Frau vorm Hause Platz nehmen, frühstücken und den samtweichen Dackelwurf bewundern. Er hatte mit Besorgnis vernommen, daß schwerlich aus dem Fuchsgraben etwas werden könne, da die fremden jungen Herren schon zweimal da herumgelaufen wären, obwohl ihr Mann bringlich abgeraten. So dumm nämlich, wie die Herrschaften glaubten, sei das Viehzeug nicht, und gewiß hätte heute nacht die Fähe die ganze Gesellschaft weggebracht.

»Hätte Ihr Mann lieber gar nichts verlauten lassen!« hatte Tessen gesagt.

Der alte Herr Graf könne ja nicht dichthalten, war die giftige Antwort gewesen. Stets und ständig plappere er alles dem Baron Rothe aus und verderbe einem die Jagd.

Betrübt, daß nichts aus dem erwarteten Spaß werden solle, war Tessen heimgegangen, und zwar, auf den Rat der Frau, abkürzend durch den Park, hatte sich durch das Loch in der Hecke geschoben, das die Buben jeden Sommer neu ausarbeiteten zum Beerenstehlen, und wanderte gemächlich durch die Eichenallee. Gerade hatte er Umschau gehalten nach hellen Kleidern, denn hin und wieder liefen die jungen Mädchen früh schon zum Beerenpflücken oder Blumenschneiden hier herum, da glaubte er einen fremdartigen Ton zu hören und verhielt den Schritt.

So war es: auf dem Wege, der den Teich umkreiste, wurde hinter dem Gebüsch ein heller Schein sichtbar. Von dorther auch war der Ton gekommen.

Tessen überquerte die Wiese, drängte, die Zweige zur Seite schlagend, durch das Buschwerk und stand vor Baron Rothe und einer Dame.

Rothe sprang, als er des andern ansichtig wurde, zur Seite und brachte eine verlegene Begrüßung vor. Woher Tessen so früh komme? Glück gehabt? Den Bock vor die Knarre gekriegt, was? näselte er verwirrt drauflos. Die Dame, es konnte ja nur Gräfin Inga sein, reichte Tessen die Hand. Sie freue sich sehr, ihn zu begrüßen, sagte sie, und ihre Stimme klang unruhig und mühsam beherrscht. Sie wollten jetzt zum Frühstück gehen, das auf der Terrasse eingenommen werde, und Tessen möge sie begleiten.

So geschah es; Baron Rothe ging nebenher, und vergeblich versuchte er wieder und wieder, eine Unterhaltung in Gang zu bringen.

Tessen hatte sich diese sonderbare Szene mehrfach zurückgerufen. Welche andre Erklärung aber wäre denkbar gewesen, als daß Rothe, zudringlich geworden, eine Ablehnung erfahren hatte. Und daß jener helle, fremdartige Ton ein Schrei gewesen war. Der Schrei eines unruhigen Vogels.

Eine unerklärliche Wut gegen den Zudringlichen stand in Tessen auf. Was wagte der? Galt denn wirklich in dieser elenden Welt Reichtum so viel, daß, der ihn besaß, frech vordringen durfte, als habe er mit seinem schmutzigen Geld alles gekauft? Gut. Wenn es noch arme Leute waren; die mochte schließlich der Glanz verwirren. Aber der alte Graf Ronde saß selber auf zwei großen Gütern, seine Frau hatte Anteil an den schlesischen Bergwerken des großen Hauses, dem sie entstammte. Und diese Leute beugten sich vor so viel läppischem Übermut! —

»Du hast aber jetzt bei meiner Schwester einen Stein im Brett,« sagte Fritz Ronde, der mit Tessen schon gute Kameradschaft geschlossen hatte, als man nach Tisch bei der Zigarette zusammenstand. »Inga hat mir entrüstet alles erzählt. Der freche Mensch, der Rothe, dem die Sache nicht schnell genug geht, hat sie bedrängt, wurde zärtlich und hat schließlich versucht, sie zu küssen. Da ist er aber gut angekommen. Weißt du, Inga ist nämlich sonderbar scheu, geradezu übertrieben. Man hat ja leider bei uns im Hause nicht immer den besten Ton gehabt. Wozu Einzelheiten — den Klatsch hörst du schon mal von andrer Seite. Jedenfalls hat Inga dadurch beinahe schon als Kind einen solchen Widerwillen gefaßt gegen jedes leichtfertige Gehabe, daß man sie auf diesem Gebiet behandeln muß, als sei sie von Meißener Porzellan.«

»Warum werft ihr ihn nicht hinaus, wenn er frech war?« fragt Tessen erregt.

»Hinaus? Sagtest du hinaus? Na, hör' mal. Er ist doch präsumtiver Schwiegersohn; der Alte selber drängt ihn ja und will lieber heut als morgen die Verlobung veröffentlicht sehen.«

»Mir ist Rothe ganz und gar unsympathisch; ich weiß nicht, warum,« meint Tessen.

»Solltest du dich selber schon ein bißchen verbrannt haben?« sagt Fritz Ronde.

Tessen lacht ihn aus. Er weiß doch, für wen die Flamme in seinem Herzen brennt. —

»Übrigens, lieber Rothe,« bringt mit lauter Stimme der Sohn des Hauses vor, »Sie haben uns wirklich mit Ihrem ewigen Nachsehen die Frau Füchsin vergrämt. Frauen sind zartbesaitet. Bastelt man allzuviel herum, so verduften sie, und man hat das Nachsehen.«

Ringsum lächelnde Mienen. Die Österreicherin kichert. Der Angeredete wird dunkelrot und erwidert nachlässig, daß in einem so großen Revier wohl noch ein andrer Bau würde aufzufinden sein, wenn man die Jägerei auf die Beine brächte.

Derartiges Geplänkel gab es eigentlich Tag für Tag zwischen diesen beiden Kampfhähnen. Bei Tisch ergaben sich aus solchen Gründen die unangenehmsten Pausen, denen der alte Graf mit auffallendem Ungeschick ein Ende zu machen suchte, indem er seinem Sohn irgendeinen bissigen Tadel hinwarf. Der blieb meist die Antwort nicht schuldig, und es ging eine Weile, zum Schrecken der Gäste, hin und her, bis endlich ein neuer Gang die Streitenden in Anspruch nahm.

»Könnten denn Sie nicht Fritz beeinflussen, von diesem schrecklichen Gezänk mit dem Vater abzulassen?« wandte sich in einer Pause des abendlichen Tanzes Gräfin Inga an Tessen.

Erstaunt vergaß er zu antworten.

»Aber er mag Sie gern, er hört auf Sie,« beteuerte Inga voll Eifer. »Er hat heute erst zu mir gesagt, er sei heilfroh, daß Tante Marieluise Sie hierhergebracht hätte, denn diese albernen Laffen hier wären ihm schon reichlich über.«

»Das höre ich nicht ungern, natürlich,« erwiderte Tessen, ärgerlich, daß er so kindisch rot wurde. »Ich werde also tun, was ich kann.«

»Mögen Sie Baron Rothe?« fragte Inga und beobachtete — Tessen merkte es wohl — aufmerksam seine Miene.

»Nein,« antwortete er, »er ist bestimmt ein schlechter Mensch, und Sie sollten unter keinen Umständen seine Frau werden.«

Das Gesicht ihm gegenüber errötete bis über die Stirn. Als triebe ein eiliger Wind sie an, lief die rote Welle von den Wangen über Nacken und Hals. »Warum glauben Sie, daß ich das wollte?«

»Ihr Bruder sagte so,« gab Tessen verlegen zurück. »Nun denken Sie bitte nicht, daß ich Ihren Eltern die Gastfreundschaft schlecht dankte, indem ich in diese Angelegenheiten hineinrede, die mich nichts angehen; aber wenn so etwas einmal geschehen ist, ist es zu spät, es besser zu machen. Man hat ja Ehen genug beobachtet, die, aus äußeren Gründen geschlossen, sich erst leidlich anließen, und dann kam auf einmal die Verzweiflung über die Frau, daß sie ihre Kostbarkeit irgendeinem nichtsnutzigen Schuft hingeworfen hatte —«

»Mein Gott, wie reden Sie zu mir!« hörte er sie sagen, und jetzt war ihr Gesicht totenblaß. —

Tessen hätte ein Narr sein müssen, wenn er nicht bemerkt hätte, daß von diesem Gespräch an, das übrigens die Komtesse ganz plötzlich mit ihrer verstörten Frage abgebrochen hatte, sie entschieden versuchte, ihn zu meiden. Wenn er sich näherte, führte gerade ein Tänzer sie hinweg oder schien irgendeine häusliche Pflicht sie abzurufen. Er wollte eine Entschuldigung anbringen, da er sie ernstlich verstimmt glaubte, aber es gelang ihm nicht. Und was den Ungeschickten noch viel mehr aufbrachte, war, daß die Österreicherin und ihr Mann, offenbar nicht ohne Absicht, sich in übertriebener Weise seiner bemächtigten. Kaum trat er ins Zimmer, so fand er sich auch schon mit einem von ihnen im Gespräch.

Wer hatte diese Gesellschaft ihm auf den Hals gehetzt? Der alte Graf? Rothe? Oder gar sie selbst, um ihn loszuwerden? Ach, zum Teufel, was gingen ihn überhaupt diese Leute an, wäre er doch in Buchen!

Warum sollte er übrigens nicht einmal hinüberreiten, da Fritz Ronde ihm doch sein Pferd angeboten hatte? Tessen begab sich zum Telephon. In Buchen meldete sich der Diener. Ob der Besuch noch da sei?

»Besuch?« kam es verwundert zurück. Nein, niemand sei dagewesen seitdem.

Tessen bat, die Frau Baronin sprechen zu dürfen. Wie er soeben vom Diener erfahre, sei Besuch gar nicht da, sagte er, nachdem Baronin Buchen sich gemeldet hatte.

»Nein, es ist richtig,« kam zurück. »Aber bleiben Sie ruhig in Garzow, Tessen. Ich muß Ende der Woche verreisen, da die Tante erkrankt ist.«

»Ich weiß immer noch nicht sicher, ob es nun mit der Anstellung etwas wird oder nicht,« fuhr Tessen fort. »Bis dahin kann ich doch unmöglich hierbleiben.«

»Wenn ich zurück bin,« antwortete die Baronin, »werde ich Rondes zu meinem Sommerfest bitten. Sie bekommen natürlich auch eine Einladung, und wenn Sie mögen, kommen Sie ein paar Tage vorher und helfen mir vorbereiten. Ich höre, es gefällt Ihnen dort gut, und nur einer gefällt Ihnen nicht.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?«

Ein Lachen stieg klingend empor aus dem düsteren Kasten. »Zuweilen unterhalte ich mich mit Fritz Ronde,« antwortete die Baronin, »und übrigens wußte ich, daß es so kommen würde.«

»Wie kommen würde? Ich verstehe nicht!« gab Tessen zurück. Aber nur ein Schnurren und Brummen im Apparat antwortete ihm. Dann überhörte er ein fremdes Gespräch über Thekla, die an Masern erkrankt war. Verärgert lief er davon. —

Da Tessen, als das Tanzpaar wieder versucht hatte, sich ihm zu nähern, sie kurzerhand stehengelassen und sich davongemacht hatte, blieb er

endlich verschont und geriet an die kleine Burkersroda, ein niedliches, rundes Kind, das ebenso schlecht tanzte wie er, so daß die beiden ungeniert an dieses Unternehmen sich heranwagen konnten. Auch in dieser gutmütigen Seele fand seine zornige Abneigung gegen Rothe Widerhall, und strahlend vertraute Hildegard ihm an, daß Inga ihr gestern abend unter Tränen versichert habe, sie werde nie und nimmer den schrecklichen Menschen heiraten, jetzt schon gar nicht.

»Jetzt schon gar nicht?« fragte Tessen.

Die kleine Hildegard hob das Gesicht; ein munteres Lachen kam in hellen Tönen aus ihrem Munde. »Was Sie nicht alles fragen,« antwortete sie.

Durfte er nun, ohne sich selbst einen läppischen Kerl nennen zu müssen, durfte er sich einbilden, daß Inga ernst genommen hatte, was er ihr gesagt; daß diese Worte in ihr Herz eingegangen waren? War das etwa gemeint? Und brauchte nicht dieses unerfahrene und hilflose Kind, dem Drängen ihrer Eltern ausgeliefert, Rat und Schutz, da der Bruder allzu geneigt schien, alles auf die leichte Achsel zu nehmen?

Diesen Abend würde Tessen, das hatte er fest bei sich beschlossen, die Fliehende einholen und festhalten. Freilich, große Erfahrungen besaß er nicht, aber überblickte nicht ein Mann diesen ganzen Komplex von Ehe und Liebe besser als ein ahnungsloses Ding? Sonderbar, wenn er Inga mit seiner Schwester verglich. Die würde gewiß nicht lange zögern, den Reichen sich festzuhalten.

Da der Tag heiß gewesen, hatten die jungen Leute im Park sich verteilt, und hier fand Tessen leicht Gelegenheit, an die Seite der Komteß zu gelangen, die auch heute wieder für sich allein zu lustwandeln schien. Freilich glaubte er die kleine Burkersroda soeben noch in ihrer Nähe gesehen zu haben, die sich wohl, als er herankam, entfernt haben mußte.

»Baronin Buchen stellt uns ein herrliches Sommerfest in Aussicht,« begann Tessen, froh des gefundenen Themas. »Ich freue mich außerordentlich darauf, denn ich habe niemals dergleichen mitgemacht. Es wird gewiß schön.«

»O ja,« erwidert Inga erfreut. »Tante Marieluise versteht es gut, solche Dinge ins Werk zu setzen. Ach, manchmal denke ich, ich möchte sein wie sie, wenn ich alt bin; so stark und sicher und großartig.«

»Alt?« fragt Tessen verdutzt.

»Aber sie ist beinahe so alt wie die Mama,« meint Inga. »Und der Papa erzählt immer, daß er ihr Courmacher war in seiner Jugend. Sie muß schön gewesen sein.«

»Sie ist noch heute schön,« widerspricht Tessen. Ein verwunderter Blick trifft ihn. »Ja, das ist sie auch,« sagt Inga betroffen. »So meinte ich es nicht.«

»Wird Baron Rothe auch an dem Fest teilnehmen?« fragt Tessen und bemerkt, vorsichtig, um ein geringes den Kopf ihr zuwendend, daß sie errötet.

»Alle werden mitkommen, und noch die ganzen Nachbarn dazu,« antwortet sie. »Aber eigentlich freue ich mich gar nicht darauf.«

Tessen will den Grund wissen und erfährt, daß vorher noch schreckliche Auseinandersetzungen bevorstünden, denn eben dieses Fest habe ihr Vater als Termin für die Verlobung angesetzt. Dann erst werde er endlich glauben, daß ihre Weigerung ernst gemeint sei.

»Ich möchte fort von zu Haus,« sagt Inga mit gequälter Stimme, »denn nachher wird der Streit überhaupt nicht mehr aufhören. Meines Bruders Urlaub geht auch zu Ende. Er bleibt nicht in Berlin, sondern rechnet darauf, gleich wegzukommen. Dann bin ich ganz verlassen.«

»Aber gehen Sie doch zu Baronin Buchen,« rät Tessen so recht aus vollem Herzen. »Sie ist gut; wenn es irgend möglich ist, würde sie Ihnen gewiß in dieser Sache helfen.«

Inga schüttelt den Kopf. »Es wäre nicht das erstemal, daß das Thema dieser Heirat angeschlagen würde zwischen ihr und mir. Als wir, ehe sie nach dem Süden abreiste, davon sprachen, war ich noch unsicher, ich gebe es zu. Sie war mir böse darum.«

»Wie sollte man Ihnen denn böse sein, kleine Inga?« fragt Tessen.

Inga Ronde bleibt stehen und blickt ihrem Begleiter eindringlich ins Gesicht. »Doch,« antwortet sie. »Ich selber könnte mich hassen dafür, daß ich jemals Lust hatte, mich um Geld zu verkaufen, aber ich war dazu aufgezogen und verstand ja nichts davon. Seien Sie mir ruhig böse, aber verzeihen Sie mir auch.«

Ihm, an den diese zaghaften Worte gerichtet sind, strömt eine heiße Welle ins Herz und bringt alles in Aufruhr. Aber scheu und der Wirkung ungewiß, wagen seine Arme nicht, sie zu umschließen, und nur mit einem ungeschickten, hölzernen Streicheln liebkost er sie. —

»Wäre es nicht deine Sache, deinem Vater einmal deutlich zu machen, daß Inga den Rothe nicht mag und er sich diese Heirat aus dem Kopfe schlagen muß?« fragt Tessen seinen Freund Fritz Ronde. »Oder, wenn du dir davon nichts versprichst, willst du es nicht einmal Rothe selber vorhalten?«

Fritz Ronde schnippt mit dem Finger. »Ich dränge mich wirklich nicht nach so unerfreulichen Aufgaben,« antwortet er. »Schließlich muß Inga selber auftreten lernen. Wer kann heutzutage ein Mädchen zur Heirat zwingen?«

»Nun ja, aber so jung wie sie ist, kann man nicht alles ihr allein überlassen,« meint Tessen.

»Dann spring du ihr doch bei! Tritt hin, wie man sagt, und bekenne!«

»Ich weiß nicht, was du meinst,« antwortet Tessen gekränkt.

Der andre pfeift sich ein Lied und kommt auf die Jagd zu sprechen. —

Nicht lange danach traf von Baronin Buchen ein Schreiben ein, dessen Inhalt den Empfänger dermaßen verblüffte, daß er mehr als einmal Sätze daraus sich laut und deutlich vortrug:

»Gräfin Ronde führt im Einvernehmen mit ihrem Manne bei mir Klage darüber, daß nicht lange nach Ihrem Eintreffen, lieber Tessen, die den beiden Familien so erwünschten Beziehungen zwischen Freiherrn Rothe und ihrer Tochter erkaltet, ja geradezu feindlich geworden wären, schiebt für diese Veränderung Ihnen die Schuld zu, meint, daß Sie fortgesetzt und absichtlich den Freiherrn brüskierten, und deutet an, daß dies alles einfach darauf hinausgehe, daß Sie selbst des jungen Mädchens sich bemächtigen wollten ...«

Er? Er sich bemächtigen? Wie kommen sie darauf?

»Sie wären, so geht es weiter, noch sehr jung und hätten nichts zu bieten, während Inga —«

Tessen steigt zornige Röte ins Gesicht. Nicht einen Augenblick wird er hierbleiben. Oh, er wird sofort um eine Unterredung bitten und den Grafen stellen.

»Sie werden wissen, daß Sie diese Mitteilung nur vollkommen diskret behandeln und auch Inga nicht das geringste merken lassen dürfen ...«

Also wie ein dummer Junge soll er schweigen, wenn diese Leute ihm etwas nachsagen!

»Ich würde«, fährt der Brief fort, »die ganze Sache für mich behalten haben, wenn nicht Gräfin Ronde zu guter Letzt behauptete, Sie, mein lieber Tessen, hätten Inga Ihre Gefühle zu verstehen gegeben, denn diese habe bei einer ernsten Unterredung ihren Eltern gegenüber behauptet, sie liebe einen andern und werde ihn niemals vergessen.«

Baronin Buchen schließt diesen Brief mit Mahnungen, daß er keinesfalls Inga unglücklich machen und ihr Dinge vorreden dürfe, außer, er könne sie vor Gott und den Menschen vertreten. Es sei etwas andres um Ruf und Ehre eines so jungen Kindes als um den Ruf einer älteren Frau, und dennoch wisse er ja, wie sogar sie noch darüber denke. Liebe er Inga nicht, so möge er augenblicklich sich zurückziehen; liebe er sie aber und dürfe auf Gegenliebe rechnen, so solle er nur alles daransetzen, sie zu gewinnen.

Das schreibt Marieluise ihm ...

Lange her, daß Tessen so unruhig in der Nacht sich hin und her warf. Er meinte, fast sicherer im Untersuchungsgefängnis geruht zu haben, als heute hier unter diesem Dache. Hat sie zu den Eltern gesagt: »Ich liebe einen andern«? Und wen denn, wen, wenn man fragen darf, da sie doch offenbar die andern Kavaliere schon länger gekannt hat, und er der einzige ist, der hinzukam. Wen? Ihn etwa, der nicht einmal diese blödsinnigen Tänze richtig zu tanzen verstand, der viel zu grobe Schuhe trug und dessen Anzüge unweigerlich den kleinen Provinzschneider verrieten? Ihn, der aus so ärmlichen Verhältnissen stammte, daß der Glanz dieses Hauses ihn verwirrt hatte, als er eintrat?

Was in aller Welt ging das ihn an! Nun ja, sie hatte ihm freilich gefallen, er hatte Freude gehabt an dem bunten Wechsel ihrer Laune, da sie aus heitersten Scherzen auf einmal in Schweigen verfiel und mit ihren großen, blauen Augen, die wie der Panzer eines runden, schillernden Käfers aussahen, ins Leere starrte. Ja, er hatte gern mit ihr philosophiert und sich gefreut, daß sie ihm zuhörte. Aber Liebe? Nein, nein, Unsinn. An einer andern Frau hing sein Herz! —

Als Tessen am andern Morgen seine Gastgeber am Kaffeetisch begrüßte, kam es ihm so vor, als ob man ihn neugierig betrachte. Wußten Sie vielleicht, daß ein Brief aus Buchen eingelaufen war, und wollten nun schadenfroh seine enttäuschte Miene wahrnehmen?

Er ließ sich nichts anmerken, aß umständlich und gründlich, erkundigte sich gehorsamst nach dem Befinden, ließ sich vom Grafen in ein politisches Gespräch verwickeln und ging dann, als irgendeine Frage des alten Herrn es zuließ, auf Buchen über, dessen Herrin er, wie er bald gewahr wurde, viel zu übertrieben und emphatisch zu preisen begann.

Zunächst stimmte man ihm herzlich zu; was den alten Grafen anging, so blieb es auch dabei. Gräfin Ronde aber bemerkte im Gespräch, daß immerhin die Baronin eine etwas eigenartige Frau sei und, abgesehen von jungen Leuten, aus deren Munde man ja allerdings begeisterte Lobpreisungen gewohnt wäre, allgemein nicht so rosig beurteilt würde.

»Ein bißchen überspannt ist sie wohl,« ließ sich der Freiherr Rothe vernehmen.

Tessen fuhr auf, warf einen raschen Blick auf den alten Grafen, der ruhig sein Ei auskratzte, und erklärte, daß die Baronin ihm sehr hoch stehe, und er daher die Bitte aussprechen dürfe, sie nicht zu kritisieren.

»Ich glaube nicht, etwas Ehrenrühriges geäußert zu haben,« erwiderte Rothe.

»Aber nein, bewahre,« mischte Gräfin Ronde sich eilfertig ein. »Wenn man feststellt, daß nicht überall eitel Wonne herrscht, daß sich immerhin auch Ungünstiges anführen ließe, so —«

Mit einem ärgerlichen »Brechen wir doch ab!« beendete Graf Ronde unerwartet das Gespräch.

Als Tessen nach dem Frühstück dem Park sich zuwendet, hört er Schritte hinter sich, hält ein und findet Rothe, der offenbar eine Unterredung mit ihm sucht, sich gegenüber.

»Sie werden nicht angenommen haben, daß ich die Kavalierspflicht Damen gegenüber mißachtete,« beginnt Rothe. »Oder wie darf ich Ihre Bemerkung auffassen?«

»Ich habe gar keine Vermutungen über Sie, Baron Rothe,« gibt Tessen kühl zurück. »Indessen, da Sie gerade dabei waren, eine Dame mit unpassenden Worten zu bekritteln —«

»Ich verbitte mir Ihre Lehren,« antwortet Rothe und strafft sich.

»Ihre Rede war unpassend,« wiederholt Tessen ruhig.

Der Wortwechsel ist offenbar nicht unbeachtet geblieben. Von allen Seiten kommt Sukkurs. Fritz Ronde und mehrere Herren drängen die Streitenden auseinander.

»Ein Glück, daß Inga das Unheil kommen sah,« sagt Fritz Ronde, während er, den Arm um Tessens Schulter gelegt, dem Park zustrebt. »Ich war gerade dabei, mich zum Schwimmen zurechtzumachen, als Inga blaß und erregt herbeigelaufen kam: ihr wäret aneinandergeraten beim Frühstück, und sie habe gesehen, wie Rothe dir in den Garten gefolgt sei.«

Die Freunde nähern sich dem Tor zum Blumengarten, von wo jeden Morgen die jungen Mädchen die bunte Pracht herbeizuholen pflegen. Nicht selten hatte Tessen die eine oder andre hierher begleitet. Er zögert.

»Lauf doch nicht jetzt zu der schnatternden Gänseschar,« sagt Fritz Ronde ungeduldig. »Laß uns lieber überlegen, ob denn die Geschichte nicht irgendwie beizulegen ist.«

»Nein,« antwortet Tessen. »Ich habe vor, mich noch heute zu verabschieden, und bitte dich, die Angelegenheit deinen Eltern vorzutragen. Entschuldige mich. Sag', was du willst. Mach' ihnen klar, daß ich ein Narr und ungebildeter Flegel bin. Ich will nicht länger. Ich mag nicht.«

»Warum bist du denn gleich so wild, Tessen?«

Sie setzten schweigend ihren Weg fort, doch trennte Ronde sich nach wenigen Schritten von Tessen, da er nun endlich das unterbrochene Schwimmen aufnehmen wolle.

Tessen ging langsam hin und her, um schließlich doch den Blumengarten aufzusuchen. Aber seine bunten Rabatten standen einsam in der Sonne. —

»Mein Bruder hat mir gesagt, daß Sie fortwollen,« sprach Inga ihn an, die ihm, als er den Garten enttäuscht wieder verlassen wollte, entgegentrat.

»Gewiß. Es ist besser,« gab Tessen zurück.

»Sie waren nicht gern hier?«

»Ach, wie können Sie so fragen, Gräfin!« erwiderte Tessen und lächelte ihr sanft zu. »Buchen und Garzow sind die einzigen Orte, wo ich bisher Bäume und Blumen erlebt habe, wo ich in Gesellschaft von Frauen sein durfte, wo es heiter war und keine Mühe an mich herankam.«

»Es würde weiter so sein können,« meinte Inga.

»Sie wissen ganz gut, daß Ihre Eltern böse auf mich sind,« erwiderte Tessen betrübt. »Man schiebt mir irgend etwas zu. Immer ist einer der Prügelknabe, und eigentlich bin ich ja auch an diese Rolle gewöhnt von jeher.«

»Tante Marieluise hat mir von Ihren schrecklichen Erlebnissen erzählt,« sagte Inga. »Aber das ist doch vorbei, und Sie sollten keine Bitterkeit mehr darüber empfinden.«

»Ich werde immer hin und her gestoßen werden, während andre schon von Anbeginn an den Kopf hochhalten und auf der geraden Straße wandern dürfen.«

»Sie sollten mehr von sich selbst halten,« antwortete Inga.

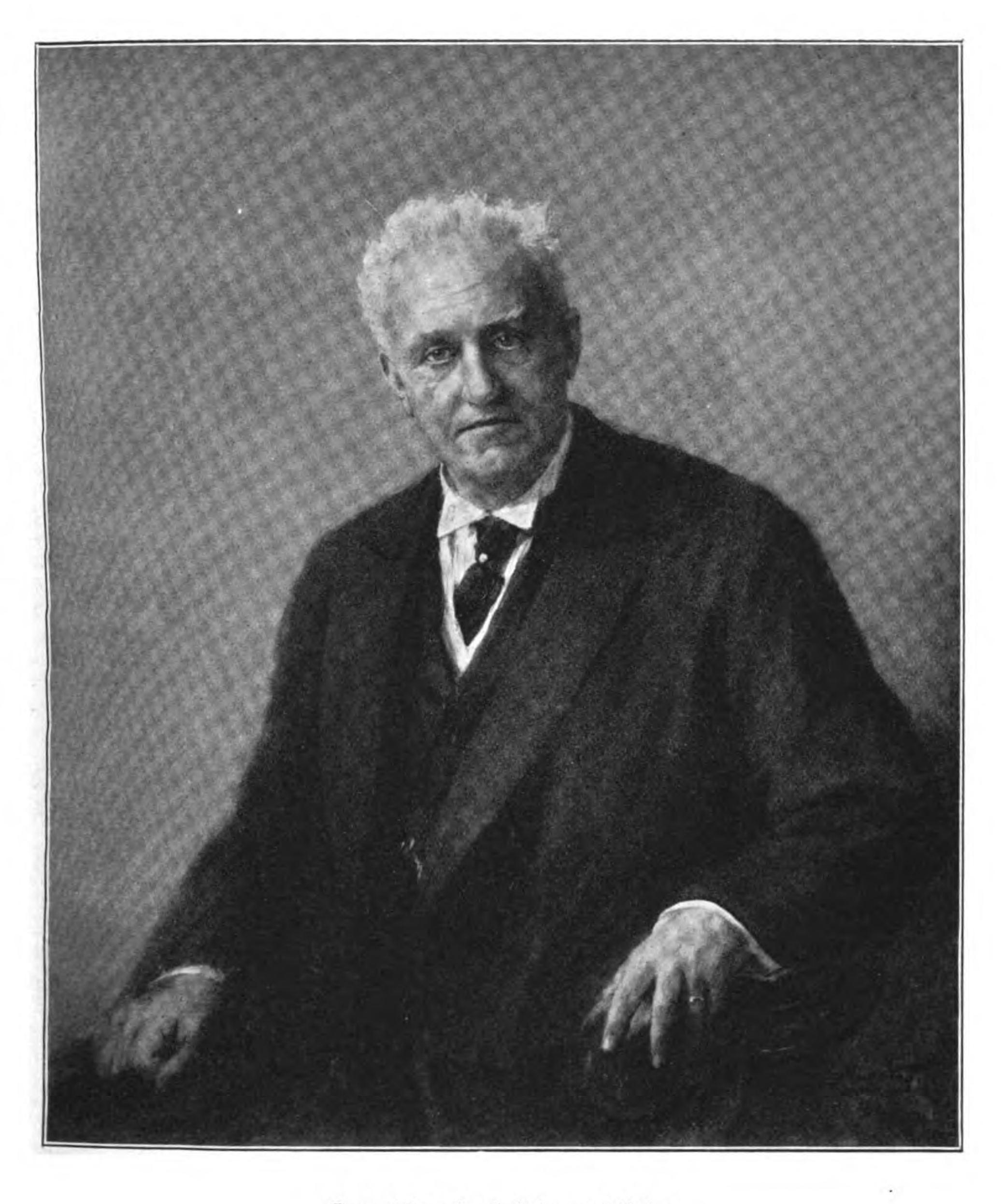
Der Abschied von Garzow war sichtbar kühler gewesen als der Empfang, und Tessen ist froh, als er an der Grenze des Fuchsgespanns wieder ansichtig wird. Sogleich fragt er nach der Baronin und erfährt erstaunt, daß sie abwesend sei. Abgereist, gestern erst, um das alte Freifräulein in Gattersleben zu besuchen.

Mißgestimmt tritt Tessen ins Haus, geht durch die leeren Zimmer und streichelt die Hunde, die, froh, Anschluß gefunden zu haben, ihn aufgeregt umdrängen. Niemals betrat er diese Räume, ohne daß sie ihm in der Tür entgegengetreten wäre, am Kamin mit ihm Bücher gelesen oder von ihrem Schreibtisch aus ihm ein paar Worte zugerufen hätte.

Er konnte die verzweifelte Einsamkeit dieser Zimmer nicht ertragen und suchte frühzeitig seine Gaststube auf.

Obwohl allerhand Unterhaltung vorhanden war und Inspektor, Verwalter und Jäger sich eine kleine Ansprache nicht nehmen ließen, brachte Tessen die endlosen Stunden dieses seit lange zum erstenmal allein verlebten Tages kaum unter. Er hatte nach Tisch im Arbeitszimmer der Baronin, auf ihre ausdrückliche Anordnung hin, sich niedergelassen, griff nach der großen rotledernen Mappe und sah die Bilder an, die Marieluise in ihrer Kindheit und ersten Jugend, als junge Frau, mit dem kleinen Sohn an ihrer Seite, später allein, ernster geworden, zeigten. — Alt? Sonderbar, er wäre nie darauf gekommen, daß sie im gleichen Alter sein könne wie Gräfin Ronde, die grau und vertrocknet aussah. Aber solch ein junges Kind wie Inga sagt »alt« von ihr, natürlich. Ist sie nicht eigentlich noch sehr schön, auch auf diesem letzten Bild, das — Tessen erinnert sich wohl — der Professor kurz vor der Abreise nach dem Orient aufgenommen hat?

Nein, er würde sie von sich aus niemals »alt« genannt haben, sondern hatte vielmehr stets ärgerlich widersprochen, wenn sie von »altern«



Hugo Vogel: Geheimrat Rießer

»Sie werden nicht angenommen haben, daß ich die Kavalierspflicht Damen gegenüber mißachtete,« beginnt Rothe. »Oder wie darf ich Ihre Bemerkung auffassen?«

»Ich habe gar keine Vermutungen über Sie, Baron Rothe,« gibt Tessen kühl zurück. »Indessen, da Sie gerade dabei waren, eine Dame mit unpassenden Worten zu bekritteln —«

»Ich verbitte mir Ihre Lehren,« antwortet Rothe und strafft sich.

»Ihre Rede war unpassend,« wiederholt Tessen ruhig.

Der Wortwechsel ist offenbar nicht unbeachtet geblieben. Von allen Seiten kommt Sukkurs. Fritz Ronde und mehrere Herren drängen die Streitenden auseinander.

»Ein Glück, daß Inga das Unheil kommen sah,« sagt Fritz Ronde, während er, den Arm um Tessens Schulter gelegt, dem Park zustrebt. »Ich war gerade dabei, mich zum Schwimmen zurechtzumachen, als Inga blaß und erregt herbeigelaufen kam: ihr wäret aneinandergeraten beim Frühstück, und sie habe gesehen, wie Rothe dir in den Garten gefolgt sei.«

Die Freunde nähern sich dem Tor zum Blumengarten, von wo jeden Morgen die jungen Mädchen die bunte Pracht herbeizuholen pflegen. Nicht selten hatte Tessen die eine oder andre hierher begleitet. Er zögert.

»Lauf doch nicht jetzt zu der schnatternden Gänseschar,« sagt Fritz Ronde ungeduldig. »Laß uns lieber überlegen, ob denn die Geschichte nicht irgendwie beizulegen ist.«

»Nein,« antwortet Tessen. »Ich habe vor, mich noch heute zu verabschieden, und bitte dich, die Angelegenheit deinen Eltern vorzutragen. Entschuldige mich. Sag', was du willst. Mach' ihnen klar, daß ich ein Narr und ungebildeter Flegel bin. Ich will nicht länger. Ich mag nicht.«

»Warum bist du denn gleich so wild, Tessen?«

Sie setzten schweigend ihren Weg fort, doch trennte Ronde sich nach wenigen Schritten von Tessen, da er nun endlich das unterbrochene Schwimmen aufnehmen wolle.

Tessen ging langsam hin und her, um schließlich doch den Blumengarten aufzusuchen. Aber seine bunten Rabatten standen einsam in der Sonne. —

»Mein Bruder hat mir gesagt, daß Sie fortwollen,« sprach Inga ihn an, die ihm, als er den Garten enttäuscht wieder verlassen wollte, entgegentrat.

»Gewiß. Es ist besser,« gab Tessen zurück.

»Sie waren nicht gern hier?«

»Ach, wie können Sie so fragen, Gräfin!« erwiderte Tessen und lächelte ihr sanft zu. »Buchen und Garzow sind die einzigen Orte, wo ich bisher Bäume und Blumen erlebt habe, wo ich in Gesellschaft von Frauen sein durfte, wo es heiter war und keine Mühe an mich herankam.«

»Es würde weiter so sein können,« meinte Inga.

»Sie wissen ganz gut, daß Ihre Eltern böse auf mich sind,« erwiderte Tessen betrübt. »Man schiebt mir irgend etwas zu. Immer ist einer der Prügelknabe, und eigentlich bin ich ja auch an diese Rolle gewöhnt von jeher.«

»Tante Marieluise hat mir von Ihren schrecklichen Erlebnissen erzählt,« sagte Inga. »Aber das ist doch vorbei, und Sie sollten keine Bitterkeit mehr darüber empfinden.«

»Ich werde immer hin und her gestoßen werden, während andre schon von Anbeginn an den Kopf hochhalten und auf der geraden Straße wandern dürfen.«

»Sie sollten mehr von sich selbst halten,« antwortete Inga.

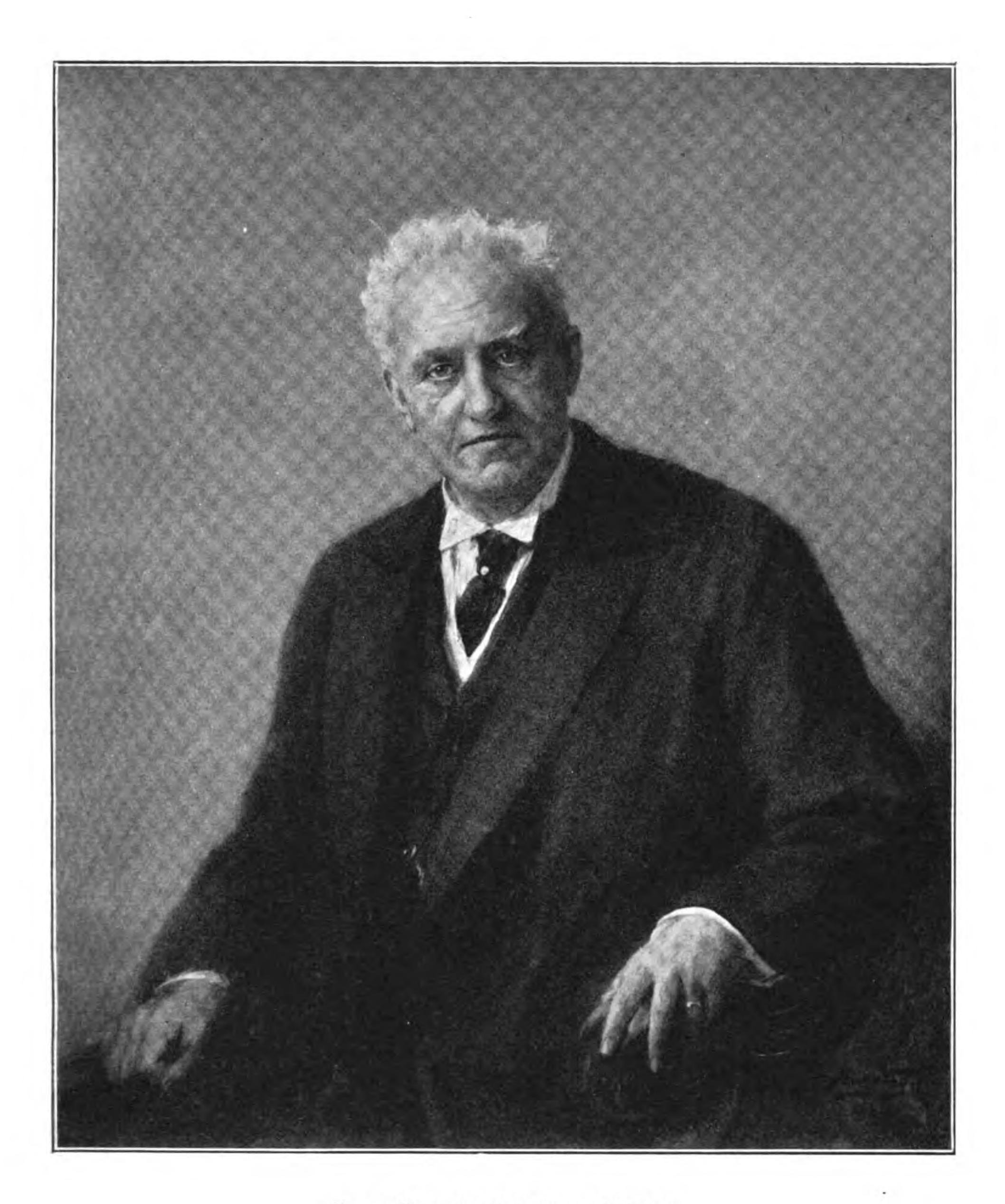
Der Abschied von Garzow war sichtbar kühler gewesen als der Empfang, und Tessen ist froh, als er an der Grenze des Fuchsgespanns wieder ansichtig wird. Sogleich fragt er nach der Baronin und erfährt erstaunt, daß sie abwesend sei. Abgereist, gestern erst, um das alte Freifräulein in Gattersleben zu besuchen.

Mißgestimmt tritt Tessen ins Haus, geht durch die leeren Zimmer und streichelt die Hunde, die, froh, Anschluß gefunden zu haben, ihn aufgeregt umdrängen. Niemals betrat er diese Räume, ohne daß sie ihm in der Tür entgegengetreten wäre, am Kamin mit ihm Bücher gelesen oder von ihrem Schreibtisch aus ihm ein paar Worte zugerufen hätte.

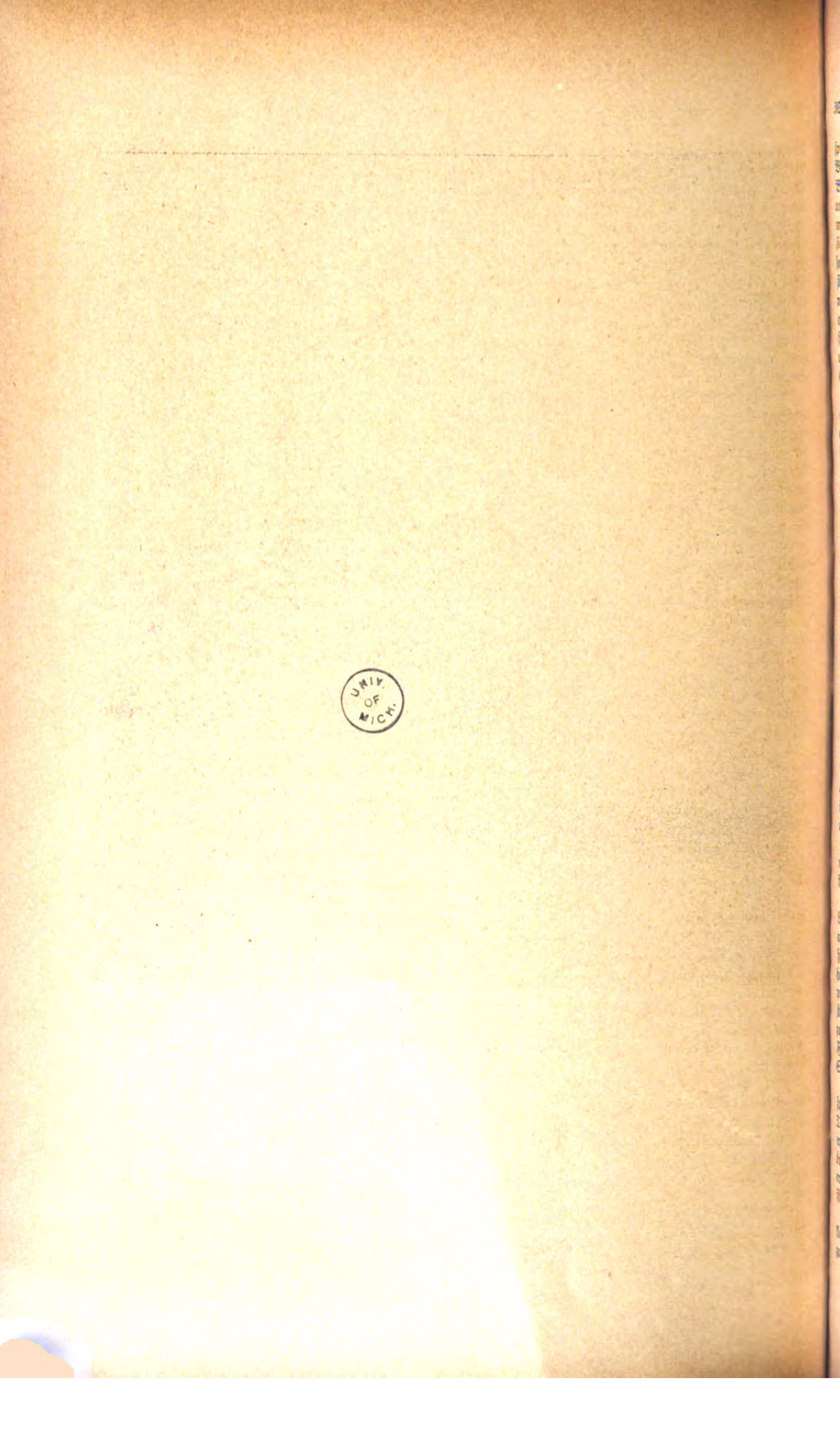
Er konnte die verzweifelte Einsamkeit dieser Zimmer nicht ertragen und suchte frühzeitig seine Gaststube auf.

Obwohl allerhand Unterhaltung vorhanden war und Inspektor, Verwalter und Jäger sich eine kleine Ansprache nicht nehmen ließen, brachte Tessen die endlosen Stunden dieses seit lange zum erstenmal allein verlebten Tages kaum unter. Er hatte nach Tisch im Arbeitszimmer der Baronin, auf ihre ausdrückliche Anordnung hin, sich niedergelassen, griff nach der großen rotledernen Mappe und sah die Bilder an, die Marieluise in ihrer Kindheit und ersten Jugend, als junge Frau, mit dem kleinen Sohn an ihrer Seite, später allein, ernster geworden, zeigten. — Alt? Sonderbar, er wäre nie darauf gekommen, daß sie im gleichen Alter sein könne wie Gräfin Ronde, die grau und vertrocknet aussah. Aber solch ein junges Kind wie Inga sagt »alt« von ihr, natürlich. Ist sie nicht eigentlich noch sehr schön, auch auf diesem letzten Bild, das — Tessen erinnert sich wohl — der Professor kurz vor der Abreise nach dem Orient aufgenommen hat?

Nein, er würde sie von sich aus niemals »alt« genannt haben, sondern hatte vielmehr stets ärgerlich widersprochen, wenn sie von »altern«



Hugo Vogel: Geheimrat Rießer


UNIV.
OF
MICH.

sprach. — Ach, dort unter dem Spiegel das Bildchen im Oval stellte offenbar Inga und ihren Bruder dar; wie zaghaft hing der magere Arm um den Hals des älteren Bruders! Wie anmutig war das Lächeln dieses kindlichen Gesichts! Sie mochte sechs Jahre jünger gewesen sein damals, aber auch heute schien dieses Gesicht unverändert. Ob sich in dem großen Familienalbum, das wie ein riesiger Koran auf eingelegtem Sockel ruhte, noch Bilder von ihr finden ließen? Doch ja. Auch hier Fritz Ronde, und darunter zwei entzückende Bildchen der Schwester. —

Tessen hat sich am Kamin niedergelassen und amüsiert sich damit, die elektrischen Glühlampen anzuschalten, die Feuersglut vortäuschen. Hier hat er meist mit Marieluise gesessen, bei der Lektüre eines Buches. Wie viele Gespräche und leidenschaftliche Argumente ergaben sich doch aus dem Gelesenen! Der Nachdenkliche lächelt vor sich hin, wenn er sich erinnert, wie eigensinnig er ihr vorhielt, daß nur einmal im Leben die wahre Passion erlebt werden könne, und daß alles, was vorher und nachher komme, nur Stückwerk sei, unwahre Nachahmung.

»Den jungen Leuten ist Liebe und Tod eins,« hatte sie erwidert, »aber wer klug geworden ist, weiß, daß die leidenschaftlichen Gefühle nur vorübergehende Zustände sind, mit denen ein Herz sich bestätigt; und das einzig Sichere, das immer wieder aufsteht aus der Asche seiner erloschenen Feuer, ist das menschliche Herz.«

Das war die Weisheit, gegen die er gekämpft. Diesen Ausspruch hatte er sich niedergeschrieben, als letzten in dem schwarzen Heft, das er, noch im Gefängnis sogar, mit seinen Bedrängnissen und Hoffnungen angefüllt hatte.

Was mochte sie erfahren haben in diesen beinahe zwei Jahrzehnten, die sie ihm voraus war? Woher schöpfte sie diese Erkenntnis? —

Am Morgen erwacht Tessen, vom späten Lesen und Grübeln noch müde, durch Klopfen an seiner Tür. Es wird gemeldet, daß draußen Besuch sei, und der junge Herr einmal hinausblicken möge. Wahrhaftig Pferdegetrappel auf dem Vorplatz! Tessen reißt das Fenster auf, will hinausrufen und fährt erschrocken zurück, denn zu Pferde, gerade unter seinen Fenstern, grüßen ihn Fritz Ronde und seine Schwester.

Sein Herz schlägt wilden Takt, als er, so schnell es irgend geht, in die Kleider fährt. Zum Teufel jetzt mit der Melancholie! Die zwei läßt er heut den ganzen Tag nicht weg. Während er, drei Stufen auf einmal, die Treppe nimmt, sagt er sich viele Male vor: »Inga ist da — Inga ist da!«

Gemeinsames Frühstück. Wie geschickt die kleine Inga mit diesen schwierigen Gegenständen zu hantieren versteht, die alle zum Teemachen in Buchen gehören! Kein bißchen schlechter macht sie das als ihre Lehrmeisterin.

»Ach, eine schöne, eine bewundernswerte Idee von euch!« sagt Tessen und streichelt glückselig Fritz Rondes Hand. »Ich war schon ganz niedergeschlagen, hier so allein zu sitzen.«

»Nun ja, deswegen schickte uns auch deine Beschützerin her, mein Junge,« erwidert Fritz Ronde.

Tessen starrt ihm verstört ins Gesicht.

Leider müssen die Gäste bald wieder aufbrechen, denn die Eltern ahnen nichts von dieser bedenklichen Unternehmung, und also muß die Essenszeit eingehalten werden.

Als Tessen Inga in den Sattel hilft, liegt einen Augenblick ihre Hand auf seiner Schulter. »Es ist nicht wahr, was Fritz Ihnen vorhin erzählt hat,« sagt sie. »Er sollte Sie besuchen, aber daß ich mitreiten sollte, stand nicht in dem Brief.«

Tessen läuft zum Tor und blickt den fortstürmenden Pferden traurig nach. —

Mehrere einsame Tage noch vergingen, bis endlich die Nachricht eintraf, daß Baronin Buchen mit dem Abendzug zurückkehren werde. Auch einen Gast habe man zu erwarten, meldete der Diener, wahrscheinlich das alte Freifräulein, die wohl hier sich erholen solle, denn es wären ausdrücklich die beiden Zimmer beordert worden, die diese gemeinhin bewohne.

Hatte der einsame Gast sich auf diese Heimkehr gefreut, so wurde ihm das durch dieses Anhängsel gehörig verdorben. Aufgeregt und wichtig stieg die alte Dame aus ihrem Abteil, rief nach ihren Sachen, beruhigte sich nicht einmal, als alles in bestem Gange war, und hing, lang, hager und dennoch schwer, an Tessens führendem Arm, während Baronin Buchen schweigend nebenher ging, als gehe dieser Transport sie gar nichts an.

Tessen richtete heimlich hin und wieder auf sie den Blick. Sie sah blaß und abgespannt aus.

Im Wagen mußte die Alte, die bei jedem Ruck, wenn ein Pferd ansprang, und das taten sie ja nun nicht ungern, jedesmal erschrocken hochfuhr, ohne Ende besänftigt werden. Beim Abendessen war ihr jede Speise zu schwerverdaulich. Nörgelig und grau, ließ sie am Kamin, just auf dem Sessel, den Tessen immer der Baronin hinzuschieben pflegte, sich nieder. Ach, so unleidlich war ihre räuspernde, hüstelnde Gegenwart und ebenso unleidlich die übertriebene Besorgtheit der Baronin, daß Tessen sich ingrimmig dafür entschied, gute Nacht zu sagen.

Manchmal, an schönen Abenden, hatte Marieluise spät noch, wenn die Gäste aufgebrochen waren, im Park sich gezeigt. Aber vergeblich wartete Tessen heute auf ihr Erscheinen. —

Die Vorbereitungen für das Fest begannen schon am nächsten Morgen. Keinen Augenblick schien Baronin Buchen, die der alten Dame sich

sorglich annahm, daneben für ihren jugendlichen Gast übrig zu haben, der, unnütz und ohne bestimmte Pläne, umherlief. Nicht ohne Absicht geriet er in die Nähe der Baronin, wurde angerufen und gebeten, der Tante doch die Zeitungen vorzulesen, da sie unterhalten werden müsse und der Arzt ihr die Lektüre verboten habe.

Am Nachmittag wurde gemeinsam die Liste der Einzuladenden aufgestellt, doch kam diese Arbeit wenig von der Stelle, da immer wieder die Tante von jedem Gast zu wissen verlangte, wie und in welchem Grade er mit Gleichnamigen von damals verwandt wäre. So kam notwendig auch die Rede auf die Garzower.

»Zwei Kinder nur,« sagte die Tante. »Weißt du, die gute Karla war wirklich niemals eine besonders angenehme Frau, und ich habe mich manchmal gewundert, wie Ronde es mit ihr aushielt.«

»Nun, er nahm es wohl nicht so genau,« erwiderte Baronin Buchen.

»Glaubst du?« meinte die Tante und hob lauernd das Gesicht. »Ist denn eigentlich die Tochter noch zu Haus?«

Jetzt wurde Inga besprochen. Baronin Buchen lobte sie als ungewöhnlich anmutig in Aussehen und Haltung, und oft bedauere man, dies sanfte, zutrauliche Kind in den Händen jener leider äußerst herzenskalten und nur auf Äußerlichkeiten bedachten Eltern zu wissen.

»Der junge Rothe aus Schlagenthin soll sich um sie bewerben,« äußerte die Baronin.

»Rothe?« fragte Tante Viktoria, schlug die blassen Augen auf und begann ihr Gedächtnis zu ordnen. »Rothe? Reiche Leute, soviel ich weiß. Wann soll denn die Hochzeit sein?«

Baronin Buchen antwortete, daß es so weit noch nicht sei. Die Tochter scheine den Sinn geändert zu haben, nachdem sie im Anfang wohl dem elterlichen Plane geneigt gewesen.

»Sie wird ihn doch nehmen bei dem vielen Geld, das er hat,« meinte die Tante.

»Ich glaube das nicht,« wurde ihr geantwortet. »Inga Ronde ist vielleicht ein wenig gedankenlos in manchen Dingen, aber ihr Wille ist gut und rein.«

Die Sprecherin warf, nachdem sie geendet hatte, Tessen einen fragenden Blick zu, den er lächelnd erwiderte. —

Tag um Tag verging mit dem Schreiben der Einladungen, den Bestellungen und Gesprächen, die das Fest einleiteten. Dies schien zwischen Baronin Buchen und ihrem Gast noch der einzige Zusammenhang. Nichts mehr von Spaziergängen, Ausflügen zu Pferd oder Wagen; nichts mehr von den abendlichen Vorlesungen, denn diese Tante liebte leichte Ware und hatte schon am ersten Abend Tessens Anerbieten mit ärgerlichem Protest abgeschlagen. Man lese zu seiner Unterhaltung und wolle doch, zumal nach dem Essen, nicht auch noch geistig überfüttert werden!

Das alte, grämliche Freifräulein erhob sich überall da, wo Tessen die verehrte und geliebte Frau suchte, wie ein Gespenst, das einem Kälte in die Glieder trieb; und man war nicht einmal sicher, ob dieses Gespenst selber daran die Schuld trug, oder ob nicht vielmehr eine andre Hand im Spiele war, die die Bahn schon vorgezeichnet hatte und sicher die Figuren weiterschob. —

Was sollte ein junger Mensch wie Tessen, da es immer noch ungewiß blieb, ob die Anstellung kommen würde, und bestenfalls noch Monate vergehen würden, ehe er in geregelte Arbeit kam, was in aller Welt sollte er in dieser Einsamkeit anfangen, die, nach dem heiteren, geselligen Treiben in Garzow, ihn unverhältnismäßig bedrückte? Schon der Morgen hatte dort in froher Gesellschaft begonnen. Zu jedem Spaß, zu jedem Vorhaben fanden sich fröhliche Gefährten. Man lachte den ganzen Tag, freilich der Anlaß war nicht immer sehr groß. Und war der Lustigkeit zuviel gewesen, so hatte man doch zu Ingas verständigen Gesprächen seine Zuflucht nehmen können. Wie reizvoll war es eigentlich, sie zu belehren! Wie ernsthaft wußte sie zuzuhören und zu entgegnen, und völlig ausgeschaltet schien, obzwar sie keineswegs dumm war, in der Unterhaltung mit ihr die falsche Überlegenheit, das Besserwissen und weise Erfahrenhaben. Nicht, daß sie schweigend alles hingenommen hätte! Tessen verlangte gar nicht danach, mit offenem Munde angestaunt zu werden. Aber schön war es und sehr wohltuend, zu fühlen, daß ein andrer Vertrauen in einen setzte, wichtig nahm, was einem bedeutsam schien, und Bedrängnis und Unruhe auch als solche empfand, anstatt sie mit überlegener Geste abzutun, wie der Verständige dem unruhigen Knaben den Vorhang hebt: Sieh, was dich ängstigte, ist nur der Wind!

Nein! Er wollte nicht immerfort hören, daß alles vergehe und man Schmerz und Elend weglächeln könne, als wären sie nie gewesen. Das Leben war entsetzlich schwer und drangsalierte alle, die sich mit ihm einließen. Was nutzten dabei die Ratschläge derer, die alles hinter sich hatten? — »Alles vergeht.« O ja, Tessen erinnerte sich wohl, mit diesem jämmerlichen Motto der Müden hatte Marieluise ihn immer wieder abgeschoben; hatte den stürmischen Impuls verschüttet und ihn zurückgelassen, einen Unterlegenen. Wandelte sich sein Herz? Stieg aus diesen tatenlosen Händen auf einmal Kraft auf? Würde es endlich vorüber sein mit dem unwürdigen Herumgeschobenwerden des Knaben, dem man hier und da Zuflucht anwies? Warum eigentlich saß er hier umher und ließ sich füttern?

Den Unruhigen trieb es so mächtig an, daß er, ohne auf die Gewohnheiten der Herrin des

Hauses achtzugeben, zu später Stunde noch sie zu sprechen verlangte. Er fand sie allein und wurde erst nach einigen Augenblicken eingelassen, brachte eine lässige Entschuldigung vor und stürmte sogleich auf sein Ziel zu.

Er habe diese Art, wie man ihn behandle, satt, fuhr er ungebärdig los. Er wisse wohl, daß die alte Dame, wegen deren angeblichem Besuch Marieluise ihn seinerzeit weggejagt habe, nur der Popanz sei, mit dem sie ihn in schicklichem Abstand halten wolle. Er hätte ihr tausendmal seine Liebe erklärt und nicht ein einziges Mal ein Ja oder Nein vernommen. Wie einem Knaben halte sie ihm zuweilen das Spielzeug hin und verberge es, wenn die Hand danach greifen wolle.

»Was eigentlich erwarten Sie von mir?« fragt Baronin Buchen unruhig. »Wollten Sie mich haben, Tessen, und wegwerfen, wie Kinder das mit Spielzeug tun? Nein, nein, ich weiß, Sie haben es ernst gemeint. Aber tragen Sie mir es denn nach, daß ich die Erfahrenere bin; daß ich wußte, wie alles kommen würde?«

»Ja, Sie wußten alles. Sie pochen immer auf Ihre Erfahrungen,« gibt der Erregte zornig zurück. »Aber ich will nichts mehr davon hören, daß alles vergeht und nichts der Mühe lohnt. Ich will mich, wenn es sein muß, kopfüber hineinstürzen, damit ich weiß, daß ich jung bin und meine Kraft erprobe.«

»Das werden Sie auch tun, Tessen, und Sie sind im Inneren schon dabei,« erwidert sie. »Sie haben sich bereits von mir und meiner Schwermut abgewandt, und was Sie eben in einer etwas lauten und aufgeregten Art vorgebracht haben, das ist nur die äußere Begleitung. Sie scheinen mich zu fordern und vor die Alternative zu stellen, aber in Wahrheit haben Sie sich längst dahin entschieden, mich aufzugeben.«

Wenn Tessen von dieser Reise, die er aufs Geratewohl angesetzt und unternommen hat, noch vor dem Fest zurück sein will, so heißt es sich tummeln. Schließlich wird der Chef eines Handelshauses auch andres zu tun haben, als auf das Eintreffen eines jungen Mannes zu warten, der, bestens empfohlen, eigentlich erst zum Winter bei ihm eintreten soll und dennoch unbescheiden genug war, sich kurzerhand telegraphisch zur Audienz anzumelden. Wer weiß, was daraus werden wird? Aber dem Ungeduldigen scheint es auf einmal so, als wäre er ein läppischer, nichtswürdiger Bursche, wenn er länger sich hinhalten ließ; und also hatte er seinen Entschluß gefaßt und ausgeführt. Er würde es ein bißchen schlau anfangen. Er würde andre Pläne und Aussichten durchblicken lassen. Man mußte dem Gegner in diesem Spiel die Überzeugung beibringen, daß man eine wertvolle Errungenschaft war, um die mehrere warben.

In der großen Vorhalle des Hauses, die Tessen doch etwas zögernd betritt, wird er vom Turhüter angehalten, aber diese Station erweist sich als harmlos. Tessen erklärt, daß er den Chef sprechen wolle und angemeldet sei, und erfährt, daß der Chef zwar zurzeit sich nicht im Hause befinde, aber wenn der Herr bestellt sei, so möge er sich zur Privatsekretärin begeben, die in solchem Falle gewöhnlich Weisung habe.

Tessen bedankt sich, wie ihm nachher scheinen will, etwas zu eifrig und wendet sich dem Paternosteraufzug zu, den er, dieses unheimlichen Getriebes ganz ungewohnt, mit einem lächerlich übertriebenen Sprung betritt. Auch das Aussteigen, mit einem sonderbaren Gefühl verlorener Erdenschwere verbunden, geht nicht ganz leicht.

Die Privatsekretärin gibt zu, daß das Telegramm eingelaufen sei, indessen sei es nicht möglich gewesen, eine Antwort zu erteilen. Der Chef befinde sich auf einer Konferenz. Sie könne leider nicht angeben, wann er kommen werde.

»Ich warte darauf,« sagte Tessen. Es entging ihm durchaus nicht, daß die junge Dame hiermit nicht einverstanden war.

»Ich glaube kaum, daß Herr de Grupter vor vier Uhr da sein wird,« sagte sie.

Tessen lächelte so freundlich, als diese niederdrückende Auskunft irgend zuließ, und meinte, er werde wiederkommen.

»Aber ob dann Herr de Grupter frei ist, kann ich nicht sagen,« fügte das Fräulein beunruhigt hinzu.

Als Tessen, vor vier bereits, die Halle wieder durchschritt und dem Paternoster zustrebte, sah er einen älteren Herrn im Gespräch mit einem jüngeren. Er dachte flüchtig, daß dies wohl ein höherer Angestellter, vielleicht sogar der Chef selber sei. Mochte er sich in Gedanken noch einmal und im ungeeigneten Augenblick umgewendet oder sonst nicht den Takt gefunden haben, jedenfalls zog er noch gerade im letzten Augenblick den Fuß, der ins Leere treten wollte, zurück.

Ein munteres Lachen kam von hinten; die Herren, die er zuvor gesehen, traten auf ihn zu, und der ältere, offenbar de Grupter selbst, fragte, ob er der telegraphisch Gemeldete sei, und forderte ihn auf, mit hinaufzukommen.

»Da wären wir ja nun,« begann, im Bureau angelangt, de Grupter das Gespräch. »Da Sie beinahe in Lebensgefahr geraten wären, blieb mir nichts andres übrig, als mich zu erkennen zu geben. Sie wollen wegen Ihrer Anstellung anfragen, nicht wahr?«

»Jawohl,« sagte Tessen und brachte, in Eifer geratend, vor, daß er unmöglich länger tatenlos dasitzen könne, sondern bitten müsse, zu erwägen, ob seine Einstellung, wenn auch zunächst als Volontär, nicht sogleich vor sich gehen könne. Andernfalls würde er, so sehr er sich zur Ehre

rechne ... Er wurde mit seiner Rede nicht ganz fertig.

»Also Sie setzen uns gewissermaßen den Stuhl vor die Tür, ehe Sie überhaupt drinnen sind,« unterbrach de Grupter ihn lachend. »Solch eine energische und gut empfohlene Kraft werden wir uns nicht entgehen lassen. Treten Sie am Ersten des kommenden Monats bei uns ein. Wir schreiben Ihnen noch.«

Tessen dankte in ruhiger Haltung, aber im geheimen warf ihn die unerwartete Freude fast um, und er war so verwirrt, daß er auf die Fragen seines neuen Chefs, der über den Fortgang der Arbeiten in Kairo Auskunft haben wollte, kaum eine verständige Antwort zusammenzubringen imstande war.

Als der Zug, mit dem der Überglückliche gegen Abend die Rückreise antrat, über die Brücke rollte und unter seinen schimmernden Lichtern das Wasser düster hervorquoll, lehnte Tessen sich weit hinaus und atmete die Luft dieser strahlenden Stadt in seine Lungen.

Baronin Buchen nahm die große Neuigkeit freudig auf. Tessen habe recht gehabt, weiß Gott; und sei es auch gewiß ein großer Glückszufall, daß diese Sache so glatt abgegangen wäre, so sähe man doch wieder, wie allein der Entschluß und seine schnelle Ausführung zum Ziel führten, und wie völlig verkehrt es sei, nur, vor Anker liegend, auf guten Wind zu warten.

Das Fest stand nahe bevor. Es würde für Tessen den glänzenden Abschluß einer Epoche bedeuten, an deren Eingang der Name von Schloß Buchen gestanden und an deren Ausgang die Welt sich auftat.

Dem Neuling auf dem Parkett, dem schon das gesellschaftliche Treiben in Garzow gewaltig imponiert hatte, schien das Schloß und der Park, da nun die Gäste anfuhren, zauberisch verwandelt.

Gewiß, er wußte von den Vorbereitungen. Aber wieviel war doch, ohne daß er es gewahr geworden, an allen Ecken und Enden aufgebaut und hergerichtet. Hunderte von Kerzen würden bei Dunkelheit die Fenster illuminieren. Grüne Kränze, über Vorplatz und Garten gespannt, trugen bunte Lampions. Auf dem Wasser schwamm ein blumengeschmücktes Boot mit Musikanten. Vor der Terrasse war Fußboden gelegt, und man hatte Teppiche gebreitet. Hier türmte zu beiden Seiten eine große Schaustellung von Speisen und Früchten sich auf. Ein herrlicher Speisesaal zwischen den grünen Wänden der Bäume, unter der Kuppel des Sternenhimmels.

Während Tessen die Runde machte, rollten in langer Reihe die Wagen auf den Hof, und eilig suchte er das Haus auf.

Im Saal stand feierlich die Baronin, schon von einigen Gästen umgeben, und ein wenig rückwärts wiegte das in grauer Seide gekleidete Freifräulein andächtig seinen Straußenfächer, während, in Brillantagraffen verschlungen, auch von dem Turm ihrer Frisur Federn dieses Vogels herabwinkten.

Gottlob, dort kam Fritz Ronde, der nun des Unerfahrenen sich annehmen würde.

»Vornehm heute bei euch,« sagt der Freund. »Aus welchen Dezennien stammt denn die Toilette der Tante?«

»Wo sind deine Eltern und Inga?« fragt Tessen schnell.

»Fürchte dich nicht, mein Lieber, sie kommen; ich nahm den Dogcart, weil ich vorziehe, aufzubrechen, wann es mir beliebt, und nicht mit dieser ganzen Horde. Übrigens, meine Eltern sind äußerst schlechter Laune. Halte dich heute vom alten Ronde fern, wenn ich dir gut raten darf.«

»Ich? Ja, warum denn?«

»Der Würfel ist nämlich gefallen. Will sagen, Inga hat den erwarteten Korb ausgeteilt, vorläufig freilich erst an den Papa,« antwortet Ronde. »Eine fürchterliche Szene folgte, wie du dir denken kannst.«

Tessen, den suchenden Blick auf die Tür gerichtet, durch die von Augenblick zu Augenblick mehr Gäste sich hineinschieben, hört dem Freund nicht mehr zu. Ein fremdartiges Summen setzt sich in seinen Ohren fest.

»Schlaf nicht stehend ein!« fährt Fritz Ronde auf den Nachdenkenden los. »Komm! Ich muß dich doch vorstellen.«

In endloser Wiederholung vernimmt nun Tessen, immer von neuem die Hacken zusammenschlagend, seinen Namen. Fritz Ronde kennt alle und jeden, wie es scheint, läßt sich durch nichts aus der Fassung bringen und schiebt den ungelenken Freund, dem beunruhigend oft bei diesem Cercle die Frage gestellt wird, wie lange er eigentlich schon bei der lieben Baronin weile, und was er in Zukunft vorhabe — schiebt und zieht ihn weiter, bis endlich die Aufgabe vollbracht ist.

Unter den letzten Gästen, da die meisten schon dem Garten zustreben, erscheint Graf Ronde mit Gattin und Tochter. —

Am meisten Zuspruch findet sogleich das Büfett, das, von den jungen Leuten besonders, lebhaft umlagert wird. Einige zerstreuen sich in den Park, und Tessen gesellt sich ihnen zu; bald sucht und findet er Gelegenheit, Inga Ronde sich zu nähern.

»Ihr Besuch war allzu kurz neulich,« beginnt er. »Darf ich Ihnen von meiner großen Neuigkeit erzählen, liebe Gräfin? Die Anstellung in Hamburg ist mir sicher, und schon Ende kommender Woche trete ich in das Handelshaus ein.«

Inga Ronde ist stehengeblieben und starrt ihn an.

»Gratulieren Sie mir gar nicht?« fragt Tessen.

»O ja, weiß ich doch, wie sehr Sie litten unter dieser ungewissen, abhängigen Lage.«

»Ein großzügiger und wohlmeinender Mann ist Herr de Grupter ganz gewiß,« schwatzt Tessen heiter fort. »Ich werde arbeiten mit Kopf, Händen und Füßen sozusagen. Ich will doch sehen, ob es nicht möglich ist, etwas Absonderliches zu erreichen, wenn man mehr hinter sich bringt als die Masse der andern, die doch nur wie Schnecken langsam weiterkriechen. So voll Willen und Ausbauer fühle ich mich, daß ich dummes Zeug anstellen, da auf den Baum klettern oder mit einem großen Satz mitten in den See mich werfen könnte —«

»Hätte ich nur ein wenig von Ihrem Draufgängertum!« sagt Inga Ronde.

»Ach, auf wen und auf was gingen Sie denn los, Gräfin Inga? Wer müßte sich vor Ihnen fürchten?«

»Raten Sie doch!« bittet sie mit erregter Stimme. »An wen soll ich mich wenden? Ich halte es nicht länger aus, von bösen Mienen und Worten umgeben, am Tisch meiner Eltern zu sitzen. Am Ende wäre es tausendmal besser, nachzugeben, als sinnlos zuzusehen, wo nichts vor sich geht.«

Erschrocken hat Tessen haltgemacht; er fühlt ihre Hand in seiner, ohne eigentlich zu wissen, wie sie hineingekommen. »Sie dürfen nicht gequält werden,« sagt er eindringlich und will eben aus tiefstem Herzen mit Tröstungen ihr beistehen, als ein vernehmliches Räuspern hörbar wird. Ingas Hand entzieht sich ihm. Wie aus der Erde gewachsen steht Hildegard Burkersroda vor ihnen.

»Ihr seid ein bißchen weit geraten,« sagt sie. »Man begann bereits zu tanzen, und die Mama ärgert sich, ihre schöne Tochter nicht an erster Stelle bewundern zu können.«

Das schnelle Tanzorchester wechselt mit den gefühlvollen Darbietungen der Streichinstrumente auf dem Wasser sich ab. Während die Gäste speisen, die Älteren an gedecktem Tisch im Saal, die Jugend unter freiem Himmel, bläst der Jäger in einiger Entfernung rührende Lieder auf seinem Horn. Inzwischen entflammen die Kerzen in den Fenstern, und strahlend, umkränzt von diesen glänzenden Lichtbändern, steht Schloß Buchen unter seinen Bäumen. —

Unmöglich für Tessen, auch nur ein paar Sätze ungestört mit Inga Ronde zu reden. Es muß so sein, daß die Eltern Wachtposten aufgestellt haben, deren Anführer noch dazu der Bruder zu sein scheint. Fortwährend wird sie zum Tanz geholt. Hildegard, die doch bisher ihnen zur Seite gestanden, der Bruder, ja sogar Baronin Buchen selbst warnen und bitten ihn unruhig, sich zurückzuhalten, da der alte Graf bereits sehr aufgebracht sei und man bei seiner heftigen, ungezügelten Sinnesart niemals wissen könne, ob er sich nicht vergessen werde.

»Ich habe keine Neigung, dies Fest in meinem Hause mit einem Skandal enden zu sehen,« sagte Baronin Buchen. »Und niemals wären Rondes eingeladen worden, hätte ich ahnen können, daß beide Eltern so lächerlich gegen Sie aufgebracht seien, Tessen. Was ist denn der Grund?«

»Der Grund? Einfach abscheuliche Tyrannei und nichts weiter,« antwortete Tessen. »Aber vor diesen Leuten werde ich noch lange nicht zurückweichen.«

»Was meinen Sie damit?« fragte Baronin Buchen erschrocken.

»Ach, Marieluise, Sie sehen doch in mein Herz wie durch Glas. Verzeihen Sie, verzeihen Sie mir, was ich leichtfertig redete und tat, und helfen Sie mir heute noch, nur dies eine Mal. Ich muß in wenigen Tagen fort, Sie wissen es ja. Ich werde Inga lange Zeit nicht sehen. Einen Briefwechsel werden die Eltern unterbinden ...«

»Vorsicht, Tessen!« warnt die Baronin und blickt unruhig um sich. »Machen Sie wenigstens ein andres Gesicht, wenn schon so leidenschaftliche Erörterungen mitten im Tanzsaal vor sich gehen müssen. Wir werden das alles besprechen, wenn die Gäste fort sind, verlassen Sie sich auf mich. Aber seien Sie doch um Gottes willen vernünftig und meiden alles Auffallende. Sie kennen den furiosen Alten nicht.«

Tessen gehorcht. Mißgestimmt sucht er das Rauchzimmer auf und bittet Fritz Ronde, mit ihm im Park ein wenig umherzugehen.

»Na, Gott sei Dank, daß du endlich verständig wirst und meine Mahnungen annimmst,« sagt der Freund.

»Da irrst du aber gewaltig,« ist die erregte Antwort. »Ich habe eine klare Frage an dich und fordere eine klare Antwort. Darum suchte ich dich auf.«

Fritz Ronde legt seinen Arm um Tessens Schulter. »Laß die Frage lieber sein,« erwidert er. »Beantworte sie dir selbst.«

»Also ich komme als Schwiegersohn nicht in Betracht, das meinst du doch?« fragt Tessen zornig. »Obwohl ich jetzt ein geregeltes Einkommen habe und bestimmt bald hinaufkommen werde?«

»Gott, sieh mal, Tessen,« antwortet der Freund zögernd. »Ich begreife ja deine Empörung. Aber stelle dir die Sache plastisch vor. Inga, ein guter, braver Kerl übrigens, ist einmal ein verwöhntes Mädchen. Und wenn du auch meinetwegen soundso viel hundert per Monat bekommst, damit ist solch ein Kind bald fertig. Laß die Finger davon ...«

Tessen wendet sich schroff um und läßt den andern stehen.

So also ist es. Alle wenden sich ab! Alle vertrösten ihn und geben ihm viele gute Worte. »Wenn die Gäste fort sind!« — »Kein Skandal!« Ach, er schlüge am liebsten alles zusammen, risse diese läppischen Girlanden herunter und bliese die Lichter aus.

Schloß Buchen feierte seine heiteren Gäste und kümmerte sich nicht um einen, der Sorgen hatte.

Trotzig näherte sich Tessen von neuem einer Gruppe, in deren Mitte er Inga erblickt hatte. Er richtete geradezu an sie das Wort, und eben, weil er von den andern sich betrachtet sah oder doch zu sehen glaubte, verfiel er in laute Heiterkeit, neckte Inga, erzählte einen Spaß nach dem andern, da ihm plötzlich ein Dutzend lustiger Geschichten zuflog, und war in kurzem so vollkommen Mittelpunkt des Kreises, daß — er bemerkte es wohl — die andern Gäste begannen, dies auffallende Benehmen zu beobachten und zu besprechen.

Ja, Tessen bemerkte das. Mit ingrimmiger Freude ward er gewahr, wie die älteren Gäste herüberblickten und lachten. Die Tante besonders schien sich zu entrüsten und beugte sich mühevoll zu den Nachbarinnen, um eifriger zu tuscheln.

Unerwartet, denn die Tanzpause hatte soeben erst begonnen, setzte das Saxophon kreischend wieder ein. Offenbar wollte man die jungen Leute auseinanderblasen. Tessen verneigte sich vor Inga. Sie tanzten.

»Ich sehe Sie heut zum letztenmal und wahrscheinlich für lange,« begann er. »Wir müssen eine Gelegenheit ausfindig machen, um ungestört miteinander zu sprechen.«

Ja, sie sei bereit, antwortete Inga.

So wollten sie den Tanz abbrechen und in den Park gehen. Aber kaum hatten beide die Terrasse hinter sich und wandten sich dem Park zu, als eilfertig einer der Garzower Kavaliere herbeilief und von der Mama ausrichtete, daß Gräfin Inga, vom Tanzen erhitzt, keinesfalls hinausgehen dürfe. Er bot Inga den Arm, lachte dem Zurückbleibenden mokant zu und führte die Begleiterin zurück.

Wie schlau sie waren! Wie sie jeden Schritt abzirkelten und bewachten! Aber auch er war auf der Hut und würde sie dennoch überlisten. —

»Erzählen Sie mir das alles nur so obenhin?« fragt Hildegard Burkersroda und blickt Tessen, an dessen Arm sie gerade tanzt, heiter ins Gesicht. »Oder haben Sie mir eine besondere Aufgabe zugedacht?«

»Sie hatten doch ein wenig die Hände über Inga und mich gebreitet,« antwortet Tessen, »und wir bedürfen Ihrer Hilfe heute, kleine Hildegard. Ich werde von Inga Abschied nehmen müssen; und was heute nicht geschieht, könnte auf ewig verloren sein.«

Die kleine Burkersroda sieht ihn an, tiefe Rührung in dem hübschen Gesicht. »Soll ich Inga herholen?« fragt sie.

»Nein, sagen Sie ihr nur dies, daß ich sie sprechen muß, heute noch und ungestört, koste es, was es wolle. Ich werde in der Bibliothek auf sie warten. Und wenn sie nicht kommt, so weiß ich ja genug.«

»Aber dort wären Sie keineswegs ungestört.«

»Nein, dort nicht,« erwidert Tessen.

Die Gäste haben inzwischen, da es draußen kühl geworden ist, in den mannigfachen Räumen des Hauses sich zerstreut. Einige Herren spielen; in der Halle, wo die Musik sich niedergelassen hat, wird getanzt. Die Tante hat am Kamin einen großen Kreis zusammengebracht, dem sie bei Tee und kleinen Kuchen präsidiert. Baronin Buchen scheint sich zurückgezogen zu haben. Oder hat sie den Park aufgesucht?

Die Bibliothek ist leer. Nur einige Herren, die über politische Angelegenheiten laut debattieren, laufen, die Hände in den Taschen, eilig und der Umgebung nicht achtend, auf und ab.

Inga erscheint in der Tür und macht sich an dem großen Mitteltisch, auf dem die Bücher ausgelegt sind, zu schaffen.

»Kommen Sie mit mir,« sagt Tessen erregt. »Es ist unmöglich hier unten, wo einem aufgelauert wird, als wäre man ein Räuber, zu besprechen, was mir am Herzen liegt.«

Inga zögert, wie es scheint.

»Lassen Sie uns doch gehen,« bringt Tessen auf sie ein. »Es kann nicht auffallen, gerade jetzt, wo die Gäste im ganzen Hause regellos durcheinanderlaufen. Und wer weiß, wann Ihre Eltern aufbrechen werden, da Baronin Buchen sich anscheinend schon zurückgezogen hat.«

Sie verlassen die Gesellschaftsräume und durchqueren den Wintergarten. Die Diele wird passiert, die große Treppe, der Gang —

»Wohin führen Sie mich?« fragt Inga und hält betroffen den Schritt ein.

»Wo wir endlich einmal reden können, ohne von hämischen Augen verfolgt zu werden,« antwortet Tessen.

Wie? Zögert sie nicht, einzutreten, da er jetzt die Tür seines Zimmers öffnet? — Ja, einen Augenblick scheint es so, aber dann wirft sie den Kopf auf und geht ruhig vor ihm her.

»Ich danke Ihnen, liebste Inga,« sagt er, »daß Sie gekommen sind. Verzeihen Sie diesen umständlichen Weg, bitte, aber ich muß fort, das wissen Sie ja, und ich kann nicht von Ihnen gehen, ohne entschieden zu sehen, ob ich Sie verlieren werde oder gewinnen. Ach, antworten Sie nicht. Woher sollte ein Liebender das Recht nehmen, zu fordern, daß im Herzen der Geliebten die gleiche Flamme sich entzündete wie in seinem eignen? Nein, ich fordere nichts von Ihnen, süße Inga, nur das eine, daß Sie den Plänen Ihrer Eltern Widerstand entgegensetzen

und Ihrem Gefühl erlauben, sich frei dahin zu wenden, wohin es will. Und dann, wenn einige Zeit vorübergegangen ist, wenn Sie gesehen haben, daß ich unveränderlich an Sie gebunden bin, und wenn — denn dies könnte ja eintreten —, wenn auch Sie —«

Inga erwidert nichts. Sie rührt sich nicht. Unbeweglich steht ihr Gesicht nahe vor ihm. Die Augen, die zu einer tiefdunklen Farbe sich verändert haben, blicken ihn an.

»Es könnte doch eintreten,« wiederholt er verstört seine letzten Worte.

Wie nah ist ihre Hand der seinen; mit einer einzigen greifenden Geste würde er dieses empfindsame Gebilde an sich bringen. Doch wagt er es nicht. Aber ohne daß er eigentlich wüßte, wie es dazu kam, berührt seine Hand den sanft geschwungenen Bau ihres Nackens —

In diesem Augenblick scheinen die wachsamen Sinne eine Bewegung außerhalb des Raumes zu vernehmen. Soll er nachgeben? Muß er wirklich seine Hand, die diesen verwirrenden Strom aufnimmt und in sein Blut leitet, muß er sie entfernen?

Schritte auf dem Gang, die der Tür sich nähern.

Tessen springt auf, schließt zu und versichert sich, daß auch die Verbindungstür verschlossen ist.

Sein Herz trommelt —

»Wer ist das denn?« fragt Inga, und deutlich erkennbar weicht die Farbe aus ihrem Gesicht.

»Leute, die vorübergehen,« gibt Tessen flüsternd zurück.

Der Türgriff bewegt sich, von unsichtbarer Hand geführt, auf und nieder. Es wird geklopft.

»Graf Ronde wünscht Einlaß,« wird eine übermäßig erregte Stimme hörbar.

»Um Gottes willen kein Wort!« flüstert Tessen viel zu laut Inga zu, die verstört aufspringt und sich dem Fenster nähert.

»Ich weiß, daß meine Tochter bei Ihnen ist,« schreit Graf Ronde. »Öffnen Sie sofort!«

»Sind Sie von Sinnen?« schreit Tessen zornig zurück. »Ihre Tochter ist nicht hier und nicht hier gewesen.«

»So, und wer ist bei Ihnen, da wir doch deutlich eine Frauenstimme unterschieden?«

»Niemand. Ich habe mich zurückgezogen, weil ich mich krank fühle. Ich bitte um Ruhe,« bringt Tessen in leiblicher Haltung vor.

Graf Ronde wird unsicher. Die Eingeschlossenen hören deutlich, daß fremde Stimmen ihn flüsternd zu überreden suchen. Vielleicht Gattin und Sohn.

Tessen wendet sich um und erblickt Inga, die, totenblaß und ganz außer sich, die Griffe des Fensters öffnen will.

Er stürzt auf sie zu und schließt die Verzweifelte in seine Arme.

Auf dem Gang entfernen sich Schritte, doch scheint es, daß ein Aufpasser in der Nähe bleibt.

»Lassen Sie mich, Tessen!« flüstert Inga und wirft mit einer verzweifelten Geste den Kopf rückwärts. »Lassen Sie mich hinaus, ich kann es nicht ertragen, hier gesehen zu werden.«

Vergeblich, sie beruhigen zu wollen. Vergeblich, ihr vorzuhalten, daß sie unmöglich den Gang unsichtbar passieren kann; daß die Seitentür verschlossen ist und das Fenster zwei Stockwerk hoch.

»Ich kann und will es nicht ertragen, unter solchen Umständen bei Ihnen gefunden zu werden,« klagt Inga.

»Aber was denn? Das ist doch alles einerlei,« gibt Tessen leise zurück. »Sie sind mein, Inga. Was gehen Sie solche Vorwürfe an und kindischer Klatsch. Wir warten, bis Sie mündig sind. Was ist denn ein Jahr? Und wer fragt dann noch nach dieser sinnlosen Geschichte!«

»Nein,« erwidert sie und stemmt sich mit den Händen in die offene Höhle des Fensters, als sei hier, in diese schreckliche Leere hinaus, der einzige Ausweg. »Nein, ich kann das nicht überleben!«

Erschrocken hält Tessen sie zurück.

In diesem Augenblick höchster Verwirrung wird die Seitentür geöffnet, und Baronin Buchen tritt ein. Inga Ronde wirft sich in ihre Arme.

»Kind, was ist denn geschehen?« fragt die Baronin, während sie mit Liebkosungen die Verzweifelte zu beruhigen sucht. Auf den Wink ihrer Augen tritt Tessen heran und erfährt, daß soeben durch die Jungfer Nachricht überbracht worden sei. Das Personal, das den Grafen in sinnloser Wut hier oben habe lärmen hören, sei in Aufruhr, und auch von den Gästen habe dieser und jener schon Kenntnis. Graf Ronde und sein Sohn hätten Haus und Park durchsucht, die Tochter nicht gefunden und würden jeden Augenblick hierher zurückkehren.

»Ich will nicht, daß sie mich hier finden,« jammert Inga. »Ich kann nicht. Ich kann nicht.«

Baronin Buchen sieht einen Augenblick starr auf dieses weinende Kind. Dann suchen ihre Blicke Tessens Gesicht, der gramvoll und verzweifelt an Ingas Lippen hängt. Sie zögert nicht einmal. Sanft schiebt sie das Mädchen durch die Tür ins Nebenzimmer: »Lauf dort im zweiten Zimmer die Wendeltreppe hinunter, Kind,« sagt sie bestimmt. »Öffne unten leise die Tür und schleiche dich vorsichtig in den Park, wo jetzt niemand mehr sein wird. Sag', daß du im Dunkeln den Weg verloren hast, wenn sie dich suchen.«

Die Seitentür schließt sich wieder. Baronin Buchen zieht den Schlüssel ab und verbirgt ihn.

Näherkommende Schritte werden auf dem Gang vernehmbar. »Gehen Sie, schnell!« flüstert Tessen verstört der Baronin zu.

Dröhnend wird an die Tür gepocht. »Tessen,

sei doch vernünftig und öffne!« läßt Fritz Ronde sich vernehmen. »Wozu denn unnütz meinen Vater reizen? Schnell, er kommt! Andre Gäste folgen ihm!«

»Gehen Sie, gehen Sie doch, ich muß öffnen,« bittet Tessen außer sich.

»Heraus mit meiner Tochter!« befiehlt zornig hinter der Tür Graf Ronde. »Wir wissen es, wir hörten es, daß Sie eine Frau bei sich haben. Ich öffne mit Gewalt!«

Baronin Buchen nähert sich der Tür.

»Um Gottes willen!« bringt Tessen mit erstickter Stimme vor. »Was wollen Sie? Ronde wird denken, daß Sie bei mir waren, Marieluise ...«

Baronin Buchen lächelt. »Nehmen wir doch dem Kinde die Last ab, die ihr zu schwer sein würde,« sagt sie, und schon berührt ihre Hand den Griff der Tür. »Mag sie heiter und unbeschwert mit Ihnen leben, lieber Junge.«

Sie öffnet und tritt hinaus. Ronde, dicht vor ihr, senkt den erhobenen Arm.

Verlegen weichen die Neugierigen zur Seite. Der erregte Vater dringt ein, rüttelt an der Seitentür, findet nichts und wendet sich wieder.

Baronin Buchen entfernt sich. Tessen will ihr nach, aber unter den hämischen Gesichtern der Umstehenden bleibt er starr zurück.

Was folgte diesem schrecklichen Auftritt? Ach, wer sie kannte, wußte wohl, was Marieluise auf sich nahm. Tessen, der ihr, nach geraumer Zeit ruhiger geworden, nachging, sah ringsum die tuschelnden Gäste, die sich bei seinem Näherkommen eilig voneinander verabschiedeten. Im dämmerigen Vorflur liefen die Bedienten auseinander, da sie seinen Schritt hörten. Er erfuhr, daß das Garzower Auto soeben weggefahren sei, und wandte sich den Zimmern der Baronin zu.

Marieluise ist allein. Lächelnd geht sie dem Eintretenden entgegen. »Ich hatte Gelegenheit, Inga noch zu sprechen,« sagt sie. »Sie trug mir auf, den oben einsam Zurückgebliebenen ihrer zuverlässigen Liebe zu versichern. Ich glaube, Tessen, Sie trafen eine gute Wahl.«

»Wie soll ich Ihnen Ihre Güte vergelten, Marieluise?«

Einen Augenblick überläßt sie ihm ihre Hand. »Ach, ich tat es ja nicht aus Güte, sondern aus Liebe,« erwidert sie. »Und Liebe kann man nicht bezahlen ...«

Die Geburt der Geige

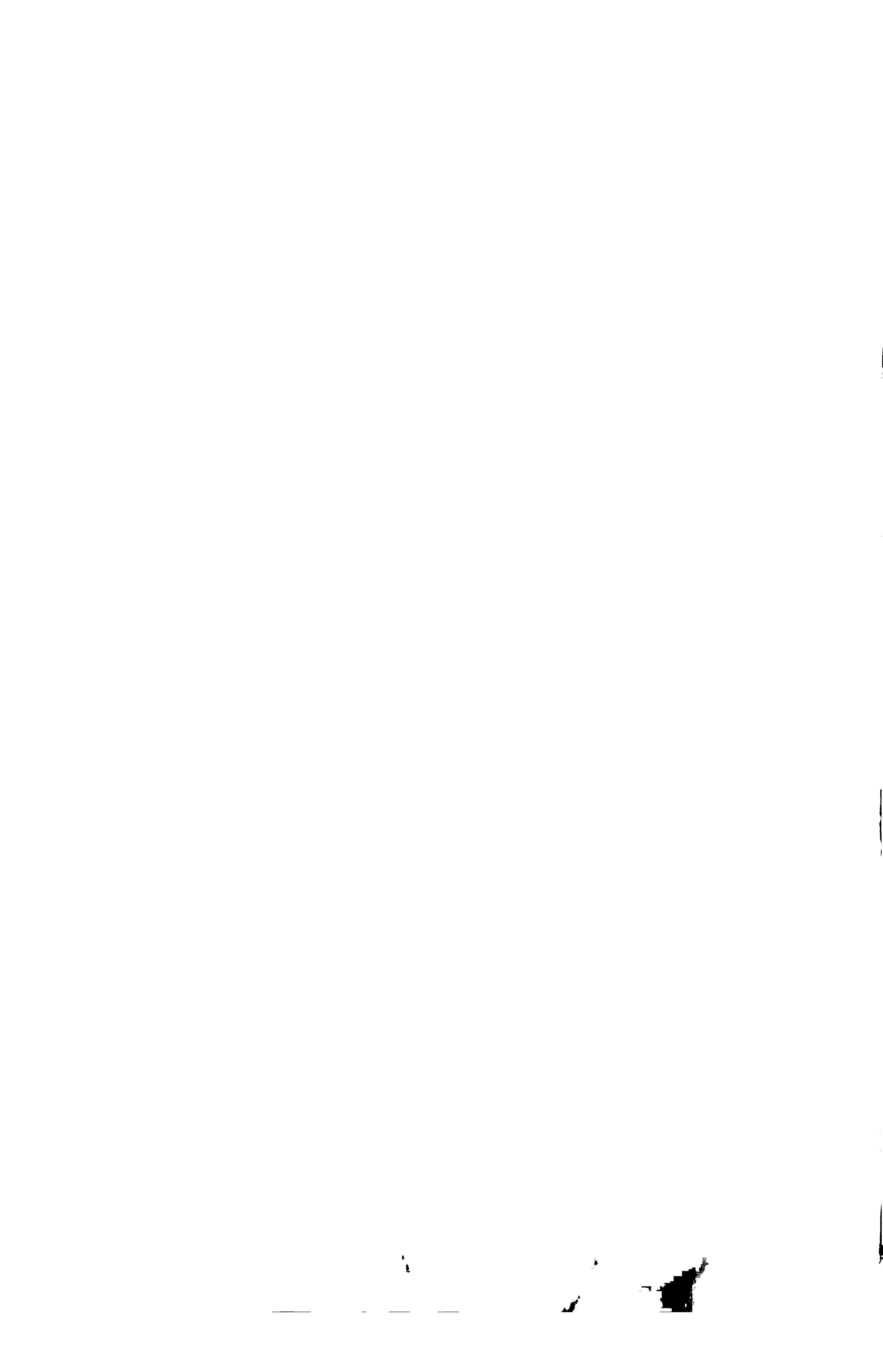
Sprödes Holz. — Mit zwingenden Händen
Formt dich der Meister zum klingenden Leben.
Richtet mit letztem Rucke den Steg,
Spannet der Saiten schillernden Weg,
Bis sein sinnendes Auge ruht
Prüfend auf deiner Zargen Glut.
Horch! An der Werkstatt ärmlichen Wänden
Erste zaghafte Triller schweben.
Flüsterndes Beben,
Tönendes Heben,
Brausendes Klingen. Kraftvoll und warm
Preßt dich des Schöpfers herrischer Arm.
Schmerzend faßt dich der ziehende Bogen,
Sichere Griffe hasten und gleiten;
Perlend rauschen der Töne Wogen
Aus den mächtig schwirrenden Saiten.
Und in jauchzender Harmonie
Singst du deiner Geburt Melodie.

Max Klusemann









Elsa Brändströms Liebeswerk

Von Lenka v. Koerber

Was Opferwille und völlige Hingabe an ein Werk vermögen, hat Elsa Brändström mit ihrer Arbeit für die Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien bewiesen. Als einzige Vertreterin eines neutralen Staates hat sie das Geschick der Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien verfolgt und fünfundeinhalbes Jahr in den verschiedensten Gefangenenlagern als Delegierte des Roten Kreuzes gearbeitet. Der Entschluß, nach Sibirien zu gehen, reifte bereits im Herbst 1914 in dem fünfundzwanzigjährigen jungen Mädchen, als sie bei einem Besuche des Nikolaihospitals mit Frau v. Heidenstam in die Gefangenenabteilung geführt wurde. Obgleich die deutschen Soldaten schlechter untergebracht waren als die Russen, schlug ihr, erzählt Schwester Elsa, bei den deutschen Verwundeten eine Welle von zielbewußtem Willen, von Kraft und Zusammenhalt entgegen, in scharfem Gegensatz zu der verzweifelten Hilflosigkeit der leidenden Russen.



Elsa Brändström

Aufn. Arnold Genthe

In ihrem Buche »Unter Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien« veröffentlicht Elsa Brändström ihre Erinnerungen. Diese kurze, sachliche Zusammenfassung ihrer Erlebnisse zeigte zum erstenmal mit voller Deutlichkeit, wieviel diese schwedische Frau für uns Deutsche getan hat. Den deutschen Gefangenen galt ihre besondere Liebe und Sorgfalt, fühlte sie sich doch zu der deutschen Wesensart besonders hingezogen. Elsa Brändström deutet in ihrem Buch darauf hin, wie die Österreicher mit ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit bald die Sympathie der russischen Bevölkerung gewannen. Weil sich die Österreicher leicht anpassen konnten, fanden sie sich in allen Verhältnissen zurecht, Mangel an Energie aber machte es ihnen unmöglich, ihre Lage zu verbessern. Dagegen hatten es die Deutschen besser als die andern Kriegsgefangenen, weil sie zu organisieren verstanden und sich immer gegenseitig halfen.

Da Elsa Brändström seit 1908 als Tochter des schwedischen Gesandten in Petersburg gelebt hatte, kannte sie die russischen Verhältnisse recht gut und wußte, daß in dem russischen Charakter etwas Kindliches, Unausgeglichenes und Unberechenbares liegt, daß in seinem Wesen Fröhlichkeit und Schwermut so schnell wechseln wie Sanftmut und Grausamkeit. Deutlich erkannte sie, wie sich der Russe ohne Rücksicht auf Pflicht und Verstand oft von seinem Gefühl leiten läßt, sah auch die auffallenden Schwächen: Mangel an Organisationsfähigkeit, an Ausdauer und Ordnungssinn neben einer Empfänglichkeit für Bestechung und der weiten Auffassung von der Selbstverständlichkeit des Diebstahls. Weil Elsa Brändström diese Eigenschaften der Russen kannte, konnte sie so gut vermitteln und den Gefangenen Möglichkeiten verschaffen, um die sie allein für sich vergeblich gekämpft hätten.

Es ist erstaunlich, daß eine Frau so viel Entbehrungen und Strapazen in der strengen Kälte Sibiriens ertragen konnte, gehörte doch nicht allein Hingabe stärkster seelischer Kräfte, sondern auch eine ungewöhnliche Gesundheit dazu, so Außerordentliches zu leisten. Und dann taucht die Frage auf: Wie konnte der Vater seiner einzigen Tochter erlauben, den schwersten Hilfsdienst im Weltkriege auf sich zu nehmen? Man muß Elsa Brändström von ihrem Elternhaus erzählen hören, um das zu ver-

stehen. Die seelische Gemeinschaft mit tatfrohen und liebevollen Eltern hat ihre geistig-seelischen Kräfte zu voller Entfaltung gelangen lassen; Gleichberechtigung von Mann und Frau war inmitten des liebeerfüllten Familienlebens eine Selbstverständlichkeit. Darum gab der Vater sofort seine Zustimmung zu dem bedeutungsvollen Entschluß der Tochter, nach Sibirien zu gehen, weil er die gleiche Bitte auch einem seiner Söhne nicht abgeschlagen hätte. Durch Sport gestählt, war Elsa Brändström mit dem Rüstzeug körperlicher Widerstandskraft ausgestattet; bewußte Erziehung zum selbständigen Handeln befähigte sie, über ihr Leben zu entscheiden.

Später blieben Elsa Brändström Konflikte nicht erspart, weil der Vater schwer erkrankte und sie nicht wußte, ob sie ihn nach dem Rücktransport der letzten Kriegsgefangenen noch wiedersehen würde. Dennoch blieb Schwester Elsa in Sibirien, weil sie den Kranken in bester Pflege wußte, während die unglücklichen Gefangenen ihre Hilfe nicht entbehren konnten. Nach ihrer Heimkehr war es ihr dann noch vergönnt, ihren Vater bis zu seinem Tode zu pflegen.

In ihrem Buche spricht Elsa Brändström ganz selten von sich selbst, niemals von ihren Leistungen, sie erzählt von den Gefangenen in den verschiedenen Lagern, ihrer verzweifelten Lage in den ersten beiden Jahren, später von den verbesserten Zuständen; dabei empfindet man deutlich, daß Schwester Elsa sich selbst gar nicht wichtig vorkommt. In der Erkenntnis, daß jeder Mensch nur einen geringen Bruchteil seines Könnens in Tun umsetzt, wurzelt Elsa Brändströms selbstverständliche Hilfsbereitschaft; sie hilft, weil sie nicht anders kann, sie hilft aus Freude. Nichts Pflichtgespanntes ist im Wesen dieser nordischen Frau, in deren Umgebung alle Menschen unwillkürlich freier und froher werden. Mit der ihr eignen Fröhlichkeit hat sie den Gefangenen geholfen, ihr schweres Los zu tragen, während sie ihnen bei bitterster Kälte beim Stopfen der Strohsäcke und andern Arbeiten half. Schwester Elsa leitete selbst Liebesgabentransporte und teilte eigenhändig die Pakete aus, weil bestechliche russische Beamte sie gewissenlos nur zu oft zu eignen Zwecken verwendeten.

Alles Grauen des Kriegserlebens vermochte Elsa Brändströms Tatkraft nicht zu lähmen. Sie schildert, wie im Spätherbst 1914 die ostpreußischen Zivilgefangenen in langen Zügen Woche um Woche durch das Land rollten, halb erfroren und ausgehungert, so daß sie sich auf den Stationen wie hungrige Tiere über die Lebensmittel stürzten; dennoch mußte der Transport weiter, und niemand wußte, wo die Unglücklichen in dem unendlichen russischen Reiche landen würden. Die Behörden standen der Unterbringung dieser Gefangenen völlig ratlos gegenüber, und Elsa Brändström erzählt von dem Jammer der Frauen und Kinder, Kranken und Alten und den infolge der furchtbaren Verelendung ausgebrochenen Seuchen. Die unzureichenden Unterstützungen neutraler Länder konnten den Zivilgefangenen nur wenig helfen.

Unbeschreiblich waren die Zustände in dem Kriegsgefangenenlager Totzkoje, das ein Grab für 17000 unter 25000 Kriegsgefangenen wurde. Bei Überfüllung des Lagers brach in den unfertigen Holzbaracken im Sommer 1915 der Flecktyphus aus. In jeder Baracke lagen auf nackten Pritschen bis zu 800 Mann, Kranke und Gesunde durcheinander, beinahe unbekleidet, mit Ungeziefer übersät. Arzneimittel, Stroh, Wäsche, Wasser und einigermaßen ausreichende Lebensmittel fehlten. Erschütternd wirkt die einfache, sachliche Schilderung dieser grauenhaften Zustände; viele Kriegsgefangene stürzten sich in den nahen Fluß, um dem Schicksal dieses jammervollen Hinsiechens zu entgehen.

Auch in dem Gefängnis Krepost, das Dostojewski in seinen Memoiren »Aus einem Totenhaus« schildert, waren 800 Kriegsgefangene, Offiziere und Invalide, untergebracht, es fehlte auch dort an jeder sanitären Einrichtung, und das Leben der Gefangenen war qualvoll.

In den letzten Jahren der Kriegsgefangenschaft hatten sich die materiellen Verhältnisse erheblich gebessert. Die Arbeit führte zur Dezentralisation, und jede Nationalität unter den Gefangenen hatte ihre eignen Werkstuben. Ende 1916 zeigte sich bei langsamer Kräftigung lebhafte Sportbegeisterung. Die Zivilbevölkerung besuchte die zahlreichen Konzerte, Theateraufführungen und Sportfeste der Gefangenen, begriff aber gar nicht, wie sich Menschen freiwillig anstrengen konnten. Wenn auch die Arbeitskraft der Kriegsgefangenen zweckmäßiger verwendet werden konnte, so gewann sie doch für Rußlands Industrie und Landwirtschaft große Bedeutung, und Elsa Brändström berichtet von dem erzieherischen Einfluß, den die Arbeitsart der Gefangenen auf die Bevölkerung ausübte. Bezeichnend für die russische Willkür ist die völlig verschiedene Behandlung der Gefangenen in den einzelnen Lagern, je nach der Wesensart der Vorgesetzten. Am besten hatten es die Gefangenen, die zu den Bauern in Arbeit kamen, und oft haben sich freundschaftliche Beziehungen zwischen dem Arbeitgeber und den Gefangenen angebahnt.

Elsa Brändström arbeitete in den verschiedenen Gefangenenlagern und sorgte für die Gefangenen wie eine Mutter. Ein ehemaliger Kriegsgefangener, der jahrelang in ihrer Umgebung lebte, erzählte mir, wie sie am Bette der Kranken saß, ihnen allerlei Aufheiterndes erzählte und dabei ihre zerrissenen Sachen aus-

besserte. Keine Arbeit war ihr zu schwer, keine zu niedrig, und so ging sie ihren Mitarbeitern immer mit gutem Beispiel voran. Das einzige, was Elsa Brändström durchaus nicht vertragen konnte, war, wenn sie einen Vorschlag machte und daraufhin sofort Bedenken geäußert wurden. Durch Einwände wollte sie sich ihre Schwungkraft nicht hemmen lassen und hat so durch ihre Energie, verbunden mit Zielklarheit, manches erreicht, was vorher unmöglich schien.

Für die deutschen Gefangenen hat Elsa Brändström unermüdlich weitergewirkt, galt es doch, den Kranken zu helfen und den Waisen der in Not und Elend gestorbenen Väter eine Heimat zu geben. Beruhigt hat mancher Kriegsgefangene seine Augen geschlossen, nachdem ihm Elsa Brändström das Versprechen gegeben hatte, für seine Hinterbliebenen zu sorgen.

Um ihren Plan auszuführen, hat Elsa Brändström durch Vorträge über ihre Erlebnisse in Sibirien Gelder in Amerika gesammelt, und die Amerikaner hörten zum erstenmal nach der Verhetzungspropaganda des Krieges ein unparteiisches Urteil über die deutsche Wesensart von neutraler Seite. Vielseitige persönliche Verbindungen und geschickte Pressepropaganda hatten Schwester Elsas Wege geebnet, und durch ihre unermüdliche Arbeit — an manchem Tage hielt sie fünf Vorträge — gelang es ihr, größere Summen zusammenzubringen, die es ihr mit dem Erlös ihres Buches und mit Spenden aus Schweden nicht allein ermöglichten, Schloß Neusorge in Sachsen für zehn Jahre zu pachten, sondern auch die Kuranstalt Marienborn-Schmeckwitz i. S. und Gut Schreibermühle in der Uckermark zu kaufen.

Aus der Kuranstalt wurden bisher über 600 Patienten als durch Moor- und Schwefelbäder geheilt oder gebessert entlassen; 43 v. H. der Kurgäste nahm Schwester Elsa unentgeltlich auf, und von den übrigen bezahlte nur ein Teil die vollen Kurkosten. Bei einer Belegzahl von 70 Plätzen in 65 schönen hellen Zimmern bietet Marienborn-Schmeckwitz einen mustergültigen Erholungsaufenthalt. Aber noch ein tieferer Sinn liegt in dieser Liebesarbeit für erholungsbedürftige und kranke ehemalige Kriegsgefangene. Schwester Elsa will ihnen helfen, den Geist der Kameradschaft, eingedenk der gemeinsamen schweren Erlebnisse, auch heute noch zu pflegen. Denn wie sie die guten Eigenschaften der Deutschen klar erkennt, so weiß sie auch, daß die Vielheit der Meinungen bei uns oft zu sehr in den Vordergrund gerückt wird und das Wesentliche und Verbindende darunter leidet. Weil in dieser nordischen Frau alles Empfinden so einfach und klar geordnet ist und kleine Verärgerungen niemals Einfluß auf ihr Leben und ihre Entschlüsse gewinnen, sieht sie deutlich, wie viele Mißverständnisse aus gegenseitigem »Nichtkennen« entstehen. In der Kuranstalt Marienborn-Schmeckwitz treffen sich ehemalige Kameraden aus allen Ständen und den verschiedensten Weltanschauungen, politische Meinungen werden ausgetauscht, und man lernt einander erneut verstehen und achten. Bereits in ihrem Elternhause gewohnt, sich mit politischen Fragen auseinanderzusetzen und durch ihre Kriegserlebnisse in ständigem Zusammenhang mit dem Weltgeschehen, diskutiert Elsa Brändström lebhaft mit ihren Gästen über die Geschichte der Gegenwart. Doch ist sie selbst nur vorübergehend in Marienborn-Schmeckwitz; die Leitung der Kuranstalt hat sie ihrer Kollegin vom deutschen Roten Kreuz, Gräfin Uexküll, übergeben.

Das Zentrum von Elsa Brändströms Wirken liegt in Schloß Neusorge bei Alt-Mittweida in Sachsen. Neben den 60 Stammkindern (Voll- oder Halbwaisen ehemaliger sibirischer Gefangener) nimmt das große alte Schloß seit Frühjahr 1914 150 Erholungskinder auf, die nach einigen Wochen wechseln, außerdem hat die Stadt Leipzig Anspruch auf 50 Plätze. Die Kosten werden nur zu 21 v. H. durch die Renten aufgebracht, alles andre fließt aus Spenden.

Durch farbige Ausmalung und helle Einrichtung ist das große Schloß zu einem Kinderheim umgestaltet worden. Acht Kinderfamilien mit einer Höchstzahl von 30 Kindern werden von einem Werkstudenten oder einer Jugendleiterin versorgt und bewohnen einen großen Schlafsaal und zwei Spielzimmer; die Erzieher schlafen in behaglichen Einzelräumen.

Neben Schwester Elsa ist an der Leitung des Heims die frühere Delegierte des deutschen Roten Kreuzes, Schwester Anni Rothe, beteiligt. Außer vier alljährlich wechselnden Werkstudenten und vier Jugendleiterinnen arbeiten noch sieben Diakonissinnen im Betriebe und unterweisen achtzehn Haushaltschülerinnen in allen hauswirtschaftlichen Pflichten. Dienstpersonal wird nicht gehalten, denn Schwester Elsas Anschauung, daß alle Arbeit gleichwertig sei, läßt sich am besten in die Tat umsetzen, wenn alle Bewohner des Kinderheims mithelfen. Selbst die Kinder sind schon im Haushalt tätig, und es ist ein Vergnügen, zu beobachten, mit welcher Passion die Jungen und die Mädchen beim Gemüseputzen und Aufräumen helfen.

Langsam vergrößert sich die Zahl der Stammkinder, weil einzelne Erholungskinder als Stammkinder in Neusorge bleiben. Grundsätzlich nimmt Elsa Brändström nur gesunde Kinder auf, weil es für kranke Kinder genug Unterbringungsmöglichkeiten gibt, während so viele gesunde junge Menschen durch unzureichende Pflege und Erziehung niemals zur Verwertung ihrer Fähigkeiten gelangen. Diese sechzig Kinder kommen aus Familien aller Stände,

besuchen Volksschulen oder höhere Schulen in Mittweida oder Alt-Mittweida, werden von Schwester Elsa erzogen und später selbstgewählten Berufen zugeführt. Wie eine liebevolle Mutter sorgt sie für diese vaterlosen Kinder, teilt das Essen bei allen Mahlzeiten selbst aus, und alle Schützlinge kommen mit ihren kleinen Wünschen und Sorgen zu ihrer Pflegemutter.

Vor einem Jahre hat Elsa Brändström noch einige neugeborene uneheliche Kinder aufgenommen, die sie vollständig erziehen will. Es sind Kinder gesunder, gut veranlagter Menschen, die aus Rücksicht auf ihre Familie von den Müttern weggegeben werden mußten und sich nun unter Schwester Elsas liebevoller Obhut gut entwickeln.

Das ganze Leben in Neusorge atmet Freude. Feierstunden sind zum Herumtollen da, und das muntere und unbekümmerte Treiben der Kinder zeigt, wie glücklich sie sich in ihrer zweiten Heimat fühlen. Theater wird besonders gern gespielt, und wer die kindliche Freude am Verkleiden kennt, versteht, mit welchem Eifer die Kinder ihre Rollen lernen.

Ein enger Zusammenhang besteht zwischen Schwester Elsa, den Jugendleiterinnen und den Werkstudenten; die allabendlichen Aussprachen sind besonders fruchtbar, und die jungen Erzieher gewinnen aus ihrer Tätigkeit in Neusorge eine neue Blickrichtung für ihr Leben. Nach Ablauf ihres Arbeitsjahres kommen die Werkstudenten oft noch in den Ferien nach Neusorge und bilden einen Stab wertvoller Kräfte für Elsa Brändströms Erziehungsarbeit.

Jeder, der das Leben in Schloß Neusorge kennt, ist heute von tiefer Sorge erfüllt, ob diese tüchtige Frau in Zukunft allen Widerständen zum Trotz ihr Hilfswerk wird weiterführen können. Denn die Mittel sind nicht unerschöpflich, und wenn auch Schwester Elsa im letzten Jahre Spenden von einzelnen deutschen Großindustriellen und Banken erhielt, so reichen sie doch bei dem weitumfassenden Aufbau dieser Liebesarbeit nicht weit. Staatliche Hilfe aber hat Schwester Elsa bisher nicht in Anspruch genommen, zumal da es für einen Menschen ihrer Art nicht leicht ist, die gewohnte Freiheit durch Bindungen einzuschränken. Alle, denen es möglich ist, Mittel für gemeinnützige Zwecke bereitzustellen, sollten in erster Linie an das Kinderheim Neusorge denken. Wie stark die Anteilnahme an Elsa Brändströms Arbeit ist, beweist die Hilfsbereitschaft eines jungen Handwerkers, der kürzlich nach einer Besichtigung des Kinderheims schrieb, er wolle monatlich zehn Mark von seinem Arbeitseinkommen abgeben, um das Erziehungswerk von Neusorge zu unterstützen.

Sicher würde ein Aufruf von Elsa Brändström nennenswerte Summen einbringen, aber so selbstverständlich es ihr war, in Amerika für unsre ehemaligen Kriegsgefangenen und ihre Kinder zu bitten, so ungern bemüht sie sich in Deutschland um Unterstützung ihres Unternehmens. Und wir sollten das verstehen und ihr auch ohnedies mit der Tat danken, nachdem sie mehr für unsre Volksgenossen getan hat als irgendein Angehöriger neutraler Staaten.

Heimkehr

Da liegt das Dörfchen – die Firsten verstreut,
Und über sie schwebendes Glockengeläut ...

Die Turmuhrzeiger stehen auf sieben –
Ich bin recht lange fortgeblieben.

Bin viele Wege der Welt gegangen;
Nun küßt mir der Abend leise die Wangen.

Dort steht noch der Krug »Zum wilden Schwan«
Mit dem Tanzsalon und der Kegelbahn.

Ein Kindersang flutet die Gasse daher;
Sie singen: »Wenn ich ein Vöglein wär'!«

Uralte Leute, die Köpfe gesenkt –
Ob noch ein Mensch hier meiner gedenkt?

In dunkler Nische das Friedhoftor
Mit den zwei alten Linden davor.

Das Seitenpförtlein kreischt verdrossen –
Da steh' ich, vom Dämmerschein umflossen.

Beim ersten Kreuze, drei Schritte weit,
Beginnt der Traum der Ewigkeit ...

Sprüche von Hiob und Martin Luther;
Schon lange ruhen hier Vater und Mutter.

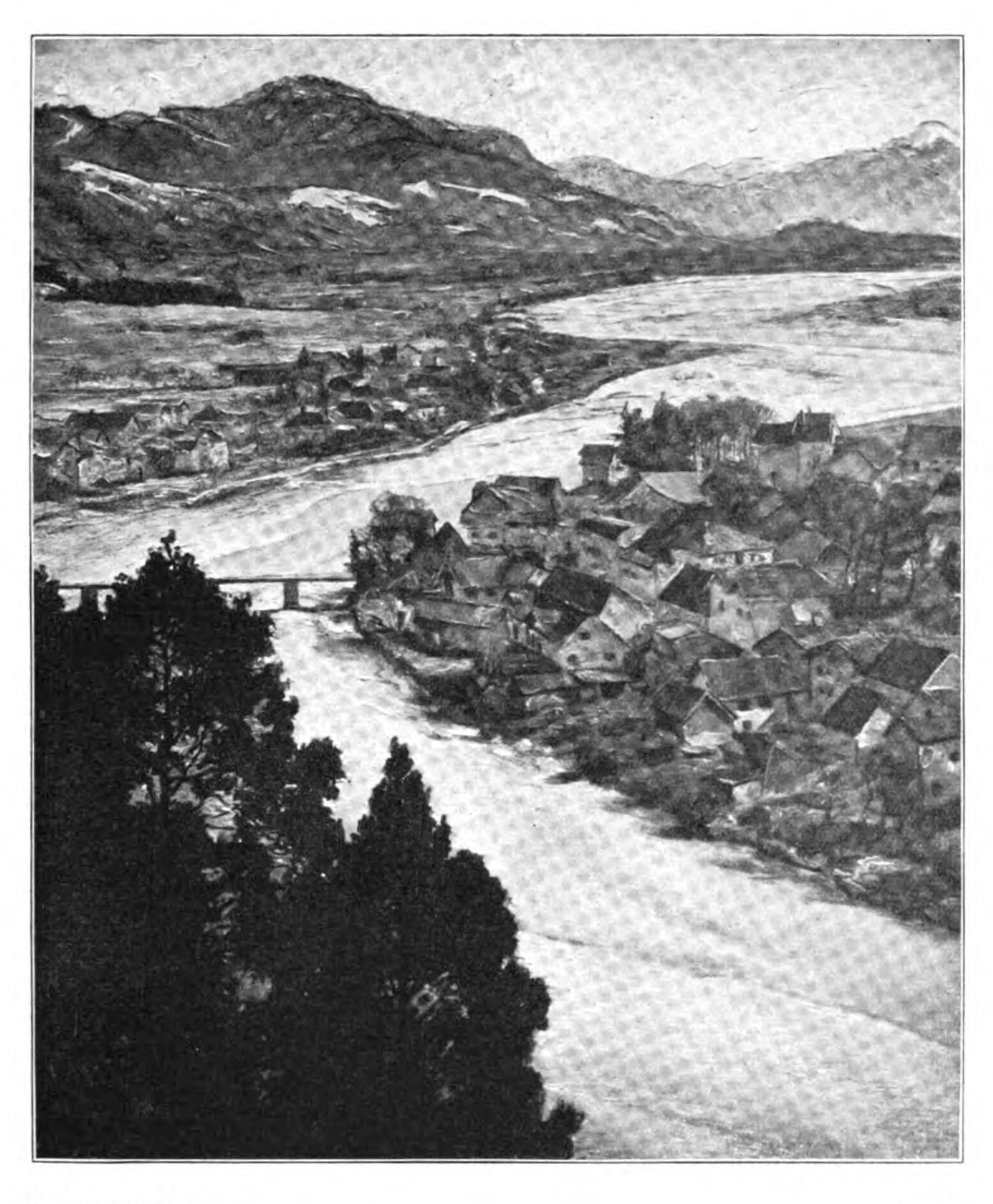
Geranke umgrünet lebensfroh
Die Hügel – mein Herz, was zagst du so?

Dich beugten doch hundert Stürme fürwahr
Nicht nieder – ich glaube, nun weinst du gar!

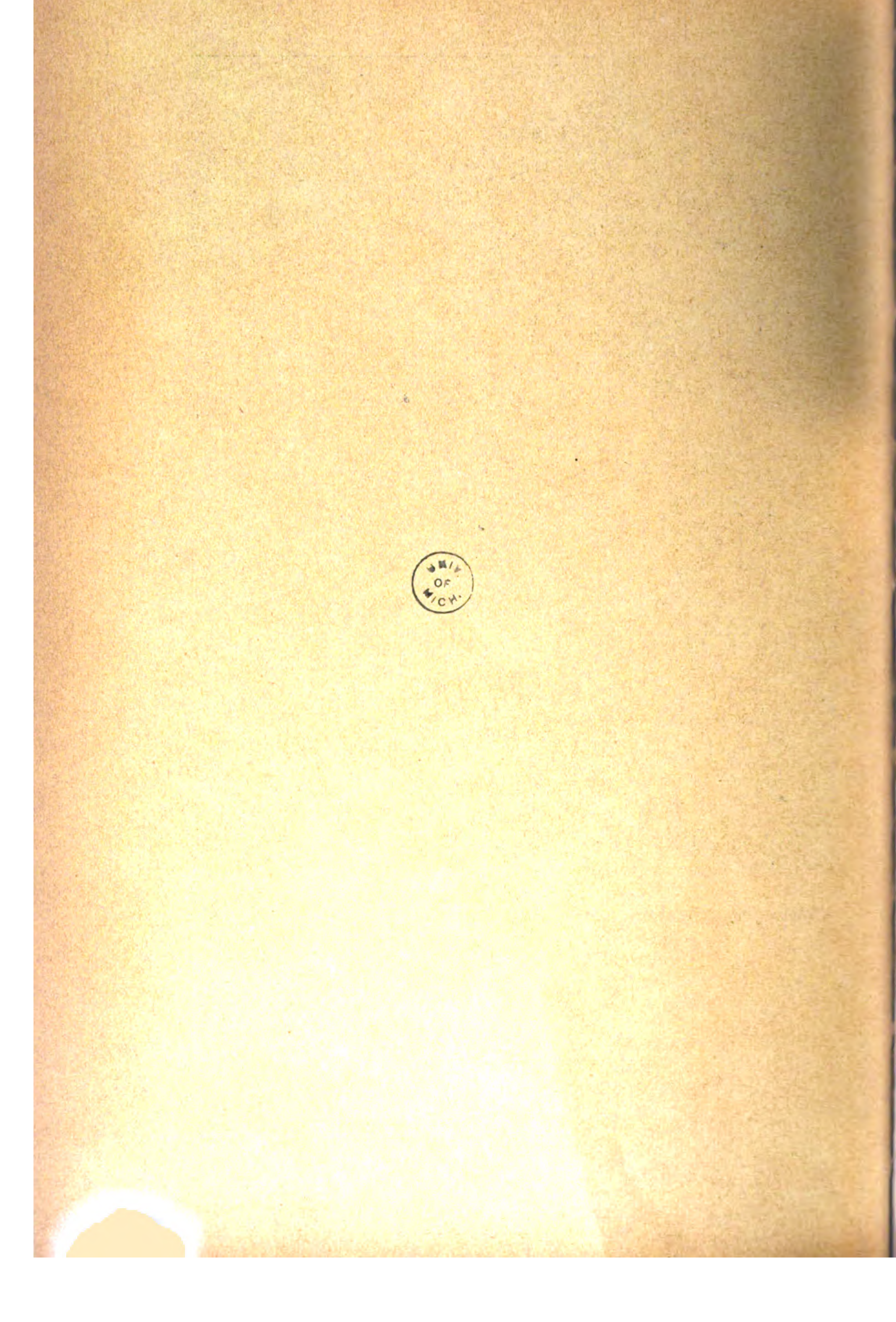
Nun weinst du und fühlst gehäufte Qual.
Ja, liebes Herz, es war einmal!

Wir müssen wandern in Schmerzensgründen,
Um zu uns selber heimzufinden.

H. Thurow



Albert Spethmann: Tölz





Aufn. Ursula Richter, Dresden

Szene aus Gerhart Hauptmanns »Dorothea Angermann«. Nach der Aufführung im Dresdner Staatstheater (Pastor Angermann: Alfred Meyer; Dorothea: Alice Verden)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Gerhart Hauptmann: Dorothea Angermann — Ernst Barlach: Der blaue Boll — Hans J. Rehfisch: Skandal in Amerika — Carl Sternheim: Die Schule von Uznach — H. R. Lenormand: Feiglinge — Nancey und Armont: Theo macht alles — Medcraft und Mitchell: Lockvögel — Agnes Sorma und Arthur Vollmer †

Niemand meiner Leser wird mir die Torheit zutrauen, die Bedeutung eines Dichters oder auch nur eines Dramatikers an dem Widerhall messen zu wollen, den ihm Berlin bereitet. Berlin ist eine großartige Amüsierstätte, ist ein nicht zu entbehrender Markt und Umschlagplatz für literarische und künstlerische Waren, aber es ist keine produktive Kunststätte mehr, jedenfalls keine von Initiative, Charakter und Vorbildlichkeit. Deshalb braucht es auch für den Ruhm Gerhart Hauptmanns noch nichts Entscheidendes auszumachen, ob seine neuen Stücke von Berlin begehrt oder verschmäht werden. Immerhin — gegen die Ironie aufsteigender Erinnerungen kann man sich schlecht wehren. Es gab Zeiten, da ging uns Kritikern keine Buchausgabe eines neuen Hauptmannschen Dramas zu, ohne daß ein Verbotzettel des Verlages beilag: »Dieses Stück darf auf keinen Fall vor der Berliner Uraufführung besprochen werden!« Glücklich, wer das Buch, womöglich durch Nachfrage am Postschalter, noch ein Stündchen vor Beginn der Vorstellung erhaschte, so daß er schon einigermaßen vorbereitet ins Theater trat. Wie ein König kam er sich vor, dieser kundige Thebaner, und sorgsam wog er ab, wie viel von seiner Vorweisheit er den andern abgeben solle. Mit glühendem Kopf saß man dann des Nachts über dem Buche und las, nein studierte noch einmal, was man soeben auf der Bühne erlebt hatte ... Und heute? Heute vergehen Wochen, Monate, halbe und ganze Jahre, bevor ein neuer Hauptmann von den »Provinzbühnen« den Weg nach Berlin findet, und manchmal — ich erinnere an den »Veland« — trägt ihn überhaupt kein Flügel mehr dorthin. Wie gesagt: das braucht noch kein Wertmesser für den Dichter zu sein, sowenig wie es einer für den Geschmack und die Urteilsfähigkeit Berlins und seiner Theaterdirektoren ist — ein Thermometer für die Treulosigkeit, Vergeßlichkeit und Undankbarkeit der Stadt des »verwegenen Menschenschlages« ist es jedenfalls. Wer an diesen Untugenden nicht teilhaben möchte, wartet wohl ein Weilchen, ob die »Wiege des Hauptmannschen Ruhmes« sich nicht auf ihre natürliche Anstandspflicht besinnt; dauert es gar zu lange, daß die Bühne schweigt, so läßt er das Buch reden.

Nach »Indipohdi«, dem »Weißen Heiland« und »Wieland dem Schmied«, drei Werken, die in fernen Zeiten und Zonen das Spalier für eine sichtlich von Altersmüdigkeit angekränkelte friedselig-übersinnliche Gedankendichtung suchten, ist der Dramatiker Gerhart Hauptmann mit dem Schauspiel »Dorothea Angermann« in die realistische Stoffwelt der Gegenwart zurückgekehrt, wo ihm die Erfolge seiner Jugend- und Mannesjahre blühten. Wir

würden diesem nicht zum erstenmal bei ihm auftretenden Wechsel der Milieu- und Motivgattungen nicht gar so viel Bedeutung beimessen, hätte der Dichter nicht selbst, bei einer der öffentlichen Feiern, die seit seinem sechzigsten Geburtstag ihren übergeschäftigen Nimbus um ihn weben, einen nachdrücklichen Akzent darauf gesetzt. Auf dem Bankett in München, das der dortigen Dorothea-Angermann-Aufführung zu Ehren veranstaltet wurde, betonte er in seiner Dankrede die »Prägungen des lebendigsten Lebens«, die man in seinen Dramen finde, und daß er es für sich in Anspruch nehmen dürfe, den allermeisten seiner Gestalten ein unbestochener, womöglich liebevoller Sachverwalter gewesen zu sein, der freilich über das Menschliche, allzu Menschliche nicht habe hinwegsehen können. Diese Sätze, selbstbewußt und bescheiden zugleich, scheinen ausdrücklich auf das neue Schauspiel gemünzt zu sein. Wer es loben will, findet nichts Besseres an ihm zu rühmen als die Lebensechtheit der Gestalten, die es aus der Wirklichkeit erschafft und mit Schicksalen erfüllt; wer ihm mit einer aus den höheren geistigen Ansprüchen der neueren Dramatik geborenen Kritik entgegentritt, stößt hinter diesem Wirklichkeits- und Lebensgehalt auf die dichterische Unkraft, die geheimen, übersinnlichen Kräfte zu erkennen und zu gestalten, sie, die das Menschliche zum Überpersönlichen und Ewigen erheben. Dieser Mangel verbirgt sich auch in der Buchausgabe (Berlin, S. Fischer) nicht, von deren sich oft überbreit entfaltendem Wortreichtum doch jede, auch die werkgetreueste Aufführung vieles opfern muß.



Aufn. Ursula Richter, Dresden

Szene aus Gerhart Hauptmanns »Dorothea Angermann«
Nach der Aufführung im Dresdner Staatstheater
(Küchenchef: Willi Kleinoschegg)

Die äußere Handlung des neuen Schauspiels erinnert an die der »Rose Bernd« vom Jahre 1903. Wie dort ein schlesisches Bauernmädchen, so verliert hier eine schlesische Pastortochter ihre von keinem Mutterauge mehr bewachte Unschuld an einen leichtfertigen, skrupellos zupackenden Schürzenjäger, dem diese vom Zweig der Gelegenheit gepflückte Liebesstunde nur eins unter vielen ähnlichen Abenteuern ist. Und wie um Rose Bernd, so wirbt auch um Dorothea Angermann ein scheuer, zaghafter Liebhaber, dessen keusche Seele sich von ihrem Fall nichts träumen läßt. So weit gehen die beiden Stücke fast parallel; in der Person und dem Charakter des Vaters, der dort wie hier entscheidend in das Schicksal der Tochter eingreift, entfernen sie sich voneinander. Der alte Bernd ist ein vor Gott und den Menschen demütig geduckter Pietist; Pastor Angermann, vor kurzem zum zweitenmal verheiratet, steht mit Gott und den Menschen auf bestem Fuße, weiß das Leben und seine Freuden, wo sie sich bieten, auszukosten und darf sich in seiner Familie und Gemeinde als unfehlbarer Statthalter Gottes fühlen, der kraftbewußt vor all und jedem den Kopf in den Nacken wirft und nur vor einem in die Knie bricht — das ist die öffentliche Moral, die gute Sitte, der tadellose Leumund. Wenn das mit seiner Tochter Geheimnis bleiben könnte, wer weiß, ob Pastor Angermann nicht der erste wäre, es zu vertuschen. Da aber Dorothea sich nicht überwinden kann, vor ihrem Bewerber, einem jungen, seelisch vornehmen Gelehrten, den Heiligenschein makelloser Unschuld, in dem er sie sieht, weiter zu tragen, so glaubt der Pastor nichts andres und besseres tun zu können, als mit dem ganzen, schier gewalttätigen Schwergewicht seiner patriarchalischen Autorität die Heirat seiner Tochter mit dem minderwertigen Burschen von Küchenchef zu erzwingen, der wohl »der Erste«, aber keinen Augenblick der Geliebte war, und beide mit einer Summe Geldes nach Amerika abzuschieben.

Hier erhebt die Anklage ihr Haupt, die Hauptmann — nicht gegen einen einzelnen Stand oder eine einzelne Klasse, wie man ihm vorgeworfen hat —, sondern ganz allgemein gegen die bürger-



Aufn. Ursula Richter, Dresden

Szene aus Gerhart Hauptmanns »Dorothea Angermann«
Nach der Aufführung im Dresdner Staatstheater

liche Gesellschaft schleudert: Ihr fragt nicht nach dem inneren Glück oder Unglück eines Menschen, wenn nur die äußere »Ehre« gewahrt *bleibt!* Ihr stoßt euer eigen Fleisch und Blut in die Gosse, wenn ihr damit die öffentliche Moral beschwichtigen und euren Familienstolz retten könnt! Die Anklage wird dadurch noch verschärft, daß die »Vollnatur« von Pastor es nicht einmal in dieser Art Situation für nötig hält, sich das Herz seiner Tochter zu öffnen und nach ihren Gefühlen und Gedanken zu forschen. Täte er das, so würde er erfahren, daß die Überrumpelung jener schwülen Stunde für Dorothea eine rein körperliche Angelegenheit war, die nach ihrer festen Zuversicht unmöglich Folgen haben kann, weil auf ihrer Seite selbst die leiseste innere Hingebung fehlte, wie denn auch tatsächlich diesem gewaltsam erzwungenen Bunde zweier einander völlig fremder Menschen jetzt und später die Frucht versagt bleibt.

Drüben in Amerika, ihrer neuen »Heimat«, sinkt Dorothea unter der brutalen Ausbeuterfaust ihres Mannes bald bis zur Straßendirne hinab. Als aber ihr abgewiesener Bewerber, der sie nicht vergessen kann, und dem auch ihr Herz noch gehört, übers große Wasser zu ihr kommt und ihr von neuem die Hand fürs Leben bietet, verwehrt ihr ein trotz alledem in ihr aufgewachsenes eheliches Gemeinschaftsgefühl das erlösende Ja. Sie vermag den nicht zu verraten und zu verlassen, der nun mal ihr Schicksal wurde; sie stellt sich schützend neben ihn, den Verschulder, aber auch den Gefährten ihres Unglücks, als beim Zusammenstoß mit dem jungen Gelehrten sein Leben bedroht scheint. Ob sie dann später, dem Lumpenkerl nun erst recht schutzlos ausgeliefert, nicht an seinem Tode mitschuldig wurde, bleibt im Dunkel. Wir finden sie erst wieder, als sie, bis in den Rinnstein herabgekommen, in Deutschland letzte Zuflucht bei den Freunden aus Amerika gefunden hat und sich still aus dem Leben hinwegstiehlt, ohne daß sich bei ihrer letzten Begegnung mit dem unentwegt jovialen Vater zwischen ihm und ihr, die in dreitausend Meilen Entfernung voneinander stehen, eine Brücke des Verständnisses und der Liebe gebaut hätte.

Es ist nicht mehr als der Kern des Geschehens, den ich hier aus den fünf Akten herausgeschält habe. Die Parallel- und Kontrasthandlung, die sich aus dem Leben und Schicksal der Familie Pfannschmidt zu dem Dorotheens hinzugesellt, ist absichtlich übergangen worden, weil deren Nacherzählung die Fabel des Schauspiels der Gefahr aussetzen würde, für eine abenteuerlich ausstaffierte Schauermär gehalten zu werden. Dieser Gefahr kann nur von einer sehr behutsamen und sehr geschmacksicheren Aufführung wirksam begegnet werden, wie z. B. das Dresdner Staatstheater sie leistete, aus der hier deshalb einige Szenenaufnahmen gezeigt werden. Berlin hat sich wahrscheinlich gerade vor diesen Szenen am meisten gefürchtet und daher trotz wiederholter Versprechungen bis heute den Mut nicht aufgebracht, das Stück seines einstigen Lieblingsdramatikers zu spielen.



Lichtbildstelle des Württembergischen Landestheaters, F. Haafing

Aus der Uraufführung von Ernst Barlachs Drama »Der blaue Boll« am Württembergischen Landestheater in Stuttgart (Regie: F. Brandenburg)

Im Gegensatz zu der Schaffensart Hauptmanns zeigen Ernst Barlachs dramatische Schöpfungen durchweg schon in der Buchausgabe ihr entscheidendes Gesicht, wie sie sich bisher alle ohne Ausnahme auch weniger im Einklang als im Widerstreit mit der lebendigen Bühne ihr dichterisches Daseinsrecht errungen haben. Wie in der Bildhauerkunst, so bedeutet dieser Einsame und Einzige auch in der Dramatik ein Kapitel für sich. Er fragt nicht nach den Gesetzen des Dramas, er fragt noch viel weniger nach den technischen Forderungen der Bühne. Beide, Drama und Bühne, sind ihm, nicht er ist ihnen nachgegangen. Das hat seinen Grund zunächst zweifellos in der ratlosen Anarchie, die gegenwärtig im Reiche der dramatischen Kunst herrscht, einer Gesetzlosigkeit, die sich nicht mehr getraut, auf die natürlichen Ansprüche der Gattung zu bestehen. Aber es hat seinen Grund und findet seine Erklärung auch in der Tatsache, daß in Barlachs dramatischen Dichtungen ein geistiger und seelischer Gehalt nach Ausdruck ringt, wie er uns sonst in der zeitgenössischen Dramatik kaum wieder begegnet. Zumal die persönliche und doch ins Allgemeine und Ewige hinausstrebende innere Erlebniskraft der Barlachischen Dramen ist so stark und so bezwingend, daß man begreift, wie sehr ehrgeizige Bühnenleiter von der Stimme ihres Gewissens immer wieder zu dem Versuche gelockt werden, ihrer durch szenische und schauspielerische Darstellung Herr zu werden, mag sich diese aus sich heraus auch noch so sehr dagegen sträuben.

Das alles gilt auch von dem Drama »Der blaue Boll« (Buchausgabe bei Paul Cassirer in Berlin), dessen Aufführung bisher nur das Württembergische Landestheater in Stuttgart gewagt hat, das aber auch auf andern Bühnen erscheinen muß, wollen sie der Bilanz unsrer dramatischen Dichtung nicht einen wichtigen Posten schuldig bleiben. Denn hier ist dem mystischen Zwang und Willen unsrer inneren Wandlung, dem erhabenen und unentrinnbaren Sittengebot des Goethischen »Stirb und werde« mit so innerlichen und elementar schöpferischen Mitteln zu Leibe gegangen, daß die Dumpfheiten, Unklarheiten, Verschrobenheiten und Unzulänglichkeiten der dramatischen und sprachlichen Prägung dieses Werkes doppelt und dreifach so gehäuft auftreten könnten und doch die »Gotteskämpfer« des deutschen Theaters zwingen müßten, um seinen Segen zu ringen.

Was sich »begibt«, ist in wenigen Worten gesagt: Ein satter, selbstgenügsam in den Tag hineinlebender Philister wird durch drohende, aus Leichtsinn und Sinnlichkeit hervorsprießende Mitschuld an dem wahnwitzigen Verbrechen, das eine geistig verstörte Mutter an ihren Kindern begehen will, zur Selbsteinkehr, zur Wandlung und Läuterung seiner Seele erzogen; aus dem Boll, der muß, erwächst der Boll, der will, aus

dem Diener seiner selbst wird ein Herr seiner selbst — aus eignem Entschluß und eigner Kraft. »Boll hat mit Boll gerungen, Boll hat Boll vernichtet, und er, der andre, der neue, hat sich behauptet«, sagt der »Herr«, in dem wir eine »sachte und demütige Spiegelung aus der Unendlichkeit«, d. h. des Herrgotts erkennen dürfen, wie dieser trotz all seinen krausen und wirren Vertracktheiten gotterfüllte Dichter es auch wagen darf, den Teufel in der menschlichen, allzu menschlichen Verkörperung eines Herbergswirtes auftreten zu lassen.

Nach seiner literarischen Form und der auch hier offenkundigen Bühnenfremdheit seines Verfassers könnte man versucht sein, den »Blauen Boll« schlechthin für ein Buchdrama zu erklären, das sich auch ohne szenische Aufführung beurteilen und endgültig bewerten läßt. Aber das wäre ein Irrtum. Haben uns doch schon frühere Dramen Barlachs mehr als einmal gezeigt, daß sich hinter Vorgängen und Gesprächen, die im Buche rein gedanklich erscheinen, lebendige Gesichte des Dichters verbergen, die von einem geistesverwandten Spielleiter nur angehaucht zu werden brauchen, um auf der Bühne dieses ihr geheimes Leben greifbar zu entfalten. Ähnliches ist auch für das neue Drama zu erwarten. Schon aus diesem Grunde würde sich eine abermalige Betrachtung des Werkes, etwa nach seiner Bühnenerscheinung im Staatlichen Schauspielhause in Berlin, auf die wir nach wie vor hoffen, rechtfertigen und lohnen.

Deutschland, so arm es augenblicklich auch an starken dramatischen Begabungen sein mag, ist doch immer noch das Land der unerschöpflichen, gegensätzlichsten Individualitäten. Wo neben einem Barlach, dem ausschließlichen Erlebnis- und Bekenntnisdramatiker, ein so vielgewandter, schnellfertiger und nie verlegener Erfindungsdramatiker erwachsen kann wie Hans J. Rehfisch, da darf man unter der just zutage liegenden Oberschicht eine Ackerkrume vermuten, die einst, wenn der Boden nur erst wieder gründlich umgepflügt ist, reichliche Frucht tragen wird. Ein Anblick für Sekundenjäger und Rekordbewunderer, wie dieser Rehfisch, dessen Anfangsdrama »Chauffeur Martin« gar nicht so weit von Barlachs Welt entfernt war, seitdem gelernt hat, sich den Aktualitäten und Sensationen an die Fersen zu heften! Im vorigen Jahre das unsern Nachkriegserscheinungen abgelauschte europäische Hochstapler- und Schieberdrama »Duell am Lido«, erst mit einem schüchternen Einschlag von Exotentum — dies Jahr der »Skandal in Amerika«, der Weltenrummel in höchster Potenz, der Jahrmarktstrubel der Revolutionseitelkeiten und Parteispekulationen in einer Reinkultur, wie sie nur die Freistaaten von Amerika liefern können. Die Republik, in der Rehfisch seinen politisch-sozial-erotischen Skandal mit den gar nicht vorhandenen Ölquellen, dem bestellten Attentat auf den Präsidenten, der Ausrufung eines deutschen Leutnants als König, dem Stellen- und Interessenschacher, dem Liebesgemansche und den noch unsaubereren Börsenmanövern spielen läßt, heißt Ucaragua, mit deutlichem Anklang an den Namen eines Staates, dem es kürzlich mit seinen Finanztreibereien beinahe gelungen wäre, einen neuen Krieg zu entfesseln. Doch das ist hier nur die exotische Maske, hinter der sich ungezügelter als im heimischen Gewand die zeitsatirischen Absichten des Verfassers austoben können. Ein prachtvoller Stoff, meint man, der längst auf



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szene aus Carl Sternheims Lustspiel »Die Schule von Uznach« (Theater in der Königgrätzer Straße in Berlin)

seinen Aristophanes wartet! Hier aber an Buridans Esel geraten ist, der zwischen zwei Heubündeln steht, nicht weiß, zu welchem er sich wenden soll, und mit seinem ratlosen, bald nach rechts, bald nach links fahrenden Schnuppern und Schnobern ein heilloses Gemengsel anrichtet. Aus so viel Farbentöpfen hat noch nie ein dramatischer Brueghel geschöpft, aber auch noch keiner ist vom Gemälde entfernter geblieben als dieser. Es stehen ein paar theatralisch und dialogisch glänzende Szenen in den drei an Bord eines Ozeandampfers, in einer üppigen Tropenvilla und einem luxuriösen Redoutensaal spielenden Akten dieser Komödie, aber das Ganze ist so bar aller Gedankenzucht und alles dramatischen Aufbaues, ist so verworren in der Handlung und so unsolide in der Arbeit, daß das Deutsche Künstlertheater mit seinem Thespiskarren nach Ucaragua hätte auf die Walze gehen müssen, wenn es sich für dieses Stück in Stücken einen Erfolg erspielen wollte, selbst mit Bruno Arents glänzenden Bühnenbildern, unter Karlheinz Martins Regie, mit Ralph Arthur Roberts als Jobber-Präsident und Rudolf Forster als Hilfssteward, deutscher Exleutnant und ucaraguanischer Thronanwärter.

Es hat in Rehfischens Entwicklung — nein, so darf man nicht sagen: es hat auf seinen dramatischen Kreuzundquerwegen eine Strecke gegeben, wo wir von ihm so etwas wie die Rettung des bürgerlichen Dramas oder des Volksstückes erwarten konnten. Diese Hoffnung ist inzwischen von der Hydra seiner Vielgeschäftigkeit erwürgt worden. Bei Carl Sternheim spukt sie noch. Wie hat der einst, in einer ganzen Reihe von Komödien, die deutsche Kleinbürgerlichkeit aus Eiskübeln mit seinem Hohn übergossen! Jetzt, in der Komödie »Die Schule von Uznach«, bricht er fast eine »warme Lanze« für sie, indem er gegen die Verstiegenheiten, Narreteien und Albernheiten der modernen Tanzschulen (Leiterin Mary Vigdor), der rhythmischen Gymnastik und der mit philosophischen Phrasen umnebelten, aber desto schamentblößteren Körperkultur mit vier ehrbaren Verlobungen anreitet. Und wenn er vollends die liebe kleine Mädchenunschuld aus Lüneburg oder Tangermünde gegen die in allen Liebessachen übererfahrenen Tanzschülerinnen ins Treffen führt, um schließlich die altväterische Grazie und Galanterie des Menuetts und der Gavotte über die Allüren der modernen Mannweiber triumphieren zu lassen, so könnte man sich wohl an sein frühes Lustspiel »Perleberg«, eins seiner anspruchslosesten, aber auch sympathischsten, erinnert fühlen. Nur daß dort noch Wärme und Liebenswürdigkeit war, was sich hier längst in Kälte und Künstlichkeit verwandelt hat, und daß das saubere dramatische Handwerk von damals inzwischen zur elenden Pfuscherarbeit entartet ist. Wenn die »Neue Sachlichkeit« — diesen Nebentitel führt das im Theater an der Königgrätzer Straße aufgeführte Stück — technisch so aussähe, müßten wir uns vor ihr bekreuzen.



Aufn. Scherl, Berlin

Szene aus dem Schauspiel »Feiglinge« von H. R. Lenormand (Renaissance-Theater in Berlin)

Kaum daß in den letzten Monaten auf unserm Spielplan die französischen Stücke gegen das Übermaß von früher etwas zurückgetreten sind, ist schon von Frankreich Verwunderung und Protest dagegen laut geworden, als gehöre auch dieser Tribut zu unsern Friedensbedingungen von Versailles. Ludwig Fulda, der Vorsitzende des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller, war höflich genug, solche Befürchtungen einer Kontingentierung französischer Bühnenwerke in Deutschland durch die Versicherung zu beschwichtigen, daß niemals die Rede davon gewesen sei, den französischen Bühnenautoren den Krieg zu erklären, und daß es in ganz Deutschland keine Spur einer Agitation gegen sie gebe. Mit Verlaub, ist das nicht etwas in Bausch und Bogen und auch ein wenig zu höflich gesprochen? Widerspruch und Widerstand gibt es hier schon. Wenn auch nicht gegen französische Dramatik, zumal ernste, im allgemeinen, so doch gegen ihren Überfluß, insbesondere gegen die Überschwemmung unsrer Bühnen mit hohlen und lockeren Schwänken, die eine lange Weile fast allein für uns gut befunden wurden. Gehaltvollen Stücken, wie sie in letzter Zeit von Rolland, Raynal oder Romains kamen, haben wir gern unsre Gastfreundschaft gewährt.

Das gilt auch für H. R. Lenormands Schauspiel »Feiglinge«, obgleich darin der längst noch nicht abgekühlte Boden des Kriegs-

stückes betreten wird. Aber wie Raynals »Grabmal des unbekannten Soldaten«, so weiß auch dieses in einem Sanatorium der neutralen Schweiz zwischen Franzosen, Deutschen, Russen, Italienern und noch einigen andern Nationalitäten spielende Stück allen nationalen Empfindlichkeiten auszuweichen oder ihnen durch eine freie, überlegene Menschlichkeit zu begegnen. Das ist um so schwieriger und anerkennenswerter, als es sich hier um die Tragödie oder sagen wir nach Art des durchaus unpathetischen Stückes besser: um die Tragikomödie der Zeitflüchtigen, der Drückeberger, der Deserteure und Spione handelt. So sehr die sich auch, erbarmungswürdig echte, listig simulierende oder lächerlich eingebildete Kranke, gegen den blutgierigen Spinnerich Krieg wehren mögen, sie müssen doch alle so oder so in sein weltumspannendes Netz, kein Vergnügungstaumel und kein Betäubungsversuch vermag den inneren Aufruhr zu dämpfen, der die europäische Menschheit ergriffen hat und der nach dem Gesetz der Entartung gerade in den neutralen, der unmittelbaren tätigen Teilnahme entrückten Ländern oft die ungesundesten und häßlichsten Erscheinungen zeitigt. Was der junge französische Dramatiker hier zeichnet, ist ein von innen gesehenes und mit seelischen Mitteln dargestelltes document humain, das in der Galerie der Kriegsbilder nicht fehlen durfte. Es zeugt für die Unbefangenheit des französischen Verfassers, daß der Drückeberger, der sich durch eine geheuchelte Lungenschwindsucht den lebensgefährlichen Unbilden des Schützengrabens zu entziehen sucht, ein französischer Maler ist, und daß nicht der Franzose den Deutschen, sondern der deutsche Professor den französischen Künstler im Wettlauf der verschlagenen Spionage überlistet. Das scheinbar der ganzen Welt verlorengegangene Geheimnis der dramatischen Baukunst ist freilich auch hier noch nicht wiederentdeckt. So viele gut beobachtete und wirkungsvoll gezeichnete Typen der internationalen weiblichen und männlichen Halbwelt sich auf den Brettern des Renaissance-Theaters auch tummelten, ein organisches, zielstrebiges und in seinen architektonischen Verhältnissen gut ausgewogenes Gebilde kam nicht zustande. Nicht das Ganze, wohl aber einzelne Teile der nur lose verbundenen acht Bilder und einzelne Figuren aus dieser europäischen Galerie dekadenter Nervenmenschen konnten zum respektvollen Aufhorchen zwingen.

Dagegen zerplatzt Nanceys und Armonts Dreiakter »Theo macht alles« (»Théodore & Cie.; Komödienhaus), sobald man ihm nur die Haut ritzt, in einen der sattsam bekannten, einst im Residenztheater Richard Alexanders bis zur Bewußtlosigkeit exerzierten Verkleidungs- und Verwechslungsschwänke, als deren unsterbliches Muster und Vorbild auch hier aus dem Dunkel der Vergangenheit »Charleys Tante«



Agnes Sorma als Minna von Barnhelm

aufleuchtet. Der ähnelt dies Bravourstück eines Windhundes und Allesmachers von Neffen auch darin, daß seine Komik näher an die groteskburleske der Angelsachsen als an die französische Grazienfrechheit streift: so massenhaft, so über das Maß hinaus gehäuft und gesteigert tritt hier alles auf. Gut, daß wenigstens Curt Bois und Oskar Sabo, Neffe und Helfershelfer, mit ihrer tänzerischen Begabung einen leichten, heiteren Aufschwung in die überfüllten Akte bringen. Im übrigen bleibt für den gewissenhaften Chronisten zu vermerken, daß dieses Stück die Venus Kallipygos nun glücklich auch auf die Schauspielbühne verpflanzt hat, nachdem sie in den Revuen schon seit einer geraumen Weile mit ihrer nackten Hinterseite paradieren durfte.

Übers große Wasser, direkt aus den U. S. A. kommen Medcraft und Mitchells »Lockvögel« geflogen. Drei Ehemänner nehmen ihre Büchsen auf die Schulter und ihre künstlichen Lockvögel unter den Arm, um »auf die Jagd zu gehen«, in Wirklichkeit aber mit drei süßen Mädeln zu scharmuzieren. Währenddessen mieten sich die drei Verlassenen, nicht faul, drei Studenten — zu je 2000 Dollars fürs Semester, unter dem tun sie's in Amerika nicht —, um sich selber ein Pläsier und die Gatten eifersüchtig zu machen. Gerade als die Ehemänner heimkehren, sind ihre Frauchen dabei, Feuer zu fangen, das übrigens mehr sie als die tolpatschigen oder schüchternen Liebesscholaren anblasen müs-

sen. Tableau! Der Vorhang fällt. Wenn er wieder aufgeht, stehen die drei Nimrode immer noch mit offenen Mäulern vor der dreidoppelten Liebesgruppe. Da sie aber so unvorsichtig waren, ihre kleinen Jagdgefährtinnen im Auto mitzubringen — wer konnte auch ahnen, daß die Gattinnen sich just in ihrer Abwesenheit im Landhaus einquartieren würden! —, müssen sie gute Miene zum bösen Spiel machen, und alles endet in Güte und Frieden. Das heißt: in der deutschen Bearbeitung, während im amerikanischen Original ein gewaltiges Gewitter am ehelichen Himmel losbricht. So weit sind wir nun schon glücklich gekommen, daß wir das einst so mitleidig belächelte happy end der Engländer und Amerikaner aus eignem Entschluß hinzutun, wenn sie's einmal versäumt haben.

Bevor wir die Theaterberichte dieser Spielzeit schließen — aus Respekt vor den Freiluftrechten des Frühlings und Sommers, aber auch aus Schauder vor den ewigen Schwänken, Lustspielen und Possen, mit denen die Berliner Bühnen den Wettstreit mit der schönen Jahreszeit allein glauben aufnehmen zu können —, müssen wir noch eine stille Gedenkfeier für zwei deutsche Bühnensterne halten, deren Dasein vor kurzem erloschen ist, nachdem sich beide schon vor einer geraumen Weile hinter den Vorhang des Privatlebens zurückgezogen hatten.



Arthur Vollmer
Nach einem Gemälde von Rudolf Pinkar

Am 12. Februar ist Agnes Sorma fern von uns, in Prescott (Arizona) auf der Farm ihres Sohnes an Herzschwäche gestorben. Ein sanfter und romantischer Tod, will es uns scheinen, die wir auf so weite Entfernung nie etwas von Leiden oder Krankheiten der Sechzigerin hörten, angepaßt einer Darstellerin, deren menschliches und künstlerisches Wesen ganz Zartheit, Lieblichkeit und süße Schwärmerei war. Es braucht nur ihr Name zu erklingen, und zwei klassische Zeiten des Deutschen Theaters in Berlin leben vor uns auf: die Gründungszeit unter L'Arronge, da die Zwanzigjährige die Desdemona und die Cordelia, die Widerspenstige und die Jüdin von Toledo, die Nora und das Rautendelein spielte, und dann die Zeit unter Reinhardt, wo ihre Porzia und ihre Minna von Barnhelm noch einmal all ihre Holdheit und Schalkhaftigkeit, all ihre Anmut und Süße wie in kristallener Schale zu vollkommener Reinheit zusammenfaßten. Ihre schlanke, biegsame Gestalt, ihr in Weh und Glück gleich beredtes Auge, ihre schmerzlich-süße Stimme, die selten anders als con sordino tönte — eine Entfernung von tausend Meilen hat uns die Erinnerung daran nicht rauben können. So wird es auch die Zeit so leicht nicht vermögen, und selbst dann noch wird ihr Name aus der deutschen Theatergeschichte hinüberstrahlen in die Nachwelt.

Zwei Monate später starb in Ballenstedt am Harz, wohin er sich schon vor zehn Jahren zurückgezogen hatte, der achtundsiebzigjährige Arthur Vollmer, auch er einer von denen, die, zeit ihres Lebens dem lauten Pathos abhold, so still zu sterben wissen, wie sie still und ungespreizt ihre Kunst geübt haben. Eng, wie der Name Agnes Sormas mit dem Deutschen Theater, war der seinige mit dem Königlichen Schauspielhause in Berlin verbunden. Vollmer war ursprünglich Musiker und Sänger und fand auch nach seiner Übersiedlung zum Schauspiel nicht gleich den Weg seiner eigentümlichen Begabung. So wenig wie ein Heldenspieler, war er ein Komiker im landläufigen Theatersinn des Wortes. Mit Mätzchen, Clownsprüngen und Gliederverrenkungen das Lachen der »Gründlinge im Parkett« hervorzukitzeln, lag nicht in seiner Art, und ob er heute noch durchgedrungen wäre, wie er in der bürgerlich bescheidenen Zeit des alten Wilhelm durchdrang, ist zweifelhaft. Die Wurzel seiner echt menschlichen, oft rührend schlichten, aber auch herzhaft gesunden Kunst verlangte nach Humor in all seinen Tiefen und Höhen, wie Shakespeares, Molières und auch einige Gestalten unsrer klassischen und realistischen Dramatiker ihn bergen, und wo er den nicht fand, wie in all den armseligen Lustspielen, für die er bemüht wurde, trug er ihn aus eignem herein, indem er mehr sich selbst gab als die Rolle spielte: immer bescheiden, immer diskret, immer vornehm, nie komödiantenhaft grell, nie übertreibend oder herausfordernd.



Ein Büschel Rosen verschiedener Arten

Rosen und Rosengärten

Von Arthur Eimler (Mainz)

Mit zwölf farbigen Naturaufnahmen von Wilhelm Tobien in Köln-Lindenthal

Wie ein tiefes, befreiendes Atemholen erfüllt es uns, wenn nach all der großen, überwältigend schönen Frühlingsblütenpracht endlich unsre Rosen erblühen. Die Garten- und Blumenfreunde werden es zu schätzen wissen, außer ihren vielen andern Pfleglingen eine gute Auswahl besonders guter Rosensorten zur Vervollkommnung ihres Gartenglückes zu besitzen. Zugegeben, daß es viele Blumen gibt, die die Rose an Blütenreichtum übertreffen, aber worin sie unerreicht und unvergleichbar ist, das ist die vollendet harmonische Vereinigung so vieler seltener Reize, ihre bezaubernde Anmut und ihr köstlicher, geheimnisvoller Duft, die Seele der Rose. Dabei entbehren die Wünsche der meisten Rosenfreunde noch immer in allzu großer Bescheidenheit der Fühlung mit der unermeßlich reichen Rosenentfaltung unsrer Zeit. Es gibt kaum etwas in dem großen Reiche der Göttin Flora, das mit der schier wollüstigen Üppigkeit und dabei doch so zierlichen Eleganz eines Strauches der vielblumigen Rose, Rosa multiflora, etwa in eine Linie zu bringen wäre. Ein Botaniker hat einst darauf hingewiesen, daß unsre heutige Gartenrose im allgemeinen als ein Erzeugnis anzusehen ist, das dem Fleiße und der Beharrlichkeit des Menschen seine Entstehung verdankt. Was die Natur weitentlegenen Zonen anvertraut hatte, das hat der Mensch vereinigt und zu neuer, gesteigerter Leistung erzogen. Das von Haus aus unscheinbare wilde Naturkind ist dadurch zur Blumenkönigin auserfehen worden. Die alten Römer, die durch ihre luxuriösen Rosenfeste eine geschichtliche Berühmtheit erlangten, würden staunen und voller Begeisterung sein, wenn sie unsre heutigen Edelrosen erblickten, denn ungeheuer ist der Unterschied zwischen den Rosen, die sie kannten, und unsern modernen, auf nahezu meterlangen Stielen getragenen Wunderblumen, deren Farben jetzt geradezu von märchenhafter Pracht sind.

Eine Frührose war die kampanische Zentifolie, die späteste Rose war die von Präneste. Die milesische Rose war brennend rot, die trachinische blaßrot, die aus Alabanda blühte weiß. Gelbe Rosen waren dem Altertum fremd. Die Rose von Paestum blühte zweimal, wahrscheinlich war sie ein Bastard der Provencerose mit der Kanina. Interessant ist es, daß alle Rosen des Altertums den Formenkreisen der Rosa gallica angehören, und hierin liegt der Wesensunterschied zwischen der römischen und unsrer neuzeitlichen Rosenkultur, deren Zuchtbereich sich so ungemein erweitert hat. Die Römer haben die Rosenzucht von den Griechen, besonders von den griechischen Kolonien in Unteritalien erhalten.

Auf dem Hochlande von Iran, wo noch später Persien ein berühmtes Rosenland gewesen ist, wurde aus einer nahen Verwandten der Provencerose zuerst die Zentifolie gezüchtet. Über Thrazien und Mazedonien wanderte die Rose in Griechenland ein. Mazedonien ist das Land der Zentifolien, aber eine lange Zeit hat die Rose zu ihrer Wanderung gebraucht. Erst gegen 600 v. Chr. ist sie in der griechischen Kulturwelt bekannt geworden. Durch den Kulturzusammenbruch hat sie sich ins Mittelalter hinübergerettet. Herrliche Sagen erzählen uns von dem Rosenkultus und den Rosenfesten der Alten. Jahrhunderte noch hat die Edelkultur auf ihre Wiederauferstehung warten müssen. Der Ritter Robert von Brie brachte von einem Kreuzzuge die Damaszenerrose mit nach seinem Schlosse Provins in der Champagne, und im Jahre 1352 wurde die Zentifolie wieder in Europa eingeführt. Mittelalterliche Gemälde weisen neben der wilden Rose nur immer die Provins-Rose auf. Die Zentifolie war noch gegen das Ende des 16. Jahrhunderts eine botanische Seltenheit. Um diese Zeit erst begann wieder ein Aufschwung der Zucht und Pflege der Edelrose. Schon 1623 konnte ein Botaniker 33 verschiedene wilde und Gartenrosensorten aufnehmen. 1698 wurde die prachtvolle indische Rose, die in Asien zu hoher Kultur gelangt war, in Europa eingeführt. Ganz neue, ungeahnte Möglichkeiten wurden durch diese Art der Rosenzüchtung eröffnet. Vor allem stammt von ihr die herrliche Teerose, die förmlich mit dem Adelsprädikat auszuzeichnen ist, weil sie tatsächlich die edelste aller Rosenformen darstellt. Die Bourbonrose soll ein unmittelbarer Abkömmling der Chinarose sein, die jetzt allgemein als Bengalrose geführt wird. Im Verlauf des 18. und 19. Jahrhunderts hat sich naturgemäß der geographische Bereich und das Material der Rosenkultur bedeutend erweitert.



Rosa Pernetiana »Mabel Morse«
Ganz rein sonnengelb ohne Nebenschattierung

Mit stolzer Genugtuung dürfen wir sagen, daß gegen den Reichtum und die Pracht unsrer heutigen Rosenkultur die aller früheren Zeiten verblaßt. Überall, wo auf der Erde Rosen blühen und gedeihen, werden sie zur Kultur und Kreuzung herangezogen und weiter veredelt.

Unübersehbar ist der Reichtum unsrer Rosenflora, die Botaniker haben oft ihre liebe Mühe und Not, sich durch dieses weite Gebiet hindurchzuarbeiten. Man vergleiche sie nur: die Zimtrosen, die schottischen Zaunrosen, die Kapuziner- und Rugosarosen, die Villosa- und die Moosrose, nicht zu vergessen die gewöhnliche Hundsrose oder Hagebutte, jede Art eine ausgeprägte, eine wahrhaft königliche Schönheit für sich! Und wieviel Blumensorten auch jeweils dem Zeitgeschmack Rechnung tragen mögen, wie außerordentlich groß auch plötzliche Begeisterung für so manche Neuerscheinung in der Pflanzenwelt zum Ausdruck kommen mag — die überragende Stellung der Königin aller Blumen wird stets und immer wieder die alten, von der Natur selbst verliehenen Vorzüge und edlen Eigenschaften zur rechten Geltung bringen.

Die Gärten von Malmaison sind als Ausgangspunkt der neuzeitlichen Rosenzüchtung zu betrachten. Unter der Kaiserin Josephine begann im Anfang des 19. Jahrhunderts ein gewaltiger Aufschwung der Rosenzucht in Frankreich. In den Parterreanlagen des Lustschlosses zu Malmaison ließ sie alle Buchstaben ihres Namens mit einer Sammlung der wertvollsten und seltensten Rosen pflanzen. Der bedeutende Gartenkünstler Dupont, der Gründer der berühmten Sammlung des Luxemburg-Palastes, war es, dem die Ausführung dieser ziemlich kostspieligen Pflanzung übertragen wurde. Sein Nachfolger Hardy verschaffte sich Samen aus allen Teilen der Welt und beschäftigte sich fast fünfundzwanzig Jahre lang in unendlicher Geduld und Mühe mit der



Rosa Pernetiana »Golden Emblem«
Mit ausgezeichnet gefüllter, sehr großer Blume

Anzucht neuer Rosenspielarten. Hardy wird als der bedeutendste aller wissenschaftlichen Rosenzüchter seiner Zeit anerkannt.

Es gibt tatsächlich kaum eine spannendere Beschäftigung, die zwar oft genug mit bangen Sorgen und Enttäuschungen erfüllt ist, als die Aussaat von Rosensamen zur Gewinnung gänzlich neuer Farben und Formen. Eigentlich müßte man annehmen, daß sich die Natur im Laufe der Kulturperioden infolge ständiger Neuzüchtung doch einmal erschöpfen würde, aber das Gegenteil belehrt uns eines Besseren. Die vielen Rosenneuheiten der letzten fünfundzwanzig Jahre allein liefern uns den Beweis, daß sich die Rosenzucht jetzt erst recht und unausgesetzt in stärkster Entwicklung befindet. Wie einesteils die ungeheure Vielgestaltung von Blüte und Pflanzenwuchs, von Blütezeit und Blütenduft, Widerstandskraft und Verwendungsmöglichkeit der Rose sehr vielen Rosenfreunden noch völlig unbekannt ist, so sind anderseits deren Forderungen und Wünsche für Vervollkommnung der Zucht keineswegs bescheiden. Die Erkenntnis der neuen großen Rosenwirklichkeit unsrer Zeit bedarf daher einer beständigen Anregung und Festigung.

Unterziehen wir einmal mit Hilfe der beigefügten farbigen Abbildungen nur einige aus der unendlich großen Anzahl von Rosensorten einer besonderen Beurteilung und Würdigung.

Da ist zunächst The-Queen-Alexandra-Rose (Züchter: Sam. M'Gredy & Son, 1918), eine auffallende Farbenrose mit großer, gefüllter und sehr haltbarer Blume, die in völlig offenem Zustande noch sehr schön ist. Die Innenseite der Petalen ist kapuzinerrot, während die Außenseite altgold glänzt, im Grunde der Blume jedoch ein reines Orange vorherrscht. Die Pflanze selbst wächst breitbuschig, blüht das ganze Jahr unermüdlich und ist mit ihrer glänzenden, gesunden Belaubung als Gartenrose aufs wärmste zu empfehlen.

Pink Pearl (Züchter: M. Leenders & Co., 1924), eine Weltrose von hervorragenden Eigenschaften. Die genügend große Blume ist vorzüglich gefüllt, steht auf sehr langen, kräftigen Stielen, ist außerordentlich haltbar und blüht bei jeder Witterung willig auf. Die Farbe der Blüten ist lebhaft rosa mit Hellrot auf gelblich lachsfarbigem Grunde, eine äußerst ansprechende und wohl bei keiner Rose



Rosa Pernetiana »The-Queen-Alexandra-Rose«
Auffallende Farbenrose, das ganze Jahr blühend



Rosa Pernetiana »Mrs. Wemys Quin«
eine dankbar blühende Sorte,
schön bis zum völligen Verblühen

Chatenay. Ihr glänzend grünes Laub ist völlig krankheitsfrei.

In Mrs. Henry Winnett (Züchter: Dunlop, 1919) finden wir eine ganz ideale Massen-, Treib- und Schnittrose, die sich namentlich für Gruppenpflanzung im Garten gut eignet. Auch hier eine Weltrose mit großen, vorzüglich gefüllten und haltbaren Blumen, in der Form lebhaft an Mrs. George Shawyer erinnernd. Die Farbe der von langen, aufrechten Stielen getragenen Blumen zeigt ein leuchtendes Scharlachrot, verblaut oder verbrennt nie, was diese Sorte besonders lebhaft macht. Die Pflanze blüht fleißig und dankbar das ganze Jahr, namentlich auch noch im Herbst. Das Laub ist groß und fast krankheitsfrei, alles Eigenschaften, die von Rosenfreunden und Kennern nach Gebühr gewürdigt werden.

Von auffallender Farbenschönheit ist weiterhin Mabel Morse (Züchter: M'Gredy & Son, 1922). Ihre große eiförmige Blume, ähnlich wie Golden Emblem, prangt in ganz reiner sonnengelber Farbe ohne jede Nebenschattierung. Die buschige Pflanze entwickelt sich in gesunder Belaubung.

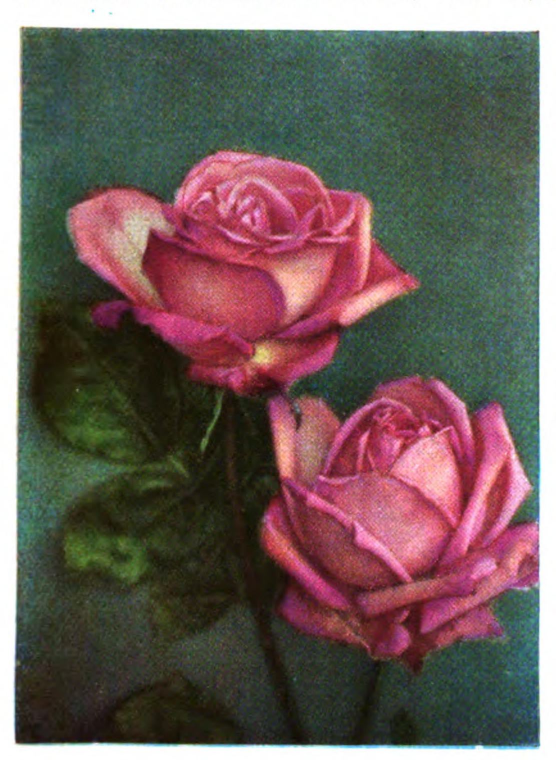
Eine herrliche Teehybride ist Sunburst (Züchter: Pernet-Ducher, 1911) mit recht großer Blume von wundervollem Bau, so harmonisch zusammengestellte Färbung. Hervorzuheben ist auch der starke, angenehme Duft. Die Pflanze wächst stark und aufrecht, ist gut verzweigt, blüht ebenfalls unermüdlich das ganze Jahr hindurch. Die Belaubung ist schön groß und vollständig krankheitsfrei. Zweifellos eine der wertvollsten Teehybrid-Rosen der letzten Jahre und als Treib-, Schnitt- und Gartenrose durchaus zu empfehlen.

Da ist ferner Golden Emblem (Züchter: Sam. M'Gredy & Son, 1917) mit sehr großer, ausgezeichnet gefüllter Blume von tadellosem Bau, zitronen- bis sonnengelb, an Rayon d'or erinnernd. Die starktriebige, aufrecht strebende Pflanze blüht stets dankbar. Leider ist diese herrliche Rose nicht ganz winterhart, bedarf daher in rauhen Lagen eines genügenden Schutzes gegen Frost.

Mrs. Wemys Quin (Züchter: A. Dickson & Son, 1914), eine Prachtrose mit mittelgroßer, gut gebauter Blume, in der Knospe rundlich und fest, von rein sonnengelber, nie verblassender Farbe, bis zum vollständigen Verblühen edel und schön. Die sehr starkwüchsige Pflanze erinnert in ihrem aufrechten Wuchs an Mme. Abel



Teehybrid-Rose »Pink Pearl«
Eine der wertvollsten Rosen neuerer Züchtung



Teehybrid-Rose »Mrs. Henry Winnett«
Mit leuchtender Farbe auf langen Stielen, ideale Gartenrose

sehr gut gefüllt, auf guten, kräftigen Stielen. Sonnengelb, außen heller, besonders in der aufbrechenden Mitte von entzückender Fäubung. Die ziemlich gut wachsende Pflanze zeigt aufrechte Haltung.

Eine der besten aller Schlingrosen besitzen wir in American Pillar (Züchter: Conard & Jones Co., 1901). Die einfachen Blüten stehen in gewaltigen Dolden zusammen; die Einzelblüten sind groß und sehr lange haltbar. Von rein rosenroter Farbe mit weißer Mitte, bieten die recht stark wachsenden Pflanzen mit ihrer gesunden Belaubung und ihrem unermeßlichen Blütenreichtum eine willkommene Abwechslung zur wirkungsvollen Ausgestaltung unsrer Rosengärten. Selbstverständlich haben wir noch eine ganze Auslese andrer bekannter und äußerst dankbar blühender Schling- und Rankrosen, wie Dorothy Perkins (Perkins, 1902), Excelsa (Walsh, 1910), Gruß an Zabern (Lambert, 1905), die gute alte Crimson Rambler (Turner, 1894), Tausendschön (Kiese & Co., 1906) und viele mehr.

Von sehr wertvollen Hochstamm- und Buschrosen verdienen noch erwähnt zu werden: Mme. Caroline Testout (Pernet-Ducher, 1890) mit großer gefüllter Blume, die sich willig bei jedem Wetter öffnet, von seidenartig rosa Tönung. Die sehr wüchsige, aufrechte und gesunde Pflanze treibt gern nach und blüht reich den ganzen Sommer über. Eine Rose, die in Deutschland fast volkstümlich geworden ist. Pernet-Ducher brachte 1914 die heute weitbekannte Mme. Edouard Herriot heraus, die mit ihrer halbgefüllten, becherförmigen Blume von unbeschreiblicher Färbung nach wie vor berechtigtes Aufsehen erregt. Man weiß nicht, ist die Tönung kupfer- oder tangorot. Die völlig frostharte Pflanze mit ihrem sehr gesunden, kräftigen und aufrechten Wuchs entwickelt einen ungeheuren Blütenreichtum.

In Mrs. Henry Morse hat uns M'Gredy 1919 eine ganz hervorragende Teehybride geschenkt. Die Formschönheit dieser äußerst haltbaren, sicher und reich blühenden Sorte wetteifert mit der Pracht der Farbe, deren glänzendes, mit Zinnober abgetöntes Rosa auf der Außenseite der Petalen sich kräftig vertieft und gegen den Grund hin in kupfriges Gelb übergeht. Für Gruppenpflanzung gibt es kaum eine dankbarere Sorte als gerade diese.



Teehybrid-Rose »Sunburst«
Herrliche Blume von gutem, kräftigem Bau, sonnengelb leuchtend

Aber keine Rosensorte macht merkwürdigerweise einen solchen Formwandel von der Knospe bis zum Verblühen durch wie Gloire de Hollande (Züchter: H. A. Verschuren, 1919), eine Prachtrose unter den Teehybriden von tadellosem Wuchs und edelster Haltung. Die Verwandlungen sind wohl abhängig vom Wetter, vom Licht und dem Feuchtigkeitsgehalt der Luft, ebenso vom Standort selbst. Je edler eine Rose ist, desto verschiedenartiger erscheint sie meist, desto schöner aber auch in der Zeit des Verblühens. Wenn Gloire de Hollande im Aufblühen in der energischen Entfaltung der Blütenblätter straffe, scharfgezogene, fast zackige Formen zeigt und die tiefdunkelrote Farbe einen Glanz von nahezu metallischer Klarheit aufweist, so mildern sich diese Linien im weiteren Verlauf der Entwicklung, schwingen sich im weichen Fluß um die vollerschlossene Mitte, und die Farbe erhält eine mattere, zarte Schönheit.

Unter den vielen deutschen Züchtungen neueren Datums kann die Wilhelm Kordes (Kordes' Söhne, 1922) als schönste und vielversprechendste von den bisher in den Handel gebrachten bezeichnet werden. Von all den zahlreichen Farbenschönheiten reicht keine an diese herrliche Neuheit heran. Ihr Wuchs ist üppig, aufrecht und buschig, die Belaubung gesund und sattgrün. Die Blütenform ist edel, die Farbe in ihrem kupfrig abgetönten Goldgelb höchst eigenartig und sehr schwer auch nur einigermaßen naturgetreu wiederzugeben.



Rosen in der Vase

Die Liste der wertvollsten und dankbar blühenden Rosen ist noch längst nicht erschöpft, Hunderte von Sorten ließen sich noch anführen. Man muß jedoch selbst in die Rosengärten gehen, die dank den eifrigen Bemühungen des Vereins deutscher Rosenfreunde an vielen Orten Deutschlands entstanden sind, oder man versäume nicht, eine der zahlreichen, alljährlich hier und da stattfindenden Rosenausstellungen zu besuchen. Hier wird jedem Rosenfreund, Liebhaber und Kenner hinreichend Gelegenheit gegeben, sich in aller Ruhe von dem Stand der Entwicklung, von Güte und Wert der einzelnen Rosen ein Bild zu verschaffen. Wer auf seiner Sommerreise einmal Zeit und Muße findet, in Sangerhausen, dem berühmten Rosenstädtchen im Herzen Deutschlands, einige Stunden zu verweilen, sollte nicht versäumen, sich die höchst interessante Sammlung von etwa sechstausend Rosenarten und Spielarten nebst Zuchtformen anzusehen, die in rund hunderttausend Stück im Vereinsrosarium angepflanzt sind. Wochen um Wochen hätte man zu tun, um nur einigermaßen eine genaue Übersicht von der großen, weitverzweigten Rosenfamilie zu bekommen. In allen erdenklichen Verwendungsformen sind sie hier vereinigt, als Busch-, Säulen- und Pyramidenrosen, als Kletter-, Rank- und Schlingrosen zur Bekleidung von Böschungen, Mauern, Zäunen, Laubengängen und Gartenhäuschen. Neben älteren und ältesten Teerosen, Teehybriden finden wir Noisetterosen, Bourbonrosen, Noisette-Bourbon-Hybriden, Remontant- und Strauchrosen — ein wahres Rosenparadies! Ein Genuß ganz eigner Art ist es, hier unter der liebenswürdigen Führung des alten Herrn Professor Gnau, dem die Obhut und Betreuung dieser Sammlung anvertraut ist, seine Studien treiben zu dürfen. In jahrzehntelangen ernsten Bemühungen ist es gelungen, die Anpflanzungen nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen anzuordnen; die Gruppierung der verschiedenen Rosenarten bietet aber auch — namentlich während der Hauptblütezeit — dem Laien einen ungemein fesselnden Anblick.

Die Rosengärten sind Schmerzens- und Sorgenkinder der neuzeitlichen Gartengestaltung. Es bleibt daher stets eine dankbare Aufgabe, die Form eines Rosengartens mit den mannigfachen Verwendungsmöglichkeiten der Rosen, der Farbenharmonie und Form der Arten in geschickten Einklang zu bringen. Das zeigen uns z. B. die großen öffentlichen Rosengärten von Karlsruhe und Mainz, die ihre Entstehung ebenfalls der Anregung und der tatkräftigen Unterstützung des genannten Vereins verdanken. Wie stimmungsvoll und abwechslungsreich solch ein Garten gestaltet werden kann, beweisen uns die beigefügten Abbildungen aus dem für die Deutsche Rosenschau im Jahre 1925 in Mainz geschaffenen Rosengarten, der allen Garten- und Blumenfreunden zur Besichtigung aufs wärmste empfohlen sei.

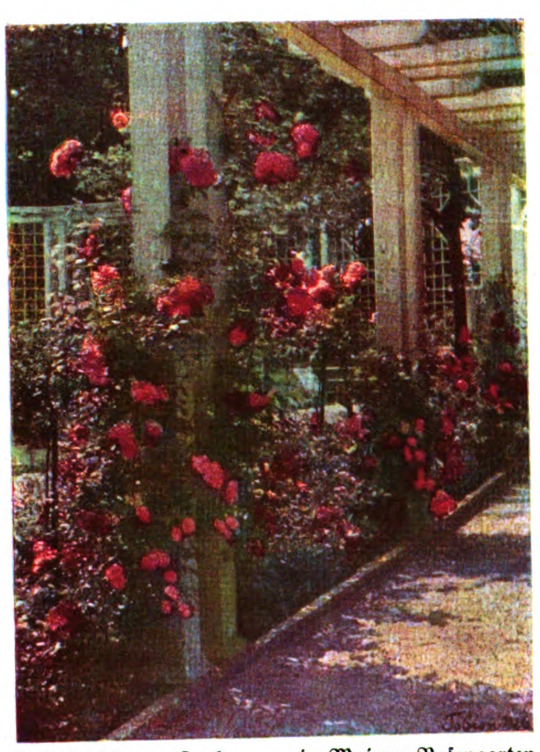
Im bevorzugten Teil des Mainzer Stadt-



Aus dem Mainzer Rosengarten

Im Vordergrunde die Teehybride »Los Angeles« mit korallenroter und goldgelber Schattierung. Auf einer Fläche von rund 5600 Quadratmeter sind etwa 18 000 Stück Rosen edelster Züchtung in mehr als dreihundert Sorten angepflanzt

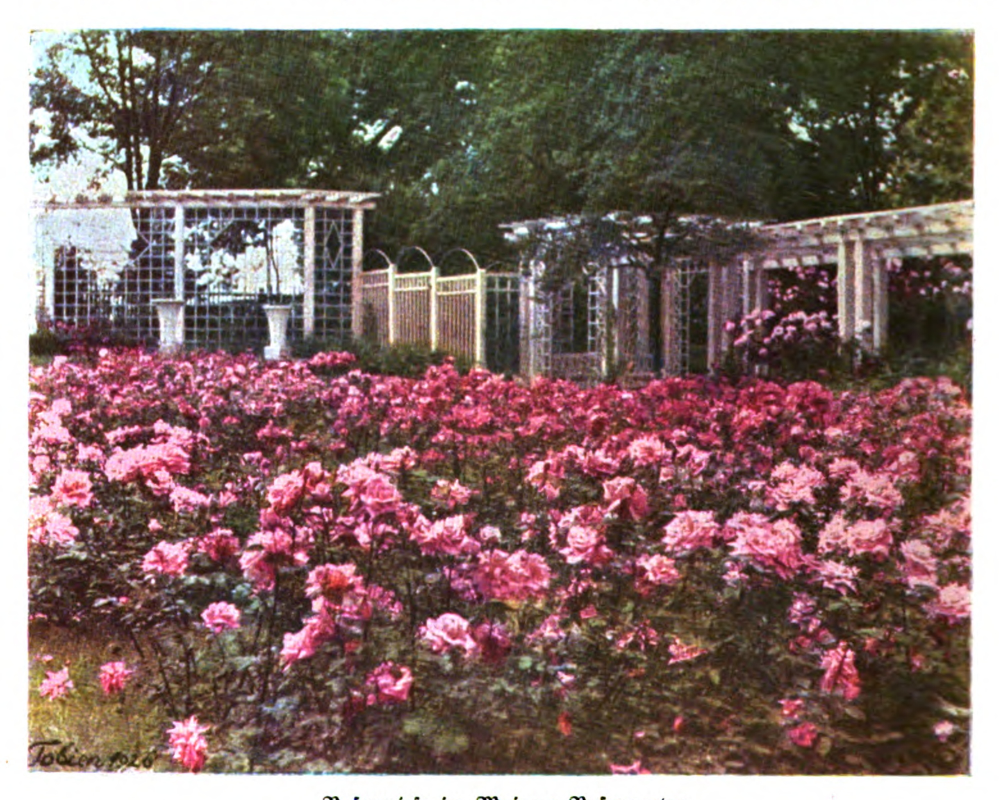
parks, an der Stelle, wo sich einst die herrlichen Lustgärten der kurfürstlichen Favorite erstreckten, bildet heute der Rosengarten einen Hauptanziehungspunkt besonderer Art. Er gliedert sich in zwei Hauptteile, deren Achsen ein gemeinschaftliches Mittelstück schneiden. Diese Raumaufteilung war bedingt durch die Eigenart des Geländes und durch die Rücksicht auf die vorhandenen alten malerischen Baumbestände, die den Garten anmutig umsäumen und einen natürlichen Schutz gegen Sturm und rauhe Nord- und Ostwinde bilden. Infolge beträchtlicher Höhenunterschiede im Gelände mußten zur Gewinnung ausreichender Pflanzflächen drei Terrassen gebildet werden, deren jede einen Rosenfarbengarten für sich darstellt. Der obere Teil mit dem für Schlingrosen bestimmten Laubengang zeigt die Massenwirkung der Rosen in nur rosa Farben, das achteckige Mittelstück ist als Gruppe »Das goldene Mainz« völlig in gelbe und orange



Mit den verschiedensten Schlingrosen bepflanzt

Rosenbepflanzter Laubengang im Mainzer Rosengarten

Im Vordergrund die Wichurana-Rose »Dorothy Perkins«



Rosenwiese im Mainzer Rosengarten

Pergola-Abschluß der oberen Terrasse mit etwa zehn Rosensorten in einheitlichen Farben; im Vordergrund die ganz hervorragende Teehybrid-Rose »Mrs. Henry Morse« in glänzendster Tönung

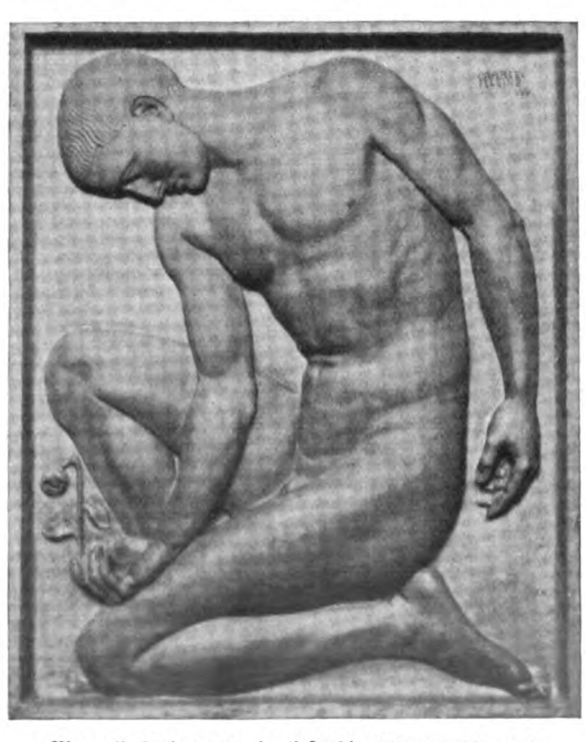
Farben getaucht, während der untere Teil die roten und ganz dunkelpurpurrot leuchtenden Rosen zu einem harmonischen Ganzen vereinigt. Rosenneuheiten der letzten fünf Jahre fanden, räumlich getrennt durch eine Pergola, einen besonderen Platz. Vor einem erhöhten Sitzplatz sind die Rosen in Farben strahlenförmig angeordnet; Schlingrosen trennen die einzelnen Felder und ranken empor zur Bekrönung des den Platz umgebenden Holzumbaues. Schottische Zaunrosen bilden einen natürlichen Abschluß zum Schutz ihrer feineren Schwestern. Im ganzen sind hier achtzehntausend Stück der edelsten Rosen in mehr als dreihundert Sorten gruppiert.

Form und Anlage von Rosengärten dieser Art gestatten der Erfindungsgabe und der Phantasie freien Spielraum unter Ausschaltung jeder Schablone und Regelmäßigkeit. Architektur, Bildwerke, Brunnen, Bassins, Laubengänge (Pergolas), Bogenführungen, Sitzplätze sind unumgänglich notwendige Bestandteile einer solchen Anlage, ohne die sie langweilig und ermüdend wirken würde. Man vermeide aber auch eine Überfüllung des Rosengartens mit derartigen Dingen, es könnten sonst die Rosen zu einer untergeordneten Rolle verurteilt werden, und das darf nicht sein. Wo es irgend möglich ist, sollte man darauf bedacht sein, den einzelnen Rosengruppen durch geeignete Strauch- und Baumpflanzung einen schönen, geschlossenen Rahmen zu geben, wie überhaupt die Rosen die Gesellschaft andrer Pflanzenarten, Stauden und Sommergewächse durchaus nicht vermissen wollen. Besonders die Nähe der Nadelholzpartien mildert die Trockenheit der Luft und erhält die Blüten länger frisch, wobei natürlich wieder Rücksicht darauf zu nehmen ist, daß durch solche Schutz- und Deckpflanzungen keine Beschattung entsteht. Ein Rosengarten verträgt nun einmal gar keinen Schatten, er muß lichtdurchflutet, im Sonnenlicht gebadet, einem freien, regen Luftwechsel ausgesetzt sein, jedoch ist genügend Schutz gegen rauhe Nord- und Ostwinde empfehlenswert. Der Boden muß gut und bündig und nährstoffhaltig sein, auch für ausreichende Bewässerung ist Sorge zu tragen. Bei Auftreten von Meltau und sonstigen Schädlingen ist sofort mit geeigneten Mitteln einer weiteren Ausbreitung vorzubeugen. Die Rosen lassen sich wie kaum ein andrer Blütenstrauch den mannigfaltigsten Zwecken anpassen und verdienen schon aus diesem Grunde sowohl im kleinen Hausgarten wie in größeren landschaftlichen Anlagen den bevorzugtesten Platz.

Von Kunst und Künstlern

Otto Schmidt-Cassella: Berliner Sonntagsfreuden — Wilhelm Claudius: Sommerliche Landschaft — Albert Spethmann: Tölz — Hans Herrmann: Singel in Amsterdam — Oskar Gawell: Aus Italien — Charlotte Berend: Das junge Böckchen — Leo von König: Frau im Bett — Hugo Vogel: Geheimrat Rießer — Milly Steger: Jephtas Tochter — Vier Plastiken von Marcell Kleine — Herman-Anders-Krüger-Büste und -Plakette von Johannes Gerold

Selten ist eine Ausstellung so aus Bedürfnis und Sehnsucht der Berliner Bevölkerung herausgewachsen wie die Wochenend-Ausstellung dieses Frühjahrs. Den Begriff und das Wort (Weekend) und alles Modische, was sich daranhängt, mögen wir aus dem Englischen übernommen haben, wo es längst als ein fester Bestandteil in die bürgerliche Lebenskultur übergegangen ist, die Sache selbst mit ihrem Inhalt an Großstadtflucht, Naturfreude, Sammlung und Ruhe gehört uns so gut wie den andern von der beängstigenden Industrieentwicklung und der wachsenden Wohnungsnot auf immer engeren Raum, in immer ungesundere Daseinsbedingungen gedrängten Völkern. An uns wird es sein, diese Bewegung mit deutschem Geiste zu erfüllen, damit wir nicht auch hier wieder der gedankenlosen Nachahmung englischer Sitten und Unsitten verfallen, die schon unsern Sportbetrieb in lärmende Sensationen und Rekordleistungen hat ausarten lassen. Um diese Gefahr abzuwenden, brauchen wir die Hilfe der Kunst. Sie nur vermag es, uns mit der sinnlichen Anschaulichkeit und der schlagenden Kürze, die heute nötig, die tieferen Gemütswerte einzuprägen, die das letzte und eigentliche Ziel der Wochenendbewegung sein sollten. Darum bedeutete es weit mehr als bloß schmückende Zutat, wenn auf der Berliner Ausstellung, auf der es sonst so jahrmarktslaut zuging, auch die bildende Kunst vertreten war, insbesondere mit Zeichnungen und Gemälden, die in ernster oder humoristischer Weise die Freuden und Beglückungen, hier und da auch wohl die kleinen Leiden und Enttäuschungen des Wochenendes darstellen.



Marcell Kleine: Grabrelief (Ausführung Bronze)

Einer derer, die ein Vorzugsrecht hatten, auf dieser Ausstellung zu erscheinen, ist der Berliner Maler Otto Schmidt-Cassella. War er es doch, der als einer der ersten die bunte Lust und den tollen Freudenrausch der Berliner Sonntagsfreuden gemalt hat. Gemalt mit der ganzen Frische, Munterkeit und Begeisterung, die der reife Künstler, der er schon war, als dieses Feld sich ihm auftat, nur einem neuentdeckten, ihn innerlich packenden und erfüllenden Stoffe zuwendet. Wir haben mit diesen Bildern im vorjährigen Septemberheft einen eignen kleinen Aufsatz ausgestattet (»Strand- und Badeleben vor den Toren Berlins«); jetzt, zu einer Zeit, wo diese Freuden in neuer Blüte stehen, bringen wir, abermals in farbiger Wiedergabe, ein neues dieser Gemälde, und wie dort, so wird der Betrachter auch hier das Befreiende, das Sorgenlösende und Sonnendurchflutende spüren, das all diese Bilder ausströmen.

»Kein Klang der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit« — wie über der Idee des Wochenendes, so steht dieser Stormsche Vers unsichtbar auch über der Sommerlichen Landschaft, die von Wilhelm Claudius zur Erinnerung an die friedvolle, bienendurchsummte Stille eines heiter blauenden Sommertages festgehalten ist: weit und breit kein menschlicher Laut, nur das Zirpen der Grillen und ab und an ein Kuckucksruf. Wir sollten wissen, daß dies und nichts andres für uns Menschen das »Glück« ist, und daß es anders nicht gemalt werden kann.

Auch das Bild von Tölz, das Albert Spethmann, ein aus Norddeutschland (geb. 1894 in Al-

tona) nach München und von dort ins Isartal verschlagener Künstler, gemalt hat, ist als Votivtafel eines Glücklichen und Dankbaren aufzufassen, der sich, aus der Figurenmalerei kommend, in der TölzerEinsamkeit ganz der Natur und damit der Landschaftsmalerei ergeben hat.

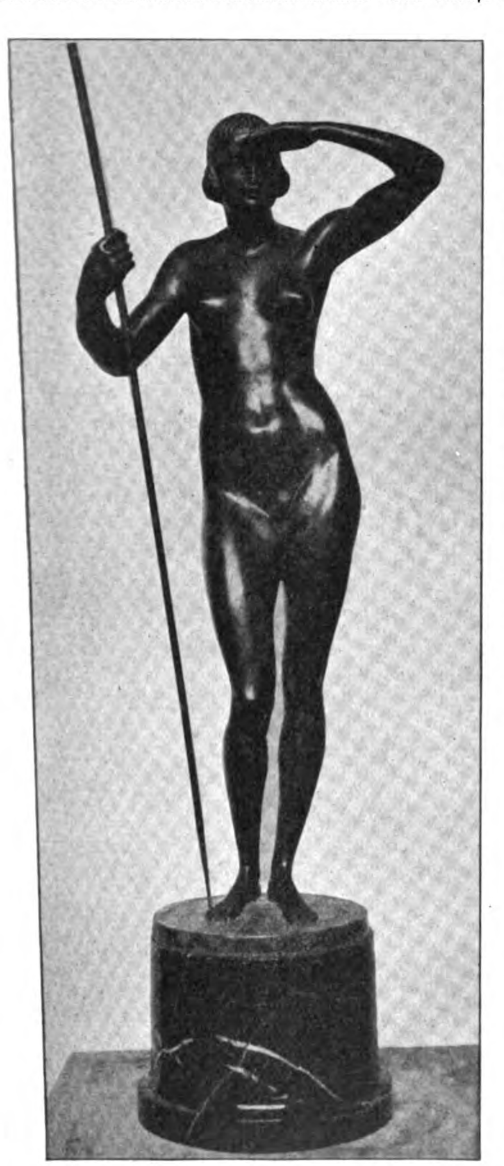
Mit dem Singel (Umzingelung) von Amsterdam hat uns der Berliner Hans Herrmann eins seiner, man darf sagen weltberühmten Bilder aus der malerischen Amsterdamer Altstadt gegeben. Der Blumenmarkt im Vordergrunde darf auf so einem echten Herrmann nicht fehlen, aber auch nicht der feine silbergraue Dunst, der aus dem Wasser, hier der Binnenamstel, aufsteigt und sich wie ein magischer Schleier um die Ufer, Schiffe und Gebäude legt.



Marcell Kleine: Sent M'Ahesa (Bronze)

In Oskar Gawells Gemälde »Aus Italien« begegnen uns im Gegensatz zu dieser Licht- und Luftmalerei die breiten voll- und reinfarbigen Flächen, die uns, gleichsam aus der Atmosphäre herausgelöst, so nahe auf den Leib rücken, daß sie fast körperlich zu greifen sind. Diese expressionistische Vereinfachung gewinnt leicht etwas Paradigmenhaftes und wird so zu einer Begriffsmalerei, die sich nicht mehr an einen bestimmten Ort oder eine bestimmte Situation bindet, sondern aus dem Allgemeinen den Extrakt zu ziehen sucht.

Wie in Gawells »Italien«, so würden wir auch in Charlotte Berends Gemälde »Das junge Böckchen«, zumal in der Koloristik, Lovis Corinths Schule selbst dann erkennen, wenn wir nicht wüßten, daß die Künstlerin, ehe sie des Malers Gattin wurde, dessen eifrige Schülerin war. Sie hat dann später, in ihren Stoffen und ihrer Auffassung bald selbständig geworden, ein paar sehr kühne Bilder gemalt, von denen namentlich die »Schwere Stunde« ihres unverhüllt geschilderten körperlichen Vorgangs wegen ein gewisses Aufsehen erregte. In dem von uns wiedergegebenen Bilde zeigt sie sich von der idyllischen Seite, und aus der Liebe, mit der das zarte weiße Böckchen gemalt ist, mitten in einer üppig blühenden Natur und auf dem Schoße eines derben Bauernburschen, spricht etwas mütterlich Betreuendes und Behütendes, wie es uns auch auf andern Bildern Alice Berends erfreut. In weltabgewandter und tiefunglücklicher Stimmung lebte die Künstlerin im Sommer 1925, nach dem Tode ihres Mannes, einsam im Gebirge, kaum imstande, mit einer menschlichen Seele Verkehr zu pflegen. Ihre einzige »Freundschaft« galt dem jungen Böckchen, das in seiner unschuldvollen Munterkeit ihr Herz erobert hatte. Wie aber hätte eine Malerin dem trostreichen Geschöpf anders ihre Liebe beweisen können, als indem sie sein »Porträt« malte! So leicht freilich, wie es sich anließ, war das nicht. Zwar die ersten fünf Minuten vergingen vor der anderthalb Meter hohen Leinwand, im schönsten Sonnenschein, recht fröhlich und vergnüglich. Dann aber fing das Böckchen an, mit seinen Hörnern gegen die Leinwand oder die Palette zu boxen, und das bald einsetzende Regenwetter machte sich zu seinem Bundesgenossen. So ging über dieser Arbeit der ganze Sommer drauf: eine friedliche Viertelstunde des Böckchens, eine heitere Viertelstunde Sonnenschein, davor, dazwischen und dahinter Regenböen und Sturmgewölk. Aber schließlich, nachdem der Hirtenbub



M. Kleine: Amazone (Kleinplastik in Bronze)

dem störrischen Böckchen immer wieder gut zugeredet hatte, daß man beim Malen doch hübsch stillhalten müsse, war das Bild doch fertig. Und nun hat der traurige Sommer wenigstens eine glückliche Erinnerung ...

Eine feine Linie innerer Verwandtschaft des Stoffes, die sich freilich kaum in Worte fassen läßt, verbindet diese Malerin mit Leo von König, wenigstens mit dem, der uns in seinem Gemälde »Frau im Bett«, einer seiner jüngsten Schöpfungen, entgegentritt. Es ist schwerlich schlechthin eine Kranke, die König hier geschildert hat, vielmehr glauben wir aus dem wehen, schicksalsbewußten Ernst der Augen, dem bitteren Mund und dem »feinen Zug der Schmerzen« in den auf krankem Herzen liegenden Händen herauslesen zu dürfen, daß hier die Bangnis der Genesung von Mutterfreude und Mutterqual ihren künstlerischen Ausdruck gefunden hat.

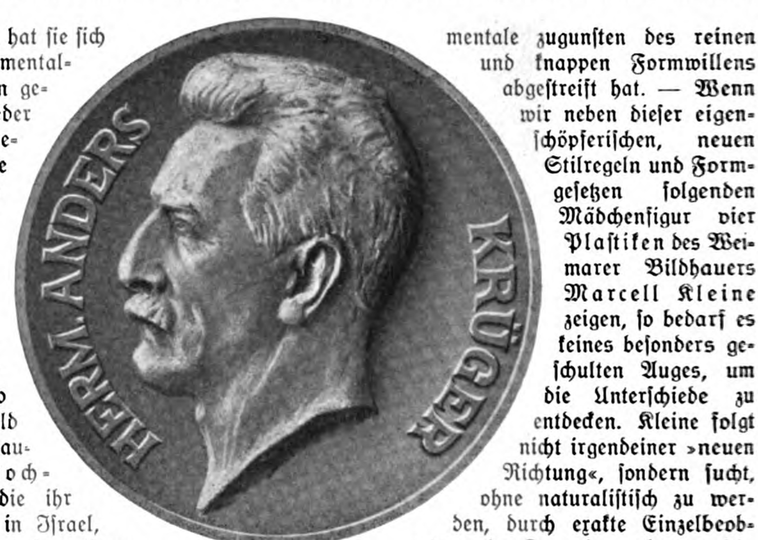
Das Bildnis des Geheimrats Jakob Rießer von Professor Hugo Vogel ist gewiß ein »ähnliches« Porträt, aber der an großen Monumentalbildern bewährte Historienmaler verleugnet sich auch hier nicht: durch das Persönliche leuchtet die öffentliche, repräsentative Bedeutung eines Mannes hervor, der Direktor der Darmstädter Bank, Gründer und Präsident des Hansabundes war und noch jetzt, bald ein Fünfundsiebzigjähriger, Vizepräsident des Reichstages ist. Das Bildnis ist zu Rießers siebzigstem Geburtstag im Auftrage der Darmstädter Bank gemalt worden.

Als letztes unsrer Kunstblätter eine Plastik von Milly Steger, die unter unsern lebenden Bildhauerinnen neben René Sintinis, der Tierplastikerin, in erster Reihe steht. Ihre Stärke ist die einzelne menschliche Figur in möglichst einfachen, geschlossenen Umrissen, aber lebhafter und dadurch ausdrucksvoller Bewegung. In Hagen, wohin sie von Karl Ernst Osthaus



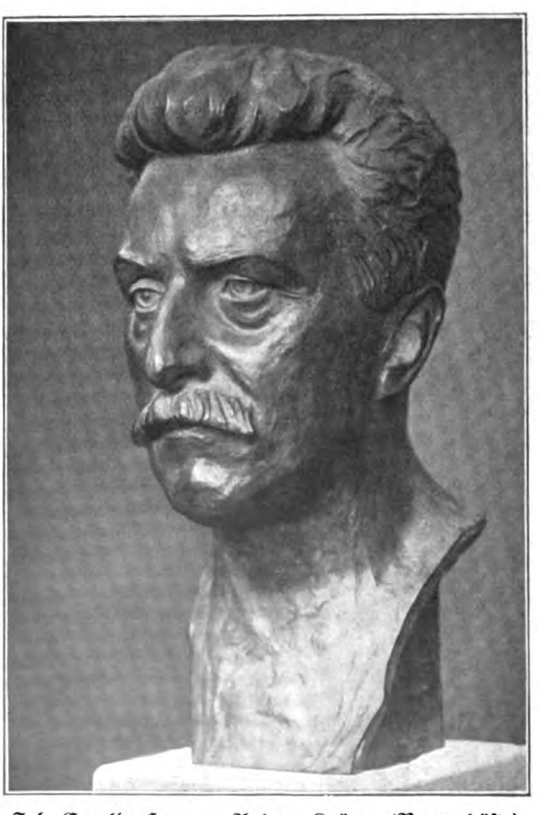
M. Kleine: Flötenspieler (Kleinplastik in Bronze)

berufen worden war, hat sie sich vornehmlich monumental-dekorativen Aufgaben gewidmet; seit sie wieder in Berlin arbeitet, bevorzugt sie biblische Gestalten, offenbar weil die ihrem Streben nach Einfachheit entgegenkommen. So hat sie als ein Bild junger, unverzehrter Manneskraft den Auferstehenden Jüngling, so neuerdings als ein Bild todbereiter Jungfrauschaft Jephtas Tochter geformt, sie, die ihr Vater, der Richter in Israel, seinem Gelübde getreu dem Herrn opferte, dieweil sie, sein einziges Kind, ihm bei seiner siegreichen Heimkehr aus dem Feldzuge gegen die Ammoniter als erste aus seiner Haustür entgegenschritt, »mit Pauken und Reigen«. Und da er sie sah, zerriß er seine Kleider und sprach: »Ach, meine Tochter, wie beugest du mich und betrübest mich!« Sie aber sprach: »Mein Vater, hast du deinen Mund aufgetan gegen den Herrn, so tue mir, wie es aus deinem Munde gekommen.« Zuvor aber ging sie auf die Berge und beweinte ihre Jungfrauschaft mit ihren Gespielen. Und nach zween Monaten kam sie wieder zu ihrem Vater, und er tat ihr, wie er gelobet hatte, und sie war nie keines Mannes schuldig geworden. Zu den vielen Behandlungen, die diese Legende im Drama, in der geistlichen Oper, im Oratorium und in der Malerei gefunden hat, gesellt sich hier eine plastische, die alles Anekdotische und Sentimentale zugunsten des reinen und knappen Formwillens abgestreift hat. — Wenn wir neben dieser eigenschöpferischen, neuen Stilregeln und Formgesetzen folgenden Mädchenfigur vier Plastiken des Weimarer Bildhauers Marcell Kleine zeigen, so bedarf es keines besonders geschulten Auges, um die Unterschiede zu entdecken. Kleine folgt nicht irgendeiner »neuen Richtung«, sondern sucht, ohne naturalistisch zu werden, durch exakte Einzelbeobachtung den Organismus des menschlichen Körpers zu erfassen. Er lehnt sich dabei offensichtlich an die Antike an, an die griechische im Flötenspieler, in der Amazone und im Grabrelief, an die ägyptische im Kopf der indischen Tänzerin Sent M'Ahesa. Was er dadurch an Originalität und Ausdruckskraft opfert, gewinnt er an Anmut, Ausgeglichenheit und Wohlgefälligkeit.



Joh. Gerold: Herman Anders Krüger (Plakette)

Die Bronzebüste und die Bildnisplakette des Romanschriftstellers Herman Anders Krüger sind nach dem Leben modellierte Schöpfungen des Weimarer Bildhauers Johannes Gerold, der, Dresdner nach Geburt und Studiengang, seine entscheidende künstlerische Ausbildung bei Johannes Schilling erfahren hat. Aus seinem Weimarer Atelier (das er seit vier Jahren innehat) sind vornehmlich Porträtbüsten der dortigen Schriftsteller- und Künstlerwelt hervorgegangen. F. D.


Joh. Gerold: Herman Anders Krüger (Bronzebüste)

Literarische Rundschau

So also ungefähr, wie die »Oberstadt« von Dierck Seeberg (Leipzig, H. Haessel), wird der Roman der neuen Sachlichkeit aussehen, falls es auch in der Literatur noch zur Auswirkung dieser neuen Malmode kommt. Lieblich und anmutig kann man das Gebilde nicht gerade nennen; von dem, was wir bisher unter Romanhandlung verstanden, will sich auch nicht viel darin finden, und Liebe — ach, mein Gott, altes Eisen, Schutt und Schrott! Dierck Seeberg, hinter dem sich, wie ich höre, ein Erfahrungsreicher aus dem Großgewerbe verbirgt, der fast ein Menschenalter lang mittendrin steht, schildert in der »Oberstadt«, einer Fortsetzung oder einem Zwillingswerk seiner »Mauer um die Stadt«, das Trachten und Treiben der westdeutschen Schwerindustrie, und er tut es mit einer außerordentlichen, stählernen und unerbittlich sachlichen Energie, die sich wohl gelegentlich mit dem Humor, dem derben, vierschrötigen, breiten und behaglichen niederrheinischen Humor, nirgends aber mit der Gefühligkeit einläßt. Frauen gibt es eigentlich nur eine in dem Buch, und das ist eine von achtzig, eine Hartknochige und Hartdenkerische, die mehr als mancher Behoste verdient hätte, ein Mann zu sein, eine, die ihr Herz unter einem Panzer von klarem, nüchternem Geschäftssinn trägt. Nein, Amor oder Eros finden in diesem »Roman der deutschen Industrie« wenig zu tun, es sei denn, wir verstehen unter Eros auch die große, glühende Leidenschaft für die schöpferische Arbeit, die sich nicht Ruhe noch Rast gönnt. Aber auch Hammer und Amboß hört man hier nicht dröhnen, nur von ferne rauchen die Essen, nur im Hintergrunde lodern die Hochöfen. Der eigentliche Schauplatz der Handlung sind die unaufhörlich arbeitenden Gehirne der Industrieführer und Bankherren, der Berg- und Hüttenmänner, der Ingenieure und Kaufleute, sind die Generalversammlungen und Beratungszimmer. Es fehlt dem Buche nicht ganz an Poesie, auch an dem nicht, was man früher darunter begriff: wie z. B. ein winterlicher Schneefall die stahlgraue Metallstadt in eine weißschimmernde Märchenstadt voller Stille und Frieden verwandelt, das ist gewiß eine poetische Leistung. Aber ungleich lebhafter und durchdringender schlägt doch der Puls in den Kapiteln, die den gehetzten Tageslauf eines Industriegewaltigen durch die Bahnhofskette von Düsseldorf bis Dortmund schildern. Ein fester Faden menschlicher und persönlicher Schicksale schlingt sich kaum durch diese 200 Seiten; vielmehr muten lange Strecken wie ein fortgesetzter Geschäftsbericht an, der auch im Handelsteil einer Börsenzeitung stehen könnte, und die Helden sind nicht eigentlich die Kraforst, Neveling, Grilecher oder Ommekamp, sondern mehr der Stahlbund, die Aktiengesellschaften, die Konzerne, die ganze weite Metallstadt selbst. Nur ab und an schmilzt der Stahlmantel, der über dem allen liegt, nur hier und da geht ein Hauch von Wärme durch die Welt der Kurse und Bilanzen. Mögen sich Jüngere dafür begeistern, die aus dem allen vielleicht auch die innere Entwicklung, die Schicksalsführung und damit Sinn und Seele des Ganzen herauslesen! Ich entdecke sie nicht, sehe auch nicht recht den Kampf der Arbeit mit dem Kapital gestaltet; ich sehe nur die Teile, von denen einige gewiß glänzend und berauschend sind, selbst in der sorglosen Stilvermischung von epischer und dramatischer Form, die der disharmonische Stoff sich und seinem »Tatsacheninhalt« schuldig zu sein glaubt.

Die Anekdote, lange Zeit wie zur Strafe für ihre Entartung ins Witzblatt gesperrt, ist nun schon seit geraumer Weile literarisch rehabilitiert. Der sie entscheidend zu Ehren brachte, war wohl Wilhelm Schäfer, der Rheinländer, aber er erfreut sich längst einer stattlichen Reihe von Schülern und Nachfolgern. Zu denen ist jetzt auch Hans Franck getreten, und er hat sein Lehrlings-, Gesellen- und Meisterstück gleich auf einmal abgelegt, in einem gewichtigen Geschichtenbuch, das sich »Der Regenbogen« nennt (Leipzig, H. Haessel) — nicht bloß deshalb, weil es gleich dieser atmosphärischen Erscheinung in allen sieben Farben schimmert, sondern aus sieben verschiedenen Zeit- und Kulturkreisen sieben mal sieben Geschichten zu einer Brücke wölbt, die sich »quer über das deutsche Wesen hinweg spannt«, mit einem Fuß im deutschen Norden, mit dem andern im deutschen Süden wurzelnd. Das Buch fängt prächtig an und setzt sich stattlich fort: nicht nur aus der mythischen und legendären Zeit des deutschen Lebens, auch aus seinen historischen Perioden, dem Mittelalter, der Lutherzeit, der Fridericus-Epoche, der Freiheitsbewegung stehen, aus alten Chroniken, Volkssagen, Liedern und Reimen geschöpft, saftige und lebensvolle Geschichten darin, im wechselnden Stil der Zeiten und Empfindungsarten echt und charakteristisch erzählt, bald tief und gehaltvoll, bald leicht und heiter, manchmal bis zur kunstvollen Novelle aufsteigend, manchmal sich herablassend bis zur Schnurre oder zum Döntjen. Wie innig und naturnah das »Bekassinenmärchen« von dem Vogel, der über der Seligkeit des Fliegens den von den Engeln erteilten Gesangunterricht versäumt, dafür aber von Gottvater selbst mit dem Gesang der Flügel getröstet wird; wie dramatisch und voll tragischer Gerechtigkeit die kleine Geschichte, mit der die am Giebelsims der Breslauer Kreuz-

kirche eingemeißelte Dohle erklärt wird; wie getränkt und gesättigt mit dem Empfinden des Mittelalters das Mönchserlebnis mit dem »Bruder Specht«; wie derb niederdeutsch, wie saftstrotzend in seinem naiven Wunderglauben die mecklenburgische Hexengeschichte vom Düwelletgen; wie gut und wirkungsvoll erzählt die aus einem verlorenen alten Volksreim gezogene Geschichte von Lür Linck, dem Schäfer, der mit Schalmei, Flöte und Waldhorn alt und jung, gering und vornehm in Tanzwut versetzt und schließlich auch David Duppke, den muckerischen Pfarrer, der das für Teufelswerk erklärt, so ihm nichts anhaben könne, mit der Raserei seines Spielens in die Raserei des Tanzens schickt, bis der so grausam Bekehrte tot umfällt! Auch aus der preußischen Königs-, insbesondere der Fridericuszeit gelingt es Franck, noch manche Anekdote neugeschliffen in gute Fassung zu bringen. Um den Vormärz herum aber, wo die Literaten zu Helden des Tages werden, fängt sein Licht an zu flackern, und die Farben des Regenbogens erblassen. Was da vom Wiener Hofsekretär und Burgtheater-Dramaturgen Jos. Schreyvogel, vom Dichter und Demokraten Hoffmann von Fallersleben und fernerhin von Klaus Groth und Richard Dehmel erzählt wird, gehört schon mehr in die Fliegenden Blätter als in das Buch eines Dichters, und von den Geschichten des letzten Abschnitts »Wirrnis«, womit unsre eigne von Umwälzungen heimgesuchte Zeit gemeint ist, sind einige, wie das »Revolutionsexamen«, nicht nur Entgleisungen der Feder, sondern auch des guten Geschmacks und des menschlichen Taktes. Aber mein Gott! hat schon die Sonne ihre Flecken, warum nicht auch der Regenbogen, der doch nur ihr Widerschein ist! Es bleibt genug übrig auf diesen 500 Seiten, woran das Herz sich erfreuen, der Kopf sich ergötzen, das Gemüt sich erwärmen, der Zorn sich erbosen und die Seele wieder zur Heiterkeit genesen kann.

Ob die junge Generation noch etwas von Ernst EckSteins »Besuch im Karzer« weiß, dieser Schulgeschichte, die, wie Dahns »Kampf um Rom« und Scheffels »Trompeter«, in den achtziger Jahren jeder deutsche Primaner gelesen haben mußte? Auch gelesen hatte, denn was konnte es nach und neben all den Schulklassikern, mit denen man tribuliert wurde, für das Schülerherz Erquicklicheres geben, als einmal die Schul- und Lehrerwelt ganz vom Standpunkt des Mulus zu betrachten, der nur noch notgedrungen, aus blödem Zwang mit einem Huf in der Schulhürde steht, während alles andre schon in den Gefilden der akademischen Freiheit grast! Seitdem hat, von der »Meyeriade« und den Thomaschen »Lausbubengeschichten« abgesehen, die Schulgeschichte, glaube ich, ziemlich ungestört geschlummert, und der sie nun wieder aufnimmt, Fritz Müller-Partenkirchen, macht es ganz anders als der gelehrte und doch gegen Scholarchen so respektlose Schöpfer des Samuel Heinzerling. Nicht für Pennäler, die an den Schwächen und Lächerlichkeiten ihrer Lehrer heimlich ihr Mütchen kühlen wollen, schreibt er seine unter dem Titel »Kaum genügend« gesammelten Schulgeschichten (Leipzig, L. Staackmann; geb. 4,50 M.), sondern umgekehrt für Lehrer, Eltern, Erzieher und solche, die ihrer Schulzeit »gern gedenken«. Also von der Lehrerseite her? Nicht allein und durchaus. Auch der Schulbubenstandpunkt kommt zu seinem Recht, aber wer wie Müller längere Zeit auf dem Katheder gesessen hat, und wer daraus wie er mehr Freud' als Leid gesogen hat, der ist doch nicht gesonnen, sich auf die Bank der Spötter zu setzen, die den eignen Stand verhonigeln. Durch sein ganzes, übrigens wieder von Fritz Eggers mit wohlgelungenen Federzeichnungen illustriertes Büchlein zieht sich die Erkenntnis, daß »Lehrer keine Feinde sind« oder wenigstens nicht zu sein brauchen. Daß auch sie Menschen sind mit Freud' und Qual, daß ihre Fehler unsre Fehler sind; daß sie in harten Stunden ihre Hand über den Graben reichen, der zwischen ihnen und der Jugend fließt; daß sie oft mißverstanden werden, gerade dann, wenn sie's am besten meinen. Müller ist also sozusagen an beiden Grabenseiten gegangen, drum ist in seinen Schulgeschichten keine gehässige Verzerrung, aber auch keine schmeichlerische Verhimmelung des Lehrerstandes, vielmehr jene Güte des Verstehens, die Licht und Schatten gleichmäßig verteilt, und jener Glanz der Erinnerung, der schließlich auch die dunkelste Stunde der Jugend übergoldet. Wer nicht will, braucht von diesem Versöhnungsamte des Verfassers gar nichts zu wissen, sondern darf sich mit reichem Gewinn für Herz und Gemüt allein an die wohlige Wärme der heraufbeschworenen Jugenderinnerungen halten. Wer aber tiefer blickt, wird dem Buche das Verdienst einer sozialen Verständigungspolitik zuerkennen, die für unsre Jugenderziehung und damit unsre vaterländische Zukunft vielleicht wichtiger ist als die von Genf oder Locarno. Doch wer wollte Müllersche Schulgeschichten mit der Politik vergleichen! Ihr Eigenstes und Bestes ist etwas, wovon die Politik nicht einen Pfifferling hat und haben darf: Humor und Liebe.

Nach dem Gesamttitel »Die Maturafeier« (Leipzig, L. Staackmann) könnte man wohl auch von Emil Ertls neuem Novellenbuch Schulbuben- und Lehrergeschichten erwarten. Aber nur die erste dieser sieben Geschichten ist zwischen dem Katheder und den vielzerschnitzten Bänken daheim. Da findet sich

nach fünfundvierzig Jahren ein Häuflein ehemaliger Maturitätsgenossen in der alten Gymnasialstadt zum Appell zusammen und macht unter dem »Meergreis«, dem allverehrten Klassengewaltigen von ehemals, noch einmal eine Homerstudie durch. Und wenn sich dabei auch bald die Notwendigkeit herausstellt, statt des griechischen Originals die deutsche Übersetzung des wackeren Joh. Heinrich Voß zur Hand zu nehmen, so gibt es doch eine herzerhebende Gedächtnisfeier zwischen Lehrern und Schülern, eine Feier, die sich nicht, wie andre ihrer Art, in billigen Gefühlsseligkeiten und schönen Redensarten erschöpft. Wird doch durch einmütigen Verzicht die üppige Festmahlspende eines im Abiturientenexamen durchgefallenen, aber in Amerika reich gewordenen Kameraden zur Altersstiftung für den in Not und Sorge geratenen »Meergreis« und damit zu einer schönen menschlichen Hilfstat umgewandelt. Die milde und doch tapfere Güte, von der diese Geschichte durchleuchtet wird, geht, mannigfach abgestuft und bald von Humor und leiser Rührung, bald von Romantik und geheimnisfroher Phantasie durchspielt, auch durch die übrigen: eine vergrämte, kleinbürgerliche Mutter bringt ihre Jüngste zur Ballettprüfung, findet sich aber, als sie nicht angenommen wird, nach ein wenig Maulspitzen auch darin, daß aus ihrem Maritschkerl eine Klosterschülerin wird; ein Gymnasiast absolviert in einer ebenso entzückenden wie lebenswahren Mischung von verstiegener Schwärmerei und blöder Jugendbeselei seine erste Liebe; ein human angehauchter steirischer Freiherr des 18. Jahrhunderts will seine Bauern mit der neuen, von Drake aus Amerika herübergebrachten Erdfrucht beglücken, wird deshalb fast gesteinigt und ganz aus seiner Lebensbahn geworfen, erfährt bei seiner späten resignierten Heimkehr aber doch noch die Genugtuung, daß seine Saat aufgegangen, und tröstet sich nun: »Wenn wir zwanzig Jahre brauchen, um einzusehen, daß die Kartoffel ein nützliches Gewächs ist, wieviel Zeit wird es erst brauchen, daß wir Menschen all das Vielverheißende herausheben, das uns in Kopf und Herz gelegt ist!« Auch etwas tragikomische Legendenhaftigkeit und etwas Okkultismus webt seine Dämmerungen durch dies Buch, aber immer findet es sich auf den Wegen österreichischer Liebenswürdigkeit und Verständniswilligkeit zu der Bejahung des tätigen Lebens und der Helle des Tages zurück.

Lisa Tetzner — der Name hat einen eignen Klang und weckt seine eignen Vorstellungen: eine deutsche Arzttochter, eine Städterin, wird so tief und so stark von dem Zauber der Landschaft und des Volkstums ergriffen, daß sie als Märchenerzählerin durch die deutschen Lande zieht, um unter der Dorflinde, in der Gemeindestube oder am Stadtbrunnen alt und jung um ihre Geschichten zu versammeln, die sich so, ihrem Mutterboden allmählich entfrembet, mit den Wurzeln wieder dorthin zurücktasten, woher sie gekommen sind. Aber auch zu den ersten durch Deutschland ziehenden Laienspielern hat Lisa Tetzner gehört als Mitglied der Haas-Berkowschen Schar, die die alten Mysterienspiele wieder zum Leben erwecken wollte. Aber dem allen hat sich dann ungewollt und unbewußt ein Drittes bei ihr zur Vollendung ausgebildet: die liebevolle Kenntnis der deutschen Landschaften und Stammeseigenarten. Und nun stellt sie, werktätig angelegt wie sie ist, auch die in den Dienst einer volkskünstlerischen und volkserzieherischen Aufgabe: in ihrem naturfrischen und persönlichkeitsfrohen Büchlein »Im blauen Wagen«, das Willy Heiner mit 40 phantasievollen Originalskizzen ausgestattet hat (Berlin SW 68, Bühnenvolksbundverlag; 2,40 M.) streut sie fruchtbare Gedanken und Plaudereien über Landschaft und Volk aus und weist damit den Laienspielern Weg und Straße, weiß sie doch aus eigner Erfahrung, wie schwer sich so ein Fahrender in fremde Gegend und Volksart einfühlt, und wie leicht er sich in seinem Auftreten und seinen Darbietungen vergreifen kann. Die deutsche Jugendbewegung wird hier an einen Quell geführt, daran sie sich laben und erfrischen mag.

»Zwischen Wachen und Träumen« — so könnten viele Gedichtbücher heißen, denn zwischen den Grenzen, die da gezogen werden, liegt das Land der Lyrik, und seine mannigfachen Provinzen unterscheiden sich nur dadurch, daß die eine dem Tage und seinen hellen Wirklichkeiten, die andre der Nacht und ihren magischen Träumen näher gerückt ist. Gustav Pewny, der so sein erstes Gedichtbuch nennt, hat sich mehr nach der Dämmerungseite angesiedelt, wo auch bei Tage, selbst am frühen Morgen und am hohen Mittag, alle Dinge dieser Welt von einem keuschen Schleier umhüllt erscheinen, während die außerweltlichen, jenseitigen und übersinnlichen sich desto mehr erhellen und verklären, oder wie das Geleitwort seiner Sammlung (Knittelfeld, Buchdruckerei Styria) es ausdrückt:

> Zwischen Wachen und Träumen
> Wird uns das Leid noch zum Glück,
> Werden Wünsche Erfüllung,
> Zeigt sich befreit von Verhüllung
> Traumhafte Schönheit dem Blick.

Er schaut über das Nahe und Greifbare gern weit hinaus ins Land, um sich von Gottes Hauch umwehen zu lassen, und das eigentliche Fest des Tageslaufes ist ihm der Abend, wenn auf der Silberwolkenbrücke mit kleinen Purpurschuhen der müdgewordene Tag zur Ruhe geht, wenn das Harte sich in verklärte Milde und selbst das

Ich sich zum Stern wandelt. Dann reifen ihm die tiefsten und zartesten Gedanken, lösen sich ihm die leisesten und verschwiegensten Gefühle, öffnen sich ihm die stillen, mondbeglänzten Gärten der Seele, »drin Pan noch ist, wenn längst die Flöte schwieg«. Seine Liebe kennt keine wildbegehrende Sinnlichkeit, sondern findet ihr höchstes Glück im linden Händeumfassen, im friedlichen Ausruhen der stürmischen Leidenschaft, im stillen Bereitsein und Sichergeben derer, die selbst das Zeichen zur Liebe geben. Gern flüchtet sich sein Herz in Symbole der Zärtlichkeiten, wie alte feingeschliffene Gläser, alte Meisterstiche, alte erinnerungsschwere Zinnleuchter, und auch dies Leben ist ihm nur ein trübes Abbild des künftigen, nach dem die Sehnsucht verlangt:

Strecke sehnend nur die Hände
In die weite, weite Welt!
Irgendwo ist doch ein Ende,
Wo dem Licht kein Schatten fällt.
Hinter Schleiern, sonnetrunken,
Klinget dir das ewig schöne
Urgesungne Lied vom Leben,
Und im Zwange seiner Töne
Wirst du deine Füße heben,
Wenn dein Weg schon lang versunken.

So des Dichters »Selbstporträt«. Er ist keine von den Stürmer- und Eroberernaturen, die uns durch den Glanz ihrer Bilder, die Gewalt ihrer Rhythmen, die Glut ihrer Empfindung unwiderstehlich mit sich fortreißen; wer an seiner Hand geht, wandelt auf sanften Wegen zu beschaulichen Zielen und Ausblicken, aber wenn er zum Werk seines Tages zurückkehrt, wird er seiner selbst gewisser sein und sicherer als zuvor zwischen Vergänglichem und Ewigem, Nichtigem und Wertvollem unterscheiden gelernt haben.

Darf man sich die Freiheit nehmen, auch mal ein Gedichtbuch anzuzeigen, das einem selbst gewidmet ist, also aus der Freundschaft zwischen dem Dichter und seinem Kritiker kein Hehl macht? Man darf es, ist vielleicht sogar dazu verpflichtet, weil die Freundschaft mit auf diesem Buche beruht, mit von ihm gestiftet ist. Ich meine Albert Sergel und seine neue Gedichtsammlung »Glockentraum« (Hildesheim, Franz Borgmeyer), so getauft nach den Glocken in uns, die »tief und voll heraustönen aus dunklen, nie betretenen Talen, die Erfüllung singen und Halleluja dem Besten, das du in dir hast«. Sie enthält das Reifste der Sergelschen Lyrik, die den Dichter nun schon fünfundzwanzig Jahre durchs Leben begleitet hat, sich aber in ihrer Schlichtheit und Echtheit immer treu geblieben ist. Die Brunnenstube, aus der Sergels Lyrik quillt, ist nicht sonderlich tief und nicht sonderlich weit, aber sie ist sein eigen, und sie nährt sich allein von den Quellen des Erlebens und Erfahrens. Nichts Anempfundenes, nichts Angekünsteltes ist in all diesen Versen, diesen scheinbar mühelos von den Zweigen des Tages gepflückten Geschenken der Natur; vergebens würde man nach literarischen Mustern und Vorbildern spähen. Und es entspricht durchaus ihrem innersten Wesen, daß sie dort am glücklichsten und ausgeglichensten sind, wo sie sich der einfachsten und natürlichsten Formen bedienen. Mannesliebe und Vaterfreude, der es aber auch gegeben ist, sich verständnisinnig in die Gefühlswelt der Frau und Mutter zu versetzen; Liebe zur Natur, die sich freilich am liebsten im engeren Gehege des eignen Gartens ihr Glück sucht; Heiterkeit der Seele, die doch nichts mit Oberflächlichkeit, geschweige denn mit Eitelkeit zu schaffen hat; ein sicheres, demütig gelassenes Gottvertrauen, an dem die Stürme zerbrechen und die Versuchungen bald müde werden; ein bescheidenes und doch stolzes Zufriedensein mit dem, was ihm das Schicksal gönnte und eigne Tüchtigkeit befestigte; ein tiefes, selbstverständliches Verbundensein mit Heimat und Vaterland — das sind die Glockentöne, die als die hellsten und stärksten durch dies Buch schwingen, das ein Buch des Tages ist, nicht ein Buch der Dämmerung, des Abends oder gar der Nacht. Verirrt es sich einmal in diese sinkenden Tageszeiten, so kommen bald der Mond, die lichten Sterne oder holde Traumbilder, das Dunkel zu verscheuchen und die aufsteigende Traurigkeit zu bannen. Proben dieser Lyrik braucht es für unsre Leser nicht: von dem Guten, das diese Sammlung birgt, ist wohl das Beste hier in den Monatsheften zuerst erschienen.

Gleichzeitig hat sich ein Bändchen mit fünfzig neuen allerliebsten Kinderliedern von Albert Sergel eingestellt. »Güldenkettlein« (Hildesheim, Franz Borgmeyer) heißt es, und Ernst Kutzer hat es mit reizenden, manchmal fast zu zärtlichen und zerbrechlichen Bildchen ausgeschmückt. Die meisten dieser Lieder haben so viel natürliche Melodie in sich, daß sie sich gleichsam von selbst singen, und ihre Vorstellungswelt ist so echt kindertümlich, daß die Mutter nichts zu erklären haben wird, wenn sie daraus vorliest, die Kinder nirgends stutzen und stolpern werden, wenn sie sich mit ihren ersten Abc-Künsten selbst darüber hermachen. F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel
Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Alfred Sattler in Braunschweig.
Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Westermanns Monatshefte

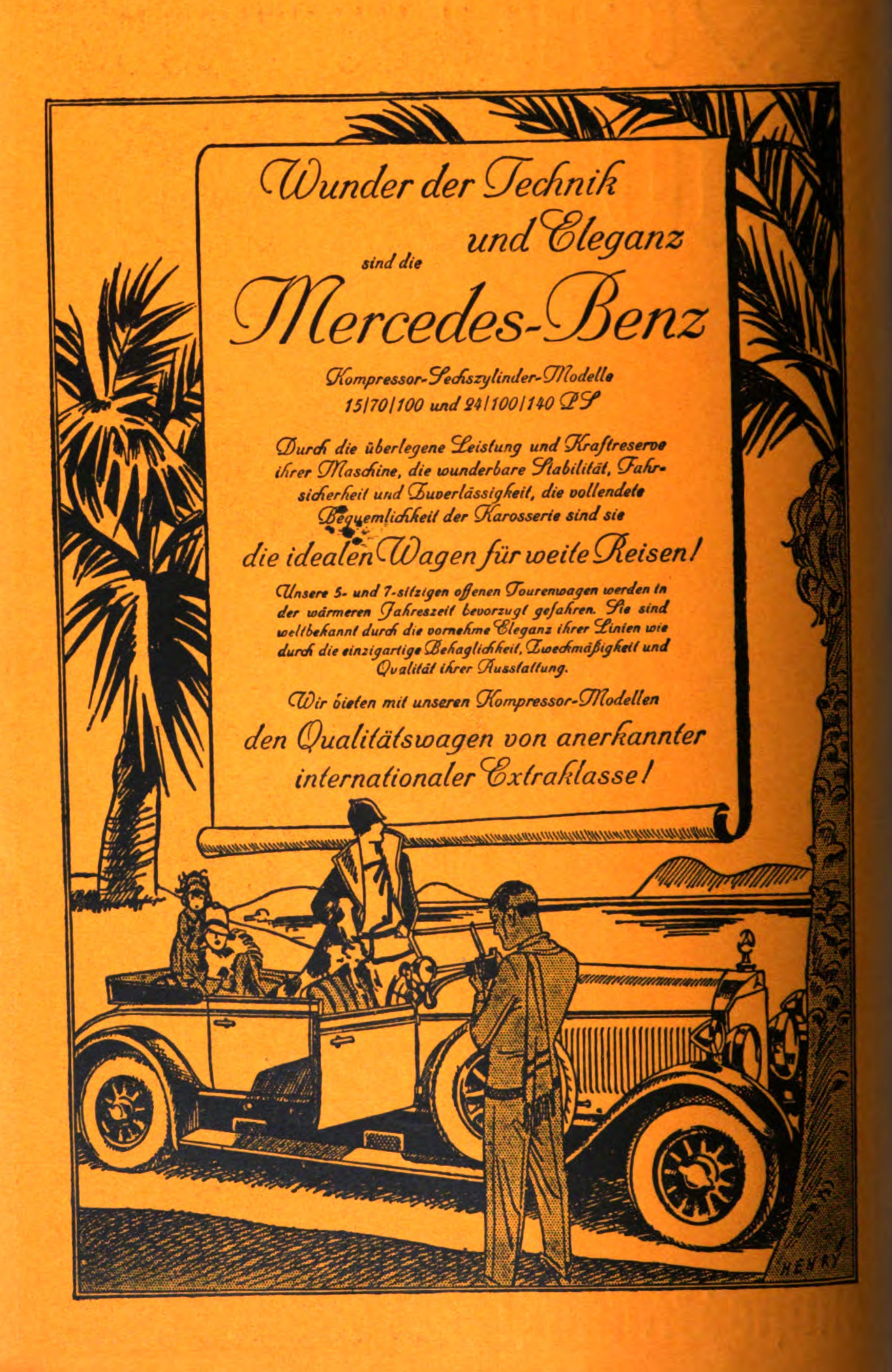


Juli 1927

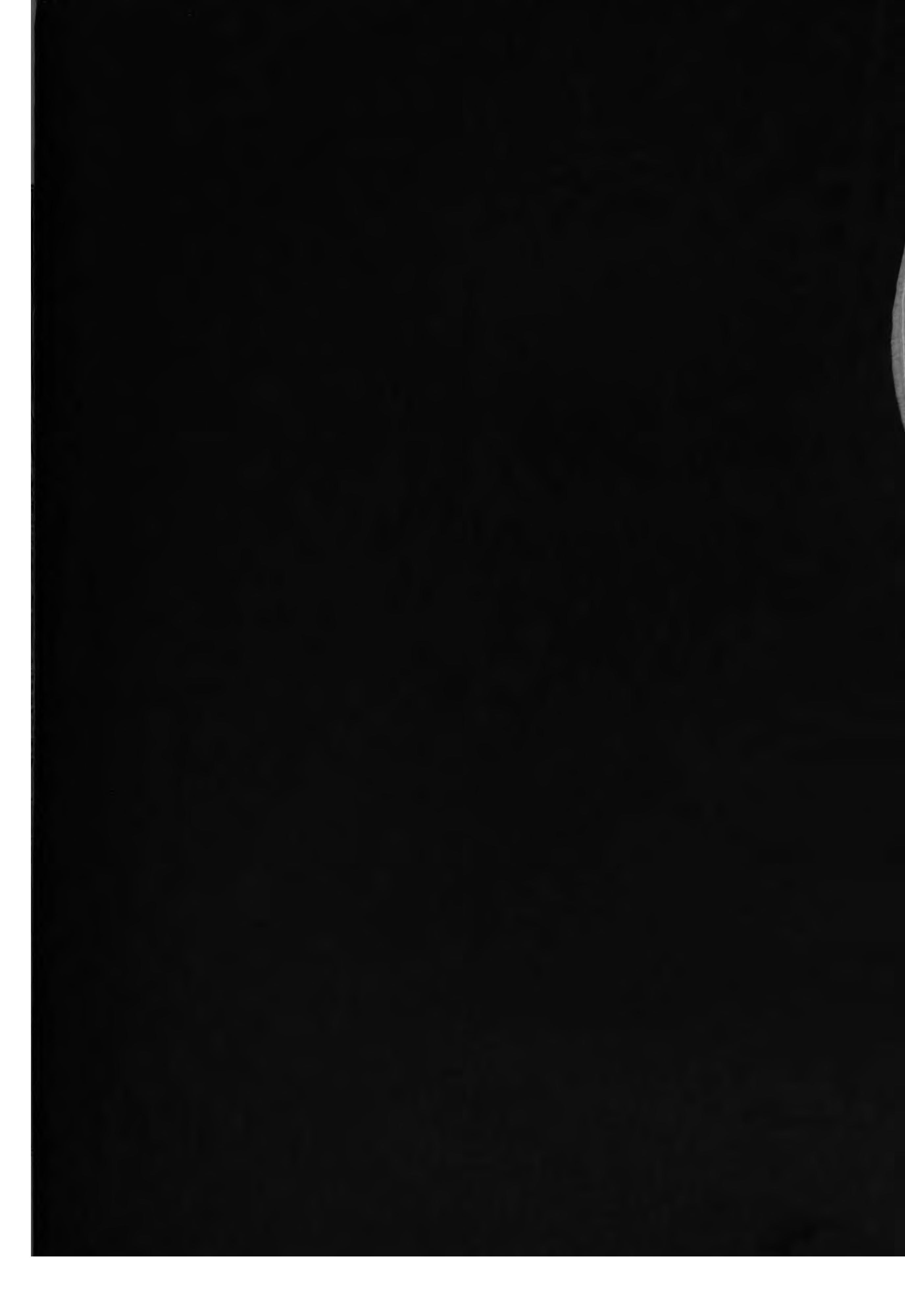
71. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Verlag von Georg Westermann / Braunschweig / Berlin / Hamburg

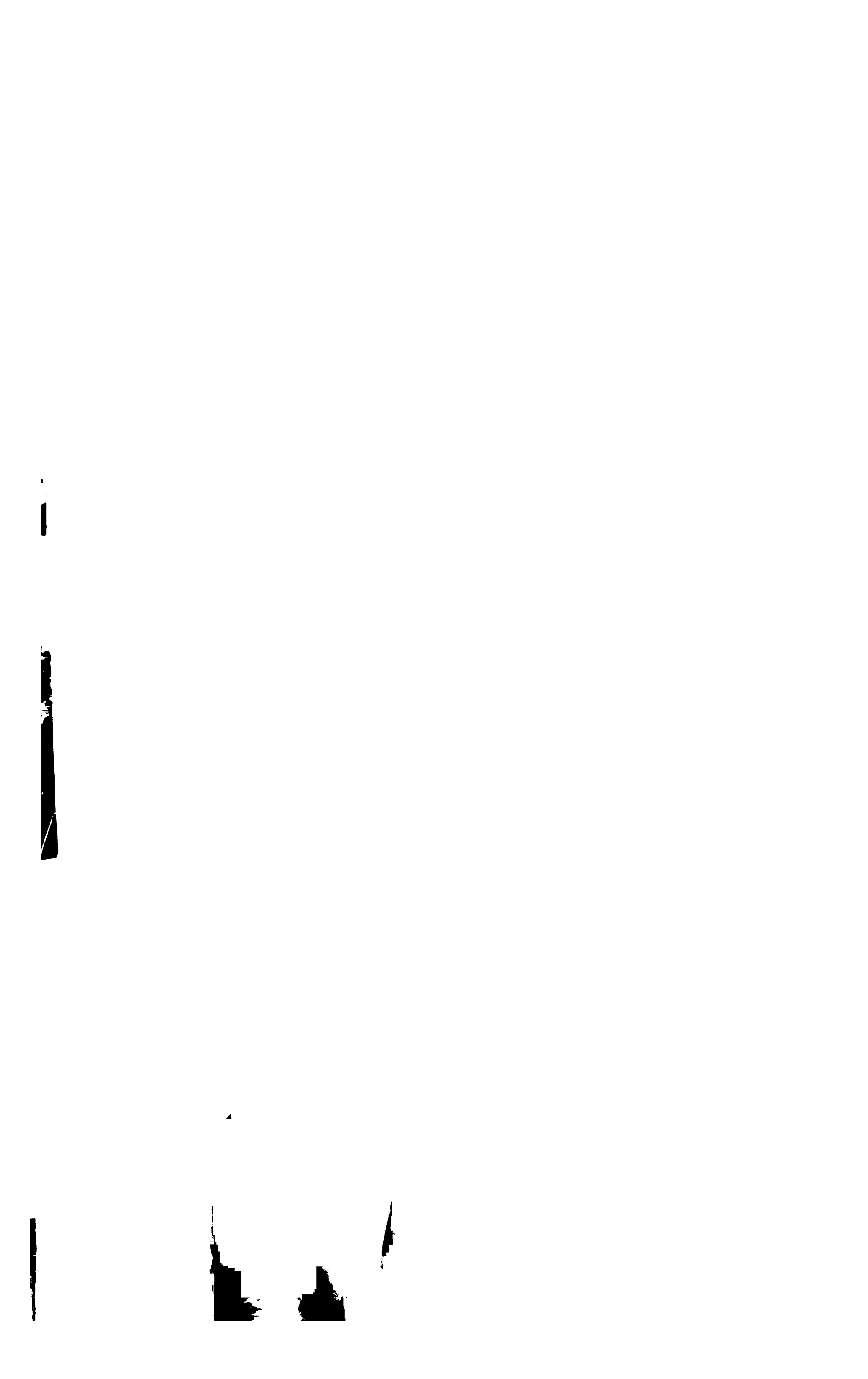


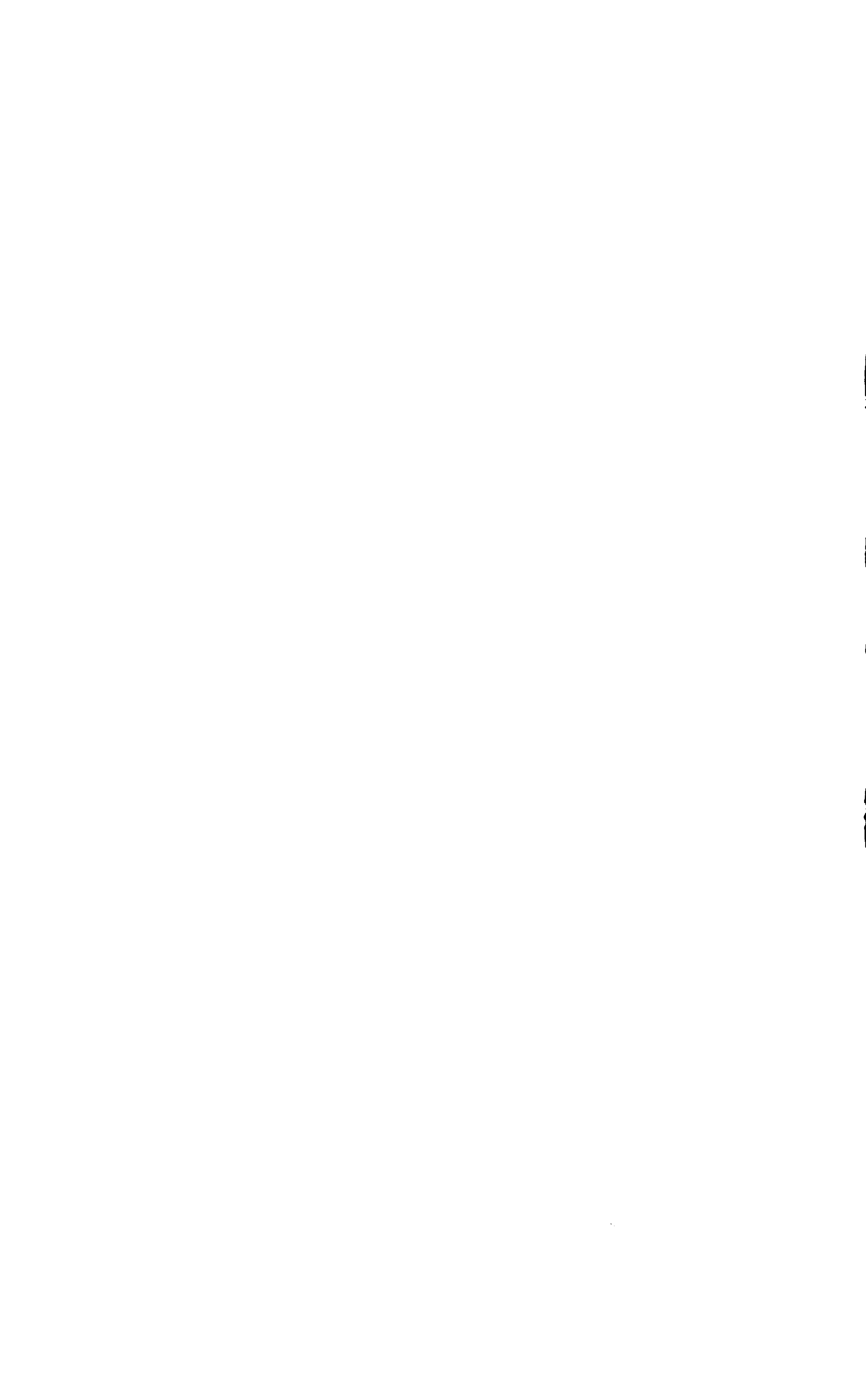
Wunder der Technik
und Eleganz
sind die
Mercedes-Benz
Kompressor-Sechszylinder-Modelle
15/70/100 und 24/100/140 PS
Durch die überlegene Leistung und Kraftreserve ihrer Maschine, die wunderbare Stabilität, Fahrsicherheit und Zuverlässigkeit, die vollendete Bequemlichkeit der Karosserie sind sie
die idealen Wagen für weite Reisen!
Unsere 5- und 7-sitzigen offenen Tourenwagen werden in der wärmeren Jahreszeit bevorzugt gefahren. Sie sind weltbekannt durch die vornehme Eleganz ihrer Linien wie durch die einzigartige Behaglichkeit, Zweckmäßigkeit und Qualität ihrer Ausstattung.
Wir bieten mit unseren Kompressor-Modellen
den Qualitätswagen von anerkannter internationaler Extraklasse!
HENRY





Fritz Röhrs: Sommertag







Heft: 851 Juli 1927

Die goldene Woge

Roman von Karl Friedrich Kurz

II

Sechsunddreißig Zähne

»Ich muß auch noch in die Stadt fahren,« sagt Oline nach Tisch zu Einar, der die Zeitung liest und eine Zigarre raucht.

Einar sitzt in einem weißen Korbsessel, und er macht sich ganz gut und vornehm mit seinem schmalen, glattrasierten Gesicht und der beginnenden Glatze. Da sitzt er und raucht und sucht in der Zeitung nach neuen Möglichkeiten für seine Spekulationen. Olinens Bemerkung stört ihn im Suchen. »Was mußt du?«

»In die Stadt fahren zum Zahnarzt.«

»Hast du denn Zahnweh?«

»Nicht im Augenblick. Aber die Zähne müssen noch repariert werden — ich werde sie mit Gold füllen lassen.«

»Mit Gold? Wozu?«

Das ist eine sehr einfältige Frage, die Oline gar nicht zu beantworten braucht.

Und da sagt Einar wieder: »Das ist mir neu, daß man zum Zahnarzt geht, wenn man nicht Zahnweh hat.« Und er fügt noch mit leisem Schaudern hinzu: »Mich würden keine vier Pferde hinbringen. Steck' eine ganze Nelke in den Zahn, Oline. Dann geben sich die Schmerzen. Ich mache das immer so ...«

Oline ist entsetzt. »Eine ganze Nelke? Ja — du! Brauche du nur ruhig Nelken, mein Lieber. Aber ich für meine Person will unbedingt Goldplomben haben. Meine Mutter hat auch all ihre sechsunddreißig Zähne mit Gold plombiert, und nicht einer hat unter hundert Kronen gekostet.«

Da schlägt Einar in seinem Korbsessel auf den Rücken. Und er ist ganz flach gedrückt.

Allein sitzt er bei Tisch.

Jenny möchte diese Gelegenheit gern benutzen, um mit ihm ihre Gedanken auszutauschen.

Sie hätte nun schon verschiedenes zu sagen, Jenny. Erstens, daß man ihr keinen Sand in die Augen streuen könne. Zweitens, daß sie so viel ist und womöglich noch mehr als ein Modeaffe aus der Stadt. Drittens, daß sie hiermit ihren Dienst kündige und Ende des Monats zu ihren Eltern zurückkehre.

Ganz undiplomatisch fängt Jenny mit dem Ende an und verwirrt dadurch ihre Angelegenheit hoffnungslos. Sie hält sich an der Stuhllehne fest, ihre Knie zittern und ihre Stimme zittert ebenfalls. Und sie platzt heraus: »Das will ich dir also sagen, Einar, daß ich jetzt fortgehe.«

»Was sagst du da, Jenny? Das ist doch, meiner Seel', Unsinn.«

»Doch,« sagt Jenny und nickt heftig dazu. Dann fängt sie plötzlich an zu weinen. Sie heult laut, in gewaltigen Stößen, wie ein Sturmwind. Denn es ist zu viel Enttäuschung und Schmerz in ihrem Herzen aufgespeichert. In dumpfer Verzweiflung hat sie gewartet, gewartet bis zu diesem Augenblick. Nicht weil der geringste Hoffnungsfunke ihren Mut hochhielt. Sie hatte sich nur vorgenommen, »es« ihm zu sagen.

Da ist also die Gelegenheit gekommen. Aber es wird keine Genugtuung für Jenny, sondern nur eine neue Niederlage.

»Mach' doch keinen Skandal — und solche Geschichten, Jenny. Du mußt doch alles verstehen, nicht wahr?«

Aber Jenny schüttelt energisch den Kopf und schüttelt auch beide Hände und eilt zur Tür.

Nichts zu machen. Oline reist in die Stadt, und Jenny fährt heim — fast zur selben Stunde.

Einar steht dem Frauenvolk ganz wehrlos gegenüber.

Da sitzt er jetzt allein am Tisch. Und es ist Mittag; aber kein Essen kommt auf den Tisch. Einar wird sich in diesem Augenblick seiner einsamen Größe mit Unbehagen bewußt. Er vermißt Jenny, die ihn schon so lange Zeit gut bediente, die zwar eigensinnig, aber still und bescheiden war. Und er vermißt noch viel mehr die strahlende Oline, die durch ihre bloße Nähe, wie Abendsonnenschein, alle Dinge vergoldete.

Still ist jetzt das große Haus und ohne Glanz und ohne Freude. Und Einar ist nicht mehr der glückliche Bräutigam und hochvermögende Kaufherr. Er ist nur noch ein ganz kleiner Junge, den die fremde Welt ein wenig durchschüttelt und der sich jetzt in seinen heimlichen Wünschen zurücksehnt zur Mutter.

In diese Betrübnis wird ihm ein Brief gebracht. Siehe da, er hat schon wieder und ganz unvermutet ein glänzendes Geschäft gemacht. Runde fünftausend Kronen. Jetzt hat er wieder über dreißigtausend auf der Hand.

Er schwingt den Brief wie eine Flagge über seinem Haupt. »Hurra!«

Alle Sorgen sind schon wieder vergessen. Er geht zum großen Spiegel und betrachtet sich selbst mit Andacht und Zuneigung.

Was ist er doch für ein Kerl! Kaum über die Mitte der Zwanziger hinaus. Und hat nun dieses große Geschäft, das weitläufige weiße Haus und fast vierzigtausend Kronen in barer Münze auf der Hand. Nächstes Jahr wird er eine prächtige Villa bauen. Ein Park wird angelegt.

Ja, Oline und Jenny — überhaupt das Frauenvolk ... ist ja ganz vernarrt in ihn. Er braucht nur die Hand auszustrecken. Schon bleibt an jedem Finger eine hängen. »Hurra!«

Jenny? Sie war hier Magd, Dienstmagd, hatte ihren rechten Lohn — und basta! Nun ist sie weggelaufen, das eingebildete Frauenzimmer — gut, laß sie nur laufen. Es wird eine andre kommen — basta!

Auch für Einar fallen die Ereignisse so allgemach leichter.

Zu Oline wird er einfach sagen: Meine Liebe, sie war eifersüchtig, diese dumme Gans. Nimm es nur nicht tragisch. Und sie werden beide über diese Geschichte lachen. Die neue Magd wird dann auch schon da sein, vielleicht auch zwei.

Es geht vorwärts mit Einar Askeland. Nur Geduld!

Ein andrer Gösta

Am Tage vor der Hochzeit kommt Oline aus der Stadt zurück.

Sie bringt mit das Brautkleid nebst Schleier und Myrten, eine ganze Menge Kisten und Körbe, ein paar Fässer und ihre Mutter, Frau Konstanze Jensen, geborene Olsen.

Oline sieht in ihrem hellen Sommerkleid leicht und duftig aus, wie ein lichtfroher Schmetterling. Das Bewußtsein ihrer Lieblichkeit macht sie glücklich. Das Glück leuchtet aus ihren Augen, strahlt aus ihrem Gesicht, macht ihre Stimme klar und lockend und macht sie lieblich — eins steigert das andre, und sie wird noch hübscher davon.

Neben der leichten Oline wirkt Frau Jensen würdig und eindrucksvoll. Groß und stark, ja, man könnte fast sagen mit üppigen Formen, die das Korsett nur mit Anstrengung zusammenhält, mit rotem Gesicht und roten, großen Händen, hat sie mit ihrer lieblichen Tochter äußerlich nur wenig Ähnlichkeit. In Blick und Haltung jedoch zeigt sich deutlich die Verwandtschaft.

Oline schreitet an Land. Frau Jensen schreitet an Land. Die eine leicht, wenn auch nicht ganz ohne Anstrengung, die andre wiegend und schwer.

Nun kommt die Begrüßung. Frau Jensen hebt noch einmal die Langstielige an die Augen und beschaut sich ihren Schwiegersohn mit Muße und ohne Scheu. Aber dann sagt sie ganz einfach und natürlich: »Guten Abend, Einar — welche Hitze! Du hast wohl den Wagen mitgebracht?«

»Wagen ...?« stottert Einar. »Nein, ich werde das alles nachher holen, heute oder morgen früh.«

Frau Jensen ist sichtbarlich enttäuscht.

Da springt Oline ein und rettet Einar aus seiner Verwirrung. »Das Pferd ist wohl gerade in Askeland, Einar, nicht?«

Aber Einar ist halt noch nicht so biegsam und geschmeidig. »Das Pferd?« wundert er sich. »Ja, es ist in Askeland.«

»Wir haben keinen weiten Weg, liebe Mama. Kaum zehn Minuten,« sagt Oline.

Man setzt sich in Gang. Oline rechts, Einar links, Frau Jensen in der Mitte. Prachtvoll nickt und wedelt die lange Straußenfeder hinterdrein. Alle Leute schauen den dreien nach.

Einar fragt: »Wie geht es denn jetzt mit den Zähnen, liebe Oline?«

Oline überhört die Frage. »Denke dir, Einar, ich konnte frische Myrten bei Fröken Kirsten bekommen — nur eine Krone zwanzig das Stück.«

»Ja, du hast ein Schweineglück, süßes Kind,« bestätigt Frau Jensen.

Einar hat hierzu nichts zu bemerken. Plötzlich aber platzt er heraus: »Jenny ist fort ...«

Oline bleibt entsetzt stehen. »Fort?«

»Ja, die dumme Gans ...« Beinahe hätte

er nun die vorbedachte Geschichte losgelassen. Doch er besinnt sich noch zur rechten Zeit, daß es nicht wohl angeht, vor Frau Jensens Ohren von Eifersucht zu reden. Daher schließt er: »Sie hatte auch Zahnweh. Sie wollte auch in die Stadt fahren ...«

»Und jetzt?«

»Oh — ich habe zwei eingestellt — Karen und Målene. Karen ist wohl schon ein wenig alt, aber ...«

Oline beugt sich vor und ruft erfreut über den mächtig wogenden Busen von Frau Jensen hinweg: »Oh — du Einar, du Einar! Du bist einzig ...«

Frau Jensen drückt Einars Hand kräftig. Einar kommt in süße Rührung. —

Dann erscheint der Hochzeitstag.

Olinens Familie und die Leute von Askeland sind auf Trägebö versammelt. In den oberen Räumen wird die Braut geschmückt.

Im kleinen Zimmer hinter dem Kramladen sitzen die beiden Schwiegerväter, trinken Grog und rauchen.

Johan Askeland kauert klein und still in seinem Stuhl. Seine mageren Hände mit den gekrümmten Fingern sind unbeholfen und zittrig, so daß er den Grog ein wenig verschüttet. »Ich habe«, sagt er müde, »viel gearbeitet in meinem Leben. Vier Geschwister mußte ich auszahlen, und obendrein war der Hof noch verschuldet. Und dann kamen die eignen Kinder. Aber wir haben zusammengehalten. Und in diesem Herbst wollen wir endlich ein neues Wohnhaus bauen. Ich habe an die neuntausend Kronen — aber alles ist ja jetzt so teuer, vielleicht muß ich wieder Schulden machen —«

»Mit neuntausend kann man heutigestags nicht viel bauen,« meint Herr Per Jensen bedächtig. »Nur eins will ich dir sagen: höre nicht auf die Weiber. Die Weiber wollen es immer großartig. Wie oft habe ich das schon meiner Alten gesagt. Konstanze, sag' ich, Konstanze, du willst fliegen. Wer fliegen will, muß Flügel haben. Unsereiner soll da bleiben, wo er hingehört. Wenn man nur zufrieden ist, das ist die Hauptsache. Ist das nicht so, Johan Askeland?«

»Doch, das ist so.«

»Aber die Weiber begreifen das nicht — und das ist das Elend. Siehst du, Johan Askeland, auch ich könnte jetzt mein eignes Geschäft haben. Als ich heiratete, hatte ich ein wenig Geld und ... Na, ich schweige lieber. Jetzt ist es ja doch zu spät, und ich bin zu alt und habe es nicht weiter gebracht als bis zum Werkführer.«

Per Jensen ist auf eigne Kosten und dritter Klasse hergefahren. Da die Nacht heiß war, hielt er sich an Deck und trank ein wenig. Jetzt ist ihm melancholisch und weinerlich zumute. Der hohe weiße Kragen schnürt ihm den Hals ein. Durch die häufige Nachhilfe mit dem Finger hat der Kragen auch schon viel von seiner Reinheit und Form verloren. Im neuen schwarzen Anzug fühlt sich Per Jensen auch nicht wohl. Das schlimmste aber bleibt, daß er immer noch in Furcht ist, im Hause sehr reicher und vornehmer Leute zu sein.

Vor diesem Johan Askeland fürchtet er sich nicht und hat wenig Scheu ihm gegenüber. Dessen Worte aber kommen ihm nur langsam, sozusagen tropfenweise zum Bewußtsein. Er lehnt sich in seinem Stuhl zurück, gähnt und lächelt. Dann sagt er seinerseits merkwürdige Worte, die für Johan Askeland rätselhaft bleiben. Per Jensen sagt: »Neuntausend ... arbeiten ... Herrenhof ... Millionen ... nur Schwefel und Gips ... O Konstanze, o Oline ...« Gleich darauf schnarcht er.

Johan Askeland schaut ihm auf den offenen Mund und wundert sich. Johan Askelands Finger und Rücken sind von langer, übermäßig schwerer Arbeit krumm geworden; aber seine Seele, diese kleine, gütige Kinderseele ist gerade geblieben. Ihm ist es völlig unbegreiflich, daß man eine krumme Seele und einen geraden Rücken haben kann. —

Im oberen Stock werden andre Gespräche geführt.

Oline steht schon fertig im weißen Seidenkleide und beugt den Kopf ein wenig, damit ihre Mutter den Schleier und den Myrtenkranz darauflege. »Wir werden das Geschäft hier aufgeben,« sagt sie. »Wahrscheinlich nur verpachten ...«

Mutter Sigrid schleicht da still aus dem Zimmer. Ihre Lippen zucken, und ihr Gesicht ist ganz weiß.

»Ja, mein Kind,« sagt Frau Jensen, als sie allein sind. »Du darfst nicht hier verbauern und versauern. Das wäre jammerschade um dich ... Die Leute hier scheinen doch etwas knickrig und gewöhnlich zu sein. Dieser Johan zum Beispiel und diese Sigrid — genau wie kleine Bauersleute schauen sie aus.«

»Sie sind noch ein wenig altertümlich. Aber Onkel Thomas ist wirklich Millionär, und Einar wird es bald sein. Du solltest nur wissen, welche Geschäfte der macht, zwanzig-, dreißigtausend verdient er an einem Tage. Er könnte es auch viel flotter haben, wenn er nur wollte.«

Frau Jensens leise Zweifel zerstreuen sich wie leichte Nebelwolken vor der Morgensonne. Sie ist durchaus nicht kleinlich.

Mutter Sigrid will jetzt aber unbedingt mit ihrem Sohne Einar reden.

Zu dieser Zeit sitzt Einar, der Bräutigam, im neuen Smoking und weißer Binde bei seinen zwei Schwägern Rolf und Arne und bei seiner Schwägerin Nelly um den runden Tisch im Wohnzimmer. Sie sind alle schon fein in Stimmung. Rolf und Arne haben auch eine Art

Smoking an. Und Nellys Kleid ist oben so tief und unten so hoch ausgeschnitten, daß Einar nur verstohlen hinzuschauen wagt.

»Ich werde kündigen«, sagt Rolf, »und bei dir eintreten, Einar. Was meinst du? Wir beide wollen miteinander den alten Holzschuh da schon zum Segeln bringen!«

Einar lacht, weil Nelly ihn mit einer langstieligen Nelke unter der Nase kitzelt.

»Hier draußen ist noch mehreres zu machen,« verfolgt Rolf hartnäckig seinen Plan.

Doch Einar hat, wie begreiflich, heute wenig Sinn für Geschäfte und schwerwiegende Abmachungen.

»Hör' doch auf!« wehrt der bedächtige und langsamere Arne seinem Bruder.

In diesem Augenblick streckt Mutter Sigrid ihren grauen Kopf zur Tür herein und winkt.

Einar erhebt sich mißmutig.

Als die Tür sich hinter ihnen geschlossen hat, meint Arne: »Wie kannst du nur so reden! Schau' dir doch zuerst die Sache hier näher an. Oline hat doch selbstverständlich geschwindelt.«

»Etwas ist aber schon da. Ich war vorhin im Lager. Da liegt allerlei.«

»Er scheint dumm zu sein wie ein Dorsch — den muß sich Oline schon gut bezahlen lassen.« Das sagt Nelly.

Die Geschwister reden ganz offen und ohne jede falsche Scheu untereinander. Und doch hat schon jetzt im stillen jedes seinen eignen Plan.

Rolf hat es bis heute nicht weiter als bis zum Ausläufer gebracht. Seit ihm die Weisheitszähne gewachsen, ist es sein Wunsch, möglichst schnell und möglichst mühelos reich zu werden. Mehrere Versuche sind ihm schon mißglückt. Aber sein Herz ist jung und voll Hoffnung und Zuversicht. Und er sieht, wie Direktor Mons, überall Möglichkeiten.

Die Wünsche Nellys gehen, wenn auch in derselben Richtung, vorläufig nicht so hoch und haben bestimmtere Umrisse. Mit ihren neunzehn Sommern bangt sie sich noch nicht sonderlich um die Zukunft. Nur ist es ärgerlich, den ganzen Tag in einem kleinen Laden zu stehen und Handschuhe und Schlipse und Strohhüte zu verkaufen. Und dann braucht es zuweilen auch allerlei Künste, um zu einem neuen Kleide zu kommen. So weit kennt sie aber, trotz ihrer Jugend, die Männer schon, um zu wissen, daß dieser stets lächelnde Einar nicht unempfänglich für Frauenreize ist und leicht zu behandeln sein wird.

In dieser Zeit steht Mutter Sigrid mit ihrem Sohne Einar an der großen Luke auf dem Dachboden des Lagerhauses, weil sich sonst kein einsamer Platz fand.

»Ich muß mit dir reden, Einar.« Das Herz klopft ihr im Halse. Ihr Atem geht keuchend, als ob sie zwanzig Treppen hoch gestiegen sei, anstatt der zwei. »Einar, du rennst ins Verderbnis! Kehr' um! Das ist keine Frau für dich!« So sprudelt es etwas ungeordnet aus Mutter Sigrids Brust.

»Was ist das denn wieder?« fragt Einar ärgerlich. »Was meinst du denn eigentlich?«

»Du darfst sie nicht heiraten, Einar! Sie treibt dich ins Unglück. Sie bringt uns alle ins Elend.«

»Jetzt bist du aber gut, Mutter. Hörst du? ... Da läutet schon die Kirchenglocke. Siehst du? ... Dort fährt schon des Pfarrers Boot — wie kann ich jetzt noch zurück?«

»Du gehst mit mir nach Askeland. Jetzt — sogleich. Und das hier — das bleibt dann alles hinter dir liegen.«

Einen Atemzug lang bedenkt sich Einar. Dann schnellt er den Kopf zurück. »Das wäre lächerlich, Mutter. Das geht nicht an. Ich muß jetzt hinunter. Komm!«

Aber Sigrid hängt sich an seinen Arm. »Sie will ja hier das Haus verkaufen, Einar! Du große Welt — das da alles verkaufen! Wovon willst du dann leben? Wer bezahlt dann Onkel Thomas das viele Geld?«

Einar lacht, wenn auch gezwungen. »Ich werde natürlich hier erst verkaufen oder verpachten, wenn ich reich genug bin, Mutter. Sei unbesorgt!«

Damit geht er, und Sigrid versteht, daß es nicht mehr in ihrer Macht liegt, die Hochzeit zu verhindern und den Lauf der Dinge aufzuhalten.

So hat Mutter Sigrid also doch noch mit Einar geredet. Doch jetzt ist es eben zu spät.

Stumm geht sie neben ihm ins Haus zurück. Ihre Lippen sind schmal, und um die Nasenflügel liegen weiße Ringe. Im Flur trennen sich Mutter und Sohn. Sigrid wendet sich der Küche zu, und Einar steigt die Treppe hinauf zu seiner Braut.

Im Hofe fängt der Spielmann zu fiedeln an. Oline steht in Schleier und Kranz am Fenster. »Schau' dort, Einar, alle die Weiber und Kinder am Wege! Und hast du nicht gesagt, Einar, daß der Spielmann uns voranschreiten soll?«

»Ja, Oline, das ist so Sitte hier.«

»Ich werde nicht in diesem lächerlichen Zuge mitmarschieren.«

»Lieber Einar,« mischt sich hier Frau Jensen ein, »du darfst doch niemals vergessen, daß deine Braut ein feines Stadtfräulein und kein Bauernmädchen ist.«

»Man kennt aber hier gar nichts andres als diese Sitte,« wehrt sich Einar verzweifelt. »Es ist ja auch gar nicht weit.«

»Auf keinen Fall werde ich hinter dem Spielmann dreinmarschieren,« erklärt Oline. Und da ist auch wieder der graue Schimmer in ihren Augen.

Frau Jensen ist ihr Leben lang erfindungsreich gewesen. Sie schlägt vor: »Weißt du was, Einar? Nimm ein Boot. Wir drei fahren mit

dem Boot hinüber. Dann mögen die andern im Zuge gehen.«

Einar sagt zwar: »Nein — das ist ganz und gar unmöglich.« Aber er geht hinunter und besorgt das Boot.

Da sieht man denn nun zum erstenmal am Strande von Solbö einen Brautzug ohne Braut und Bräutigam zur Kirche ziehen. Aber auch das geht. Vieles ist möglich in dieser Welt.

Der Pfarrer hält trotzdem eine schöne Rede und segnet das junge Paar.

Herr Per Jensen befindet sich in einem Dämmerzustand und kämpft ohne Unterbruch schwer gegen seine Müdigkeit. Frau Jensen vergießt mit jedem Auge eine Träne. Auch Oline tupft sich ein paarmal über die Augen. Ihre Geschwister sitzen nebeneinander und treten sich zuweilen auf die Füße. Und gerade wenn es am feierlichsten ist, hat Nelly die allergrößte Mühe, ihr Kichern zu unterdrücken.

Einar ist ein wenig bleich, aber ruhig und gefaßt. Und endlich die Leute von Askeland — sie sitzen alle, wie man es von ihnen nicht anders erwarten kann, klein und unscheinbar und gottergeben auf ihrer Bank und beugen sich ein wenig unter den Ereignissen, die so stürmisch über sie hinwegrollen.

Bei Tische sitzen nun die beiden Familien, Onkel Thomas und der Pfarrer obenan.

Die Unterhaltung ist anfänglich würdig und ernst, bis der Pfarrer sich empfiehlt. Dann werden die Gläser vollgegossen, und Lärm und Rauch erfüllen die Stuben.

Selbst Per Jensen erwacht da wieder. Wie aus einem tiefen Wasser taucht er auf, schüttelt den Kopf und betrachtet alle fragend und überrascht.

»Prosit, Alter!« ruft ihm Rolf von der Stubenecke her zu.

»Schon gut, Junge. Bist denn du auch da? Was suchst du eigentlich hier? Mach' nur keine Dummheiten!«

»Das will ich dir noch sagen, Einar,« flüstert Arne, während er das brennende Streichholz vor die Zigarre hält. »Mit Rolf mußt du vorsichtig sein.«

»Was ist denn mit ihm? Er macht doch einen famosen Eindruck.«

Arne pafft schwere Rauchwolken um sich her. Dahinter verbirgt er sich. »Das ist es ja gerade. Darum warne ich dich, Einar — denn du gehörst doch jetzt zur Familie. Laß dich nicht in Geschäfte ein mit ihm. Es ist meine Pflicht, dich zu warnen. Du verstehst also?«

»Vollkommen. Ich werde mich hüten.«

Arne geht zu seinem Bruder hinüber, der ein ziemlich gewagtes Liedlein zu singen beginnt, zu dem Nelly die Begleitung summt. Indem sich Arne den beiden nähert, stampft er mit dem Fuße den Takt dazu. Er hat keine Singstimme.

Das ist das Verwunderliche an diesen Geschwistern, daß sie sich immer zusammenfinden, obschon sie nie in Frieden miteinander leben können. Wenn auch jedes von ihnen in jedem Augenblick nur auf seinen eignen Vorteil bedacht ist, so fühlen sie sich doch aneinander gebunden der Welt gegenüber. Das muß wohl der Familiensinn sein.

Nach dem Gesang hüllt sich Arne abermals in Rauchwolken ein und flüstert seinem Bruder zu: »Das Heringslager ist verkauft bis auf die letzte Tonne — und das Geld ist schon aufgebraucht. Unser Schwager läßt sich leicht ausholen. Das Haus da und überhaupt alles ist er auch noch schuldig. Alles hat er auf Kredit vom Onkel bekommen.«

»Das lügst du, mein Lieber, weil du hier allein fischen willst.«

Arne hat keine andre Antwort erwartet.

»Frag' ihn doch selber, Rolf!«

Nun gut.

Rolf horcht seinen Schwager aus. Und Einar, der ihn loswerden will, klagt über den schlechten Stand der Geschäfte.

»Da mußt du aber doch eine Schlafmütze sein,« meint Rolf mit offenkundiger Geringschätzung.

»Ja,« gibt Einar bereitwillig zu, »so ist es wohl.« Er hält dabei Rolf einen Becher mit Zigarren hin. »Da nimm dir eine von meinen besten.«

Aber das hilft Einar jetzt wenig. Sein Schwager Rolf hat allen Respekt vor ihm verloren.

Rolf ärgert sich über Einar, weil Einar nicht Millionär ist. Er ärgert sich auch über Oline, der er trotz aller Kenntnisse und Erfahrungen bis zu einem gewissen Grade glaubte. Und es fällt Rolf schwer, seinen Ärger nur so stumm zu verschlucken. Er sucht Oline auf, die mit ihrer Mutter auf der Bank am Strande sitzt. Die beiden besprechen mit Eifer die neue Einrichtung des Hauses.

Rolf hört eine Weile zu. Dann sagt er: »Du machst wieder Dampf, Oline. Aus dem Eßzimmer hell Eiche wird nichts, ebensowenig aus dem Mahagonischlafzimmer und allem andern. Dein Mann besitzt ja nichts als Schulden, genau wie die ehrenwerte Familie Jensen.«

»Oh — Rolf! Du hast ihn wohl schon anbohren wollen. Du bist doch immer der gleiche. Pfui!« Oline sagt das mit Ruhe, aber mit so viel Verachtung, daß Rolfs Ärger darob nicht geringer wird. »Ich hätte dich nicht einladen sollen. Denn man muß sich deiner stets und überall schämen.«

»Nun, hier«, Rolf spuckt geräuschvoll aus, »in diesem Kreis, liebe Schwester — ich will dir einmal etwas sagen —«

Rolf hätte mancherlei zu sagen gewußt. Doch Frau Jensen hinderte ihn daran. »Mach' daß

du weiterkommst, Rolf! Benimm dich endlich als Gentleman. Oline hat ganz recht — es ist eine ewige Schande mit dir.«

Rolf ist schon über zwanzig. Er ist Halfback in einem Fußballklub und eifriger Besucher aller Boxkämpfe, schon öfters hat er gerauft und saß sogar einmal wegen einer Schlägerei eine Woche lang im Arrest. Er fürchtet wenige Dinge auf dieser Welt. Aber seine Mutter fürchtet er, was im Grunde ein gutes Zeichen ist. Sogleich steht er auf und geht, wenn auch etwas brummend, davon.

Die beiden Frauen aber setzen ihr Gespräch in Ruhe fort.

In Rolf hatte sich durch Ärger, Enttäuschung und Alkohol allmählich eine hochgespannte Sinnesbewegung entwickelt. Er stand im Laufe der Nacht des öfteren von seinem Stuhle auf und hielt die geistreichsten Reden, die je in diesen Stuben gehalten und angehört worden sind. Selbst Per Jensen wunderte sich da zum ersten und einzigen Male über die Fähigkeiten seines Sohnes.

Schließlich aber hatte Rolf das kleine Mißgeschick, daß er sich nach einer solchen Ansprache nicht auf seinen Stuhl setzte, sondern daneben. Im Fallen griff er mit verzweifelten Händen nach einer Stütze, erwischte das Tischtuch und hielt sich daran fest. Das Tischtuch, wie es das so an sich hat, gab nach, Flaschen, Gläser, Teller und Schalen gingen in tausend Scherben.

Rolf Jensen hatte an diesem Abend viel Ähnlichkeit mit jenem Magister Fryksted, der auf die gleiche eindrucksvolle Weise vor langen Jahren ein Bischofsdiner in Karlstadt zierte und zum Abschluß brachte. Vielleicht nur mit dem kleinen Unterschied, daß in jenem entgleisten Pastor ein schwedischer Nationalheld entdeckt worden ist, den man bewundern muß, ob man will oder nicht.

Rolf Jensen darf hingegen kaum auf Anerkennung oder Berühmtheit hoffen, weder in Gegenwart oder Zukunft. Er wird auch kaum seinen Sänger finden.

Wie bei jenem Bischofsessen in Karlstadt war auch hier auf Trägebö das Porzellan und das Kristall zum größten Teil geliehen, und wenn man ihm auch nicht den hohen Wert wie jenem zumessen kann, so verursachte dessen Rückerstattung den Leuten von Askeland doch allerlei Sorgen, Verdruß und Auslagen.

Der alte Holzschuh segelt

Direktor Mons war also nicht zur Hochzeit nach Trägebö gekommen, obschon man ihn sehr höflich eingeladen hatte. Er gab nicht einmal eine Antwort auf die Einladung. Ach, Mons hat andres und wichtigeres zu tun.

Am Strand, bei der Landungsbrücke, baut er schon wieder. Ein großes Haus aus Stein — eine Fabrik.

»Was willst du denn darin fabrizieren?« wurde er gefragt.

Zuerst gab er darauf keine Antwort. Man erfuhr es aber doch. Kunstbutter, Margarine will er herstellen.

Alles, was Direktor Mons betreibt, geht schnell, wie durch Zauberei. Im Herbst noch werden die ersten Kisten zum großen Packraum herausgefahren.

Um die Kisten ist ein breiter blauer Streifen gemalt, und in großen roten Lettern steht darauf »Merkur«.

Seht da, »Merkur« — ja, dieser Mons! Ein andrer hätte wohl »Solbö-Margarine« geschrieben, oder vielleicht auch »Frühlingstal«. Mons aber zeigt, daß er einen Zipfel von der Bildung und Kultur erfaßt hat. Alle sehen jetzt in ihm viel mehr den Direktor als den Totengräberbub, den man zwar nie ganz wird vergessen können.

»Merkur — Merkur,« liest Jacobsen. »Merkur — was in aller Welt ist denn das?«

»Ein Stern,« antwortet ihm Nils Wiik, der in seinen jungen Jahren zur See gefahren.

»Und der Gott des Handels und der Wege,« fügt Direktor Mons hinzu.

Vieles kann aus einem Menschen werden. Jetzt ist Mons schon dreifacher Direktor, von der Bank, von der Wollspinnerei und hier von der Margarinefabrik. Außerdem hat er von der Aktiengesellschaft Nordstjernen bald ein Viertel aller Aktien in seinen Besitz gebracht. Die Leute nennen ihn schon lange Millionär. Und Mons sagt dazu weder ja noch nein.

Von seiner letzten Stadtreise ist Direktor Mons auf der eignen Motorjacht zurückgekehrt. Und was für eine Jacht ist das! Schneeweiß, mit großen Fenstern, überall blitzt blankgeputztes Messing. Durchs Wasser schießt sie wie ein Pfeil. Zwei große helle Räume hat sie unter Deck. Der eine in rotem Mahagoni mit grauem Plüsch, der andre in dunkler Eiche mit hellgelbem Leder — Spiegel, polierte Tische, Regale, Pantry, Küche, Mannschaftsraum. Es fehlt nichts darauf, rein gar nichts.

Am Bug steht in goldenen Lettern »Merkur«.

»Dieses verdammte Schwein!« sagt grimmig der alte Jacobsen. »Ich werde darüber mit unserm Pastor reden.«

Aber Jacobsen wurde nur ausgelacht, und »Merkur« wird bewundert.

Als Mons seine Villa baute, schüttelten die Leute die Köpfe und sagten zueinander: »Er will zu hoch hinaus, der Totengräberbub. Wenn er sich nur nicht verbaut.«

Jetzt hat man sich an die Großartigkeit des Direktors Mons ganz gewöhnt und traut ihm alles zu — einfach alles.

Direktor Mons hat einen Hausburschen und eine Köchin und einen Diener. Und der Diener heißt Sverre.

Die Tür der Villa ist gewöhnlich verschlossen, worüber man sich allgemein wundert. Man drückt auf einen kleinen Knopf in der Wand. Dann wird sie geöffnet, und der Diener Sverre erscheint. Dann kommt man zuerst in einen Vorraum und dann in eine große Halle mit Kamin, hohen Spiegeln, Ledersesseln, Plüschsesseln und vielen andern Dingen, für die man hier am Strande noch gar keinen Namen erfunden hat. Man meint aber, der König in seinem Schlosse könne es auch nicht schöner haben.

Wenn man hier mit Direktor Mons redet, redet man mit leiserer Stimme als gewöhnlich.

Von der Halle kommt man in einen Wintergarten mit gewölbter Glaskuppel. Dort plätschert ein kleiner Springbrunnen, dessen Becken aus rotem Marmor ist. Ein hübsches, nacktes Mädchen hält in der Hand eine Schlange empor. Und aus dem Rachen der Schlange schießt der dünne Wasserstrahl empor. Und im Becken schwimmen wahrhaftig Goldfische — lebende Goldfische.

In der ersten Zeit saß Mons allein in seinem prächtigen Hause. Aber Essen und Trinken wollten ihm nicht so recht munden. Da begann er, den und jenen zu sich einzuladen. Der erste war der Vogt Hallsten mit seiner Frau Brigitt. Und dann kam der Distriktsarzt. Alle erzählten Wunder von Monsens Haus und seinen Gastmählern.

Von Trägebö wurde nie jemand gebeten — merkwürdig genug, da doch den ganzen Herbst über sowohl Frau Jensen als auch Nelly auf Besuch waren und mit großer Anstrengung und nicht geringem Kostenaufwand ihre schönste Weiblichkeit entfalteten.

Die altkluge Nelly behauptete: »Der ist nicht normal.«

Frau Jensen meinte: »Eigentlich sollte er sich um uns reißen.«

Und Oline schloß: »Es gibt außer uns keine Damen hier.«

Aber das ist nun alles einerlei. Mons bemerkte die drei Rosen ganz einfach nicht, die ihm da so lieblich entgegenblühten.

Oline versuchte es sogar an einem Sonntagnachmittag mit einem wunderbaren blauen Theatermantel mit echtem Pelzbesatz. Viermal ging sie die Straße auf und nieder. Direktor Mons stand im Garten und rauchte eine dicke Zigarre. Oline gab ihm reichlich Gelegenheit zu einem Gruße. Aber Mons benutzte sie nicht. Und da diesmal kein Pferd scheuen und durchbrennen wollte, war der Fall ziemlich hoffnungslos. Eine Dame kann doch wohl kaum weiter gehen.

Frau Jensen, erfindungsreich wie immer, ersann einen Ausweg. »Wenn ‚dieser Kerl' Gesellschaften geben kann, so solltest du, Oline, es doch auch können. Und vergiß nicht, Oline, dein Vater war beim Militär Korporal, und der Vater dieses Kerls ist nur Totengräber. Und ich selber bin aus gutem, altem Hause. Wenn ich mit dem Kerl einmal zusammenkäme, würde ich es ihm schon unter die Nase reiben. Du mußt ihn übertrumpfen, sowohl was Essen und Trinken anbelangt als auch in geistiger Beziehung.«

»Es soll aber riesig flott sein bei ihm,« sagt Oline nicht ohne leises Bangen.

»Du mußt auch einen Ball geben.«

Nach ein paar Schritten sagt Oline aber: »Der Doktor hat erzählt, daß man in der Villa den Zucker mit einem Handtuch aus der Dose nimmt. Und im Klosett hängt sogar eine silberne Zange. Es stehen auch vier Gläser bei jedem Teller, zum Fisch hat man ein eignes Besteck — etwas ganz Komisches. Im Sveenstrandhotel haben die vornehmsten Leute alles mit Messer und Gabel gegessen, den Fisch und auch das Butterbrot.«

»Darüber mach' dir nur keine Sorgen, mein liebes Kind. Du wirst einfach eine Gesellschaft geben.«

Oline bestimmt sich, eine Gesellschaft zu geben.

In dieser Nacht bekam Oline aber eine Blutung und mußte schwerkrank in die Stadt gebracht werden. Der Distriktsarzt, Doktor Aalheim, erklärte, daß jede Stunde kostbar sei und daß Olinens Leben an einem dünnen Fädlein hänge. Man könne auf keinen Fall bis zum Sonntag auf den Dampfer warten.

Der Distriktsarzt selber geht zu Direktor Mons. Und Mons leiht seine prächtige Motorjacht — und er nimmt nicht einmal Bezahlung dafür. Das ist nun wieder Mons. Er ist unberechenbar.

Da Frau Jensen und Nelly mit Oline in die Stadt fahren, wird es wieder still auf Trägebö. Die beiden Mägde haben jetzt fast gar nichts zu tun, da Einars Anforderungen nicht groß sind.

Zum erstenmal hat Einar Zeit, über Oline, seine Ehe und alles das andre nachzudenken.

Da wurde einmal von einem Kinde geredet und viel Wesen gemacht. Nun redet man nicht mehr davon. Warum?

Einars Gedanken finden weder Pfad noch Weg. Sie laufen wild durcheinander wie eine große Schar von Ameisen, hastig, ängstlich und ohne Sinn und Ziel. Darum gibt er das Grübeln auch bald auf und vertraut sich seinem Schicksal an. Nur ein kleines Unbehagen bleibt in ihm zurück.

Dieses Unbehagen wächst noch, als er seine Mutter den Weg herunterkommen sieht.

Doch Sigrid redet nur vom Porzellan und Kristall, das der geniale Rolf in Scherben verwandelte und dessen Ersetzung sich äußerst schwierig gestaltet. Mutter Sigrid behandelt den Fall ruhig und mit nüchterner Sachlichkeit, als sei dieser Fall beim Hochzeitsfeste vorgesehen und notwendig gewesen. Kein Wort und kein Ton verrät ihre Gefühle.

Sie erkundigt sich auch nach dem Befinden Olinens und freut sich, daß es ihr schon etwas besser geht.

Mutter Sigrid, der es nicht gelang, Einar im letzten Augenblick von der Ehe abzuhalten, anerkennt nun Oline als Schwiegertochter, und sie unterdrückt jeden Seufzer.

Einar ist zwar durch das stumme Einvernehmen mehr beunruhigt, als er es durch Vorwürfe gewesen wäre. —

Zu des Distriktsarztes unverhüllter Verwunderung erholte sich Oline schnell wieder. Im November kehrt sie schon aus der Stadt zurück, schlank, leicht, beweglich und unternehmungslustig wie ein junges Mädchen.

Sie hat ihre Gesellschaft nicht vergessen. Darum brachte sie in vielen Kisten und Körben alles mit, wessen sie dazu bedurfte. Mutter und Schwester und ihr Bruder Arne sind Oline gefolgt, um dieser Gesellschaft den schönen Rahmen zu geben.

Arne hielt seinen Einzug auf Trägebö mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der einst Oline hier einrückte. Er bestimmte sein Zimmer und nahm noch am gleichen Tage seinen Anteil am Geschäft.

Einar war ein wenig überrascht über Arnes Teilhaberschaft. Doch die freudige Aufregung der andern steckte ihn bald an, und ihre Fröhlichkeit riß ihn mit fort.

Es gab auch gar vieles, über das man sich freuen und das man bestaunen konnte. Oline hatte unter ihrer Mutter Anleitung die besten Einkäufe gemacht.

Da sind zunächst zwei Betten mit stählernen Springfedermatratzen und Roßhaarfüllung. Oline sagt, daß ihre Blutung durch das Liegen auf den unmöglichen Strohsäcken verursacht worden sei. Gut.

Und dann sind da sieben prächtige Wolldecken, beige mit zartgrauem Rand. In zartroter Farbe ist dareingewoben »Hotel Bristol«.

»Mich stört das gar nicht,« erklärt Frau Jensen so laut, als ob ihr jemand widersprochen hätte.

»Stören?« wundert sich Einar. Er findet das ganz im Gegenteil vornehm. An Störung nicht zu denken!

Des weiteren sind da Teller, Tassen, Platten, alles in schwerem, glänzendem Flint, prima Qualität. Sie sind auch schneeweiß, mit blauem Rande. Und blau steht darauf »Hotel Bristol«. Und endlich ist da eine wunderbare blanke Terrine und viel Messer und Gabeln — alle mit »Hotel Bristol« verziert.

»Wir haben das nämlich auf einer Auktion gekauft,« erklärt Frau Jensen dem staunenden Einar. Und sie fügt als Trumpf und letzte frohe Überraschung hinzu: »Es war alles spottbillig.«

Unter Geschrei, Möbelrücken und Krachen wurde die Wohnung mit der neuen Pracht umgeben.

Irgendeine geheime Ideenverbindung erweckt in Einar einen fast leichtsinnigen Tatendrang. Er glaubt Wagengerassel, eilige Schritte, Lachen und Rufen und den gedämpften Lärm des Hafens zu hören. Ihm wird da so wohl und leicht zumute, daß er meint, er brauche nur die Arme auszubreiten, um fliegen zu können.

Oline überreicht ihm am Abend in der vertraulichen Einsamkeit des Schlafzimmers mit kaum merklichem Zögern die Rechnung des Krankenhauses.

»Privatzimmer Numero vier ...« liest Einar halblaut. Und zu unterst einer langen Zahlenreihe steht: 648 Kronen. »Aber, Oline — ich habe dir doch tausend Kronen mitgegeben ...«

»So? ... Und wovon hätte ich denn das andre alles zahlen sollen?« Bei diesen Worten hebt sie die weiche Wolldecke vom Bett.

»Hotel Bristol«, liest Einar gegen seinen Willen. Und wieder kommt die unbestimmte Fröhlichkeit über ihn. Eine elegante Frau, denkt er, kostet eben Geld. Und er denkt weiter und nicht ohne Stolz: Hier liegt der Mann, der eine elegante Frau hat, die viel Geld kostet.

»Geld — wie Dreck!« hat Arne eine Stunde früher auf dem kleinen Kontor gesagt. »Lieber Mensch, laß mich nur machen. Bin ich denn umsonst so lange Makler gewesen?«

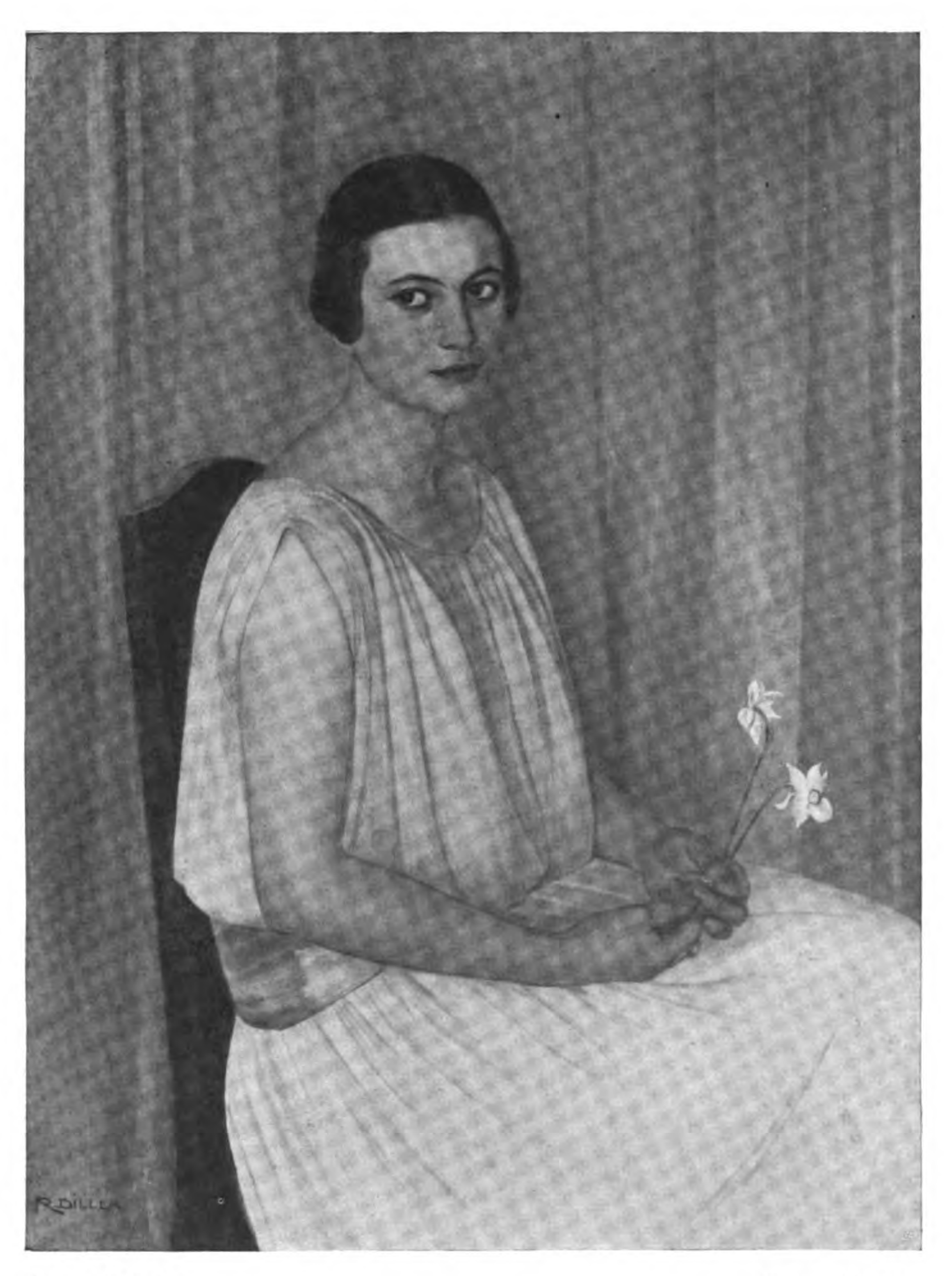
Die Zuversicht seines Schwagers ermuntert Einar, dem es mit seinen Spekulationen in der letzten Zeit nicht immer glänzend ergangen ist.

Einmal, gleich nach der Hochzeit, hatte er über fünfzigtausend Kronen in der Blechbüchse, die als Kasse dient. Aber in der letzten Woche hat sich in das schöne Geld ein großes Loch gefressen. Daß sein Hausstand so mächtige Summen verschlingen möchte, kann er gar nicht glauben. Irgendwo muß ein Fehler sein. Doch er ist zu müde, um jetzt nach dem Fehler zu suchen. Er gähnt laut und denkt: Übrigens ist ja nun Arne da. Ein verflucht fixer Kerl, dieser Arne!

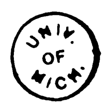
Oline im andern Bett denkt an die Gesellschaft und wie man es am besten anstellen könne, diesen verblödeten Mons zu übertrumpfen.

Am folgenden Tage wird die Einladung besprochen. Es zeigt sich da, daß es gar nicht so einfach ist, an diesem Platze eine passende Gesellschaft zusammenzubringen.

»Man könnte den Distriktsarzt Aalheim einladen,« beginnt Oline aufzuzählen. »Aber er trinkt und fängt dann gewöhnlich Streit an. Seine Frau ist aber ganz unmodern. Sie wird in hohem Kragen und langem Rock kommen. Pastor Irgens geht selten in Gesellschaft, er ist ein Sonderling. Niemand würde lustig sein, wenn er am Tische sitzt. Vogt Hallsten aber hat kaum Zeit. Und dann wäre noch Michal Furutop, der Thingmann ...«



Richard Diller: Damenbildnis


UNIV.
OF
MICH.

Es ist an allen etwas auszusetzen.

Während man sich im oberen Stock in Trägebö ums gesellige Leben bemüht, werden im unteren nicht minder wichtige Pläne entworfen.

»Ich habe«, sagt Arne, »heute morgen in Sunde fünftausend Heringstonnen bestellt.«

»Fünftausend Tonnen! Jetzt im Herbst braucht doch kein Mensch Tonnen. Was willst du denn damit anfangen?«

Arne nimmt ein Papier aus der Brusttasche und legt es auf den Tisch. »Da ist der Abschluß. Ich habe natürlich auf deinen Namen kaufen müssen, da man mich hier nicht kennt. Gib nur ruhig deine Unterschrift.«

Einar liest: »Fünftausend Tonnen zu sechs Kronen, lieferbar im Januar! ... Mensch, bist du toll? Das macht dreißigtausend Kronen.«

»Du brauchst kein einziges Ör auszugeben, mein Lieber. Bis zum Januar werden die Tonnen mindestens zehn Kronen wert sein. Ich habe übrigens heute auch noch zweihundertsechzig Klafter Birkenholz gekauft, zu fünfzig Kronen, lieferbar Januar-Februar.«

»Jetzt aber — dich hat's! Wo willst du denn das Geld hernehmen?«

»Das Holz ist auch auf deinen Namen und in deinem Auftrage bestellt. Du hast ja hier diese wundervolle Sache, die man Kredit nennt, und weißt nichts damit anzufangen.«

Einar hat das Gefühl, auf einem Wagen zu sitzen, vor dem das Pferd durchbrennt.

Arne aber streckt ihm eine Zeitung hin. »Da. Lies die Berichte aus England! Die Kohle ist in den letzten Wochen von vierzig Schilling auf achtundsechzig gestiegen. Im Winter wird das Brennholz auf siebzig oder achtzig Kronen stehen ... Kapierst du endlich?«

Einar staunt: »Ja, ja. Das ist allerdings möglich.«

»Das ist sogar gewiß. Morgen will ich versuchen, alle Torfvorräte hier am Strande in unsre Hand zu bringen.«

Der sonst so bedächtige Arne kommt sich vor wie ein Riese. Er ist mißmutig, daß er seine ungeheure Kraft nicht auf einmal an irgendeiner gewaltigen Sache erproben kann.

Von Arne geht eine seltsame, bezwingende Kraft aus, der Einar bald unterliegt.

»Du mußt dir jetzt vor allem Geld verschaffen, Einar — gleichgültig, wie und woher. In unsern Händen wird es sich in einem Jahre verzehnfachen.«

»Ich habe schon vierzehntausend Kronen auf Trägebö stehen,« sagt Einar kleinlaut.

»Auf Trägebö kannst du heute ruhig dreißigtausend aufnehmen. Die Banken sind ja mit Geld vollgestopft bis unters Dach und wissen gar nicht, wo ein und aus. Sie beleihen jetzt jede Hundehütte. Ich werde mit Mons reden. Entweder gibt er dreißigtausend, oder wir kündigen ihm die Bagatelle hier. Übrigens — ist Askeland belastet?«

»Nein.«

»Hat nicht dein Vater neuntausend oder so in bar?«

»Die braucht er aber zum Bauen — das Wohnhaus ...«

»Unsinn! Nächstes Jahr baust du ihm ein Haus und gibst ihm die neuntausend als Zins obendrein.«

Einar kommt hier nicht ganz mit. Doch sitzt er und schaut Arne voll Spannung ins erregte Gesicht und lauscht wie gebannt seinen Worten.

Es vergehen zwei Tage. Einar begreift, daß das Leben wie ein breiter, mächtiger Strom an ihm vorbeifließt. Da er ein schlechter Schwimmer ist, muß er sich am Ufer halten. Arne aber und Oline tummeln sich lustig in den Fluten.

In diesen zwei Tagen hat Einar aus der Hand Arnes wohl ein Dutzend Abschlüsse empfangen und unterschrieben. Er weiß schon gar nicht mehr, was er alles gekauft hat. Und an die Summen wagt er nicht zu denken. —

Mittlerweile kam der Tag für die Abendgesellschaft.

Im Eßzimmer wird der Tisch weit ausgezogen und mit feinem Leinen gedeckt. Und die neuerworbene Pracht wird daraufgestellt. Jeden Teller aber krönen vier Gläser.

Einar hat wieder seinen Smoking angezogen. Frau Jensen geht in vornehmer schwarzer Seide, Oline und Nelly aber sind hell und leicht, und sie lachen und zwitschern wie kleine Vöglein.

Als erster erscheint der Distriktsarzt Aalheim. Er hinkt ein wenig und hat sich erst im letzten Augenblick entschließen können, der Einladung zu folgen. Seine Frau ist um einen halben Kopf größer als er, blond, hager, mit Augen ohne Wimpern und Brauen. Sie betrachtet mit offenkundigem Mißfallen die bloßen Arme und Schultern der jungen Damen.

Man setzt sich im Wohnzimmer und weiß die ersten paar Minuten gar nicht, was man zueinander sagen soll.

Oline beginnt mit dem Arzt ein leises Gespräch über ihre Krankheit.

Frau Jensen erzählt der ziemlich mürrischen Doktorfrau von ihren vornehmen Bekannten in der Stadt. Frau Jensen sagt: »Ihr Mann, der Doktor, gleicht auf ein Haar unserm alten, guten Freunde, dem Konsul Moore.«

»So. Inwiefern?«

Nein, das weiß Frau Jensen selber nicht. Sie hat den Konsul Moore nämlich noch nie aus der Nähe gesehen. Sie weiß von ihm nur so viel, daß er eine der Spitzen der städtischen Gesellschaft ist. Aber man kann Frau Jensen nicht so leicht festnageln. Sie sagt: »Der Konsul schwärmt so sehr für unsre Sandtorte. Er behauptet

immer, daß man sie nirgends sonst so gut bekommt wie in unserm Hause.«

Die Doktorsgattin zwinkert boshaft mit den Nickhäuten. »So. Er ist aber Diabetiker.«

»Ach ja,« bestätigt Frau Jensen. »Er hat allerlei Talente. Er hätte eigentlich Künstler werden sollen.«

Wieder zwinkern die Nickhäute, und Frau Jensen fühlt, daß mit ihrem Konsul doch wohl nicht alles in Ordnung ist.

Zu ihrer Erleichterung kommen in dieser Minute der Vogt Hallsten und der Thingmann Furutop zugleich an. Der Vogt, ein lebhaftes, trotz seiner Jugend schon ganz weißes Männlein, mit gelbem, ein wenig zerknittertem Gesicht, aus dem der dünne Knebelbart wie ein Eiszapfen herabhängt, hat seinen schwarzen Festrock an, der ihm bis über die Knie reicht. Das läßt ihn an der Seite des mächtigen Thingmanns nur noch winziger erscheinen.

Warum der Thingmann in der Gegend so großes Ansehen genießt, könnte gewiß niemand sagen. Es wird aber auch nicht danach gefragt. Er hat ein volles rotes Gesicht, in dem die grauen Äuglein tief versinken. Er hat allerlei Ämter und sogar Ehrenämter, und er hat in allen Sachen seine eigne Meinung. Seine Meinung gilt viel. Er hat außerdem des Königs Verdienstmedaille in Kupfer, eine Glatze und ein Paar mächtige Plattfüße.

Der Vogt und der Thingmann zanken sich immer. Der ewige Zwist scheint jedoch ihrer Freundschaft keinen Abbruch zu tun, denn man sieht sie oft beisammen.

Der Thingmann weiß immer Neuigkeiten. Auch jetzt bringt er eine. »Man hat den Mörder des Holzhändlers Legebö nun endlich erwischt. Den sollte man an der Landstraße aufhängen, zur Abschreckung. Nur schade, daß so etwas nicht mehr angeht.«

»Das wäre eine Roheit,« erklärte sofort der Vogt.

Der Thingmann zeigt mit seinem dicken Finger auf den kleinen Vogt. »Dort sitzt ein Sozi und Anarchist!«

Da hat man, Gott sei Dank, nun etwas zu bereden. Alle beteiligen sich lebhaft am Gespräch bis auf Arne, dem Recht und Gerechtigkeit und alle ähnlichen Spitzfindigkeiten fernliegen und egal sind. Sein Sinn steht auf Geld.

Man setzt sich zu Tisch, und die Diskussion wird fortgesetzt.

Einar schenkt Kümmelschnaps ein. Der Thingmann hält aber die große Hand über sein Gläschen und schüttelt den Kopf. »Über meine Lippen kommt kein Alkohol,« sagt er und schließt die Augen.

Da zeigt der Vogt auf des Thingmanns Brust. »Dort sitzt ein Abstinent!«

Und siehe da — jetzt hat man glücklich schon zwei Dinge, über die man reden kann. Denn in diesem Lande gärt die Alkoholfrage. Es werden während des Essens viele kluge Worte gewechselt.

Sobald man vom Alkohol redet, sind alle gegen den Thingmann; redet man aber vom Kriege, steht der Vogt allein.

Frau Jensen und Oline haben den Tisch hübsch mit Petersilienblättern garniert. Sogar in jeder Serviette steckt ein Büschel, denn man hat aus der Stadt einen großen Vorrat erhalten und muß ihn auf irgendeine Weise verwenden.

Der Distriktsarzt riecht daran, lächelt ein wenig und steckt das grüne Sträußlein ins Knopfloch. Seinem Beispiel folgen alsogleich der Thingmann und der Vogt.

Dann ißt man nacheinander Spinatsuppe, Fisch, Braten und Huhn und zuletzt Pfannkuchen mit Himbeermarmelade.

Es ging beim Essen etwas wunderlich und verkehrt. Die Eiblumen für die Spinatsuppe wurden in der Küche vergessen. Karen legte sie auf den Fisch, wo sie sich auch nicht übel ausnahmen. Der teure Gurkensalat stand noch in der Küche, als schon die Himbeerpfannkuchen aufgetragen waren. Oline ließ ihn aber noch hereinholen, und man verzehrte ihn. Und so kam schließlich doch noch alles auf seinen Platz.

Der Thingmann trank Limonade, die andern aber Rotwein und Weißwein. Und zum Schluß noch Asti Spumante.

Einar fühlte sich allmählich wohl in der Gesellschaft. Er hob sein Champagnerglas und trank Oline zu.

Oline war an diesem Abend wirklich reizend. Ihre Augen funkelten wie Diamanten, und sie hatte, ganz ausnahmsweise, hübsche rote Wangen. In ihrer Freude hatte sie der Doktorsfrau auch schon von der künftigen Villa erzählt und von vielem andern, was kommen sollte. Dazwischen drückte sie auf den Knopf der Tischglocke und hielt ihre Mägde, die an diesem Abend irgend etwas Weißes im Haar trugen, in reger Bewegung.

Standen denn nicht auf dem langausgezogenen Tisch das viele Silber und die hübschen Teller »Hotel Bristol«? Einar kommt fast ein Schwindel an, wenn er daran denkt, daß er der glückliche Besitzer von all der Herrlichkeit ist.

Den Kaffee trinkt man in der Wohnstube.

Schon stehen die Tassen auf dem runden Tisch. Oline gießt ein, und sie lächelt entzückend dazu. Die Magd geht mit einem Tablett erst zur Doktorsfrau, dann zum Doktor. Der bemerkt das Handtuch neben der Zuckerschale und denkt einen Augenblick nach. Vor einer Minute hat er irgendwo eine silberne Zuckerzange gesehen, und da hat er auch nachgedacht. Nun legt er sich das Handtuch über die Finger und nimmt den Zucker aus der Schale.

Der Thingmann, der Vogt, die Damen Jen-

sen, Einar — alle machen es zur Verwunderung der Doktorsfrau ihrem Gatten nach. Nur Arne nimmt den Zucker mit bloßen Fingern — seine Gedanken sind immer noch bei Kaufen und Verkaufen.

Oline macht Einar mit den Augen ein Zeichen und geht zur Kontortür. Einar folgt. »Du könntest mir jetzt zwei ganze Nelken geben.«

»Oh — hat man denn in den Goldzähnen auch Schmerzen?«

»Du bist langweilig, Einar. Darum können die Nelken doch nicht schaden.«

»Schaden? Nein, auf keinen Fall — im Gegenteil. Mir haben sie schon manchmal besser geholfen als deine Goldplomben. Stecke sie nur tief hinein!«

Das tut Oline. Dann deutet sie auf Einars Knopfloch. »Hast du denn nicht gesehen, wie die andern Herren sich schmückten?«

Natürlich hat Einar das gesehen. Aber könnte denn das grüne Graszeug nicht Flecken auf dem feinen Tuche machen? Und glaubt denn Oline, er wolle sich alle paar Wochen einen Smoking anschaffen? Lebt man denn nicht schon ohnedies mehr als flott?

Einar ärgert sich nicht wenig über Olinens plombierte Zähne; aber er redet von etwas anderm.

»Ach du!« sagt Oline. »Wo willst du hin? Du mußt noch manches lernen.«

Als sie wieder in die Wohnstube tritt, lächelt Oline, obschon die zwei ganzen Nelken den Schmerz steigern und nicht vermindern.

Man ißt jetzt große und kleine Törtchen. Frau Jensen kratzt sich mit der Tortengabel den Rükken unter dem weißen Spitzenkragen und ruft: »Oline, wo hast du die neuen Platten? Jetzt könnte man tanzen.«

Aber außer Nelly will kein Mensch tanzen.

Die Herren beginnen Karten zu spielen, dazu trinken sie Grog, rauchen und schwitzen.

Nur der Thingmann hat sich von ihnen abgesondert. Er raucht nicht und rührt auch keine Karte an. Die Doktorsgattin lobt ihn dafür. Jetzt sitzt er neben ihr und berichtet von den neuesten Ereignissen am Strande.

Die Damen Jensen werden auf diese Weise etwas isoliert. Da macht sich Oline an das Grammophon und läßt Platte um Platte los. Nelly tanzt mit Grazie die modernsten Tänze. Aber außer ihrer Mutter und ihrer Schwester hat sie keine Zuschauer.

Trotzdem — man geht im allgemeinen gesättigt und befriedigt auseinander. Und das ist die Hauptsache.

Seufzer

Durch Mons ist ein neuer Geist über die Leute vom Frühlingstal und vom Solböstrand gekommen. Er hat ihnen gezeigt, daß man in ein paar Jahren aus einem armen, vertriebenen Jungen zum Bankdirektor und Millionär werden kann. Jetzt spekulieren sie. Wie ein Fieber hat es sie alle gepackt.

Nur ein paar wenige Häuser und Höfe sind noch nicht mit Hypotheken belastet. Das Geld ist alles in Monsens Bank gewandert. Einer der wenigen, die nicht mitmachten, ist Haldor Enge, der auf dem hintersten Gaard im Frühlingstal wohnt und dort die Arbeit aufs neue begonnen hat.

Auch der Thingmann Furutop ist dem Zauber der Spekulation noch nicht erlegen. Ihn bewahrt davor der Geist seines Weibes, sein eignes Mißtrauen und seiner Familie althergebrachte Frömmigkeit. Der Thingmann ist des Bankdirektors Mons Feind.

Je höher Mons in der Achtung der Leute stieg, desto größer wurde des Thingmanns Feindschaft. Er ging von Haus zu Haus und warnte. Doch es zeigte sich da bald, daß er einem Stärkeren das Feld räumen mußte. Wenige wagten, ihm offen zu widersprechen. Aber viele lachten heimlich über ihn.

Bankdirektor Monsens Glück gleicht einem schweren Wagen, der in schneller Fahrt einen steilen Berg hinabfährt. Der ist auch nicht leicht aufzuhalten.

Was hätte man zudem auch gegen Mons sagen sollen? Die Merkurfabrik geht, die Spinnerei geht, Lärodds Mechanische Werkstatt blüht auf. Die Nordstjernen-Aktien steigen und steigen. Durch Mons ist der Strand reich geworden. Jedermann verdient Geld, und jedermann kann mit Monsens Hilfe sein Geld verdoppeln, vervierfachen. Mons ist ihr aller Wohltäter geworden. Sie verehren Mons.

Der Winter liegt über dem Fjord. Und der Winter ist schön hier. Die Berge sind weiß und weich, wie mit dickem Zucker überstäubt; der Himmel und das Meer aber sind blau, ganz unwahrscheinlich dunkelblau. Man hat wochenlang klares, ruhiges Wetter.

Aus den Schornsteinen der zerstreuten Häuser flattern muntere Rauchfahnen empor und verraten warme Stuben und reichliches Essen.

Es geht allen gut, und alle sind dadurch besser geworden. Viel seltener als früher hört man Nachbarn Böses übereinander sagen. Bricht trotzdem irgendwo ein Zwist aus, so einigen sich die Parteien gleich wieder. Alle helfen eifrig mit zur Versöhnung und ermuntern beide Teile zur Nachgiebigkeit, anstatt, wie früher, sie gegeneinander aufzuhetzen.

Ach, alle diese Menschen sind im Grunde ihrer Seele so abergläubisch. Wenige wissen es, und keiner will es zugeben.

Alle haben auf die Karte Glück gesetzt. Das Glück ist launisch. Alle sind bereit, kleine Opfer zu bringen der großen Sache wegen.

Dann ist es aber auch das eigne Wohlleben, das nachsichtiger gegen fremde Fehler macht und dem Nachbar auch seinen Sonntagsbraten und den Löffel Sahne in den Kaffee gönnt. Man hat jetzt selber etwas mehr, als man braucht, um seinen Hunger zu stillen und seinen Leib gegen die Winterkälte zu schützen, man wird deshalb zuweilen zur Freigebigkeit angeregt.

So weit Menschengedenken zurückreicht, hat es hier am Strande nie so wenig Streit und Zwist und so viel innige Freundschaft gegeben wie zu dieser Zeit. Und da gibt es wirklich noch Narren, die behaupten, daß nur die Not den Menschen läutere und besser mache, oder daß Rost das Messer schärfe.

Einer von diesen finsteren Aposteln der Entsagung, der Buße und des Flehens ist der Thingmann. Gerade er hätte eigentlich am wenigsten Grund dazu, denn keiner hält sich so wie er an die strengen Gebote, die alle kennen und fürchten und möglichst meiden. Da wäre wirklich auch nicht die kleinste Sünde zu finden, die man dem Thingmann zur Last legen könnte. Er begehrt weder seines Nächsten Weib noch seinen Esel, nicht sein Gut und nicht seinen Brunnen. Er geht eifrig zur Kirche und macht sich keine Bildnisse von fremden Göttern, er zahlt pünktlich seine Steuern und lügt nicht. Er stiehlt nicht und schwört auch keinen Meineid — unnötig, alle die andern Sünden aufzuzählen, die der Thingmann nicht begeht.

Und trotzdem verlor er den Anhang unter den Leuten. Das kann ihn zwar nicht beugen oder vom rechten Wege abbringen, ebensowenig wie Hiob durch die verschiedenen Heimsuchungen seinen Glauben verlor.

Der Thingmann läßt durchaus nicht nach in seinem frommen Lebenswandel — im Gegenteil. Jetzt hat er sich vorgenommen, gegen den neuen Geist, der nur vom Bösen herrühren kann, den Kampf offen und mit aller Macht aufzunehmen.

Ist denn nicht Üppigkeit im Essen, Völlerei und Putzsucht auch Sünde? Und hat man denn hier am Strande je solche Feste erlebt, solchen Staat gesehen?

Dieser gottverlassene Mons hat das alles eingeführt. Mons sagt, er wolle seinen Reichtum genießen, sonst hätte er ja auf dem Baugegaard bleiben und jeden Tag Hafergrütze zu Sauermilch essen können.

Mons hat hier die Verschwendung eingeführt. Seine Sünden sind unzählbar wie die Sterne am Himmel. Von den Menschen ist aber alle Gnade hinweggezogen. Sie sind mit Blindheit geschlagen. Sie sehen es nicht, daß dieser Mons ein Hoherpriester des Lasters ist, daß er sie alle verführt hat zu dem abscheulichen Tanz ums Goldene Kalb. Wie in Verzückung schauen sie auf zu ihm, und das Geld, das er unter sie streut, scheint ihnen Manna.

Alles redet nur noch vom Geld, von Aktien und Dividenden und Börsenkursen. Hat nicht der krummbeinige Jacobsen erst vor ein paar Tagen über siebenhundert Kronen blanken Gewinn in die Tasche gesteckt? In die Tasche gesteckt — das wäre noch seine Sache; aber wie er das tut — ohne jeden Respekt knüllt er die vielen Scheine einfach zusammen. Das muß man schon eher gottlos nennen.

Nur nicht verzagt. Jetzt wird der Thingmann kommen und ihnen die Augen öffnen. Der Thingmann fühlt sich zu dieser Mission durchaus berufen. Nun erst versteht er, warum ihm eigentlich das Leben geschenkt worden ist und warum ihm bestimmt war, an diesem Strande seine Tage zu verbringen.

Er geht und redet und sagt dunkle Worte, die viele schrecken. Und es gelingt ihm wirklich, eine Handvoll Gemüter derart zu erschüttern, daß sie sich ihm anschließen. Mit ihnen gründet der Thingmann eine »Losje«. Keiner weiß, was das eigentlich ist. Aber das macht nichts.

Die »Losje« vereinigt sich jede Woche zweimal im Kommunehaus. Männlein und Weiblein legen breite Kragen aus weißem Papier um die Hälse. Es wird viel gebetet, mehr gejammert und geklagt, am meisten aber geseufzt. Darum nennt man diese »Losje« die »Losje der Seufzer«. Kein Zweifel, die Verderbnis der Welt ist groß, und es bedarf gewaltiger Anstrengung, sie zu bekämpfen.

Der Thingmann begnügt sich mit den Seufzern nicht. Beim Beginn der Sitzung hält er sich stumm, mit einwärts gewandtem Blick auf der vordersten Bank. Wenn aber dann später der Geist über ihn kommt, fährt er plötzlich auf, stürmt auf das Katheder und donnert und knallt.

Noch wagt der Thingmann nicht, den Direktor Mons offen beim Namen zu nennen. Er redet nur vom Bösen, der Menschengestalt angenommen habe und unerkannt unter der Menge wandle, der die Menge verblendet und verführt. »Die Rache wird kommen!« schreit der Thingmann, heiser vor Zorn und Empörung. Bei der Rache und Strafe hält er sich stets am längsten auf. Geheimnisvolle Foltern kündet er an. Fürchterliche Dinge prophezeit er.

Da packt die Versammlung jedesmal ein dumpfes Entsetzen. Mit Schreck und wollüstigem Grauen lauscht sie den gräßlichen Verheißungen. Die Hexenprozesse müssen doch noch im Blute der Menschen brodeln, wenn schon die Seufzer sie zu erwecken vermögen.

Direktor Mons merkt bald den Wind, der da gegen ihn zu blasen beginnt. Und Direktor Mons ist nicht der Mann, der sich ins Gesicht blasen läßt. Er geht geradeswegs zum Thingmann.

Soundso — das wird erzählt. Hat das seine Richtigkeit?

Der Thingmann meint, daß das Übel vernichtet werden müsse.

Möge er nur das Übel vernichten, entgegnet Direktor Mons, das sei ihm ganz gleichgültig. Jedoch gar nicht gleichgültig sei es ihm, wenn der Thingmann ihn an Ehre und Gut schädige. Und Direktor Mons hält dem Thingmann das Gesetzbuch unter die Nase.

Der Thingmann knurrt. Aber das Treffen ist für ihn verloren. Es liegt doch nicht ganz in seiner Berufung, mit Direktor Mons einen Prozeß auszufechten und aus seiner eignen Tasche Entschädigung zu zahlen.

Doch da die »Losje« nun einmal gegründet ist und der Thingmann etwas bekämpfen muß, stürzt er sich auf den Alkohol. Darin hat er viele Gesinnungsgenossen. Er steht nicht mehr allein. Überall im Lande haben sich Menschen zusammengefunden zum Kriege gegen geistige Getränke. Das gibt nun dem Thingmann wieder einiges von seiner einstigen Würde und Überlegenheit zurück. Die »Losje« merkt es gar nicht, daß er seine Front ein wenig verschoben hat. Sie ist ihm ergeben und folgt ihm durch dick und dünn.

Auch auf Trägebö schlagen die Wellen der Freude hoch. Das Geschäft steht glänzend. Alle Tonnen, alles Holz, aller Torf, alles, was Arne gekauft hat, ist wiederverkauft mit einem Gewinn, der Arnes Berechnung noch weit übertrifft. Einar hat das erste Hunderttausend seiner Million. Einar wandelt wie in einem rosenroten Traum, Oline strahlt, Frau Jensen und Nelly, die die Festtage auf Trägebö verbringen, sind vom Glück bis zu Tränen gerührt.

»Entschuldige, Einar, ich möchte dich etwas fragen.« — »Bitte, lieber Einar, setze dich ein Minütchen zu uns.« — »Sei so gut, Einar, das Essen ist serviert.« ... So redet man jetzt auf Trägebö.

Mit dem wachsenden Reichtum haben auch auf Trägebö feinere Bildung und Liebenswürdigkeit und angenehme Manieren gewaltige Fortschritte gemacht. Bald wird man es in dieser Beziehung mit sämtlichen Millionären der Stadt aufnehmen können. Auch auf Trägebö hat also das Glück die Menschen verbessert.

Es gab da nur eine kleine Auseinandersetzung auf dem Kontor, die beinahe wie ein Mißton hätte klingen können. Arne hat lange auf einem großen Blatt Papier vielerlei Zahlen zusammengerechnet. Jetzt schiebt er es Einar hin und sagt: »Wir haben rund hundertunddreitausendundsiebenhundert Kronen an meinen Spekulationen verdient. Da — rechne nach!«

Einar nimmt das Blatt nicht ohne ein leises Unbehagen in die Hand und rechnet sorgsam nach. »Es stimmt alles,« bestätigt er und legt das Papier auf den Tisch zurück.

»Davon fällt nun die Hälfte mir zu. Du könntest sie mir gleich auszahlen.«

»Die Hälfte? — Wieso?«

»Nun — ich habe doch das Geschäft gemacht — ganz allein ich ...«

»So? Hast du denn nicht in meinem Namen gehandelt? Gekauft und verkauft?«

Dieser Einwand kommt Arne ganz unerwartet. Er begreift, wohl etwas spät, daß Einar doch nicht so einfältig ist, wie er glaubte. Mächtig quellen Zorn und Entrüstung in ihm auf. Aber er ist klug und beherrscht sich. »Lieber Mensch, wie hast du dir das denn sonst gedacht?«

Die Wahrheit zu berichten, Einar hat sich bis zu diesem Augenblick überhaupt nichts gedacht. Aber daß er Arne nicht die Hälfte des schönen Geldes geben will, so viel steht bei ihm sofort fest. Immerhin ist Arne der Bruder von Oline. Man muß ihm schon etwas zukommen lassen. Er legt zehn Tausendkronenscheine auf den Tisch. »Das hier, meine ich, ist ein schöner Anteil. Nicht jeder Prinzipal würde so viel tun.«

Oha — Prinzipal. Ja, Einar wächst schnell und sicher in die neuen Verhältnisse hinein.

Nun ist das Wundern zur Abwechslung einmal auf Arnes Seite. Und Arne begreift auch, daß diesmal sein Schwager der Stärkere ist. Arne nimmt die zehn großen Geldscheine. Es ist sein erstes Kapital.

Arne sagt kein Wort; aber irgendwo zwischen seinen Augenbrauen steht geschrieben, daß er seinen Entschluß gefaßt hat.

Mit dem nächsten Dampfer fährt er zur Stadt.

Von dieser Unterredung wird im Familienkreise auf Trägebö kein Wort erwähnt. Oline fragte einmal nach ihrem Bruder, doch da die großen Vorbereitungen zum Feste sie jetzt ganz in Anspruch nehmen, bemerkt sie seine Abwesenheit bald nicht mehr. Kein Mißton trübt die Weihnachtsfreude auf Trägebö.

Am Strande von Solbö und im Frühlingstal scheint die soziale Frage wirklich gelöst zu sein. Wer hat sie denn gelöst? Doch nur dieser Direktor Mons. Man wird ihm bei den nächsten Wahlen einen Platz im Storthing verschaffen.

Mons ist in der Tat des Bewunderns wert. Ganz am Anfang hätte man glauben können, er setze alle diese großen Pläne nur zu seinem eignen Nutzen ins Werk. Aber es zeigt sich nun, daß ihm, ganz ähnlich wie dem altmodischen Haldor Enge, die Arbeit, das Werk, noch wichtiger ist als sein Profit.

Gewiß, er ist hart, dieser Direktor Mons. Nie noch hat man gehört, daß er ein Almosen gegeben, oder daß er einem andern beigestanden habe. Er macht nur Geschäfte. Aber mit seinen Geschäften läßt er alle andern auch gewinnen. Gleich wie ihm Essen und Trinken nur in Gesellschaft munden will, so freut ihn die Arbeit, an der viele Hände tätig sind, am meisten.

Niemand liebt diesen Direktor Mons, und niemand hat die mindeste Ursache dazu, nicht ein-

mal seine Schwester Gudrid und ihr Mann Alf. Mons hat ihnen den Engegaard ohne Gewinst übergeben. Mit den achttausend Kronen, die er dem alten Maalvik abgezwickt, konnte Gudrid ihre Aussteuer anschaffen.

Mehr aber hat er für die beiden nicht getan. Er hat das Engehaus seit jenem Morgen, als er mit Haldor den Handel abschloß, nicht mehr betreten.

Gudrid und Alf haben mehr erwartet. Sie haben erwartet, daß Mons ihnen auch noch von seinem Überfluß hergebe. Denn trotz Knecht und Magd ist die Arbeit groß, und trotz den guten Preisen für Milch und Butter und Fleisch ist die Einnahme geringer als bei manchem Arbeiter, der mit ein paar Knöpfen zu spekulieren begonnen hat. Mons aber hat auf den Engegaard kein Geld geben wollen.

Nein, niemand liebt hier Direktor Mons. Doch man achtet ihn als den Überlegenen, den Starken, den Klugen, man achtet ihn vielleicht um so mehr, weil man ihn nicht liebt, weil man ihn nie geliebt hat.

Aber Liebe und Haß scheinen für Mons ebenso unwichtig zu sein wie der Staub auf der Straße. Selbst bei den fröhlichsten Zechgelagen kommt er keinem einen Schritt näher. Er sitzt und hört zu, wenn der Geist den andern die Zunge löst und wenn sie prahlen und wenn sie viel Wahres und viel Dummes sagen.

Mons erzählt nie etwas. Man kennt nicht seine Gedanken, man kennt nicht seine Pläne, seine Hoffnungen, seine Träume, seine Wünsche an die Zukunft.

Ein Mann geht durch den Nebel

Durch den Nebel des Wintermorgens geht ein Mann, unten am flachsten Strande von Hylnäs. Es ist eine lange, schmale Gestalt, ein wenig vorwärts gebeugt. Sein Schritt ist gleichmäßig, nicht schnell und nicht langsam. Eine große Kraft treibt ihn vorwärts. So geht hier nur einer — Direktor Mons.

Er hat einen Spaten auf dem Rücken. Zuweilen bückt er sich und stößt ihn in den nassen Boden, den nur wenige schmutzige Schneestreifen bedecken. Er gräbt ein Loch. Ruhig, gleichmäßig gräbt er, ohne Hast. Noch hat er nicht vergessen, wie man einen Spaten führt.

Da und dort gräbt er. Das erste Loch ganz unten am Strande füllt schon wieder das Grundwasser.

Ein Mann steht oben auf der Wiese, verborgen im Nebel und im alten knorrigen Erlengestrüpp, und späht hinunter. Er ist groß und dick und keucht vor Aufregung. Zuweilen reibt er die Hände, daß es laut knarrt wie trockenes Leder. So reibt nur einer hier die Hände, das ist der Thingmann Furutop.

Der Thingmann ist auf der Jagd nach dem Übel. Nun hat ihn die Vorsehung selber an diesem rauhen Wintermorgen hierhergeführt. Ihm ist es beschieden, den Mann im Nebel zu entdecken.

Nach ein paar Versuchen beginnt Mons ein richtig tiefes Loch auszuheben. Dumpf und seltsam fern hört der Thingmann das Knirschen des Spatens. Zuweilen verhüllt der Nebel Mons vollständig. Dann wird dem Thingmann sonderbar zumute, und er ist mehrmals nahe daran, seinen Posten zu verlassen. Jedesmal, wenn Mons aus dem Nebel wieder auftaucht, ist er kleiner geworden.

Langsam versinkt dieser mächtige Mann in die Erde. Nur Kopf und Schultern ragen noch empor. Wenn er sich bückt, verschwindet er schon vollkommen. Man hört den Spaten nicht mehr scharren. Und der Strand ist leer.

Was bedeutet das? Was sucht Mons hier? Will er etwas verbergen? Was treibt er jetzt dort unten im Erdloch?

Neugierde und Furcht streiten in des Thingmanns Brust so heftig gegeneinander, daß er trotz seiner reinen Seele und seiner Körperkräfte schlottert.

Kein Busch, kein Stein bietet Deckung, sich hinzuschleichen. Über die freie, offene Wiese zu gehen, das wagt der Thingmann doch nicht. So wartet er mit kalten Füßen und heißem Kopf, bis Mons wieder auf der Erde erscheint.

Mons trägt jetzt in der einen Hand den Spaten, in der andern aber ein Tuch, in das etwas Schweres eingehüllt ist. Die Hand mit dem Spaten streckt er weit von sich, so sehr zieht es ihn auf die andre Seite.

Daß Mons mit dem Bösen im Bunde steht, das wußte der Thingmann schon längst. Daß Mons aber auf so dunklem Wege zu seinem Reichtum kommt, der Gedanke taucht erst in diesem Augenblick in des Thingmanns Hirn auf. Das ist eine Erleuchtung und eine Erleichterung zugleich.

Solange Direktor Mons in sein Geheimnis eingehüllt bleibt, ist er unangreifbar. Wenn man aber sagen kann: Er gräbt nach verborgenen und verbotenen Schätzen, wenn man sagen kann: So verdient er sein Geld! Seht, das ist der Mann, den ihr in eurer Blindheit und Verblendung anbetet — dann werden alle aufhorchen, dann wird in ihnen das Mißtrauen erwachen. Bald wird das Mißtrauen alle ihre Gedanken überwuchern. Dann werden auch sie in Direktor Mons überall das Böse suchen und finden. Dann ist des Direktors Zeit um.

Mons schreitet zum halbverfallenen Gehöft, das schon lange unbewohnt ist. Lange muß der Thingmann warten, bis Mons zurückkommt. Er kommt geradeswegs auf das Gebüsch zu, in dem der Thingmann auf der Lauer liegt.

Der Thingmann hätte jetzt eigentlich zur

Straße hinaufgehen müssen, aber das will er nicht. Daß er seinen Gegner auf krummem Wege überraschte, gibt ihm nicht wenig Mut und Überlegenheit.

Mons ist nicht weiter erstaunt, als er den Thingmann bemerkt; kaum daß er sein Gesicht ein wenig hinwendet.

Der Thingmann grüßt mit deutlich übertriebener Höflichkeit. »Guten Morgen, Herr Direktor!«

»Was suchst du hier?« fragt Mons.

Der Thingmann reibt sich die Hände. »Ich suche nicht mehr, denn ich habe gefunden.«

»Du hast hier weder zu suchen noch zu finden. Das ist mein Grund und Boden.«

Der Thingmann läßt sich aber jetzt nicht mehr einschüchtern. Er fragt: »Was hast du denn dort unten ausgegraben — he?«

Monsens Augen werden zu schmalen Schlitzen, und das kleine, böse Lächeln hüpft um seinen Mund. »Was soll ich denn suchen? Gold natürlich. Aber beeil' dich jetzt, daß du von hier wegkommst!«

Mons bleibt breit stehen, bis der Thingmann die Landstraße erreicht hat, dann geht er noch einmal in das Haus zurück und verrammelt die Fenster und verschließt mit dem rostigen Schlüssel die Tür. Von der Straße her beobachtet ihn der Thingmann.

In dieser Nacht liegt der Thingmann im Bette neben seinem Weibe Dagny und kann zum erstenmal in seinem Leben keinen Schlaf finden. Von einer Seite zur andern wälzt er sich und stöhnt, und mehr aus Bosheit als aus Zufall stößt er seinem Weibe bei jeder Drehung den Ellbogen in die Rippen.

Darüber wacht Dagny mit der Zeit auf und sagt: »Du hast dir mit dem vielen fetten Speck den Magen verdorben. Ich will gleich aufstehen und dir Tee von Farnkraut kochen.«

»Bleib nur liegen, du. Das ist es nicht.«

»Was ist es sonst?« Dagny ist müde, sie dreht sich auf die andre Seite und will gleich wieder weiterschlafen.

Da sagt der Thingmann leise: »Er hat sich dem Teufel verschrieben. Heute habe ich ihn erwischt. Jetzt ist er in meine Hand gegeben, und ich werde ihn vernichten.«

So vortrefflich verstehen sich in dieser Ehe Mann und Frau, daß Dagny auch sofort weiß, wen das angeht.

»Unten bei Hylnäs hat er gegraben. Und jetzt liegt der Schatz im alten Hause.«

Dagny wird mit einem Schlage hellwach. »Hast du ihn auch gesehen, den Schatz?«

»Er trug ihn in einem Tuch; schwer trug er.«

Wieder verstehen sie sich, die beiden. Sie wälzen sich eine Zeitlang hin und her, dann meint Dagny: »Die Nacht ist dunkel.«

»Er hat Tür und Fenster verschlossen.«

Pause.

»Hat er auch die Luke oben in der Wand verschlossen?«

»Die Luke? — Nein.«

»Durch die Luke kommt man in die Lemme. Von der Lemme führt eine Stiege in die Stube.«

Es gibt wieder eine Pause.

»Die Luke läßt sich leicht von außen öffnen. Man müßte aber eine Laterne mitnehmen und eine Leiter. Die Laterne darf man aber erst im Hause anzünden.«

Alle diese Gedanken kommen Dagny wie von selber. Was kann sie dafür, daß ihr die Worte so leicht über die Lippen rutschen? Sie ist trotz ihrer Zentnerschwere doch nur ein schwaches Weib.

Der Thingmann hält einen Teller über die Kerze, so daß die Flamme gut darüber hinstreicht.

»Was machst du hier?«

»Für den Fall ...« sagt der Thingmann. »Es könnte uns doch jemand begegnen.«

»Du denkst doch stets an alles,« meint Dagny bewundernd.

Sie schwärzen sich mit dem feinen Ruß vom Teller die Gesichter. Der Thingmann stopft seinen langen Bart in den Genser und bindet sich etwas Wollenes wie einen riesigen Turban um den Kopf. Dagny dagegen schlüpft in des Thingmanns Hosen und stülpt sich seine Mütze, deren Futter sie nach außen gewendet, aufs Haar. Jetzt können die beiden einander nicht mehr erkennen.

Kurz nach Mitternacht verlassen sie das Haus. Der Weg ist nicht weit.

Da hat der Thingmann keine Hoffnung mehr, daß ihn sein Weib von diesem gefahrvollen Wege zurückrufen wird. Das erbittert ihn. Wenn mir jetzt etwas zustößt, denkt er, ist sie schuld daran.

Der Thingmann erklimmt langsam die Leiter. Kaum ist er oben, da öffnet sich die Luke, und der Thingmann stürzt kopfvoran in die Finsternis. Sofort erhebt sich ein fürchterliches Schreien.

»Alle guten Geister!« beginnt der Thingmann entsetzt zu beten.

Aber ihm fährt eine mächtige Pranke an die Kehle, und er röchelt das Ende seines Spruches nur noch recht undeutlich.

Der den Thingmann so empfängt, ist nicht der Höllenfürst, sondern Leif Tangenes, der Bäcker. Und wer ist denn das Frauenzimmer? Nun, das ist des Bäckers junge Dienstmagd.

Der Bäcker hat eine scharfe Frau, gar streng ist die und hält in ihrem Hause genau auf Ordnung. Der Bäcker duckt sich vor ihr, obschon er ein Herkules ist an Kraft und Mut.

Beim Scheine eines Streichholzes sehen der Bäcker und die Magd einen gewaltigen Menschen, der auf dem Rücken liegt, mit aufgesperrtem Mund und schwarzem Gesicht, mit einem

farbigen Tuche um den Kopf, den dunklen Bart zerzaust.

Sein Anblick jagt selbst dem starken Bäcker einen mächtigen Schreck ein. Er hat in seinem unsichtbaren Gegner Arne Bredal vermutet, den Malergesellen, den verfluchten, der ein Auge auf die Magd geworfen hat.

Des Bäckers Geist ist bei weitem nicht die Stärke verliehen, die seine Muskeln auszeichnet. Kein Wunder, daß sich beim Anblick des entstellten Thingmanns sein geringer Verstand verwirrt. Er sieht nun seinerseits im Thingmann einen Bewohner der Hölle und brüllt ebenso fürchterlich auf, wie der Thingmann es getan, als er in seine Hände fiel.

Die Magd quietscht zu des Bäckers Baß den höchsten Diskant.

In wilder Hast schiebt der Bäcker die Leiter, die er vorher vorsichtig emporgezogen, wieder zur Luke hinaus.

Dagny steht immer noch, vor Entsetzen gelähmt, unten und wartet. Des Bäckers Leiter trifft sie auf die Brust. Sie erkennt darin zwei spitze Hörner. Auch sie meint, das könnten nur des Teufels Hörner sein, und ihr Geschrei erhöht noch die allgemeine Verwirrung.

Sowie der Bäcker Dagnys Stimme hört, läßt er die Leiter fahren und flüchtet die morsche Stiege, an der mehr als die Hälfte der Tritte fehlen, hinab und schlägt die alte Stubentür ein, da er in seiner Angst die Klinke nicht finden kann. Auf der Suche nach dem Ausgang wirft er in der Dunkelheit allerlei Sachen um, fällt darüber, dazu schreit er, was seine Lungen halten, und erzeugt so ungeheuer viel Lärm, daß Dagny in wilder Hast die Flucht ergreift und die junge Magd, vor Schreck fast verrückt, auf der finsteren Lemme hin und her läuft.

Die Magd stolpert schließlich über die Beine des Thingmanns und sinkt ihm an die Brust.

Der Thingmann kommt dadurch wieder zu sich. Nicht ohne große Anstrengung legt er den Arm um den Nacken der Magd und flüstert: »Wir sind durch das Tor des Schreckens gegangen, Dagny. Du hättest mich zurückrufen sollen. Ach Gott, tröste mich — er hat mich ja ganz flachgeklopft.« Nach diesen Worten, die ihn viel Anstrengung gekostet haben, schweigt der Thingmann wieder.

Unten in der Stube aber grassiert der Bäcker.

Schaudernd flüstert der Thingmann: »Hörst du ihn, Dagny? Hörst du seine gräßliche Stimme?« Und ganz leise wispert er ihr ins Ohr: »Ich habe ihn nämlich gebannt. Ebensogut wie Peter Daß habe ich ihn gezähmt und in Fesseln geschlagen. Oh, oh, Dagny, könntest du mir nicht den Kopf etwas höher legen?«

Die Magd begreift allgemach, in wessen Arm sie liegt. Sie hat jetzt nur den einen Gedanken, unerkannt von hier wegzukommen. Denn ihre Ehre steht doch auf dem Spiel. Sie hebt behutsam des Thingmanns Kopf und flüstert: »Das geht bald vorbei, Furutop. Lieg' du nur ruhig!«

Jäh verstummt unten in der Stube der Lärm, denn der Bäcker hat endlich den Ausgang durch ein Fenster gefunden.

»Still!« flüstert der Thingmann. »Jetzt hat es ihn! Jetzt hat er seinen Meister erkannt. Ach, Dagny, jetzt werden auch für uns herrliche Zeiten kommen. Was sagst du, Dagny?«

»Ich sage gar nichts. Es wäre aber doch gut, wenn ich nach Hause liefe — ich will dir einen starken Kaffee kochen.«

»Nein, meine Liebe, bleibe hier — laß mich nicht allein im Zwinger des Löwen. Bleibe doch — was willst du denn tun?«

Die Magd erhebt sich. Der Thingmann reißt ein Streichholz an. Die Magd gewahrt die dunkle Öffnung im Boden. Doch erinnert sie sich nicht sogleich an die fehlenden Stufen in der Stiege. Mit gellem Schrei poltert sie in die Tiefe.

Der Thingmann legt sich wieder zurück und jammert: »Gott tröste mich — da geht es ja schon wieder los, Dagny! Und ich habe doch schon mehr als genug gelitten. Ach Gott, laß ihn nicht wieder Macht über mich gewinnen! Diesmal mußt du mir wirklich beistehen, denn er ist riesenstark, und ich bin so zerschlagen, daß ich mich nicht vom Boden rühren kann. Wenn du mir jetzt nicht hilfst, ist alles verloren. Er wird mir sicherlich das Leben nehmen. Dann widersteht ihm kein Mensch hier.« So betet und bittet der Thingmann. Und diesmal findet er Erhörung.

Die Magd erholt sich bald wieder von ihrem Sturze und gewinnt das Freie auf dem Wege, den ihr Meister vorher genommen hat.

Der Thingmann liegt jetzt still und wartet auf den Kaffee. Ja, er meint sogar, daß in diesem Falle ein tüchtiger Schluck gebranntes Wasser — nur als Medizin natürlich — auch nichts geschadet hätte. Und er hofft, daß Dagny von selber auf den Gedanken kommen werde. Wo die Flasche steht, weiß sie.

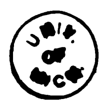
Nach einer Weile nähern sich Menschen. Der Thingmann erkennt Dagnys aufgeregte, weinerliche Stimme. Und er erkennt auch des Vogts Stimme.

»Der Lichtschein,« sagt Dagny laut, »wir haben ihn vom Bett aus gesehen, den gelben Lichtschein hier aus der Lemme. Er, Furutop, hat ihn zuerst bemerkt. Da meint er, es müsse wohl Feuer ausgebrochen sein. Und dann kam also das — wie eine schwarze Wolke hat es sich über uns geschlagen. Er, Furutop, schrie so gräßlich. Gewiß ist er jetzt tot.«

»Warum soll er denn tot sein?« fragt schläfrig der Vogt.



Peter Paul Müller-Werlau: Rheinische Kirmes



»Wenn du, Vogt, seinen Schrei gehört hättest ...«

»Na, schon gut. Hilf mir jetzt lieber die Leiter anstellen. Das andre werden wir dann gleich haben.«

»Paß nur auf, Vogt, daß es dir nicht ebenso ergeht wie ihm!«

»Nein — was fällt dir ein?! Ich habe doch meine Dienstmütze auf dem Kopfe. Darüber haben auch deine bösen Geister keine Macht.«

Der Thingmann hört dieses Gespräch mit Wohlgefallen an und denkt: Was ist das doch für ein prachtvolles Weib, Dagny! Fein hat sie das zurechtgedreht, wirklich großartig! Er legt sich wieder auf den Rücken, schließt die Augen und öffnet den Mund.

Langsam steigt der Vogt die Leiter empor. Er streckt zuerst die Laterne durch die Luke, dann seinen Kopf mit der Dienstmütze und ruft: »Hallo, Furutop, mach' keine Dummheiten!«

Von unten her jammert Dagny: »Er ist tot, und jetzt bin ich schon Witwe. Oh, Michal!«

»Schweig doch lieber still!« ruft der Vogt ärgerlich hinab. »Wie kann ich denn etwas von ihm hören, wenn du so zeterst. Schweig endlich, sag' ich!«

Nachdem er nochmals vergeblich gerufen, steigt der Vogt in die Lemme. Eine Minute lang liegt ein banges Schweigen über dem alten Hause. Dagny steht unten an der Leiter und glaubt nun allen Ernstes, daß ihr Mann stumm und tot-bort oben liegt.

Da streckt der Vogt seinen Kopf wieder zur Luke heraus und ruft gedämpft: »Komm doch einmal herauf, du, Dagny!«

»Ich trau' mir nicht. Sag', was ist?«

»Was ist? Ja, beim Hunde, das versteh' ich auch nicht. Er liegt da und reißt das Maul auf, und er gleicht, meiner Seel', mehr dem schwärzesten Obertürken aus der Hölle als einem Thingmann. So etwas hab' ich in meinem langen Dienst noch nie erlebt. Da ist schon einiges vorgefallen. Soviel ist sicher. Aber du mußt heraufkommen, dann will ich diese Sache hier näher untersuchen.«

»Das ist Zauberei, Vogt. Nichts als schwärzeste Zauberei — habe ich es dir denn nicht schon gesagt? Wie könnte das sonst alles auf richtige Weise zugegangen sein? Wir beide, ich und Michal Furutop, zwei christliche Menschen ...«

Der Vogt unterbricht sie barsch: »Daß du nicht endlich schweigen kannst! Glaubst du denn, ich strecke hier meinen Kopf zur Luke hinaus, bis du mit allem fertig bist? Nein, meine Teure, dazu bin ich nicht verpflichtet.«

Dagny klettert die Leiter empor. Als sie ihren Mann so langhingestreckt am Boden liegen sieht, will sie sich mit einem Wehegeheul auf ihn stürzen.

Der Vogt hält sie zurück. »Halt da, jetzt komme zuerst ich, die Obrigkeit. Da — halte einmal die Laterne — so — höher ...« Zweimal umgeht der Vogt den regungslosen Thingmann und merkt sich genau seine Lage und alle übrigen Umstände.

Dagny kann da nicht länger schweigen. »Ach, Vogt,« jammert sie mit dünner, pfeifender Stimme, »er ist sich ja selber gar nicht mehr gleich. Ganz umgewandelt ist er.«

»Was ist denn das für eine sonderbare Mütze, die er da auf dem Kopfe hat?« Vorsichtig löst der Vogt dem Thingmann den hohen Turban und breitet ihn auseinander.

»Ja — so gewiß!« schreit Dagny auf. »Der Herr bewahre meine sündige Seele — wenn das nicht meine Unterhosen sind! Aber kannst du dir das erklären, wie die hierherkommen, du, Vogt?«

»Und sein Gesicht ist ganz schwarz,« konstatiert der Vogt weiter.

»Auch mein Gesicht war schwarz,« sagt Dagny. »Das alles kommt von der Wolke ... Sowie Michal Furutop die Luke öffnet, strömt es uns pechschwarz entgegen. Es riecht ja auch jetzt noch nach Schwefel.«

Der Vogt schnuppert in der Luft herum. »Ich will nicht sagen, daß die beste Sorte Luft hier oben sei. Aber von Schwefel kann ich nichts merken.«

»Nein, du nicht, du, Vogt,« sagt Dagny spitz. »Wie solltest du auch, wenn du deine Nase immer voll Tabak stopfst.«

»Passe du besser auf deine eigne Nase auf!« bemerkt darauf der Vogt beleidigt.

Dagny senkt die Laterne. »So — wie meinst du das?«

Nun ist es dem Thingmann aber nicht länger möglich, den Kampfruf seines alten Widerparts unbeantwortet zu lassen. Er schlägt die Augen auf und sagt mit knarrender, tiefer Stimme: »Hast du schon wieder eine neue Gestalt angenommen?«

»Was sagst du da? Wieso Gestalt?«

»... als Kröte, als Maus, als schwarze Wolke ...« murmelt der Thingmann und schließt die Augen wieder.

»Den hat es aber doch ganz gehörig hingelegt,« stellt der Vogt fest. »Was meint er eigentlich mit dem Zeug da?«

»Er hält dich, Vogt, für den schwarzen Mann«

»Na — er müßte da doch zum mindesten die Dienstmütze sehen. Wer die Mütze beleidigt ... Paßt nur auf, ihr beide ...«

Da der Thingmann jetzt wieder reglos daliegt, setzt der Vogt seine Untersuchung fort. Er findet auf des Thingmanns Brust ein Strumpfband, ein wollenes, gestricktes, wie es die jungen Bauernmädchen tragen. Das hält er unter die Laterne. »Kennst du vielleicht auch das, Dagny?«

»Nein,« sagt Dagny mit jäh veränderter Stimme. »Nein, das kenn' ich nicht.«

»Gut, dann hätten wir hier sicherlich eine deutliche Spur. Wenn man jetzt nur auch schon wüßte, an wessen Bein das andre Strumpfband sitzt, dann wollte ich euch die schwarze Wolke bald zeigen.«

»Ich habe Stimmen gehört, als Furutop durch die Luft fiel.«

Der Vogt lacht. »Ach du, das glaub' ich schon.«

Diesen Angriff auf seine Reinheit will sich der Thingmann vom Vogt keineswegs gefallen lassen. Er sagt: »Was fällt dir nur ein, Vogt? Dagny selber ist doch bei mir gewesen, als es mich so fürchterlich zusammenschlug.«

»Ich?« fragt Dagny verblüfft. »Jetzt träumst du aber, mein lieber Furutop.«

»Wie soll ich träumen, wenn ich dich doch in meinem Arm gehalten habe? Da, auf meiner Brust lag dein Kopf.«

»Auf deiner Brust, Furutop ...?«

»Ja — und du hast mich auch getröstet.«

Der Vogt lacht laut. »Was sagst du denn jetzt zu deiner schwarzen Wolke, Dagny?«

»Nein, jetzt sag' ich nichts mehr. Denn ich verstehe das alles nicht. Und da kannst du nun lange dein Maul aufreißen, Vogt.«

»Nein,« wehrt sich der Thingmann. »Du lagst hier auf meiner Brust, und das ging wenigstens auf natürlichem Wege zu und war kein Teufelswerk. Hast du denn nicht gesagt, daß du mir Kaffee bringen wolltest? Dann gingst du dort die Stiege hinunter — und du bist gefallen ... So wahr ich da liege und Thingmann bin ...«

»Furutop — entweder hast du den Verstand verloren, oder es war eine andre bei dir ... Als die Leiter umfiel, bin ich zum Vogt gelaufen.«

Der Thingmann vergißt ob dieser Erklärung seinen Zustand so sehr, daß er sich ohne fremde Hilfe aufrichten kann. »Das ist freilich wahr — dein Mund hat so lieblich nach Himbeeren geduftet. Und das bin ich sonst nicht gewöhnt an dir.«

»Himbeeren ...« staunt Dagny.

»Himbeeren ... und ... und ... Aber wenn du es nicht gewesen bist, muß mir der Teufel da doch wieder eine Falle gelegt haben.«

Der Vogt fragt höhnisch: »Und das Strumpfband — ist das vielleicht die Falle?«

Der Thingmann beginnt an seinem Zustande zu zweifeln, und Furcht befällt ihn, daß etwas Böses in ihn gefahren sein möchte. »Unten muß er liegen,« sagt er leise und wichtig. »Er liegt unten. Er ist geflohen, als ich Macht über ihn gewann.«

Nicht ohne Beschwer kamen alle drei über die verfallene Stiege in die Stube. Da konnte der Vogt fürs erste feststellen, daß verschiedenes zerbrochen und zerschlagen war. Da lag auch ein leerer Sarg am Boden, und auf dem Tische und auf ein paar Kisten lagen graue Lehmklumpen. Sie suchten eifrig in allen Winkeln und Ecken, vom gebannten Teufel und vom Schatz fanden sie nichts.

(Schluß folgt.)

Der Mittler

In dem Wandel der Zeiten, alle Jahrhundert einmal,
Lodert am Firmament ein seltsamer Strahl.

Wird da ein Heil'ger vom Himmel zur Erde gesandt,
Trägt Menschengebärde und ein schlichtes Menschengewand.

Folgt ein gedämpftes Leuchten seinem behutsamen Schritt,
Wenn er zu einem armen, gequälten Menschen tritt.

Es rinnen die Tränen linder, Angst und Jammer schweigt,
Sobald der Gottgesandte dem Menschen lind sich neigt.

Doch wenn eine arme Seele sich zagend der Hülle entreißt,
Ist er es, der der erlösten den Weg zum Ewigen weist — —

In dem Wandel der Zeiten, alle Jahrhundert einmal,
Lodert am Firmament ein seltsamer Strahl.

Clara Blüthgen



Eisplatz. Radierung. 1924

Walther Klemm

Von Johannes Schlaf

Dem Naturalismus, der Nachahmung der Natur, folgte, als erneute Betonung des auswählenden, durch die persönliche Seelen- und Nervenstimmung sich bestimmenden Prinzips, der Impressionismus, dem die geistige Ausdruckskunst, der Expressionismus, der dann in den abstrakten Konstruktivismus endete.

Was ist, unbeschadet der überdauernden Leistung einzelner hervorragender Künstler, zu dieser Entwicklungsfolge als solcher zu sagen?

Wenn sie in die abstrakte Kunst auslief, für die den »rein« geistigen Erlebnisinhalten gegenüber die äußere Erscheinung als bloße »Zufälligkeit« belanglos war, so kam man ja auch hier um ein bestimmtes Mittel des Ausdrucks, um symbolische Formgebung, nicht herum. Doch war sie — denken wir z. B. an Kandinsky — eine von der äußeren Erscheinung abgebundene. Man isolierte das geistige Moment der Komposition und ließ diese nur durch sich selbst wirken. Das mußte allerdings zur Symbolik eines rein mathematisch-geistigen Formspieles werden. Zwar kam in der Malerei noch das Ausdrucksmittel der Farbe oder der Tönung hinzu, doch es erwies sich als Irrtum, wenn man glaubte, damit zu Wirkungen zu gelangen, welche denen der Architektur und der Musik, die es ja nicht mit Wiedergabe der äußeren Erscheinung zu tun haben, an Verständlichkeit gleichkämen. Geist kann eben nicht ohne Leib sein. Und so ist neuerdings — wie im Ausland, so bei uns, wie in der Dichtung, so in den bildenden Künsten — aus der abstraktesten Sackgasse hervor wieder die Forderung »Zurück zum Naturalismus« laut geworden. Resignation also auf diesen, oder wenn nicht auf ihn als gewesene, bestimmt geprägte Richtung, so doch aufs »Gegenständliche«.

Dieser Wendepunkt ist sehr interessant. Denn wenn der Entwicklung vom Naturalismus über den Expressionismus bis zur letzten abstrakten Kunst zwar eine gewisse Notwendigkeit nicht abzusprechen ist, so besagt sie doch, daß sie zu einer äußersten Möglichkeit vorgedrungen war, die, als solche nicht mehr entwicklungsfähig, ein Zurück gebietet.

Sicherlich, da keine Entwicklung ohne Frucht und Folge bleibt, gibt es kein Zurück zu dem Naturalismus, wie wir ihn kennen, auch nicht zum Impressionismus. Wohl aber zu dem Ausdruck eines bestimmten geistigen Erlebens durch das Mittel des Gegenständlichen; und zwar

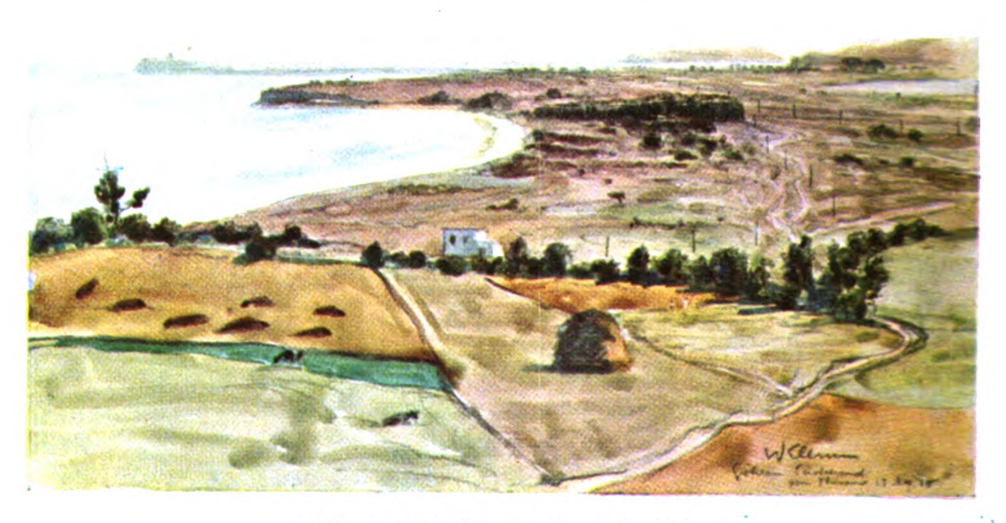
durch eins, wie es die moderne Kunst im Naturalismus und im Impressionismus ausgebildet hatte, deren Schöpfungen wir in einem neuen Lichte zu sehen, zu denen wir ein vertiefteres und gefestigteres Verhältnis zu gewinnen schon angefangen haben.

Da las ich nun in Rom Landaus Buch »Der unbestechliche Minos« gelegentlich Emil Orliks: »Heute« (also nach dem Expressionismus) »fängt die ‚gute' Zeichnung allmählich auch in Deutschland an, Mode zu werden ... Dadurch auch erfordern heute jene Vertreter der deutschen Malerei, die das Handwerk wirklich beherrschen, eine viel größere Beachtung als in normalen Zeiten, in denen Besitz des Handwerks Selbstverständlichkeit ist.«

Von der Seite und vom Standpunkt der eben dargelegten Erwägungen betrachtet, bedeutet Handwerk hier offenbar etwas mehr als »Handwerk«. Und es treten Künstler als bedeutsam wieder in den Gesichtskreis, die im Sturm der expressionistischen und abstrakten Periode vielleicht schon übersehen worden waren.

Sicherlich auch Walther Klemm, der seit 1913 unter den letzten unruhvollen Entwicklungen, trotz Gropius und Bauhaus, an der Weimarer Kunsthochschule Tätige. Doch soll dabei nicht über dem hervorragenden »Techniker« sein Persönlichkeitswert, sein fein empfindend gestaltendes Künstlertum vergessen werden.

Die frühen Wurzeln von Klemms künstlerischer Entwicklung sind sehr sympathisch, sind ungeachtet seiner fast französisch fabelhaften, schier an die Chinesen heranreichenden technischen Delikatesse sehr deutsch. Sohn eines Karlsbader Schulleiters, gelangt er auf Spaziergängen mit dem Vater, von diesem eingeführt und belehrt, früh, im empfänglichsten Alter, zu einem tiefen Einleben in die Natur, dem sicherlich auch zustatten kam, daß es, naturwissenschaftlich gelenkt, ihm geologische, botanische, entomologische, zoologische Einsicht vermittelte. Wenn die Eindrücke des Weltkurortes Karlsbad auf die vielseitige und sehr fein gestimmte, beweglich intellektuelle Empfänglichkeit des Knaben noch mit in Anschlag gebracht werden, dann die Einflüsse seiner Wiener Studienzeit, die Berührung mit Hodler, Amiet, Munch, Klimt u. a., dann das, was wir unter Wiener Temperament, Lebensluft, Kultur verstehen, so haben wir wohl den Schlüssel zu dem, was ich übers phänomenal beherrschte »Handwerk« hinaus als Klemms künstlerische Persönlichkeit bezeichnet oder angedeutet habe.



Südstrand bei Göhren. Aquarell. 1925

Geistige Probleme oder Konflikte, sei es tendenziös oder »weltanschaulich«, mit dem eigentlichsten Mittel des Malers, der Farbe, zu gestalten, liegt Klemm gewiß nicht, er ist Impressionist schlechthin, von Geblüt. Durchaus, zum mindesten in seinem eigentlichsten



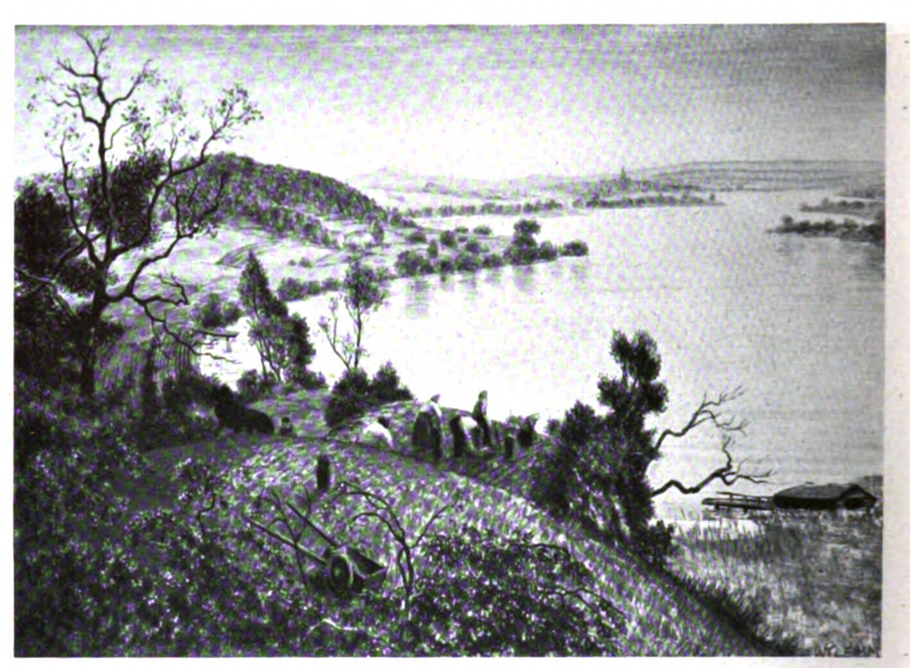
Strandpromenade von Göhren. Aquarell. 1925

Kunstwerk und ohne die dekadenten, gesellschafts-kritischen Absichten, die hier sonst so oft, wenn auch nur unbewußt, hineinspielen. Diese Unbefangenheit ist sein Vorteil. Sie schließt, im schon angedeuteten Sinne, über zeitbedingte Momente hinaus, schon rein als solche, positivere und damit dauerndere Werte ein.

Klemm ist in seinem Besten, mag sich das angesichts seiner erstaunlichen, bis zum Raffinement gehenden Kunstfertigkeit auch parador ausnehmen, ein naiver Künstler. Und, nochmals, »geistige Probleme«, »Konflikte«, »Ausdruckskunst« hin oder her: sei's auch nur eine Maus oder einen Grashalm mit Unbefangen-



Badende am Mondsee. Aquarell. 1924



Am Mondsee. Ölgemälde. 1925

heit und eindringlichem Erleben zu erfassen, ist etwas mehr als noch soviel firme Fixig- und Fertigkeit im Malen und Zeichnen, ist lebendiges Verständnis, Liebe, Nachbarschaft zum Geschöpf.



Am Mondsee. Ölgemälde. 1926



Landschaft auf Rügen. Ölgemälde. 1925

Wenn Klemm gelegentlich in einer selbstbiographischen Skizze erzählt, wie er Jahre hindurch täglich immer wieder Wanderungen machte, um sich mit offenem Sinn und Empfinden, zugleich mit wissenschaftlicher Vertrautheit der Formation einer Landschaft, einer weiten Wasserfläche, dem Spiel und den Stimmungen von Luft und Licht — meist der hellen Sonne —, dem Anblick einer Überschwemmung, der Profilansicht des Gebirges hinzugeben, die feine Lebensregung und Bewegung mit dem wechselvollen Spiel ihrer Übergänge von Pflanze, Tier, Mensch zu beobachten, in sich aufzunehmen, in seiner Karlsbader Heimat, in den Tiroler Bergen, im Schönbrunner Tierpark, im Dachauer Moos oder am Meer: so verrät das den Quell seiner Kunst und bestätigt das, was vorhin schon über ihn als Künstler ausgesprochen worden ist.

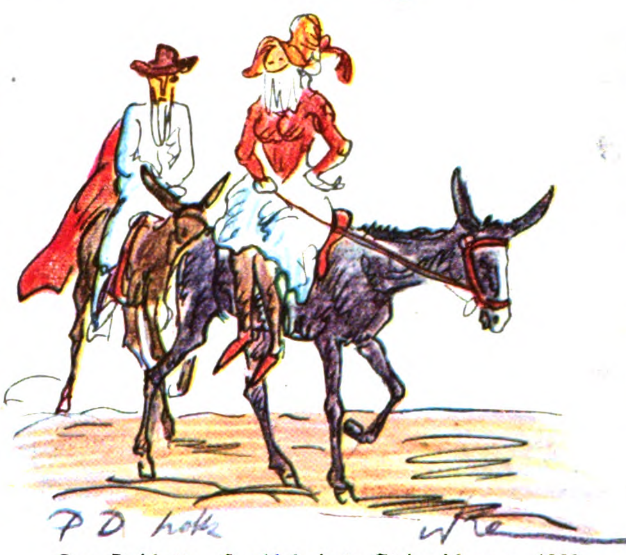


Eisplatz. Ölgemälde. 1925

Es versteht sich daraus aber auch, daß er — die direktere äußere Anregung, die er hierbei von seinem Studium an der Wiener Kunst-

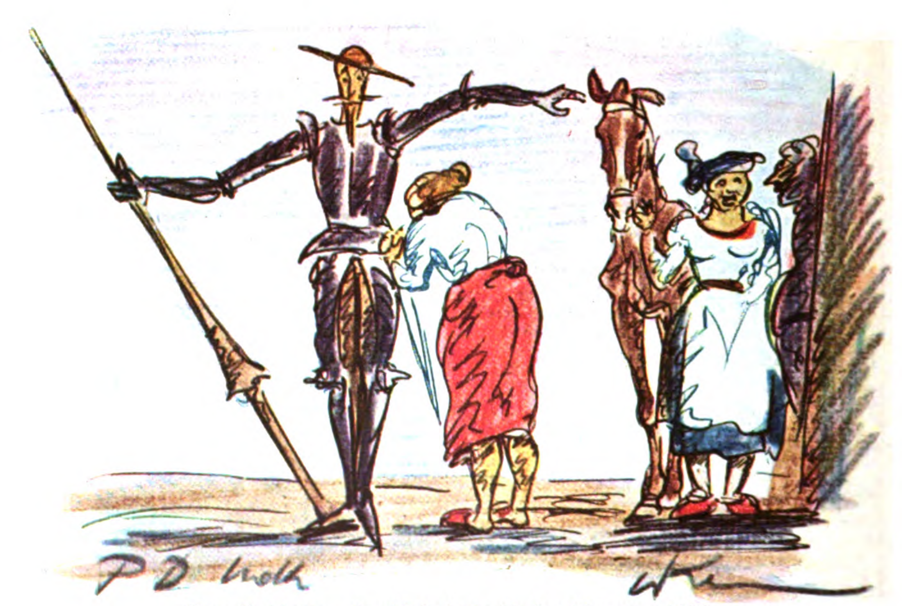
gewerbeschule und von seinem künstlerischen Umgang in Wien empfing, außer acht gelassen — Graphiker werden mußte.

Seine Liebe zu Landschaft, Pflanzen, Tier, seine angeborene, auf Physiognomie, charakteristisches Gepräge, vor allem auch Bewegung gerichtete, aufs Feinste und Diffizilste reagierende Sensibilität konnte, wenn sie — er schuf seine ersten Graphiken, sofort preisgekrönte Holzschnitte, autodidaktisch — zum künstlerischen Ausdruck drängte, kaum anders als graphisch sich ausleben; schon weil jegliches graphische Werkzeug von vornherein ein schmiegsameres, unmittelbar gehorchendes war, einer außerordentlich spontanen Art des Erlebens zur unmittelbarsten künstlerischen Entlastung verhalf.



Don Quichotte. Handkolorierte Steinzeichnung. 1922
Reiherverlag 1922

Es ließe sich darüber etwas Grundsätzliches sagen, was vielleicht gerade heute wieder ernstliche Beachtung verdiente. Der unendlichen Bewegung der Erscheinung darf, wie der Bildhauer, so auch noch der eigentliche Maler infolge der bestimmten Eingeschränktheit seines Mittels, nur in einem Sinne gerecht werden: er hat so wenig wie möglich Bewegung zu geben, muß diese aber, in die möglichste Ruhe gefaßt, so geben, daß aus ihr das entschiedenste Erleben aller Mannigfaltigkeit von Haltung und Bewegung, das vollkommenste Vertrautsein mit ihr sich verrät. Fast nur eine Ausnahme ist möglich: das sehr bewegungsreiche Gruppenbild — denken wir etwa an die Hirschjagd von Rubens. Hier ist alles mannigfaltige, leidenschaftlichste Bewegung. Da



Don Quichotte. Handkolorierte Steinzeichnung. 1922
Reiherverlag 1922



Don Quichotte. Handkolorierte Steinzeichnung. 1922
Reiherverlag 1922

aber jede einzige Gestalt sich in ihr befindet und es so viele Gestalten und so viele, außerdem gegeneinander, nicht parallel gerichtete Arten von Bewegung sind, kann das Bild, da das Auge von einer zur andern schweift, dem Empfinden des Betrachters nicht erstarren. Eine ausgesprochen lebhafte Bewegung aber von nur einer Gestalt oder



Don Quichotte. Handkolorierte Steinzeichnung. 1922
Reiherverlag 1922

von nur ein paar wenigen Gestalten kann, und wäre sie künstlerisch auf das vollendetste bewältigt, wenn nicht besondere Umstände der Komposition hinzukommen, zur Starrheit werden.

Man könnte sagen: ein Bildhauer, ein Maler dürfe, wenn er zu wirklich reinen künstlerischen Wirkungen gelangen will, keine allzu ausgeprägte,



Robinson. Federzeichnung

allzu sensibel in Anspruch genommene Vorliebe für Bewegung oder Bewegungsmomente, ihre Über- und Fortgänge haben. Besitzt sie ein Künstler aber trotzdem — und das ist eine sehr feine, keineswegs bloß äußerliche Begabung —, so wird er sich zum Zwischengebiet zwischen Malerei und Dichtung, zur Graphik hingedrängt fühlen, wird er zum hervorragenden Graphiker werden.

Nun ist Klemm, zum mindesten in der Mehrzahl seiner besten Schöpfungen, zwar sicherlich nicht ein Künstler, der auf eine, wenn auch überaus charakteristische, so doch unruhigere, allzu lebhafte Bewegung hinaus wäre: aber er ist doch seiner eigensten Veranlagung nach allzu entschieden auf die feinste Wahrnehmung der mannigfaltigsten, erstaunlich vielseitigsten Bewegungszuständlichkeiten eingestellt, es ist dies viel zu sehr sein unwillkürlichster Trieb, seine seelische Schwingung bis ins Feinste der Nerven hinein, als daß er nicht Graphiker sein müßte, sich hier durch Farbe, eigentlichst



Robinson. Federzeichnung

malerische Komposition und Situation eine Beschränkung auferlegen oder auf ein andres Gebiet des künstlerischen und menschlichen Erlebens drängen lassen könnte.

Was er auf seinem Gebiet aber leistet, ist das Erstaunlichste, zugleich unmittelbar überzeugend und bannend Treffsicherste. Und es ist nicht bloße Virtuosität, sondern es handelt sich um ein überaus sympathisches Erleben, Eingelebtsein — mit andern Worten: es ist all jene sympathische Liebe darin, die ihm die väterlich geleiteten Eindrücke seiner ersten Jugend zu den Naturdingen eingesenkt hatten.

Dieser durch nichts beirrte Sinn für lebendige Bewegung zeichnet auch einige seiner Malwerke aus. Ich meine besonders sein erstes, 1910 entstandenes Eislaufbild, mit dem er damals in der Berliner Sezession Aufsehen erregt hat, und seine



Robinson. Federzeichnung

späteren Eislaufbilder. Die Art, wie die laufenden Gestalten in die verschneite Winterumgebung eingefügt sind, und der Umstand, daß die Mannigfaltigkeit der Bewegung vieler Personen für das Auge eine Erstarrung der einzelnen Bewegung verhindert, macht, in Verbindung mit der nicht bloß virtuos, sondern sehr lebendig empfundenen Landschaft, den fesselnden Eindruck dieser Bilder aus, von denen eins, hier im Text eingefügt, eine Vorstellung geben mag.

Aber die genial erfaßte Bewegung der Erscheinung ist keineswegs die einzige Eigenschaft, mit der Klemms Kunst anzieht. Sie bestrickt ebensosehr, wenn wir vor allem immer wieder an seine Tiergraphiken denken, durch die vollendetste Erfassung der sonstigen Eigenart eines Geschöpfes. Es bringt sich hier fast immer eine zum Heiteren, Sonnigen gestimmte Auffassung zur Geltung, die doch niemals das über

dem Spiel jeder subjektiven Stimmung stehende natürliche Gepräge verdeckt. Diese heitere Gestimmtheit schließt, vor allem bei den vielen Illustrationswerken Klemms (»Reineke Fuchs«, »Münchhausen«, »Til Ulenspiegel«, »Don Quichotte«, »Deutsche Märchen«, »Tierfabeln«, Löns' »Werwolf«, »Simplizissimus« usw.), wo auch die menschliche Gestalt ihre Rolle spielt, wenn nicht eigentlich Humor und noch viel weniger gewollten Witz, so doch immer Laune ein, niemals Satire oder Ironie. Hier bringt sich bei Klemm das österreichische, das wienerische Temperament zur glücklichsten Geltung.



Aus dem Reineke Fuchs. Holzschnitt
Verlag Kiepenheuer 1917

In all diesem Betracht ragen immer wieder die Tiergraphiken hervor. Nicht, daß es Klemm an sehr entschiedenem Sinn auch für die menschliche Gestalt, ihr charakteristisches Gepräge, ihr Bewegungsspiel fehlte: er ist hier nicht minder vorhanden, doch nicht in gleich unwillkürlicher Weise beteiligt; zum mindesten regt sie ihn nicht an, sich mit der gleichen Liebe auf sie einzulassen, begnügt er sich hier, recht kennzeichnend, mit dem virtuos hingekritzelten Strich der oft hastigsten Skizze. Die menschliche Gestalt macht ihn nicht so ganz in dem gleichen Maße verweilen wie das Tier. Man vergleiche nur die dem Text eingefügten Menschgestalten mit den kleinen Tierbildern!

Klemm hat natürlich auch Bilder, und zwar in reichlicher Zahl, gemalt. Bezeichnend ist aber, daß er, der geborene Graphiker, hier nach Stil sucht, daß seine Technik, wenn auch in einem abgesteckten Bereich, bis zum Experimentierenden wechselt. Merkwürdigerweise sind gerade seine ersten Gemälde — denken wir wieder an den Eislauf von 1910 —, auch dies und jenes seiner späteren Bilder — z. B. eins seiner 1925 entstandenen mit Motiven der Insel Rügen —, eigentlicher, d. h. mit breiterem Strich, gemalt



Aus dem Reineke Fuchs. Holzschnitt
Verlag Kiepenheuer 1917

die Holländer (besonders Brueghel), oder mit diesem und jenem Zug auch an Dürers Art, eine Landschaft zu sehen. Es verrät sich eine Neigung, zu sehr in Einzelheiten zu gehen, die Raumfläche zu ausgiebig mit ihnen zu füllen, ohne daß sie doch so recht, wie so unvergleichlich organisch bei den Holländern, in die Einheit des Ganzen gebunden wirkten. Eine Ausnahme machen freilich, von einigen andern Motiven — aus der Weimarer Umgebung — abgesehen, die



Ohrfasanen. Radierung. 1923

als seine übrigen. Er bleibt hier mehr ein Suchender, es handelt sich um keinen so ganz zwingenden Trieb. Nicht von ungefähr erinnert er in seinen späteren und neuesten Bildern an



Zwergmaus auf Ähre. Radierung. 1924

köstlichen Mondsee-Landschaften. Schon der Umstand, daß Klemm immer wieder auf dies Motiv zurückkommt, zeigt an, daß er mit besonderer Lust und Liebe dabei, daß sein zwingendster Künstlertrieb hier im Spiel ist. Überall macht sich aber in den Gemälden mehr oder weniger der Graphiker bemerkbar.

Doch kann man sich kaum so leicht etwas Bezauberndes vorstellen als seine Aquarell-Landschaften. Den großen Gemälden gegenüber haben sie den Vorzug, daß ihre Motive ein-



Eichhörnchen. Radierung. 1923



Zellersee. Aquarell. 1924

facher, zusammengefaßter, somit überschaulicher und wirksamer sind. Auch hier liebt Klemm große, heiter-glatte Wasserflächen, ein Zusammenspiel mit entfernteren, zarten, in Linie, Bau, Gliederung äußerst reizvollen Hügel- und Bergketten. Licht, Luft, Farbe sind von einer unglaublichen Duftigkeit. Es wäre zu wenig gesagt, wenn man bloß ihren außerordentlichen Geschmack und ihre Virtuosität betonen wollte: es spricht aus ihnen durchaus die Liebe und die Einfühlung eines zum Heiteren, Sonnigen, Klaren, Weiträumigen gestimmten Geistes für Luft, Licht, Wasser und Gebirge.

Es sollte nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, auf eine Darlegung oder Analyse der längst bekannten und ausgewerteten Vorzüge von Klemms Technik einzugehen. Wohl aber möchte ich darauf hinweisen, was seine Kunst in der gegenwärtig gegebenen Situation der allgemeinen, wieder sich dem Gegenständlichen zuwendenden, nicht bloß sich darauf resignierenden Kunstentwicklung zu besagen haben könnte. Alles ist die Persönlichkeit. Unruhe und Widerstreit der Richtungen und Schulen können sie zeitweilig wohl in Schatten stellen, niemals aber ihrem Wert und ihrem fruchtbaren Wirken Eintrag tun.

Tagesende

Wenn Tag und Nacht sich grüßen
Und sinken einander an die Brust,
Dann halten die Bäume den Atem an,
Zu schauen die süße Lust.

Dann klingt keines Vogels Stimme,
Die Wolken hören zu wandern auf,
Ganz still verlöscht ihr rotes Licht,
Der Wind hält ein im Abendlauf.

Dann ruht die Erde, stützt das Haupt
Und schaut sich um so still und groß
Und zieht den hellen müden Tag
Zum Schlaf, zum Schlaf an ihren Schoß.

Bald geht auf bloßen Füßen
Die sanfte Nacht durch Flur und Feld
Und streicht mit sachten Händen
Ihr Schlaftuch über die schwebende Welt.

Christine von Winkler

Kann das Gefängnis den Sträfling bessern?

Von Geh. Rat Dr. Robert Heindl (Berlin)

In den letzten Jahren ist auffallend viel über den Besserungszweck der Strafe geschrieben worden. Aus Büchern, Flugschriften und gelehrten Vorträgen erfährt man, wie rückständig inhuman und sinnlos das Gefängniswesen bisher gehandhabt wurde, und wie anders das alles künftig werden wird durch die Einführung des Erziehungsgedankens ins Strafrecht. Der »pädagogische Strafvollzug« ist augenblicklich die große Mode. Auch in einem amtlichen Gesetzentwurf hat sich diese neue Richtung schon ausgewirkt: Der von der Reichsregierung im Februar 1927 veröffentlichte »Entwurf eines (Reichs-) Strafvollzugsgesetzes« will einen »Strafvollzug in Stufen« einführen, um damit die größtmögliche Besserung zu erzielen.

Dieser Stufenstrafvollzug soll, wie der Gesetzestext sagt, »die Erziehung zu gesetzmäßigem Leben dadurch fördern, daß dem Gefangenen in stufenweise steigendem Maß Strafmilderungen gewährt werden, die es ihm lohnend erscheinen lassen, seinen Willen anzuspannen und zu beherrschen«. Es sind drei Stufen vorgesehen. In der zweiten und noch mehr in der dritten locken allerlei Vergünstigungen: bessere Unterbringung und Verköstigung, Raucherlaubnis, Turnen und Sport. Ein Aufrücken von einer Stufe in die nächsthöhere ist nur möglich, wenn »das Gesamtverhalten des Gefangenen darauf schließen läßt, daß die erzieherische Einwirkung Erfolg hat«.

Wird dieses schöne und edle Ziel, das die Verfasser des Entwurfes im Auge haben, sich erreichen lassen? Wenn die Besserung auch nur eines Teiles der Sträflinge gelingt, ist die Neuregelung als segensreich zu betrachten und trotz des erhöhten Kostenaufwandes zu begrüßen.

Betrachten wir die Erfahrungen des Auslandes! Frankreich hat den »Strafvollzug in Stufen« bereits vor vielen Jahren in der Strafkolonie Neukaledonien, einer Südseeinsel in der Nähe Australiens, eingeführt und ihn lange Zeit praktisch ausprobiert. Hat sich die kostspielige Verschickung der Pariser Verbrecher und Asozialen gelohnt? Ich habe längere Zeit auf dieser Insel verbracht und will kurz die Strafvollzugsergebnisse schildern, die ich dort beobachten konnte.

Die erste Stufe des Strafvollzugs verzichtet in Neukaledonien, ebenso wie dies auch im deutschen Gesetzentwurf vorgesehen ist, auf alle Milderungen und gleicht deshalb dem üblichen Zuchthausstrafvollzug. Im zweiten Strafstadium genießen die neukaledonischen Sträflinge schon größere Bewegungsfreiheit. Sie sind nicht mehr zwischen Gefängnismauern eingekerkert, sondern in Baracken untergebracht und werden tagsüber in frischer Luft beschäftigt. In der dritten Stufe winkt endlich als Belohnung für gutes Verhalten die Ansiedlung im Inneren der Kolonie, die sich durch landschaftliche Schönheit und große Fruchtbarkeit auszeichnet. Wahrlich, ein Ansporn zur Besserung, wie wir ihn unsern Sträflingen nicht bieten könnten!

Die französische Regierung hat hier für Diebe und Mörder eine Sommerfrische ohnegleichen geschaffen. Das Klima ist frisch und gesund, ein ewiger Frühling vom Neujahrsmorgen bis zum Silvesterabend. Am Busen der Natur kann hier selbst das verhärtetste Verbrechergemüt moralisch gesunden. Außerdem hofften die Franzosen, unter den Feenhänden der Zuchthäusler würde sich das wilde Eiland rasch in ein blühendes, reiches »Neufrankreich« verwandeln.

Ihr Plan erwies sich als Utopie. Gemäß einem Ministerialerlaß von 1882 erhielten die Sträflinge der dritten Stufe ein Stück Land als »Konzession« zugewiesen, dazu etwas Bargeld, Ackergerät und freie Verpflegung für die ersten 30 Monate ihrer Farmertätigkeit. Dafür war der Konzessionär verpflichtet, binnen 20 Monaten eine Hütte auf dem ihm überlassenen Grund und Boden zu erbauen. Die optimistische Regierung berechnete, daß dieses Konzessionsverfahren bis zum Jahre 1896 eine Ersparnis von 7 Millionen bedeuten und von da ab dem französischen Staatssäckel einen Überschuß von jährlich 2 Millionen einbringen würde. Wie grausam hat die Praxis diese Theorie verhöhnt! Als der Reinertrag beginnen sollte, in den neunziger Jahren, ergab sich folgende Statistik: Von den bis dahin deportierten 20 000 Sträflingen erwiesen sich nur 1563 als geeignet für die »dritte Stufe«, für die Konzessionierung. Sie waren die Elite. Aber auch von diesen versagten 40 Prozent, als man den Versuch der Konzessionierung mit ihnen wagte, schon in den ersten Monaten vollkommen. Die Übrigbleibenden, la crême de la crême, erlitten nach wenigen Jahren Schiffbruch; und nur 240 von den 1563 Konzessionierten erhielten in der Statistik die Zensur »gut«. 20 000 Sendboten hat man ausgeschickt, das »Jungfrankreich« zu gründen, nur 240 blieben übrig, die Ansiedler wurden.

Die französische Regierung sah sich gerade zur selben Zeit, als der Millionenüberschuß anfangen sollte, gezwungen, das Konzessionssystem zu ändern. Das neue Konzessionsdekret lautete: Die Sträflinge erhalten bereits urbar gemachtes Land — wie resigniert das klingt! —, auch brauchen sie sich keine Hütte mehr zu bauen, sondern bekommen ein auf Staatskosten hergestelltes fertiges Wohnhaus angewiesen. Dafür muß der Konzessionär — wie prosaisch! — eine jährliche Rente zahlen.

Und selbst mit diesem Dekret, das dem Staat enormes Geld kostete, ist die Metamorphose des Raubmörders zum friedlichen Ackerbürger mißlungen. Als ich die Kolonie etwa zehn Jahre nach Erlaß des Dekrets besuchte, bot sich mir folgendes Bild: Sobald die Stunde der Freilassung schlägt, sobald das moralisch großgepäppelte Sorgenkind aus der Zucht entlassen wird, hat es meist nichts Eiligeres zu tun, als seine Konzession zu verlassen. Ohne jegliches Verständnis für die edlen Erziehungsmaximen der »Pönologen« sagt der Angesiedelte am Tag der Freilassung nicht selten dem schmucken Blockhäuschen, den liebgewordenen Ackergefilden, den braven Kühen und Schweinen, die an seinem Läuterungsprozeß so redlich mitgearbeitet haben, kurz allem, dem er seine moralische Wiedergeburt verdankt, Adieu. Er wirft Victor Cousins »Du Vrai, du Beau et du Bien«, das er aus der Sträflingsbibliothek entlehnte, in die eine Ecke und den Melkeimer in die andre, vertauscht den Spaten mit dem Spazierstock und zieht als Vagabund in die Welt hinaus, um Arbeit zu suchen, mit dem festen Vorsatz, sie nirgends zu finden. Und ein paar Wochen später wird er von der Gendarmerie wieder am Gefängnistor abgeliefert, weil er abermals zum Verbrecher geworden ist.

Von den nach Neukaledonien verschickten Zuchthäuslern hat sich also, wie gesagt, nur 1 Prozent wirklich gebessert, d. h. zu einer ehrlichen Existenz durchgerungen. Sicherlich waren unter diesen Deportierten nicht 99 Prozent Schurken, sondern viele an sich tüchtige Menschen, die nur für die vorschnelle Handlung eines unbedachten Augenblicks zu büßen hatten. Am Ende des »Strafvollzugs in Stufen« waren aber unter 100 Sträflingen 99 haltlose Wracks, ohne Energie und Ehrgefühl, verlottert, verlumpt und demoralisiert, unfähig, nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu sein. So wirkt die lange dauernde Freiheitstrafe, selbst wenn sie unter allem nur denkbaren Besserungsansporn stattfindet. Die unvermeidliche gegenseitige Ansteckung — unvermeidlich, da jahrelange Einzelhaft undurchführbar ist — hat zur Folge, daß jede längere Freiheitstrafe den Bestraften nicht bessert, sondern nur noch schlechter macht.

Noch hoffnungsloser haben sich in Neukaledonien die sogenannten »Relegierten« gezeigt, d. h. die oftmals Rückfälligen, die **Gewohnheitsverbrecher**, die Bettler und Landstreicher. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Neukaledonien war nach der amtlichen Statistik eine einzige Konzession an einen »Relegierten« verliehen — bei einer Gesamtzahl von etwa 2000 Relegierten. Einer von 2000 Gewohnheitsverbrechern hatte das, was man für alle erträumte, erreicht: die Besserung.

Es mag sein, daß der neukaledonische Mißerfolg zum Teil durch Fehler der Verwaltung verschuldet worden ist. Wir müssen aber annehmen, daß unter all den Männern, die in den letzten 60 Jahren als Gouverneure und Strafanstaltsdirektoren die praktische Durchführung des neukaledonischen »Strafvollzugs in Stufen« dirigierten, gewiß auch Beamte mit Verwaltungsgeschick und warmem Mitgefühl für die moralisch Schwachen waren. Trotz alledem das klägliche Ergebnis!

Wer die neukaledonischen Erfahrungen für nicht beweiskräftig hält, weil sie ihm zu exotisch sind, der möge folgendes bedenken: Das deutsche Statistische Reichsamt hat das Schicksal der im Jahre 1897 Verurteilten ein Jahrzehnt hindurch weiter zu verfolgen versucht. Es ergab sich: Von den 1897 erstmals Verurteilten erlitten in den nächsten zehn Jahren weitere Verurteilungen: 23 Prozent, von den schon früher einmal Verurteilten 50 Prozent, von den zwei- bis viermal Verurteilten 65 Prozent, von den fünfmal und öfter Verurteilten 84 Prozent. Diese letzte Zahl (84 Prozent) bedeutet bei genauerer Betrachtung, daß alle fünfmal und öfter Vorbestraften wieder rückfällig werden; denn die restlichen 16 Prozent konnten vermutlich nicht mehr rückfällig werden, weil sie starben oder in Irren- und Siechenhäuser kamen. Aber auch die erwähnten 50 Prozent und 66 Prozent erscheinen natürlich viel zu niedrig gegriffen, wenn man genauer zusieht. Sie betreffen nur die Individuen, die trotz mehrmaliger Bestrafung immer noch nicht gelernt hatten, ungestraft zu sündigen. Die restlichen 50 Prozent und 34 Prozent haben im mehrmaligen Verkehr mit den Strafverfolgungsbehörden hinreichend Routine erworben, um einer abermaligen Entdeckung und Bestrafung zu entrinnen; sie sind bei der Ausführung ihres Handwerks vorsichtig vorgegangen oder haben bei erneuter Festnahme und Abstrafung die Strafregisterbehörden durch falsche Namensangabe geprellt (1897 bis 1907 war der größte Teil Deutschlands noch ohne Erkennungsdienst!). Wenn das Statistische Reichsamt eine wirklich zutreffende Statistik aufstellen könnte, würde es zweifellos schon bei den dreimal Vorbestraften eine Rückfallquote von 99 Prozent berechnen, und zwar nicht für einen Zeitraum von zehn Jahren, sondern zehn Monaten!

Der Wahrheit näher kommt die bekannte Enquete der Preußischen Regierung über den Rückfall der Zuchthäusler. Sämtliche Strafanstaltsbehörden wurden aufgefordert, über alle seit dem 1. Oktober 1894 eingelieferten Zuchthäusler mit mindestens drei Vorstrafen sich alljährlich zu äußern, was von jedem einzelnen Gefangenen für die Zukunft zu erwarten sei. Bis 1913 waren es 37 697 Sträflinge, über die berichtet wurde. Bei 95 Prozent wurde der

Rückfall als wahrscheinlich erklärt, bei 3 Prozent als zweifelhaft und nur bei 2 Prozent als unwahrscheinlich.

Eine behördliche deutsche Untersuchung hat also ergeben, daß nur bei 2 Prozent der mehrmals vorbestraften Zuchthäusler die Besserung wahrscheinlich (keineswegs sicher!) ist. Genau dieselbe Prozentzahl haben wir bei den zu travaux forcés (Zuchthaus) verurteilten und nach Neukaledonien verschickten Franzosen gefunden. Nun haben wir aber für Neukaledonien außerdem eine Sonderstatistik über die rélégués, d. h. die Gewohnheitsverbrecher erwähnt, und diese ergab: 0 Prozent Gebesserte! Für Deutschland besitzen wir keine solche Sonderenquete, da das Institut der Relegation bei uns bisher nicht bestand. Sie würde aber sicher ebenfalls 0 Prozent Besserungsfähige ergeben.

Doch die deutsche Reichsregierung will jetzt ein der Relegation ähnliches Verfahren einführen. Der Strafgesetzentwurf, der zurzeit dem Deutschen Reichstag zur Beschlußfassung vorliegt, sieht für »gefährliche Gewohnheitsverbrecher«, also für die Leute, die man in Frankreich »relegiert«, eine »Sicherungsverwahrung« vor. Diese Sicherungsverwahrung besteht, kurz gesagt, darin, daß der Sträfling nach Verbüßung der eigentlichen Strafe noch einer bessernden Nachkur von grundsätzlich dreijähriger Dauer unterzogen werden soll. In diesen drei Jahren soll durch besonders eindringliche pädagogische Behandlung Herz und Gemüt des Berufsverbrechers für die Tugend empfänglich gemacht werden, und nach drei Jahren sollen sie — kein Engel ist so rein! — der menschlichen Gesellschaft wiedergeschenkt werden.

Wegen der völlig negativen französischen Erfahrungen mit den Relegierten, ja schon wegen der angeführten deutschen Enquete ist meines Erachtens vor einer solchen Sicherungsverwahrung von grundsätzlich nur dreijähriger Dauer dringend zu warnen. Die Besserung berufsmäßiger Gauner ist eine Utopie. Die deutschen Berufsverbrecher werden nach diesem dreijährigen »Nachsitzen« hundertprozentig wieder zu ihrem alten Geschäft zurückkehren, ohne die geringste Besserung zu zeigen.

In meinem Buch »Der Berufsverbrecher« habe ich die grauenvollsten Verbrechen der letzten Jahrzehnte ausführlich geschildert und nachgewiesen, daß sie fast alle ohne Ausnahme das Werk oftmals vorbestrafter und immer wieder auf die Menschheit losgelassener gewerbsmäßiger Verbrecher waren.

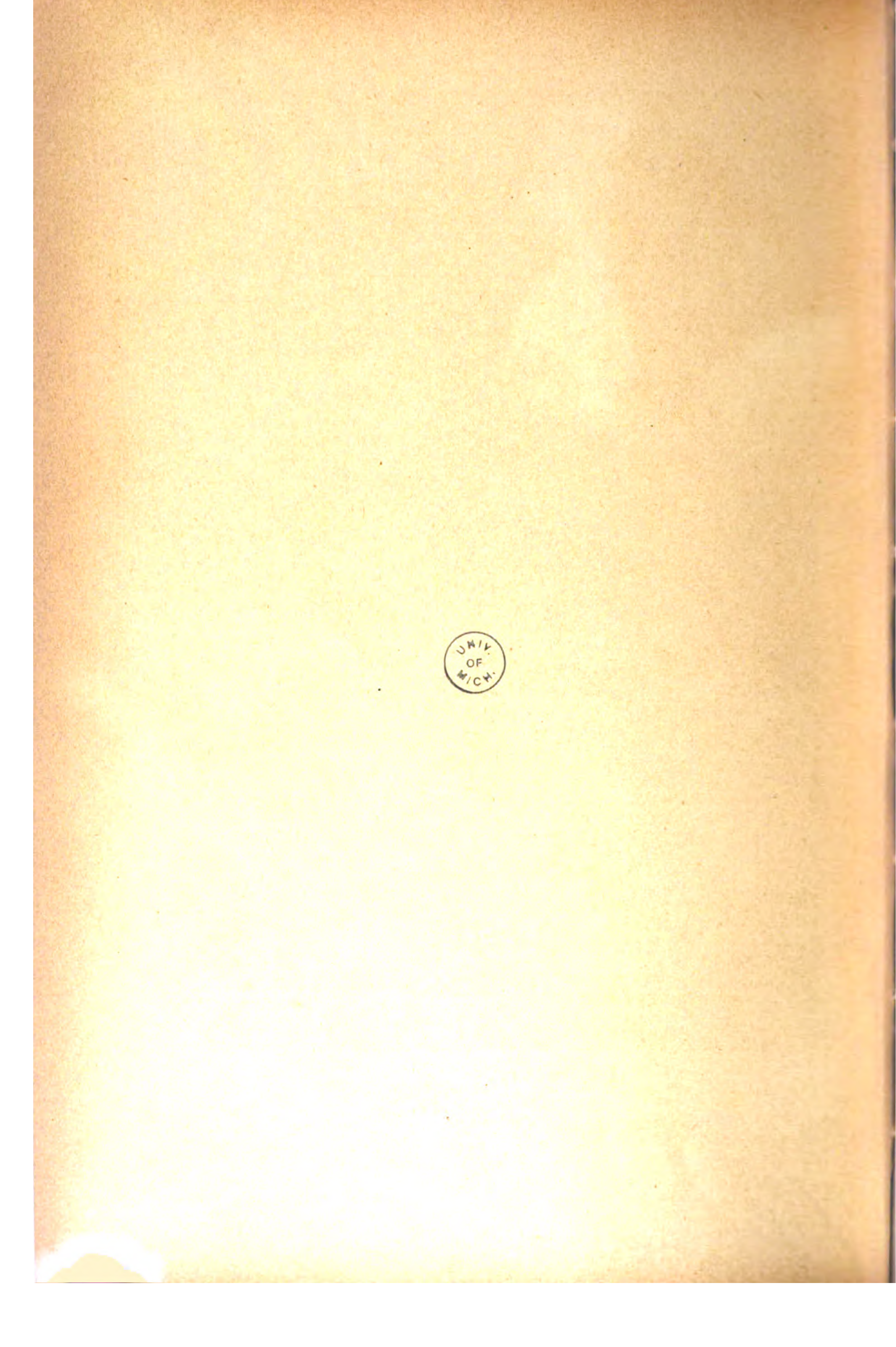
Betrachten wir uns doch einmal die Strafliste des berüchtigten Frauenmörders Großmann! Das erste Sittlichkeitsdelikt beging er als Vierundzwanzigjähriger. Zuchthaus. Als Dreißigjähriger mißbrauchte er die wiedererlangte Freiheit zu einem zweiten Sittlichkeitsdelikt. Sofort nach der Entlassung aus dieser zweiten Strafhaft war das dritte Sittlichkeitsdelikt fällig. Abermals Zuchthaus. Auch diese Strafzeit ging zu Ende, und noch am selben Tage, an dem er das Zuchthaus morgens verließ, beging er vormittags sein viertes und nachmittags sein fünftes Sittenattentat. Das Opfer des fünften Verbrechens starb an den Folgen der Tat, und nun war Großmann, wenn auch nicht im juristischen Sinn, so doch tatsächlich zum Mörder geworden. Fünfzehn Jahre Zuchthaus bildeten die Gesamtstrafe für die beiden letzten Delikte. Das war 1899. 1913 wurde er zu neuen Taten entlassen. Jetzt kommt er nach Berlin und taucht in der Millionenstadt unter. Man kann ahnen, was er in den acht Jahren bis zu seiner nächsten Verhaftung trieb, wenn man bedenkt, daß er während dieser Zeit mit alten Kleidern handelte — mit Frauenkleidern. Man kann es ahnen, wenn man sich erinnert, was die Polizei nach der Verhaftung feststellte: zahlreiche Zeugen hatten im Laufe der Jahre Frauen in Großmanns Wohnküche schreien hören, hatten es aber unterlassen, durch die versperrte Tür gewaltsam einzudringen. In der Gegend um den Schlesischen Bahnhof zu Berlin mischt man sich nicht gern in die Liebeshändel seiner Zimmernachbarn. Erst als im Jahre 1921 eines Abends die Hilferufe allzu markerschütternd den Flurgenossen Großmanns ins Ohr gellten, rannte man zur Polizei, sprengte die Tür, ertappte den Mörder in flagranti und fand noch Spuren zahlreicher früherer Frauenmorde dazu.

Großmann ist nur einer von vielen. In meinem Buch schildere ich eine lange Reihe derartiger Verbrecherkarrieren. Diebe, Einbrecher, Hochstapler, Mörder — eine grauenvolle Prozession von Missetätern, die jedesmal, wenn die Gefängnisuhr die letzte Stunde ihrer Strafzeit schlug, unverzüglich wieder zum Verbrechen schritten. Menschen, die den Rechtsbruch zu ihrer regulären Beschäftigung, zu ihrem ausschließlichen Broterwerb und Beruf erkoren und die lieber hin und wieder ein paar Jahre im Zuchthaus saßen als ehrlich arbeiteten.

Hier hilft, so traurig das sein mag, kein bessernder »Strafvollzug in Stufen« und keine auf Pädagogik eingestellte und deshalb sinngemäß auf Wiederentlassung hinzielende »Sicherungsverwahrung«, sondern nur die grundsätzlich lebenslängliche Einsperrung. Mehrere ausländische Staaten haben seit Jahren diese unbefristete Einsperrung der oft vorbestraften Gewohnheitsverbrecher praktisch durchgeführt und damit die Zahl der schweren Verbrechen auf etwa die Hälfte herabgedrückt.



Erich Kux: Ulmer Dom



Neue Heilmethoden

Von Dr. Stephan Epstein (Paris)

Es gibt wohl kaum eine Wissenschaft, die so rasche Fortschritte macht wie die Heilkunde. Was jahrelang als Dogma galt, liegt heute in der Rumpelkammer, und wir selbst zerstören die Götterbilder, die wir mit Jubel errichtet hatten. Dennoch gibt es keine noch so epochemachende Entdeckung, deren heimliche Wurzeln nicht oft jahrhundertweit zurückgreifen, und wo nicht schon andre Gelehrte vorgearbeitet oder doch vorgeahnt hätten. Was aber die moderne Medizin charakterisiert, sind nicht die mehr oder weniger neuen Theorien, sondern die verwegenen Folgen, die daraus gezogen werden. Noch vor hundert Jahren war die Biologie Apanage der Denker und Philosophen; zwischen ihnen und dem Arzt lag ein Abgrund; heute ist sie eine exakte Wissenschaft. Laboratorium, Mikroskop und Skalpell bewahren uns davor, in die Kluft der Metaphysik zu stürzen. Und so sehen wir, wie aus dem fruchtbaren Boden der Biologie und Bakteriologie ein reicher Flor sprießt, der den menschlichen Leiden und Miseren auf neuen Wegen Heilung und Erleichterung bringt.

Zwei neue Heilmethoden stehen im Vordergrund der modernen wissenschaftlichen Forschung: die Kunst, eine Krankheit durch eine andre zum Verschwinden zu bringen (Reiz- und Choktherapie), und lokale Schutzimpfung einzelner Organe und Gewebe (Lokovakzine).

Schon die Alten hatten die Beobachtung gemacht, daß gewisse Leiden, die jeder Behandlung Widerstand leisteten, durch Ausbruch einer andern Krankheit zum Verschwinden gebracht wurden. Hippokrates lehrt, daß, wenn ein Epileptiker das Glück hat, Wechselfieber zu bekommen, seine Epilepsie geheilt erscheint. Aretaeus von Kappadozien geht noch weiter: er rät, den Schädelknochen zu durchbohren und dann so lange Kataplasmen aufzulegen, bis die Hirnhaut zu eitern beginnt, was die hinfallende Krankheit radikal kurieren soll. Es fragt sich nur — die Historiker verschweigen es —, ob nicht gleichzeitig mit der Krankheit auch der Kranke zum Verschwinden gebracht worden ist. Wahrscheinlich, daß die Heilung Fallsüchtiger, die im Mittelalter als Besessene angesehen waren, lange Zeit das Vorrecht von Astrologen, Kurpfuschern und Wundermachern geblieben ist. Man kam aber bald darauf, daß Fiebererscheinungen auch andre Leiden zum Stillstand zu bringen vermögen. Im 16. Jahrhundert finden wir Krankheitsverordnungen, aus denen hervorgeht, daß das Sumpffieber das beste Heilmittel für gewisse Gemütskrankheiten ist, wie z. B. Melancholie. Die moderne Psychiatrie hat sich diese Beobachtungen zunutze gemacht und sie durch eine Menge von Beispielen bereichert. Stotterer, die in Zorn geraten, sprechen plötzlich ohne das geringste Zaudern; Neurastheniker empfinden eine große Erleichterung, wenn sie mit jemandem einen Streit hatten. Eine Frau, die an unheilbarem Verfolgungs- und Selbstmordwahn litt, fällt zufällig in einen Brunnen; es dauert eine halbe Stunde, bis man sie wieder herauszieht. Während dieser Zeit, einer Ewigkeit, sieht sie jeden Augenblick dem Tod ins Angesicht. Aus ihrer Ohnmacht erwacht, ist sie vollkommen geheilt: heiter, tätig und hoffnungsvoll, kann sie sich kaum noch erinnern, jemals an Wahnvorstellungen gelitten zu haben. Im Laufe einer heftigen Blutruhrepidemie in einem Irrenhause zeigten sich zwei Kranke, ein Paralytiker und eine an Halluzinationen leidende Frau, als vollkommen geheilt. Heftige Schmerzen infolge von Verwundungen oder Knochenbrüchen können ebenfalls zu bedeutender Besserung oder Heilung führen. Ein Wahnsinniger, dem man beinahe fortwährend die Zwangsjacke anzulegen gezwungen war, wird normal nach einem sehr komplizierten und schmerzhaften Armspindelbruch.

Wie sehr derartige rein physische Erschütterungen oft auf das Gemüt von Kranken einwirken, geht aus folgendem Fall hervor: Eine Kranke ist monatelang wie betäubt; sie spricht kein Wort und muß künstlich ernährt werden. Der Zufall will, daß sie ausgleitet und sich das Wadenbein bricht. Die Patientin ist wie durch ein Wunder plötzlich geheilt. Sie läßt sich ihre Krankheit erklären und erkundigt sich nach ihrer Familie. Während man ihr den Gipsverband anlegt, ist sie heiter und verlangt nach Speise und Trank. Dieser Zustand dauert sechs Wochen. Je mehr aber die Heilung der Knochenbrüche Fortschritte machte, desto mehr kehrte die Geisteszerrüttung zurück, und an dem Tage, wo die Kranke wieder gehen konnte, zeigte sie genau denselben Zustand wie vor ihrem Unfall.

Auf welche Weise lassen sich diese Erscheinungen erklären? Seit 1902 kennt die Heilkunde ein bisher unbekanntes Phänomen: die Anaphylaxie. Injiziert man nämlich einem Versuchstier eine nicht tödliche Dosis von gewissen tierischen oder pflanzlichen Giften, so wird das Tier zwar krank, bleibt aber am Leben. Es genügt, nach etwa einem Monat dem Tier eine neue Einspritzung zu machen, und zwar mit einer etwa hundertmal geringeren Menge wie das erstemal: es geht nach einigen Minuten zugrunde. Die erste Injektion hat das Versuchstier derart empfindlich gemacht (sensibilisiert), daß es, anstatt dem Angriff des Giftes gegenüber unempfindlich zu werden, überempfindlich geworden ist. Eine Störung des Gleichgewichts, die zur Folge hat, daß das Tier schon dem geringsten Angriff ausgesetzt ist. Man nennt diese Erscheinung »Anaphylaxie«, d. h. »Gegenschutz«.

Man kann sich leicht denken, welch hohes Interesse die Entdeckung der Anaphylaxie in der wissenschaftlichen Welt erregt hat, und wie man versucht hat, ihren zahlreichen Erscheinungsarten nachzuspüren.

Der französische Gelehrte Prof. Widal und seine Schüler fragten sich, ob es neben der durch das Experiment hervorgerufenen brutalen Anaphylaxie nicht eine andre unmerkbare allmähliche Sensibilisierung gibt, die schließlich zu Leiden führt, für die wir bis heute weder eine Erklärung noch eine Behandlung hatten. Nach langen Untersuchungen und Beobachtungen fanden sie schließlich, daß bei gewissen Krankheiten, wie Migräne, Asthma, Flechtenausschlag, sich im Organismus genau dieselben Erscheinungen äußern wie bei anaphylaktischen Krisen: Herabsetzung des Blutdrucks, Verminderung der weißen Blutkörper usw. Der Unterschied zwischen der künstlich hervorgerufenen und der natürlichen Anaphylaxie liegt aber in erster Linie darin, daß sie bei der zweiten gewöhnlich den Ursprung nicht kennen, was aber keine besondere Bedeutung hat.

Man ging nun im Studium der anaphylaktischen Erscheinungen noch weiter, indem man sie auch als Ausgangspunkt psychischer und nervöser Leiden anzusehen begann. Ein Seelenleiden, Irrsinn, Melancholie, Verfolgungswahn, bricht niemals ohne eine vorbereitende Ursache aus. Eine Unmenge kleiner psychischer Angriffe kann den Boden vorbereiten, und es genügt dann ein Nichts, eine zornige Aufwallung, Angst oder Kummer, um das Gefäß zum Überfließen zu bringen und die Krisis zu entfesseln. Wir haben es hier mit geistiger Anaphylaxie zu tun, wobei aber immer wieder auch rein körperliche Störungen mit unterlaufen.

Wir haben gesehen, daß gewisse Krankheiten durch einen Chok, eine Verwundung oder eine starke geistige Erregung zur Heilung gebracht werden können. Die Heilkunde versuchte es nun, diese »Gegenkrankheiten« künstlich hervorzurufen und auf diese Weise Gemüts- und nervöse Krankheiten zu kurieren.

In Argentinien gibt es eine Krankheit, genannt »Uta«, die mit der Blutruhr entfernte Verwandtschaft hat. Die mit »Uta« Behafteten gehen zur Kur nach einem Flecken, »Cremblebera« genannt, wo stets Sumpffieber herrscht. Schon nach dem dritten Fieberanfall sind sie gewöhnlich geheilt.

Der österreichische Gelehrte Prof. Wagner-Jauregg fand in der Reiz- und Choktherapie ein Mittel, progressive Paralyse zu heilen. Er impfte den progressiven Paralytikern Malaria ein, sie bekamen wiederholte Fieberanfälle, die bis 41 Grad gingen und schließlich durch Chinin zum Verschwinden gebracht wurden. Die mit der »Malariatherapie« erzielten Resultate grenzen oft ans Wunderbare. Bei 42 Prozent der Kranken konnte Heilung erzielt werden, und Parlamentsredner, Advokaten und Schauspieler, die in ihrer Arbeit schon äußerst behindert waren, konnten nach sechs- bis achtwöchiger Kur ihren Beruf wieder voll aufnehmen.

Auch die »hinfallende Krankheit« kann durch die Reiztherapie behandelt werden, jedoch vollzieht sich hier der Chok langsam und unmerklich. Eine gewisse Dosis Pepton drei Viertelstunden vor dem Essen beeinflußt die Krisen sehr günstig und bringt sie oft ganz zum Verschwinden. Bei heftigen Gemütsleiden wird schließlich ein zu Zwecken der Ableitung nach außen künstlich erzeugter Abszeß angewendet. Es wird dem Kranken Terpentin injiziert, was die Bildung einer Eiterbeule zur Folge hat, die von heftigem Fieber begleitet ist. Man erzielt dadurch Besserungen und völlige Heilungen. Dieses Verfahren wurde bei der 1918 herrschenden Influenzaepidemie angewendet und erzielte auch bei Hirnentzündungen gute Erfolge.

Kann man die Reiz- und Choktherapie auch bei andern als nervösen oder Gehirnleiden anwenden? Die Heilkunst bejaht diese Frage; nur wird in diesem Falle die Behandlung zumeist vorbeugend sein. Bei krankhaft empfindlichen, »sensibilisierten« Personen wird es darauf ankommen, diese Empfindlichkeit zu vermindern oder ganz zum Verschwinden zu bringen. Wir begegnen oft dem Fall, daß künstlich ernährte Säuglinge plötzlich und ohne jeden äußeren Grund nicht mehr die Milch vertragen: Erbrechen, Ekel, Flechtenbildung um den Mund sind die gewöhnlichen Anzeichen dieser Übersensibilität. Spritzen wir aber den Kindern wiederholt geringe Dosen sterilisierter Milch ein, so verschwindet die Empfindlichkeit, und wir können sie wieder ernähren. In den allermeisten Fällen wissen wir aber nicht, welche Faktoren die Aufhebung des Gleichgewichts im Organismus verursacht haben. Sicher ist nur, daß es irgendwelche dem Organismus fremde Eiweißstoffe waren. Wir werden den gewollten Chok ebenfalls mit einem Eiweißstoff hervorrufen, wie das Pepton, das sich infolge seiner leichten Löslichkeit hierzu besonders eignet. Gewisse Leiden, wie Purpura (Blutfleckkrankheit) oder Hämophilie (lange, unaufhaltsame Blutungen bei der kleinsten Verletzung), weichen einer Reihe von Peptoneinspritzungen. Auch chronisches Nasenbluten wird auf diese Weise geheilt. Bei Migräne, vorausgesetzt, daß sie nicht rein nervöser Natur ist, genügt eine Peptonpille eine Stunde vor der Mahlzeit, um den Organismus zu »desensibilisieren« und den Anfall zu verhindern.

Im Lichte solcher Tatsachen und Beobachtungen sehen wir, daß eine Krankheit ebenso verderblich wie wohltuend wirken kann: das durch ein Leiden gestörte Gleichgewicht wird durch ein

andres wiederhergestellt. Vergessen wir aber ja nicht, daß die Krankheit eine blinde Kundgebung der Natur ist. Es ist am Arzt, zu beurteilen, ob sie uns nützlich oder schädlich sein kann.

Die Reiztherapie tappt in gewisser Beziehung im Dunkeln. Sie kennt nicht die allerersten Ursachen der Leiden, die sie heilt.

Anders liegen die Sachen dort, wo es sich um ansteckende Krankheiten handelt. Hier kennen wir nicht nur die Krankheitserreger, sondern auch die von ihnen verursachten Schäden.

Es ist allbekannt, welch unschätzbare Dienste die Schutzimpfung der Menschheit geleistet hat. Wir sind in der Lage, uns gegen Pocken, Typhus, Blutruhr, Cholera, Diphtheritis und Scharlach zu schützen. Die menschliche Tollwut ist heute so gut wie unbekannt, und neuerdings impft man Kinder sofort nach ihrer Geburt gegen Lungentuberkulose.

Die Auffassung Pasteurs, Robert Kochs und deren Schüler ging dahin, daß sämtliche Zellen, Gewebe und Säfte an der Verteidigung unsers Organismus teilnehmen und wachsame Hüter unsers Ichs sind. Es stellte sich aber bald heraus, daß diese Auffassung mit neuerdings beobachteten Tatsachen in Widerspruch stand.

Im Verlaufe seiner Untersuchungen über den Milzbrand, dem vorher Tausende von Nutztieren zum Opfer fielen, machte Prof. Dr. Alexander Besredka vom Pariser Pasteur-Institut folgende sonderbare Beobachtung: Injiziert man einem Versuchstier, jedoch mit strengster Verschonung der Oberhaut, den Milzbranderreger ins Bauchfell, in eine Vene oder in einen Muskel, so wird das Tier nicht krank. Führt man hingegen den Bazillus, Bakteridie genannt, in einen Hautlappen ein, so ist man sicher, das Tier an Milzbrand erkranken zu sehen. Besredka zog daraus den Schluß, die Oberhaut sei das einzige für den Milzbrandbazillus empfängliche Gewebe. Weder die Ansteckung noch der Schutz durch Impfung ist ohne Beihilfe der Oberhaut möglich.

Kontrollversuche mit einer Anzahl andrer Bazillen führten zu folgender endgültiger Auffassung: Jeder Krankheitserreger hat seine eigne Eingangspforte, ein Gewebe, in dem sich Zellen befinden, die nur auf diesen und keinen andern Erreger Anziehungskraft ausüben. Solange die Mikroben vom Gewebe ihrer Wahl getrennt sind, bleiben sie friedlich und harmlos. Sowie sie aber in die Nähe des durstenden Gewebes kommen, werden sie bösartig. Dieser Zustand dauert so lange, bis alle empfänglichen Zellen gesättigt sind, d. h. bis der Patient, sei es durch Überstehung der Krankheit, sei es durch Impfung gegen den betreffenden Bazillus, unempfindlich geworden ist. Sind allerdings die Krankheitskeime in solcher Überzahl, daß ein allmähliches Aufsaugen unmöglich wird, so geht der Patient zugrunde.

Aus all diesen jahrelang fortgesetzten Versuchen geht hervor, daß der uns auf natürlichem oder künstlichem Wege verliehene Schutz (Immunität) gegen eine ansteckende Krankheit nichts mit dem Gesamtorganismus zu tun hat. Er ist eine rein *lokale* Erscheinung; es genügt, daß die *einzige* Eingangspforte, das bestimmte Gewebe, geimpft sei, damit auch der übrige Körper in Sicherheit ist.

Ein charakteristisches Beispiel hierfür liefern uns die Ebert-Bazillen, die Erreger des Bauchtyphus. Auf welchem Wege immer sie in unser Inneres eindringen, mit bemerkenswerter Geschwindigkeit eilen sie zur Darmwand, wo sie ihre Zellen finden. Tierversuche liefern uns hierfür einen unwiderlegbaren Beweis.

Wenn wir einem Versuchskaninchen in die Randvene des Ohres eine tödliche Dosis Ebert-Bazillen einspritzen, so können wir schon nach etwa zwei Stunden feststellen, daß Blut und Harn keimfrei sind, und daß die Krankheitserreger kein Hindernis, keinen Umweg gescheut haben, um möglichst rasch zum Darm zu gelangen. Dort angelangt, rufen sie beim Tier Typhus hervor, an dem es binnen achtundvierzig Stunden zugrunde geht. Im Dünndarm, Leerdarm und Zwölffingerdarm wuchern Ebert-Bazillen, mit Ausschluß irgendwelcher andern Keime.

Wir können daraus den Schluß ziehen, daß alle in den Organismus eingeführten Ebert-Bazillen nur dort imstande sind, sich festzuankern, sich zu vermehren und ihre Gifte abzusondern. In allen andern Teilen unsers Körpers sind sie unschädlich und harmlos. Ihre einzige und alleinige Eingangspforte ist die Darmwand. Gelänge es uns, dieses Tor zu sperren, so wäre unser Gesamtorganismus vor dem Eindringen von Ebert-Shiga und Kommabazillen und demzufolge auch vor Bauchtyphus, Blutruhr und Cholera geschützt.

Der einfachste Weg hierzu ist der natürliche, d. h. derjenige, durch den man sich gewöhnlich ansteckt: Mund und Magen. Nun ist ja eine Impfung nichts andres als ein blasses Abbild der Krankheit, Schutz eine schwache Kopie der Ansteckung. Wir haben gezeigt, wie sich der Vorgang zwischen Mikroben und spezifischen Zellen oder Geweben abspielt. Anstatt nun diese mit Hilfe lebender Bazillen zu sättigen, geben wir ihnen durch Hitze oder andre Reagenzien abgetötete Keime. Der Mechanismus bleibt genau derselbe, jedoch mit dem Unterschied, daß die künstliche Sättigung weniger innig ist als die natürliche und daß aus diesem Grunde die durch Impfung erworbene Immunität nur eine bestimmte Zeit dauert, während die natürliche zumeist das ganze Leben lang vorhält.

Wie dem immer auch sei, es handelt sich nun darum, die Sättigung der spezifischen Zellen ohne Einspritzung vorzunehmen; ein einfaches Verschlucken des Impfstoffes soll den Kontakt zwischen diesem und dem zu impfenden Gewebe herstellen.

Hier stoßen wir aber auf ein Hindernis. Damit der Impfstoff unmittelbar in den Darm gelangt und der Kontakt zwischen Keim und spezifischer Zelle hergestellt wird, muß das Verschlucken bei leerem Magen geschehen. Aber gerade in diesem Zustand ist unsre Darmwand undurchlässig; die Schleimhaut schützt sie vor dem Eindringen sowohl lebender als auch abgetöteter Keime. Die zeitweilige Wegräumung der Schleimhaut geschieht durch Einnehmen von etwas sterilisierter Ochsengalle oder benzoesaurem Natrium. Was nun folgt, ist höchst einfach: etwa zehn bis fünfzehn Minuten danach gibt man dem zu Impfenden eine gewisse Menge von abgetöteten, getrockneten und gewaschenen, in Milchzucker eingehüllten Ebert-Bazillen. Diese finden die Darmwand abgeschuppt und empfänglich, bringen in sie ein und sättigen die spezifischen Zellen. Wiederholt man diesen Vorgang drei Tage, so ist der Patient gegen Bauchtyphus geimpft.

So logisch und streng wissenschaftlich dieser Vorgang auch scheinen mag, so sehr er durch zahlreiche Tierexperimente bekräftigt worden ist, so stieß er doch im Anfang auf starken Widerstand. Es war den Gelehrten schwer, sich vom Dogma, daß es außerhalb der Blutbahn kein Heil gibt, zu entäußern. Inzwischen ist aber dieses »Darmimpfungs«-Verfahren in Deutschland, Frankreich und England in großem Stil ausprobiert worden. Heute darf man die Zahl der auf diese Weise gegen Typhus, Cholera und Blutruhr Geimpften auf etwa achthunderttausend schätzen.

Zu noch interessanteren Ergebnissen gelangte man bei Anwendung der Besredkaschen Theorie bei Furunkel, Bindehaut- und Augenliderentzündung und einer ganzen Menge von andern Erkrankungen, die mit dem Sammelnamen Strepto- oder Staphylokokken bezeichnet werden. Alle Versuche, gegen diese Leiden zu impfen, hatten einen kaum nennenswerten Erfolg.

Prof. Besredka stellte sich nun folgende Frage: »Wie kommt es, daß die Strepto- oder Staphylokokkenvakzine, in Muskel oder Vene injiziert, keinerlei Resultate ergeben, während, wenn ich bloß unter die Haut gehe, ich doch vorübergehende schwache Erfolge erziele? Wie wäre es, wenn ich, im Gegensatz zu allen Dogmen, nunmehr, anstatt unter die Haut, in die Haut einspritzte?« Der Versuch ergab ein überraschendes Resultat: der in die Haut eingespritzte Impfstoff immunisierte ein Kaninchen innerhalb von achtundvierzig Stunden gegen mehrere tödliche Dosen von lebenden (virulenten) Strepto- oder Staphylokokkenkulturen. Gehen wir aber noch einen Schritt weiter und legen wir dem Versuchstier auf den frischrasierten Bauch einfach eine mit dem Impfstoff getränkte Kompresse, so geht die Immunisierung noch rascher und wirksamer vonstatten. Besredka schloß daraus, daß, genau wie beim Milzbrand, das für Strepto- und Staphylokokken empfängliche Gewebe die Oberhaut, die Epidermis, ist. Die Kontrollversuche bekräftigten diese Auffassung.

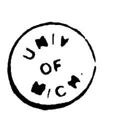
Es entsteht nunmehr die Frage, ob es überhaupt die Mikrobenkörper sind, denen die immunisierende Wirkung zuzuschreiben ist, oder gewissen, in den Mikroben selbst enthaltenen löslichen Stoffen? Läßt man sehr virulente Strepto- oder Staphylokokkenkulturen zehn Tage stehen, filtriert sie und erhitzt sie während einer halben Stunde auf 100 Grad Celsius, so erweist sich die so erhaltene Flüssigkeit als vorzügliches Kulturmilieu. Nur Strepto- und Staphylokokken können darin nicht fortkommen; auf diese übt sie eine hemmende Wirkung aus. Dieses Phänomen beruht auf folgender Erscheinung: Der Strepto- oder Staphylokokkus enthält einen giftigen Stoff, der sich leicht vom Mikrobenkörper loslöst und bei einer Temperatur von 60 Grad Celsius inaktiv wird. Im Inneren der erwähnten Bazillen befindet sich aber ein Gegengift, ein »Antivirus«, der nur durch das Altern der Kultur frei wird und einer Temperatur von 120 Grad Celsius widersteht. Filtrieren wir also unsre zehn Tage alte Kultur, so befreien wir sie in erster Linie von den Mikrobenkörpern, die an und für sich giftig sind; durch Erhitzen auf 100 Grad Celsius werden alle andern Giftstoffe zerstört, während der »Antivirus« allein in der Flüssigkeit als aktives Prinzip übrigbleibt. Er widersetzt sich erfolgreich der Vermehrung von Bazillen, denen er seinen eigensten Ursprung verdankt.

Die ersten Anwendungen der Antivirusverbände zeigten, daß es sich hier tatsächlich um eine epochale Neuerung handelt. Wiederholt konnten wir feststellen, wie unerträgliche, durch Mittelohrfurunkel verursachte Schmerzen nach einer Viertelstunde kaum noch als leises Jucken wahrgenommen wurden; wie bei einem drei Wochen alten Anthrax, der in Knochenmarkentzündung auszuarten drohte, innerhalb von achtundvierzig Stunden die Wunde nicht nur vollkommen eiterfrei war, sondern man bereits die ersten Granulationen wahrnehmen konnte; wie eine chronische Bindehautentzündung durch Eintropfungen in den Tränensack innerhalb von sechs Tagen spurlos verschwand.

Wir glauben kaum zu übertreiben, wenn wir annehmen, daß die Theorien, auf denen die in diesem Aufsatz besprochenen Heilerfolge beruhen, uns den Ausblick auf unbegrenzte Möglichkeiten gestatten.



Adele von Finck: Bei der Lektüre



Anjuschka

Novelle von Karl Emerich Hirt

Viele nannten die Gegend öde, langweilig und barbarisch. »Halbasien!« Mochten sie reden! Ja, mir war es gerade recht so. Ich wollte nicht, daß jeder Beliebige hinter der dürftigen Verkleidung die keusche Schönheit der Glieder oder gar die herbe, aus ihrer Aschenbrödeleinsamkeit mit seltsam traurigem Blick hervorlugende Seele dieser Landschaft erkenne. Die meisten begnügten sich auch kurzerhand mit der Feststellung: Sand und Kiefern, Heide und mittendrin ein ungeschlachtes, eiskaltes, in milchigem Gischt zwischen Felstrümmern verwegen dahinschießendes Bergwasser. Was mehr?

Wie die Landschaft, so schienen auch die Menschen. Da waren Bauern: arm, abergläubisch, irr und wie behext von Sehnsucht nach etwas Glück, etwas Schönheit und berauschender Freude; da waren kleine, handelnde, gleichsam aus dem rastlos wogenden Meer ihres Volkes ausgeworfene Juden mit rotgeränderten Sperberaugen, vergeiferten Bärten und mit schwörend und beschwörend redenden Händen; da waren andre Juden: Propheten und Richter, Königsstämmlinge und Heilige: erhaben wie Moses und schön wie der junge David; und abermals Juden, die keinen Kaftan und keine liebevoll gerollten Pejses trugen, sondern gut geschnittene Kleider aus Krakau, glattrasierte Gesichter mit gepflegtem Schnurrbart und englischen Koteletten. Aber es waren auch Einwohner in Szatopa — wie der Hauptort dieses Erdwinkels hieß — da, die aus der Residenz und allerlei gebügelteren Provinzen hergekommen waren, um in Fabrikbetrieben, den verwickelten und nicht immer sauberen Angelegenheiten des Grenzverkehrs, in Agenturen und Vertretungen ihren Erwerb zu finden. Zu ihnen gehörten, ein wenig über den Hochrand der Société noch emporragend, die Beamten: Leute mit grellen Litzen und Goldkragen, mit ausgemergelten Kummergesichtern oder durch umwegige Nebeneinkünfte prall gepolsterten Vorbeauxbacken.

Man hatte ein Kasino, dessen Mitgliedschaft nur durch Ballotage zu erreichen war, einen ebenso feuchten wie fröhlichen Kegelklub, mehrere — nach Rang geordnete — Tarockpartien und machte sich im Fasching mit Hilfe von Kränzchen und Bällen die Illusion vor, daß man zur Gesellschaft von Krakau oder gar von Wien gehöre und nur durch rätselhafte Verwicklungen des Schicksals in diese subalterne Expositur der »Großen Welt« verschlagen worden sei.

So hausten denn Operette und Tragödie sehr eng beisammen. Aus den Fenstern der Fabrikvillen tönten Girardi-Lieder und die Lieblingsschlager der vorigen Saison. Aber hinter den geschlossenen Fenstern der niedrigen letzten Häuser beteten beim Lichte der siebenarmigen Leuchter in schmerzvollen Sehnsuchtsekstasen schwarzbärtige Familienväter nach fremden Rhythmen ihre orthodoxen Klagegesänge. Galizien war von jeher ein Land der Gegensätze.

Mich interessierte diese Welt; denn ich war zwanzigjährig und aus dem flachen Treiben einer zurechtzivilisierten Industriehauptstadt gekommen.

Mein Vater, einem uralten und hochgeachteten Tuchmachergeschlecht entstammend, hatte durch die Invasion der Preußen im Jahre 1866 und die mit ihnen marschierte Konkursepidemie sein Vermögen und im Krachjahre 1873 auch das meiner Mutter eingebüßt. Er war ein Mann von großer Energie, unerschöpflichem Schaffensdrang und zuversichtlicher Hoffnung auf einen endlichen großen Erfolg, ein Mann voll Kraft, Großmut und ritterlicher Güte: eine Herrennatur alter Art. Lange Jahre hatte er eine der großen Gewerkschaften in Mittelsteiermark geleitet. Seitdem war ihm eine Vorliebe für die Zement- und Glasindustrie verblieben. Oft arbeitete er bis in die Frühstunden an den Plänen zu einer Großanlage für Glaserzeugung, die er nach dem Namen seiner frühverstorbenen Gattin und in Erinnerung an Sedan »Viktoria-Hütte« benennen wollte. Er fand den hierzu geeigneten Quarz im mittleren Galizien, gründete eine Aktiengesellschaft und brannte, ehe noch eine Versicherung eingegangen war, bis auf die Grundmauern ab. Aber derlei entmutigte den tapferen Pfadfinder nicht. Sein Spüreifer entdeckte im westlichsten Zipfel Galiziens — wo sich bereits einige bedeutende Industrien aufgetan hatten — einen für die Zementerzeugung prachtvoll geeigneten Sand, dessen Analysen ausgezeichnete Urteile ergeben hatten. Rasch schossen einige strotzig dastehende Geldsäcke zusammen, die sich von dem in Eiltempo emporblühenden Unternehmen schmucke Dividenden erhofften. Sie täuschten sich nicht. Mein Vater ward ihr Generaldirektor. So war unsre Familie nach Szatopa gekommen und dort erbsässig geworden. Ich und meine Geschwister fühlten uns in dem lebhaften Wirbel von Kommerzgenies, Beamten und Grenzhebräern ganz wohl.

Die großen Manöver waren vorüber, das Einjährigenjahr war abgetan, Freiheit zum Losungswort geworden.

Monate der Wonne, jungseligen reinen Torentums standen in Sicht. Mein Vater, der in mir das romantische Blut seiner vergötterten Frau gären sah, ließ mich gewähren. Die Schwestern hatten mit ihren Freundinnen vollauf zu tun.

Für Mädel hatte ich noch recht wenig übrig: ich las Plutarch, Schopenhauer und Johannes Scherr. Rebell gegen alles Faulende, Held sein:

das war Inhalt und Ziel meines auftrotzenden Wollens. Irgendein Schuß Ahnenblut mußte sich vermutlich in mir austoben. Vielleicht war ein Vorfahre einmal mit Schild und Speer über sieben Hengste gesprungen. Ich war einfach trunken vor Jugend.

Vor unserm Hause, einem einstöckigen, keineswegs architektonisch erfreulichen Rohziegelbau, hinter dem ein schönheitsdelirierender Blumenanbeter, der in seinen hellen Stunden die leichten Pflichten eines Hausdieners zu versehen vorgab, einen Garten zu erzielen trachtete, dehnte sich eine kaum übersehbare Sandwüste aus. Gelb, blendend, hart, unfruchtbar. Aber hinter diesem langweiligen Leintuch lockten silbergrau, blaßviolett, ja fast schon grün die weichen Umrisse von Buschwerk, breitfahrigen Weiden und windverdrehten Erlen. Und abermals dahinter — ja, da rauschte der Fluß: eiskalt, perlenverschleudernd, grünklar, hoch über glatte Quadern spritzend, mit springlustiger Seele zum Raufen einladend. Stahlhartes Wasser!

Erst wenn ich von meinem Morgenbad zurückgekommen war, wurde das Familienfrühstück, immer ein Fest von blanker Freude und taufrischem Mädchengekicher, aufgetragen. Vater begann um sieben Uhr sein Tagewerk, manchmal noch früher.

Die Schreibstuben lagen eine gute halbe Stunde entfernt. Der Weg führte durch die Längsstraße des Ortes, dann durch einen nicht versandeten und darum dichtbuschigen Wald. Es war mir eine Auszeichnung und Freude, meinen Vater, der meist in seine Sorgen versponnen dahinschritt, begleiten zu dürfen. Abends holte ich ihn fast regelmäßig ab; denn geheuer war der Wald nie, und es war bekannt, daß mein Vater oft größere Summen bei sich führte. »Man darf sich vor nichts so fürchten als vor der Furcht,« pflegte er, wenn er gewarnt wurde, zu sagen. Schießwaffen verachtete er.

Eine halbe Wegstunde hinter der Fabrik, deren großer Betrieb ebenfalls in einer weitumfassenden Sandheide lag, hatten sich Kiefern Platz und Nahrung ertrotzt: dünn, blutarm, kränklich und vergrämt starrten sie empor. Die Bauern ließen ihnen nicht ihren eignen Humus; sie holten die Nadeln als Streu fürs Vieh; denn Stroh gab's keins. Getreide gedieh nicht, Mais war ein Märchen aus dem Orient. Da versandete denn der Boden immer mehr.

Aber wie erstaunte ich, als ich auf meinen stundenlangen Lederstrumpfwanderungen in ein Revier kam, das dicht, wild, leidenschaftlich, in der trotzigen Vollblutkraft eines Urwaldes ein schier unermeßlich ausgedehntes Gebiet zu umfassen schien. Dichte, mannshohe Farne entquollen dem Boden; eine fremde, rauschvolle Blütenwildnis wucherte raub- und liebesgierig durcheinander; Schlingpflanzen hantelten sich sonnengeil an den Stämmen, durch dichtes Geäst bis in die Kronen und darüber hinaus, zum Licht empor, und — die ich so sehr vermißt hatte! — Schmetterlinge: Tagfalter, Nachtschwärmer, pfaugrüne und lasurblaue Libellen und mit ihnen Hummeln, wilde Bienen und kupfrig schillernde Baumfliegen flatterten, segelten und schossen durch die mit berauschenden Würzen und Gerüchen toll gesättigte Luft. Eichkätzchen, rote, braune und schwarze, hüpften über den Boden, kletterten mit Kreischen und Pfeifen nägelklappernd an den Stämmen hinauf, um mit den Nußhähern, Elstern, Raben und allerlei Luftgetier um die leckere Beute zu zanken. Lange Strecken waren von schwarzem Moorwasser gesättigt; und dort wirbelte das Leben, das hier einzuholen schien, was es durch die Verwüstungen des Sandes ringsum eingebüßt hatte, in unersättlicher, lodernder Daseinsgier wie in tropischen Dschungeln durcheinander. Ein seltsamer, nicht deutbarer Schauer überrieselte mich, als ich das erstemal in diesen Zaubergarten trat.

Nach meiner Entdeckung, rauschfiebrig und seelenweit wie ein Kind in Aladins Zauberberg, verschloß ich lange mein Geheimnis vor jeder Nachforschung und neugierigen Frage. Aber es mußte mich doch jemand aus diesem stets einsamen Urpark heimkehren gesehen haben, denn mein Vater warnte mich vor den Schmugglern, die ihre Schleichwege durch jene wegen der Einsamkeit, der Sümpfe und allerlei bösen Spuks gemiedene Wildnis nahmen, warnte mich auch vor den Moskalen, den russischen Grenzsoldaten, die aus Haß oder Langerweile, aus abergläubischem Schreck oder aus Rache auf alles schossen, was ihnen gefährlich, verdächtig oder behext vorkam. Die Gendarmerie hatte es längst aufgegeben, die Gegend abzustreifen, da selten einer von den gefürchteten Patrouillengängen zurückkehrte. Eine Begegnung mit den Schwärzern bedeutete den sicheren Tod.

Also auch das noch! ... O ihr Philister, noch gibt es eine Rettung vor eurer platten Gleichmacherei! Ich hatte alle Mühe, meinen Jubel zu unterdrücken. Meine älteste Schwester, die schon lange das Hauswesen führte und die Hausrechte der Mutter übernommen hatte, durchschaute freilich mein verräterisches Schweigen und bat, der Vater möge mir ernstlich meine einsamen Wanderungen verbieten. Die Leute redeten schon darüber, und ich sei auf dem besten Wege, für einen Sonderling ausgeschrien zu werden. Neulich wolle man mich sogar bei der Seemühle gesehen haben, wie ich mit der schönen, als Buhlerin und Zauberin verrufenen Müllerstochter am Wacholderhange gesessen und ihr Kränze flechten geholfen habe.

Mein Vater lächelte, guckte mir, anscheinend ganz nebenläufig, in die Augen, fand darin nichts, was einer Auseinandersetzung wert gewesen

wäre, und meinte, ich werde schon wissen, was ich zu tun habe. Immerhin beruhige es ihn, daß mich wenigstens Jax begleite, der eine feine Nase für alles Gesindel habe und dessen Gebell weitum bekannt sei.

Die Seemühle lag in einem jener sonderbaren Erdverstecke, an denen unbekannte, außerhalb unsrer Sinnenwelt stehende Lebewesen, aus andern Stoffen gewoben als wir und darum andern Gesetzen untertan, hausen mochten. Der Ort galt darum als unheimlich, und in der Tat lag eine fürchtig schwere Last von Melancholie und Grauen über dem niedrigen, mit dick übermoostem Stroh bedeckten Haus und seinem von zahllosen dickleibigen Faltern überflogenen Garten. Über den stocherigen Fenzzaun drängten sich neben hohen, großscheibigen Sonnenblumen und feurigen Georginen Sträucher aller Art; Resedengerank und Rittersporn wucherten durchs Gestänge in den Weg. Dunkel wie das drohende Auge eines Ungeheuers tauchte aus der grausigen Welt des Erdinneren der düstere Spiegel des benachbarten Waldsees empor.

Es war kein Glück über der Mühle. Des Müllers Frau, so erzählte man, war das schönste Weib ringsum gewesen. Als bei der Hochzeit der junge Kaplan von Mogilany den Trinkspruch auf ihr eheliches Glück ausbrachte, sah sie ihn an und lachte so wild, daß er irr zu reden anfing und tot über den Tisch stürzte. Alle Männer waren ihrem Zauber verfallen; je spröder einer tat, desto ausgelassener kirrte sie ihn. Schließlich war sie mit einem durch seine tollen Gelage bekannten Magnaten aus Krakau durchgegangen. Der Müller, dem sie das einzige Kind, ein Mädchen, das ihre ganze Schönheit übernommen hatte, zurückließ, fing — was blieb ihm in seiner Not und Schande andres übrig? — zu trinken an.

Als ich die Mühle fand, war Anjuschka — so hieß das schöne Mädchen — etwa achtzehn Jahre alt. Ihr Geist war von frühester Kindheit an nicht in Zucht gehalten worden und, von Phantastereien und Zauberglauben erfüllt, allen Gefahren einer sinnverwirrenden, von den tausend süßen Giften einer von Vater und Mutter ererbten Lebensgier gesättigten Einsamkeit preisgegeben gewesen. Man behauptete, sie sei von bösen Geistern ergriffen und in ihren Augen brenne die Glut der Hölle. Ihr zerfahrener Kopf hatte nicht einmal das Lesen und Schreiben bewältigt; aber sie hatte — wie die Natur oft in maßloser Zärtlichkeit verschwenderisch kleine Versäumnisse wieder gutzumachen sucht — einen so feinen Sinn für die Schönheit der Töne und die betörende Sprache der Glieder als Mitgift erhalten, daß sich die Frauen bekreuzten, wenn sie ihre Lieder hörten, und die Männer in der Raserei ihrer aufgepeitschten Sinne sich betranken und in Raufereien auf Sieg oder Sterben um einen Anerkennungsblitz aus ihren tiefblauen feuchten Augen buhlten. Von den Knechten hielt es keiner lange in der Mühle aus. Viele ließen Lohn und Arbeitsbuch im Stich und liefen aus dem Dienst. Was sie erzählten, klang toll genug. Einige wurden verrückt; einer erstach seinen Nebenbuhler, vor einem Jahre ertränkte sich Bojusch, der Ruthene, im See.

War dann Liebe, Rausch, Elend und Sterben vorüber, so saß sie am Hang hinter der Mühle, wo die kugeligen Wacholderbüsche standen, und sang in die weiten Wälder die allertraurigsten Lieder, die sie irgendwo erlauscht oder sich selbst erfunden hatte und die kein Instrument und kein Mund nachzusingen imstande waren. Dann schlug sie die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich. Und ihr Schmerz war von so fassungsloser Unseligkeit, daß alle, die vorüberkamen, ein Grausen ergriff.

Ich hatte so viel lodernde Schönheit, eine solche Pracht des Leibes und Musik aller Bewegungen, sei es des Augenlides, der Finger oder der Schultern, noch nie gesehen. Kein Gemälde, kein Marmorbild, keine Schauspielerin und keine Dame der Gesellschaft kannte ich, nichts fand ich in meiner Phantasie und in meinen Büchern vor, was ich dieser »Dämonin« hätte vergleichen können. Ich suchte, um sie zu besiegen, um sie mir ungefährlich zu machen, Mängel und Male an ihrem Körper, aber ich fand nichts, was ihren Zauber hätte vermindern oder brechen können.

Und dennoch — war es meine damalige jungenhafte Verständnislosigkeit für den Rausch des Weibes, war es die Scheu, die Ehrfurcht, die die unerwachte Jungenseele selbst vor dieser Frau empfinden mochte: ich sah in dem schönen Mädchen nichts als den unsagbar unglücklichen, mit allen Qualen und Peinigungen eines trostlos unzulänglichen Lebens geschlagenen Menschen. Und sie ahnte wohl in mir — mehr erstaunend als wissend — den Jüngling, der auch sie mit jenem Heiligenschein der Unnahbarkeit umwob, in dem ihm immer noch jede Frau erschien. Ich bot ihr Gutes, soviel ihr und mir möglich war, brachte ihr Früchte, Süßigkeiten, Bilder und glänzenden Schmuck, aber nie geschah es, daß sie anders dankte als mit stillem, rührendem Weinen, nie, daß ich ihr anders gab, als mit dem die Tiefe ihres Blickes suchenden Wunsche, in ihrem wirr flimmernden Geiste einen Strahl Freude aufleuchten zu sehen.

Seitdem wir Freunde geworden waren, sang sie nicht mehr in der Schenke ihre versengenden Lieder, und nichts vermochte sie mehr zum Tanzen zu bewegen. Ihre Schönheit schien das Gewand gewechselt zu haben. Kein Bild in der Dorfkirche konnte ihr nun an rührender Innigkeit gleichen. Der Pfarrer, ein alter, alles ver-

stehender Mann, erlaubte ihr jetzt wieder, rückwärts in der Kirche, unter der hölzernen Treppe, die zum Geläute emporführte, den heiligen Handlungen beizuwohnen. Dort murmelte sie, in die Knie gesunken, ihre phantastischen Gebete und weinte still in die gefalteten Hände. Die Frauen schlugen ein Kreuz, wenn sie an dem finsteren Winkel vorüberschritten, die Männer senkten die Blicke und pochten dreimal mit klobiger Faust an die Brust. »Gott behüte uns vor allem Übel der Erde!«

Einmal — wie deutlich erinnere ich mich an den vergoldenden Glanz dieses Herbstabends! — bat ich sie, daß doch auch ich sie gern tanzen sehen möchte. Da wurde sie schier drohend ernst, eine eisige Blässe überzog ihr Gesicht, und sie nickte mit tonloser Stimme: »Das darf ich nicht. Verlange das nicht! Ich kann es auch nicht. Ich konnte nur tanzen mit ihm, dem Feuerglühenden. Er kommt nicht, wenn du bei mir bist. Er kommt nie mehr. Ich will nicht, daß er kommt. Ich muß viel beten. Meine Mutter ist tot. Ich weiß es. Sie erschien mir mitten im Garten. Ganz vom Mittagslicht umflossen. Es war am selben Tage, als du zum erstenmal kamst. Ich höre sie oft in der Ferne weinen. Sie wartet auf mich. Eher, sagte sie mir, läßt sie der Engel an der Tür in den Himmel nicht ein. Ich werde nie mehr singen. Ich werde nie mehr tanzen. Oh, meine Tränen tun so gut! Wenn du bei mir bist, kann ich weinen. In deiner Nähe wird alles so selig und schön. Sie hat dich mir wohl geschickt. Keiner ist wie du!«

Sie hatte sich erhoben, den Kopf hintüber in die Hände gelegt und ging langsam, wie von einem Traum geleitet, dem Hause zu. Ich sah ihren Körper in der Inbrunst ihrer Leiden beben. —

Einige Tage später war mein Vater beim Mittagessen besonders ernst und wortkarg. Nach Tisch rief er mich zu sich in sein Schreibzimmer. Er schloß die Tür ab. »Nimm Platz!« Er mußte ernstlich erregt sein, denn er tupfte, was er nicht leicht tat, die unzertrennliche Virginiazigarre ab und legte sie in die Aschenschale. Sein helles Auge glitt rasch über mich, aber ich hatte gar nichts zu verbergen. Da schien er ruhiger. Langsam, zögernd, stoßweise begann er: »Du hast dich dem Gerede ausgesetzt. Ich ließ dich gewähren. Entsinne dich, ich habe dich gewarnt. Ich halte dich für einen unverdorbenen Jungen. Aber wie immer: das ist kein Umgang für dich. Die Müllerstochter ist ein krankes, vielleicht bis ins Mark vergiftetes Geschöpf: ihre Mutter war ein schlechtes Weib, der Vater ist ein Säufer. Danach die Tochter. Schuldig oder nicht schuldig: das mag Gott richten. Seine Sache! Meine, dich vor dem Weib zu bewahren. Sie ist der Schrecken aller anständigen Frauen, die Verderberin, das Unglück vieler Männer. Wenn es eine Besessenheit gibt, sie ist ihr verfallen. Ich habe sie beim letzten Knappenfest in Kallowitz tanzen gesehen. Das war Asien, Raserei aus dem Orient, nichts für unser kühles, nordisches, gesundes Blut! Und du, ein Zwanzigjähriger! Denkst du noch an deine Mutter? Wo soll das hinaus? Willst du deine Jugend, dein ganzes Leben vergiften lassen? Und noch eins: sie ist die Diva, der Star der Schmuggler. Ihr Götze! Du kennst noch nicht diese Horde! Lauter Halunken, lauter Verbrecher! Ein Menschenleben gilt ihnen nichts. Sie sollen's scharf auf dich haben. Mir sagte es der Grenzjäger-Oberst. Hast du schon von den Gesetzen der Sümpfe gehört? Ihre Rache heißt: Tod! Die Sümpfe wissen davon. Die Dirne singt und tanzt nicht mehr vor ihnen, seit sie mit dir am Berge zusammensitzt. Genug jetzt! Antworte!«

Ein Trotz war in mir aufgestiegen. Wer an mich nicht glaubt, den kläre ich nicht auf, sprach's irgendwo im Kopf. Dann sah ich aber das weiße, noch immer lockige Haar, sah die Sorgenfalten auf der Stirn meines Vaters. Die Wangen waren gerötet, erhitzt der haschende Blick. »Vater,« begann ich, »von unsrer Mutter weiß ich ein letztes Wort. Es war am Sonntag, als sie mir's — schon recht schwer — zuflüsterte. Montag ist sie von uns gegangen. Bub, sagte sie, bist noch jung und weißt nichts vom Leben. Halte dich an edle Frauen, hüte dich vor schlechten! Dann wird schon alles andre von selbst richtig. Dieses Wort, noch habe ich's nicht anzuwenden gebraucht. Edlen Frauen kann ich nichts sein. Bin zu jung. Einer schlechten bin ich noch nicht begegnet. Anjuschka ist ein unglückliches Geschöpf. Ich empfinde nichts als tiefes Erbarmen neben ihr. Ich vermag nicht, sie zu kränken.«

»Junge, gib acht! Mitleid ist schon oft die Brücke zur Schwäche geworden. Es ist unsrer Familie Art, Ehrfurcht vor der Frau zu haben. Das will ich in dir nicht antasten. Aber du mußt auch wissen, daß ein Weib, das schlecht und zuchtlos geworden, jedem Laster verfallen ist. Zahllose rechtschaffene Männer sind schon durch gemeine Weiber zugrunde gerichtet worden. Du bist noch ein Kind! Danke Gott, daß du es bist. Eine einzige Stunde kann alles verderben! Gib mir deine Hand!«

Ich tat's zögernd. Es schien mir nicht notwendig. Ich war fast gereizt: »Vater, deine Sorgen sind ganz überflüssig. Ich fühle mich durchaus sicher. Mehr als das, ich sehe keine Gefahr. Vertraue mir. Anjuschka tanzt nicht mehr, weil sie nicht will. Nicht, weil ich ihr abgeraten habe. Dazu war kein Anlaß. Das werden die Schmuggler schon erfahren. Sie darf jetzt sogar wieder in die Kirche gehen.«

Mein Vater sah mich besorgt an: »Du hast viel von deiner Mutter. Möge ihr Geist immer

um dich sein! Dann kann's nicht fehlen. Es ist gut. Geh!« —

Ich war einige Tage nicht auf den Wacholderberg gegangen. Das Gerede der Leute legte sich quer vor die Schritte, wenn ich den gewohnten Weg einschlug. Dagegen wanderte ich um so trotziger durch den Urwald, mit Absicht die Spuren kreuzend, die nach den Schwärzern sichtbar geblieben waren. Jaz konnte nicht feiner hören als ich. Meine Verachtung des Gesindels war so groß, daß ich oft vor Zorn und Wut schrie, um auf meine Anwesenheit aufmerksam zu machen. Die schillernden Fliegen standen in der durchsonnten Luft, die blauen Seejungfern flitzten durch die Sonnenbündel, ein Specht hackte irgendwo. In breitem Fächer überstrahlte der Mittag die Farnwildnis. Ringsum Ruhe und feiersamer Waldfriede.

Am Nachmittag vor dem Marientage, der in den Anfang des Septembers fällt — es segelten die Frauenfäden durch die Luft, und die Brombeeren waren schon schwarz geworden —, stieg ich wieder dem Wacholderberg zu. Ein wenig nachdenklich, ein wenig zaudernd und nicht von einem einzigen frohklaren Ton durchdrungen.

Anjuschka saß auf der obersten Wölbung, vom samtigen Schein der zum Untergang bereiten Sonne ganz übergoldet. Sie sang ein Kirchenlied vor sich hin, Blumen lagen um sie. In den Händen hatte sie einen Kranz, den sie prüfend und bindend öfters vor sich emporhob. Ein Erstaunen, eine Ehrfurcht hatte mich ergriffen. Madonna! Marienfeier! Wo fängt der Himmel an, wo hört die Erde auf? Wird überschwengliche Liebe nicht mit Heiligsein verwandt?

Als sie mich erblickt hatte, ließ sie Kranz und Blumen fallen, ein einziger, jubelnder Schrei rief durch das Gold des schon in die Feierlichkeit des Marienfestes hinübergestimmten Abends. Wir sprangen uns entgegen.

Ich setzte mich neben sie. »Für wen bindest du die Kränze?«

»Für mich,« sagte sie schnell, mit einem verworren bedeutsamen Nachdruck jedes Wort stark betonend, »für mich, für mich allein. Denn ich werde bald sterben. Eher noch, als diese Blumen verblühen. Meine Mutter hat es mir gesagt. Sie war heute wieder bei mir. Ganz weiß. Ganz schön und mit frohen Augen. Zwei Engel mit riesigen Schwingen knieten ihr zur Seite. Meine Mutter hat immer nur Wahres gesprochen. Alles hat sich immer erfüllt. Ich werde sterben. Und es wird wunderbar schön sein. Aber du mußt noch hier unten bleiben, noch lange, lange. Da wirst du die arme Anjuschka vergessen und nicht einmal ihren Namen mehr wissen. Wer wird mit meinem Leichenzuge gehen? Wer wird die Geige spielen? Und wer wird mich tragen wollen? Niemand ... niemand. Uneingesegnet, an der Mauer werde ich liegen müssen. Arme Anjuschka ... arme Anjuschka!!! Keiner wird ein Vaterunser sagen. Und du wirst dich schämen, wenn sie von mir sprechen.«

Weiße, klare Tränen fielen auf die Blumen. O mein Vater, o meine Mutter, da habe ich sie auf die Stirn, die milchweiße, marmorblanke Stirn geküßt. Ach, nur um ihre Tränen still zu machen und ihr zu sagen, daß ich sie nie vergessen und mich niemals ihrer schämen werde und — sollte alles wahr werden — für sie beten wolle, wie ich nur beten könne am Grabe meiner Mutter. Und noch einen Kuß habe ich ihr, es war beim Gartenpförtchen, gegeben, in das sie, über und über mit Blumen, Kränzen und Gewinden beladen, trat, als die Räder schon stillstanden und das Wasser in breitem Rauschen spritzend und pulvernd, vom Mondlicht mit huschenden Lichtern überfunkelt, in den Bach stürzte.

Es mochte wohl Mitternacht geworden sein. Ich schritt schlank und federnd unserm Hause zu; mir war, als hätten mich ihre Lippen mit einem unvergänglichen Zauberspruch gesegnet.

Am nächsten Morgen, als die ersten blutroten Streifen wagerecht durch das Perlgrau des Frühhimmels drangen und das Aufsteigen der Sonne ankündeten, als die Glocken der stundweiten Pfarrkirche den Marienfeiertag einläuteten, fanden die vom Knappenfest tanzend und singend heimkehrenden Burschen die schöne Müllerstochter tot im See. Die bekränzten Kleider hatten sich wie die Blätter einer Wasserrose um sie gebreitet, das marmorne Köpfchen ruhte auf einem Polster von Blumen, und Blüten in allen Farben schwammen um sie herum. Der schwarze Unterweltspiegel des Sees lag wie ein mächtiges samtenes Bahrtuch um die Schönheit ihres Totenlagers gespreitet.

Das Volk lief zusammen, und das ganze Ufer des dunklen Sees war von den vielen bunten Gestalten eingesäumt. Es war so traurig und so schön, so sonderbar feierlich und heilig, daß alle, die Männer und auch die oft gekränkten Frauen, auf die Knie gesunken waren und das ergreifende Totenlied sangen, das alljährlich angestimmt wird, wenn die Allerseelenwallfahrt durch den Friedhof zieht.

Warum ich so früh aufgestanden und zur Mühle geeilt war — ich wußte es nicht. Es mußte mich ein Traum geschreckt haben. Dann hatte ich ihn vergessen. Noch knieten und sangen die Leute. Es war mir erlaubt, Anjuschkas wie im Leben wundersam schönen Leib aus dem Wasser zu heben. Und als ich sie mit schonend ausgestreckten Armen ins Haus trug, lag sie so wundersam verklärt, daß die andrängenden Frauen weinten und die Männer aufschluchzten, als berste ihre Brust und ließe das zermarterte Herz ausbrechen.

Weißgekleidete Frauen, Arbeiter, Knappen und Schmuggler wechselten ab, um am Glück teilzunehmen, diesen Leib zu Grabe zu tragen. Vier Geiger schritten dem Zuge voran, und die Geistlichkeit hatte den Bitten willfahrt, die Fahnen, die noch wegen des Marientages entrollt waren, mitzunehmen. Da ihr Vater krank daniederlag, schritt ich allein hinter dem Sarge. Doch hinter mir, in unabsehbarem Zuge wallten und sangen die Angehörigen aller Gemeinden der Pfarre von Szatopa, ferner der Pfarre von Mogilany und des Schmugglerdorfes von Murowane. Auch Juden und Beamte waren herbeigekommen. Alle hatten sie tanzen gesehen, alle ihre Lieder gehört. Allen war ein funkelnder Wunderstein aus dem Geschmeide, das jedem in einem Geheimwinkel der Seele ruht, gebrochen worden. Alle trauerten, auch wenn sie nicht wußten, warum eigentlich, so schwer und so tief ...

Als ich im Spätherbst nach Wien zu den Studien einrücken mußte, war das Grab — wie stets, wann immer ich es auch besuchte — von frischen Blumen überwölbt. Ich zündete zwei Kerzen an. Sie flackerten unruhig, als ob ein Atem um sie hauchte.

Ein Jahr war vergangen. Ich war wieder heimgekehrt. Alles war beim alten geblieben. Es ändert sich wenig in diesem konservativ eintönigen Bezirk. Ich erstaunte auch nicht, als ich das Grab Anjuschkas wieder mit frischen Blumen geschmückt fand. Einsame und traurige Menschen sind treu. Menschen, die täglich das Leben wagen, das Leben bedrohen, haben den Leichtsinn verlernt und vergessen niemanden, der ihnen je einen Augenblick Glück geschenkt hat. Das ist so Schmugglerart.

Der alte Müller war gestorben. Die Mühle lag im Verfall. Nur im Garten blühte es mit schwüler Pracht weiter. Dunkel und in Rätseln gebunden lag der See. Täglich saß ich an seinem Ufer. Vergebens fuhr ich mir über die Stirn, um die Gewalt der Erinnerung wegzuwischen.

Lieber als sonst zog ich nun mit Jax in meinen Urwald. Dort verstand die Luft meine Trauer, meine Sehnsucht und meine Gebete. Meine flehenden Gebete an die Schönheit — Anjuschka ...

Einmal, es war gerade jener Marientag gekommen, war ich wieder in den Urwald gewallfahrtet und ganz nahe an die russische Grenze herangekommen. Da spitzte Jax die Ohren. Richtig, ich hatte es auch gehört. Hilferufe, verzweifelte gelle Schreie. Woher? — Dort ... dort! »Holla, Jax! Jetzt gilt's! Laufschritt!« Mein Weichselstock sauste. Ich preschte durch Farn, Blüten und Geschlinge wie ein weidwunder Hirsch. Deutlicher das Geschrei ... verzweifelter die Rufe. »Holla, Jax!« Die Äste schnappten um mich herum. »Holla, Jax! Drauflos!« Er belferte wütend. Wir rasten vorwärts. Nun hörte ich schon Worte. Um Hilfe! Ein Winseln um Erbarmen. »Vorwärts, Jax!« Und jetzt sah ich auch schon. Ein Lagerplatz der Schmuggler. Wilde, schwarze Kerle, nur zerfetzte Hosen am Leib. Sie standen im Kreise herum. In der Mitte ein vollbepackter Sandschlitten, davor lag ein schwarzer Haufen. Auf den hieben zwei, drei mit Prügeln ein. Der Haufen regte sich noch, aber das Schreien war in ein Röcheln und Wimmern übergegangen. Ich war in den Kreis gestürzt, mein Stock sauste herum, Jax sprang an, ich schrie, brüllte, raste. Mechanisch riß ich den dunklen Haufen empor. Ein Jude! Hatte es mir gleich gedacht. Blut rann vom Kopfe, Blut klebte am Gewand, an den Händen. Dennoch riß ich ihn hoch. »Anziehen! Vorwärts!« Ich wußte instinktiv, hier galt nur die Verblüffung. Die Kerle waren in der Überzahl. Dreizehn, vierzehn, mehr ... Wieder sprang ich zurück, der Stock sauste herum. »Tot ist, wer mir nahe kommt! — Jax, spring an!« — Dann rasch zum Schlitten: »Zieh an! Zieh an! Sonst sind wir verloren!« Ein Ruck. Es ging. Wieder sprang ich zurück in den Kreis, schrie, fluchte, deutsch, polnisch, wie es daherpolterte. Noch standen die Kerle wie Figuren aus Stein und Dreck. »Zieh an, Jud'!« Auf einmal, wie Speere, kamen fünf, sechs auf mich geschossen. Eisenfäuste! Der Stock fiel zu Boden. Die Hände waren im Nu auf den Rükken geschraubt, gebunden. Jax heulte, getroffen, jämmerlich auf. Der Jude war wieder in sich zusammengefallen. Die blanken Messer blitzten um mich. Kurzer Prozeß, guter Prozeß!

Da gebot einer »Halt!« Er schritt auf mich zu. Ein hagerer, gebräunter, wilder Kerl. Schwarze Augen funkelten über mich hin. Eine Stimme, wie wenn Bronze auf Bronze schlägt. »Kennst du das Gesetz der Sümpfe? Leben um Leben! Du hast zuviel gewagt. Das hat noch keiner versucht! Einbruch in unser Zelt, Einbruch in unsre Rechte! Beute ist Beute! Juden gibt's genug! Du hast gesehen! Du mußt sterben!« Ich zerrte an dem Strick und schrie ihnen entgegen: »Macht schnell! ... Schont den Hund!«

Da sprang ein junges Weib vor und packte den Führer am Arm: »Kennst du ihn denn nicht? Den Freund von Anjuschka? Er, der einzige, der hinterm Sarge ging. Der Reine, der Heilige!« Sie kniete nieder und zog mein Gewand an die Lippen. »Der Reine! Der Heilige!« murmelte, rief, schrie es auf einmal im Kreise. »Der Freund von Anjuschka, der Schönen! Sein Blut mit uns!« — »Er wird uns verraten!« schrie der Häuptling zurück. — »Nie wird uns der Heilige verraten! Anjuschka hat ihn geliebt!« rief das Weib empor. — »Du warst gerecht mit Anjuschka, der Schönsten aller Schönen. Nichts hast du von ihr begehrt! Sie

hat mit dir geweint, unsre Tänzerin! Du hast sie aus dem Wasser geholt. Du bist mit ihrem Sarge gegangen. Alle haben dich verlacht und verspottet. Heilig bist du, dein Segen mit uns!«

Meine Fesseln waren durchschnitten. »Ich gehe nicht ohne den Juden!« — »Er gehe mit dir. Wenn er verrät, stirbt er. Wir holen ihn! Gesetz der Sümpfe! Nun geh! Es ist unser Dank an Anjuschka! — Der Herr lasse sie ruhen in Frieden!« Jax kam herangewedelt. Rot lief eine breite Schramme über seinen Schädel. Ich riß den Juden empor, zog mit Kraft an, der Schlitten schleifte durch den Sand.

Wir fuhren quer über die Steppe. Beschwerlicher war der Weg, aber er führte schneller zum Dorfe. Wo die Kiefern aufhörten, stand ein Kreuz; in der Nähe gurgelte ein Quell auf. Dort wusch und labte ich den Verwundeten. Dann trank ich, Jax schlürfte gierig neben mir. Ich wusch auch seine Wunde und überspritzte ihn mit dem kalten Wasser. Da ward er ganz frisch und heulte vor Freude.

Nun war Ruhe zum Sprechen. Auch der Geschlagene hatte Kraft zum Reden gewonnen. »Ich bin der Sohn des Amschel Spiro, des Kaufmanns beim Bahnhof. Ich sollte die Waren den Moskalen zuschwärzen. Die Schmuggler entdeckten mich. Sie schleppten mich ins Lager samt dem Schlitten. Sie wollten mich erschlagen. Das Recht der Sümpfe.«

Nach einer Stunde schwerer Fahrt, denn ich mußte den Verwundeten mitschleppen, kamen wir ins Dorf. Es war Nacht geworden. Die Rast hatte wegen der Erschöpfung des Spiro, der in einen tiefen Schlaf gefallen war, mehrere Stunden gedauert. Als ich ihn und den Schlitten in das Geschäft seines Vaters gebracht hatte, gab es einen großen Auflauf, viel Geschrei und Gefrage. Man erriet bald, was geschehen war. Wir mußten schweigen. Alle kannten die »Gesetze der Sümpfe«. Es ist kein angenehmes Sterben, in den Morästen — die verschnürten Füße voran — zu ersticken.

Meine Angehörigen waren über mein langes Ausbleiben in große Besorgnis geraten. Die Schwestern weinten. Mein Vater, wegen meiner Teilnahme am Begräbnis noch immer erzürnt und durch das Gerede der Beamten verärgert, fuhr mich barsch an, ich möchte endlich die Jugendeseleien lassen. Ich sei nun alt genug. Dann rief er Jax zu sich, besah dessen Wunde und tropfte Arnika ein. Die Urheber seiner Verwundung erriet er nicht. Er fragte auch nicht.

Einige Tage waren vergangen. Vater schaute wieder freundlicher, und ich hoffte schon, daß alles gut abgelaufen und vergessen sei. Da wälzte sich am Schabbes eine ungeheure schwarze Menge gegen das Haus heran. Lebhaftes Getue und Geschrei begleitete sie. Voran schritt der alte Rabbi Seligmann, neben ihm der Gemeindeälteste, und hintennach der Kaufmann Amschel Spiro. Mir wurde ein wenig beklommen zumute. Mein Vater schaute zum Fenster hinaus und beobachtete das aufgeregte Gewoge. Die Schwestern standen ängstlich neben ihm. Nun trennten sich die drei Voranschreitenden und kamen ins Haus. Die Menge blieb zurück, gestikulierte mit den Armen herauf und schrie heftig allerlei Zurufe empor. Wir verstanden sie nicht. Es mußte Hebräisch sein. Nur manchmal überschrie ein Wort das Getöse. Es klang wie Makkabäer, Makkabäus oder dergleichen. Aber ich und die Meinen wußten nichts damit anzufangen.

Da klopfte es an die Tür. Die drei traten ein. Mein Vater war schon entgegengegangen. Der Rabbi, eine prachtvolle, alttestamentarische Gestalt, hatte, als ich scheu hinzugetreten war, zu reden begonnen. Was wollte er? Nun, dachte ich mir, es handelt sich wohl um Fabrikangelegenheiten. Vielleicht um ein Servitut. Oder, ja, das wird es sein, um eine Wohltätigkeitssache. Aber der Rabbi holte weit aus, tat sehr feierlich und setzte seiner gleichsam von erhabener Gelassenheit gesättigten und mit schwerer Brokatschleppe dahinschreitenden Rede funkelnde Prunkstücke aus den heiligen Büchern auf. Es mußte also doch ein besonderer Anlaß sein. Und jetzt schien er auch wirklich zu den Tatsachen einzuschwenken. Er erzählte vom Heldengeist aus der Zeit Gebeons und der sieben Söhne der Makkabäerin. Dieser Geist sei auch heute noch nicht ausgestorben, aber das jüdische Volk sei von Trauer, Erniedrigung und Armut erdrückt. Lebendig jedoch — wie Eloah, sein gewaltiger Gott — lebe in der Brust der Juden der Geist für seine Heroen und das Heldische überhaupt. »Heldentum ist die höchste Form der Nächstenliebe. Wer sie übt, wo immer, gegen wen und für welche heilige Idee auch, ist der Bewunderung und des Dankes des jüdischen Volkes sicher!« Er hatte diese Worte wie ein segnendes Heiligtum mit seinen hochgestreckten Armen gleichsam emporgehalten, und ich sah erstaunt, wie innere Ergriffenheit einen Menschen mächtig vergeistigen und verklären konnte. Aber was wollte er damit hier, bei uns? Wozu dieser schier liturgische Aufwand von Kraft und Wortpracht?

Mein Vater, der mit ästhetischem Behagen und artiger Geduld die Einleitung angehört hatte, richtete sich auf einmal mit einem Ruck höher und horchte gespannt auf. Ich aber drückte mich ein wenig mehr in den Hintergrund. Denn die ganze glorreiche Aufmachung — das wurde nun deutlich — betraf also doch mich: meinen verwegenen Einbruch ins Schwärzerlager, die Errettung des jungen Meschulem Spiro und den Samariterdienst beim Kreuzbrünnl. Mein Vater hatte mit geschlossenen Augen zugehört; die Backenknochen seines feinen Humanistenkopfes

waren mehr gerötet als sonst; es flimmerte um seine weißen Blücherlocken. Wie liebte ich diesen alten, guten, strengen Mann!

Als der Rabbi seinen Dank in patriarchalischer Breite zu den Füßen meines Vaters endlich vollständig ausgebreitet hatte, überreichte der Gemeindeälteste mit einer kurzen Ansprache in jiddischer Mundart eine Rolle, in der alles aufgezeichnet war. Und schließlich kam auch Amschel Spiro, dessen pelzverbrämte Mütze und Atlaskaftan das erste Auftreten ihrer Eleganz durch ein erhöhtes Glänzen zu steigern beflissen waren, daran: er bat, zwei koscher gemästete und rituell geschächtete Gänse von zartestem Fleisch und delikatestem »Gerüch« in die Küche abliefern zu dürfen. Noch hielt er sie, mit schwer gebändigtem Entzücken, unter den Armen. Er hatte mich während des ganzen geräumigen Vorgangs lebhaft an das »Gänsemännchen« in Nürnberg erinnert. Es half mir nun nichts, mein Vater rief, und ich mußte vortreten. Weiß Gott, als mir der Rabbi-Moses die Hände auf den Kopf legte und einen hebräischen Spruch über mich betete, hatte ich ein sonderbares Gefühl.

Ich war redlich froh, als ich meinen Vater mit den Herren allein lassen durfte. Unten, vor dem Hause, war es inzwischen bewegt zugegangen. Die Versammlung war immer größer geworden, Hände reckten sich daraus empor, man schrie und rief eifernd Namen herauf, und schließlich stürzten die Schwestern in mein Zimmer und bestürmten mich, ich müsse mich am Balkon zeigen. Ich spürte, wie mir das Blut in die Wangen schoß, und heftig brach ich los: »Gar nichts habe ich getan! Erschlagen hätten mich die Schwärzer wie einen räudigen Hund! Anjuschka hat es getan! Anjuschka hat mich gerettet, den armen Juden dazu und Jar. Alles hat Anjuschka getan!« Die Erregung hatte mich übermannt, ich warf mich in einen Fauteuil und weinte wehrlos und bitterlich. Und auf einmal begriffen meine Schwestern mein Leid und meine Trauer. Das Weib hatte das Weib — mochte es auch eine Verrückte, eine Sünderin, eine Tote sein — verstanden. Die Schwestern lösten meine Hände vom Gesicht, und leise weinten sie mit mir.

Draußen schrie man heftiger: »Makkabäus! — Wir wollen ihn sehen! — Makkabäus, den Retter des armen Jidden!« Ich trat hinaus. Und wußte wahrlich nichts andres zu sagen, über die jäh lautlos gewordene Menge hinzuschreien als: »Gelobt sei die Nächstenliebe! Ehret Anjuschka, die heilige Büßerin! Sie hat euren Bruder gerettet.«

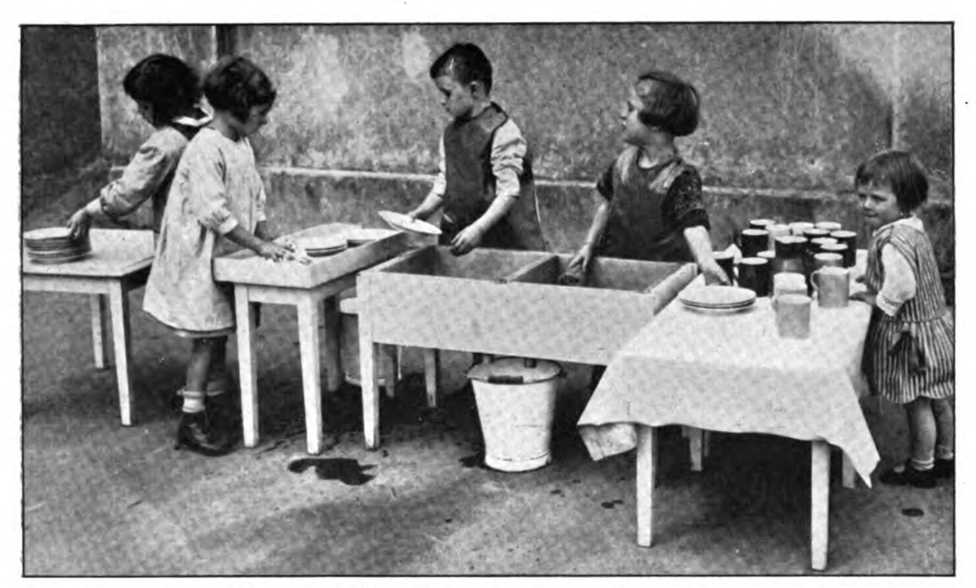
Ein Schweigen erst, dann ein Tosen und Geschrei wie von Besessenen. Ich war mit einem mächtigen Satze hinter die Glastür gesprungen. Hinter mir schlug das Rasen der Menge an die Fenster. Sie hatten verstanden.

Der Name »Makkabäus« war mir geblieben. Als mir Herr Oberfinanzrat von Wurmstengel in der Vollwürde seines vergoldeten Kragens und mit dem fettigen Wohlwollen seines Doppelkinns den Glückwunsch zu meiner »Bravour« aussprach und — nicht ohne behäbige Ironie — meinen Übernamen zur Kenntnis nahm, war dieser damit sozusagen geeicht, registriert und abgestempelt, so daß ihn auch die Subalternen und die Société von Szatopa als salonfähig in das Inventarium ihrer Gespräche aufnehmen durften. Einige junge Herren nahmen das Ereignis zum Anlaß, über die Aufführung der »Makkabäer« von Otto Ludwig im Burgtheater und im besonderen über die große Rolle der Wolter darin zu sprechen. Einige Mamas fanden alles sehr interessant und versicherten, sie würden ihre Töchter, bevor noch die Ferien anbrächen, anweisen, dieses klassische Stück in der »Burg« anzusehen. Wenn ich durchs Dorf ging, grüßten mich die Juden mit liebevoller Ehrerbietung, die Kinder riefen mir den Namen »Makkabäus« zu, und die Frauen lachten mich, herzlich grüßend, froh an. »Seht, er hat Anjuschka zur Heiligen gemacht und den armen Jidden gerettet.«

Mit den Schmugglern stand ich fortab auf gutem Fuße. Wenn sie mir Jar meldete, wartete ich ihren Zug ab. Der Führer grüßte mich mit der Geheimgebärde ihrer Blutbruderschaft, und sie sagten, es sei ihnen ein gutes Zeichen, wenn sie mir begegneten. Und die Frauen fügten hinzu: »Anjuschka hat dich geliebt, die Schöne! Du hast ihre Seele gerettet. Jetzt ist sie bei Gott und der heiligen Mutter unsers Herrn Jesus Christus.« Sie waren fromm und treu, diese Menschen, wie alle, die ihr Leben in Gefahr und Not den harten Gesetzen des Daseins abkämpfen.

Vierzig Jahre und einige darüber sind seit jenen Tagen verflossen. Die Monarchie ist zerstückelt, die Sandwälder und die Sumpfwildnis gehören zum neuen Polen. Lange vorher hatte sich mein Vater in seine schlesische Heimat zurückgezogen; dort ruht er nun aus von seinen Sorgen und Kämpfen, neben den Steinsärgen seiner Vorfahren. Es ist mir verwehrt, die liebgewordene Stätte seines Wirkens und seines endlich doch erreichten Erfolges zu besuchen. Denn ich bin verarmt — trotz seiner Mühen und Ersparnisse. Bevor er von Szatopa fortzog, ließ er den schweren Landauer anspannen, legte einen mächtigen Kranz hinein und besuchte das Grab von Anjuschka. Dank ihm auch dafür! Er hat mir nie davon gesprochen.

Und da es mir nicht mehr vergönnt ist, über dem staubgewordenen Gebein Anjuschkas ein Licht anzuzünden, habe ich mich darangemacht, wenigstens diese Erinnerungen niederzuschreiben. Auch andre sollen wissen, was die Liebe eines Weibes — und gelte sie vielen auch als Sünderin — vermag.



Die Kinder waschen ihr Geschirr, trocknen es ab und räumen es fort
Alle Arbeiten, die gruppenweise geschehen, werden von den Kindern selbst organisiert

Montessori-Erziehung

Von Paula Fürst

Mit elf Abbildungen nach Aufnahmen von R. Horlemann in Berlin W

Vor nicht allzu langer Zeit berichtete eine Tageszeitung von einem amerikanischen Studenten der Pädagogik, der, im Examen nach der Montessori-Methode gefragt, folgende Antwort gegeben habe: »Man hole alle möglichen Sachen aus Boden- und Rumpelkammer, setze das Kind mitten hinein und überlasse es sich selbst: das ist die Montessori-Methode.« Wenn nicht wahr, so doch gut erfunden! Es herrschen höchst merkwürdige Vorstellungen über die Ideenwelt der großen italienischen Pädagogin.

Dr. Maria Montessori, ursprünglich Ärztin, und zwar die erste, die in Italien unter ungeheuren Schwierigkeiten ihr Studium durchsetzte, hat schon vor mehr als zwanzig Jahren ihre ersten Beobachtungen und Erfahrungen an schwachsinnigen Kindern gemacht. Sie erfand Spielsachen, die die einzelnen Sinne dieser armen Kleinen aufnahmefähig machten, übten und sie schließlich so weit brachten, daß sie mit Hilfe andrer von der jungen Ärztin für diesen Zweck erdachten Gegenstände auch schreiben, lesen und rechnen lernten. Ein Vergleich mit einer Klasse normaler Kinder hatte das überraschende Ergebnis, daß die schwachsinnigen Kinder ihren geistig gesunden Altersgenossen nicht nachstanden, ihnen sogar zum Teil überlegen waren. Das brachte Maria Montessori zu der Erkenntnis, daß die normalen Kinder in ihrer geistigen Entwicklung gehemmt worden sein mußten. Wie sie sich vorher jahrelang gemüht hatte, den schwachsinnigen Kindern zu helfen, so begab sie sich jetzt, von demselben Helferwillen beseelt, an das Studium des normalen Kindes. Wieder vergingen Jahre ununterbrochener Arbeit; sie studierte an der Universität Rom Erziehungswissenschaften und Experimentalpsychologie, vor allem aber gewann sie durch ihre jahrelangen Studien an Kindern die gründlichste Kenntnis der kindlichen Psyche.

Grundlegend und entscheidend ist für Maria Montessori die Erkenntnis, daß das Kind ein Wesen für sich ist, durchaus verschieden vom Erwachsenen. Diese Verschiedenheit wird für gewöhnlich kaum beachtet. Das Kind wird einfach in die Welt des Erwachsenen hineingestellt, ohne daß man seine gegenwärtigen kindlichen Bedürfnisse und Rechte anerkennt.

Zwei Tatsachen stellte Maria Montessori auf Grund ihrer praktischen Beobachtungen fest:

1. Das Kind strebt danach, sich vom Erwachsenen unabhängig zu machen;
2. das Kind strebt nach einer Beschäftigung mit intelligentem Zweck, bei der es sich konzentrieren kann.

Diese beiden Bestrebungen des Kindes beruhen auf seiner ihm von der Natur mitgegebenen Aktivität, die sich schon im frühesten Alter auf körperlichem, geistigem und seelischem Gebiet nachweisen läßt.

Dieser natürliche Trieb der Aktivität, der jedem gesunden Kinde eigen, ist die Basis von Maria Montessoris Erziehungssystem. Durch Anerkennung und Betonung dieser Aktivität der



Im Kinderhaus gibt es auch die Möglichkeit, die Wäsche zu besorgen. Die Kinder haben stets gebrauchsfähige Gegenstände, die ihren Größenverhältnissen entsprechen

»Selbständigkeit« — für sie der Schlüssel zum Wesen des Kindes — schafft sie ihm seine Entwicklungsfreiheit. Alle großen Pädagogen von frühester Zeit an haben die Freiheit des Kindes gefordert, aber sie alle sind von philosophischen Erwägungen ausgegangen, ihre Forderungen sind Theorie geblieben, oder sie sind in der Praxis gescheitert, weil sie nicht gleichzeitig Verhältnisse schufen, unter denen diese Freiheit möglich war.

Wie sieht die Freiheit in der praktischen Durchführung der Montessori-Methode nun eigentlich aus? Kommt man in ein gut geleitetes Kinderhaus oder in eine Schulklasse, so merkt man von der Leiterin nur sehr wenig. Ganz unauffällig im Raume beobachtet sie die Kinder, die völlig unabhängig von ihr einzeln oder auch in Gruppen sich mit den Dingen beschäftigen, für die sie im Augenblick Interesse haben. Manchmal gibt die Lehrerin einem einzelnen Kinde eine kurze Unterweisung: bis auf die Gleichgewichts- und rhythmischen Übungen und kurzen Gesamtübungen, z. B. wie man höf-



Spiel und Arbeit im Garten an heißen Sommertagen

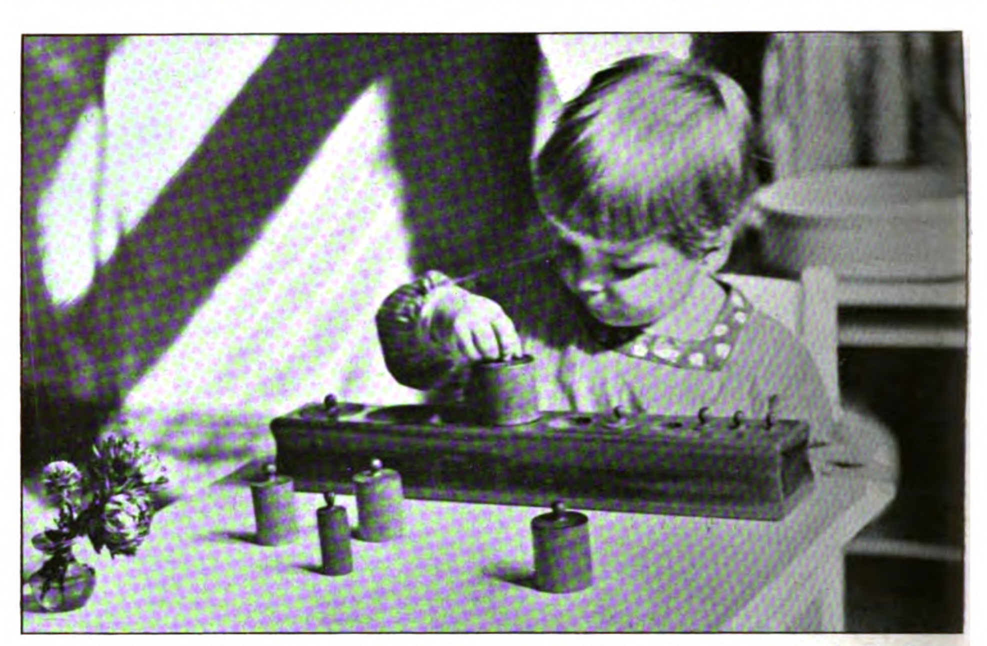


Knöpfen und Schleifenbinden wird an geeignetem Beschäftigungsmaterial spielend gelernt
Wer es kann, ist selbst unabhängig und kann andern helfen

lich grüßt, wie man ein Stühlchen trägt, wie man eine Waschschüssel ausgießt, gibt es im allgemeinen keinen gemeinsamen Unterricht, keine programmäßige allgemeine Beschäftigung. Jedes Kind hat die Freiheit, seine Beschäftigung selbst zu wählen und so lange dabeizubleiben, wie es Lust und Interesse daran hat. Die Kinder haben völlige Bewegungsfreiheit, sie dürfen aufstehen, herumgehen, wie ihr Bewegungsbedürfnis sie treibt. Auch die Schulkinder sind nicht in Schulbänke eingezwängt, sondern haben Tische und Stühle, wie im Kinderhaus, mit denen sie ihre Plätze beliebig verändern können. Als beste Illustration einer so freien, tätigen Klasse sei der Brief eines 8¾ Jahre alten holländischen Knaben wiedergegeben, der seit seinem 5. Jahre die Montessori-Schule in Amsterdam besucht (übersetzt von Frau Dr. med. Emmi Bergmann; »Psychologische Beobachtungen in der Grundschulklasse«, Hensel & Co., Berlin 1927):

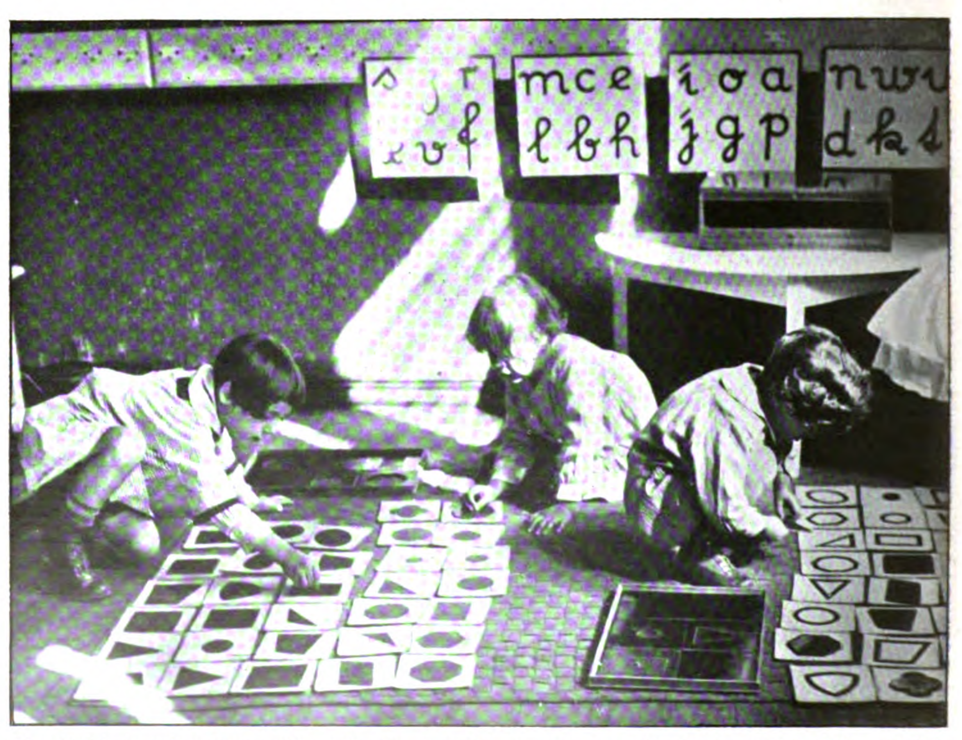
»Wenn wir morgens zur Schule kommen, machen wir zuerst unsre kleinen Haushaltarbeiten. Der eine staubt den Schrank mit den Rechensachen ab, der andre den Schrank mit den Sachen für Grammatik usw. Ich sorge für die Papiere und nehme um 9, 12 und 4 Uhr die Zimmertemperatur; ein andrer mißt um 9, 12 und 4 Uhr die Außentemperatur. Dann wählen wir unsre Arbeiten; manche schwatzen danach noch ein bißchen, die andern gehen sofort an ihre Arbeit, aber um 9 Uhr müssen wir immer unsre Arbeit beginnen. Der eine arbeitet Erdkunde, ein andrer rechnet, ein dritter schreibt. Wir machen immer unsre eigne Arbeit; wir dürfen aber auch zusammen arbeiten, zum Beispiel rechnen. Dann verabreden wir, welche Aufgabe wir rechnen wollen; wir zeigen uns gegenseitig, wie man es machen muß, und sprechen über das Ergebnis, ob wir dasselbe herausbaben, und wenn das nicht so ist, sehen wir nach, wer den Fehler hat, und der rechnet es dann noch mal. Dann sehen wir in das Ergebnisbüchlein und machen noch eine Aufgabe, oder wir fangen eine andre Arbeit an. Wenn wir eine andre Arbeit machen, zum Beispiel Sprache, geben wir einander ein Diktat oder nehmen einen Grammatikkasten ... Wenn wir im Rechnen oder in den Sprachen etwas Neues beginnen, bitten wir Frau Joosten (die Lehrerin), eben einmal zu uns zu kommen, auch wenn eine Aufgabe nicht gut geht, oder wenn wir nicht wissen, wie wir ein französisches Wort aussprechen sollen ... Wenn wir eine Spracharbeit machen wollen, nehmen wir einen Grammatikkasten, holen eine Karte daraus hervor, legen den Satz aus den kleinen Kärtchen, führen ihn aus und schreiben ihn dann auf.«

Maria Montessori hat diese Freiheit der Entwicklung dadurch ermöglicht, daß sie dem Kind eine kindgemäße Umwelt geschaffen und ihm Gegenstände zum Spiel und zum Lernen gegeben hat, an denen es seine natürlichen Anlagen entfalten kann.



Das zweijährige Mädchen versucht, Zylinder von verschiedenem Durchmesser in die richtigen Höhlungen einzupassen. Erziehung zum Augenmaß

Nie können Umgebung und Material ihre wahre Wirkung ausüben, zur selbsttätigen Erziehung führen, wenn nicht der Erzieher von der psychologischen Erkenntnis Maria Mon-



Ein Spiel, das den Formensinn übt: Geometrische Holzfiguren, die in der Mitte kleine Knöpfe zum Anfassen haben, werden auf geometrische Figuren gelegt, die auf weißen Karten gezeichnet sind



Spiel mit abgestimmten Glocken. Es gilt, die Glocken, die den gleichen Ton haben, miteinander zu paaren



Umfahren von geometrischen Holzfiguren mit Mittel- und Zeigefinger und Einfügen in die richtigen Höhlungen. Erziehung des Muskeltastsinnes



Jedes Kind wählt die Beschäftigung, die es gerade interessiert, selbständig und verweilt bei ihr, so lange es mag

tessoris durchdrungen ist, daß das Kind, verschieden vom Erwachsenen, ein Recht auf die Entfaltung seines ihm eignen Wesens hat. Fast jeder Erwachsene sieht seine Erziehungspflicht darin, das Kind zu beeinflussen, es nach seinem Bilde oder nach seinen Wünschen zu formen; von ihm geht noch einmal ein Schöpferwille aus. Maria Montessoris Auffassung ist eine ganz andre. Sie will gar nichts vom Kinde; wie die Natur ganz ohne menschliches Zutun für sein körperliches Wachstum sorgt, so läßt sie es auch geistig und seelisch einfach wachsen und reifen. Sie fordert vom Erzieher das Ausschalten aller persönlichen Wünsche, genaueste und gewissenhafteste Beobachtung. Die Gestaltung der Umgebung und das sogenannte Montessori-Material sind die Mittel, die dem Lehrer diese veränderte Haltung ermöglichen.

Die Umgebung trägt den körperlichen Bedürfnissen und der körperlichen Eigenart des Kindes Rechnung. Sie wird dem Unabhängigkeitsbestreben des Kindes gerecht, ist den natürlichen Verhältnissen des Kindes angepaßt, seiner Größe, seiner Kraft, seiner Fähigkeit, Gebrauch davon zu machen. Es wird nicht durch zu große, zu hohe, zu schwere, seinen Körperverhältnissen nicht angepaßte Dinge seiner Umgebung in seinem Selbständigkeitsdrang und seiner Arbeitslust gehemmt. Die Kinder sitzen auf kleinen Stühlen an Tischen, die sie selbst tragen können und hinstellen, wohin sie wollen. Sie haben kleine Waschtische, an denen sie sich selbst waschen, und Waschgeschirr, das sie selbst handhaben können. Sie haben Schränke und Schubladen, die so niedrig sind, daß sie selbst die Dinge hineinlegen und herausholen können. Sie haben Besen, Schrubber, Lappen und alles mögliche andre Hausgerät, mit dem sie selbst umgehen können. Sie haben einen kleinen Garten, in dem sie sich frei bewegen und ihre Beete versorgen können — kurzum, ihre Umgebung ist so gestaltet, daß sie ihnen die Möglichkeit gibt, vom Erwachsenen unabhängig zu werden, auch die Gelegenheit zu wirklicher Arbeit mit einem nützlichen Zweck. Es werden wahre Scheuerfeste abgehalten, kein Fleckchen darf auf den hellen Möbeln zu sehen sein! Blankes putzen, Schuhe putzen, die Waschschüsseln und Waschtische reinigen, Lappen und Tücher waschen und plätten, die Blumen in den kleinen Vasen auf den Tisch ordnen, Tische decken und abräumen, Milch eingießen, Essen austeilen, das zerbrechliche Porzellangeschirr abwaschen und abtrocknen und wieder wegräumen — alles das sind Arbeiten, die den Kindern gezeigt, die aber nie von ihnen erzwungen werden. Sie leisten diese Arbeit nur aus Interesse, sind mit Begeisterung dabei und mit einer Geschicklichkeit, Genauigkeit und Konzentration, die Staunen und Bewunderung beim Beobachter erregen. Es liegt im Wesen dieser Arbeit, die oft in Gruppen ausgeführt wird, daß sie immer der Allgemeinheit

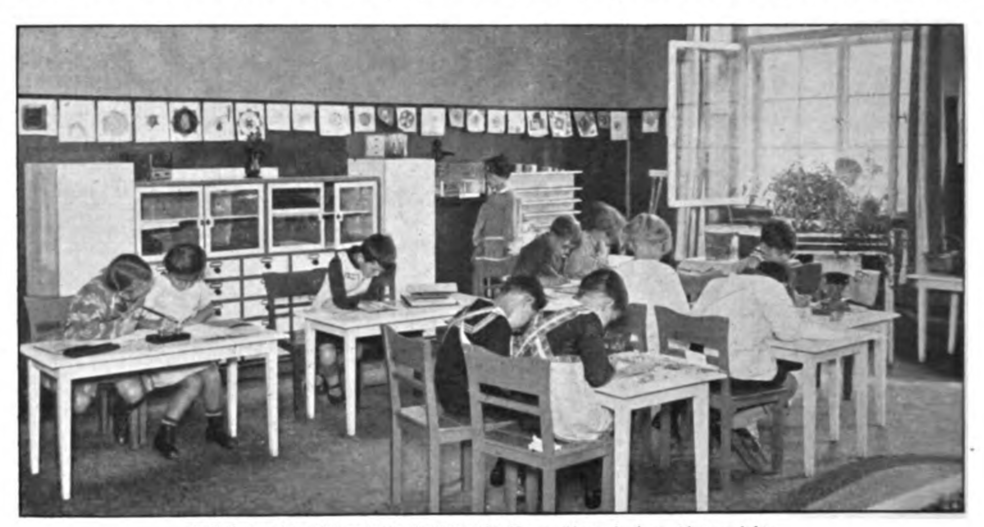
dient und die Kinder dadurch ganz von selbst zum Gemeinschaftsleben führt, wie es z. B. ja auch schon der gemeinsame Besitz der Dinge im Kinderhaus tut, die Verantwortung bei der Gartenarbeit und der Pflege der Tiere.

Die Besucher der Montessori-Kinderhäuser und -Schulen sind immer ganz entzückt von der äußeren Einrichtung. Man geht dabei nicht nach dem Grundsatz, für Kinder sei alles gut genug, sie verderben doch alles, sondern es wird im Gegenteil großes Gewicht auf die Schönheit der Umgebung gelegt. Man paßt sich dabei dem ganz ausgesprochenen kindlichen Schönheitssinn an, der ungebrochene leuchtende Farben und einfache reine Linien, Formen ohne Verzierungen bevorzugt. Die Kinder fassen zu allen schönen Dingen im Kinderhause bald eine Liebe, sie sind mit Eifer und Vorsicht darauf bedacht, diese Schönheit auch zu erhalten. Ganz ohne Zutun des Erziehers werden sie dadurch zur Achtung vor den Dingen, zu ihrer vorsichtigen Handhabung und zur Ordnung gebracht.

Zur Umgebung des Kindes gehört nun aber in erster Reihe das sogenannte Montessori-Material. Es ist nicht, wie das bisher übliche Spielzeug, nach dem Gefallen der Erwachsenen oder nach dem reizvollen Äußeren gewählt, sondern danach, welchen Gebrauch das Kind davon machen kann, daß es ihm Ausdrucksmöglichkeiten zur Entfaltung und Entwicklung der in ihm ruhenden Kräfte schafft. Das Material ist nie Selbstzweck, vielmehr mit Turngeräten zu vergleichen, an denen die Kinder ihre Kräfte üben sollen. Eine ganz wichtige grundlegende Erkenntnis, von Maria Montessori zum erstenmal ausgesprochen, ging von der Beobachtung aus, daß Konzentration beim kleinen Kinde immer mit Bewegung verbunden ist. Das, was Erwachsene »denken« nennen, hängt beim kleinen Kinde innig mit Bewegung zusammen. Jede Übung mit dem Montessori-Material, sei es zur Erziehung der Muskeln, der Sinne oder des Intellekts geschaffen, ist unlöslich mit Bewegung verbunden. Im Kinderhaus sitzen die Allerkleinsten oft völlig versunken vor ihren Holzblöcken mit den verschiedenen Vertiefungen, aus denen sie die zylinderförmigen Einsätze herausnehmen, um sie wieder hineinzustellen, in unendlichen Wiederholungen, oder sie öffnen und schließen mit hingebender Ausdauer Druckknöpfe, ziehen Schnürsenkel ein und binden Schleifen an Rahmen, die eigens für diesen Zweck hergestellt sind. Wie oft erscheinen Erwachsenen diese immer wiederholten Übungen ganz sinn- und zwecklos, weil sie nicht begreifen, daß es Kindern Spaß macht, ihre Muskeln zu üben! Gerade diese Vervollkommnung ihrer Muskelerziehung macht die Kinder immer selbständiger und unabhängiger vom Erwachsenen. Sie brauchen nicht mehr an- und ausgezogen



»Selbsttätiger Unterricht«, d. h. jedes Kind wählt frei seine Tätigkeit. Das genial erdachte Übungsmaterial ermöglicht jedem Kinde das Vorwärtsschreiten im eignen Tempo



Blick in die Montessori-Schulklasse während des Unterrichts

zu werden, und man erlebt wahre Glücksausbrüche bei dem Kind, dem am Schleifenrahmen die erste Schleife gelungen ist und das sich nun auch seinen Schuh allein zubinden kann. Die Entwicklung von Selbständigkeit und Unabhängigkeit ist ein wichtiger Faktor zur Bildung der Persönlichkeit; ein zweiter, ebenso wichtiger ist die Entwicklung der Konzentrationsfähigkeit. Durch ihre Beobachtungen hat Maria Montessori festgestellt, daß kleine Kinder sich am stärksten bei Sinnesübungen konzentrieren. Die Erziehung der Sinne ist, von Comenius angefangen, schon von vielen Pädagogen gefordert, aber noch nie in der Art praktisch angewandt worden wie bei Montessori. Sie schuf Gegenstände zur Schulung und Verfeinerung jedes einzelnen Sinnes. Da werden mit verbundenen Augen Tastübungen mit rauhen und glatten Flächen gemacht, auch mit Stofflappen verschiedener Art, von denen je zwei gleiche gepaart werden. Dasselbe System des Paarens und später des Abstufens findet man bei den Farbentafeln, den Gehörbüchsen, den Gewichttäfelchen, den Glöckchen.

Einen besonderen Raum nimmt das Zeichnen mit den geometrischen Figuren ein, das von Montessori ursprünglich nur als Vorübung zum Schreiben gedacht war, das aber eine ganz überraschende Wirkung auf Formen- und Farbensinn der Kinder ausübte. Bei dieser geistigen Tätigkeit der Sinnesübungen ist das Kind viel beschaulicher und ruhiger als bei jeder andern Beschäftigung.

Spielend erwerben sich die Kinder mit dem sogenannten intellektuellen Material bereits im Kinderhaus die Elemente der Wissenschaften, die den kleinen Schulanfängern oft so große Schwierigkeiten bereiten. Durch das immer wieder geübte Nachfahren der Sandpapierbuchstaben mit Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, woran 4—5jährige Kinder besondere Freude haben, ist die Form der Buchstaben dem Muskelgedächtnis der Kinder längst eingeprägt, bevor sie noch ihren Namen kennen. Die technische Geschicklichkeit der Hand ist durch das Zeichnen mit den geometrischen Figuren vorbereitet worden, alle Striche und Wendungen des Alphabets sind in diesen Zeichnungen unendlich oft vorgekommen, so daß die technischen Schwierigkeiten des Schreibens durch diese Vorübungen bereits überwunden sind. Man erlebt im Kinderhaus immer wieder die »Explosion des Schreibens«, und es mutet wie ein Wunder an, wenn solch ein 5—6jähriges Kind eines Tags ganz frei und selbstverständlich an die Tafel geht und irgendeinen kleinen Satz, wie es ihn sich bisher aus dem beweglichen Alphabet zusammengesetzt hatte, hinschreibt.

Noch sei hervorgehoben, daß das Montessori-Material sich von allen übrigen Anschauungsmitteln grundsätzlich unterscheidet. Diese sind nur Hilfsmittel in der Hand des Lehrers, das Montessori-Material gibt dem Kinde die Möglichkeit zu freiem, selbständigem Schaffen. Der Lehrer zeigt nur die Technik des Materials und stellt dadurch die Verbindung zum Kinde her. Auch die Erkenntnis, Kontrolle und Verbesserung der Fehler geschieht in fast allen Fällen durch das Material und nicht durch den Lehrer.

In Deutschland gibt es schon eine Reihe von Privat- und Volkskinderhäusern, seit Ostern 1924 eine von der Universität Jena zu Studienzwecken eingerichtete Grundschulklasse und seit 1926 eine ebensolche in Berlin-Wilmersdorf. Andre Länder, besonders England und Holland, stehen schon länger in der Bewegung. Holland hat das Schulsystem jetzt schon bis zur Oberstufe für 13—14jährige Kinder ausgebaut.

Menschen und Bücher

Jugenderinnerungen aus Alt-Berlin

Von Otto Franz Gensichen

Es war im Jahre 1874. Unsre Vorliebe für französische Theaterstücke fing an, ihre Höhe zu erklimmen — auch ein von uns heimgebrachter Siegespreis! Im Berliner Hoftheater hatte ein Einakter, eine dramatisierte Plauderei von Emil Najac — »Ein Afrikareisender« — die für die damalige Zeit ungewöhnlich hohe Anzahl von fünfundzwanzig Vorstellungen erlebt. Da konnte man bei Kritik und Publikum wieder mal die Meinung hören, derartige, nur durch die sauberste Filigranarbeit fein zugespitzten Dialogs wirkende dramatische Kleinigkeiten seien nur in französischer Sprache möglich. Unsre deutsche Sprache sei für solche fast ausschließlich auf geistreiche Worte gestellte Nichtigkeiten zu ungelenk und schwerfällig, und niemals werde ein deutscher Dramatiker auf diesem Gebiet erfolgreich mit den Franzosen in Wettbewerb treten können.

Diese Behauptungen reizten mich, in wenigen Tagen einen Einakter unter dem Titel »Was ist eine Plauderei?« zu verfassen. Die Theatersaison war bereits zu weit vorgeschritten, um das Stück sofort für die Bühne verwerten zu können, und so ließ ich es denn handschriftlich bei einigen mir bekannten Schauspielern zirkulieren. Durch diese erfuhren zwei damals in Berlin gastierende Künstler davon und wünschten, das Werk kennenzulernen: Helene von Racowitza und der zu jener Zeit noch nicht geadelte Adolf Sonnenthal.

Helene von Racowitza war damals kaum dreißig Jahre alt, doch konnte sie bereits auf ein bewegtes und schicksalhaftes Leben zurückblicken. Um ihretwillen war noch nicht zehn Jahre zuvor Ferdinand Lassalle zu Genf im Duell mit ihrem Verlobten, dem walachischen Bojaren Janko von Racowitz, gefallen. Nach fünfmonatiger Ehe mit dem todgezeichneten, schwindsüchtigen Racowitz hatte sie 1868 den Schauspieler Siegwart Friedmann geheiratet. Auch diese Verbindung war nur von kurzer Dauer, und fünf Jahre später trug die Geschiedene abermals den vornehmer klingenden Namen ihres frühverstorbenen ersten Gatten. Während ihrer Ehe mit Friedmann hatte sie am Großherzoglichen Hoftheater zu Schwerin, wo ihr zweiter Mann kurze Zeit engagiert war, den Schritt auf die weltbedeutenden Bretter gewagt, um sich nach ihrer Scheidung ganz der Bühne zu widmen.

Nennenswerte Erfolge errang sie freilich nicht. Mütterlicherseits einer angesehenen jüdischen Familie Berlins entstammend, als Tochter des einflußreichen Münchner Staatsmannes von Dönniges gesellschaftlich hervorragend gestellt, geistreich und vielseitig gebildet, weltbekannt als unfreiwillige Urheberin des tragischen Todes Ferdinand Lasalles, brachte sie bei ihrem Übertritt zur Bühne gar vieles mit, was die Neugier eines sensationslüsternen Publikums zu wecken vermochte. Trotzdem zeigte es sich bei ihr, daß derlei für die Reklame sehr nutzbare Umstände nur von nachhaltiger Dauer sind, wenn bestechende Schönheit oder großes Talent dahintersteht.

Als ich Helene von Racowitza dazumal wegen meiner einaktigen Plauderei im Hotel de Rome Unter den Linden besuchte, war ihre Schönheit bereits fast verblüht. Sie empfing mich in einem höchst dezenten, raffiniert geschmackvollen Morgenrock. Das grelle Licht der Mittagssonne ließ die für einen Frauenkopf fast zu scharf geschnittenen Züge ihres Gesichts noch markierter, die vielen Sommersprossen noch gelber, die üppigen brandroten Haare noch feuerfarbener erscheinen. Ihre ebenmäßige, stattliche Gestalt neigte zwar bereits zur Fülle, wirkte aber, gehoben durch allerlei Pariser Toilettenkünste, immer noch reizvoll und anmutig genug, um vorteilhafter Bühnenwirkung sicher zu sein.

In unserm lebhaft geführten Gespräch bestritt natürlich sie die Hauptkosten der Unterhaltung. Dadurch fand ich Gelegenheit, ihr Organ genügend kennenzulernen, zumal da sie nach Art aller Theaternovizen sich einer möglichst deutlichen, noch ein wenig nach dem Vortragsmeister klingenden Aussprache befleißigte. Diesem Organ fehlte sowohl die Wucht des tragischen Pathos wie der bestrickende Schmelz des holden Gekoses. Die Stimme klang nüchtern und blechern und trug mehr von welterfahrener Klugheit in sich als von warmer, seelenvoller Empfindung.

Dieses Urteil fand ich bestätigt, als ich Helene von Racowitza späterhin auf der Bühne sah. Es mangelte ihr überdies an wahrem, hinreißendem Theatertemperament. Stets hatte ich bei ihr den Eindruck, sie lebe nicht in ihrer Rolle, sondern sie plaudere darüber als geistvolle Weltdame. Sie wirkte fast nur, wenn sie die Reize ihrer noch immer verführerischen Gestalt möglichst enthüllen konnte. Das gelang ihr besonders in dem unter der Pariser Direktoriumsregierung spielenden Drama »Der verliebte Löwe« von Ponsard und in der Hosenrolle des Schwanks »Eine Frau, die in Paris war«. In beiden Stücken ging sie bis an die äußerste Grenze der unter dem strengen Polizeiregime Madais gestatteten Möglichkeit der Zurschaustellung körperlicher Vorzüge. Wenn sie auf derartige Lockmittel verzichten mußte, versagte sie als Künstlerin völlig. Sie war denn auch einsichtig genug, sehr bald der Bühne zu entsagen, sich mit dem Baron Serge von Schewitsch zu vermählen und fortan vornehmlich der Schriftstellerei zu leben. Durch ihr Buch

»Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle« lenkte sie 1879 nochmals die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, die sie aber durch ihre späteren Romane »Gräfin Vera« und »Ererbtes Blut« nicht zu fesseln wußte. Nach langjährigem Aufenthalt in Amerika und Rußland siedelte sie mit ihrem Gatten nach ihrer Vaterstadt München über und vertiefte sich dort nach dem altfranzösischen Grundsatz, die vom Teufel verschmähten Überreste dem lieben Gott zu weihen, völlig in theosophische Studien. Mit ihren auf diesem Gebiet veröffentlichten Schriften erzielte sie nicht mal einen Neugiererfolg. Vergessen, gealtert, krank, nach dem Tode ihres dritten Gatten von schweren Nahrungssorgen gedrückt, führte die einst Verhätschelte ein Jammerdasein in München und endete dort am 2. Oktober 1911 durch Selbstmord.

Freilich bei meinem Besuch im Hotel de Rome träumte die noch am Anfang ihrer Bühnenlaufbahn Stehende von einer glänzenden, lorbeerreichen Zukunft. Sie fahndete nach neuen Stücken, in denen sie eine Glanzrolle »kreieren« könnte, und wollte deshalb auch meinen noch ungedruckten Einakter kennenlernen. Gespielt hat sie darin freilich nie, da er weder pikante Situationen enthielt, noch die Möglichkeit bot, durch mehrmaligen Toilettenwechsel verführerische Kostüme zeigen zu können.

Auch Adolf Sonnenthal, der wenige Wochen später zu einem Gastspiel am Stadttheater in Berlin eintraf und gleichfalls im Hotel de Rome logierte, hat nie in meiner Plauderei gespielt, wie sehr ihm auch Stück und Rolle zusagten. Für Berlin wollte ich den Einakter natürlich dem Hoftheater vorbehalten, und Sonnenthal hätte darin nur auf auswärtigen Gastspielen oder in seinem Engagement am Wiener Hofburgtheater spielen können. Dazu bot sich ihm keine Gelegenheit, und sein Interesse für das Stück hatte für mich keinen andern Vorteil als die Bekanntschaft mit dem damals vierzigjährigen, auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Meister. In seiner ruhigen, vornehmen Sicherheit, anerkannt als einer der Ersten in seinem Rollenfach, machte er im Gegensatz zu der nach Erfolgen hungernden Anfängerin Helene von Racowitza den Eindruck eines an Besitz und äußeren Ehren Reichgesättigten. Seine Unterhaltung, getragen durch sein weiches, wohllautendes Organ, war nicht sprunghaft sprudelnd, nicht blitzartig blendend, aber anregend und belehrend, liebenswürdig und gewinnend. Ohne zu irrlichterieren, ist er denn auch in gemessener Würde stetig aufwärts geschritten, ist seinem Wiener Burgtheater bis in sein hohes Patriarchenalter treu geblieben und im Vollgenuß aller einem Schauspieler erringbaren Auszeichnungen wie ein braves Pferd in den Sielen gestorben.

Grundverschieden wie Helene von Racowitza und Adolf Sonnenthal waren zwei andre Gastspiele, die in demselben Frühjahr 1874 zum erstenmal den Berlinern geboten wurden. In dem später durch die neuangelegte Kaiser-Wilhelm-Straße vom Erdboden getilgten Viktoriatheater in der Münzstraße gastierte der große Tragöde Ernesto Rossi mit seiner italienischen Truppe, und im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in der Schumannstraße (dem heutigen »Deutschen Theater«) gab das Personal des Herzoglich Meiningenschen Hoftheaters ein Gesamtgastspiel.

Bei den Italienern drehte sich alles um Ernesto Rossi, den »Stern« der Truppe, während die übrigen kaum mittleren Ansprüchen genügten. Ausstattung und Ensemble aber blieben weit hinter dem herkömmlich Gewohnten zurück. Bei den Meiningern hingegen waren das stilvoll abgetönte Zusammenspiel, die Kostümtreue, die stimmungsvolle, fein nachempfindende Ausstattung und Inszenierung die Hauptsache, während unter den Darstellern sich Sterne ersten Ranges damals noch nicht befanden. Erst bei ihren fortan bis zum Jahre 1890 alljährlich erneuten Gastspielen brachten die Meininger auch einige hervorragende Schauspieler zur Geltung, von denen Josef Kainz und Amanda Lindner wohl noch am lebhaftesten in Erinnerung sind.

»Hie Ernesto Rossi, hie Meininger!« war damals der Streitruf bei den dramaturgischen Debatten. Italienische Schauspielkunst war den Berlinern bis dahin nur durch Adelaide Ristori bekannt geworden, die zuletzt im Dezember 1871 mit ihrer Truppe im Königlichen Schauspielhaus gastiert hatte. Sie selbst, damals freilich schon vierundfünfzig Jahre alt, war natürlich auch der »Stern« ihrer Gesellschaft, deren übrige Mitglieder ebenso wie die Ausstattung und das Ensemble manches zu wünschen übrigließen. Noch immer imponierte die Ristori durch ihre klassische Schönheit, das Statuenhafte ihrer stets hoheitlichen und doch anmutigen Bewegungen, durch den bezwingenden Wohllaut ihrer glockenreinen Stimme, durch den Adel ihrer hinreißenden Leidenschaft und die bannende Gewalt ihrer Augen. Hatte sie in jungen Jahren an der großen französischen Tragödin Rachel eine gefährliche Konkurrentin gehabt, so genoß sie seit deren 1858 frühzeitig erfolgtem Tode den unbestrittenen Ruhm der ersten Schauspielerin des Auslandes.

Kaum drittehalb Jahre lagen zwischen dem ersten Berliner Gastspiel Ernesto Rossis und dem Gastspiel Adelaide Ristoris, aber die künstlerische Richtung beider schien durch Jahrzehnte voneinander unterschieden. Wohl hatte auch Adelaide Ristori einen an die Grenze des Bühnenmöglichen streifenden Naturalismus gezeigt, aber sie adelte ihn noch immer durch die Schönheit ihrer Erscheinung, die hoheitliche Anmut aller ihrer Bewegungen, den bestrickenden Wohllaut ihrer Stimme. Ernesto Rossi dagegen

schwelgte mit einer bis zur höchsten Virtuosität gesteigerten, stets auf krasse Bühnenwirkung abzielenden Technik besonders in der naturalistischen Ausmalung körperlicher Gebrechen und Leiden. Das gichtische Zucken seines Ludwig 11., die Hinfälligkeit und der Wahnsinn seines König Lear, sein Sterben als Othello und Hamlet schienen mehr für klinische Demonstrationen in der Charité geeignet als zu künstlerischer Erbauung auf der Bühne.

Aber der hinreißenden Gewalt seiner Leistungen konnte auch der Widerstrebende sich nicht entziehen. Denn hinter dieser virtuosen Technik loderte doch eine elementare Leidenschaft, ein kühnes Genie und verklärte mit der dem Italiener angeborenen Grazie auch die wildesten Ausbrüche dieses urwüchsigen Temperaments. Man strömte ihm zu, man bewunderte ihn als Bahnbrecher einer neuen Schauspielkunst, und ihm zumeist ist es zu danken, daß später seine Landsleute Tommaso Salvini und Eleonora Duse so begeisterte Aufnahme in Berlin fanden.

Von der wunderbaren Inszenierungskunst der Meininger hatte ich schon vor Jahren durch Ludwig Dessoir erzählen hören. Er pries mir den Herzog Georg als Meister in der Herausarbeitung einer einheitlichen, stimmungsvollen dramatischen Gesamtwirkung. Durch Ludwig Chronegks, seines feinsinnigen und tatkräftigen Regisseurs, Mithilfe gelang es bald, neuen dramaturgischen Erkenntnissen und Absichten Geltung zu verschaffen, so daß die siebzehn Jahre der die Meininger durch halb Europa führenden Gastspielzeit unendlich befruchtend auf die künstlerische Neugestaltung der im herkömmlichen Schlendrian veralteten Regiekunst einzuwirken vermochten.

Der getreueste Herold der Meininger war Karl Frenzel. Er allein trat bereits vor ihrem ersten Berliner Gastspiel nach einigen in Meiningen selbst gesehenen Vorstellungen mit dem Vollgewicht seines kritischen Ansehens in der »Nationalzeitung« mutig für die von der kleinen Thüringer Residenzstadt ausgehende neue Kunstrichtung ein. Der äußere Erfolg entschied auch in Berlin für die Meininger, wenngleich Publikum und Presse zu tadeln fanden, daß es unter den Darstellern keine hervorragenden Kräfte gab. Aber die bestrickenden szenischen Bilder, das selbst den geringsten Statisten mitreißende, warm pulsierende, echt dramatische Leben, die zwingende Gewalt der Massenwirkungen, die historische Treue der Kostüme und Requisiten, der unerklärlich stimmungsvolle, hochpoetische Reiz der Aufführungen sicherten den Meiningern doch einen vollen Triumph.

Der eigenartigste, wenn vielleicht auch nicht bedeutendste unter den Meininger Künstlern war der blinde Joseph Weilenbeck. Boshafte Zungen behaupteten freilich, daß er keineswegs so völlig erblindet sei, wie er vorgab, sondern dies Gebrechen übertreibe, um sich eine interessante Ausnahmestellung zu sichern. Ich hatte ihn bereits früher bei Ludwig Dessoir kennengelernt, und er hatte mir begeistert erzählt, daß Herzog Georg persönlich in kleinem Kreis mein fünfaktiges Trauerspiel »Robespierre« vorgelesen und zur Aufführung bestimmt habe. Eine Zeitlang wurden darüber auch ernsthafte Verhandlungen mit mir geführt, aber zur wirklichen Aufführung kam es nie, da die Meininger fortan nach dem glänzenden ersten Berliner Erfolg alljährlich auf weit ausgedehnte Gastspiele gingen, bei denen sie nur Dramen verwenden konnten, die nicht, wie bei meinem »Robespierre« zu befürchten war, aus politischen Bedenken ein Zensurverbot zu gewärtigen hatten.

Mit Weilenbeck in der Titelrolle brachten die Meininger in Berlin als Neuheit die fünfaktige Tragödie »Papst Sixtus der Fünfte« von Julius Minding zur Aufführung. Der am 8. November 1808 zu Breslau geborene Verfasser hatte mit seinem 1846 als Manuskript gedruckten Trauerspiel bei Lebzeiten keine Bühne erobern können, wanderte 1850 in großer Dürftigkeit nach Neuyork aus, wo er bereits am 7. September desselben Jahres wegen Nahrungssorgen durch Selbstmord endete. Andre Dramen außer dem »Sixtus« hat er nicht hinterlassen, aber in vielen Volksschulbüchern findet man noch heute einzelne seiner Preußenlieder aus seinen 1841 erschienenen »Fünf Büchern Gedichte« nachgedruckt. Besonders sein auf den Tod des Stallmeisters Emanuel Froben verfaßtes prächtiges Gedicht »Fehrbellin« ist heute noch ein Bravourstück und wird von keinem der »Acht Preußenlieder«, die Theodor Fontane 1850 drucken ließ, auch nur erreicht, geschweige denn übertroffen. Wieviel auf diesem Gebiet der Preußenballaden der um elf Jahre jüngere Theodor Fontane seinem Vorgänger Julius Minding verdankt, ist bis heute noch von keinem Literarhistoriker erörtert worden.

Die Aufführung des »Sixtus« war die bedeutendste Novität der Meininger bei ihrem ersten Berliner Gastspiel, und in ihr feierte Joseph Weilenbeck den größten schauspielerischen Triumph.

Teils durch Weilenbeck, teils durch zufälliges Zusammentreffen lernte ich damals die meisten Mitglieder des Meininger Hoftheaters und den Oberregisseur Ludwig Chronegk persönlich kennen Nach den früher über die zwar nie erfolgte Aufführung meines »Robespierre« gepflogenen Unterhandlungen überließ ich nun meinen neuesten Einakter den Meiningern zur Uraufführung. Diese erfolgte in Meiningen am 1. Dezember 1874 und errang mit Frau von Moser-Sperner in der Hauptrolle einen vollen Erfolg.

Von Meiningen aus machte meine Plauderei den erfolgreichen Rundgang über viele namhafte Theater und errang am 24. April 1875

auch im Königlichen Schauspielhaus zu Berlin mit Marie Keßler und Maximilian Ludwig großen Beifall. Die »Nationalzeitung« faßte ihre Kritik in die Schlußworte zusammen: »Manches große Schauspiel ist weniger der Rede wert als diese Plauderei; wir besitzen in Deutschland im Original sehr wenige derartige Stücke, und der Dialog ist so korrekt und fein zugespitzt, so schlagfertig und graziös witzig, daß ihn der eleganteste Pariser nicht besser geschrieben haben könnte. Wenn die Franzosen einmal eine Probe machen wollten, so sollten sie diese deutsche Plauderei übersetzen und bei sich zu Hause aufführen. Ein Feuillet brauchte sich ihrer nicht zu schämen.«

Eben damals hatte ich den kürzlich erschienenen Roman »Fromont jeune et Risler aîné« des derzeit in Deutschland noch völlig unbekannten Alphonse Daudet gelesen, in der von Paul Lindau herausgegebenen »Gegenwart« einen begeisterten Aufsatz darüber veröffentlicht und meinen Verleger Eugen Grosser veranlaßt, das ausschließliche Recht der Übersetzung ins Deutsche zu erwerben.

Auch über die Romane »Le petit Chose« und »Jack« veröffentlichte ich ausführliche Essays und ließ beide Werke wiederum für Deutschland erwerben. Daß Daudet, der während der Kriegszeit in seinen »Contes du lundi« und seinem »Journal d'un Solitaire« seinem patriotischen Preußenhaß ehrlichen Ausdruck gegeben hatte, ersichtlich sehr überrascht war, bereits vier Jahre später so vorurteilsfreie Anerkennung in Preußen zu finden, beweist eine Stelle seines Briefes an seinen Berliner Verleger: »Saluez monsieur Gensichen, qui est un vrai poëte et qui ne craint pas en plein Berlin d'aimer les poëtes français.«

Bereits als Zweiundzwanzigjähriger hatte Daudet mit dem Einakter »La dernière Idole« auf dem Odeontheater zu Paris seinen ersten Erfolg errungen, aber festen Fuß auf der Bühne zu fassen war dem Dichter trotz seines unermüdlichen Ringens um den dramatischen Lorbeer nicht beschieden. Halbe Scheinerfolge wechselten mit völligen Niederlagen, und meist mußte sich Daudet zur Ausgestaltung seiner Theaterstücke einen erfahreneren Mitarbeiter zugesellen. Unter Adolphe Belots energischer Mitwirkung zimmerte er aus seinem Roman »Fromont jeune et Risler aîné« das noch erfolgreichste seiner Dramen zusammen, das auch in Deutschland hauptsächlich durch Adolf Sonnenthals ergreifende Leistung als Risler sich eine Zeitlang im Spielplan behauptete. Freudig beglückt, drückte Daudet mir deshalb seine Zustimmung aus, als ich ihm schrieb, in seinem Roman »Jack« habe mich eine fast nebensächliche, mit der Haupthandlung nur lose zusammenhängende Episode veranlaßt, ein selbständiges Drama daraus zu gestalten. Wiewohl er selbst den Gesamtstoff des »Jack« als Schauspiel bearbeiten wollte, war er doch im Mißtrauen gegen seine eigne Kraft sehr froh, daß wenigstens eine Episode seines Romans durch mich auf die Bühne kommen sollte. In den von Theophil Zolling nach Daudets Tod in der »Gegenwart« veröffentlichten »Erinnerungen an Alphonse Daudet« ist es rührend, zu lesen, wie Daudet nach neuen dramatischen Mißerfolgen sich fast nur noch an meine Bearbeitung der »Jack«-Episode klammert und erwartungsvoll an Zolling schreibt: »avez-vous entendu parler du drame, que M. Gensichen a tiré de Jack, s'il est bon, s'il a eu du succès?« Leider hatte auch ich inzwischen erkannt, daß mein Versuch verfehlt war, und hatte das Drama der Jack-Episode weder drucken noch aufführen lassen.

Am 1. August desselben Jahres, in dem ich meine »Plauderei« geschrieben und in Meiningen zur Aufführung gebracht hatte, trat ich als Dramaturg und artistischer Leiter bei dem Berliner Wallnertheater ein, das damals unter der Direktion Theodor Lebruns die hervorragendste Bühne Deutschlands für Lustspiele, Schwänke und Possen war. Unter den Theateragenten, die zeitweise in den Vormittagsstunden mit ihren Angeboten auf dem Bureau vorsprachen, befand sich zuweilen auch Adolph Düssel, der mit eigentlichen Theatern freilich nur selten zu tun hatte, sondern meist Spezialitäten, Tierbändiger, dressierte Seelöwen und dergleichen für Zirkus und Varieté engagierte. Seine Geschäftsreisen führten ihn durch halb Europa, und ohne mein Wissen hatte er im Frühjahr 1875 Theodor Lebrun bewogen, ihn nach London zu begleiten und sich im dortigen Haymarket-Theater das schon mehrere hundertmal mit Mister Charles Wyndham aufgeführte Schauspiel »Brighton« anzusehen. Da wir augenblicklich keine zugkräftigen Novitäten hatten, machte Lebrun, der kein Wort Englisch verstand, wagemutig mit Düssel die Fahrt nach London und schloß, betört durch den frenetischen Jubel des Londoner Publikums, einen längeren Gastspielvertrag mit Wyndham ab. Der von Bronson Howart verfaßte Schwank »Brighton« wurde von Paul Lindau unter dem Titel »Seine erste und einzige Liebe« für deutsche Verhältnisse umgearbeitet, und Charles Wyndham begann darin mit seiner Londoner Partnerin am 1. August sein Gastspiel am Wallnertheater.

Damals hatten englische und amerikanische Schauspieler sich fast noch nie auf Berliner Theatern gezeigt. Der auf gröbste artistische Komik aufgebaute Schwank und die ihm angepaßte zirkushafte Spielweise Wyndhams mißfielen in Berlin so völlig, daß das Gastspiel

nach nur neun Abenden abgebrochen werden mußte. Die im gesellschaftlichen Umgang vornehme und ritterliche Lebensart Wyndhams ließ uns diesen Abfall fast ebensosehr in seinem wie in unserm Interesse bedauern. Mit heiterer, eleganter Würde nahm er sein Mißgeschick hin und machte es erst nach Jahrzehnten durch ein längeres Gastspiel am Berliner Residenztheater glänzend wett, wo er sich in feineren Salondramen zeigte und bei Publikum und Kritik lebhaften Beifall erntete.

Nach Wyndhams Mißerfolg am Wallnertheater blieb Agent Düssel dem dortigen Bureau lange, lange fern, und als er es wieder betrat, erzählte er mir, er sei kürzlich von Kopenhagen zurückgekehrt und habe mit dem dortigen »Tivoli«, dem derzeitigen ersten Spezialitätenetablissement Europas, glänzende Verträge abgeschlossen. Bei diesem Aufenthalt habe er auch im Königlichen Hoftheater zu Kopenhagen meine »Plauderei« mit großem Beifall aufführen sehen, und als ich Ahnungsloser mein Staunen darüber bekundete, überreichte er mir den noch heute in meinem Besitz befindlichen gedruckten Theaterzettel. Daraus erfuhr ich, daß am 2. Juni 1876 meine »Plauderei« in dänischer Übersetzung unter dem Titel »Hvad er et Proverbe?« mit voller Nennung meines Namens von Frau Eckardt und Herrn V. Wiehe gespielt worden war. Damals bestand noch kein Literarvertrag zwischen Dänemark und Deutschland, und ohne die Autoren auch nur zu benachrichtigen, durften dänische Schriftsteller ungefährdet ihre deutschen Kollegen ausbeuten.

Der dänische Übersetzer meiner »Plauderei« war auf dem Kopenhagener Theaterzettel nicht genannt, und deshalb wandte ich mich neugierig mit einer diesbezüglichen Anfrage an die Intendanz des dortigen Hoftheaters. Die in fehlerloser deutscher Sprache erfolgte Antwort betonte, »daß sie der Folgen wegen leider nicht als eine Ausnahme Honorar zahlen könne«, daß sie mir aber den Namen des Übersetzers mit dessen Erlaubnis nennen dürfe: cand. phil. Hofforn, Kopenhagen, Nörrevoldgade 21, IV.

Diesen damaligen Kandidaten Julius Hofforn lernte ich 1887 im Kaiserhof zu Berlin auf dem Ibsen-Diner kennen, wo er als Gast eingeführt worden war. Er hatte sich seither an der Berliner Universität als Privatdozent für nordische Sprachen habilitiert und sich mit einigen deutschen Gelehrten verbündet, um in dänischer Sprache schreibende Autoren durch gute Ausgaben in deutscher Übersetzung weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Als er mich kennen lernte, bekundete er herzliche Freude, denn das ihm für seine Übersetzung meiner »Plauderei« von der Kopenhagener Intendanz gezahlte Honorar habe ihn damals buchstäblich vor dem Hunger geschützt. Er erzählte mir, daß er aus der Familie des Tiroler Freiheitskämpfers Andreas Hofer stamme, deren einer Zweig vor geraumer Zeit nach Dänemark ausgewandert sei und dort nach deutscher Unsitte den heimischen Namen in den fremdländischen »Hofforn« umgewandelt habe.

Nicht lange währte Hofforns Tätigkeit an der Berliner Universität, denn eine heimtückische Krankheit riß ihn frühzeitig ins Grab.

Dadurch aber, daß er in seiner dänischen Übersetzung meine »Plauderei« am Hoftheater in Kopenhagen zur Aufführung brachte, hatte er eine ungeahnte Wirkung erzielt, von der ich erst erfuhr, als Berlins literarische Welt am 11. Januar 1887 durch ein großes Diner im Kaiserhof die Anwesenheit Henrik Ibsens feierte.

Zwei Tage vorher war in einer Sonntagsmatinee des Berliner Residenztheaters die Erstaufführung von Ibsens »Gespenstern« gewagt worden und hatte teils starke Ergriffenheit, teils abwehrende Entrüstung hervorgerufen. Bei jenem Fest im Kaiserhof, das hauptsächlich Julius Rodenberg und Elwin Paetel, als Herausgeber und Verleger der »Deutschen Rundschau«, zustande gebracht hatten, sollte ein Vortrag einiger deutscher Übersetzungen Ibsenscher Gedichte den Höhepunkt bilden. Joseph Kainz hatte die Rezitation übernommen, konnte aber, da er im »Deutschen Theater« beschäftigt war, erst nach Schluß der Vorstellung und somit nach bereits aufgehobener Tafel erscheinen. Bis dahin war er nur durch seine ihm kürzlich angetraute Gattin vertreten, die sich als Frau Sarah Hutzler während ihres langjährigen früheren Aufenthalts in Amerika durch Novellen und Skizzen einen gewissen literarischen Ruf erworben hatte. Erst auf diesem Ibsen-Diner machte ich ihre persönliche Bekanntschaft und wurde nicht nur durch ihre roten Haare und ihre scharfgeschnittenen Züge, sondern auch durch ihre Bewegungen, ihr Gebaren fast versucht, sie für eine minder schöne Schwester der Frau Helene von Racowitza zu halten.

War es die Abspannung von der Mitwirkung im Deutschen Theater oder was der Ursachen sonst sein mochten, Kainz hatte als Rezitator keinen glücklichen Abend. Immerhin wußte er durch seine faszinierende, nervös aufflackernde, sorgfältig artikulierende, logisch klar gliedernde Sprechweise auch hier mächtig zu packen, und jubelnder Beifall lohnte ihn. Persönlich war er mir schon früher bekannt geworden, und eifrig, aber vergebens hatte er sich einst bei Adolph L'Arronge und Dr. August Förster bemüht, um am Deutschen Theater mein fünfaktiges, zur Zeit des Napoleonischen Konsulats in Frankreich spielendes Trauerspiel »Germain Raimond« zur Aufführung zu bringen, über das er mir am 25. November 1885 folgenden Brief geschrieben hatte:

»Sehr geehrter Herr Doktor! Endlich habe ich Zeit gefunden, Ihr Stück zu lesen. Was soll ich Ihnen sagen? Ich bin von der Rolle des Germain so sehr entzückt, so sehr erfüllt von dem heißen Wunsch, dieselbe verkörpern zu können, daß ich über das ganze Drama als solches kein freies und unparteiisches Urteil mehr haben kann. Sollte es Ihnen gelingen, die Aufführung dieses Stückes am Deutschen Theater durchzusetzen, so werde ich mit wahrer Begeisterung an das Studium der im höchsten Grade mir interessanten Rolle gehen und mit wahrer, herzlicher Freude alle meine Kräfte einsetzen, um der schönen, auch allerdings sehr schwierigen Aufgabe gerecht zu werden. Haben Sie das Stück schon eingereicht? Mit Ihrer gütigen Erlaubnis würde ich das Buch an Dr. Förster geben und ihn dafür zu interessieren suchen. Ihrer freundlichen Antwort entgegensehend, Ihr hochachtungsvoll ergebener Josef Kainz.«

Erst nach aufgehobener Tafel lernte ich beim Ibsen-Diner den nordischen Dichter persönlich kennen, der mit seiner gedrungenen Gestalt, seinem buschigen Haar, seinem nur um Oberlippe und Kinn abrasierten Bart mehr den Eindruck eines Schiffskapitäns als eines Poeten machte. Er hatte vor einem Jahrzehnt in Kopenhagen die Aufführung meiner »Plauderei« in der Hofforyschen Übersetzung gesehen und seither, wie er versicherte, alles aufmerksam verfolgt, was ich später veröffentlichte. Daß diese Versicherung nicht Höflichkeitsphrase war, bewies er durch das Eingehen auf einzelne meiner Dichtungen; aber sein Hauptinteresse hatte doch meine »Plauderei« geweckt, und zwar, wie er scharf betonte, durch den technischen Vorzug, das erste ohne jeden Monolog, ohne jedes »Beiseite« geschriebene Drama zu sein!

Das stimmte freilich, war aber von mir durchaus ohne jede künstlerische Absicht gemacht worden. Nur zwei Personen kommen in meiner »Plauderei« vor, beide treten bei der Rückkehr von einem Spaziergang Arm in Arm auf, bleiben in beständigem Gespräch bis zum Schluß gemeinsam auf der Bühne und finden dadurch keine Gelegenheit zu einem Monolog, einem Beiseite. Ibsen aber hatte sich neuerdings auf zweierlei verbissen: auf der Bühne sowohl die Verssprache als auch jeden Monolog und jedes Beiseite als unnatürlich zu vermeiden! Über die Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit dieser Forderungen sprach ich auf jenem Festmahl sehr lange mit ihm, und es freute mich, seine Teilnahme durch meinen harmlosen Einakter erregt zu haben.

Gleich unvermutet kam ein Vierteljahrhundert später eine andre Wirkung. Der am 18. März 1912 nach kurzer Krankheit jäh verstorbene, persönlich mir stets unbekannt gebliebene französische Senator und Schriftsteller Julien Goujon zu Paris hatte mein in der Philipp Reclamschen Universalbibliothek erschienenes fünfaktiges Napoleondrama »Michael Ney« gelesen und sich mit der brieflichen Bitte an mich gewandt, das Stück übersetzen und in Paris zur Aufführung bringen zu dürfen. Gern willigte ich ein, und als mir später von Goujon seine in gereimten Alexandrinern verfaßten Übersetzungen von Juvenals »Satiren« und Goethes »Hermann und Dorothea« zugesandt wurden, wußte ich, wie Vortreffliches ich von diesem Meister der Verskunst zu erwarten hatte.

Nun begann Goujon auch meine früheren Dramen zu studieren und teilweise zu übersetzen. Die Aufführung des »Michael Ney« ward durch Goujons frühen Tod vereitelt, aber er hat in den noch nicht drei Jahren unsrer nur brieflichen Beziehungen drei meiner Dramen in Paris in seiner Übersetzung zur Aufführung gebracht: »Was ist eine Plauderei?«, »Musset und Rachel«, »Die Märchentante«. Den Reigen dieser Pariser Aufführungen eröffnete »Was ist eine Plauderei?«, über die es in einer französischen Kritik wörtlich hieß: »Le dialogue de cette pièce charmante est pétillant et des plus spirituels. Elle nous a un peu rappelé les proverbes d'Alfred de Musset.«

Dieser im Mund eines Franzosen wohl als höchste Anerkennung geltende Vergleich mit Alfred de Musset übertraf noch das sechsunddreißig Jahre früher von Karl Frenzel in der Berliner »Nationalzeitung« gefällte Urteil: »Ein Feuillet brauchte sich ihrer nicht zu schämen.« Und wenn ich heute auf die flüchtige Entstehung und doch so erfolgreiche Wirkung meines harmlosen Einakters zurückblicke, dann gemahnt es mich lebhaft an das Römerwort: »Bücher haben ihre Schicksale.«

Nächtliche Fahrt

Der Kahn schmiegt sich ins kühle Wallen.
Hoch blaut das Kuppeldach der Nacht;
Die fernen Ufer weich verhallen,
Sternlegionen sind entfacht.

Sie tropfen auf den feuchten Spiegel,
Der wellt sich, schlürft ihr goldnes Harz.
Die Ruder stemmen weiche Riegel
Vornweg und blinken teerig schwarz.

Die Wolke, die den Mond umhegt hat,
Bricht schimmernd auf und knospenzart,
Bis alles Licht sich hingelegt hat,
Und glanzversponnen geht die Fahrt.

Die Dollen ächzen einmal leise.
Dann ist es domstill – weltenweit –
Oh, könnte münden solche Reise
Im Hafen der Unendlichkeit!

Arnold Krieger

Abenteuer in Karelien

Von Egon v. Kapherr

Bald zwanzig Jahre sind's her — und es ist mir doch, als wär's gestern gewesen ...

Es gibt Jäger, die behaupten, die Jagd auf den wütenden Elefanten, auf den Kafferbüffel, den annehmenden Tiger, den zu äußerster Wut gereizten Bären sei nicht gefährlicher als das Überschreiten des Potsdamer Platzes zu Berlin. Vielleicht — haben sie recht ... Vielleicht auch nicht: denn auf der Großwildjagd kann man sich nicht den besten und ungefährlichsten Augenblick aussuchen, wie beim Überschreiten einer belebten Straße, hier spielt der Zufall entscheidend mit, die Laune des Tieres — hier sind die Nerven des Jägers aufs äußerste angespannt, hier kommen Erinnerungen an Erzählungen ins Gedächtnis und beeinflussen den Schützen. Es gibt Leute, die von ihren gefährlichen Jagden berichten, als ob's sich um Hasenschießen gehandelt hätte, die glauben machen wollen, es sei ihnen nie schwül zumute gewesen, sie hätten niemals jenes Gefühl gehabt, das wir — Angst, furchtbaren Schreck nennen. Mögen sie recht haben! Ich glaube ihnen aber ebenso wenig wie denen, die behaupten, im schwersten Artilleriefeuer keine Furcht empfunden zu haben. Menschen ohne Nerven gibt es nicht. Heldentum und moralischer Mut liegen nicht in physischer Stumpfheit: Mut ist »Überwinden des Angstgefühls«, des »moralischen Schweinehundes«, wie's einst beim Militär hieß.

Ich war mit meinem bewährten Jäger, einem riesigen, rotbärtigen Karelen namens Roman Omossoff Lürin, den Selezfluß hinunter nach dem Segsee gekommen und hatte dieses kleine Binnenmeer auf unserm Ruderboote überquert. Unterwegs liefen wir einige kleine Fischerdörfer an und hörten hier von einem ungeheuren Bären, der schon seit zwei Jahren sein Unwesen trieb, Kühe und Pferde riß und sogar einen Bauern, der mitten am Tage gekommen war, um die Reste seines vom Bären getöteten Pferdes zu besichtigen, umgebracht und gräßlich verstümmelt hatte.

Es war ein klein wenig Schnee gefallen, Herbstweiß, das die Landschaft mit einem geringen Hauch überdeckte, wie Zucker den Lebkuchen. Wir begaben uns an den Ort des Überfalls und fanden neben den Spuren des ungleichen Kampfes die riesige Föhrte — eine Fährte, wie ich sie noch niemals sah; breit, wuchtig, mächtig ausschreitend.

Am Tage nach unsrer Abfahrt lagerten wir am Ausfluß der Segescha, eines ziemlich großen, reißenden Flusses, der den Segsee mit dem Wna und dem Eismeere verbindet. Roman Omossoff hatte viel mit unserm Gepäck und den Fischen zu tun, die uns als Vorrat von den Fischern der »Kalitschie Ostrewa« mitgegeben waren.

Ich ging — eigentlich ohne etwas Besonderes vorzuhaben — am Ufer der Segescha und bewunderte die Stromschnellen, die über das Gestein der Irrblöcke dahinschossen. Da sah ich plötzlich Abdrücke im frischen Schnee, die mir sonderbar bekannt waren: eine Bärenfährte.

Ich folgte.

Der Schnee war in der vergangenen Nacht etwas stärker geworden, die Tapfen standen deutlich im reinen, klaren Weiß. Es war dieselbe schwere Bärenfährte, die ich bei Sondali, dort am Karelendorfe, sah. Trotzdem es Nachmittag war, folgte ich weiter. Die Tapfen standen in den Wald hinein, führten über Geröll, durch ein nasses, nur wenig gefrorenes Niederungsmoor, kreuz und quer. Dann in einen Bestand hoher Kiefern, durch, in Jungholz, das unter großen, kahlen, toten Stämmen wuchs, an einem Hange entlang und über eine halbkahle Heide.

Es begann zu dämmern, und ich bedauerte, meinen Jäger und meine Hunde nicht bei mir zu haben. Es ist immerhin eine besondere Sache, einem ungewöhnlich starken Bären allein zu folgen. Jedenfalls suchte der Bär ein Winterlager, hatte sich verspätet. Ich aber war auf seiner Spur — schon fast drei Stunden — und in der Dämmerung.

Man wird nachdenklich, wenn man eine Fährte wie diese sieht, wenn man ihr folgt. Der Spur eines Mordbären. Es konnte kein Zweifel sein: es war der Bär von Sondali. Schwer, breit, weitausschreitend stand sie im neuen Schnee.

Trotzdem es bald dämmerte, siegte die Jagdleidenschaft: ich folgte weiter. Die Fährte führte einen langen Hang hinab, durch schütterbestandene Heide und in eine Laubholzniederung und schließlich in ein Tal, das von alten Überhältern und wirrem Windbruch gefüllt war. Hier wucherte allerlei dichtes Unterholz zwischen den uralten greisenbartbehangenen borkigen Fichten und Kiefern. Das Jungholz stand so dicht, daß ich mich nur ganz langsam bewegen konnte, es bestand meist aus Fichten, deren Zweige dicht verschneit waren. Von größeren Bäumchen fielen Schneelawinen herab, und ich hatte Mühe, mein schußbereit gehaltenes Gewehr einigermaßen zu schützen, denn immer wieder drohten die Läufe zu verstopfen. Ich mußte hier besonders achtsam sein: jeden Augenblick konnte ich erwarten, den Bären zu Gesicht zu bekommen, und zwar auf kurze Entfernung. Ich entsicherte den Dreiläufer, in dessen Schrotläufe ich Brennekepatronen, mit Bolzengeschossen geladene Hülsen, gesteckt hatte. Diese Flintenlaufgeschosse übertreffen auf kurze Entfernungen jedes Büchsengeschoß an vernichtender, tödlicher

Wirkung und sind bis auf etwa siebzig oder achtzig Schritt durchaus zuverlässig.

Langsam, immer spähend, schob ich mich durchs Dickicht. Ein paar Meisen huschten in den Fichten, ein Specht klopfte über mir.

Plötzlich wirbelte eine weiße Wolke von den Büschen — ein Prasseln, ein pfeifendes Schnauben tönte — vor mir erschien eine schwarzbraune Masse.

Ich sah die blutumrandeten Lichter des wütenden Bären, sah seinen gesträubten Kamm, seine gesenkte Unterlippe, suchte zurückzuspringen, verfing mich in Astwerk, stolperte und — drückte den rechten Lauf meines Gewehres im Fallen ab.

Eine wuchtige, schwere Masse drückte mich in den Schnee, lastete auf mir. Ich verstand: der Bär war tot — ein glücklicher Zufallstreffer hatte das Gehirn getroffen. Es tropfte rot und heiß auf meinen Hals. Ich konnte mich nicht bewegen, denn ich lag zwischen dichten Jungfichten eingeklemmt, und die furchtbare Last wuchtete mich nieder. Glücklicherweise war mein Kopf frei, auch konnte ich nach einigem Bemühen meinen rechten Arm bewegen.

Allmählich stellte sich — wohl auch infolge der Aufregung und Angst — Atemnot ein. Es wurde dunkel, und mich fror am Rücken. Ich fühlte, wie meine Glieder allmählich vertaubten.

So lag ich lange. Immer deutlicher kam mir zum Bewußtsein, daß ich verloren war, nur durch ein Wunder zu retten.

Mein Gewehr konnte ich nicht freibekommen. Aber was hätten auch Signalschüsse genützt? Hier in der Bodensenke wäre der Knall der Schüsse durch die umliegenden Höhen, durch den dichten Schneebelag wirkungslos verhallt. Wenn jetzt noch Schnee fiel? Dann würde meine Fährte verschneien — weder mein Jäger noch seine Hunde könnten mich jemals finden. Nach Jahr und Tag würde irgend jemand, irgendwann hier ein verwittertes Bärengerippe und die Knochen eines Menschen finden. Wenn die Füchse oder die Vielfraße nicht schon eher alles verschleppten.

Ich verzweifelte. Hätte ich wenigstens so viel Bewegungsfreiheit gehabt, die Waffe gegen mein eignes Hirn zu richten!

So lag ich Stunde um Stunde. Mitunter schwand das Bewußtsein. Kälte weckte mich wieder ins grausige Leben, in die schreckliche Wirklichkeit.

Da höre ich plötzlich ein Rascheln — einen Ton — wie Hundehecheln. Und fühle etwas Weiches, Feuchtwarmes auf dem Gesicht, auf der halberstarrten Hand. Den Atem, die Zunge eines Hundes ...

Das gute Tier winselt, heult. Und dann tönt verworren — weit — ein Ruf ... Roter, gleitender Schein auf dem Stamm der Föhre vor mir — Feuerschein. Er verlischt — zuckt wieder auf. Und dann ein Ruf — deutlich ... Die Stimme Roman Omossoffs, meines Jägers!

Dann aber wird die Last langsam von mir gewälzt. Ich richte mich mühsam auf, kann stehen, gelehnt an den nächsten Baum ...

»Ein mächtiger Bär,« sagt der Riese gemütlich, als wäre nichts geschehen. »Ich glaube, es ist derselbe, der den Bauern umgebracht hat.«

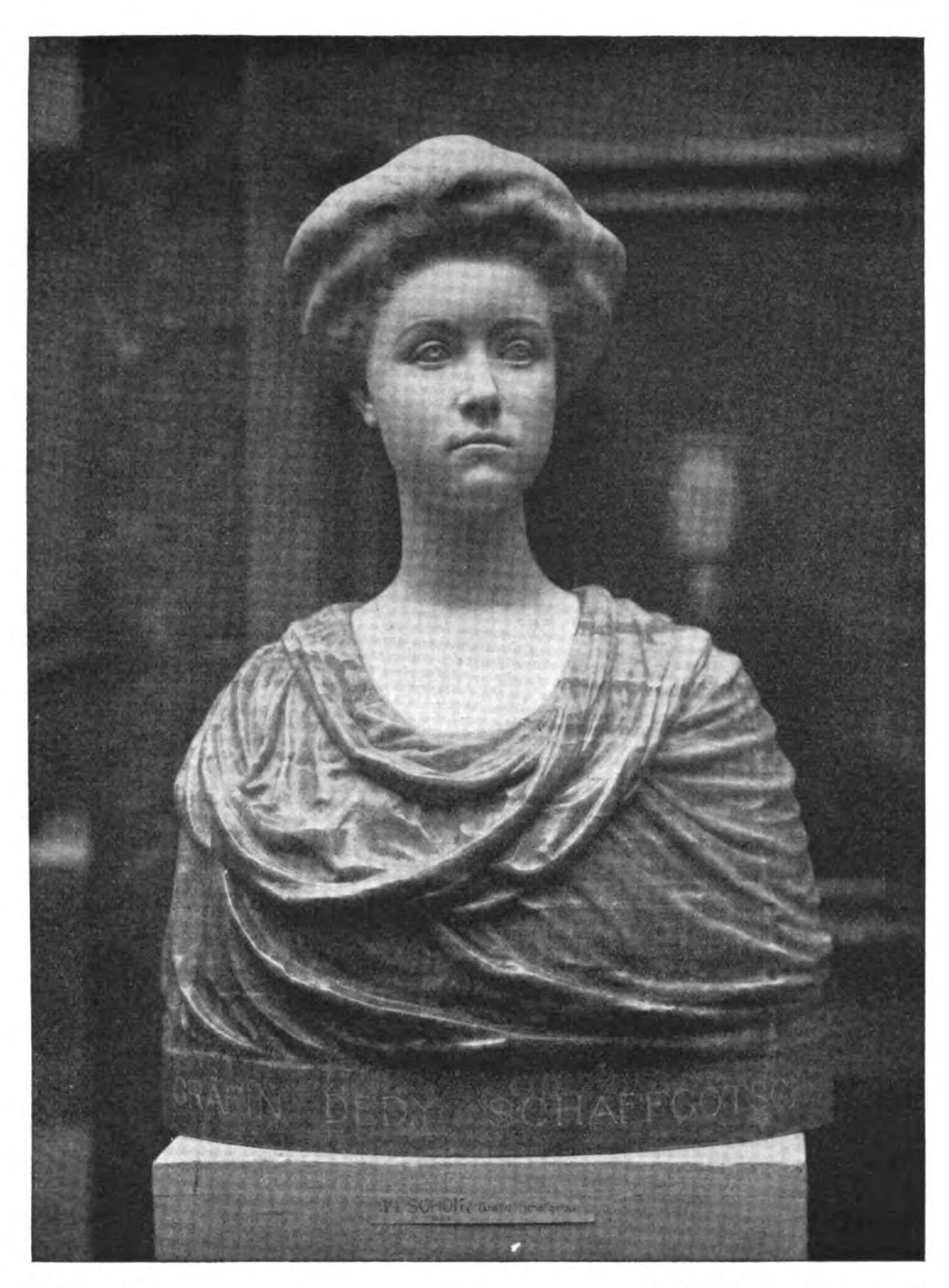
Und der Jäger facht ein wärmendes, loderndes Feuer an. —

Mir ist's, als wär's gestern gewesen. Bald zwanzig Jahre sind's her ...

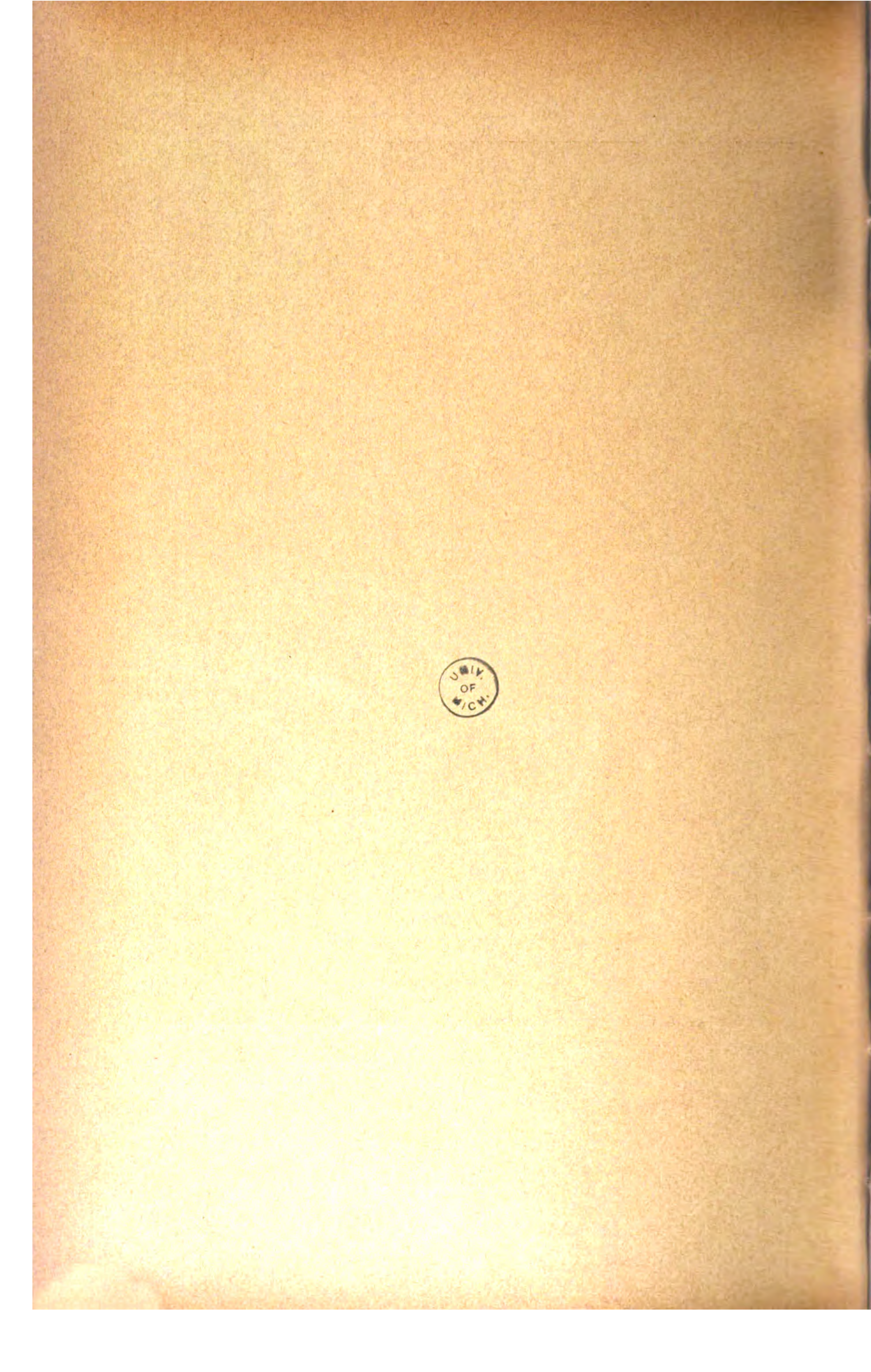
Sonntagmorgen

Ein Apfelstämmchen, frühsonnebeschienen,
Tief in den Zweigen die ersten Bienen,
Und ein Gartenrotschwanz, ein muntrer Genoß,
Das Häubchen gesträubt, mit zimtnem Stoß
Blitzt und blitzt er im Blütenschnee;
Ein Schwälblein schwelgt in der süßen Höh',
Ringsum erwachen an allen Rabatten
Vergißmeinnichtpolster im Morgenschatten,
Pfingstrosen sprossen mit saftrotem Knauf,
Blaulilien tun mild ihre Lippen auf,
Wolke auf Wolke spendet der Flieder
Süßstäubend auf alle Wege nieder,
In den Büschen schwankt es von grünen Lichtern,
Und plötzlich, mit sonntagblanken Gesichtern,
In Blusen und Höschen, funkelneu,
Tollen zwei schmucke Jungen vorbei.
Doch lange schallt aus dem Grünen ihr Lachen —
Wer kann dir's, lieber Gott, nachmachen!

Hans Deißinger



Walter Schott: Gräfin Dedy Schaffgotsch



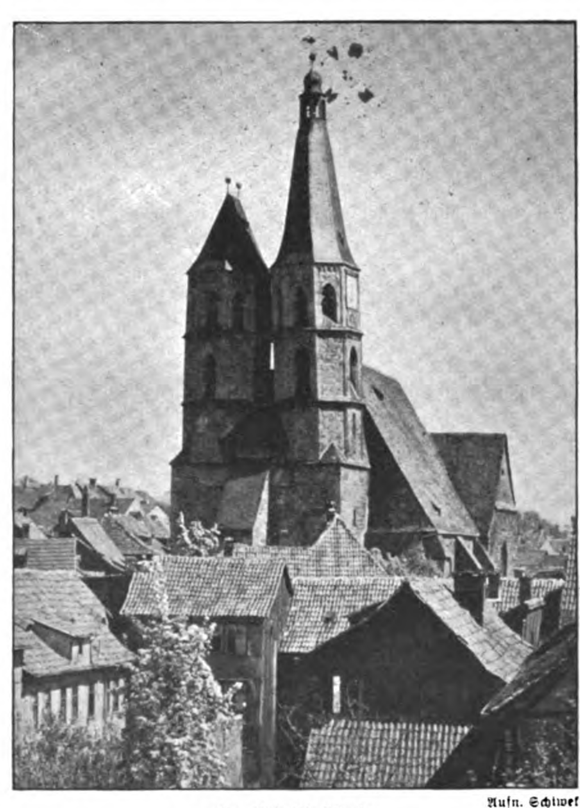


Die Silhouette der Stadt Nordhausen nach einem Stich von Merian

Nordhausen

Auch eine Tausendjährige / Von Dr. August Stolberg

Bei Beurteilung einer Stadt muß man sie und ihre Umgebung zusammen sehen. Um uns das richtige Bild zu machen, Stadt und Umgebung gleichzeitig überblicken zu können, ist es das beste, einen der Türme der Stadt zu besteigen. Wir wenden uns zur Plattform des höchsten, dem von der Kirche St. Petri, und dies um so lieber, als dieser Turmhelm ein Muster deutscher Zimmererkunst sowie die Landmarke Nordhausens und seiner Umgebung bedeutet. Natürlich haust ein Gespenst hier oben, vor dem abendlichen Acht-Uhr-Läuten darf es aber nicht spuken. So treten wir unverzagt auf die Galerie hinaus. Unter uns dehnen sich die »Unter«, »Ober-« und die »Hochstadt«, um uns blaut die Ferne. In dem weiten, Harz- und Thüringer Bergland umfassenden Umkreise von wohl 40 bis 50 Kilometer orientieren wir uns nach der Sonne, also mit Osten beginnend. Das Stolbergsche Jagdschlößchen »Eichenforst« gibt den Auftakt. Unmittelbar aus der kornreichen »Goldenen Aue« reckt sich der Bergzug des sagenumwobenen und vielbesungenen Kyffhäusers mit der vom Denkmal der deutschen Kriegervereine umschlossenen Barbarossapfalz empor. Die sumpfigen Niederungen des ursprünglich hier sich dehnenden großen Ausees machten die Fläminger im zwölften Jahrhundert urbar. Die Zisterzienser vom nahen Kloster Walkenried hatten sie berufen.



Aufn. Schiwek

St.-Blasii-Kirche

Nach Süden streckt sich das Industrieviertel der Unterstadt mit seinen vielen Schloten, den Wahrzeichen der Arbeit. Der fünf Kilometer lange schwarze Bereich des Bahnhofs verkörpert den Knotenpunkt von fünf Hauptlinien hier im Herzen Deutschlands. Die Züge dampfen nach Nord und Süd, West und Ost, ja selbst hinauf weit über tausend Meter bis zu einer alpinen Oase, dem kahlen Scheitel des Brockens. Unmittelbar südlich des Schienengewebes dehnt sich mitten in der Aue das Stadion mit mehr als viertausend Plätzen. Es winkt die langgezogene Muschelkalkkette der Hainleite herüber. Sie zieht sich über die Eichsfelder Pforte hinaus und endet mit dem Sonnensteine in den Ohmbergen. Wie das schwarzburgische Jagdschloß der Possen mit hohem, weithin sichtbarem Turme, so


Aufn. Schiwek

Der Roland

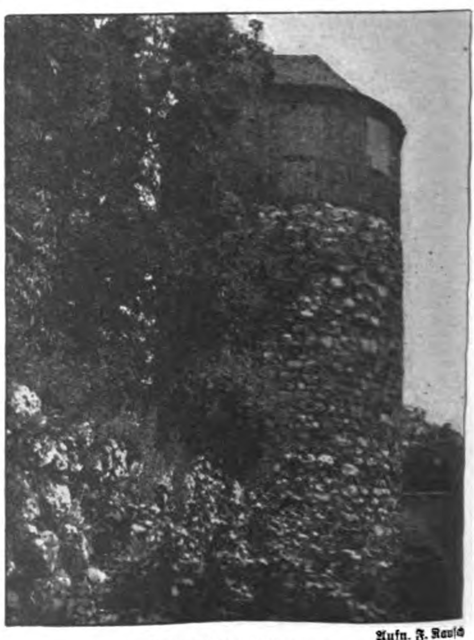
liegen auf der Hainleite die immer noch voll bewirtschafteten uralten Grafensitze Straußberg und Lohra. Beim Straußberg ist es das Wunder, einen unverändert auf unsre Tage hinübergeretteten, in allen Teilen noch geschlossenen Burgbau anzutreffen. Nach Süden zu umfaßte unser Blick die Gebiete Grafschaft Hohnstein, Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen. Das weithin leuchtende Band dort ist die durch das Eichsfelder Tor ziehende große hessische Heerstraße. Sie mündet in die Unterstadt ein und verbindet Kassel mit Nordhausen. Nach Verlassen der Stadt gabelt sich die alte Heerstraße, um einesteils nach Halle-Leipzig, anderenteils in das Anhaltische zu führen. Auf dieser Straße wurde viele Menschenalter lang der Nordhäuser Korn, der den Weinbau ablöste, verfrachtet. Die Fuhrleute in blauen Kitteln und hohen gelben Tuchgamaschen schritten neben dem Planwagen einher, auf dessen Schoßkelle — des Fuhrmanns wahrer Heimat — das Spitzchen bellte.

Unser Blick wendet sich nach Norden. Dort steht mit kantigem Porphyrgipfel ein Eckpfeiler des Harzes, der Ravensberg. Nun wollen alle die schönen zwischen sechs- und achthundert Meter hohen blauen Berge heran. Drüben der Poppenberg trägt einen vom Harzklubzweigverein Nordhausen erbauten hohen Aussichtsturm. An besonders klaren Tagen erblickt hier der Wanderer jenseits des Thüringer Waldes noch die Rhön. Aus den Falten des grünen Mantels des Poppenberges schimmern die Ruinen Ebersburg und Hohnstein.

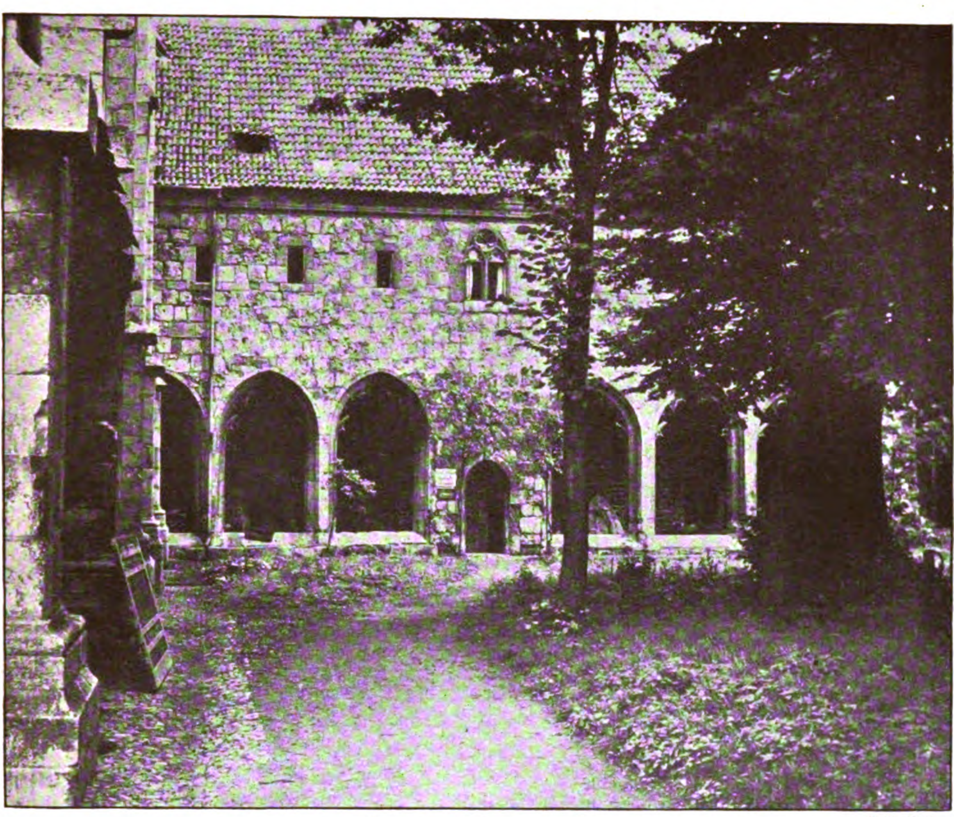
Mit der Stadt verschmolzen erscheint der fleißige Vorort Salza am urplötzlich entspringenden Flüßchen gleichen Namens. Der Wald dort — ganz nahe — ist unser Gehege:

»Do kribbelts und wibbelts von geputzten Lieten,
Unn de Musike heert ma schunn von wietem,
Värr allen Buden sitzen Börger unn trinken unn ässen
Unn hahn alle Sorgen von d'rheime vrgässen«

singt lieblich die Muse dieses Hains. Vor der grünen Kulisse des Nordhäuser Praters entsteigen dem roten Dächergewirr der Dom und die St.-Blasii-Kirche, beide mit romanischen, aber barock ausklingenden Türmen. Dohlenumkreist reckt sich das Brüderpaar der Blasiitürme in wirkungsvoller Asymmetrie über die Gassen empor. Der bescheidenere nördliche mit einem Zeltdach, der südliche mit Steilhelm und lustiger barocker Laterne. Dräuend hängt der Südturm aus dem Lote im Wettbewerb mit dem von Pisa. Durch einen überdachten Gang sind die Türme verbunden. Wie auf dem Turme von St. Petri, so lebte auch bis in die neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hinein auf St. Blasii eine Türmerfamilie. Auf dem Verbindungsgange stand — wir haben es selbst


Aufn. F. Rausch

Der Rähmenturm



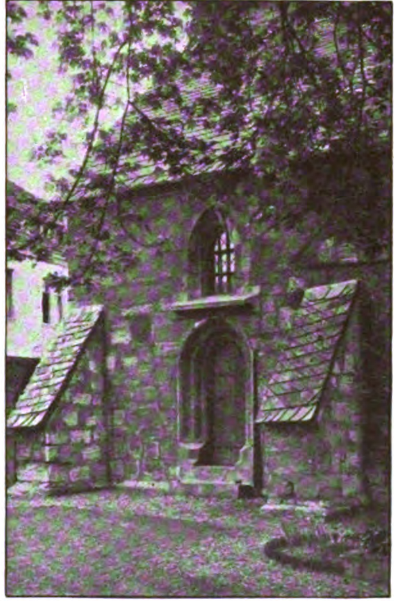
Kreuzgang des Domes

Aufn. Schiwek

gesehen — das Gastbett der Familie. Es war die bestdurchlüftete Liegestatt im ganzen Kreise.

Wie St. Blasii, so sind auch der Dom und die Marktkirche St. Nikolai Hallenkirchen, die auf manche Umbauten zurückblicken. Die Türme von St. Nikolai wurden ein Opfer des großen Brandes von 1712. Der bereits vorliegende Wiederherstellungsentwurf wird hoffentlich in nicht zu ferner Zeit verwirklicht werden.

Beim Chor des Domes hat der Geist der süddeutschen Hirsauer und Maulbronner Mönche gewaltet; seiner Nordseite schließt sich noch ein Teil des Kreuzganges an. — Die romantische Zeit lebt in dem wuchtigen Bau von St. Maria in monte auf dem Frauenberge weiter. Das Sparrenwerk des Dachreiters dieser Basilika weist noch Zimmererarbeit auf, wie solche seit dem frühen dreizehnten Jahrhundert nicht mehr auftritt. Ein daneben errichtetes Fachwerkhaus kann in seinem Oberbau auch nicht viel später als um 1520 entstanden sein. Der älteste Fachwerkbau Deutschlands? Uralte Zimmerertechnik aus den ersten vier Jahrhunderten dieses Jahrtausends ist auch noch an einigen andern frühen Bauten, gewissermaßen Inkunabeln der Fachwerkbauten überhaupt, erhalten geblieben. So das Pfarrhaus der Altendorfer Kirche, die Finkenburg und der Kurfürst. Selbst das für Holzbauten klassische Hildesheim hat keine solche aus den ersten vier Jahrhunderten. Ein Beispiel Hildesheimer Art gibt das Rosenthalsche Haus.



Aufn. Dr. Deßner

Sakristei des Domes



Aufn. Schiwek

Der Kornmarkt bei Nebelwetter

St. Jakobi ist eine typisch auf den protestantischen Ritus zugeschnittene barocke Predigtkirche; ihr gotischer Turm ist vom früheren Gotteshaus her stehengeblieben. — So wird Nordhausens Kunsthistorie von der Baugeschichte seiner Kirchen wesentlich mitbestimmt.

Unweit des Marktplatzes erhebt sich das Rathaus mit dem Roland, dem Wahrzeichen der freien Reichsstadt. Diese Würde hat unsre Stadt sechs lange Jahrhunderte hindurch bewahrt gehabt. Der Roland ist noch jetzt Nordhausens Palladium. Das Rathaus selbst ist ein Originalbau deutscher Renaissance. Das Erdgeschoß war früher eine große Kaufhalle, und in den Obergeschossen befanden sich damals die Ratsräume. Gegenüber im Giebelfelde des Riesenhauses steht der geharnischte Riese. Roland und Riese wachen über der Stadt. So steht noch heute der Kern Nordhausens. In der Reformationszeit walteten hier Männer wie Cyriakus Spangenberg, Justus Jonas und Michael Meyenburg. Daneben steht die düstere Gestalt Thomas Münzers.



Aufn. Schiwek

Oberer Markt

Als Schlagader des Verkehrs lärmt die Rautenstraße mit Hunderten von Läden herauf bis zu uns. Namentlich in den späteren Nachmittagstunden pulsiert hier ein nahezu großstädtisches Leben. Auch der Flirt spricht da mit. Man sehe sich das nur einmal an! — Immer


Aufn. Schiwek

Blick auf die Frauenberger Kirche

weiter führt uns das Auge. Unweit des Elektrizitätswerkes erhebt sich das Winterschwimmbad. Unter den Bauten der staatlichen und städtischen Schulen behauptet die Wiedigsburgschule ihren besonderen Rang. Nahe zu uns winkt das städtische Museum. Es birgt kirchliche, vor- und frühgeschichtliche, lokalhistorische sowie naturwissenschaftliche und kunstgewerbliche Sammlungen. Zu diesen zählt eine Flucht von zehn Stilzimmern: Wohnungskultur vom späten Mittelalter bis zur Biedermeierzeit. Die naturwissenschaftliche Sammlung weist u. a. eine geordnete Konchylienammlung mit 13 000 Spezies auf. Auch ein Waffensaal und eine Auslese ethnographischer Objekte ist vorhanden. »Der Ölen Erbe looſt nich verderbe«, lautet das Motto des Museums. Mit dem Grün der denkmalgeschmückten »Promenade« vermählt sich der klassizistische, erst bei Kriegsbeginn vollendete Theaterbau. Mit den ersten Kräften der Berliner, Dresdner und Leipziger Opern hat er


Aufn. Schiwek

Der Primariusgraben im Winter



Autn. Schiwek

Epitaph der Familie Meyenburg von Lukas Cranach d. J. in der St.-Blasii-Kirche
Im Hintergrunde links Luther und die Reformatoren

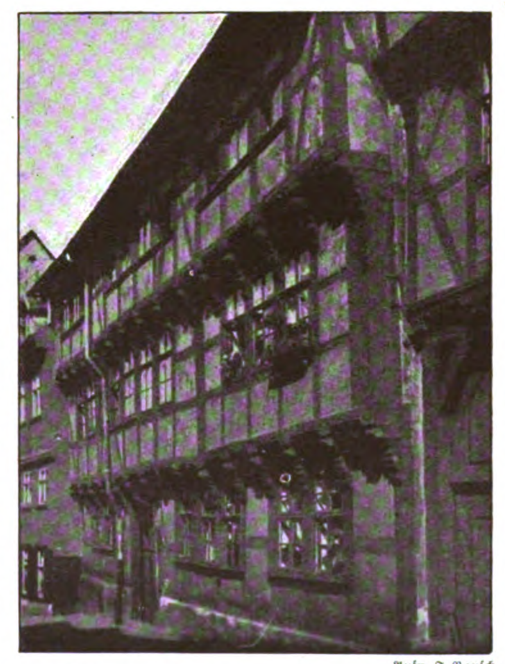
bereits Aufführungen von »Tristan« und der »Walküre« erlebt. — Wenn es auch auf »Nordhisch« heißt: »... wärd vehle zu vehle Wähsens gemacht, Von olen Hissern unn oler Ziet, Dach, wämmes Ding bi Lichte betracht', De Gägenwart en Vehrzogg krieht,« so müssen wir bei aller Gegenwartsfreude doch noch lokalpatriotisch etwas bei der Vergangenheit verweilen. Dank dem wieder reger gewordenen, gemütvolleren Sinne entdeckt Nordhausen sich jetzt selbst. Mehr und mehr kehrt bei den älteren Bauten der bunte Anstrich zurück und bietet sein freudiges Gesicht. Namentlich die im Stile des bürgerlichen Barock um Türen und Fenster geschlungene Ornamentik bedeutet eine Fundstelle für den Architekten. Auffallend ist bei vielen Häusern dieser Zeit die große Zahl von Fensterachsen, die entweder reihenförmig auf Pfostenbreite oder zu Gruppen gekuppelt angeordnet sind.

Der Historiker weiß von der tausendjährigen Geschichte des Ortes, daß die fränkische Siedlung »Nordhusun« bereits in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts am Fuße des Frauenberges lag. Es war ein »heristal«, ein Heerlager (curtis imperatoria) mit Herrenhaus, Wirtschaftshof, Kapelle und Wachthügel an der Kreuzung wichtiger Heerstraßen, ein Stütz- und Sammelpunkt der in der Umgebung angesiedelten, verpflichteten Königsleute. Noch heutzutage erinnern einige alte Mauern an diesen Reichshof, einen Reichshof wie Wallhausen, Memm-


Aufn. Schiwek

St.-Blasii-Straße

leben, Pöhlde u. a., die alle zu Pfalzen wurden. Erst anderthalb Jahrhunderte danach erfolgte, auf dem sich im Nordwesten vom Reichsdorfe »Nordhusun« über der Goldenen Aue erhebenden Hügel, auf der Fläche des heutigen Königshofes bis hin zu dem jetzt wiederhergestellten sehr alten Fachwerkbau der Finkenburg, die Gründung einer Burg (castrum) durch den Wahlkönig Heinrich 1., den Finkler. Die Benennung der anliegenden Plätze und Straßen, wie »Königshof«, als Wirtschaftsbasis bei der Burg, »Ritterstraße«, »Pfaffengasse«, weisen noch eindeutig auf die erste Siedlung. In den gegeneinander aufsteigenden Rampen der Straße »Neuer Weg« verrät sich heute eine der ältesten Zufahrten. — Die ursprünglich nur mit Mauern, Gräben, Lehmwällen, Flechtzäunen und Palisaden gegen Hunnen und Slawen umwehrte, weit in die Lande schauende Königsburg wurde der Witwensitz von Heinrichs Gemahlin Mathilde. Hier im Wittum Nordhausen nahm ihr Sohn Otto, der Sieger über die Ungarn auf dem Lechfelde, im Sommer 965 auf ewig von der Mutter Abschied. Professor Looschens Wandbild im Sitzungssaale des Stadthauses vergegenwärtigt diesen Vorgang. Mathildes Enkel, Otto 2., brachte die curtis imperatoria 972 seiner jungen Gemahlin Theophano als


Aufn. F. Rausch

Altes Fachwerkhaus in der St.-Blasii-Straße

Hochzeitsgabe. Nach und nach wurde aus dem castrum eine »civitas«, eine befestigte Ortschaft oder Stadt, deren Schicksale sich mit Deutschlands Schicksalen verknüpften. So litt Nordhausen auch am Ausgange des zwölften Jahrhunderts bei der Empörung Heinrichs des Löwen gegen Kaiser Friedrich Barbarossa.

Den Kern der Stadt umschließt in immer noch stattlichem Zuge die alte Mauer. Mehrere Befestigungstürme, noch aus dem späten Mittelalter, entragen ihr. Die ältesten Befestigungswerke lagen in der Nähe des Domes, am Königshofe und am Frauenberge. Der größte Teil des heute noch bestehenden Beringes stammt aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert; doppelte und an einzelnen Stellen sogar dreifache Mauerzüge. Damals war die Zeit der Fehden mit den Thüringer und Harzer Fürsten, Grafen und Herren. Das ausgehende vierzehnte Jahrhundert bedeutete in dieser Hinsicht die Vollendung und den besten Zustand der Mauern. Die Werdegeschichte der nordhäusischen Wehrbauten schließt mit dem Jahre 1739.

Auch Goethe fielen sie auf seiner Harzreise am 30. November 1777 schon im Vorbeireiten auf. Damals stand alles noch so, wie es der Merianische Stich gibt. Von den erhaltenen mittelalterlichen Befestigungen verdient namentlich der Primariusgraben Erwähnung. Eingebettet zwischen dem unteren und dem oberen Beringe der Stadtmauer, bietet dieser alte Zwinger einen Blick über die Unterstadt hinweg weit in das Land hinaus. Im Zuge der Stadtmauer findet sich noch manche efeuumsponnene Ecke; an sie lehnt sich noch manches alte Gartenhäuschen oder manche grüne Laube in verschwiegenen Gärten; an sie stößt noch mancher idyllische Hofwinkel, wo spielende Kinder lachen. Das sind die Plätze, wo unsre Maler gern mit der Mappe weilen. Die photographischen Aufnahmen zeigen, was sich dem Künstler bieten kann, wie mittelalterliche Romantik, gotische Strenge, heiteres Barock und schlichte, biedermeierische Behaglichkeit die Striche bedeuten, aus deren Vereinigung das architektonische und damit auch das kulturelle Bild der alten Reichsstadt entsteht.

Aufn. Schlwet

Nordhäuser Talsperre bei Neustadt

Aus der Zahl der in den Kirchen und im Museum aufbewahrten Kunstdenkmäler wollen wir nur eins der vornehmsten erwähnen: das 1558 entstandene Gemälde des jüngeren Lukas Cranach. Diese »Auferweckung des Lazarus« beansprucht schon wegen der neben dem Maler selbst darauf porträtierten großen Zeitgenossen Luther, Bugenhagen, Erasmus, Justus Jonas, Melanchthon, Katharina von Bora ein ganz besonderes Interesse. Der religiöse Gehalt des Bildes ist hier nicht das Bestimmende. Viel mehr als Lazarus und die Stifterfamilie Meyenburg ist es die Gruppe der Reformatoren, zu der unser Blick immer wieder zurückkehrt.



Gesamtübersicht der Berliner Wochenend-Ausstellung

Aufn. Scherl, Berlin

Das Wochenende und sein Heim

Eine kulturpolitische Betrachtung

Von Gustav Langen

Leiter des Deutschen Archivs für Städtebau, Siedlungs- und Wohnungswesen

Die Wochenendbewegung, soviel Unerfreuliches ihr noch anhaften mag, ist eine Kulturbewegung, die aus gesunden Gründen aufsteigt. Sie ist eine Gegenbewegung gegen die immer stärker sich vordrängende Unnatur der Großstadt, ein gewaltsames Sichlosreißen aller derer, die noch imstande sind, sich aus der Umklammerung der Asphaltstraßen-Zivilisation zu befreien. Sie ist ein Hindrängen zu Natur und Natürlichkeit, entstanden aus der Sehnsucht nach Ruhe und Besinnung, die man in ländlichen Verhältnissen, in Dorf und Kleinstadt, in Wald und Heide zu finden hofft. Eine mißverstandene Wochenendbewegung wird alle die Dinge, denen man zu entfliehen suchte, gewissenhaft mit in die Natur hinausnehmen und mit Radio und Grammophon die Einsamkeit deutscher Seen und Wälder stören. Aber fassen wir die Wochenendbewegung nicht als ausländische Mode, sondern als deutsche Kulturbewegung auf, dann eröffnet sich uns eine Fülle neuer Möglichkeiten, die uns mit dem unverlierbaren Erbgut der alten Zeit in eine noch zu erobernde neue Zeit der Lebensgestaltung hinüberführt.

Wie steht es denn nun um das Erbgut, das wir aus alter Zeit in das neue Wochenende mit hinübernehmen? Ziehen wir dem neumodischen Ankömmling mit der gebührenden zarten Rücksicht, die ein solcher Gast aus der internationalen Welt in Deutschland gewohnt ist, die Maske herunter, so schaut hinter dieser — einfach der Sonntag hervor, unser guter alter Sonntag, von dem schon zu allen Zeiten die Weisen gesagt haben, daß der Sonnabendnachmittag sein bester Teil sei. Und damit haben vernünftige Leute eigentlich immer ihr richtiges Wochenende gehabt. Auch daß man am Sonnabend über Land zog, draußen übernachtete, und daß besondere Lebenskünstler, die es sich leisten konnten, erst am Montag früh wieder in ihr Heim zurückfuhren, dürfte nichts Neues sein. Das Neue vom Wochenende ist, daß unser alter deutscher Sonntag, der freilich in der Hast der Entwicklung mit der Zeit immer oberflächlicher und materieller, als Ruhetag immer fragwürdiger und mit der Verwahrlosung der alten Volkssitte als Festtag schließlich geradezu verkommen war, uns nun frisch gewaschen, aufgebügelt und gestärkt als »Wochenende« wieder vorgesetzt wird. Genauer gesagt, ist das Wochenende der Sonntag des Großstädters, beeinflußt von den Ruheidealen und Sportgewohnheiten des Engländers und belebt durch einige neue Formen der Geselligkeit. Es war wohl nötig, den deutschen Sonntag durch eine Art Blutauffrischung vom Auslande her zu neuer Entwicklung zu bringen. Wer die Volksseele beobachtet hat, der wird sich auch über die Plötzlichkeit der Bewegung nicht wun-

dern, denn er weiß, daß auch andre Neuerungen im Volksleben, langsam und unsichtbar vorbereitet, dann auf einmal stoßweise aus der Tiefe hervorbrechen. Es wird sich dabei in Zukunft nur zu zeigen haben, ob unser deutsches Volk die Kraft hat, das Ausländische und Modische in dieser Bewegung zu überwinden und zu einer guten und veredelten Volkssitte zu entwickeln.

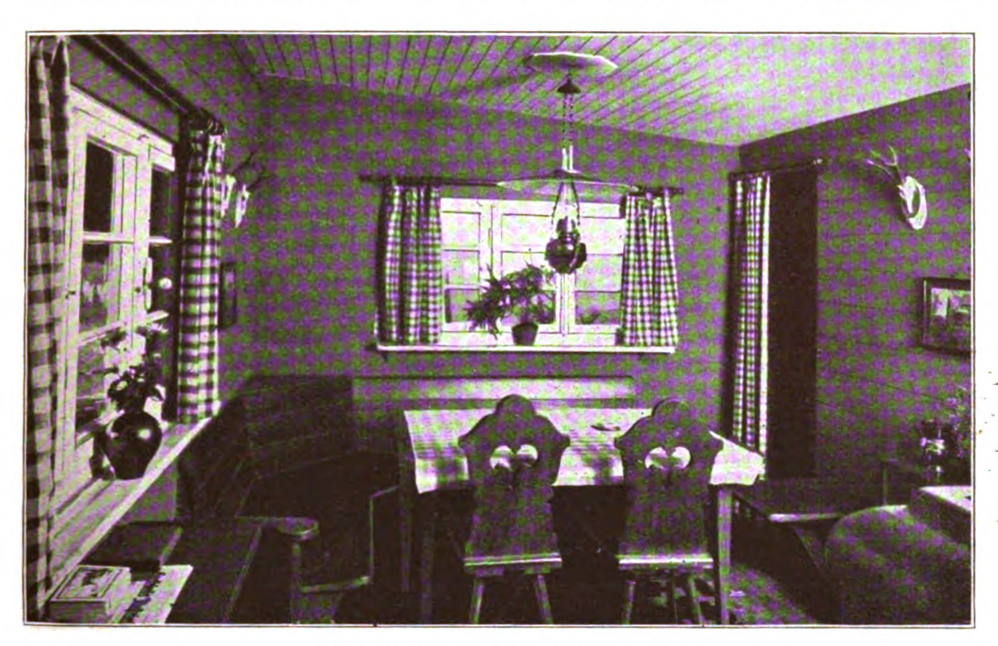
Sehen wir uns die Wochenendfrage einmal im großen Zusammenhang an, so stehen wir vor einer Entwicklung des Volkslebens von einem ganz außerordentlichen Reichtum verschiedener Gestalten und Möglichkeiten. Zwischen einem Trümmerfeld alter guter Sitten und Volksüberlieferungen sprießen, zunächst völlig wildwachsend, allerlei Äußerungen und Möglichkeiten hervor, die zum Teil aus dem Gebiet der vervollkommneten Technik stammen, zum Teil aus den tiefsten Gründen des Seelenlebens unsers Volkes. Alle Berufsklassen und Volksschichten sind mit ihren Nöten und Hoffnungen an der Gestaltung unsrer Freizeit, unsrer Erholungs- und Feiertage beteiligt. Die Erhaltung unsrer körperlichen und seelischen Gesundheit ist von der Lösung dieses Problems abhängig. Vielleicht mag mancher denken, daß ihn dies alles nichts angehe, wenn er nur sein Wochenendheim irgendwo in der Einsamkeit habe, in die er sich ungestört zurückziehen könne. Er übersieht dabei, daß es binnen kurzem keine Einsamkeit mehr geben wird, in der er ungestört seine Ruhezeit verleben kann, wenn nicht die Wochenendfrage ihre allen Volkskreisen und Bedürfnissen entsprechende Lösung findet. Die zum Naturbewußtsein erwachten Städte senden mit weiterer Entwicklung des Wochenendes und der Verkehrsmittel sonntäglich Hunderttausende und Millionen von Menschen ins Freie, wie wir das bisher nur an hohen Festtagen kannten. Autogestank und lautes Wesen machen das Leben am Sonntag selbst in entfernten Landstädten unerträglich, die anziehendsten Landschaften, die schönsten Spazierwege sind übervölkert, und überall macht sich ein üppig ins Kraut schießendes Sonntagsgewerbe breit. Die Wasserläufe wimmeln von Fahrzeugen, die Ufer sind belegt mit überfüllten Landungs- und Badeplätzen oder von Wochenendparzellen beschlagnahmt. Wohin Fahrrad und Auto nicht dringen, dahin bringt die Reichsbahn in billigen Sonderzügen Tausende von Menschen, und bald wird vielleicht auch das Flugzeug den ohnedies schon gefürchteten Berliner an jedem Sonntag in die entlegensten Täler bringen. Der von den großen Organisationen stark betriebene Kampf um das Wochenende, also um den Sonnabendmittag-



Wochenendhaus »Der kleine Christoph«. Blockbauweise. Ausführung: Christoph & Unmack, Niesky (O.-Lausitz) — gute, zimmermannsgerechte Konstruktion

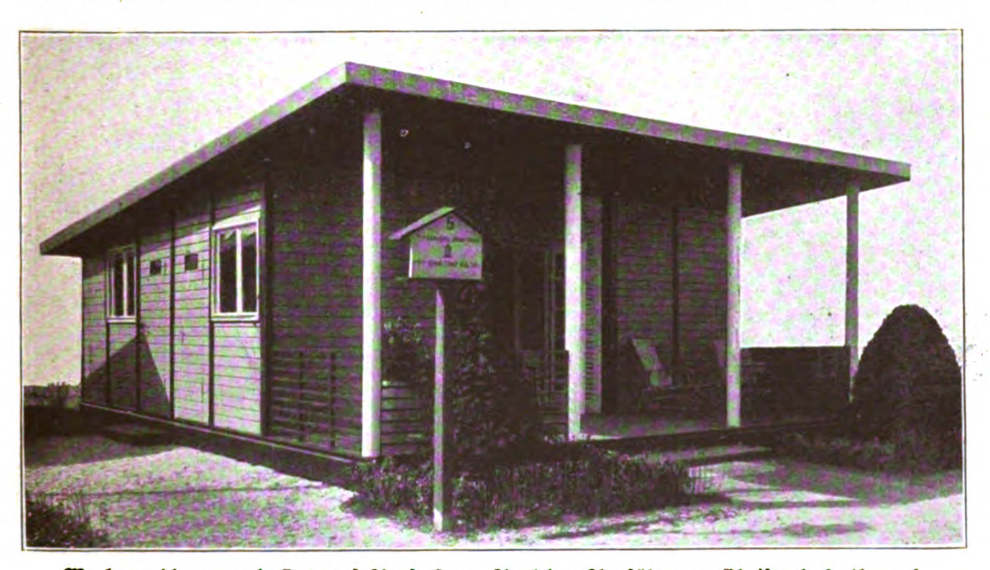




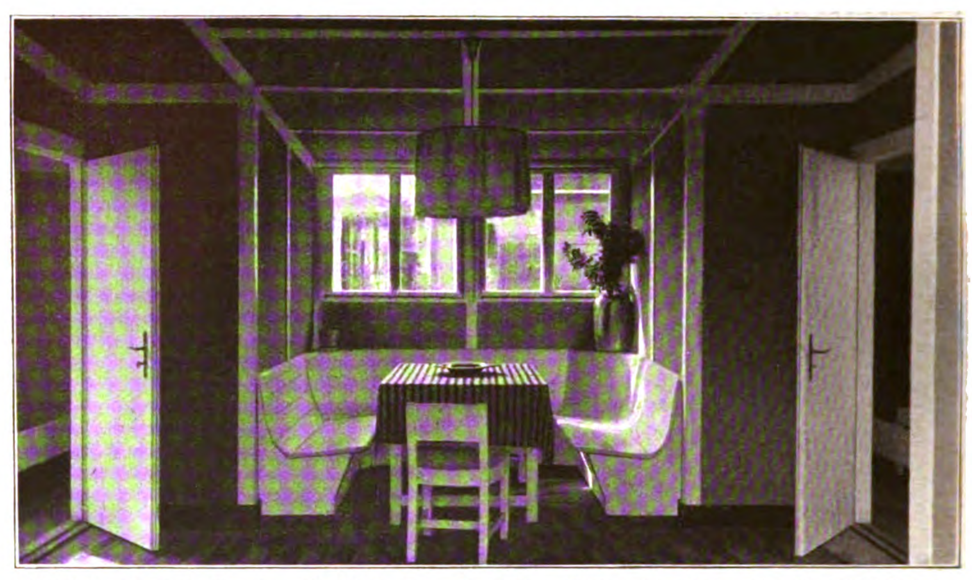


Wohnraum des »Kleinen Christoph«

Arbeitsschluß, dem der Zwang zur Kurzarbeit in manchen Gewerben entgegenkommt, wird diese ganze Entwicklung stark beschleunigen. Wir stehen damit vor der verantwortungsvollen Frage einer Wochenend-Kultur auf allen Gebieten. Es gilt, durch Verkehrspflege und Verkehrsregelung, durch Staubbekämpfung, durch Reinhaltung der Gewässer, durch Regelung des Sonntagsgewerbes, des Heimatschutzes, durch Waldschutz und Naturschutz jeder Art, durch Baupflege auch in den kleinen Städten und auf dem Lande, durch kulturelle Verfeinerung des heute oft arg vernachlässigten und geschmacklos betriebenen Fremdenverkehrswesens, durch Regelung des Wander- und Herbergswesens für eine würdige und verfeinerte Ausgestaltung des Wochenendes zu sorgen. Die Hauptaufgabe liegt dabei in der Erziehung, Aufklärung und Anregung zu einer schönen und erholenden Gestaltung des Wochenendes, die allen Volkskreisen das ihnen Angemessene in geeigneter Gestalt bietet. Dazu gehört auch



Wochenendhaus nach Entwurf Prof. Hans Poelzig. Ausführung: Christoph & Unmack



Blick in die Sitznische des Poelzighauses. An beiden Seiten die Türen für die Schlafkojen

Verständnis für die Bedürfnisse und die Art oder Unart der andern. Es nützt nichts, sich z. B. über das oft laute und störende Wesen der Arbeiterjugend zu ärgern, hinter deren rauhen und ungeschliffenen Formen oft viel Ernst und guter Wille steckt. Wer es weiß, in welchen Verhältnissen diese Menschen oft aufgewachsen sind, und nicht durch ihre Schuld, sondern durch die Schuld führender Kreise, der wird Achtung und Verständnis für manches aufbringen, was ihn sonst abstoßen mag. Allen wirklichen Rüpeleien aber müßte in Zukunft wesentlich wirksamer entgegengetreten werden können als bisher. Vergessen wir nicht, daß auch die geistig führenden Kreise von einer wirklichen Kultur des Wochenendes ebenso weit entfernt sind wie alle übrigen.

Das Wochenende ist die Flucht aus der großen Stadt, zunächst die Flucht in die Natur, der es sich anzupassen, sich unterzuordnen gilt, wenn wir sie recht genießen wollen, die uns nur dann das gibt, was wir in der Großstadt vermissen, wenn wir zu lauschen verstehen. Das Wochenende kann aber auch die Flucht aus der

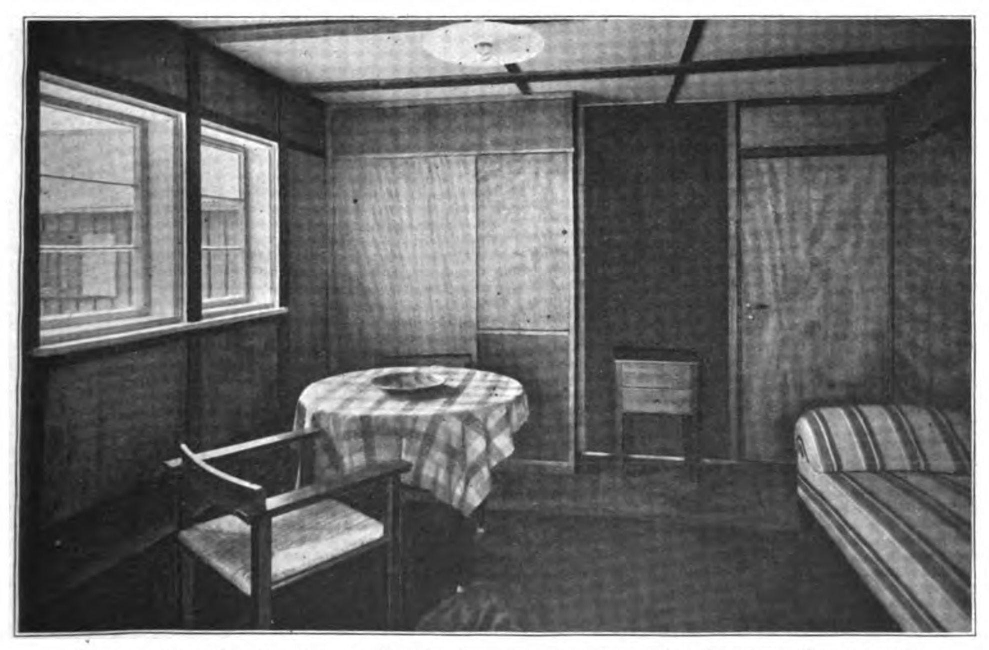


Haus »Heimat« der Gemeinnützigen Bausparkasse Groß-Berlin. Architekt: W. Monich



Haus »Heiderose« der Gemeinnützigen Bausparkasse Groß-Berlin. Architekt: W. Monich

geistigen Einsamkeit und Isolierung der Großstadt sein, auf daß wir uns draußen in geselligen Kreisen wieder zu neugeordneten Kulturgemeinschaften zusammenfinden. Freunde, die sich in der Großstadt nie sehen, weil sie verstreut wohnen und der Alltag ihre Zeit mit Arbeit und dem Weg zur Arbeit verschlingt, können sich am Wochenende zu geselligem Kreise zusammenfinden. Kolonien können sich bilden, in denen sich ein bestimmtes Lebensideal verwirklicht, deren Angehörige sich wieder gegenseitig besuchen und dabei den besonderen Charakter des andern Lebenskreises genießen können. Hier tun sich unendliche Möglichkeiten eines neuen freien, geselligen, künstlerischen, geistigen und sportlichen Lebens auf, die in ihrem Inhalt und ihrer Form zu pflegen eine der reizvollsten Aufgaben unsers künftigen Lebens werden kann. Nach dem Charakter dieser Kreise und ihren besonderen Bedürfnissen wird sich dann auch das Wochenendhaus mit seiner Gruppierung zu verschiedenen Kolonien einstellen.



Innenansicht des Hauses »Heiderose« der Gemeinnützigen Bausparkasse Groß-Berlin
Architekt: W. Monich

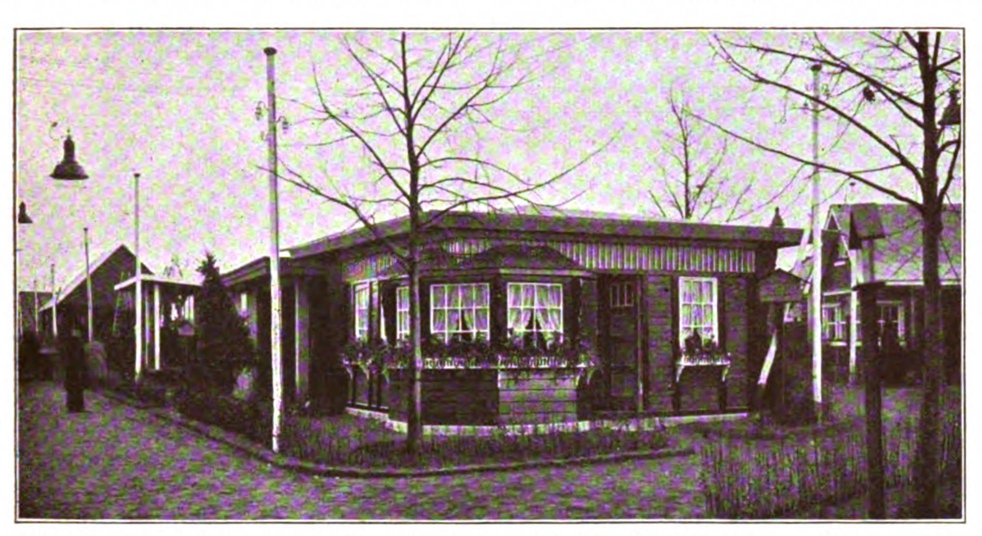


Wochenendhaus »Ehag« der Emil-Heinicke-A.-G., Berlin. Architekt: Dipl.-Ing. Michael Rachlis

Nun erst können wir die verschiedenen Typen des Wochenendhauses richtig beurteilen. Da gibt es zunächst zwei große Hauptgruppen von Bauherren. Man könnte sie die Gruppe der Naturfreunde und die der Geselligkeitsfreunde nennen. Der Naturfreund will einsam sein. Ihm kommt es nicht darauf an, sein Wochenendheim für andre einzurichten. Er begnügt sich mit dem Notwendigen. Ist er Jäger, Wanderer, Wassersportler, so wird er überhaupt meist in der freien Natur sein und seine Hütte nur als Unterschlupf für die Nacht und für besonders schlechtes Wetter in Anspruch nehmen. Sein Häuschen wird den Typus der Sporthütte haben, wobei nur noch die Frage ist, ob er sich in der Ausstattung dieser Hütte auf das Einfachste beschränken oder auch sie, wie etwa ein feines Sportboot, bis ins Äußerste durchgearbeitet und kultiviert wünscht. Eine solche Sporthütte braucht keine Veranda



Innenansicht des Wohnzimmers im Ehag-Haus mit Sperrholzvertäfelung und passenden Möbeln



Wochenendhaus. Entwurf: Architekt W. Marquardt in Spandau; Ausführung: Zimmermeister Emil Grassow in Liebenwalde (auch für Winteraufenthalt geeignet)

und hat keinen größeren Tagesraum. Es genügt, daß die Menschen, die dort schlafen, am Tage zur Not untergebracht werden.

Ist der Naturfreund aber nicht Sportsmann, sondern mehr ein stiller Geistesarbeiter, der den Wunsch hat, die Ruhe der Natur zu genießen und in aller Stille ein körperliches und geistiges Erholungsleben zu führen, so wird er der Ausbildung seines Wochenendheims durch Wohnlichkeit und Geräumigkeit schon etwas mehr Wert beilegen. Dann ist ein halbgedeckter Sitzplatz, bei dem man auch im Regenwetter und Sturm geschützt sitzen kann, und ein kleiner gemütlich eingerichteter Tagesraum, bei höheren Ansprüchen auch eine gesonderte Schlafkabine Bedürfnis. Diesen Typ des Wochenendhauses könnte man vielleicht als »Einsiedelei« bezeichnen, wobei weniger gesagt sein soll, daß es sich um nur einen Bewohner als vielmehr um ein stilles zurückgezogenes Leben in der Natur handelt. Der rechte Naturfreund wird, sowohl als Sportsmann wie als Einsiedler, dann noch besonderen Wert darauf legen, auch im Winter, und in der rauheren Jahreszeit überhaupt, in seinem Wochenendhaus einen Unterschlupf gegen Kälte und Sturm zu finden. Beide Typen müssen also wärmehaltend, sturmdicht und heizbar sein.

Ganz anders sind in der Regel die Ansprüche des geselligen Menschen. Das sind die rechten Sommervögel, die im Winter immer die große Geselligkeit in der Stadt vorziehen und nur ins Freie gehen, um auch dort wieder eine Geselligkeit, wenn auch andrer Art, zu finden. Auch hier lassen sich im wesentlichen zwei Typen unterscheiden. Der eine, das Familienheim, ist ein Wochenendhaus mit möglichst vielen kleinen Schlafkabinen für die Familie und ihre sich in das Familienleben einfügenden Gäste. Die Hauptsache ist ein geräumiger Mittelraum, der allen Schlafgästen gemütliche Sitzgelegenheit bietet. Eine Veranda ist nicht unbedingt notwendig, wenn auch erwünscht. Wichtig ist auf alle Fälle ein durch besonderen Dachboden oder durch genügende Isolierung vor allzu starker Sonnenhitze geschütztes Dach. Solche Familienheime werden am liebsten rudelweise auftreten, damit die Kinder bei den Nachbarn genügend Spielgefährten finden und dadurch die Eltern etwas mehr zur Ruhe und Besinnung kommen und sich auch gegenseitig besuchen können. Bei der weiteren Ausbildung solcher Familienhausgruppen werden auch gemeinsame Anlagen, z. B. für Spielplätze, vielleicht sogar unter Aufsicht eines besonderen Koloniegärtners, mit der Zeit vorzusehen sein. Bei größeren Kolonien würde unter Umständen auch eine Volkswiese den Mittelpunkt bilden.

Im Gegensatz zum Familienwochenendheim, das auch in einfachster Ausführung denkbar ist, kann man unter Kunstheim einen Typus verstehen, der dem kultivierten, geselligen Leben dienen und daher in jeder Beziehung auch äußerlich vollendet ausgebildet werden soll. Ein mit Steinplatten belegter und mit Blumenrabatten umgebener Vorplatz, eine geräumige Veranda und in symmetrischer Anordnung hinter dieser liegend ein nicht zu kleiner Salon mit verschiedenen bequemen Sitzplätzen und schönen Raumverhältnissen werden für einen solchen Mittelpunkt sommerlicher Geselligkeit das Geeignetste sein. Die Sitzplätze dürfen bei diesem Typ in der Regel wesentlich zahlreicher sein als die Schlafplätze.

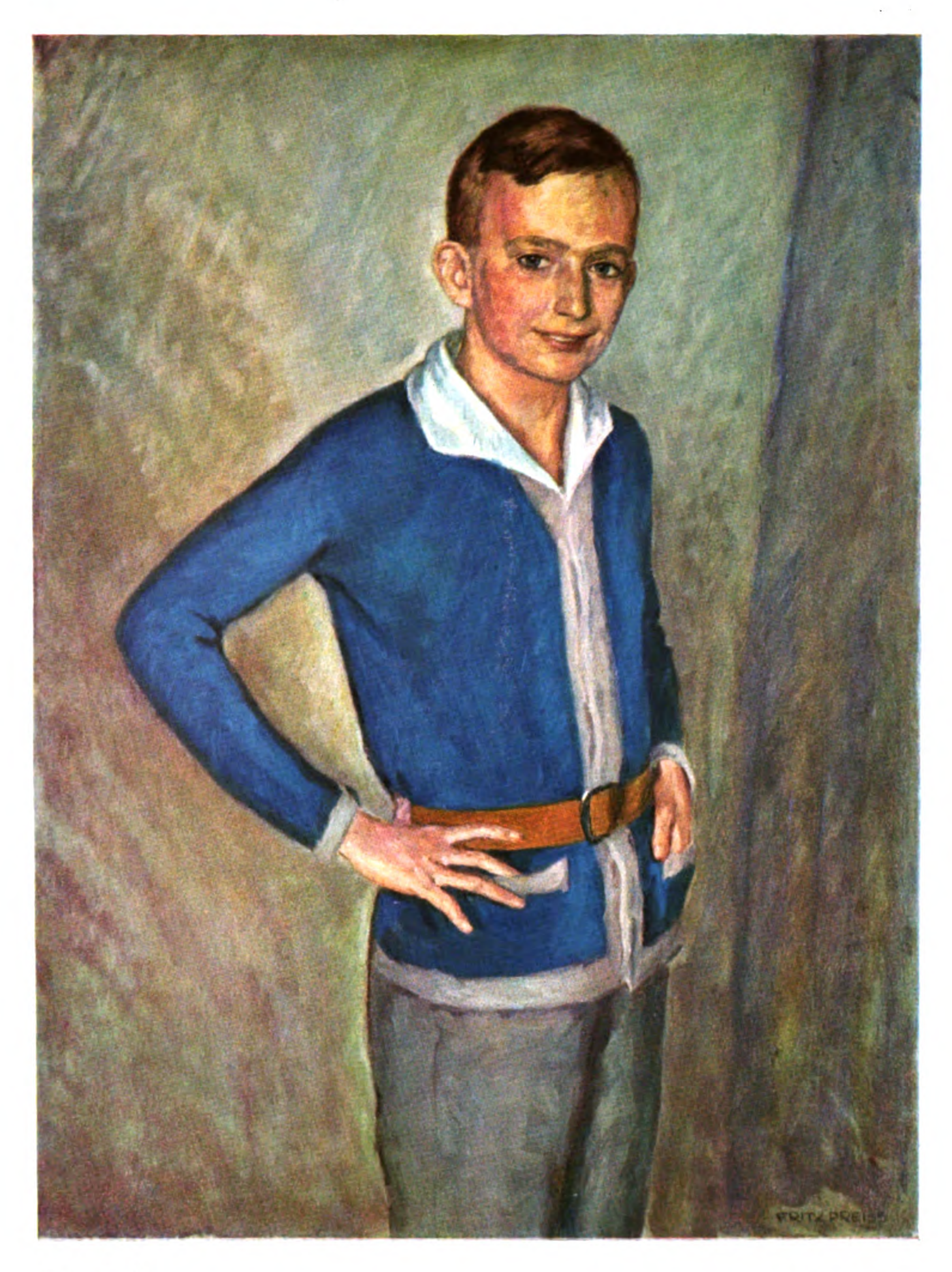
Allen diesen Typen mag gemeinsam sein die schiffskabinenartige Anordnung der Schlafstellen, gruppiert um einen etwas größeren gemeinsamen Wohnraum. Alle Typen, die mehrere gleichgroße Räume, etwa als Küche, Schlafzimmer und Wohnzimmer, enthalten, sind verkleinerte Villen, Sommerwohnungen, die auf die Bezeichnung »Wochenendhaus« keinen Anspruch erheben können. Ebensowenig aber verdienen diese Bezeichnung kleine Bretterbuden und Holzlauben, in denen zur Not eine oder mehrere Schlafstellen eingerichtet werden. Der Sinn des Wochenendes ist die Umstellung der Lebensbedürfnisse und Lebensansprüche von den gewöhnlichen Anforderungen des bürgerlichen Lebens auf die besonderen Verhältnisse eines Feiertagslebens in der Natur. Wer diese Umstellung nicht auf sich nehmen will, wer auf die Gewohnheiten und Ansprüche des Alltags nicht verzichten kann, der gehört auch nicht ins Wochenendheim, ebensowenig wie der Kleingärtner, der täglich seinen Garten betreuen muß, einen Fortschritt macht, wenn er seine Laube in ein entferntes Gelände setzt, dessen Gartenpflege ihm bei nur sonntäglichen Besuchen unmöglich ist.

Es lassen sich zur Beurteilung des Wochenendhauses aber noch andre Gesichtspunkte finden. Die hier genannten Typen nach dem Gebrauchscharakter können sich wieder nach Größenklassen teilen, etwa in Häuschen für zwei, vier und sechs oder mehr Schlafstellen. Die kleine Ausgabe würde dann für alleinstehende junge oder alte Ehepaare oder für zwei befreundete Menschen in Frage kommen, die mittlere Ausgabe für kleinere Familien mit zwei Kindern, die größere Ausgabe für größere Familien oder Sportgruppen. Damit wären also zwölf Typen des echten Wochenendhauses gegeben. Neben den Gesichtspunkten der Gebrauchsart und der Größe kommt dann noch der des Materials und der Gesamtform in Betracht. Zum Charakter des Wochenendhauses gehört ohne Frage, daß es leicht transportabel und auseinanderlegbar konstruiert ist, da es sich nur dann ohne Schwierigkeiten auch in entlegeneren Gegenden errichten läßt; außerdem muß immer mit der Möglichkeit gerechnet werden, es auch später einmal nur der Abwechslung oder der Verlegung des Hauptwohnsitzes wegen an andrer Stelle aufzustellen, wobei für den Umbau etwa ein Zehntel der Neubaukosten gerechnet wird. Das Material besteht deshalb meist aus Holz, Holztafeln oder Holzbetonplatten mit den nötigen Isolierungen für Wärme- und Nässeschutz. Für die Innenwände sind gut verleimte Sperrholzplatten günstig, die ohne Anstrich und Tapete dem Ganzen ein wohnliches Aussehen geben.

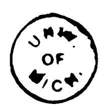
Für die Hausform ist die Ausbildung des Daches das Maßgebende. In der Regel wird ein flaches Dach mit weitem Überstand gegen Sonne und Regen und mit genügender Torfauffüllung gegen zu große Hitze das Gegebene sein. Steilere — aber ja nicht zu gesucht steile — Dächer mit Giebelausbildung wirken nur bei langgestreckten schmalen Baukörpern gut. Sie sind am schönsten, wenn sie sich der Natur gut anpassen als Strohdächer, Schilfdächer oder Holzschindeldächer. Der Dachboden eignet sich dann zur Unterbringung von Booten, Koffern und sonstigem Sportgerät. —

Eine Gruppe von Wochenendhäusern ist wie eine Gesellschaft von Menschen. Wenn in ihr ein feiner kultivierter Ton herrscht, dann werden sie Rücksicht aufeinander nehmen und auch im Äußeren trotz aller Verschiedenheit sich einander anpassen. Und wie bei einer Menschengruppe, die sich innerlich verwandt fühlt, allmählich jener zart schwebende Ton gleicher Stimmung entsteht, der den besonderen Reiz einer feinen Gesellschaft ausmacht, so kann und sollte auch über einer solchen kleinen Sonntagskolonie eine besondere Stimmung liegen, die im Gleichklang der Formen und Farben und in der Raumbildung der Gesamtanordnung, besonders aber in der Beziehung zur umgebenden Natur zum Ausdruck kommt. Die Möglichkeit einer verfeinerten Gesellschaftsbildung, die in der Kleinstadt meist vom Zufall abhängt, ist bei der Bildung von Wochenendkolonien der Großstadt in schönstem Maße gegeben. Je abgeschlossener und gewählter diese sind und je schwieriger sich die Aufnahme in einen so geschlossenen Kreis gestaltet, desto wertvoller wird er sein, und desto größer sind die Aussichten, daß sich in ihm ein besonderer Lebensstil entwickelt. Erweiterte Familienfeste, die einmal die eine, dann die andre Persönlichkeit in den Mittelpunkt des Interesses rücken, Sportereignisse, vaterländische oder Menschheitsfeiern geben eine Fülle von Anregung für eine neue Lebens- und Festkultur, die nicht um der Feste willen besteht, sondern um alles das zur Entfaltung und Blüte zu bringen, was an feinen inneren Werten und Gaben auch im Menschen der Großstadt schlummert.

Wenn dann an einem künftigen Nationalfeiertag diese einzelnen Lebensgemeinschaften aus ihrem engen Bezirk heraustreten und mit der Dorfgemeinschaft der nächsten Bauerngemeinde oder der Bürgerschaft der nächsten Kleinstadt ein wieder erstarktes ländliches Volksleben durch die Anregungen einer verfeinerten großstädtischen Kultur bereichern, dann können wir vielleicht auch einmal zum Ziele des großen Volksfestes gelangen, das die Krönung jedes nationalen Lebens ist.



Fritz Preiß: Knabenbildnis


OF

Der Brief

Von Leonhard Schrickel

»... und achten Sie ein bissel mit auf ihn, daß er nicht gar so tollkühn ...« sprach's lächelnd und verstummte jählings, preßte ihre Lippen hastig zu einem langen Kusse auf ihres Eheliebsten Mund, ohne mir dabei noch irgendwelche Beachtung zu schenken, wandte sich ab und floh ins Haus zurück.

Das alles war fast im Handumdrehen geschehen.

Wir zwei wackeren Landstürmer standen und schauten ein wenig verdutzt drein, denn wir wußten nicht recht, war's Spott, war's Ernst, was sie da zum Abschied vorgebracht hatte.

»... nicht gar so tollkühn ...!«

Ei du mein Saitenspiel! Ich kratzte mich behutsam hinter den Ohren und schaute Freund Rollern von der Seite an, unsicher, was ich für eine Miene aufsetzen sollte, forschend, wie er sich zu der Sache stelle. Na, er zwinkerte mit den Augen und nickte dann möglichst gleichmütig.

»Also gehen wir.«

Da gingen wir. In Schritt und Tritt. Immer die Straße hinab und ohne uns weiter umzuschauen. Schweigsam zunächst, weil wir noch immer nach dem rechten Ton suchten, von dem wir selber nicht wußten, wie er klingen mußte, um so ungefähr als unsrer Lage angemessen gelten zu können. Schließlich brachte Freund Roller ein leises Kichern zustande, in das ich flugs einstimmte, und das sich alsbald zu einem ganz fröhlichen Lachen auswuchs. Nein! Wir zwei tollkühn! Nicht daß wir Hasenfüße waren oder es mit dem Falstaffschen besseren Teil der Tapferkeit zu halten pflegten, i Gott bewahre. Aber als Landstürmer, so wie wir da marschierten, mit der bequemen blauen Litewka und dem breiten Schlachtschwert vergangener Zeiten angetan, mit der schwarzen Wachstuchkappe auf dem Ohr und in der sicheren Voraussicht, in der nächsten Kreisstadt das Kornhaus zu bewachen oder den Bahnübergang zu hüten, wohin sicherlich auch der allergrimmigste Feind und leichtsinnigste Spion selbst bei stockfinsterer Nacht sich nicht verlieren würde — und »tollkühn!« Es war denn doch ein köstlicher Spaß, hahahaha! War ein boshafter Spott der trefflichen Frau Sabine, die immerhin so ganz inwendig ein bißchen um das Schicksal ihres Kriegers bangen mochte, mit dem sie seit rund sieben Jahren in der lieblichsten, friedlichsten Ehe lebte, still ihre Wirtschaft führend und den Buben am sanften Leitseil mütterlicher Zucht durch die Tage fördernd.

Ah, es waren köstliche Abende gewesen, die ich dort verbracht. Allwöchentlich fast war ich eingefleischter, unverbesserlicher Junggeselle einmal in der Rollerei gewesen und hatte es mir für ein paar Abendstunden bei den lieben Leutchen gut sein lassen. Die Lampe über ihrem Tische, schien mir, leuchtete noch einmal so hell und freundlich als meine; das Sofa war weicher und gemütlicher, die Luft wärmer und wohltuender, der Tee schmeckte wie der köstlichste Nektar, und was man mitsammen redete, war immer eine Sache, die einem das Leben liebmachte, das alte Herz auffrischte und die Welt ordentlich verklärte. Kurz, sooft ich bei den beiden prächtigen Menschen war, schmolz alles Unbehagen, so sich die Werkeltage hindurch ausgerechnet in meinem Busen abgelagert, völlig dahin und wandelte sich in eitel Freude und stille Heiterkeit. Es war eben ein H e i m, was sie sich da zurechtgezimmert und zurechtgelebt hatten und ein wunderseltenes dazu. So eins, wie ich bei Muttern gehabt hatte, solange sie am Leben war.

Das meiste, deuchte mir, trug Frau Sabine zu dem Glück im Winkel bei, das sie sich redlich erkämpft. Jawohl: e r k ä m p f t, denn Herr Maximilianus Roller war ein Student mit einem sehr bedenklichen Blankowechsel gewesen, und das ehemalige Fräulein Siebentopf war auch nicht von Nabobs Stamme. Da war die Heirat denn immerhin ein Ding, das seine gehörige Zeit zur Reife brauchte. Die Frau verwitwete Steuerrätin Roller, die sich ehrlich geplagt hatte, ihre sieben Kinder standesgemäß zu erziehen und dabei mit der schmalen Pension auszukommen, war durchaus nicht einverstanden, daß der Herr Schulamtskandidat Maximilianus ein Mädchen ohne jegliches Vermögen heiraten und die Sorgen seiner Mutter also recht wenig lohnen wollte. Aber Kandidat Roller hielt zu seinem Fräulein, das heimlich — ach, so ganz unstandesgemäß! — für ein Dutzend Geschäfte arbeitete, um sich wenigstens das Geld zu einer »standesgemäßen« Ausstattung zusammenzusparen. Ein halbes Jahrzehnt war trotzdem ins Land gegangen, ehe es gelang, den Widerstand der Frau Steuerrätin zu überwinden und ihren Segen einzuheimsen. Aber es gelang eben doch, und nun — wie gesagt. Seit sieben Jahren hausten sie mitsammen und lebten in ihren vier Wänden die köstlichsten Tage. Waren noch immer ineinander verliebt, wenn sie auch keine kindische Tändelei betrieben; aber man fühlte und sah es ihnen ab, daß sie sich so recht als ausgewachsene Ehe-Egoisten verhätschelten und die Tage mit sorglicher Zärtlichkeit gegenseitig aufputzten. Dabei sparten sie. Sie kargten sich zwar nichts ab, aber der Teufel weiß, wie sie's machten: sie legten allerlei auf die hohe Kante, vermutlich weil sie eben nicht viel mehr als sich selber brauchten und in ihrem Heim alles fanden, was sie sich wünschten. Es mag das eigentlich ein übles, ärmliches Zeugnis sein, das sie sich damit ausstellten, aber Hand aufs Herz,

ich beneidete sie gar manches Mal um ihren Reichtum.

Frau Sabine war eine hübsche Frau. Einfach und — na, sagen wir: schlicht bürgerlich. Dazu wirtschaftlich wie nur eine. Und ein bißchen altmodisch, was ihr ganz vortrefflich stand. Altmodisch insofern, als sie bisweilen eine Nähmaschine ganz erbarmungslos traktierte, für sich und ihren Buben schneidernd. Dem Hansdampf und Dreikäsehoch zum Beispiel machte sie aus seines Vaters Konfirmationsrock die ersten Hosen. Zwar, wenn der Junge nicht selber gesagt hätte, daß er »Off« anhabe, man würde zweifelsohne auf ganz was anderes geraten haben; aber das tat dem Eifer der Emsigen keinen Abbruch. Sie schneiderte trotz alles sanften Tadels des vergnügten Kritikers Maximilianus unentwegt drauflos, und es war für sie immer ein Fest, wenn sie eins ihrer Meisterwerke an dem duldsamen und stolz dahermarschierenden Buben aufhängen und dem Magister Roller präsentieren konnte. An des trefflichen Hausherrn Habit vergriff sie sich jedoch nicht; d. h.: sie nahm es nicht in die Schere, sondern sorgte höchstens einmal für einen Knopfersatz oder einen Rockhenkel und für die dauernde Reinlichkeit, die ihren Eheliebsten gewissermaßen vor allen Doktoren und Professoren unsers Königlichen Realgymnasiums auszeichnete.

Um es nicht zu vergessen: Maximilian Roller war nämlich im Laufe der Zeit ein Königlicher Realgymnasiallehrer und mein liebster Kollege geworden. Wir unterrichteten zumeist in denselben Klassen und versuchten unsre Erziehungskünste an denselben Schülern. Ja, und nun also zogen wir mitsammen in gleichem Schritt und Tritt in den Krieg.

Die Zeitläufte hatten uns doch nicht nur ins Nachbarstädtchen vors Kornhaus oder an die Bahnbrücke geführt, sondern unverhofft über Posen ins Russenland hinein und in die vorderste Linie. Da stand denn nun unser Bataillon im Feuer und schlug sich auf Leben und Tod mit den Russen herum. War schon manch einer gefallen und manch einer als Kranker oder Verwundeter in die Heimat zurückgekommen. Roller und ich aber standen noch auf festen Beinen und kämpften wie die Löwen — sozusagen. Jedenfalls taten wir unser Bestes und trugen das unsre redlich zum Sieg über die Feinde bei. Das brachte manchen schlimmen Tag und manche noch schlimmere Nacht, die im Schützengraben oder in offener Schlacht, auf dem Marsch oder auf Posten zugebracht wurde, aber auch manche bessere Stunde gab's, die uns beisammensitzen fand, den wackeren Roller und mich, in eine Ecke irgendeines Erdwinkels gedrückt, wo wir von daheim erzählten, von früheren Zeiten und künftigen Dingen oder uns unsre Briefe vorlasen. Das heißt: der Gebende war dabei eigentlich zumeist ich, denn ich erhielt Briefe von Krethi und Plethi, von Tanten und Basen und Vettern und Kollegen, Kegelbrüdern und Tarockgenossen, vom Bären-Stammtisch und dergleichen emsigen Leuten, während er immer nur e i n e n Brief zu empfangen pflegte: von Frau Sabine. Es war im Grunde genommen immer ein und derselbe Brief, wie mich bedünkte, aber er las jeden einzelnen mit immer steigender Freude und vergaß nie, ihn mir vorzulesen.

»Nun hör' nur, was die Frau Sabine da wieder schreibt!«

Ich wußte es zwar nach dem ersten, spätestens nach dem zweiten Wort schon immer zum voraus, hielt aber still und hörte ihm zu und freute mich seiner Freude.

So blieb es zwischen uns auch, als ich ein Herr Gefreiter und schließlich gar ein richtiger Unteroffizier und Korporalschaftsführer wurde, während er es erst spät zum überzähligen Gefreiten brachte und also eigentlich abgrundtief unter mir stand. Aber ich sah großmütig über die Kluft hinweg, und auch er fand die innere Kraft, sie zu übersehen, und so blieb zwischen uns alles beim alten.

Bis er fiel.

Ich merkte es erst am Morgen nach der Schlacht, als die Kompanie sammelte, daß er fehlte. Als wir dann das Schlachtfeld abräumten, fanden wir ihn. Entsetzen packte mich bei seinem Anblick und ein unhemmbares Weh. Aber das Schlimmste kam erst noch: die Post. Und mit ihr ein Brief von Frau Sabine an den »Herrn Gefreiten Max Roller«.

Schier ohne es zu wollen und ohne mich zu bedenken, streckte ich die Hand aus: »Sechste Korporalschaft«; und nahm den Brief an mich. Nahm ihn, als wär's ein Kleinod, und schob ihn hastig in die Tasche. Da steckte er nun wohlgeborgen den ganzen Tag. Die übrigen Briefe, Karten und Paketchen teilte ich an meine Leute aus, soweit sie ihnen zukamen; den Brief ließ ich stecken. Nahm meine Post und las, was mir Vettern, Gevattern und Spielgenossen schrieben, las es Zeile für Zeile, wenn auch ohne Aufmerksamkeit und ohne recht zu verstehen, was da stand — seinen Brief ließ ich stecken. Gab die Post der Toten und Verwundeten mit dem notwendigen Vermerk an die Kompanie zurück — Frau Sabines Brief ließ ich stecken. Ließ ihn unberührt, wennschon er mich förmlich drückte wie eine Zentnerlast, und fürchtete mich fast, ihn hervorzuziehen, ob ich auch mit allen Gedanken unaufhörlich an ihn dachte.

Wie ein armer Sünder schlich ich umher; wie

ein Mensch mit einem bösen Gewissen, mit einer heimlichen Schuld. Wie ein Feigling, der sich vor einer unabwendbaren Tat verbirgt und vor ihr flieht.

So wurde es Abend. Der wachhabende Offizier hatte guten Grund zu dem Tadel, den er mir zufertigte. Ich hörte wohl, daß er sprach, aber kaum, w a s er sprach, denn der Brief in meiner Tasche schrie mir in die Ohren, daß es in meiner Seele hundertfach widerhallte; redete zu mir alles, was ich schon zwanzig- und dreißigmal gehört hatte und was jetzt doch so anders klang und einen so ganz andern Sinn hatte.

»... Mein guter Mann ...«

Ich warf mich auf mein Lager und bohrte den Kopf ins Stroh, packte den Mantel noch darüber und fing an, irgend etwas laut vor mich hin zu brummen, um die Stimme zu ersticken, die da unabwendbar in mich hineindrang.

»... Denkst du an mich? Denk' an mich! Ich bin immer bei dir und hör' dich sprechen und seh' dich rauchen; ganz garstig qualmen. — Pfui!, schon wieder ein Kistchen leer! Schäm' Er sich, aber lass' Er sich's schmecken ...«

Alles umsonst. Ich stand auf und trat hinaus in die Nacht. Schwer dröhnte die Luft. Die Russen schossen aus hundert Geschützen. Die Sterne brannten in stillem Glanz. Drüben am Waldrand lagen die neuen Gräber einsam unter ihrem schlichten Holzkreuz.

Nun gab es nichts andres als die Rücksendung des Briefes mit dem einfachen Vermerk: »Gefallen.«

Der übliche rote Stempel war schnell beschafft. Da stand es nun: »Gefallen«. Kurz und bündig. Klar und deutlich. Trotzdem schob ich den Brief wieder in meine Tasche.

Nein, so nicht. Das konnt' ich nicht. Ob es Frau Sabine ertrug, wenn der Briefträger den Brief zurückbrachte und sie, stillfröhlich der Antwort ihres Herrn Eheliebsten gewärtig, die eigne Schrift erkannte und darüber hingestempelt fand: »Gefallen«? — Ich mußte ihr schreiben. Sie vorbereiten. Irgendwie. Ich mußte darüber nachdenken und dann morgen früh ... oder morgen mittag etwa ... ja, dann würde ich ihr schreiben: »Meine liebe Frau Sabine — —«

Aber als es endlich tagte, fielen mir tausend Dinge ein, die auf die Minute pünktlich erledigt werden mußten. Da hatte der Meier gestern gehustet, daß es einfach zum Entsetzen war. Und bei dem Timpe war ein Eisen locker. Dem Kretzschmar mußt' ich sagen, daß er keine Patronen in die Hosentasche stecken durfte. Von dem Küchenunteroffizier mußt' ich für die Korporalschaft Salz zu ergattern suchen und ... Mein Gott, hunderterlei höchst wichtige Dringlichkeiten wollten besorgt sein. Da kam einer natürlich nicht zum Schreiben. Und wenn ich mir über der Rennerei auch sagte, daß ich in Wahrheit bloß vor dem Brief davonlief, daß ich mich selber belog, nur um nicht schreiben zu müssen, so half mir das alles nichts. Ich redete mir im gleichen Augenblick ein, daß ich doch wahr und wahrhaftig zu allererst meinen Dienst versehen müßte, und wenn ich auch bezüglich einer Sache die Behauptung, daß sie unbedingt sofort getan sein müsse, fallen ließ, so trieb ich zugleich zehn andre Dienstobliegenheiten auf, deren Eile über jeden Zweifel erhaben war.

Aber einmal kam ich doch mit all den aufgehetzten Vorhaben zu Ende und saß in meiner Ecke ... müßig. Da stand denn nun mein unerbittliches Gewissen vor mir, und ich mußte nach Papier und Bleistift langen, an Frau Sabine zu schreiben.

Wie ich's jedoch auch anstellte, es mißriet. Jeder begonnene Satz ward zu einer Dummheit. Ich dachte daran, einen andern für mich schreiben zu lassen; einen, der unbefangen, unbeteiligt war. Aber wer im ganzen Regiment wäre geschickt genug gewesen, die Nachricht so zu fassen, daß sie Frau Sabine nicht tötete? Daß sie die kleine Frau nicht zu Boden schlug und gar so maßlos quälte? Sie waren alle zu herb in ihrer Art; der Krieg hatte sie alle zu hart gemacht. Was also nun?

Ich mochte etwa eine weitere Stunde an der Nuß herumgeknackt haben, da, Gott sei Lob und Dank, rührte sich der Gegner drüben wieder und zwang uns die Flinte in die Hand. Es gab Arbeit. Schwere, blutige Arbeit. Und dann ging's vorwärts in Eilmärschen auf wüsten Straßen, über zerrissene und von Granaten aufgepflügte Felder, durch Sumpf und Wald.

Der Krieg spannte unsre Kraft und unser Denken ganz in seinen Dienst. So vergingen Tage, vergingen Wochen. Nur selten dachte ich der Frau, die jetzt daheim in ihrem Stübchen sitzen und auf Herrn Maximilianus' Antwort warten mochte. Die wohl vom frühen Aufstehen an so manche Stunde lang am Fenster stand und auf den Briefträger lauerte ... vergebens. Dann packte mich wohl ein heimlich Weh, und eine Wut gegen mich selber kam auf. Doch am Ende, beschwichtigte ich mich, am Ende war gerade dieses lange, vergebliche Warten, diese täglich wiederkehrende Enttäuschung eine feine, gute Art, sie auf das Schlimmste leise vorzubereiten; vielleicht schlich sich über all dem trostlosen Harren die Ahnung in ihre Seele, daß ihr der Krieg d a s Opfer abgefordert; vielleicht dachte sie doch einmal, wenn auch nur flüchtig, den Gedanken an ihres Mannes Tod und war gerüstet, wenn — —

Es war ein windiger Trost, und ich merkte nur zu gut, daß er nicht viel wert war, und

eines Abends stand ich wieder wie zuvor im schlimmsten Sturme aufgewühlter Not, die mich am Halse würgte, daß ich kein Wort zustande brachte, ob ich auch den Mund aufriß und die Zunge gewaltsam zur Rede bog, als bei der Postverteilung wiederum ein Brief von Frau Sabine kam.

»Gefreiter Roller« — las die Ordonnanz zum zweitenmal. Ich streckte die unsichere Hand aus und riß den Brief an mich.

Mein großmächtiger Herr und Gebieter!« So fing der Brief an. Und dann schrieb sie, wie sie ihm böse sei, daß er sie so lange ohne Nachricht lasse; nannte ihn grausam und lieblos. »Ich sitze nun Tag um Tag bei der Arbeit, nähe und stricke für dich. Schneidere und putze den Jungen heraus — für dich. Bin und denke nur mehr für dich. Und du? Nicht einmal eine arme Zeile krieg' ich. Ist das recht — —?«

Ich setzte mich hin und schrieb zwei Stunden lang. Aber als mich der Dienst abrief — hatte ich doch erst fünf bis sechs Zeilen auf dem Papier.

Am nächsten Morgen schrieb ich weiter; biß den Bleistift in tausend Stücke und schrieb, schrieb, schrieb, ob ich auch kaum einen ordentlichen Satz zusammenbrachte. Am Abend aber kam schon wieder ein Brief, dicht hinter dem andern hergejagt, auf den noch gar keine Antwort hätte daheim sein können. Nur ein Wort stand da: »Max!«

Wie ein Schrei schrie es aus dem Papier. Ich sah die kleine Frau Sabine förmlich vor mir stehen in Qual und Not, die Augen voll wilder Angst, die Hände bettelnd vor der Brust gefaltet — und ward das Bild nicht mehr los.

Da nahm ich mein Schreiben vor und prüfte es Wort für Wort, las argwöhnisch — und verwarf alles. Grob und klotzig und hasenfüßig zugleich erschien mir die Sudelei. Doch noch ehe ich das mühsam zusammengestoppelte Schreibwerk vernichtet hatte, fiel mein Blick auf meine gleichzeitig mit jenem Brief gekommene, noch ungelesen auf dem Tische liegende Post. Siehe, da war ein Schreiben, das war auch von Frau Sabine geschrieben. An mich geschrieben. Hastig riß ich es auf.

»Helfen Sie mir! Ich weiß nicht mehr, was beginnen. Oh, was ich leide. Der Mann! Mich so zu quälen! Hab' ich das verdient? Sagen Sie: Hab' ich's verdient? Nicht ein Wort hat er mir geschrieben seit Wochen. Und ich vergehe. Was in aller Welt hab' ich verschuldet? Hab' ich ihm nicht immer geschrieben? Hab' ich ihn je warten lassen? So lange? So unerträglich lange? Oder sind meine Briefe nicht angekommen? Daß ihm etwas zugestoßen, daß er krank oder gar verwundet, nein, das glaub' ich nicht. Das hätten Sie mir doch sofort geschrieben. Da kenn' ich Sie. Und Sie haben mir versprochen damals, auf ihn zu achten, daß er nicht gar so tollkühn sei. Und achten sicher auch jetzt auf ihn. Schreiben Sie mir's. Ich bitte herzlich darum. Zeit meines Lebens will ich's Ihnen danken. Und schreiben Sie gleich. Bedenken Sie, daß Tage vergehen, eh' mein Brief Sie erreicht, und wieder Tage vergehen, eh' ich Ihren Brief erhalte, und daß ich all die endlos langen Stunden qualvoll leide und in all den furchtbaren Tagen und Nächten nicht Ruh und Rast finde. Nur eine Zeile! Nur ein karges Wort. Ich flehe Sie an, haben Sie Erbarmen! Und reden Sie ihm ins Gewissen und bewegen Sie ihn, der uns so ganz vergessen, daß er Nachricht gibt, mir — oder seinem Jungen, wenn ich ihm nichts mehr bin — —«

Es war kühler Abend, als der Brief mich traf; es ward Nacht, ehe ich ihn genug gelesen. Aber trotzdem. Im Sternenschein schrieb ich. Riß ein Blatt ums andre aus meinem Taschenbuch und schrieb ihr. Wie gehetzt flog der Stift übers Papier, und ich hielt nicht inne und überlegte nicht mehr, ob ich den rechten Ton traf oder nicht; ich schrieb und klebte den Brief zu und trug ihn noch um Mitternacht zur Postordonnanz, um ihn loszusein und aus meinem Machtbereich zu schaffen.

Wie in Schweiß gebadet kam ich auf meinen Posten zurück. Todmüde — und doch wie von einer drückenden Last befreit. — —

Wochen vergingen und wieder Wochen. Mir war, als wäre ich nahe am Ende, das ich stumpf und widerstandslos erwartete. Bisweilen raffte ich mich auf und schrieb an alle meine Vettern und Gevattern, Kegelbrüder und Tarockgenossen und frug so nebenher nach Frau Sabine. Aber niemand schrieb von ihr; niemand wußte etwas. Da endlich! — nach vielen, vielen Wochen kam eine schmale Karte ... von ihr. Drei, vier Worte standen drauf und sagten mir für meinen langen und freilich ja wohl mörderischen Brief Dank. Drei, vier sparsame Worte nur, aber was brauchte ich mehr? Sie lebte! Und also hatte sie überwunden; hatte sich durchgerungen und sich ihrem und seinem Kinde erhalten.

Oh, was ein Jubel! Wie ein Kind war ich und grüßte Frau Sabine mit beiden Armen über die Weiten hin, ob die Kameraden rundum auch staunend meine »Schwimmübungen« belachten. Und als es jetzt zum Sturmangriff ging auf Rußlands öden Feldern, da war's, als trügen mich Flügel, und jauchzend in heller, nie genossener Freude und überströmender Lust jagte ich den Reihen meiner tapferen Kameraden voran, hurra! in den Feind.

— — — — — — — — — — — —

Das ist nun mehr als zwölf Jahre her, und vielleicht wäre mir das Vergangene über meiner längst wieder aufgenommenen und in aller wohltätigen Ordnung betriebenen Schulmeisterei ganz ins Vergessen verblaßt, wenn es mir nicht ein Zufall jüngst wieder ins Gedächtnis zurückgerufen hätte.

Von ungefähr hatte ich gehört, daß Maximilianus d. J. sich heimlich mit dem Gedanken trage, Seekadett zu werden. Ich glaubte es nicht. Selbstverständlich nicht. Es war Schülergeschwätz. Seekadett! Unsinn. Abgesehen davon, daß mir das Militärische mittlerweile wieder vollständig abhanden gekommen, soweit ein ehrsamer Landstürmer es überhaupt je zu eigen gehabt, hatte ich ängstlich vermieden, Frau Sabine je etwas von meinen Unteroffiziersfähigkeiten merken zu lassen, hatte es auch bis zur Stunde noch nicht über mich vermocht, ihr den Brief mit dem Stempel »Gefallen« wieder einzuhändigen, ob er mir auch in der Tasche brannte und ich ihn stets bei mir trug, immer auf die herbeigesehnte Gelegenheit lauernd, die mir's ermöglichte, das Unerläßliche endlich zu tun. Um wie viel mehr hatte der Junge Grund und Pflicht, seiner Mutter alles fernzuhalten, was ihr die alte Wunde wieder hätte aufreißen, einen verhehlten Schmerz grausam hätte erneuern müssen. Und ich wußte, wie Roller junior seine Mutter liebte und hütete.

Dennoch nahm ich ihn eines Tags beim Rockknopf und führte ihn ein Viertelstündchen vor der Stadt spazieren.

»Es ist Unsinn. Torheit. Wahnsinn. Seekadett! Das wirst du deiner Mutter nicht antun.«

Er schwieg. Ich spürte das böse Gewissen, tat aber nicht dergleichen. Dem Jungen fehlte der Vater. Der väterliche, einsichtsvolle, erfahrene Berater.

»Du hast das Zeug zu einem tüchtigen Philologen. Du hast die Gottesgabe, einer der ersten Dozenten zu werden. Ich kenne dich.«

Er schwieg.

»In ein paar Jahren hältst du Vorlesungen. Hast einen Namen! Einen Ruf!«

Er schwieg.

»Und dann — du sollst einmal sehen! Ich kenne das. Ein Mann wie du. Von deinem Können. Und mit dem Aussehen. Sie reißen sich um dich. Die reichsten und hübschesten Mädel. Zum Exempel ...«

Er lächelte. Hohn. Mißachtung. Und schwieg.

»Auch gut,« fuhr ich hurtig fort. »Geh zur Bank! Ich kenne den Direktor der Reichsbanknebenstelle. Ein interessanter und aussichtsreicher Beruf. Mit einem Bombengehalt. Zwölf-, fünfzehntausend Mark. Ohne die Aussichten auf ... Oder Chemie. Heute bezahlt Amerika für einen deutschen Chemiker glatt seine 20 000 Dollar. Du kannst Teilhaber werden. Fabrikbesitzer ...«

Umsonst. Je mehr und je eifriger ich redete, um so stiller wurde er. Aber er kam auch mit keinem andern Vorschlag heraus.

»Überleg' dir's und sag' mir, was du beschlossen hast, damit ich dir da oder dort ein Türchen öffnen kann.«

»Es ist ja noch Zeit.«

Ich war zufrieden. Ich wußte: er war mir für den Fingerzeig dankbar. Er würde mit sich zu Rate gehen und sich meines Einflusses und meiner Erfahrung bedienen. Bah, ich kannte mein Rollerchen.

Ein paar Wochen vergingen.

Da saß ich, wie das schon seit manchem Jahr wieder löblicher Brauch geworden, als friedliebender, ein wenig behäbig gewordener Philister um die Abendstunde am Tisch der Frau Sabine Der Dritte im Bunde, Maximilianus 2., filius hospitalis, der sonst die Pünktlichkeit selber war, fehlte noch, ob auch die dickbauchige Teekanne bereits auf dem Tische stand und ich meine Zigarre, von Frau Sabine sorglich ermuntert, in Brand gesetzt hatte.

»Ja, in zwei Wochen wird er nun sein Abitur machen — hoff' ich,« sagte Frau Sabine.

»Macht er,« beruhigte ich hurtig. »Glänzend. Summa cum laude.«

»Ja, und dann ... wird er uns fehlen ...«

»Oh ...,« wehrte ich aufs Geratewohl. »Warum? Er kann vorerst ja hier ...«

Sie schüttelte den Kopf und schien betrübt.

»Nein ...,« sagte sie, »er scheint die Absicht zu haben ...«

»Hat er mir auch gesagt. Er will Philologe werden, aber —«

»Nein, nein ... Er sprach davon, daß —«

»Nun ja, freilich. Hab' ich auch gesagt. Geh zur Bank, hab' ich gesagt. Mit der Philologie ist das nichts mehr. Und die Dozentenlaufbahn ist das reine Seiltanzen. Überhaupt: die ganze Studiererei. Ich bitt' Sie! Ein ordentlicher Kaufmann verdient heute, na, man kennt das! Aber ein Bankdirektor ist ein Bankdirektor. Und ich kenne den Dr. Barthelmus von der Reichsbanknebenstelle. Das ist sein Fach. Chemie, Staatswissenschaft — du lieber Gott. Für die Politik und Diplomatie ist er doch viel zu gescheit. Viel zu klug!«

Ich redete wie ein Buch, denn in mir kam leise eine Angst auf, vor der Möglichkeit, daß Frau Sabine von dem ehemaligen Unsinn könnte gehört haben und daß sie sich Sorgen mache.

»Er sagte neulich, daß er ...«

»Weiß ich, weiß ich!« fiel ich ein und paffte eine Rauchwolke in den Weltenraum, die die Sonne und sämtliche Planeten hätte verdunkeln müssen, wenn sie just am Himmel gestanden hätten.

»Was redet die Jugend nicht alles! Wollt' ich nicht einmal Schornsteinfeger werden? Sie lachen, Frau Sabine. Aber es ist Tatsache. Ich war sechs Jahre alt, da schrieb ich's auf den Weihnachtszettel. Und als ich zwei Jahre später mit meiner Mutter bei Tante Scholastika in München war und mich die Tante am dritten oder vierten Tage fragte, was ich denn dermaleinst werden wolle, gestand ich begeistert: ‚Straßenbahnschienenritzenreinigerin!' Denn diese rüstigen Frauen mit ihren bestutzten Rundhüten gefielen mir gar so gut. Aber ich bin weder das eine noch das andre geworden. Die Jugend will immer zu hoch hinaus.«

Das ging wie am Schnürchen. Nie in meinem Leben hatte ich bisher solch eine lange Rede gehalten. Aber ich saß wie auf glühendem Rost, in einer wahren Todesangst, daß mich Frau Sabine wegen der abgelegten Pläne ihres Sohnes zur Rede stellen und zum Zeugen ihres Kummers, ihrer Herzensnot machen könnte. Dem aber wäre ich nicht gewachsen gewesen. Drum schwadronierte ich auf Teufel-komm-raus, wie eine toll gewordene Funkmaschine, das albernste Zeug hervorschleudernd, und redete ohne Pause, um ihr nicht Raum zu lassen zu verhängnisvoller Frage und gefürchteter Klage.

Doch mitten in eine meiner schönsten Perioden brach der säumige Herr Primaner, der sich da jählings über die Schwelle schwang und, die Hand salutierend an der Schülermütze, stramm wie ein Gardegrenadier meldete: »Als Seekadett der deutschen Reichsmarine angenommen!«

Ich saß wie versteint. Mit steifer Zunge. Der Atem stockte mir im Halse, mein Blut gefror. Entsetzt und zu Tode erschrocken wagte ich kaum, Frau Sabine mit einem unsicheren Blick zu streifen.

Da saß sie mit großen Augen und wie aufs Herz geschlagen da, den Blick nach der Tür gerichtet, wo der Sohn wie eine Bildsäule stand, und schien mit Lachen und Weinen zu kämpfen und gegen Ja und Nein zu ringen und einen bitterschweren Kampf zu bestehen.

Ich sah es und — Teufel auch! Ich war völlig verdattert und wußte nicht, was tun und lassen; ich merkte, daß Frau Sabine litt; daß sie, hin und her gerissen von innerem Widerstreit, schmerzhaft litt; daß sie mich jetzt anschaute, hilfesuchend, ratheischend — — und da fingerte ich, vollkommen heil- und hilflos, in meinen Taschen herum, als suchte ich den Stein der Weisen — und zog den Brief hervor. Das machte mich noch verwirrter, und völlig kopflos schob ich — das heißt: ich handelte unter einem fremden Zwange! Es war, als stünde der überzählige Gefreite Maximilian Roller hinter mir und kommandiere mich, seinen Vorgesetzten, allem militärischen Brauch zuwider. Genug, ich schob seinen Brief, der zweifellos sein Eigentum war, über den Tisch zu Frau Sabine hinüber und stand eilig auf, mich in Sicherheit zu bringen. Das war alles im Raum einer Viertelminute geschehen. Jetzt aber trat der Junge eilig herzu, die mütterliche Antwort auf seine Meldung abzuholen; dabei folgte sein Blick dem der Frau Sabine, die den ihr zugeschobenen Brief just aufgenommen hatte, ihn sogleich wiedererkannte, das »Gefallen« leise, mit bebenden Lippen ablas und nun mit einem fast scheuen Blick zu ihrem Jungen aufsah. Der aber riß seine Mutter vom Stuhl in seine Arme, küßte sie auf die Wangen und rief: »Er starb für Deutschland — so muß ich dafür leben!«

Da schaute sie ihm einen Augenblick voll ins Gesicht, dann stimmte sie ihm fest und frohgemut zu: »Ja! ja! und sei mir tausendmal gesegnet!« —

Ich hab' mich nie in meinem Leben so geschämt und war heilfroh, als ich vor der Tür war. Und wie konnt' ich laufen — und hatte doch in manchem Trommelfeuer gestanden. So eine Frau aber auch! Und solch ein Junge!

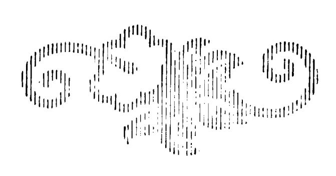
Acht Tage später fuhr Maximilianus d. J. nach Kiel zur Einkleidung. Ich habe ihn begleitet. Bis Kiel. Und wäre mit dem Jungen bis ans Ende der Welt gefahren, wenn — Und hätte ihm alle Schätze der Erde geschenkt, wenn —

»Aber das sag' ich dir: du bist von Stund' an mein Sohn und Erbe, das mußt du mir zum Abschied zugestehen. Jetzt habe ich nichts Großartiges bei mir, es sei denn, daß du meine goldene Uhr und die dreihundert Mark —«

Er lachte. Lauthals. Packte mich mit seinen Bärentatzen und schüttelte mich zärtlich ab. »Das Herrlichste, was du mir geben konntest — da hab' ich's!«

Und während er mir einen kleinen Stoß versetzte und über den Steg eilte, das seiner harrende Schiff zu erreichen, schwenkte er den Brief wie ein Fähnlein.

Da merkte ich erst, was für einen kostbaren Schatz ich gehütet hatte, und was für ein Hauptkerl ich eigentlich war.



Die Idee des Zukunftsstaates in Altertum und Neuzeit

Von Prof. Dr. Max J. Wolff

Die Menschheit hat sich von jeher, wenn ihr das Leben in der Gegenwart zu schwer wurde, Hoffnungen auf eine bessere Zukunft gemacht. Religionsstifter, Philosophen und Dichter haben im Altertum wie in der Neuzeit von einem Zustand geträumt, wo das Dasein von all den Übeln, wie Armut, Elend und Krankheit, die mit dem Leben unzertrennlich verbunden scheinen, erlöst sein würde. Wenn solche Träume sich zu einem poetischen Ganzen zusammenfügen, so sprechen wir von einer utopischen Dichtung. Der Name ist von dem berühmten Staatsroman des englischen Kanzlers Thomas Morus genommen, von der »Utopia« (Nirgendland), der als erster unter den modernen Autoren den Versuch machte, einen derartigen idealen Zukunftsstaat zu schildern. Das Werk ist typisch für die gesamte Gattung geblieben.

Lehrt Leibniz, daß die Erde in der denkbar größten Vollkommenheit und in absoluter Harmonie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sei, so beweist im Gegensatz dazu Schopenhauer, daß unser Planet mit Notwendigkeit die schlechteste aller Welten sein müsse. Zwischen diesen beiden Auffassungen besteht ein weiter Spielraum, der von den Denkern aller Jahrhunderte bald mehr in optimistischer, bald mehr in pessimistischer Richtung ausgefüllt wurde. Im allgemeinen aber war die Menschheit mehr von der Mangelhaftigkeit als der Vollkommenheit des irdischen Lebens durchdrungen. Die meisten Religionslehren betrachten das Diesseits als ein Reich des Jammers, dem sie einen verlorenen glücklicheren Zustand in Gestalt eines Paradieses oder eines Goldenen Zeitalters gegenüberstellen, und sie klingen in der Verheißung aus, daß dieses bessere Dasein, befreit von allen Sorgen und Lastern der Wirklichkeit, dereinst wiederkehren werde. Schon Jesaia 11, 6—7 wird von einer Zukunft prophezeit, da »die Wölfe bei den Lämmern und die Pardel bei den Böcken wohnen werden, wo Kühe und Bären miteinander auf die Weide gehen und die Löwen Stroh essen werden wie die Ochsen«.

Solche Weissagungen sind noch keine utopischen Dichtungen, selbst dann nicht, wenn sie sich zu einer eingehenden Schilderung des paradiesischen Jenseits verdichten, wie wir sie bei Dante, im Koran oder in der homerischen Darstellung des olympischen Götterlebens finden. Sie betrachten die Erlösung von den Qualen des Lebens als etwas Außerweltliches, das nicht durch die Bemühungen der Menschen, sondern durch den Glauben oder die Gnade erreicht werden kann. Die utopische Dichtung will nicht Religion sein. Sie hat wohl die volle Erkenntnis der diesseitigen Mängel, aber sie rechnet damit, daß diese zwar in einer unbestimmten zeitlichen Ferne, aber nicht erst in der Ewigkeit beseitigt werden. Die Besserung soll durch die Kraft und die Einsicht der Menschen vollzogen werden, und der Grundgedanke aller utopischen Dichtung ist daher der Glaube an den Fortschritt der Menschheit.

Daher gibt es im Mittelalter keine utopische Dichtung, obgleich man gerade damals am tiefsten von der Nichtigkeit und Schlechtigkeit der Welt durchdrungen war. Aber dieser Schlechtigkeit der Welt entsprach die Überzeugung von der Sündhaftigkeit und rettungslosen Verworfenheit des Menschen, die ihm eine Erhebung aus eignem Willen unmöglich machten und nur die Erlösung durch Gott hoffen ließen. Jede Utopia steht, so wenig sie religionsfeindlich zu sein braucht, in einem gewissen Gegensatz zur Religion. Sie verzichtet auf die Unterstützung durch die Gottheit, sie geht davon aus, daß die Welt im Prinzip gut ist, daß ihre Güte nur zeitweilig durch falsche Maßnahmen der Menschen getrübt ist, daß es aber möglich sein muß, diese Mängel, da sie menschlicher Natur sind, auch durch menschliches Tun zu beseitigen. Diese Auffassung paßte sich der der Kirche nicht an, es ist daher begreiflich, daß sie die utopischen Schriften nicht gern sah, ja einzelne von den Verfassern sogar verfolgte und einkerkerte.

Immerhin, die Übel des Lebens mußten schon schwer empfunden werden, ehe Dichter und Denker sich dazu verstanden, der Welt, wie sie ist, eine Welt, wie sie sein sollte, gegenüberzustellen. Homer weiß schon, daß die Vergangenheit besser war, und daß die Gegenwart von der ungetrübten Freude seiner Olympier weit entfernt ist, aber eine Utopia hat erst das untergehende Griechentum in Platos »Politeia« hervorgebracht. Plato ist kein allgemeiner Volksbeglücker, sondern bestimmte konkrete Übel der Gegenwart, so der Verfall Athens unter einer überspannten und bestechlichen Demokratie, veranlassen ihn, diesem schlechten Staat der Wirklichkeit das Bild eines idealen Staates gegenüberzustellen. Der antike Mensch ist in erster Linie Mitglied der Stadtgemeinde, nach dem bekannten Ausdruck des Aristoteles ein politisches Wesen; sein Glück ist nicht individuell, sondern es besteht darin, daß er dem besten Staat angehört. Infolgedessen kümmert sich Plato um die große Masse der Bürger überhaupt nicht, sie mögen heiraten, sich vermehren, Handel treiben, wie sie wollen; ihnen muß es genügen, daß sie unter der besten Staatsform leben. Diese wird durch eine strenge Zuchtwahl und Erziehung der Regierenden, der Soldaten, Beamten und Richter, gewährleistet, die sich bis zum fünfzigsten Lebensjahre erstreckt und letzten Endes den Zweck hat, den Weisesten, wie Plato sagt, den Philosophen, also die absolute Vernunft, an die

Spitze der Gemeinschaft zu stellen. Um die Regierenden zur völligen Hingabe an ihr Amt zu zwingen, dürfen sie nicht heiraten, keine Familie und kein Privateigentum besitzen. Sie bilden eine Auslese und werden nicht nach Neigung, sondern nur zum Zwecke der Zuchtwahl auf Zeit mit gleich auserlesenen Frauen gepaart, die in voller Gleichberechtigung mit den Männern auch der Öffentlichkeit dienen. Sie dürfen nicht einmal Mütter sein, sondern ihre Kinder werden in Unkenntnis der Eltern von frühester Jugend in öffentlichen Anstalten erzogen, um nach den Gesetzen der Zuchtwahl ein beständig besseres und befähigteres Geschlecht von Regierenden zu erzielen.

Plato wird gewöhnlich als der erste Sozialist bezeichnet, aber sein Sozialismus bezieht sich nur auf eine kleine Minderheit im Staate und hat nur einen pädagogischen Zweck; immerhin enthält sein Werk alle Bestandteile der späteren sozialistischen Systeme, die Aufhebung des Privateigentums, die Gleichberechtigung der Frauen, die Beseitigung der Ehe und der Familie und an ihrer Stelle ein Leben in der Gleichheit der kommunistischen Gemeinschaft.

Die Renaissance veränderte das gesamte Weltbild der damaligen Menschheit. Neue Länder jenseits der bis dahin verschlossenen Meere wurden von kühnen Schiffern entdeckt und ungeahnte Erfindungen gemacht. Der Mensch, der bisher vor den Kräften der geheimnisvollen Natur gezittert hat, besinnt sich auf seine eignen Fähigkeiten und beginnt, sich als Herr der Schöpfung zu fühlen. Dieses Selbstbewußtsein kommt in der »Neuen Atlantis« von Francis Bacon zum Ausdruck. Die Bewohner dieser fernen Insel sind den Europäern weit voraus. Sie haben die Natur durch ihr Wissen bezwungen, sie kennen sogar schon das Flugzeug und das Unterseeboot und sie haben eine technische Macht angesammelt, die sie nach Angabe des Verfassers auch zu moralisch besseren Menschen macht, ohne daß er sich allerdings die Mühe nimmt, dies durch eine besondere Staats- oder Gesellschaftsform zu begründen. Im allgemeinen aber war die damalige Auffassung weniger optimistisch. Man war wohl stolz auf die neuen Errungenschaften und auf das neue Wissen, das man durch die wiederentdeckte Antike gewonnen hatte, aber man sah mit Entsetzen, daß die Welt dadurch nicht besser wurde. Im Gegenteil, die Kriege wurden durch die neuen Waffen blutiger, die religiöse Zerrissenheit durch die neuen Wahrheiten schlimmer, Armut und Elend größer dank den neuen Wirtschaftsformen.

Aus diesem Zwiespalt zwischen Ethik und Zivilisation gehen Thomas Morus' »Utopia« und Campenellas »Sonnenstaat« hervor. Wenn dem Fortschritt in Kunst und Wissenschaft keine Vertiefung der Sittlichkeit entspricht, so konnte es nur an der Organisation der Gesellschaft liegen. Man erkannte, daß unter den gegebenen sozialen Bedingungen die Vermehrung der Kulturgüter zu einem moralischen Sinken führen mußte. Da sie durch Geld und nur durch Geld zu kaufen waren, so mußte das Streben nach Besitz immer häßlichere und rücksichtslosere Formen annehmen. Das Privateigentum erschien als der Fluch der Menschheit, als das Hindernis jeder sittlichen Erhebung. Es ist daher im Lande »Utopia« beseitigt. Der Staat ist der alleinige Eigentümer, und der Einzelne nur Mitglied der Gemeinschaft, für die er arbeiten muß und von der er erhalten wird. Er kann ohne Sorgen, allerdings unter Arbeitszwang, leben und sieht in seinem Nächsten nicht mehr den verhaßten Konkurrenten, sondern einen Freund und Genossen. Mit dem Kampfe um den Besitz verschwinden auch die Verbrechen gegen das Eigentum und alle Prozesse. Das Gold dient nur zu Ketten für die Sträflinge, und die Edelsteine werden zum Spielzeug für die Kinder.

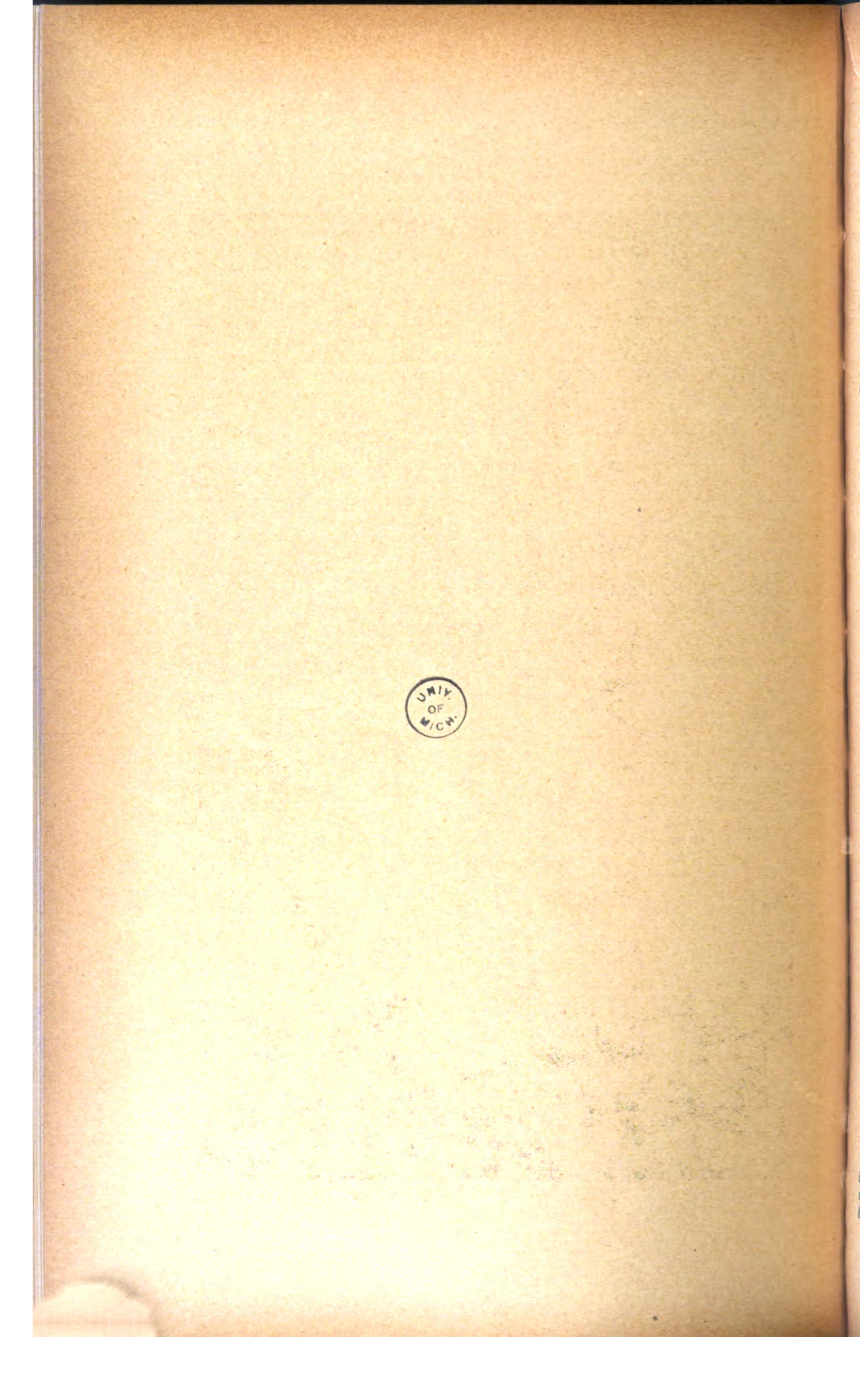
Der Kommunismus wird auf das gesamte Volk ausgedehnt. In dieser Beziehung geht man weit über Plato hinaus, in andrer bleibt man hinter ihm zurück. Der Arbeitszwang erstreckt sich zwar auch auf die Frauen, die darin den Männern gleichgestellt sind, aber die Familie und die monogame Ehe bleiben erhalten. Die christlichen Ideen waren im 16. Jahrhundert noch zu mächtig, die Ehe erschien noch als Sakrament und besaß selbst in den Augen der Protestanten einen sakramentähnlichen Charakter, man wagte sie noch nicht anzutasten und durch eine ungeweihte Gemeinschaft zu ersetzen. Nur die Scheidung wurde erleichtert. Im Gegensatz zu Platos »Staat« sind die Utopien der Renaissance, abgesehen von dem unvermeidlichen Arbeitszwang, auf der Freiheit des Individuums begründet, vor allem erscheint in ihnen die Beseitigung jedes religiösen Zwanges als das letzte und höchste Ideal. Jeder darf nach seiner Fasson selig werden, und als eins der größten Wunder in der Neuen Atlantis führt Bacon an, daß dort sogar die Juden als gleichberechtigte Staatsbürger geduldet werden. Es herrscht vollste demokratische Gleichheit. Mit der Aufhebung des historischen Unrechts des Privateigentums fallen auch die Standesunterschiede weg, und der König wird aus einem Herrscher zu einem »Schuldner« seines Volkes.

Gemeinsam ist allen diesen Schriften der feste Glaube an die menschliche Kultur; dieser Glaube kam aber ins Wanken. Ein neues Naturgefühl war erwacht, zunächst in Italien. Die Dichter schilderten die Reize des Landlebens und die Unschuld der Hirten und stellten diesen die Überkultur der Städte gegenüber. Stadt und Land werden zu Gegensätzen, und zwar in der Art, daß die Stadt das schlechte Prinzip, das Land-



Fritz Köhler: Blick auf die Lübecker Bucht

Aus der Großen Kunstausstellung in Düsseldorf 1926



leben die unverfälschte reine Natur selber darstellt. Die Auffassung wurde durch die Entdeckung der überseeischen Länder verstärkt. Dort fand man Menschen, die, so rückständig ihre Kultur auch sein mochte, an Schlichtheit der Sitten und Echtheit der Gefühle den weißen Eindringlingen überlegen waren, vor allem durch die Verachtung des Goldes, dieses Unsegens aller Kultur. Die Gestalt des »edlen Wilden« fängt an sich zu entwickeln, die Rückkehr zur Natur wird die Losung des 18. Jahrhunderts.

Diese Ideen kamen durch Rousseau zu einem stürmischen Ausdruck, aber er ist nicht ihr Schöpfer, und nicht erst auf seine Anregung, sondern schon vor ihm wurden zahlreiche utopische Romane wie Morellys »Naufrage des Iles flottantes« geschrieben, mit Schilderungen von Ländern, in denen die Bewohner, frei von jedem Zwang der Kultur, ein sogenanntes naturgemäßes Leben führen. Daß es dort kein Privateigentum gab, verstand sich von selbst, es war ja wie das Geld auch nur eine der vielen Verirrungen der Kultur. Die Natur hatte die Erde der gesamten Menschheit geschenkt; wenn sich der Einzelne etwas davon aneignete, so war das ebensosehr ein Frevel an der Natur wie an den beraubten Mitmenschen. Der Kommunismus erscheint als der natürliche Zustand, der nur infolge der verfehlten Kultur aufgegeben ist. Man braucht sich nur von ihr loszusagen, und das Paradies auf Erden stellt sich ein. Die Verbrechen verschwinden, die Kriege hören auf, die Gesetze und Behörden werden überflüssig. Statt ihrer regelt eine »natürliche Moral« den Verkehr von Volk zu Volk und von Mensch zu Menschen. Aus der Zwangsehe wird eine freie Verbindung, aber gerade weil sie nur auf Gefühl beruht, um so dauerhafter. Praktisch läuft das darauf hinaus, daß die monogame Ehe und die auf ihr aufgebaute Familie erhalten bleiben. Man wagt ihre Abschaffung noch nicht mit klaren Worten auszusprechen, angeblich, weil es naturwidrig wäre, in Wirklichkeit, weil man sich keine Vorstellung machen kann, wie das weibliche Geschlecht außerhalb der Familie existieren soll. In diesen Utopien wird herzlich wenig gearbeitet, wir hören zwar, daß die Menschen gut, edel und sogar fleißig sind, aber von einer zweckmäßigen Regelung ihrer Tätigkeit ist nicht die Rede. Es bleibt der Natur überlassen, dafür zu sorgen, daß Völker mit unbegrenzter Vermehrungsmöglichkeit nicht nur bestehen, sondern zwischen Flur und Hain sogar ein sorgenfreies Hirten- und Liebesleben führen können.

Diese Romane mit ihrer süßlichen Natursentimentalität wirken um so lebensunwahrer, als etwa gleichzeitig in England die Grundsteine der wissenschaftlichen Nationalökonomie gelegt und die wirtschaftlichen Gesetze entdeckt wurden, die den Verkehr zwischen Menschen und Völkern regeln. Mit dieser neuen Erkenntnis muß sich der utopische Roman im 19. Jahrhundert abfinden, er wird wissenschaftlich oder pseudowissenschaftlich und baut sich auf nationalökonomischer Grundlage auf. Der ungeheure Aufschwung der Industrie wirkte anregend auf die Phantasie. Es war wie ein Wunder, daß die Maschine plötzlich auf derselben Stelle tausende ernährte, wo früher keine hundert hatten leben können. Die Produktion stieg ins Ungemessene; warum sollte sie sich nicht weiter steigern lassen, warum nicht durch ihre weitere Ausdehnung die Mittel liefern, die Armut und das Elend aus der Welt zu schaffen? Es kam offenbar nur darauf an, die Erträge, die jetzt dem Einzelnen zuflossen, der Gesamtheit zuzuwenden, und die soziale Frage war gelöst.

Das wirtschaftliche Problem mit antikapitalistischer Tendenz tritt in den Vordergrund. Mit dem kollektiven Kommunismus wird jetzt bitterer Ernst gemacht; mit pedantischer Gelehrsamkeit wird er zu einem System ausgebaut. Der Staat, der das gesamte Eigentum in seiner Hand vereinigt, ist der einzige Unternehmer, er bestimmt Art und Umfang der Produktion und verwertet den Überschuß, der nicht im eignen Lande gebraucht wird. Er hat das Handelsmonopol, aber der Güterumsatz vollzieht sich, da das Gold abgeschafft ist, mit dem Ausland durch gegenseitige Warenlieferung, im Inland durch ein meist sehr verwickeltes Schecksystem. Die Bürger sind durchweg angestellte Lohnarbeiter des einen großen Unternehmens, sie erhalten ohne Rücksicht auf die Art ihrer Beschäftigung den gleichen Anteil an Wohnung, Nahrung und Verbrauchsgegenständen. Bei dem grenzenlosen Glauben an die Wunderkraft der Maschine ist die Arbeitszeit meist knapp bemessen und auf fünf bis sechs Stunden beschränkt, trotzdem besteht keine Besorgnis, daß die Produktion mit der Volksvermehrung nicht Schritt halten könne, im Gegenteil, es ist Pflicht, in einem gewissen Alter zu heiraten und Kinder in die Welt zu setzen. Die Überzeugung, daß die Industrie alle ernährt, ist unerschütterlich.

Die Bewohner dieser Zukunftsstaaten haben viel freie Zeit, aber auch diese dürfen sie nicht zu ihren Privatzwecken verwenden, sondern die Erholung ist genau so geregelt wie die Arbeit. In Cabets »Reise nach Ikarien«, dem typischen utopistischen Roman dieser Periode, steht die gesamte Bevölkerung morgens fünf Uhr auf, ein Uhr wird gegessen, und Schlag zehn werden alle Lichter in Ikarien ausgelöscht. Die Mahlzeiten werden in öffentlichen Speiseanstalten gemeinsam eingenommen, aber trotz dieses Zwanges und obgleich die Kinder vom Staat, natürlich gleichmäßig, erzogen werden, wird meistens ein Scheinbild von Familienleben aufrechterhalten, das allerdings in der Hauptsache nur

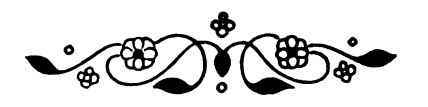
darin besteht, daß die Ehegatten mit ihren Kindern in demselben Hause nächtigen, das der Staat ihnen zu diesem Zweck zur Verfügung stellt. Es besteht noch immer eine Scheu, die Fortpflanzung der Gattung von der Form der Ehe unabhängig zu machen. Durch die besten Krankenhäuser, Schulen, Bibliotheken, Museen und Promenaden ist für das Wohl der Bürger gesorgt. Diese Zukunftsstaaten haben Geld in Fülle, ohne Steuern zu erheben. Sie stecken ja den gesamten Unternehmergewinn ein und sparen alle Ausgaben für Militär, Polizei und Justiz. Sie sind überflüssig geworden, denn mit der Überwindung des Kapitalismus und des Privateigentums gibt es keine Kriege und keine Verbrechen mehr. Wer trotzdem strauchelt, wird der Behandlung des Arztes oder der Obhut des Erziehers zugewiesen. Dank der Gleichheit und der Freiheit von materiellen Sorgen hat sich die Menschheit zur allgemeinen Güte und Bruderliebe geläutert; die Leute müssen glücklich sein, denn der staatliche Zwang dehnt sich selbst auf ihr Gefühlsleben aus.

Nur eins fehlt ihnen, die — Freiheit. Diese Mechanisierung des Lebens erschien selbst um den Preis einer sorgenlosen Existenz zu teuer erkauft. Widersprach diese Uniformierung nicht der innersten Menschennatur? War nicht die Ungleichheit das Gegebene, und war nicht die Gleichmacherei ein aussichtsloser Kampf gegen die Differenzierung? Das waren Bedenken, denen sich selbst die Utopisten nicht entziehen konnten. Eine Reaktion gegen den übertriebenen Kommunismus trat ein, und ohne ihn selber aufzugeben, suchte man dem Individualismus Rechnung zu tragen. Auch über das Eigentum lernte man anders denken; man mußte es in gewissen Schranken gelten lassen, es zeigte sich, daß es nicht nur eine böswillige Erfindung der Kultur war, sondern eine Einrichtung, die sich von der Persönlichkeit nicht trennen ließ.

Der neue utopistische Roman lehnt die strenge Durchführung der kollektivistischen Schablone ab. Mantegazza im »Jahr 3000« bezeichnet den Kommunismus ausdrücklich als eine überwundene, dem Fortschritt feindliche Idee, Bellamy im »Rückblick aus dem Jahre 2000« und Theodor Hertzka in »Freiland« wollen ihn auch nicht über das unbedingt nötige Maß ausdehnen und beschränken die Sozialisierung auf den Grund und Boden und die Produktionsmittel. Der Persönlichkeit wird größere Freiheit gewährt, der einzelne Mensch aller Berufe bleibt zwar Staatsangestellter, aber seine Verpflichtungen gegen die Allgemeinheit werden eingeschränkt. Alle diese Romane gehen davon aus, daß die Gemeinschaft dank der einheitlichen Leitung und der durch die moderne Technik ins Ungeheure gesteigerten Produktion außerordentlich reich ist. Sie kann daher den Arbeitsdienst des Einzelnen über die vorgeschriebenen fünf bis sechs Stunden verkürzen, ja ihn völlig davon befreien, wenn er auf einen Teil der ihm zustehenden Gebühren verzichtet. Der Einzelne gewinnt die Möglichkeit, seinen Neigungen zu leben, er kann sich den Künsten widmen, er kann jedem Luxus frönen, und er kann innerhalb der Familie, die wieder zu Ehren kommt, sich seine Existenz einrichten, wie er will. Kurz, er führt ein Dasein, wie es heute nur die bestsituierten Rentiers leben, ja noch glücklicher, da die fortschreitende Wissenschaft sein Leben verlängert und die allgemeine Völkerverbrüderung ihn vor den Gefahren des Krieges schützt.

Der utopische Roman wird jetzt international und zieht seine Kreise immer weiter. Die Volkswirtschaft erweitert sich zur Weltwirtschaft. Wenn Plato nur an die griechische Stadtgemeinde dachte, wenn man später nur die Verhältnisse eines abgeschlossenen Nationalstaates im Auge hatte, so will man jetzt die gesamte zu einer wirtschaftlichen und kosmopolitischen Einheit zusammengefaßte Welt beglücken. Freilich, über den Zeitpunkt dieser Beglückung gehen die Ansichten weit auseinander. Während Mantegazza und Bellamy paradiesische Schilderungen entwerfen, deren Verwirklichung sie einer fernen Zukunft nach Einsturz der bisherigen abgewirtschafteten Welt überlassen, stellt Hertzka ein wirtschaftliches Programm auf, dessen sofortige Durchführung nur von dem guten Willen der lebenden Generation abhängig sein soll.

Vor vier Jahrhunderten schloß der kluge Kanzler Thomas Morus sein Buch mit dem Wunsche, daß sein Vaterland die Einrichtungen Utopias übernehmen möge. »Ich wünsche es, aber ich wage es nicht zu hoffen«, fügte er hinzu. Sein Wunsch ist teilweise erfüllt. Der Arbeiter genießt heute Kulturgüter, von denen damals die Reichsten sich nicht träumen ließen, auf der andern Seite sind der ewige Friede und das Glück, das er von der Aufhebung des Privateigentums erwartete, ausgeblieben. Es zeigt sich, daß der Begriff des Eigentums nicht historisch, sondern psychologisch bedingt ist. Das ist der Irrtum der gesamten bisherigen utopischen Literatur, und daran sind auch alle praktischen Versuche gescheitert, die man auf Grund dieser Ideen vorgenommen hat.



Zug nach Welschland

In der Burg am Brenner, im holzbraunen Saal,
Rasten die Ritter bei Trunk und Mahl.

Durch bleibunte Fenster spielt Sonnenschein,
Zündet zu langhin funkelnden Reih'n
Von tiefem Rubin
Venedigs Gläser, die gleißend erglühn,
Gefüllt mit dunklem Tiroler Wein.
Tiroler Rot!
Leuchtest wie Feuerbrand,
Purpurn loht
Pokal und Hand –
Ich grüß' dich noch einmal, deutsches Land!

Was wohl auf weitem Erdenrund
Ist so rot? Sag' an und tu mir's kund,
Gefährte mein!
»Röter noch als der Tiroler Wein
Ist einer Frauen süßer Mund!«
Tiroler Rot!
Leucht'st wie ein Mund so fein,
Der sich mir bot
Drunten am Rhein –
Ich grüß' dich noch einmal, Fraue mein!

»Seht ihr den purpurnen Tropfen rinnen?
Sickernd färbt er das schneeige Linnen.
Röter ist Blut
Als allen Weines und Weibes Glut!
Auf, Gesellen, wir müssen von hinnen!«
Tiroler Rot!
Scheidendes Sonnenlicht
Düster wie Tod
Im Glase sich bricht –
Ich grüß' dich noch einmal, Leben und Licht!

Von der Burg am Brenner im Abendstrahl
Reiten die Ritter schweigend zu Tal.

Alfons Diener von Schönberg

Schulergasse Nr. 8

Von Otto Zoff

Ich war für ein paar Tage nach Wien gekommen, ich schlenderte mit einem alten Freunde über den Graben und über den Stephansplatz, so um sechs Uhr abends, wenn das gelbe Licht der Straßenlaternen sich mit dem Nebel des späten Tages zu einer phantastischen Atmosphäre ohnegleichen zusammenfindet. Wir erzählten, wir jammerten, wir lachten — das Gespräch ging hin und wider.

»Siehst du,« sagte ich unter anderm, »man kann kein Gedicht machen, wenn vor den Fenstern ein Auto das andre jagt. Man kann nicht menschliche Schicksale erfinden, wenn es dem Telephon erlaubt ist, uns alle fünf Minuten aufzuschrecken. Du wirst einwenden, daß ich ja außerhalb von Berlin wohne, im Grunewald schon. Was nützt das aber? Zweimal im Tag saust das Flugzeug über meine Stille hinweg. Gewiß, zuweilen glückt es mir, Konzentration zu finden. Durch Stunden ist nichts zu vernehmen, kein Atemzug; eine heilige Stille überall — da fällt mir plötzlich ein, daß unzählige Radiowege durch die Luft meines Zimmers führen, daß man sich über meinen Kopf hinweg verständigt, unterhält, begrüßt und belügt — und dann —«

Mein Freund fragt sehr teilnahmvoll: »Und?«

»Daß ich gegen diese Störungen nicht mehr aufkomme! Daß mir nichts mehr einfällt, und daß ich erledigt bin!«

Während dieses Gesprächs sind wir über den Stephansplatz gekommen, um den feierlichen und so schweigsamen Dom herum, wir sind in die schmale Schulergasse eingebogen, wo in alten, biedermeierlichen oder noch bejahrteren Häusern das Annoncengewerbe von heute, Schaufenster an Schaufenster, seinen Sitz aufgeschlagen hat. Mein Freund hält vor einem dieser alten Gebäude seinen Schritt an, er blickt die Fassade hinauf, er bemerkt: »Was für eine baufällige Angelegenheit!«

Ja. Das ist es. Ein erstaunlich hohes Wohnhaus, schmal, sehr schmal, es sieht ein wenig engbrüstig aus, es gleicht einem alten Mann, der vornübergebeugt dasteht und den Husten erwartet. Das erste Stockwerk hat man mit einer neuen, grellen, gelben Farbe angestrichen, die übrigen vier Etagen sehen grau und verdrießlich drein. Im letzten aber gibt es zwei winzige Mansardenfenster, die sich behaglicher gebärden: um sie herum ist grünes Laub gepflanzt. Vielleicht sieht man von dort oben sogar den Himmel. Hier unten sieht man ihn nicht. Hier unten ist das Haus viel zu beengt, als daß es wagen könnte, aufwärts zu schielen. Wie vieles drängt sich da zusammen! Da gibt es einen Weinschank: »Schusters Weinstube«. Ein Inseratenbureau — und jetzt, da mich mein Freund um die Ecke der Straße führt, ein paar Schritte bloß, zur Hinterfront, auch noch ein Stellenvermittlungsbureau, eine Kohlenhandlung, ein Geschäft für Berufskleidung und zu guter Letzt eine Greißlerei.

»Ferner,« so setzte ich mittlerweile meinen Monolog fort, »ruiniert es mir täglich die schönste Vormittagsarbeit, wenn um zwölf Uhr da drüben in Lichterfelde die Fabrik pfeift ...«

»Das muß grauenvoll sein,« sagt mein Freund. »Aber würde es dich nicht interessieren, wie ein so altes Haus im Inneren aussieht?«

Er hat immer solche Interessen! Ich beichte ihm soeben, daß ich ruiniert bin, und er studiert scheußliche Häuser! Stellen Sie sich einen Lichthof vor, der etwa drei Meter breit und vielleicht vier Meter lang ist, der aus der Höhe von fünf Stockwerken, durch ein gelbes, nie gereinigtes Glasfenster einen Schein von Beleuchtung erfährt — das ist das Innere! Es brennt zwar in dieser unbehaglichen Dunkelheit am Fuße der Treppe eine große Petroleumlampe, aber ich wette, daß sie die Dunkelheit noch dunkler macht. Sagen wir es also unumwunden: dieser Lichthof ist ein Schacht, und um diesen Schacht führt die Treppe nach oben, und von ihr aus führen die Türen in die einzelnen Wohnungen. Wer nach Hause kommt oder von zu Hause fortgeht, muß an den Türen seiner Nachbarn, er muß an ihren Küchenfenstern vorbei. Wer aber zu Hause sitzt, hört während des ganzen Tages, von sechs Uhr in der Frühe an bis Mitternacht, den Tritt all der dreißig Parteien, das Stolpern und Schlürfen all der hundert Menschen, aufwärts, abwärts, er hört ihre Unterhaltung in den Vorzimmern und Küchen, ihren Abschied und ihren Willkomm, er hört das Klirren aller Teller, aller Kasserollen, aller Löffel, Gabeln und Messer! Es tratscht, dröhnt, klirrt, plärrt, poltert, zwitschert, lacht, schneuzt, hustet, schimpft, riecht und stinkt in einem einzigen, unausgesetzten, unvergeßlich höllischen Tohuwabohu dahin.

»Wie entsetzlich!« rufe ich endlich aus, »und hier leben Menschen! Und daß hier Menschen gelebt haben seit mehr als hundert Jahren! — Nein, das ist nicht zu fassen!«

»Ja,« fügt mein Freund hinzu, während sein Blick in aller Seelenruhe die Höhe hinaufgleitet. »Und wenn man bedenkt, daß in diesem Hause ein Herr Mozart eine Oper komponiert hat, die ‚Figaros Hochzeit' heißt ...!«

Häuser in Thule

Von Dr. Leopold Heinemann (Berlin)

Wo immer Menschen in nördlichen Gegenden leben oder zu leben gezwungen sind, beginnt gegen Ende des Sommers bereits die Sorge für die winterliche Unterkunft, und je weiter nördlich diese Menschen leben, um so größerer Sorgfalt und Vorsorge bedarf es, die Heimstätte für die »lange Winternacht« sicherzustellen. In den Ländern der Arktis, den gewaltigen Schnee- und Eiswüsten des Nordpolerdteiles, beginnen gegen Ende des Sommers die Menschen, die, sei es als Forscher, sei es als schiffbrüchige Fangschiffer, sich im Inneren der Länder aufhalten, anstrengende Eilmärsche, um, koste es, was immer es wolle, vor Winterbeginn ein festes Haus zu erreichen. Wenn der Forscher einmal die Basis, die das Schiff bot, verlassen hat und zur Schlittenfahrt über das feste Land aufgebrochen ist, wenn Schiffe im Packeis zerdrückt wurden oder an felsigen Küsten oder schwimmenden Eisbergen zerschellten und verlassen werden mußten, dann tritt gewöhnlich noch keine unmittelbare Lebensgefahr ein. Nahrung und Kleidung bietet das Land dem, der noch eine Schußwaffe hat, zur Genüge. Allerlei Tiere, Robben und Walrosse, Bären und Füchse, Wildgänse und Möwen und die Fische des Meeres, versorgen den Menschen mit Häuten und Pelzen, mit Fleisch und Eiern. Wehe aber dem, der es nicht vermag, wenn erst die Schneestürme und die winterliche Nacht einsetzten, ein Haus zu finden! Die Arktis bietet nirgends Holz zum Hausbau oder als Brennstoff. Wer nicht ein schützendes Obdach erreicht, ehe die Schrecken des Winters hereinbrechen, der ist verloren. Selten ist jemand in der Arktis aus Mangel an Nahrung zugrunde gegangen. Der Kälte und dem Schneesturm sind fast alle erlegen, die hinauszogen und nicht zurückkamen.

Um solchen Menschen Asyle zu bieten, haben Regierungen und Überwinterungsexpeditionen an günstig gelegenen Küstenstellen Schutzhütten und Proviantläger errichtet, die den Polarforschern und Fangschiffern das Leben fristen sollen, wenn sie in Not geraten sind. Wenn ein Schiff an diesen Küsten vorüberfährt, wird nie versäumt, diese Rettungsstellen zu kontrollieren und nötigenfalls mit neuem Proviant zu versehen. Aber die Arktis ist ein riesiges Landgebiet von Erdteilgröße, und dieser Asyle sind nur wenige. Im ganzen ungeheuren Gebiete gibt es kaum mehr als dreißig solcher Häuser. Jeder, der hinauszieht, macht sich mit ihrer Lage vorher bekannt, und wenn dann einmal das Unglück hereingebrochen ist, dann beginnt ohne Zögern der Wettlauf mit dem Tode nach dem nächstgelegenen dieser Hospize. Der Mensch, der ein solches Haus gesund und bei Kräften erreicht, hat sein Leben gewonnen.

Das bekannteste dieser Häuser ist das in den siebziger Jahren von dem englischen Sportsmann Pike auf der nördlichsten Insel der Spitzbergengruppe, auf Danske Oe, der Däneninsel, errichtete. Dieses Gebäude ist eine der denkwürdigsten Stätten der Polarforschung. Dreimal haben, immer mit verschiedenen Mitteln, Forscher versucht, von hier aus den Pol auf dem Luftwege zu erreichen. Den ersten Abflug unternahm 1897 Andrée im Freiballon. Im Pikehause hat er die Expedition vorbereitet, ist dann ins unbekannte Thule geflogen, und nie wieder hat man von ihm gehört. Zehn Jahre später ist der Amerikaner Wellman mit seinem Luftschiff von derselben Stelle aus gestartet. Damals wurden die umfassendsten Vorbereitungen getroffen. Ein Ballonhaus wurde errichtet, eine Anlage zur Herstellung von Wasserstoffgas zur Ballonfüllung geschaffen, Werkstätten wurden gebaut und — keinerlei Erfolg erzielt. Wellman war ein phantastischer Mensch, der auf Kosten einer amerikanischen Zeitung seinen Flug unternehmen wollte. Monate vorher wurde eine gewaltige Reklame entfaltet. Das Luftschiff wurde von einer französischen Fabrik geliefert und war ganz eigenartig konstruiert. Es schleppt in einem riesigen, von der amerikanischen Presse als »die größte Wurst der Welt« bezeichneten Sacke, der außen mit Stahlschuppen bedeckt war, um besser auf dem Eise zu gleiten, gewaltige Proviantmengen nach. Dieser Sack, als eine Art Bremse gedacht, unterschied das Luftschiff in seiner Konstruktion vom Freiballon. Lenkbar im heutigen Sinne war es noch nicht. Die Wellman-Expedition ist schließlich nach verschiedenen Versuchen gescheitert. Als Amundsen 1926 als dritter vom Pikehause, diesmal mit einem Flugzeuge, seinen Flug unternahm, konnte man lange Zeit hindurch mit den Holzresten der alten Wellmanschen Ballonhalle heizen. Im Juli 1912 besuchte Nansen das Pikehaus. Er fand es noch in gutem Zustande und beschreibt es als »groß und geräumig, aber unwohnlich«. Ein Gang mit verschiedenen Zimmern bildete ringsherum den äußeren Teil des Gebäudes und umschloß einen großen Oberlichtraum. Ein Badezimmer mit Wanne, eine Küche, eine photographische Dunkelkammer waren vorhanden. Nur die Türklinken waren wohl von norwegischen Schiffern gestohlen. In der Umgebung des Hauses fanden sich Benzinfässer, Drahtseile in allen Stärken, Werkzeuge, Säureballons, Tonnen mit Eisenfeilspänen, Kisten voll Streckschrauben. Ganz im Osten der Bucht stand ein kleineres Haus, das aus Andrées Zeiten zu stammen schien. Nansen hat 1912 alles aufräumen lassen, und so fand Amundsen, als er mit seinem Flugzeug

ankam, das Haus noch immer in gutem Zustand und konnte die Anlagen wieder benutzen. Ihm, der als Dritter vom Pikehause aus den Flug unternahm, hat sich das Ziel nicht versagt. Er durfte den Pol überfliegen, und das Glück war ihm auch insofern günstig, als er bereits wenige Wochen nach dem Aufstieg wieder in die Heimat zurückkehren konnte. Hätte Amundsen aber, was ja möglich gewesen wäre, durch Flugzeughavarien gezwungen, den Heimweg zu Fuß antreten müssen, so wartete auf ihn und seine Gefährten ein festes, vor einigen Jahren von Kapitän Godfred Hansen am Kap Columbia in Grants Land angelegtes Haus, das ihnen mit einem Depot von Lebensmitteln und Geräten die Mittel zur Heimkehr geboten hätte.

Auf Spitzbergen, einem der meistdurchforschten Länder der Arktis, gibt es sieben solcher Häuser; aber alle liegen sie an der Westseite der Inselgruppe. Im Hause bei Middelhook am Belsund mußte im Winter 1893/94 der Schiffer Braknö mit seinem Sohn die Schrecken einer Überwinterung erleben, die entsetzliche Anstrengungen an die beiden Menschen stellte; aber dank des Hauses sind sie mit dem Leben davongekommen. Im Hause an der Sorgebai fanden die beiden überlebenden Teilnehmer der unglücklichen deutschen Schröder-Stranz-Expedition Rettung. Dieses Haus hat der Schwedische Staat errichtet und daneben ein Observatorium und einen Magazinschuppen. Ursprünglich diente es mit seinen zwölf Räumen der unter Jäderins Leitung arbeitenden Gradmessungsexpedition, die von 1899 bis 1902 hier grundlegende Arbeiten vornahm. Als Dr. Hermann Rüdiger und der Maler Rave im September 1912 das Haus erreichten, war es noch in gutem äußerem Zustande. Im Inneren allerdings hatten norwegische Fangschiffer ihren Vandalismus austoben lassen und viel zerstört.

Diese norwegischen Fischer sind der Schrecken aller Asyle der Arktis. Wo sie hinkommen, hinterlassen sie ihre Spuren. »Was soll man dazu sagen,« schreibt Nansen, »daß nicht ein Fenster, nicht eine Tür auf Spitzbergen ihre Angeln, Bänder und Schlösser behalten können? Sie bleiben offen stehen, und Schnee und Eis können eindringen und die Hütte zerstören. Von allem, was geraubt wird, ganz zu schweigen. Man könnte einwenden, die Fangmänner meinten, es sei verlassenes, herrenloses Gut. Aber leider haben sie auch Hütten geplündert, die mit Nahrungsmitteln für schiffbrüchige Mannschaften ausgestattet waren, die gezwungen sein würden, hier im Norden zu überwintern.«

An der ganzen Ostküste Spitzbergens gibt es nicht ein einziges solches Schutzhaus oder Proviantlager, und dem, der dorthin verschlagen wird, bietet die Küste, die aus Gletschern und steil abfallenden Felsen besteht, keinerlei Rettungsmöglichkeit. Dagegen sind aus Island eine Reihe Hütten zu finden, unter denen die bekannteste die vom deutschen Konsul D. Thomsen in Reykjavik in der Wüste von Skeidararsandur errichtete ist. Sie enthält außer einer Reihe von Schlafkojen eine reiche Ausstattung an Lebensmitteln, Werkzeugen und Geräten, Verbandstoffen und Arzneimitteln. Schlitten, ein leichtes Boot, ein Zelt, Decken, Karten und Kompaß sowie einige warme Kleidung für die Reise stehen zur Verfügung. Eine in fünf Sprachen: Deutsch, Englisch, Französisch, Isländisch und Dänisch, geschriebene Anweisung belehrt die Schiffbrüchigen, welche Wege sie einschlagen müssen, um zur nächsten, drei Tage entfernten menschlichen Niederlassung zu kommen. Mancher Leser, der weiß, daß Island ein bewohntes Land ist, wird sich vielleicht über diese Vorsorge wundern. Aber die ganze Südküste besteht aus furchtbaren Steinwüsten. Breite Flüsse strömen durch ein menschen- und vegetationsleeres Land. Zur Überschreitung dieser Ströme soll das unter die Ausrüstung des Thomsenhauses gehörende Boot dienen. Im Jahre 1913 hat die schiffbrüchige Besatzung des deutschen Fischdampfers »Friedrich Albert« in diesen Wüsten entsetzliches Hunger- und Kältemartyrium erlitten, und viele von den unglücklichen Leuten sind beim Versuche, über einen der Ströme zu gelangen, ertrunken.

Das größte und schönste Haus des gesamten Polargebietes ist, ebenso wie das vorbildliche Hospiz auf Island, eine deutsche Schöpfung. Es ist das auf der zwischen Norwegen und Island gelegenen Bäreninsel 1899 von der Expedition des Deutschen Seefischereivereins erbaute Gebäude am Herwighafen. Es mißt zwanzig Meter Frontlänge und hat einen Vorraum, zwei große heizbare Wohnräume, Küche und große Lagerräume. Neben einer Ausstattung an Munition, Waffen und Geräten findet sich hier auch eine kleine Bibliothek. Eine Inschrift kündet, daß die Vorräte allen Notleidenden zur Verfügung stehen. Ein andres Haus auf der Insel ist von der Hamburger Bäreninselgesellschaft erbaut. Als die russische Murmanexpedition 1902 dieses Haus besuchte, standen auf den Tischen Lichter und Streichhölzer in Blechkasten. Die Lebensmittel waren alle vorzüglich erhalten.

Das interessanteste Haus der Bäreninsel ist aber das »Palais Lerner«. Im Jahre 1899 kam der Journalist Theodor Lerner aus Linz a. Rh. auf die Insel und erklärte sie zu seinem Privateigentum. Für die dem Reichskanzler angezeigte »Erwerbung« beanspruchte er den Schutz des Reiches und gab als Zweck an: »Ausnützung des Landes für Bergbau, Fischerei und Jagd, hauptsächlich auf Trantiere.« Einen Sommer

hindurch regierte Lerner als Alleinherrscher auf der Insel. Mit drei Trabanten, die er bewaffnet hatte, selbst die Pistole in der Hand, fiel er jeden an, der es wagte, die Insel zu betreten. Selbst den Norwegern, die seit vielen Generationen im Sommer zum Robbenfang nach der Bäreninsel zu kommen pflegten, machte er dieses Recht streitig. Merkwürdigerweise ließen die Leute sich das gefallen, obwohl sie Häuser und Niederlagen auf der Insel errichtet hatten. Auch der Expedition des Deutschen Seefischereivereins machte Lerner Schwierigkeiten und zwang sie, sich nach dem Nordhafen zurückzuziehen. Er wollte unter keinen Umständen dulden, daß »Fremde« Untersuchungen auf Kohlevorkommen ausführten. Großmütiger verfuhr er gegen die schwedischen Expeditionsteilnehmer, die unter Andersons Führung im Juli auf die Insel kamen. Er erlaubte ihnen den Aufenthalt auf der Insel gegen die schriftliche Verpflichtung, daß die Untersuchungen sich lediglich auf wissenschaftliche Feststellungen erstrecken würden. Im selben Monat kam der russische Kreuzer »Svetljana«, um die russische Fahne auf der Insel zu hissen. Kaum hatte das Schiff angelegt, als Lerner mit seinen Leuten im Eilschritt herbeikam. Es gelang ihm, den russischen Kapitän so einzuschüchtern, daß er, ohne seine Flagge gehißt zu haben, wieder an Bord ging und den Kurs nach Norden einschlug. Außerhalb des Lernerschen Machtbereiches wurde dann freilich doch noch, irgendwo an der Küste, die russische Flagge aufgezogen.

Was weder die Russen noch der Deutsche Seefischereiverein fertiggebracht hatten, nämlich Lerner zu vertreiben, gelang schließlich der Witterung. Im August hielt der »Nebelfürst« — Nansen hat ihm diesen Titel verliehen — es doch für besser, die Insel zu verlassen. Zunächst ließ er allerdings seine Leute noch zurück. Im Oktober wurden schließlich auch die »Trabanten« abgeholt, und damit endete Regierung und Souveränität Theodors 1. von der Bäreninsel. Hoch oben über der Felswand am Südhafen steht noch immer sein Haus, zu dem ein gut angelegter Weg hinaufführt. Als Nansen im Juli 1912 zuletzt da war, fand er die Fenster eingeschlagen und die Türen aus den Angeln gerissen. Dagegen waren die Häuser der Schwedenexpedition in sehr gutem Zustande. Stühle, Tische, Backofen und Backtrog, ein guter Herd waren vorhanden. Im Maschinenhause und in der Werkstatt war alles an seinem Platze, und draußen auf dem Felsen stand ein Ladekran mit einer Winde.

Eine Hütte gibt es noch auf der Bäreninsel, die erwähnt werden muß: die des norwegischen Schiffers Sivert Tobiesen. Dieser fast vergessene Pionier der Eismeerforschung hat im Jahre 1865 einen ganzen Winter auf der Insel verlebt und die ersten bedeutenden meteorologischen Aufzeichnungen unter größter Selbstaufopferung gemacht. Als Professor v. Henking 1902 das Haus besuchte, hatten sich im Keller Füchse eingenistet. Die Seitenwände waren noch gut, Dach und Fußboden aber arg beschädigt.

Der Inhalt der Depots ist sehr mannigfaltig. Eine gute Vorstellung gibt das Register der von der kanadischen Regierung 1910 auf der Melville-Insel niedergelegten Vorräte, die im Oktober 1916 der Stefansonschen Expedition gute Dienste leisteten. In dem kleinen Hause fanden sich 4½ Tonnen Lebensmittel, ein Faß Petroleum, eine Schrotflinte mit 500 und ein Gewehr mit 1000 Patronen, eine Laterne, sechs Laternengläser, 12 Dochte, 45 Liter Brennspiritus, ein Gasolinofen, ein vollständiges Boot, ein Schlitten, ein Wagen, zwei Beile, eine Schaufel, eine Spitzhacke, ein Dampfkocher, 100 Yards Segeltuch, ein Fäßchen Nägel, ein Besen und ein Arzneikasten.

Man könnte nun auf den Gedanken kommen, daß Depots, die viele Jahre alt sind, gar nicht mehr erwähnenswert wären. Dem ist aber nicht so. Das arktische Klima konserviert die Dinge, die in diesen Häusern niedergelegt werden, so gut, daß mitunter noch nach sechzig Jahren das Material in benutzbarem Zustande ist. Im Jahre 1853 hat Kelett auf der Dealinsel ein Depot angelegt, das Stefanson am 28. Juli 1917 öffnete, nachdem es also vierundsechzig Jahre gelegen hatte. In einem 15 Meter langen, 6 Meter breiten Hause mit einer Giebelhöhe von 2¾ Meter, das vollständig mit Brettern und Segeltuch überdeckt war, fand man einen geschriebenen Bericht, der angab, daß Lebensmittel für 66 Mann auf 188 Tage vorhanden seien. Es fanden sich außerdem Fässer voll Kleidungsstücken, Unterwäsche, Seemannsjacken aus feinem Tuch, Handschuhe, Wollstrümpfe, Sweater, Hemden — alles Dinge, die man gleich in Benutzung nehmen konnte. Fässer voll ungesüßter Schokolade, Sirup, Korinthen waren ausgezeichnet erhalten. Fleisch in Dosen war unverdorben, und das Mehl, das zuerst etwas muffig schien, lieferte vorzügliche Pfannkuchen. Alle Geräte waren in gutem Zustande, und selbst einige Tonnen Brikette fanden sich so trocken eingelagert, daß sie sogleich brannten. Das Depot war so reichlich ausgestattet, daß man ihm nur den geringeren Teil der Gegenstände entnahm und den Rest wieder gut zudeckte. In seinem Hauptbestandteile liegt es nun also bereits im fünfundsiebzigsten Jahre.

Mitunter ist es leider vorgekommen, daß Depots ohne genügenden Grund ausgenommen wurden. Der berüchtigtste Fall ist die Leerung des Naresdepots auf der Careyinsel in Baffinsbai. Die Expedition des Schweden Björling

kam im Jahre 1892 dahin und verproviantierte sich. Sie war so schlecht ausgerüstet, daß der alte Robbenfänger, auf dem sie unternommen wurde, bereits beim Eingang in den Smithsund ohne Proviant war. Das Depot, das zur Rettung Schiffbrüchiger, nicht aber zur Ausrüstung einer Expedition bestimmt war, wurde fortgenommen. Leider ist aber trotzdem die gesamte Mannschaft des Robbenfängers umgekommen. Das Schiff scheiterte, die Leute fuhren in Booten nach Ellesmereland hinüber und sind dort verschollen.

Eine Eigentümlichkeit der Häuser der Arktis ist, daß sie nur von Männern bewohnt werden, denn Frauen haben bisher nie an Eismeerfahrten teilgenommen. Einen Ausnahmefall gibt es aber doch. In dem Hause am Payerhafen auf Ellesmereland haben im Winter 1901/02 Pearys Gattin und Tochter gelebt, als die einzigen weißen Frauen, die jemals einen Winter in der Arktis verbracht haben.

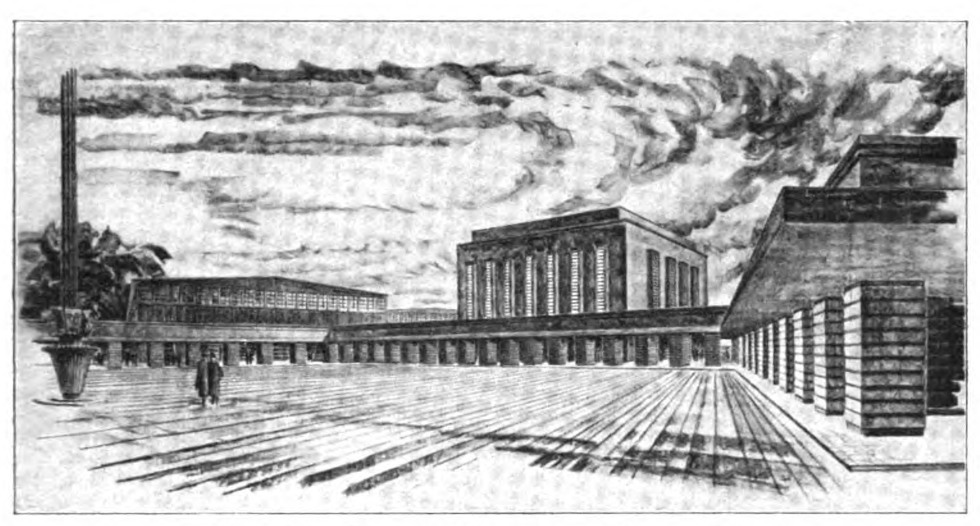
Abgesehen von den Schneehütten der Eskimos sind diese Häuser die einzigen Unterkunftsstätten im Polargebiet. Nur wenige dieser Baulichkeiten sind aus Stein errichtet; die meisten sind hölzerne Blockhäuser mit doppelten Wandungen, die zwischen den Bretterwänden entweder eine Luftschicht enthalten, also das Prinzip der Thermosflasche nachahmen, oder aber die Zwischenräume mit Heu, Stroh oder Torf ausgefüllt haben. Schränke sind meist eingebaut, ebenso wie die Schlafkojen, von denen aus Raumersparnisgründen meist mehrere übereinander angebracht sind. Als Fenster sind meist Doppelfenster verwendet; mitunter aber sind die Fensterrahmen fest angebracht, so daß die Flügel nicht geöffnet werden können und die Lüftung durch die geöffneten Türen erfolgen muß. In den letzten Jahren ist die Einrichtung der Häuser meist noch durch einen Sprechapparat und eine Anzahl Platten ergänzt worden, und das eine oder andre Schiff hat bei der Revision der Gebäude Bücher hinterlassen.

Gerettet sind meist die Menschen, denen es gelingt, ein solches Haus zu erreichen, in dem die Vorsorge ihnen einen erträglichen Winter bereitet hat. Glücklich und zufrieden aber werden die Bewohner dieser Häuser erst, wenn der Frühling herannaht und sie, erholt und gekräftigt, sich auf den Heimweg begeben können, der sie wieder zu den Stätten der Menschen führt; der sie aus den Häusern der Zuflucht zurückbringt in die Häuser der Heimat, an den eignen Herd oder an den sorgenvoll harrender Eltern. Wo ein Mann, der einen Winter in der Arktis verbringen mußte, an einem solchen Herde sitzt, da vergeht kein Winter, ohne daß er dankbar und erinnerungsfroh berichtete von den Häusern in Thule.

Der Flüchtling

Er ist allein. Er kann es nur nicht fassen,
Weil ihm ein Flüstern noch im Ohre klingt.
Und dennoch sieht er, wie die Zeit versinkt.
Warum hat er die Liebende verlassen?
Vielleicht war er zu sehr für sie entbrannt.
Nun aber hat er stolz sich zum Verzicht entschlossen;
Für immer ist die Zeit dahin – ein Traum zerflossen.
Nie wieder greift er froh nach einer Hand,
Die Hände, die er faßte, ließ er los,
Um alle seine Wünsche schauert Nacht.
Und das zu wissen, hat ihn still gemacht.
Still liegt die Erde auch, und kalt und bloß.
Ein kaum entfachtes Feuer lodert rasch in ihm zu Ende.
Bald ist es nur noch Glut; ach, und auch die erstickt.
Sein Herz zuckt wie ein Vogel, der im Schlaf erschrickt.
Er weiß, daß er das Tal der Jugend niemals wiederfände.
Nur Nacht! Nur Einsamkeit! War das sein Wille?
Er darf nicht klagen, weil er selbst sich von ihr wandte.
So still wie damals ist's, als er sie noch nicht kannte,
Und doch ist dieses eine andre Stille.

Herbert Hippel



Blick auf das Forum der Magdeburger Theaterausstellung
Nach dem Entwurf von Professor Albinmüller

Die Magdeburger Theaterausstellung

Als zu Beginn der neunziger Jahre in Wien die große Musik- und Theaterausstellung eröffnet wurde, bedurfte es für die Wahl des Ortes keiner Rechtfertigung oder Begründung: der historisch-traditionelle Zusammenhang zwischen der österreichischen Hauptstadt, der Stadt Mozarts und Haydns, der Stadt des Burgtheaters und seiner Glanzzeiten unter Laube und Dingelstedt, mit der vorbildlichen Pflege von Musik und Theater war für aller Augen so einleuchtend, daß keine andre Stätte der deutschen Kulturgemeinschaft den Wienern diese Ehre streitig zu machen wagte. Aber Magdeburg als Ort einer allgemeinen deutschen Theaterausstellung? Was hatte dieser Zentralpunkt der Zuckerrübenwirtschaft, dieser Umschlagplatz des mitteldeutschen Binnenhandels, diese ehemalige Festung und — zu ihrem Ruhme sei daran erinnert — heimliche Sammelstätte des erstarkenden Widerstandes gegen Napoleon, was hatte »Unsers Herrgotts Kanzlei« aufzuweisen, worauf sich der Anspruch, einer Epoche der deutschen Theaterkunst das Denkmal zu setzen, gründen ließ? Wenn man lange nachdachte, fiel einem Immermann ein, dieser mannhaft idealistische Vorkämpfer einer geistigen Theaterreform — doch auch der war in der nahr- und wehrhaften Elbstadt eben nur geboren worden, hatte seine denkwürdige Tätigkeit für die Erneuerung und Vertiefung des Theaterspielplans aber am Rhein, in der heiteren Gartenstadt Düsseldorf ausgeübt. Sonst weit und breit nichts, was Magdeburg Anwartschaft auf solche Unternehmung gab, wie sie Mitte Mai unter dem rauhen Anhauch der Eisheiligen in Gegenwart aller namhaften Theater- und vieler einflußreicher Pressevertreter Deutschlands, ja auch des Auslandes, am Rotehorn in Magdeburg eröffnet wurde. Doch halt! Dem preußischen Kultusminister Dr. Becker war für seine im Namen der Regierung gehaltene Weiherede noch eine Beziehung eingegeben worden. Er erinnerte an die Tat-



Aufn. Rud. Hatzold, Magdeburg

Der Leuchtturm auf dem Gelände der Magdeburger Theaterausstellung

kam im Jahre 1892 dahin und verproviantierte sich. Sie war so schlecht ausgerüstet, daß der alte Robbenfänger, auf dem sie unternommen wurde, bereits beim Eingang in den Smithsund ohne Proviant war. Das Depot, das zur Rettung Schiffbrüchiger, nicht aber zur Ausrüstung einer Expedition bestimmt war, wurde fortgenommen. Leider ist aber trotzdem die gesamte Mannschaft des Robbenfängers umgekommen. Das Schiff scheiterte, die Leute fuhren in Booten nach Ellesmereland hinüber und sind dort verschollen.

Eine Eigentümlichkeit der Häuser der Arktis ist, daß sie nur von Männern bewohnt werden, denn Frauen haben bisher nie an Eismeerfahrten teilgenommen. Einen Ausnahmefall gibt es aber doch. In dem Hause am Payerhafen auf Ellesmereland haben im Winter 1901/02 Pearys Gattin und Tochter gelebt, als die einzigen weißen Frauen, die jemals einen Winter in der Arktis verbracht haben.

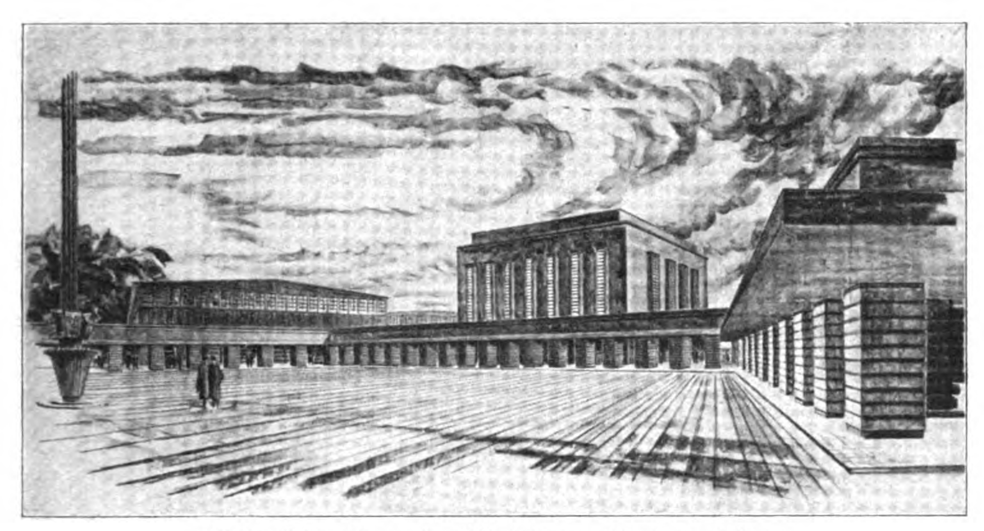
Abgesehen von den Schneehütten der Eskimos sind diese Häuser die einzigen Unterkunftsstätten im Polargebiet. Nur wenige dieser Baulichkeiten sind aus Stein errichtet; die meisten sind hölzerne Blockhäuser mit doppelten Wandungen, die zwischen den Bretterwänden entweder eine Luftschicht enthalten, also das Prinzip der Thermosflasche nachahmen, oder aber die Zwischenräume mit Heu, Stroh oder Torf ausgefüllt haben. Schränke sind meist eingebaut, ebenso wie die Schlafkojen, von denen aus Raumersparnisgründen meist mehrere übereinander angebracht sind. Als Fenster sind meist Doppelfenster verwendet; mitunter aber sind die Fensterrahmen fest angebracht, so daß die Flügel nicht geöffnet werden können und die Lüftung durch die geöffneten Türen erfolgen muß. In den letzten Jahren ist die Einrichtung der Häuser meist noch durch einen Sprechapparat und eine Anzahl Platten ergänzt worden, und das eine oder andre Schiff hat bei der Revision der Gebäude Bücher hinterlassen.

Gerettet sind meist die Menschen, denen es gelingt, ein solches Haus zu erreichen, in dem die Vorsorge ihnen einen erträglichen Winter bereitet hat. Glücklich und zufrieden aber werden die Bewohner dieser Häuser erst, wenn der Frühling herannaht und sie, erholt und gekräftigt, sich auf den Heimweg begeben können, der sie wieder zu den Stätten der Menschen führt; der sie aus den Häusern der Zuflucht zurückbringt in die Häuser der Heimat, an den eignen Herd oder an den sorgenvoll harrender Eltern. Wo ein Mann, der einen Winter in der Arktis verbringen mußte, an einem solchen Herde sitzt, da vergeht kein Winter, ohne daß er dankbar und erinnerungsfroh berichtete von den Häusern in Thule.

Der Flüchtling

Er ist allein. Er kann es nur nicht fassen,
Weil ihm ein Flüstern noch im Ohre klingt.
Und dennoch sieht er, wie die Zeit versinkt.
Warum hat er die Liebende verlassen?
Vielleicht war er zu sehr für sie entbrannt.
Nun aber hat er stolz sich zum Verzicht entschlossen;
Für immer ist die Zeit dahin – ein Traum zerflossen.
Nie wieder greift er froh nach einer Hand,
Die Hände, die er faßte, ließ er los,
Um alle seine Wünsche schauert Nacht.
Und das zu wissen, hat ihn still gemacht.
Still liegt die Erde auch, und kalt und bloß.
Ein kaum entfachtes Feuer lodert rasch in ihm zu Ende.
Bald ist es nur noch Glut; ach, und auch die erstickt.
Sein Herz zuckt wie ein Vogel, der im Schlaf erschrickt.
Er weiß, daß er das Tal der Jugend niemals wiederfände.
Nur Nacht! Nur Einsamkeit! War das sein Wille?
Er darf nicht klagen, weil er selbst sich von ihr wandte.
So still wie damals ist's, als er sie noch nicht kannte,
Und doch ist dieses eine andre Stille.

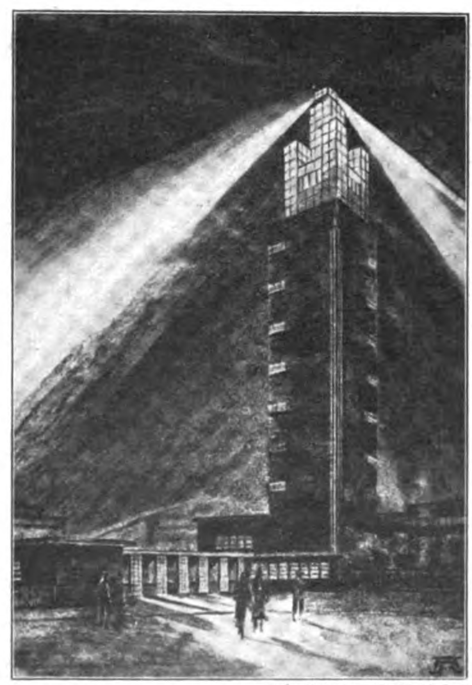
Herbert Hippel



Blick auf das Forum der Magdeburger Theaterausstellung
Nach dem Entwurf von Professor Albinmüller

Die Magdeburger Theaterausstellung

Als zu Beginn der neunziger Jahre in Wien die große Musik- und Theaterausstellung eröffnet wurde, bedurfte es für die Wahl des Ortes keiner Rechtfertigung oder Begründung: der historisch-traditionelle Zusammenhang zwischen der österreichischen Hauptstadt, der Stadt Mozarts und Haydns, der Stadt des Burgtheaters und seiner Glanzzeiten unter Laube und Dingelstedt, mit der vorbildlichen Pflege von Musik und Theater war für aller Augen so einleuchtend, daß keine andre Stätte der deutschen Kulturgemeinschaft den Wienern diese Ehre streitig zu machen wagte. Aber Magdeburg als Ort einer allgemeinen deutschen Theaterausstellung? Was hatte dieser Zentralpunkt der Zuckerrübenwirtschaft, dieser Umschlagplatz des mitteldeutschen Binnenhandels, diese ehemalige Festung und — zu ihrem Ruhme sei daran erinnert — heimliche Sammelstätte des erstarkenden Widerstandes gegen Napoleon, was hatte »Unsers Herrgotts Kanzlei« aufzuweisen, worauf sich der Anspruch, einer Epoche der deutschen Theaterkunst das Denkmal zu setzen, gründen ließ? Wenn man lange nachdachte, fiel einem Immermann ein, dieser mannhaft idealistische Vorkämpfer einer geistigen Theaterreform — doch auch der war in der nahr- und wehrhaften Elbstadt eben nur geboren worden, hatte seine denkwürdige Tätigkeit für die Erneuerung und Vertiefung des Theaterspielplans aber am Rhein, in der heiteren Gartenstadt Düsseldorf ausgeübt. Sonst weit und breit nichts, was Magdeburg Anwartschaft auf solche Unternehmung gab, wie sie Mitte Mai unter dem rauhen Anhauch der Eisheiligen in Gegenwart aller namhaften Theater- und vieler einflußreicher Pressevertreter Deutschlands, ja auch des Auslandes, am Rotehorn in Magdeburg eröffnet wurde. Doch halt! Dem preußischen Kultusminister Dr. Becker war für seine im Namen der Regierung gehaltene Weiherede noch eine Beziehung eingegeben worden. Er erinnerte an die Tat-



Aufn. Rud. Hatzold, Magdeburg

Der Leuchtturm auf dem Gelände der Magdeburger Theaterausstellung

sache, daß auf Magdeburg der Segenswunsch eines großen deutschen Dichters ruht, dessen reformatorische Verdienste um das deutsche Theater noch heute lebendig fortwirken. In dem Entwurf einer Vorrede zu seinem »Nathan« schrieb Lessing: »Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird!« Und dieser Ort war Magdeburg. Hier wurde der »Nathan« im Jahre 1801 zum erstenmal mit Erfolg gespielt, und deshalb darf, meinte der Redner, die Stadt mit dem Gruß des Dichters auch seinen prophetischen Segen für sich in Anspruch nehmen. »Heil und Glück der Magdeburger Theaterausstellung!«

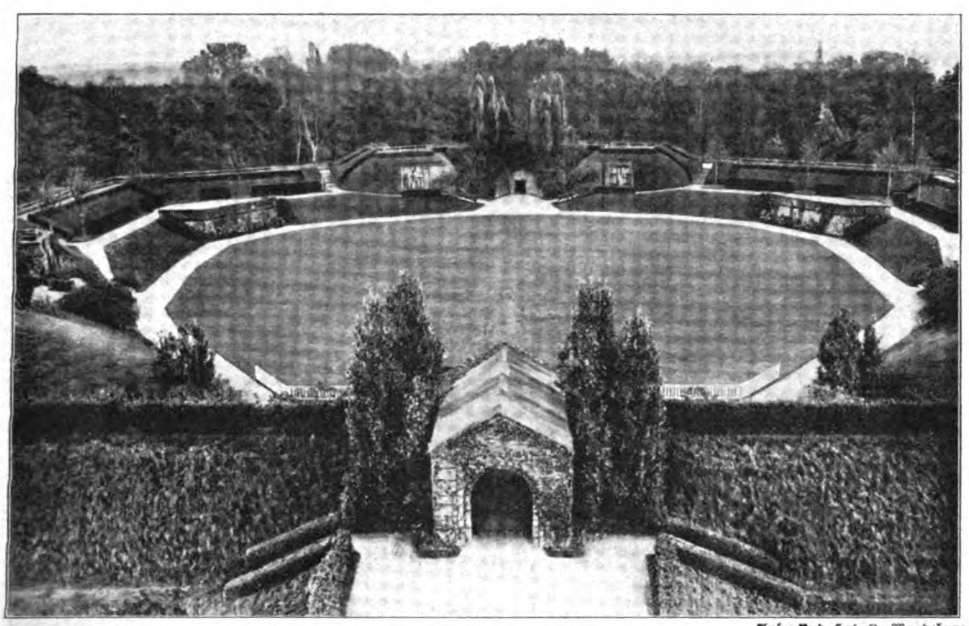
Nun gibt es freilich im Reiche des Unsichtbaren, doch deshalb nicht weniger Machtvollen noch eine Kraft, die Häuser baut, und auf die deshalb als auf das eigentlich schöpferische Element dieser kühnen Unternehmung bei den Vorbereitungen und den Eröffnungsfeierlichkeiten der Ausstellung immer wieder hingewiesen wurde: das ist der Wille zur Tat, der Mut des Entschlusses und des Wagens, der freilich, um sich aufzuschwingen und zum Ziele durchzudringen, keiner historischen Traditionskrücken bedarf, der sich vielleicht, wie Tell, allein am stärksten fühlen darf, ja, der gerade an den Unwilligkeiten und Widerständen des Genius loci am besten erstarkt. An diesem freudigen und zähen Willen hat es in Magdeburg, der Stadt Guerickes und Grusons, nicht gefehlt. Hoffen wir, daß er an der Ausstellung als solcher, der sich auch hier der unvermeidliche Troß des Merkantilen und des Vergnügungsrummels an die Fersen heftet, nicht sein Genüge findet, sondern sie zum Ansporn und zur Schwinge nimmt für eine zu allem Guten und Tüchtigen strebende Pflege der dramatischen und bühnentechnischen Kunst überhaupt!

An einer würdigen Unterkunft für die Ausstellung hat es die Stadt Magdeburg nicht fehlen lassen. Der Rotehorn war im Jahre 1920 noch ein großer freier, mit einer vierfachen Baumreihe gegürteter, im übrigen aber ziemlich ungegliederter Platz, zu dem man Sonntags über die Stadtparkstraße hin lustwandelte oder mit dem Fährboot hinüberfuhr, um in einem der kleinen primitiven Bier- und Kaffeegärten einzukehren, die sich am Ufer von der Eisenbahn bis zum Schützenhaus hinzogen, und die der Volksmund mit dem bezeichnenden Rufnamen Neu-Kamerun belegt hatte. Jetzt ist dort, in der freundlichen Nähe des Adolf-Mittag-Sees, unter altem herrlichem, wohl ein wenig künstlich diszipliniertem Baumwuchs, mit dem Blick auf die Stadt, ihren belebten Strom und ihren ehrwürdigen Dom — die schönste Silhouette, die Magdeburg dem Auge zu bieten hat — ein glänzender, weiträumiger und doch stilvoll zusammengehaltener Ausstellungspark entstanden, der, soweit ich sehe, seinesgleichen nur in Düsseldorf, Dresden und München hat. Dort haben Mebes und Bruno Taut die ersten repräsentativen Bauten errichtet, zunächst einzeln, dann nach bewußtem Plan verbunden, haben Deffke und Göderitz den Teilen mit dem wuchtigen »Haus der Stadt Magdeburg« den Halt und Kern geschaffen, um dann dem Darmstädter Architekten Prof. Albinmüller, der gleich jenen von Magdeburg ausgegangen ist, mit der Schaf-



Aufn. A. Groß. Berlin SW 68

Blick vom Park auf das Ausstellungsgelände



Aufn. Rud. Hatzold, Magdeburg

Die Freilichtbühne auf dem Gelände der Magdeburger Theaterausstellung

fung des monumental zusammengefaßten großen **Ehrenhofes** die architektonische Vollendung zu **überlassen.**

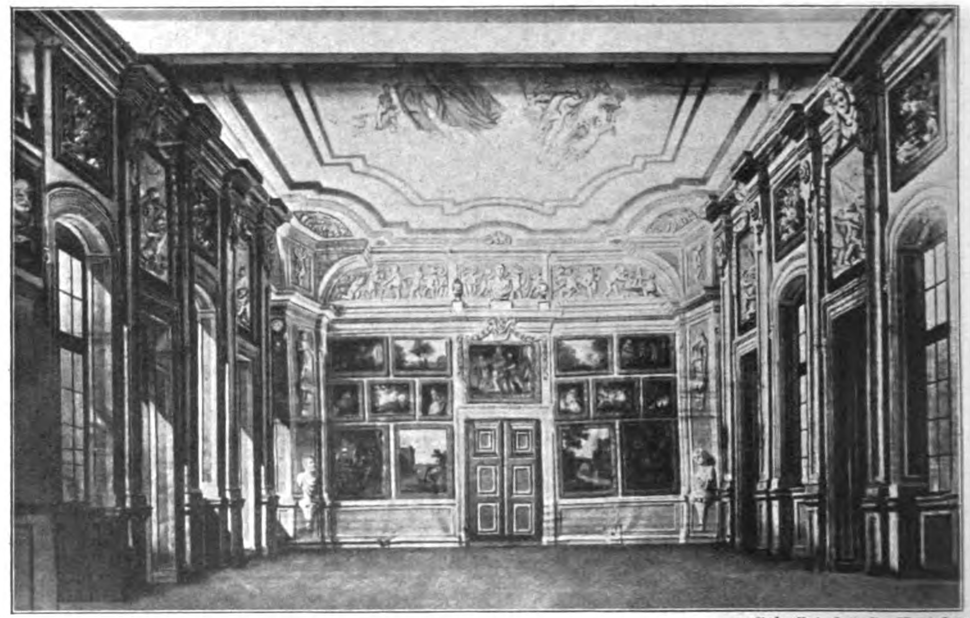
Albinmüller war es auch, der, durch seine **kunstgewerbliche** Tätigkeit aufs beste dafür **vorbereitet,** den eigentlichen Ausstellungshallen den **für diese** Ausstellung bestimmten Innenbau schuf. **Die Idee** des historischen Verlaufs der deutschen **Theaterpflege** wurde ihm dabei zum Leitfaden **und Führer.** Im Eingang: antike Säulen, frühgriechische Wandteilungen, in den Räumen der christlichen Mysterienspiele romanische Rundungen, im übrigen schlicht aneinandergereihte Kojen mit reichem Lichteinfall und anmutig bewegten, mannigfach gemusterten Deckenbespannungen. Die Hilfe, die der Ausstellungsbesucher für seine Aufnahmefähigkeit und Stimmungsbereitschaft dadurch erfährt, liegt auf der Hand. Wenn sich so das Ausstellungsmäßige fortlaufend mit dem Raum- und Formgedanken der gerade repräsen-



Aufn. A. Groß, Berlin SW 68

Die Schwimmende Bühne auf der Magdeburger Theaterausstellung

tierten Zeit verschmilzt, fühlt sich auch der Betrachter unbewußt und unwiderstehlich mit in jene Zeit getragen, und alles, was vor ihm erscheint, spricht doppelt echt und doppelt beredt zu ihm. Kein Fleck verleugnet die Ausstellung, aus jedem Winkel aber raunt, bald mit leiseren, bald mit lauteren Stimmen, der Zeitabschnitt zu uns, der uns gerade beschäftigen soll. Und noch etwas kommt hinzu, uns den Gang durch diese Ausstellung so annehmlich und fördernd zu machen — vielleicht hat das rühmliche Beispiel dafür das Deutsche Museum in München gegeben —: man kann nicht leicht aus der Reihe tanzen, muß dem unsichtbaren Ariadnefaden der Architektur folgen und behält durch diesen sanften

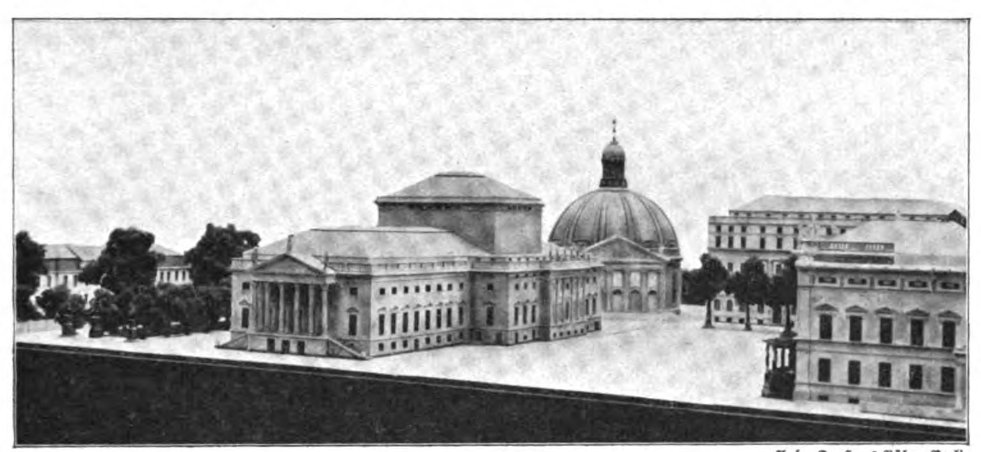


Aufn. Rud. Hatzold, Magdeburg

Originaldekoration aus der ersten »Räuber«-Aufführung in Mannheim

Zwang der Führungslinie stets und überall den Weg der geschichtlichen Folge und Entwicklung. Ein müheloses, peripatetisches Kolleg über Theater- und Bühnengeschichte.

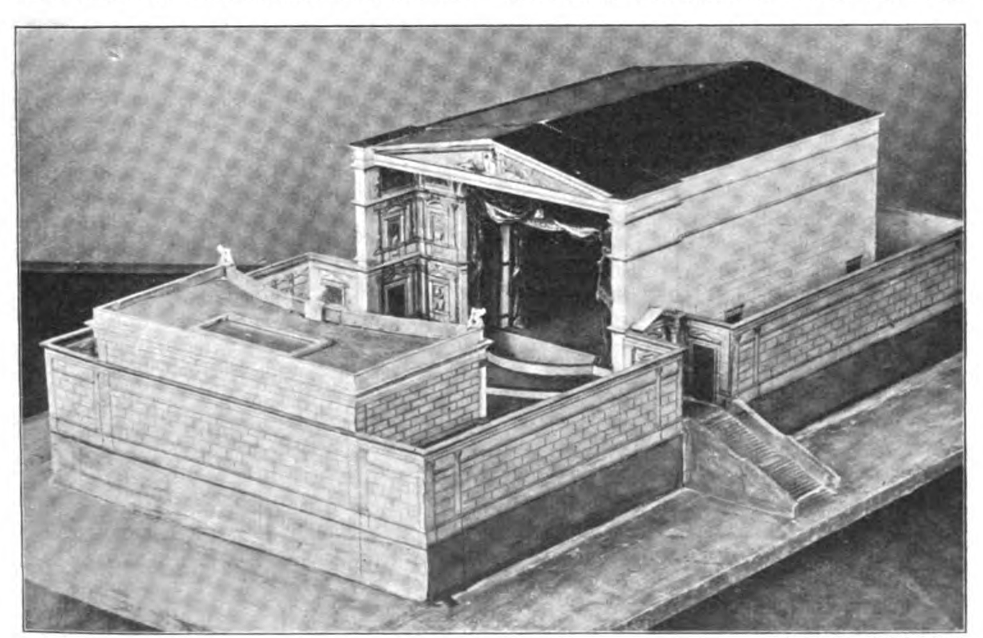
Mit der Antike, auf der wir heute noch fußen und zu der so vieles, das sich übermodern gebärdet, zurücklenkt, beginnt es. Ein Modell des Dionysos-Theaters in Athen, wo gerade — wir sind im Jahre 458 v. Chr. — unter dem tiefblauen Himmel Attikas ein in buntfarbige Pracht getauchtes Bild aus dem »Agamemnon« des Äschylus in Szene geht, schafft uns eine lebendige Anschauung von der Bühnengestaltung des klassischen Altertums; mit ein paar Schritten vorwärts sind wir, über einen Zeitraum von 1500 Jahren hinweg, im christlichen Mittelalter, in der Welt der kirchlichen Mysterienspiele, aus der sich dann das Passionsspiel mit überwältigender theatralischer Gebärde geradezu als ein Teil des Gottesdienstes erhebt, bald aber nicht mehr an den engen Raum der Kirche gebunden, sondern auf die großen, freien Plätze des Gemeinwesens hinausdrängend: das Eisenacher Spiel der Zehn Jungfrauen aus dem 14. Jahrhundert, das man erst kürzlich auf demselben Platze, dem Hofe des Dominikanerklosters, erneuert hat; das berühmte Spiel auf dem Luzerner Markt vom Jahre 1586; die alte Oberammergauer Bühne, die noch in der heutigen deutlich zu erkennen ist. Es folgen die Volks- und Fastnachtspiele, die sich an die geistlichen anlehnen und sie doch auch mit all den derben Elementen der Volkslaune parodieren; der Hanswurst und der geprellte oder geprügelte Teufel machen ihre ergötzlichen Sprünge und bekommen Sukkurs aus Italien, wo die commedia dell' arte, die Stegreifkomödie, mit einer heute noch fortwirkenden Lebenskraft die unsterblichen Typen des Arlechino, des Pantalone, des Dottore und der Kolombine geschaffen hat. Damit tritt der Berufsschauspieler auf den Plan. Von ihm und seinen bunten Erscheinungen zeugen nicht nur die köstlichen Porzellanfiguren, sondern auch ein so markantes Denkmal wie die hier natürlich nur im Modell nachgebildete Narrentreppe auf der Burg Traußnitz bei Landshut, wo sich 1586 ein bayrischer Herzog bei seiner Hochzeitfeier von Italienern eine Komödie ihrer Art vorspielen ließ und so viel Gefallen daran fand, daß er ihre Szenen und Gestalten, zu denen Orlando di Lasso aufspielte, an die Wände der Turm-



Aufn. Dr. Hans Böhm, Berlin

Modell für den Berliner Opernhausumbau, ausgestellt auf der Magdeburger Theaterausstellung

treppe malen ließ, wo sie noch heute zu sehen sind. Dann erscheint das Handwerkertheater mit seinem Mittelpunkt Hans Sachs und der Meistersingerbühne in der Nürnberger Martha-Kirche, wofür Prof. Kösters kostbare Leipziger Sammlung allerlei Wichtiges und Seltenes hergegeben hat. Plötzlich ein jäher Sprung und gellender Gegensatz: die Renaissancezeit mit ihren festlichen Aufzügen, die sich an Pracht und Prunk nicht genugtun können, meldet sich an und übergipfelt sich in der Barockbühne, wo die Maschine den Menschen fast verdrängt oder ihn doch schier in ihren pompösen Mechanismus aufgehen läßt. Ein Furioso von Farbe und Licht ergießt sich über den Zeitgenossen, der Architekt und Ingenieur spielt sich in den Vordergrund und exekutiert an den Höfen von Wien, Dresden, Stuttgart und Braunschweig seine technischen Ausstattungskünste, die nun freilich fortan weit mehr der Oper als dem Schauspiel gelten. Übermächtig wird von nun an die Fülle der Gesichte. Nur Schlagwörter können noch die Epochen andeuten: die englischen Komödianten, die zuerst Shakespeare nach Deutschland bringen; die Wanderbühnen und Wandertruppen; die Neuberin mit ihren kühnen Reformen; die Goethe- und Schil-



Aufn. Dr. Hans Böhm, Berlin

Modell eines nicht ausgeführten Theaters zur Aufführung von Bühnenwerken Richard Wagners, im Auftrage Ludwigs 2. angefertigt von Gottfried Semper

lerzeit, die mit zwei Gegenpolen vertreten ist, dem schlichten Sommertheater von Lauchstedt und der grandiosen »Räuber«-Szenerie aus der Mannheimer Aufführung von 1782 (Gemäldegalerie-Szene), diesmal im getreulich bewahrten Original, vor dem Iffland unter Dalbergs Regiezepter den Franz Moor spielte. Ein ehrwürdiges, nein, ein imponierendes Stück auch heute noch! Das Lächeln, das uns im ersten Augenblick beschleichen will vor diesen auf die Wand gemalten Pilastern, Konsolen und Büsten, einer Dekorationstechnik, die wir heute nur noch parodistisch, etwa bei Nestroy oder Offenbach, anzuwenden wagen, erstirbt bald vor der perspektivischen Meisterschaft, mit der der Raum und insbesondere der Plafond gemalt ist. Tausendmal lieber die »Räuber« heute noch in solchem »antiquierten« Rahmen als in der salopp-bolschewistischen Aufmachung des Berliner Staatstheaters!

Damit und mit den benachbarten Schinkelschen Entwürfen zu einer Berliner Idealbühne stehen wir schon an der Schwelle der Gegenwart, die nun, über die Meininger und ihre allzu genaue Geschichtstreue schneller hinweggehend, als man sich das nach ihrem literarischen Ruhm gemeiniglich denkt, aus allen deutschen Theaterstädten — und die gibt es auch in der »tiefsten Provinz«, wie der Berliner sich gern ausdrückt — ihren Reichtum an Szenengestaltungen in oft sogar beweglichen, auch von Laienhand anzukurbelnden Modellen über uns ausschüttet. Düsseldorf und Dessau erklimmen mit ihren Bühnenkunstklassen der Akademie und des Bauhauses den Gipfel der Originalität, die, wenn sie nur genügend »gesucht« ist, manchmal auch in der äußersten Einfachheit gefunden werden kann. Jammerschade, daß in diesem funkelnden Reigen die Berliner Privattheater, auch das Deutsche Theater mit der Brahmschen Sachlichkeit und der Reinhardtischen Farbenfreudigkeit, fehlen! Desto ausgiebiger und wirksamer ist das Berliner Staatstheater (das auch mit dem Modell des fertigen Opernhausumbaues aufwartet) mit Modellen und Figurinen ihrer modernen Szenengestalter Pirchan und Aravantinos auf dem Plan.

Das alles kann man sich nicht anschaulich, sinnfällig, greifbar, praktikabel genug vorstellen. Das Papier und die Tabelle haben soweit wie irgend möglich dem Gegenständlichen und Körperlichen weichen müssen. Man blickt hinter die Kulissen, soviel man mag, wandert durch Schnürboden und Versenkung, durch Spiral-, Diagonal-, Dreh-, Ei- und Rundbühnen und findet doch den Baum der Geheimnisse, von dessen Früchten das Theater lebt, nicht entblättert. Das ist einer der glücklichsten Umstände dieser sonst gewiß, gleich allem Menschenwerk, vielfach problematischen Ausstellung.

Die Praxis der lebendigen Anschaulichkeit setzt sich selbst in der Kulturabteilung fort, wo u. a. die beiden großen, hitzig miteinander ringenden sozialen Bühnenvereinigungen, der neuerdings wieder stark nach links gerichtete Volksbühnenverband und der auf christlich-nationalem Boden stehende Bühnenvolksbund, die Fortschritte ihrer Bewegungen und Bemühungen vor Augen führen: nicht in Zahlen und Statistiken, sondern in Metall und Holz, das durch Elektrizität zum Reden und Sichbewegen gebracht wird. Doch damit streifen wir schon leise das Theatergewerbe, das es hier natürlich auch vorteilhaft gefunden hat, seine Hütten zu bauen, dem wir aber die Regie seiner Reklame getrost selber überlassen dürfen.

Bühnenbilder über Bühnenbilder, Szenenentwürfe über Szenenentwürfe, Maschinerien über Maschinerien — wo bleibt in der Theaterausstellung der Schauspieler und der Dramatiker? Zweifellos ist diese Ausstellung auch darin nur ein getreues Spiegelbild ihrer Zeit, daß sie die eigentlich schöpferischen, die geistig-aristokratischen Mächte des Theaters zurücktreten läßt hinter die mechanischen und sozialen. Aber wenigstens aus der Geschichte des Theaters hätte sie deutlicher und gebieterischer die Macht der Persönlichkeit hervorleuchten lassen müssen. Mit dem Rundsaal, in dem eine kleine Galerie von Schauspieler- und Sängerbildnissen zu sehen ist — darunter manches schöne und treffende neben manchem mimisch und kostümlich fatal posierenden — und mit ein paar Manuskripten von Dramen und Dramenentwürfen ist es doch nicht getan. Der Dichter hat, wie bei der Verteilung der Erde, auch hier weder Haus noch Habe gefunden. Was wird es ihm in den Augen der Besucher helfen, daß er unsichtbar als das Element, ohne das nichts von diesem allen möglich ist, in und hinter den Dingen sich verbirgt! Ein so aufs Sehen und Greifen gestelltes Unternehmen war auch ihm die sichtbare Erscheinung schuldig. Darum beim Festmahl Herbert Eulenbergs heitere, aber doch schärfer gepfefferte Ansprache, als man sie bei Festmählern gewöhnt ist, mit dem Refrain »Und wir?«. Er hat recht, zweimal und dreimal recht! Der gewaltige Lindwurm aus dem Langschen Nibelungenfilm, in dem sich siebzehn Männer bewegt haben und dem neunzehn nicht den geschwollenen Bauch umspannen könnten, ist nebst vielen andern Trophäen der Kinokultur zur Stelle — der Dichter und Dramatiker mag auch 1927 noch bei Zeus im Himmel seine Stätte suchen. F. D.



Der König

Von Kurt Heynicke

Ein trüber Morgen liegt vor dem Fenster. Die Balken drücken die Luft des Zimmers, sie wird stickig. Friedrich stößt die Tür auf, macht ein paar Schritte und sieht auf den Hof.

Die Stunden fallen vom Himmel, der Tag stiert den König an wie ein Mensch, der Lose in den Händen hat, und es sind Lose über Leben und Tod.

Friedrich wendet sich um. Er zieht die Tür hinter sich zu und wirft die Schultern hoch, als friere er. Aus dem Dorfe schreit eine Uhr.

Es wälzt sich ein grauer Himmel über sprachlosem Land, und Regen streicht stundenweis. Die Fenster sind von innen beschlagen, die dicke Luft des Zimmers hängt sich an die Scheiben.

Der König steht am morschen Tisch, Pläne liegen da und hängen herunter. Auf einer der Karten liegt Friedrichs Tabakdose. Ein Käfer, der aus dem Gebälk gekrochen ist, müht sich, an der Dose emporzuklettern. Aber das blanke Silber wehrt sich — der Käfer gleitet immer wieder ab.

Friedrich sieht auf ihn. Wenn er hinauf- und hinüberkommt, siege ich, denkt er. Er sieht dem Tier zu. Fast ist der König in Versuchung, mit dem Finger nachzuhelfen. Dann bezwingt er sich. Vielleicht schämt er sich auch, abergläubisch zu sein. In verzweifelter Lage wird der Kluge ein Narr, spottet er sich selbst aus.

Der Käfer kommt nicht hoch. Er verschwindet in einer Spalte des morschen Tisches. Friedrichs Finger umfassen die Dose. Er steckt sie in die Tasche der tabakbestäubten Weste, und die Augen des Königs, eben noch träumerisch, bekommen einen harten Blick, die Pupille wird klein, aber es schießt Glanz aus ihr.

Friedrich geht hin und her. Plötzlich bleibt er stehen, reißt die Karten zusammen, setzt an, Striche darauf zu ziehen — und läßt unvermittelt die Karten wieder fallen.

Draußen stoßen Signale durch die Dorfstraße, Meldungen stieben heran, Friedrich läßt die Botschafter im Hof warten.

Wind macht sich auf und flötet durch den Regen. Ein General stürzt herein: »Der Feind greift an, Majestät!«

Der König zwinkert mit den Augen, wendet sich und dreht dem General wortlos den Rücken. Der Offizier, ratlos, stürzt wieder nach draußen. Friedrich sieht durch die offen gebliebene Tür, wie der General mit Ziethen parliert.

Friedrich nickt mit dem Kopf, geht langsam hinaus, sieht sich um. Springt auf den Misthaufen, der im Hof ist, und beginnt zu reden.

Er belügt die Generale, und sie wissen, daß er sie belügt. Er belügt sich selbst, und er weiß es, daß er sich belügt. Er hat zwei Gesichter, dieser Friedrich von Preußen: eins nach außen, zu den Generalen, den Mannschaften, zu der ganzen Welt; das andre Gesicht ist in seiner Seele und peitscht seinen Geist zur Wahrhaftigkeit vor sich selbst — und das ist ein furchtbares Gesicht. Das Gesicht nach außen ist ein Schwadronneur, das Gesicht nach innen ist eine Fratze, in Verzweiflung verzerrt. Alles auf eine Karte, denkt der König — und: Der Feind ist uns unterlegen, spricht des Königs Zunge. Ich werde geschlagen, Preußen ist verloren, d e n k t der König — aber wir siegen, s a g t ohne Zittern sein Mund.

Wer will rechten mit mir, ich bin das Atom eines Weltschicksals, meine Gedanken sind unfrei, Schicksal ist über mir, ich habe mich ihm unterworfen, jetzt kann ich nicht mehr zurück — das ist in ihm, so ist sein Tun.

Die Generale haben eisige Gesichter. Sie wissen gut, daß der König flunkert. Fernes Gewehrfeuer hüpft vom Horizont herüber. Es setzt sich in den Ohren fest.

Der König gibt den Schlachtplan. Schweigend hören ihn die Generale. Der Plan ist anders, als sie ihn erwartet haben. Ganz anders.

Der König läßt Reserven zurück, welche die Zahl der in der Linie Kämpfenden weit übertreffen. Der König schickt in das Kampfbereich die abgekämpften Soldaten, die dezimierten Regimenter. Die Generale wundern sich und schweigen.

Friedrichs Pferd wird gebracht, der König reitet. In der Kampflinie setzen die Kanonen ein. Der Feind greift an — und ist bald im Vorteil.

Hinter der Kampflinie, eine knappe Wegstunde von den Kampfreserven, zieht sich eine Hügelkette hin, sanft gerundet, nun in nassem Grau trübselig den Himmel buckelnd. Hinter diese Hügel hat Friedrich unverbrauchte Regimenter, Kavallerie, frische Truppen befohlen. Diese Truppen regen sich nicht. Sie liegen im Schatten der Hügel. Vorn tobt die Schlacht.

Auf dem höchsten dieser Hügel, von dem Sicht ist, beobachtet der König den Kampf. Schweigend.

Die Artillerie des Feindes bellt kräftiger. Die Truppen Friedrichs haben große Ration bekommen, nach Tagen der Entbehrung — das macht sie ausdauernder. Fast wundert sich der König darüber. Denn das Heer war bis zum letzten Mann müde, matt, voll Apathie. Die Ration vor der Schlacht war der Rest, der noch für die Armee in den Magazinen war. Die Soldaten wissen es nicht. Friedrich weiß es.

Aber die Truppen wissen, daß ihnen des Feindes Magazine freigegeben sind, wenn Friedrich siegt.

Vorn kämpft der Haufe und opfert sich auf; der König weiß, daß er sie opfern muß. Und

auch die Grausamkeit, die in dem Befehl zu solchem Opfer liegt, ist ihm wohl bewußt.

Aber in seiner Seele ist eine Stimme, die heult ihm seit Tagen zu: Rettung! Wenn er heute verliert, ist alles aus, alles! Die Leute werden unter einem andern Fürsten auch leben, sagt er sich — vielleicht besser — was weiß ich? Aber ob ich Land gewinne, ob nicht, es geht nicht darum. Der König ist wie ein Mann, der eins ist mit seinem Schicksal, so sehr, daß er sich selbst vergißt und daß nur noch das Schicksal Bedeutung hat. Der König handelt und handelt klug, aber es ist inmitten Klugheit Instinkt, nichts andres.

Friedrich sieht, wie die Leute da vorn leiden. Meldereiter über Meldereiter kommen. Die Generale vorn schreien nach Verstärkung. Friedrich hat noch zwei marode Regimenter im Dorf, die schickt er an den bedrohten rechten Flügel, erst eins, nach einer Stunde das andre Regiment.

Aber Gott scheint die Sache des Feindes für gerechter zu halten. Der Feind rückt vor. Nach Reserven schreien die Weichenden. Denn alles, was er verfügbar hat, wirft der Feind dem wankenden rechten Flügel der Preußen entgegen, mit Wucht, mit Schnelligkeit, er entblößt seine eigne rechte Flanke. Der Sieg, scheint es, ist dem Feinde sicher.

Friedrich lächelt. Es ist das erste Lächeln des Königs, und es ist das Lächeln eines Spielers, der gewiß ist, daß er die Bank sprengen wird.

Jetzt winkt er. Nachdem er die Offiziere weggeschickt hat, werden die Hügel lebendig. Die Reserven hinter den Hügeln stoßen vor, sie rücken gegen den rechten Flügel des Feindes, die Flanke, die er im Siegestaumel geschwächt hat. Friedrich selber geht mit den Reserven vor.

Der Feind wehrt sich, aber er hat zu spät die Absicht Friedrichs gemerkt. Die Hügel — die Hügel! Der Feind hat die Hügel nicht beachtet, aber die Hügel sind, wie gesagt, lebendig und marschieren jetzt.

Man hat nur einen schwachen Feind vor sich. Das Gros ist auf dem andern Flügel. Der Feind holt von dort die Bataillone zurück, wahllos, und wirft sie, verwirrt und verwirrend, Friedrichs anbringenden Reserven entgegen.

Friedrich geht vor. Dreck und Blut haut ihm ins Gesicht. Er denkt einmal: Es ist doch nicht mein Handwerk, der Krieg.

Wenn es gar zu wild wird, und es geht nicht schnell genug, hebt er den Krückstock und sagt: »Nun, nun!«

Ein Leutnant fällt neben ihm, jammernd. Friedrich zuckt zusammen, es dauert ihn. Er wird sterben, ich bin schuld, denkt er, aber er herrscht den Liegenden an: »Sterb' Er anständig!«

Friedrich geht vor. Die Verwirrung des Gegners nutzend, packt er ihn von der Seite und reißt ihm den Leib auf. Er hat über Übermacht gesiegt.

Der Feind flieht wild, seine Magazine sind in Friedrichs Hand, das Gros ist gefangen oder gefallen. Das Dorf raucht, eine trübe Fackel, gen Himmel. —

Es ist Abend. Der König hat vergessen, daß dieser Tag war. Über seinen Augen schattet etwas, er ist müde.

Während Kavallerie den fliehenden Feind verfolgt, lagern die Fußtruppen. Durch das in Trümmer rauchende Dorf reitet Friedrich, allein.

Die lagernden Truppen haben den Mond über sich, es ist klares Wetter geworden. Einer öffnet den Mund und singt einen Choral. Es war Hohn, daß er sang, Wehr und Widerstand gegen ein Hundeleben und einen blutigen Tag.

Aber indem die andern einstimmen, vielleicht aus gleichem Grund, fällt Hohn und Spott ab von dem Gesang, und es siegt der Choral: langsam, aber gewaltig steigt er, wie eine Orgel, aufwärts, in die Sterne.

Friedrich hält, abseits, im Schatten der geborstenen Kirche. Als er seine Schnupftabakdose nimmt, fällt ihm der Käfer ein, der sich vergeblich bemüht hat, an dem weißen Silber hinaufzuklettern.

Mit spitzen, schmutzigen Fingern greift der König in das braune Pulver und führt es an die Nase. Dann lächelt er, diesmal friedlich, zufrieden, mit fast kindlichem, rührendem Ausdruck.

Flut

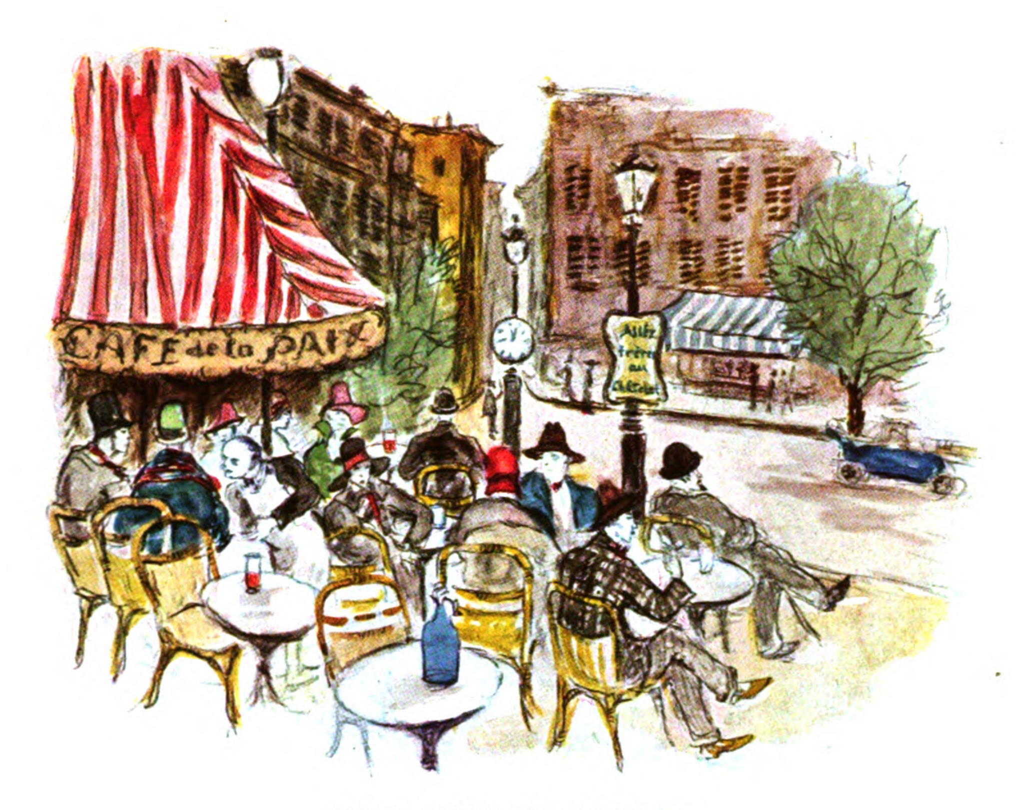
Wir ließen hinter uns die graue Stadt
Und waren still den Deich hinaufgegangen,
Leer stand das Haff, flutsehnend lag das Watt,
Es sonnten sich die dunklen Prielenschlangen.

Die Marschenrinder grasten selbstgenug,
Indem sie blöd' und sattsam um sich äugten,
Die Sommersonne drang durch Wolkenzug —
Aus unsern Augen brach ein helles Leuchten.

Uns niederlegend an den Deichabhang
Ließen wir seewärts unsre Blicke gleiten,
Kein Weltlärmton zu unsern Ohren drang,
Wir sanken tief in goldne Traumlandsweiten.

Noch einmal sah ich auf — die Ebbe schwand —,
Dann senkte sich mein Auge glanzverschwommen,
Und als ich brennend fühlte deine Hand,
Da war mit Wellenschlag die Flut gekommen.

Albert Mähl



Café de la Paix, Place de l'Opéra

Pariser Caféhäuser

Von Paul Eipper

Mit acht farbigen Abbildungen nach Aquarellen von Käthe Wilczynski

Man geht als Fremder durch die Straßen von Paris, kommt vielleicht vom Jardin des Plantes, wo man den sonnigen Vormittag verbracht hat, und schreitet — mit dem Blick auf Notre Dame — der Seine zu. Unversehens ist es Mittag geworden; Sirenen pfeifen, Glockenschläge schwingen von allen Seiten, und im Nu sind die Straßen überfüllt mit Menschen, werktätigen Menschen, die ihre Essenspause halten.

Ob es nun ein Arbeiter ist, ein Bankbeamter, Magistratssekretär oder ein Chauffeur, er wird auf dem Weg zum Mittagsmahl im Türrahmen eines jener kleinen Caféhäuser verschwinden, die überall in Paris zu finden sind, in allen Quartieren und Stadtvierteln.

Eine winzige Stube mit drei oder vier Tischen, »le bureau« genannt, und an der Breitseite die Theke, der Schanktisch, ausladend, erhöht und mit blitzendem Messing beschlagen. Dahinter steht im weißen Kittel der Garçon, wischt unermüdlich mit feuchtem Tuch die Platte rein und greift geübt vom hohen Regal im Hintergrund, was immer der Gast sich wählt.

Zwanzig, dreißig, vierzig Flaschen stehen dort, schlanke und dickbäuchige. In allen Farben leuchtet ihr Inhalt, Wein und Likör, süß, bitter, bittersüß, in den feinsten Abstufungen.

Und jeder Gast bestellt seinen »Apéritif«, läßt ihn unter Umständen kunstvoll aus vier oder fünf Herrlichkeiten zusammenmischen, trinkt das Gläschen im Stehen leer, spricht ein paar Worte mit »Madame« und eilt weiter — der Suppe entgegen.

Natürlich gibt es in Paris auch andre Caféhäuser als diese kleinen Stuben: mondäne, prunkvoll elegante Luxusstätten, wie in jeder andern großen Stadt. Aber sie haben mit »Paris« nichts zu tun, diese Paläste; sie tragen internationales Gepräge, und der Einheimische besucht sie kaum. Die reichen Vergnügungsreisenden aus Süd- und Nordamerika sitzen dort mit ihren schönen Frauen, tanzen und plaudern.

Diese Fremden sitzen an schönen Frühlingstagen natürlich auch an der »Place de l'Opéra«, wo das Weltstadtgetriebe vorübersaust, Wagen und Autos in nimmer endender Kette. Dort ist das »Café de la Paix«, der Treffpunkt aller Fremden in Paris. Es ist, wie in der Vorkriegszeit das Café Bauer Unter den Linden in Berlin, ein Weltverkehrsplatz »erster Ordnung«.



Boulevard Montmartre

Man sitzt an kleinen runden Marmortischchen gewissermaßen mitten auf der Straße, eingehüllt in ein Sprachengemisch aller fünf Erdteile, von flinken Kellnern bedient, von Blumenverkäuferinnen umschmeichelt, die Siphonflasche vor sich oder seinen verlockend bunten Apéritif, und trifft spätestens in einer Viertelstunde irgendeinen Bekannten, der ebenso erstaunt ist, dich in Paris zu sehen, wie du selbst über seine Anwesenheit dich wunderst.

Am Abend aber, wenn die Lichter brennen und die tausendfachen Verlockungen der Großstadtreklamen aufglühen, wenn leuchtend in allen Farben Transparente schimmern, dann zieht der Fremde hinauf zum Montmartre, »pour faire la bombe«.

Und nun tauchen sie auf, die berühmten Namen der Kabarette, »Le Chat Noir«, »Lapin agile«, »Cabaret Aristide Bruant«, »Moulin Rouge«, »Bal Tabarin«, das Hotel »Consulat d'Auvergne«, die Bars, Kneipen, Cafés und Kaschemmen. Und über ihnen, als Krönung, »Moulin de la Galette«, die weltbekannte Windmühle.

Schief hinter spitzgezackte Giebel taucht
Der Mond. Und lächelt in verschlafner Ecke.
Ins fahle Blau der Nacht darüber haucht
Der Straßen wilder Atem grelle Flecke.

Aus roten Fenstern schluchzen müde Geigen.
Ein Karussell wiegt stilisierte Damen,
Die weißgeschminkt das gleiche Lächeln zeigen
Im ungeheuren Blitz der Lichtreklamen.

Ein Labyrinth von Prunk und Brunst und Beten.
Auf offnen, hohen Brettern strahlt Magie.
Windmühlenflügel taumeln wie Planeten,
Voll gläubig-lüsterner Melancholie ...

Dieses Montmartre-Gedicht von Friedrich Eisenlohr gibt unvergleichlich die Stimmung jenes Montmartre, der ein Vergnügungspark geworden ist mitten in Paris, eine Fremdenverkehrsstätte, eine Anhäufung von Tanzlokalen und Musikcafés. Da laufen kostümierte »Apachen« durch die Straßen, äußerlich blutrünstig-gefährlich, im Inneren voller Geschäftstüchtigkeit; Kellerlokale sind künstlich »schauerlich« gemacht, alles um dem Herrn aus der Provinz und seiner Gattin das Gruseln beizubringen.

Da hangen die Erinnerungen an alte Zeiten, an jene Jahre um 1840, als Henry Murger das Vagabundenleben führte, dessen Geschichtschreiber und Dichter er dann geworden ist. Murger hauste im Quartier Latin und verbrachte seine Abende und Nächte mit Freunden und Künstlern — im Café, um zu plaudern, zu

disputieren und zu streiten; über Literatur, Musik und Kunst. Er gründete im Jahre 1841 mit seinen Caféhausfreunden den Klub der Buveurs d'eau, der »Wassertrinker«, und vereinigte in ihm jene jugendlichen Idealisten, die sich höchst bescheiden durch kleine Nebenarbeiten ernährten, mit ihren Freundinnen hungerten, sich gegenseitig den letzten Franken aus der Tasche pumpten, dafür aber mit fanatischem Überschwang ihre künstlerische Weltanschauung verfochten.

Henry Murger hat den Ausdruck »bohème« geprägt, und durch ihn ist der Begriff »Bohemien« in der ganzen Welt geläufig geworden für jene Künstler- und Literatenkreise, die das Caféhaus bevölkern und mit umstürzlerischen Ideen sich selber überfressen, bis dann das Talent durchbricht und ihr ungezügelter Freiheitsdrang den Weg zur ernsten Arbeit findet.

Im Jahre 1851 erschienen Henry Murgers »Scènes de la vie de bohème«, das Zigeunerleben, eines der merkwürdigsten Bücher der neueren Literatur, daseinswahr, voll vom Duft des Erlebten, die Tragikomödie der Kunstzigeuner, von gütigem Humor verklärt. Und es bedurfte nicht erst der Musik Puccinis, um die Gestalten dieses Buches, die Mimi und Musette, Rudolph und Marcel, unsterblich zu machen.

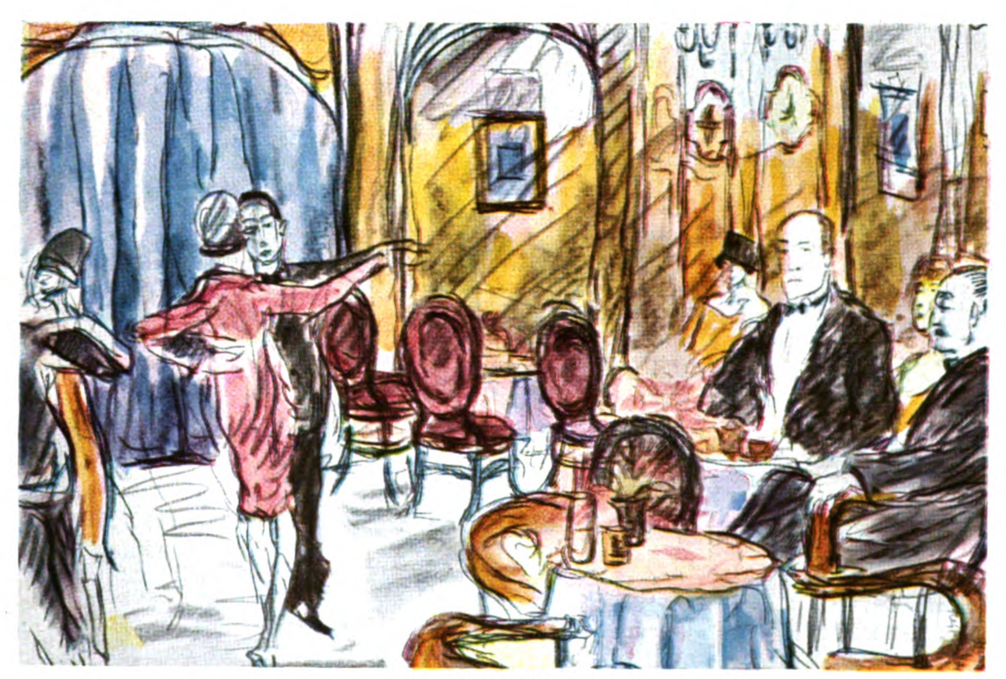
Sie leben ja überall, wo junge Künstler sich zusammenfinden, im guten alten München der Simplizissimuszeit, bei der Kathi Kobus in der Türkenstraße, bei Papa Benz und bei Wedekinds Elf Scharfrichtern, im Café Größenwahn, das — in München zur Welt gekommen — schließlich sogar in Berlin einen Ableger hatte, in Wien, wo Peter Altenberg der Gott des Caféhauses war.

Die Mutterzelle aber sind Paris und das Quartier Latin, sind jene Bücherwagen an den Kais der Seine, ist der Montmartre und die Sacrécoeur, bis zu jenem Friedhof, auf dem Heinrich Heine begraben liegt und Oscar Wilde.

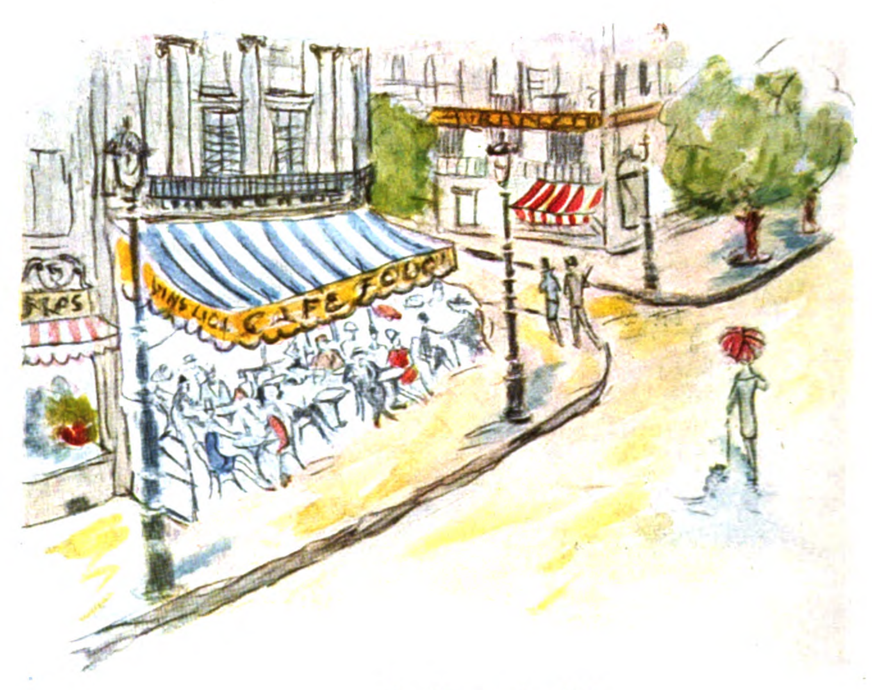
»Die Boheme ist die Probezeit des Künstlers. Sie ist die Vorrede zur Akademie, zum Hospital oder zur Morgue,« so sagt Murger und unterscheidet zwischen unbekannter Boheme, Boheme aus Liebhaberei und offizieller.

Es ist keineswegs eine Abschweifung vom Thema des Pariser Caféhauses, wenn wir uns hier etwas näher mit den »Zigeunern der Kunst« beschäftigt haben und noch beschäftigen werden; denn durch sie und ihre Freunde, besonders aber durch ihre Freundinnen und Frauen bekommt das echte Pariser Caféhaus jenen eigentümlichen Zauber voll zärtlicher Melancholie und natürlicher Grazie.

Die bürgerliche Pariserin geht niemals allein ins Café. Es ist in Paris völlig undenkbar, daß Damen des Mittelstandes und der guten Gesellschaft ihr Kränzchen in einem öffentlichen Cafélokal abhalten, wie das in deutschen, namentlich sächsischen Städten durchaus üblich wurde. Und ich kann es mir nicht versagen, an dieser Stelle auszusprechen, daß die deutsche



Champs Elysées



Am Eingang des Bois

Ansicht von der leichtlebigen, vergnügungssüchtigen und sittlich wenig einwandfreien Pariserin eine unmögliche Verallgemeinerung und als solche ein völliger Irrtum ist. Die Pariser Frau muß als ein durchaus bürgerliches Wesen bezeichnet werden, häuslich, stets bestrebt, den Gatten zu versorgen und das kleine Vermögen zu vermehren, mit Hilfe dessen Monsieur und Madame möglichst bald jenes typische Rentierleben irgendwo in der französischen Provinz zu führen hoffen, worin der Franzose seiner Seligkeit Gipfel erkennt.

Auch die »Damen der Straße«, die Töchter der Freude, sind nicht ohne einen Stich Bürgerlichkeit. Da sitzen sie, im »Boulevard Montmartre«, natürlich ohne Strickstrumpf, aber mit einer gewissen Bonhomie, trotz der auffallenden Farben ihrer Kleidung. Und zwischen diesen zwei Arten von Frauen, der Bürgerin und der Tochter der Freude, steht sie, die kleine Freundin des Künstlers, die Midinette, die Modistin, die Kunstschülerin, das Modell. In ihr ist aller Scharm vereinigt, alle Duldsamkeit, alle Fröhlichkeit und auch das Leidvermögen.

Diese Ausführungen dürfen natürlich nicht ohne weiteres auf die letzten Jahre vor dem Krieg, auf Weltkrieg und Inflation angewendet werden, eine Zeit, die auch der Stadt Paris die Heimsuchung der Fremdenflut gebracht hat, den Schiebertaumel und die Jagd nach Vergnügen und Geld. Was heute noch von dieser Seuche, die ganz Europa bedrückt hat, in Paris besteht, ist ein Fremdkörper, der mit der Stadt und ihren Einwohnern ebensowenig etwas gemein hat, wie das in Berlin, in Kopenhagen und in Rom der Fall ist.

Zu Beginn unsers Jahrhunderts haben die Bohemiens, die heute in Paris noch unverändert hausen wie zu Zeiten von Musset, Heinrich Heine und Henry Murger, mit ihrem ganzen Kreis den Montmartre verlassen, und an ihrer Stelle ist die Maskerade des Rummelplatzes eingezogen, eine Industrie zur Ausbeutung der Fremden.

Die Maler, Bildhauer, Musiker und Dichter sind wieder über die Seine zurückgegangen ins Quartier Latin und darüber hinaus zum Montparnasse. Dort entstanden neue Caféhäuser nach ihrem Sinn, und diese Gegend ist unverändert wieder der alte, gute Nährboden des Bohemiens geworden, aus dem die Talente wachsen in der Kunst und hin und wieder auch das Genie.

Man kommt von der Seine her, den Boulevard Saint Michel herauf, atmet den Duft der Bäume aus dem Luxembourg und schlendert bis zur Ecke des Boulevard Montparnasse. Schnurgerade zieht sich diese Straße hin; an ihrem Ende winkt die Gare Montparnasse. Und in dem Straßenviertel, das durch

die Rue des Rennes und den Boulevard Raspail umgrenzt wird, befindet sich nun das Hauptquartier der modernen Boheme.

Sie kommt aus allen Himmelsrichtungen nach Paris, von Holland und von Jugoslawien, aus Japan ebenso wie aus Deutschland, aus der Türkei und aus Bolivien.

Und wieder wie zu Zeiten der Moulin Rouge sitzen die Künstler (ohne Samtjoppen) an kleinen runden Marmortischchen bei einer Schale Café oder beim Apéritif und verfechten hingerissen ihre Ansichten über die Kunst, die ewig wahre. So arm und mittellos die meisten auch sind, bilden sie doch die Existenz der kleinen Bürger, Cafétiers, Handwerker und Wohnungsinhaber des Viertels. Auch die Mimis leben wieder auf, les petites femmes, die natürlich Radio kennen, das Grammophon und den Cinéma, die aber, wie ihre Großmütter, ein gütiges Herz haben und ein zärtliches Verständnis für die Kunst und ihre Jünger.

An der Kreuzung der Boulevards Montparnasse und Raspail liegt das Hotel Raspail. Von seinen Fenstern geht der Blick auf zwei Caféhäuser, die einander gegenüber an beiden Straßenecken liegen: »La Rotonde« und der »Dôme«.

Zwischen diesen beiden Cafés, der Rotonde und dem Dôme, entwickelt sich den ganzen Abend und die halbe Nacht hindurch ein lebhafter Wechselverkehr. Immer wieder speit die Metro-Station neue Besucher aus, die schnell in der Rotonde verschwinden, um einige Stunden später, in Gruppen lebhaft disputierend, über die Straße zu schreiten, stehenzubleiben, zu gestikulieren und schließlich drüben im Dôme zu verschwinden. Während die Gäste des Dôme korrespondierend den Wechselpfad herüberziehen über die Straße, zur Rotonde.

Solche Cafés gibt es zu Dutzenden im Viertel. Da ist ein paar Schritte den Boulevard Montparnasse hinunter der »Jockey«, das Musikcafé, in dem »la Kiki« singt, die Freundin von Therèse.

Therèse ist eine bedeutende Persönlichkeit im Montparnasse und eins der begehrtesten weiblichen Modelle. Sie hat ihren Sitz hauptsächlich im Café du Dôme, und es wird in weitem Umkreis wenig Künstler geben, die nicht die Intelligenz und das kunstverständige Urteil dieses



An der Theke

Mädchens anerkennen. Sie genießt völlige Gleichberechtigung und wandelt mit der Würde, die Achtung verleiht, lustig und gepflegt von Tisch zu Tisch.

Aber beschäftigen wir uns einmal mit dem Café selber. Was ist der »Dôme«?

In der »Kölnischen Zeitung« vom 29. März 1914 schreibt Robert Schwerdtfeger: An der Ecke der Boulevards Raspail und Montparnasse liegt das wohlbekannte Café du Dôme, eigentlich das Café der Deutschen, das aber ebenso international ist wie alles hier im Quartier. Im Café du Dôme hat die Elite der deutschen Künstler ihren Tisch, und wer von uns aus Deutschland nach Paris kommt und steht nur in einiger Beziehung zu dieser Welt, der findet sich im Café du Dôme ein, wo manche Berühmtheit aus der Kunst, der Literatur, der Gelehrtenwelt, von der Bühne, ja selbst aus der Luft, im bunten Kreise Platz genommen hat. Sie kommen alle hierher, die Franzosen zu den Deutschen, und hätte ich die Absicht, Namen zu nennen, so ergäbe das eine buntschillernde Liste.

Im Juni 1914 hat Alfred Flechtheim, der Berliner Sammler und Kunsthändler, die erste Ausstellung des Dôme-Kreises in Deutschland gezeigt. Die deutschen, österreichischen, schweizerischen und skandinavischen Maler, die im Café du Dôme verkehrten, stellten Flechtheim ihre Bilder zur Verfügung; die Franzosen gesellten sich dazu, und heute, nach zwölf, dreizehn Jahren, hat es sich bereits gezeigt, daß Persönlichkeiten von subjektiver Geltung aus diesem Caféhaus hervorgewachsen sind.

Matisse, Picasso, Braque und Dérain, Pascin, Rudolf Levy, Purrmann, Bondy, die Laurencin, Rudolf Großmann, sie alle kamen nach und nach in diesen Kreis, und nicht vergessen sei die soignierte Erscheinung des gütig-klugen Wilhelm Uhde, der den Zöllner Rousseau entdeckt und die gescheitesten Dinge über Kultur und Kunst der Gegenwart geschrieben hat.



Apachenlokal

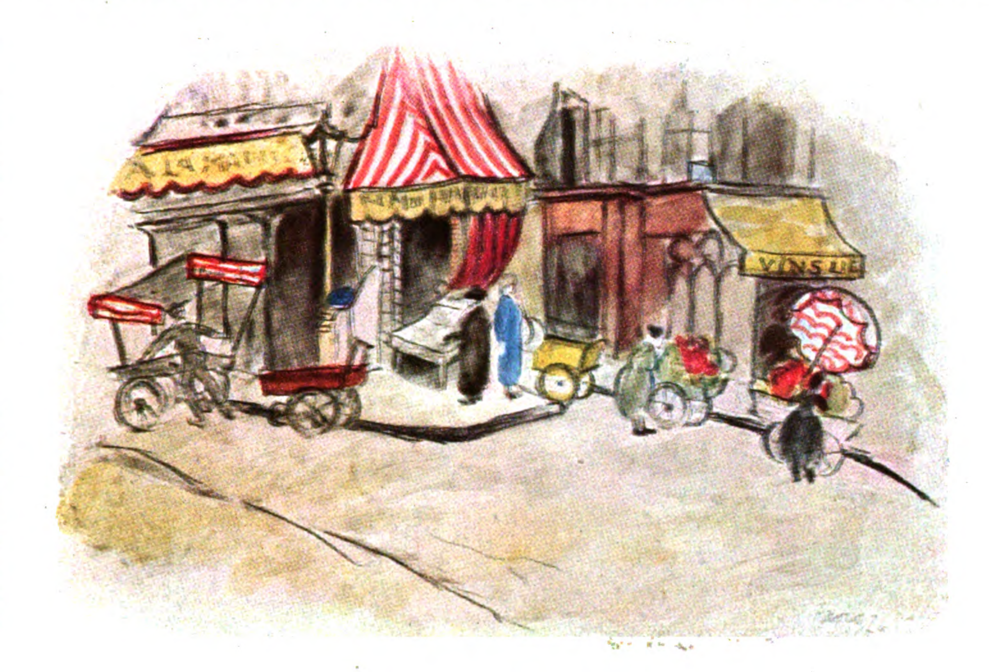
Auch Käthe Wilczynski, deren vollgefüllten, bunten und schönen Studienmappen diese Arbeit die Anregung verdankt, gehört zum Kreis der Dôme-Künstler.

Still und verschlafen liegen die kleinen, schmalen Bürgerhäuser des Viertels; der Charakter einer Provinzstadt bleibt durchaus gewahrt; unten aber im Café sitzen die Kunstbeflissenen und streiten sich die Köpfe heiß im immer gleichen Thema.

Stell' auf den Tisch die duftenden Stilleben,
Die letzte Tube Zinkweiß hol' herbei,
Und laß uns wieder von Cézannen reden,
Wie einst — im Januar, Februar, März, April und Mai!

Im Winter 1926 fand zum erstenmal wieder seit dem Kriege der »Bal des Quatres Arts« statt. Und weil dieser Ball charakteristisch ist für die Pariser Boheme, weil er die Stammgäste aller Cafés eine Nacht lang vereinigt, sei er beschrieben.

Der »Quatres Arts« ist der Ball der Pariser Modelle;



Straßenecke bei Sacré-coeur

sie und die Malerinnen stellen das einzige weibliche Kontingent des Abends. An Nichtkünstler werden niemals Karten abgegeben, und man ist also völlig unter sich, eine große Familie.

Natürlich herrscht ausgelassen fröhliche Stimmung. Aber es wird sich kaum einer der Besucher an Entgleisungen oder peinlich häßliche Situationen erinnern können. Man singt und tanzt, trinkt, raucht, flirtet und neckt sich. Die Modelle, berufsmäßig nicht an Überfülle in der Kleidung gewöhnt, sind auch an ihrem Ehrenabend leicht geschürzt.

Der Höhepunkt des Festes ist ein Wettbewerb, ein Wettbewerb des Schönen, eine höchst ernsthafte Angelegenheit, trotz des Karnevals. Das schönste Modell wird preisgekrönt!

In den Jahren vor dem Krieg begnügte man sich stets mit der Jury einer Teilschönheit: die Feststellung des klassisch ebenmäßigsten Rückenaktes, die Anmut der Arme, die Weichheit der Hüften, der vornehme Adel der Schultern und des Kopfes.

Die Modelle, die sich dem Preisgericht zu unterwerfen beabsichtigen, geben Namen und Adresse bei der Festleitung ab und werden nach Mitternacht in einen Nebenraum gerufen. Die Verbindungstür zum Tanzsaal ist ausgehoben; an ihrer Stelle befindet sich eine schwarze Tuchbespannung mit einem ovalen Ausschnitt.

Die ganze Versammlung gruppiert sich nun vor diesem Ausschnitt, hinter dem der Wettbewerb sich vollzieht. Eins nach dem andern treten die Modelle in ihrer Berufskleidung der Hüllenlosigkeit an dieses grell beleuchtete Oval.

Wohl steigt mancher Spottpfeil auf, und derbe Scherzworte werden laut, wenn die »Formen« den Ansprüchen nicht genügen. Aber die Entscheidung der Preisrichter ist vollkommen ernsthaft und für die Gekrönten von weittragender Bedeutung.

Das Modell, das auf dem »Bal des Quatres Arts« den Preis erringt, braucht für die Engagements des nächsten Jahres keine Sorge mehr zu tragen. Alle Akademien, die staatliche und die vielen Privatinstitute, bewerben sich um seine Gunst.

Genug jetzt von der Boheme! Genug von ihren Festen, von ihren Cafés! Das Thema ist unerschöpflich, ewig neu und immer interessant.

Andre Arten von Gaststätten drängen zu ihrem Recht. Auch sie gehören zur Physiognomie von Paris und wollen beschrieben sein.

Da sind die Cafékeller der Apachen, die Kaschemmen der Vorstädte, die Wärmestuben der Fortivs, wo der Abschaum der Großstadt haust, die Verbrecher und die Dirnen, die Glücksritter, die Verwegenen.

Auch hier bilden drei oder vier Tische das »bureau«, auch hier blitzen die Messingbeschläge an der Theke, auch hier funkelt in vielen Farben der Inhalt der Flaschen. Das bevorzugte



Das Modell Therèse im Café du Dôme

Getränk in diesen Cafés ist der Absinth, jene giftgrüne Flüssigkeit, die Anis- und Wermutöl enthält und ernsthaft gesundheitsschädlich ist. (Daher ist die Herstellung von Absinth in jüngster Zeit auch in Frankreich verboten.)

Glücksspiel, Würfel und Karten, das Aushecken finsterer Pläne, Hehlerei und die Verhandlungen zur Verwertung von Diebesbeute füllen die Stunden der Nacht in diesen Kellern aus, die keine Polizeistunde kennen und jeden Augenblick einer Razzia gewärtig sind. Mancher stumme Gast hat von hier aus den letzten Weg zur Morgue gefunden, wo hinter dicken Glasscheiben sein Leichnam der Erkennung harrt und auf das schmale Geviert am Kirchhofsrand wartet.

Zu helleren Dingen, zu Licht und Sonne! Blitzend in Sauberkeit, kleine Schmuckkästchen, liegen die Cafés und Milchhäuschen am Eingang zum Bois, umkost vom Duft der Blumen, angenehm beschattet von den blau und rot gestreiften Dächern der leinenen Markisen.

Schöne Frauen spazieren über die Straße. Elegante Reiter traben daher, Dogcarts huschen geräuschlos auf Gummirädern zwischen den Baumalleen in die Ferne, und dieses ganze Panorama, den berauschenden Duft der Springen, genießt der Mensch, wohlig zurückgelehnt in seinem Stuhl am Trottoir, vor sich den kleinen runden Marmortisch, die Auswahl der tausend süßen Speisen, Kuchen und Törtchen, die von flinker Hand serviert werden.

Literarische Rundschau

Es ist ein Titel mit doppeltem Boden, den Arthur Schnitzler seiner neuesten Erzählung gegeben hat. »Spiel im Morgengrauen« (Berlin, S. Fischer), das soll nicht nur heißen: ein junger Offizier lädt, nachdem er sich als hartnäckiger Gewinner eine ganze Weile schon als kleiner Krösus und großmütiger Freundesretter fühlen durfte, beim morgenfrühen Glücksumschlag eine gefährliche Spiel- und Ehrenschuld auf sich, das soll auch heißen, und diese eigentümliche, den geläufigen Fall zur besonderen Begebenheit stempelnde Wendung macht die Erzählung erst zur Novelle: vierundzwanzig Stunden später, im nächsten Morgengrauen treibt eine flüchtige, einst leichthin abgetane und vergessene Augenblicksgeliebte, jetzt die Frau seines um Hilfe angegangenen Onkels, ihr kokett grausames, aber gerechtes Liebesspiel mit dem Leutnant und offenbart ihm, der wohl gesonnen gewesen wäre, sich für die Schuldsumme zu verkaufen, schlagend den Unwert seiner Person und Existenz. Der von einer Kassenrevision bedrängte Freund erhält noch rechtzeitig den von der »Dame« als Liebeslohn zurückgelassenen Tausender; die Rettung aber für den Spieler selbst, zu der sich nach dem Abschied im Morgenlicht die »Dame« doch hat bewegen lassen, kommt zu spät: der Revolver hat schon seine Schuldigkeit getan. Das ist selbstverständlich, wie es sich für einen solchen echt Schnitzlerschen Stoff in echt Schnitzlerschem Milieu geziemt, mit Meisterschaft erzählt, mit all der bebenden, fein und leise die letzte Falte des Innenlebens bloßlegenden Psychologie, die ihm eigen und heute noch treu ist; aber warm wird man dabei nicht, zu Herzen geht es einem erst recht nicht, nicht einmal der Verstand läßt sich von der Möglichkeit oder der Lebenswahrheit des »Falles« überzeugen, und am Ende hat man das Gefühl, sich die Finger waschen zu müssen — so unsauber ist das Ganze.

Zeiten politischer Umwälzungen, wie wir eine erlebt, haben stets eine ausgesprochene Vorliebe für Abenteurerschicksale gehabt. Friedrich von Oppeln-Bronikowski findet in seinem Buche »Abenteurer am preußischen Hofe 1700—1800« (mit 16 ganzseitigen Bildern; Berlin, Gebrüder Paetel) mancherlei innere Begründungen für diese Tatsache und stützt damit die Berechtigung, für seine Sammlung von historisch-biographischen Studien gerade jetzt ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen zu dürfen. Uns will scheinen, als brauchte das Buch diesen Vorspann der Aktualität gar nicht. Sein Inhalt gehört zur Sittengeschichte und ist dafür aufschlußreicher als manche großmächtig aufgezogene Staatsaktion. Was der Verfasser über die Rolle der Alchimie im 18. Jahrhundert und der mystischen Geheimwissenschaften bis zum Treiben der Rosenkreuzer am preußischen Hofe, was er über Böttgers, des Porzellanerfinders, Berliner Anfänge, über Gaetano, den Berliner »Böttger-Ersatz«, über Klement, den politischen Hochstapler am Hofe des Soldatenkönigs, über Poellnitz, den Sensationsschriftsteller, Hofnarren im Tabakskollegium des Soldatenkönigs und Oberzeremonienmeister Friedrichs des Großen, was er über die alchimistischen Anwandlungen dieses aufgeklärten Königs selbst, über den Abenteurer Trenck und sein angebliches Liebesverhältnis zu Friedrichs Schwester Amalie, über Casanovas, Saint-Germains und Cagliostros Beziehungen zum preußischen Hofe und zur Berliner Gesellschaft, und was er endlich über die Rosenkreuzer, über die Frömmler Bischoffswerder und Wöllner, über die Mätressenwirtschaft der Wilhelmine Enke-Ritz-Lichtenau, das Fräulein von Voß und die Gräfin Dönhoff zu sagen hat, alles das gehört zum historischen Gemälde der Zeit und darf nicht darin fehlen, gleichviel, ob sich in der Gegenwart Parallelen dafür finden oder nicht. Eins freilich müssen wir für die Darstellung solcher lichtscheuen Erscheinungen heute verlangen: ihre historisch-kritische Beurteilung und ihre Befreiung von all dem romanhaften Klatsch, dem diese Gestalten und Dinge noch vor gar nicht langer Zeit, z. B. in Vehses vielgelesenen preußischen Hofgeschichten, ausgesetzt waren. Dafür aber bürgt uns Oppeln-Bronikowskis Buch, wie die Leser der Monatshefte schon aus dem hier zuerst erschienenen, nun in dieses Werk in breiterer Ausgestaltung übergegangenen Aufsatz des Verfassers »Abenteurer am preußischen Hofe« (Augustheft 1926) wissen, wo sie zugleich einen Vorgeschmack seiner Kunst, zu erzählen und zu schildern, bekommen haben. Völlig Neues bringt der Abschnitt »Casanova in Berlin« sowie in dem Kapitel über die Rosenkreuzer die Geschichte der Julie (eigentlich Elisabeth Amalie) v. Voß, späteren Gräfin Ingenheim, die bisher, vornehmlich durch die stark entstellt herausgegebenen Tagebücher ihrer Tante, der Oberhofmeisterin Gräfin v. Voß, in Legenden gehüllt war. Der Verfasser hat nach Bailleus Vorgang die echten Tagebücher der Gräfin im Geheimen Staatsarchiv studiert und schon dadurch dem »frommen Betrug«, der mit dieser Geschichte getrieben worden, ein unfrommes Ende machen können.

Von Karl Schefflers hier gleich nach ihrem Hervortreten gewürdigten Geschichte der europäischen Malerei und Plastik (Berlin, Bruno Cassirer) ist —

früher, als man erwarten durfte — der das Werk abschließende zweite Band erschienen (348 Seiten mit 174 Abbildungen; in Ganzleinen geb. 28 M.). Er enthält die Geschichte der europäischen Malerei vom Impressionismus bis zur Gegenwart, der europäischen Plastik im 19. und 20. Jahrhundert, behandelt also einen Zeit- und Schaffensraum, der in der Malerei von den Namen Menzel und Pechstein, in der Plastik, die im ersten Bande übergangen war, von den Namen Canova und Barlach oder, wenn man jüngere, doch weniger bezeichnende Erscheinungen nennen will, Lehmbruck oder Archipenko begrenzt wird. Der Vorteil, der sich dem Verfasser für die Charakteristik uns so nahe gerückter Künstler und Kunstwerke in dem Miterleben ihrer Persönlichkeiten und Schöpfungen bietet, wird aufgewogen durch die ungleich größere Schwierigkeit, zu den Gegenständen die Distanz und damit das richtige Augenmaß nicht zu verlieren: der Stein des Anstoßes, über den schon so viele moderne, bis in die unmittelbare Gegenwart fortgeführte Kunstgeschichten gestolpert sind. Scheffler besitzt einen ihn gegen diese Gefahr schützenden doppelten Talisman: seine kühle, unbestechliche Sachlichkeit und seine spröde, unerbittliche Verschlossenheit gegen alle bloßen Mitläufer und Macher, die nichts Persönliches aufzuweisen haben. Diese beiden — man darf wohl sagen literarischen Charaktereigenschaften bewahren ihn davor, in der Flut von Namen zu versinken, die sich aufdrängen, und erlauben es ihm, wirklich zu kennzeichnen, zu werten, abzuwägen, zu unterscheiden und damit aus Namen Gestalten, aus Werktiteln schöpferisches Leben, aus Richtungen Bewegungen zu machen.

Der Berufsverbrecher, eine dem Gewohnheitsverbrecher verwandte Spezies unter den Schwerverbrechern, ist im Laufe der modernen Gesellschaftsentwicklung, die — vor allem in den Großstädten — das schutzbedürftige Rechtsgut dem verbrecherischen Instinkt verlockender denn je darbietet, immer mehr zu einem selbständigen sozialen Typus geworden, der auf allen Gebieten der Volkswohlfahrtspflege als Problem gewertet wird. Die Kriminalistik und Strafgesetzgebung sieht sich hier vor Aufgaben gestellt, deren Lösung in Deutschland bisher wenig über Versuche und Experimente hinausgeschritten ist, zumal da man — zum Teil sicher nicht kleinliche — Bedenken hegt, dem Vorbilde der nordamerikanischen Union und Australiens folgend, außereuropäische Verhältnisse als richtunggebend anzuerkennen. Der Stand dieser Frage, die augenblicklich der Öffentlichkeit durch einen dem Reichsrat vorliegenden Gesetzentwurf zur Bekämpfung der »gefährlichen Gewohnheitsverbrecher« wieder nahetritt, wird in dem Buch »Berufsverbrecher« von Geh. Rat Dr. Robert Heindl (Pan-Verlag, Rolf Heise, Charlottenburg 2), aufs reichste und gründlichste mit wertvollem Material belegt, im ganzen Umfange ihrer sozialen Bedeutung aufgerollt. Heindl, der neben Wulffen als bedeutendster unter den lebenden Kriminalisten gilt, schöpft Darstellung und Kritik aus langen Jahren praktischer Erfahrung im Kriminaldienst: unter Bertillon bei der Pariser Polizei, als Kriminalpolizeichef in Dresden und als Ministerialrat im Reichsdienst, wo er polizeiliche Organisations- und Gesetzgebungsfragen zu bearbeiten Gelegenheit hatte. Als Studiengast englischer, amerikanischer und australischer Polizeibehörden, während monatelanger Aufenthalte in den französischen, angloindischen und spanischen Strafkolonien lernte er das Verbrechertum aller Kontinente kennen. Aus der Mannigfaltigkeit dieses Wissensreichtums werden die gewichtigsten Kriminalfälle der letzten Jahrzehnte beleuchtet und ergeben das Gesamtbild einer Internationale von Desperados, die in Kaschemmen, Slums, Spielhöllen, Bordellen, Winkelagenturen und nicht zuletzt in den Stätten der großen Welt ihr Berufsfeld haben, einen »Staat im Staate« bilden, zunftmäßig organisiert nach bestimmten Typen, vielfach einem härteren Gesetz unterworfen als das, mit dem sich die Gesellschaft ihrer zu erwehren sucht. Wie notwendig diese Abwehr ist, ergibt sich aus der von Heindl genannten Ziffer der berufsmäßig ausgeführten Verbrechen, die die Zahlen der offiziellen Reichskriminalistik um ein Vielfaches übertrifft und — volkswirtschaftlich gesehen — für den Staat und die Privatwirtschaft eine uneinbringliche dauernde Vermögensschädigung bedeuten.

Eine Reihe von deutschen Landschafts- und Städtebildern wirbt um die Gunst auch derer, die nicht durch heimatliche Bande der Erinnerung mit ihren Schauplätzen verknüpft sind, wohl aber jetzt mehr denn je das große Gefühl deutscher Schicksalsgemeinschaft in sich spüren.

Da ist von Fritz Mielert, dem unermüdlichen Lichtbildner, der sich unter dem Antrieb dieser Kunst mittlerweile auch zum kenntnis- und geschmackvollen Schriftsteller ausgebildet hat, die »Treue Ostmark«, ein »deutsches Pflicht- und Ehrenbuch« mit 79 prachtvollen Aufnahmen aus Ostpreußen und einer landschaftlich-historischen Einleitung (Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus). Sodann legt die Stadt Beuthen (O.-S.) in einem besonders stattlichen Bande der »Monographien deutscher Städte« (Band 15, Berlin-Friedenau, Deutscher Kommunal-Verlag; geb. 6,50 M.) eine von Erwin Stein herausgegebene Darstellung ihrer landschaftlichen Reize und Eigentümlichkeiten, ihrer wirtschaftlichen,

hygienischen, sozialpolitischen und technischen Arbeit vor. Dieses Buch, mit vielen Abbildungen ausgestattet, ist aus tiefster Not geschrieben, zum Nachweis der tausend Wunden des Genfer Diktats, noch mehr aber zur Offenbarung unsers Willens, trotz allem Unglück das Bollwerk deutscher Kultur im Südosten des Reiches zu behaupten. Wir müssen dieser Treue und Standhaftigkeit durch tätige, ermunternde und bestärkende Teilnahme danken, um so mehr, als der Magistrat der Stadt, von dem das Buch unmittelbar bezogen werden kann, den Erlös für deutsch-kulturelle Zwecke verwendet.

Auch um den Westen unsers Vaterlandes macht sich Fritz Mielert verdient, wenn er — diesmal nicht als künstlerischer Photograph, sondern als literarischer Herausgeber — ein Heimatbuch »Westfalen« erscheinen läßt (Essen, G. D. Baedeker; 2. Aufl.; geb. 8 M.). Er selbst leitet es ein, läßt dann aber Mitarbeitern aus Gegenwart und Vergangenheit, wie Josef Windler, Lulu von Strauß-Torney, Max Bruns, Ludw. Bäte, Julius Hart, Friedrich Castelle, Fritz Droop, Herm. Wette, Freiligrath, Droste-Hülshoff und Immermann, das Wort und bringt so zugleich eine Blütenlese westfälischer Heimatdichtung und Heimatschilderung zusammen, der sich die 16 künstlerischen Abbildungen harmonisch einfügen. Levin Schückings und Freiligraths »Malerisches und romantisches Westfalen« ist längst veraltet; hier ersteht ein Ersatz, der uns das wohl verschmerzen läßt, so viel einfacher er, zumeist aus bewährten Büchern gepflückt, sich auch darstellt. — Ähnlich wie dies Westfalenbuch ist das Brockenbuch angelegt, das Rudolf Schabe, der gegenwärtige Brockenwirt, herausgegeben, W. Große aus kleineren oder größeren Beiträgen über Natur und Geschichte des Berges zusammengestellt hat (Braunschweig, E. Appelhans & Ko.). Wir sind dankbar für den Versuch, die von Schicksalen und sinnbildlicher Bedeutung fast überladene Erscheinung des Berges von möglichst verschiedenen Seiten zu beleuchten, hätten aber gern gesehen, daß daran dichterisch fühlenden und gestaltenden Schriftstellern mehr Anteil gewährt worden wäre als den Federn der Gelegenheitsschriftsteller, die oft ungelenk und nüchtern sind. Auch für den eingefügten modernen Buchschmuck ist es nicht vorteilhaft, daß ihm im Anhang ungleich beredtere historische Brockenbilder aus dem 17. bis 19. Jahrhundert beigesellt werden. Man sollte solche Bücher lieber einem in derartigen Arbeiten erfahrenen Berufsschriftsteller anvertrauen; Liebhaberei reicht dafür nicht aus. — Zum Abschluß gekommen ist inzwischen mit dem 2. Bande (beginnend mit dem Jahre 1553) die Geschichte der Stadt Hildesheim, die J. Gebauer im Auftrage des Magistrats verfaßt und Herm. Maier mit künstlerischem, aus stadtgeschichtlichen Motiven gewonnenem Bildschmuck ausgestattet hat (Hildesheim und Leipzig, Aug. Lax). Dem Verfasser ist es hier, mehr noch als im spröderen ersten Bande, gelungen, einen Darstellungston zu treffen, der Belehrung, Anregung und Unterhaltung vereinigt und diese an Geschehnissen, Gestalten und Farben gewiß nicht arme Stadtgeschichte zu einem zwar gewichtigen, aber volkstümlichen Buche zu machen, aus dem sich nicht nur der Hildesheimer seine Erinnerungen erfrischen, sondern auch Fremde für ihre geschichtliche Anschauung Gewinn und Genuß ziehen können.

Für die von Prof. Dr. Georg Biermann herausgegebenen »Stätten der Kultur« (Leipzig, Klinkhardt & Biermann) hat unser Mitarbeiter Dr. Paul Ferdinand Schmidt schon vor zwanzig Jahren das Städtebild »Frankfurt a. M.« geschrieben. Damals war es fast eine Streitschrift gegen die herrschenden Geschmacksmächte, heute, in der 2. Auflage (mit 32 Abbildungen auf Tafeln, karton. 4,80 M.), hat es seine historische Ruhe zurückgewonnen und wendet sich nun wieder gesammelter der Darstellung des Gewesenen zu, haben doch nur wenige deutsche Großstädte ihren Kern aus früheren Jahrhunderten so rein bewahrt und ihre Geschichte so gleichmäßig in die Gegenwart zu tragen vermocht wie Frankfurt. »Geschichte und Geographie Frankfurts bilden die unverrückbare Basis, auf der es seine Gegenwart und Zukunft aufbaut.« Neu hinzugekommen sind in dieser Auflage die Kapitel über die Baukunst im Mittelalter und in der Barockzeit und über die Frankfurter Künstler, unter denen uns in neuerer und neuester Zeit Persönlichkeiten wie Thoma, Steinhausen, Boehle, Wilh. Altheim, Ottilie Röderstein, Jakob Nußbaum, Max Beckmann und Benno Elkan begegnen. — Heidelbergs landschaftlicher und historischer Ruhm ergänzt in dem »Kurpfälzischen Skizzenbuch«, worin Dr. Ludw. Schmieder auf 25 Tafeln gleich viele Ansichten von Stadt und Schloß, näherer und weiterer Umgebung zeigt (Heidelberg, J. Hörning). Es ist gewiß begreiflich, daß Künstler aller Zeiten in der schönen Neckarstadt einen fesselnden Vorwurf gefunden haben, und doch haben diese durch die Jahrhunderte zerstreuten Blätter erst wieder entdeckt und gesammelt werden müssen, so sehr waren gerade ihre besten und feinsten durch spätere süßliche oder theatralische Darstellungen verdunkelt worden. Hier wird das Reizvollste und Kennzeichnendste davon aus einem Klebebande des Stuttgarter Kupferstichkabinetts mit sachlichen und kritischen Erläuterungen wieder ans Licht gezogen und dem allgemeinen Kunstgenuß zurückgegeben.

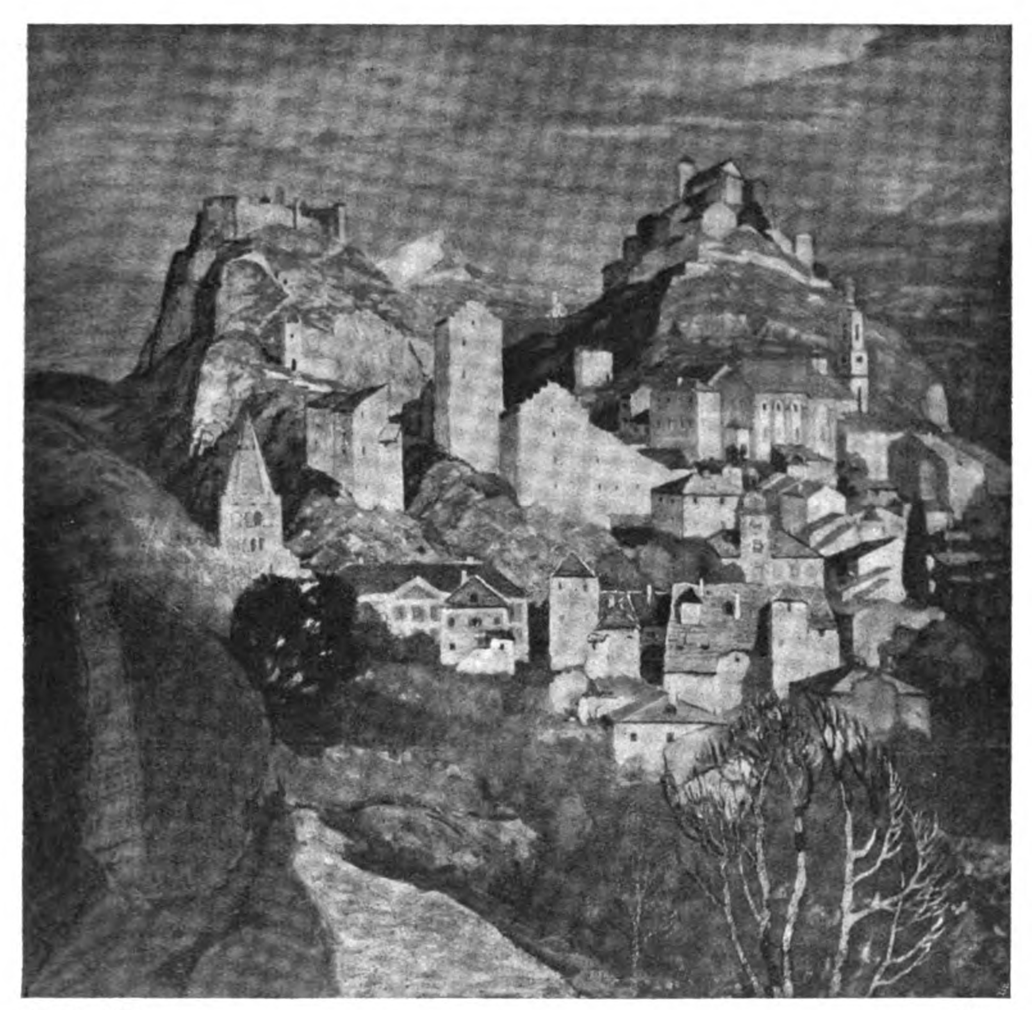
Was könnte einem bedeutenden, von der Geschichte geweihten, von der Kunst tausendfältig geschmückten Bauwerk Besseres und Rühmliche-

res geschehen, als wenn sein Meister und Pfleger selbst ihm das literarische Denkmal setzt? Diesen Ehren- und Liebesdienst hat der Münster-Baumeister Dr. h. c. Friedrich Kempf dem Freiburger Münster in einem mit 274 musterhaft exakten Abbildungen geschmückten Werke geleistet (Karlsruhe, G. Braun; in Ganzleinen 20 M.). Baugeschichte und künstlerische Ausstattung des Münsters finden hier die liebevollste und sorgsamste Würdigung, und doch steht in dem ganzen Buch keine Zeile, die sich dem Verständnis des Laien entzöge. Wer mit »Monographien« häufigere Bekanntschaft gemacht hat, weiß, wie selten und wie wertvoll das ist. Keine Abbildung, die nicht im Text erläutert, kein Abschnitt im Text, der nicht durch eine oder mehrere Abbildungen veranschaulicht würde. Es ist eine Wonne für Auge und Herz, durch dies Buch, dem man bald freund wird, Seite für Seite, Bild für Bild zu lustwandeln!

Wie die mittelalterlichen Dombaumeister an die Strebepfeiler ihre kecken Wasserspeier klebten, so heftet sich an den Prachtband über das erhabene Freiburger Gotteshaus das luftige Büchlein, das Ludwig Sternau aus behender, fast zu feuilletonistischer Feder geschleudert und »Das unbekannte Potsdam« genannt hat (Berlin SW 68, A. W. Hayns Erben; geb. 2,50 M.). Was er in leichten, duftigen Aquarellfarben ausmalt, ist das Potsdam der stillen Winkel, das Potsdam, das auch über die echte oder künstliche friderizianische Bannmeile der Stadt in Gärten und Bauten hinausgreift: hinüber nach dem Pfingstberg und der Kolonie Alexandrowka, nach dem Belvedere auf dem Klausberg, dem Schloß Kaputh, dem Neuen Garten und dem Marmorpalais, nach Marly, Villa Liegnitz und der Pfaueninsel, die hier fast zur Heldin einer kleinen artigen Novelle wird.

Auf keinem andern Landschaftsgebiete ist die Photographie ein so gefährlicher Wettbewerber der Malerei geworden wie im Hochgebirge. Die Schwierigkeiten, die sich — mehr für das Gestell als die Linse — anfangs wohl zeigten, haben sich mit den fortschreitenden technischen Verbesserungen bald in Vorteile verwandelt: der richtige Standpunkt war hier leichter zu finden als in der Ebene, die Formen brachten ihre großen, festen Umrisse mit, die Lichtverhältnisse sorgten von selbst für die starken Kontraste, die das Lichtbild will, durch die es schön und mächtig wird. Auf diesen Erfahrungen fußt das Prachtwerk »Die Alpen«, das Hans Schmithals bei Ernst Wasmuth in Berlin herausgegeben und Eugen Kalkschmidt mit einer geschmackvoll vorgetragenen Geschichte des Alpinismus, zu deutsch unsrer Hochgebirgsfreude, eingeleitet hat. Dann folgen, alle etwa 16 : 22 Zentimeter groß, 320 ganzseitige Abbildungen in Kupfertiefdruck nebst 8 Sondertafeln und 8 Farbentafeln in Offsetdruck, 16 Blätter, die sich, wenn man will, herausnehmen und als Kunstblätter rahmen lassen. Die ganze Kette der europäischen Alpen breitet sich vor uns aus, nicht lückenlos selbstverständlich, aber in ihren kennzeichnendsten und erhabensten Formen. Daß gerade Kupfertiefdruck und Offset für die Wiedergaben gewählt worden sind, hat seinen guten Grund: kein andres Verfahren könnte so naturwahr und aus sich selber leuchtend die Herrlichkeit des ewigen Schnee und Eises widerspiegeln wie diese edlen Tiefdrucke, kein andres sich an die samtene Weichheit der alpinen Flora und den Duft der alpinen Luftstimmungen so dicht heranschmeicheln wie der farbige Offsetdruck.

Die nicht zur Ruhe kommenden Wirren in China haben der ohnedies nicht armen europäischen Literatur über das »Land der Mitte«, das längst nicht mehr das Land des Zopfes ist, vielfach bereichert. Die meisten dieser Bücher lassen aber gerade die Seiten des chinesischen Lebens unberücksichtigt, die uns heute nach Erlöschen unsrer wirtschaftlichen Privilegien hauptsächlich interessieren: Haus und Häuslichkeit, Familien- und Gemütsleben. Der Chinese selbst hat sich oft darüber beschwert, wie wenig Gerechtigkeit die ausländischen Bücher ihm widerfahren lassen, wenn z. B. darin zu lesen, daß dies Volk gegen die Leiden andrer gefühllos sei, daß es mit der Wahrheit auf stets gespanntem Fuße stehe, daß es sich »von Katzen und Ratten nähre und wie Kaninchen in Löchern wohne«. Deutsche Bücher werden nun zwar von diesen ins Groteske übertriebenen (wohl angelsächsischen) Vorwürfen kaum getroffen, aber auch uns kann es nicht schaden, unsre Anschauungen vom chinesischen Menschentum zu verbessern. Dazu bietet das Buch »Menschen in China« von der Engländerin Dorothea Hosie (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; in Leinen geb. 12 M.) die beste Gelegenheit. Denn hier ist die politische und soziale Umwälzung in China von dem täglichen Leben zweier chinesischer Patrizierfamilien aus, also von innen her gesehen, und die Verfasserin, die in China geborene und der Landessprache vollkommen mächtige Tochter eines dort wirkenden englischen Gelehrten, hat als junges Mädchen längere Zeit im engsten Kreise vornehmer chinesischer Familien gelebt. Herzenswärme, Klugheit und Sachlichkeit befähigen sie, gerade die Schichten wahrheitsgetreu und verständnisvoll zu schildern, in denen sich der schwierige Übergang vom alten orthodoxen zum jungen China auswirkt. Alles in diesem Buche ist aus erster Hand; deshalb hat es so viel Leben und Farbe, Anschaulichkeit und Überzeugungskraft. Ein intimes Buch über das intime China, dem wir fortan wohl mit weniger Vorurteilen begegnen müssen.



Alfred Pöll: Sitten

Von Kunst und Künstlern

Fritz Köhler: Blick auf die Lübecker Bucht — Fritz Röhrs: Sommertag — Peter Paul Müller=Werlau: Rheinische Kirmes — Erich Kux: Ulmer Dom — Alfred Pöll: Sitten — Richard Diller: Damenbildnis — Adele von Finck: Bei der Lektüre — Fritz Preiß: Knabenbildnis — Walter Schott: Gräfin Deby Schaffgotsch und Junges Mädchen — Josef Hinterseher: Chamberlain= und Damenbüste — Fritz Rhein: Bildniszeichnung Ernst Heilborns — Die Zorn=Ausstellung bei Commeter in Hamburg

Wer mit den Augen und ein wenig gutwilliger Phantasie zu reisen versteht, kann mit den Kunstblättern dieses Heftes eine Fahrt durch ganz Deutschland bis in die Schweiz machen. Die Reise beginnt an der Ostseeküste, geht über Thüringen und den Rhein, weiter nach Schwaben und Bayern und endet im Rhonetal.

Der Düsseldorfer Fritz Köhler mit seinem »Blick auf die Lübecker Bucht« eröffnet die Tour. Eine typisch holsteinische Landschaft, die ihr Motiv unweit von Neustadt i. H. hat; auch die Knicks, diese für Holstein so bezeichnenden Feldeinfassungen aus Hecken und anderm Buschwerk, fehlen nicht. In der Ferne, rechts vom Horizont, taucht die Küste mit den Bädern Timmendorf und Scharbeutz auf, und wer einmal von hier aus ins flache und doch so anmutig bewegte Land hineingewandert ist, wird sich durch dieses Bild auf einen Schlag an den idyllischen und doch auch weiträumigen, den Blick beflügelnden Zauber der Landschaft erinnert fühlen. Der es gemalt hat, stammt zwar aus der Hildesheimer Gegend, hat aber seine Kindheit in Hamburg zugebracht und ist, vom bunten Leben und Treiben des Hafens gelockt, bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahr als Seemann durch viele Meere gefahren, bevor Alfred Lichtwark, der früh seine malerische Begabung erkannt hatte, dem Vater die Erlaubnis zum

künstlerischen Studium für ihn abrang. Max Thedy und Theodor Hagen in Weimar wurden dann seine Lehrer. In Hamburg gründete er sich sein erstes, in Düsseldorf sein dauerndes Maleratelier. Von hier wanderten Bilder von ihm in die heimatliche Kunsthalle in Hamburg, in die Ruhmeshalle in Bremen, in die Berliner Nationalgalerie und — so das der »Lübecker Bucht« — in die Kunstsammlungen der Stadt Düsseldorf.

Der »Sommertag« von Fritz Röhrs, einem unsern Lesern schon bekannten Braunschweiger Maler, betont weit weniger als Köhlers Gemälde das eigentümlich Landschaftliche der thüringischen oder sagen wir vorsichtiger der mitteldeutschen Gegend, hält dafür aber im Grün der Wiese, im Gelb der Felder, im Blau des Flusses und des Himmels desto liebevoller und bezwingender die Luft- und Lichtstimmung eines schönen, sonnenüberglänzten Sommertages fest.

An den Rhein lockt uns der Bonner Peter Paul Müller-Werlau. Er weiß, daß hier Landschaft und Volksleben enger zusammengehören als in andern Gegenden unsers deutschen Vaterlandes. Deshalb sind warm in die Landschaft gebettete Wein-, Heu- und Kartoffelernten, vor allem aber Prozessionen und Kirmessen seine immer wiederkehrenden Lieblingsstoffe. Dieser Müller ist, vom westlichen Nachbarvolk in seiner Kunst nicht unbeeinflußt, durchaus Impressionist: so hält sich alles, was er malt, licht- und luftumflossen in hellen, sonnigen Tönen, und sein temperamentvoller Pinsel- und Spachtelstrich bleibt dem Augenblick des ersten, frischen Eindrucks dicht auf der Spur. Was er gibt, ist keine nach Studien mühsam zusammengeklaubte Atelierkunst, sondern impulsive Prima-vista-Malerei; so auch diese »Rheinische Kirmes«. Er ist durch mancherlei Schulen und vielerlei Länder gegangen, bevor er in seiner rheinischen Heimat (geboren in Werlau bei Sankt Goar) die Stoffe entdeckte, nach denen eigentlich, ihm selber zunächst unbewußt, von jeher sein Pinsel und seine Palette verlangt hatten.



Josef Hinterseher: Büste Houston Stewart Chamberlains

Wer jemals mit Entzücken und ehrfürchtiger Bewunderung vor dem Ulmer Dom gestanden hat, wird den Malern und Zeichnern das schmerzliche Bedauern nachfühlen, wie schwer der richtige Standpunkt zu finden ist, dies herrliche, so kühn, leicht und frei himmelanstrebende Bauwerk auf die Leinwand oder aufs Papier zu bringen. Erich Kux, ein leidenschaftlicher Liebhaber aller architektonischen Schönheiten, zumal Mittel- und Süddeutschlands, ging deshalb nach — Bayern (nach Neu-Ulm) hinüber und faßte von dort die charakteristische Verbindung des Domes mit der Donau und einem Teile der Altstadt. Und wirklich, durch diese Dreiteilung gelang es ihm, die Tiefe des Bildes und damit auch das Emporflammen des Domturmes in seiner ganzen imposanten Höhe zu gewinnen.

Alfred Pöll, Dr. med., ist eigentlich, was man einen Dilettanten, zu deutsch einen Liebhaber-Künstler nennt. Arzt im Hauptberuf, hat er für die Staffelei und die Palette nur die Nebenstunden, aber eben die poetischen Nebenstunden frei. Alljährlich, wenn andre in die Bäder gehen, nimmt er sich Muße für eine Studienreise, auch wohl für zwei, und dann wird den ganzen Tag hindurch mit Feuereifer »drauflosgemalt«. Kommt er heim, so beginnt eigentlich erst die geistige Arbeit der Übersetzung ins Bildmäßige. Denn er hält viel auf Vortrag, Rhythmus und klare Töne. Seine Lieblingsthemen sind Berge, Wasser, Schnee, dazwischen und dazu Architektur. Das Bild von Sitten (der Hauptstadt des Kantons Wallis) verdankt er

einer im vorigen Herbst unternommenen Studienreise in die Schweiz. Sie war sehr kurz, aber etwas mußte mit nach Hause gebracht werden: zu lebhaft war die künstlerische Augenfreude, die der Maler hier im Rhonetal erlebte. Mit der österreichischen Wanderausstellung, die wir vor einiger Zeit in deutschen Kunststädten als willkommenen Gast beherbergten, wurden dies Bild und sein Maler auch bei uns bekannt, und überall ernteten sie viel Dank und freundliche Anerkennung.

Stark beseelte Neuromantik mit österreichischer Note: das ungefähr ist das geistige Kennzeichen der Landschafts- und Porträtkunst von Richard Diller. Ein Linzer, gleich Pöll, ist er dort seit einem Jahrzehnt der beliebteste Porträtist. Aber die enge Naturverbundenheit mit dem Land rings um die Donaustadt schenkt ihm auch alljährlich eine Reihe feingetönter Landschaftsbilder, in denen für den Kenner die geistige Kultur der alten Patrizierfamilie erkennbar wird, der Diller entstammt, und in denen immer etwas von dem tiefen Ernst und der reifen Einfachheit durchscheint, die der Künstler in seinen Jugendjahren in der Welser Heide und in der kargen Landschaft des Mühlviertels (nördlich der Donau bis zur böhmischen Grenze) in sich gesogen hat. Nirgends fehlt bei ihm das lyrische Element, doch bleibt es nicht an der Oberfläche haften, sondern dringt ins Innere und entfaltet sich zum Seelischen.

Adele von Finck, die Berlinerin, ist unsern Lesern schon häufiger begegnet. Wohl aber noch nie so vornehm-anmutig und mit so glücklicher Bildkomposition wie in der »Lektüre«. Wie wirksam und beredt schon der koloristische Gegensatz zwischen dem blonden und dem dunklen Mädchentypus! Dort das lebhafte Hingegebensein an Wort und Bild, hier das verträumte Sinnen; das Ganze aber von einer verhaltenen Intimität, die auch in weiblichen Arbeiten ihresgleichen sucht.

Das Knabenbildnis von Fritz Preiß ist ganz auf Farbe gestellt. Man könnte es wohl auch »Die blaue Weste« nennen, so sicher liegt in diesem Kleidungsstück die entscheidende Anregung für das Bild, wie denn dieser Berliner Maler fast immer zuerst vom Farbig-Reizvollen gepackt wird, gleichviel ob er alte Städteschönheiten oder, wie hier, junge Menschenfrische und -fröhlichkeit malt. Der Dargestellte — wir dürfen es verraten, ohne den Maler zu erzürnen — ist der Sohn des Künstlers, den der Vater von der Wiege an in allen Lebensaltern gemalt hat, bis zur Sekundanerreife. Wohl dem, der ein solches jugendstrahlendes und zukunftverheißendes Modell in seinem Hause hat!


Josef Hinterseher: Damenporträt in Marmor

Mit zwei Plastiken Walter Schotts, des Berliner Meisters, der streng stilisierten Büste der Gräfin Deby Schaffgotsch und der genrehafter behandelten Porträtstatuette eines Jungen Mädchens, die mit plastischen Mitteln nach dem Malerischen strebt, begegnen sich zwei neuere Arbeiten des Münchner Bildhauers Josef Hinterseher. Die Büste des kürzlich verstorbenen Houston Chamberlain, des Kulturhistorikers und Rassenforschers, zeugt für Hintersehers Gabe, das Geistige eines Charakterkopfes herauszuarbeiten; die Damenbüste zeigt, wie er aber auch feinen und stillen Reizen gerecht zu werden weiß.

Das von Fritz Rhein für uns gezeichnete Bildnis Ernst Heilborns erscheint hier als ein Zeugnis für »Kunst und Künstler«, aber auch als eine aus freundschaftlichen Gefühlen eingeschmuggelte Huldigung für den Romanschriftsteller und Novellisten, Kulturdarsteller und Theaterkritiker Ernst Heilborn, der seit dem 10. Juni d. J. zu unsern freilich rüstigsten und schaffensfreudigsten Sechzigern gehört. Rhein hat ihn ohne jede repräsentative Pose in dem ländlichen Tuskulum gezeichnet, das sich Dr. Heilborn bald nach dem Kriege auf märkischer Erde, an den blauen Wassern der Havel, gegründet hat und das ihm zu einem Heiltum seiner durch Krieg und Nachkriegsnot schwer getroffenen Seele geworden ist. So wird diese von der Gunst der Stunde gepflückte Zeichnung bei aller scheinbaren Flüchtigkeit zu einem Dokument der Persönlichkeit, die sich bei Heilborn, wie im Menschlichen, so auch im Literarischen nirgends verleugnet. Er legt zu seinem sechzigsten Geburtstage eine Novelle »Tor und Törin« (Leipzig, Philipp Reclam) auf den Tisch, er hat einige Monate zuvor ein neues Kulturbuch, benannt »Zwischen zwei Revolutionen«, das den Geist der Schinkelzeit nach allen Seiten hin und in alle Tiefen hinein darstellt, erscheinen lassen: dort wie hier zeugt jede Seite für die charaktervolle, ganz auf sich selber ruhende Individualität eines Schriftstellers, der sich wohl an fremde Schicksale und ferne Zeiten hingeben kann, der darüber aber nie, dem eingebildeten Ideal historischer Objektivität zuliebe, sein menschliches und literarisches Ich verliert. Dabei ist Heilborn einer der wenigen mit Bewußtsein und Kunst berlinischen Schriftsteller, die wir unter den vielen in dieser Stadt eben nur angesiedelten haben. Er hat, wie eine seiner Novellengestalten, erfahren, daß »diese laute Stadt doch eine sehr stille, geradezu schämige Seele hat«, die die Arbeitsamen fleißiger, die Abseitigen gesammelter macht. Aus diesem Berlin, dem Berlin der Romantik, das die letzte Wirklichkeit in Heilborn selber hat, aber schon in seinen Vorfahren mütterlicher- und väterlicherseits vorgebildet war, sind ihm die Stoffe seiner Bücher zugewachsen: die Biographien des Novalis und E. T. A. Hoffmanns, der »Geist der Schinkelzeit«, das Weltanschauungsbuch »Der Geist der Erde«, die Sammlung moderner Legenden »Die kupferne Stadt«, die Romane »Kleefeld«, »Der Samariter«, »Josua Kersten«, »Die steile Stufe« und zum Teil auch die »Zwei Kanzeln«, die zuerst in unsern Monatsheften erscheinen durften. Auch von Fontane, dem mit früher, jugendlicher Begeisterung Verehrten, hat sich wohl manches auf Heilborn vererbt, nicht zuletzt der Zauber der Causerie und die »Genialität des Herzens«, der es gegeben, innere Kammern des eignen Herzens, aber auch die andrer Herzen vor uns aufzuschließen. So wird der »Herbst in seiner eignen Brust« auch uns noch eine Erntezeit werden, und der Laertesgang seines Alters, für den er durch Schicksal und Weisheit gerüstet ist wie nur einer, wird einen Aufrechten und Sichselbstgetreuen, einen Reifen und Schenkenden finden.



Ernst Heilborn
Nach einer Federzeichnung von Prof. Fritz Rhein

Einen unsrer kommenden Kunstaufsätze möchten wir schon jetzt mit ein paar Worten anzeigen. Der Kunstsalon von Commeter in Hamburg, der sich, rührig und lebendig wie er ist, die Stätte seines Kunstdienstes zur Verpflichtung einer Verbindung mit der nordischen, insbesondere schwedischen Kunst werden läßt, hat in den Frühlingsmonaten eine glänzende (noch jetzt offene) Ausstellung von Werken des schwedischen Malers Anders Zorn veranstaltet. Eine Ausstellung, die viel Neues und bisher nicht nach Gebühr Beachtetes bringt. Darum werden wir sie zum erwünschten und dankenswerten Anlaß nehmen, daraus die Vorlagen für die Ausstattung unsers Zorn-Aufsatzes zu gewinnen. F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Alfred Sattler in Braunschweig.
Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Westermanns Monatshefte



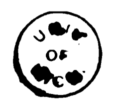
August 1927

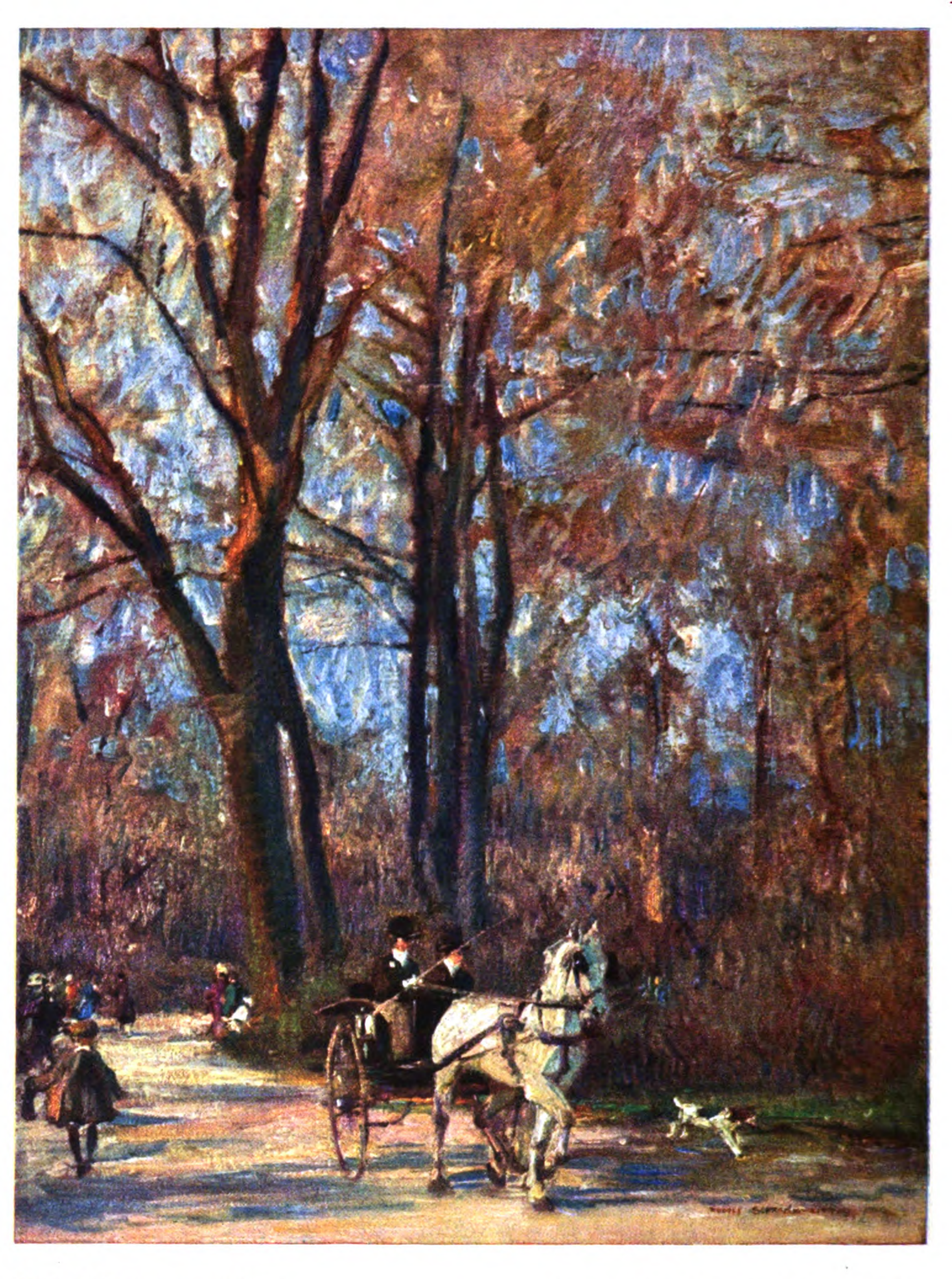
71. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Verlag von Georg Westermann / Braunschweig / Berlin / Hamburg


Wunder der Technik
und Eleganz
sind die
Mercedes-Benz
Kompressor-Sechszylinder-Modelle
15/70/100 und 24/100/140 PS
Durch die überlegene Leistung und Kraftreserve ihrer Maschine, die wunderbare Stabilität, Fahrsicherheit und Zuverlässigkeit, die vollendete Bequemlichkeit der Karosserie sind sie
die idealen Wagen für weite Reisen!
Unsere 5- und 7-sitzigen offenen Tourenwagen werden in der wärmeren Jahreszeit bevorzugt gefahren. Sie sind weltbekannt durch die vornehme Eleganz ihrer Linien wie durch die einzigartige Behaglichkeit, Zweckmäßigkeit und Qualität ihrer Ausstattung.
Wir bieten mit unseren Kompressor-Modellen
den Qualitätswagen von anerkannter
internationaler Extraklasse!
HENRY





Rudolf Schramm-Zittau: Spazierfahrt im Englischen Garten



Die goldene Woge

Roman von Karl Friedrich Kurz

III (Schluß)

Die vierte Stimme

Der Winter ist um und auch der Frühling. Jetzt ist es wieder Sommer.

Weit hinter den Bergen, weit hinter dem Meere krachen noch immer die Kanonen, Menschen töten einander, Menschen hungern, Menschen leiden Not und verzweifeln. Aber das ist fern.

Das Gold, das immer noch aus jener Ferne ins Land hereinströmt, findet wie früher seinen Weg zum Solböstrand. Und es ist gutes Gold, dem man kein Elend ansieht. Immer höher steigen die Aktien. Des Glücks ist kein Ende. Und da haben es jetzt die paar Narren, die alles besser wissen wollten und nicht müde wurden zu prophezeien, daß der Goldstrom nur Unglück ins Land bringen werde.

Direktor Mons pfeift auf sie. Seine Sache steht gut. Sie steht sogar glänzend. Alle Menschen und alle Dinge drängen sich an ihn heran, ihm zu dienen und ihm willig die Taschen zu füllen.

Die Jacht »Merkur« hat er für ein noch schöneres und stolzeres Schiff umgetauscht. Das neue Schiff heißt »Sunbeam« und stammt aus England. Außer dem Maschinisten sind noch zwei Matrosen und ein Deckjunge an Bord.

Da liegt nun dieses stolze Schiff an der roten Boje und spiegelt sich im glatten Fjord. Die Mannschaft steht am Geländer und spiegelt sich auch im Fjord, denn es gibt wenig zu tun auf der Jacht.

Aber immerhin hat auch dieses Schiff seine Berechtigung. Denn es zeigt deutlicher als alles andre den Reichtum und die Vornehmheit des Direktors. Niemand kann achtlos daran vorbeigehen.

Zu Vergnügungsfahrten hat Direktor Mons wenig Zeit und auch nicht viel Neigung. Sein Vergnügen scheint darin zu bestehen, Gesellschaften zu gründen und sich selber und alle Menschen hier am Strande zu Millionären zu machen.

Jetzt hat er auch Eldevik gekauft, den größten Herrengaard im ganzen Amt. Zu Eldevik gehören ungeheuer große Wälder, richtige Urwälder, die noch nie einen Axtschlag hörten. Mons läßt breite Fahrwege zu den hintersten Winkeln anlegen, und an die zwanzig Mann fällen tagaus, tagein die uralten Tannen und Föhren, die hier so langsam emporwachsen, deren Holz dafür aber hart und zäh ist.

Mons hat auch eine großartige Säge angelegt und ein eignes Elektrizitätswerk dazu. In zwei mächtigen Gebäuden surren und zischen und kreischen die allerneuesten Maschinen. Und im meilenweiten Moor, das bis zu diesen Tagen den heiligen Gottesfrieden träumte, läßt Mons Torf stechen. Nicht mit den lächerlichen Spaten, sondern mit schwarzen, fauchenden Ungeheuern, die brutal den Leib der Erde aufreißen. Und er bringt nicht, wie die Bauern, diese faserleichten, armseligen Klumpen und Stücke auf den Markt, nein, er preßt mit klobigen Maschinen das Wasser aus dem Torf, daß er hart und schwer wird, fast wie Kohle.

Die Erde aber unter der Torfschicht will er urbar machen. Schon zieht sich ein Spinnennetz von tiefen Gräben über die weite Fläche, das Grundwasser abzuleiten.

Jon Granviks Brigg hat eine ganze Kalklast am Kai entleert. Zwei Wochen lang schafften ein Dutzend Fuhrwerke den Kalk zum Moor hinauf. Jetzt ist es weiß, als läge der Schnee des Winters noch darauf.

Direktor Mons weiß, was er will. Er sagt, daß im nächsten Jahre hier Korn wachsen und reifen werde.

Natürlich hat Mons wieder recht.

Wunderlich, wie er zu allen diesen Dingen kommt. Eins führt zum andern. Wie eine Stiege liegen seine Werke unter ihm, und sie führen steil in die Höhe. Mons ist vielleicht nur der Hebel, der alle diese trägen Massen ein wenig bewegen kann. Und Mons ist sich dessen nicht einmal bewußt — das ist noch das größte an ihm.

Im Winter hat er auch Fische gekauft, wie Einar Askeland, Hering und Dorsch. Die Fischtonnen hat er aber in der eignen Fabrik hergestellt. Und seit dem Frühling führen zwei große Schiffe die Last nach dem Ausland und kehren mit fremder Ware zurück.

Am Strande von Solbö und bis ins Frühlingstal hinauf sind in den paar Jahren die Häuser und Häuslein massenweise aus der Erde gewachsen. Tore Maalvik hat seine verwahrlosten Wiesen als teuren Baugrund verkaufen und verpachten können und auf diese Weise die achttausend Kronen, die er durch Monsens Einmischung seiner Schwiegertochter auszahlte, durch Mons auch schon längst wieder eingebracht, und er achtet heute diese Verbindung nicht mehr so gering wie früher.

Mons hat sich hier im Fjord ein kleines Königreich erobert. Es kann selbst für Tore Maalvik etwas bedeuten, einen so mächtigen Mann in in der Familie zu haben.

Mit Einar Askeland ging es in der letzten Zeit nicht so schnell vorwärts, wie man auf Trägebö allgemein erwartete. Der Wind, der dem Direktor Mons so willig alle Segel füllte, blies hartnäckig gegen den Kaufmann Einar.

Frohgemut sah er seinen Schwager Arne scheiden. Er, Einar, kannte doch nun den Pfiff. Überhaupt, wenn er es sich recht überlegte, war es doch ein ganz unverzeihliches Manöver von Arne, diese Menge von Sachen zu bestellen.

Trotzdem will Einar den von Arne angebahnten Weg beschreiten, da ihm nichts Besseres einfällt.

Zuerst bestellt er also Fischtonnen. Aber er erhält den Bescheid, daß man nur zum Tagespreise im Augenblick des Versands werde liefern können. Nach diesem Bescheid verzichtet Einar auf das Geschäft.

Ähnlich geht es mit dem Einkauf von Holz und Torf. Die Bauern sind durch Arnes Schlauheit gebrannt worden. Jetzt sind sie mißtrauisch und vorsichtig wie die Ratten und wollen bei dem von Einar vorgeschlagenen Spiel nicht mehr mittun.

In schmerzlichem Wundern dämmert es für Einar auf, daß der Weg zur Million doch etwas länger ist, als er sich vorgestellt, und daß er auch mehrere Krümmungen hat. Darüber versinkt Einar in Nachdenken und Mutlosigkeit.

Wenn nun Oline nicht gewesen wäre, so hätte sich Einar auf seine hunderttausend Kronen gesetzt und, zwar murrend und unzufrieden, gewartet, bis der Wind aus einer besseren Richtung blasen würde.

Oline begibt sich ins Kontor zu Einar. Nach ihrer Gewohnheit setzt sie sich auf den äußersten Stuhlrand, nimmt das Papiermesser vom Tisch und sticht kleine Löcher in die alte und etwas schadhafte Tischplatte. »Lieber Einar, das da ist doch ein altes, häßliches Möbel und paßt nicht mehr in unsre Verhältnisse. Es wäre an der Zeit, daß man daraus Ofenholz macht.«

»Der Tisch,« sagt Einar etwas gemütvoll. »An diesem Tisch ist Onkel Thomas reich geworden. An diesem Tisch habe ich meine ersten Hunderttausend verdient. Ich wüßte nicht, was daran auszusetzen wäre.«

Darauf läßt sich Oline auch gar nicht ein. »Du mußt einen Sekretär haben,« erklärt sie ruhig.

Die kalte Verachtung, die Oline dem ehrwürdigen Tische bezeigt, schmerzt Einar, als habe sie mit dieser Verachtung ihn selber treffen wollen. Aus den Augenwinkeln heraus beobachtet er sie, wie sie das dünne, spitze Messer immer noch in das morsche Holz stößt, und ihn befällt ein dumpfes Grauen.

»Karen sagt, es soll in Hyllnäs schon wieder gebaut werden. Mons will eine Ziegelei bauen.«

Einar seufzt. »Ja, er baut wieder.«

Zum erstenmal, seit sie das Zimmer betreten hat, richtet jetzt Oline ihre Augen auf ihn. »Warum unternimmst du nichts?«

Er hebt die Schulter ein wenig. »Was soll ich denn unternehmen? Mons ist ja an allen Orten. Er steht mir überall im Wege.«

»Ja, Mons,« nickt Oline und senkt den Blick wieder. »Mons verdient in einem Tage mehr als du in einem Jahre. Du wagst nicht einen einzigen großen Schritt. Wenn Mons so ängstlich wäre, säße er noch heute als Kontorist in der Stadt.«

Gerade an diesem Morgen hatte Einar bei sich beschlossen, alle seine Schulden zu bezahlen. Es würden ihm dann noch über fünfzigtausend Kronen übrigbleiben. Dieses Geld wollte er in sicheren Papieren anlegen.

Da sich die Spekulation schwieriger gestaltete, hatte er ein tiefes Mißtrauen gegen sie gefaßt und mißbilligte sie als ungesund. Er hatte sich

an diesem Morgen auch alles Ernstes vorgenommen, von jetzt ab den langsamen, aber sicheren Weg zu gehen, den Onkel Thomas gegangen war. Doch nun drängt ihn Oline mit ihrem langen, spitzen Messer von diesem Wege ab, treibt ihn wieder dem Ungewissen und dem Abenteuer entgegen.

Was sie da sagt, ist leider Gottes ganz richtig. Man kann nichts dagegen einwenden, gar nichts.

Auch für ihn steht nun plötzlich fest, daß er die Sache im großen betreiben muß. Er wird mit zwei, drei Sprüngen die Höhe erreichen, und das wird allerdings schöner sein, als in mühevollen Umwegen emporzuklettern. »Ich«, sagt Einar, »habe schon mit der Fabrik unterhandelt. Heute noch werde ich Tonnen bestellen. Und ich werde Olseths große Schaluppe kaufen und das Lagerhaus hier vergrößern. Alles soll für den Winter bereit sein.«

Da legt Oline das Messer auf den Tisch und erhebt sich vom Stuhl. Mit der Türklinke in der Hand wendet sie sich noch einmal zurück. »Nelly wird also das Piano kaufen.«

»Welches Piano?«

»Es kostet nur siebzehnhundert Kronen.«

»Welches Piano?«

Fort ist sie.

Einar bleibt allein zurück. In seinem Kopf ist eine wilde Revolution ausgebrochen. Mit zusammengekniffenen Augen betrachtet er die vielen Löcher, die Oline in den Tisch gestochen, und denkt: Was, zum Pokker — ein Piano für siebzehnhundert Kronen — kann sie denn überhaupt darauf spielen?

Bald aber lenken ihn die Pläne für die neue Spekulation vom Piano ab. Voll Eifer und Tatendrang stürzt er sich in die Geschäfte. Der Gedanke, die Schulden zu bezahlen, kommt ihm jetzt lächerlich vor. Mit dem Hausbau in Askeland hastet es nicht, damit können sie auch noch warten bis zum nächsten Sommer. Jetzt sind ja die Holzpreise so hoch, man würde mit neuntausend Kronen nicht weit kommen.

Einar ist wieder voll Zuversicht. Was diesem Mons Totengräber gelingt, das wird auch ein Einar Askeland vollbringen.

Es ist nun wieder frohe Aufregung, Glück und Liebe auf Trägebö. Oline kommt zu ihrem Piano, auf das sie vorläufig eine hübsche Decke legt.

Einar aber kommt zu einer großen Motorschaluppe, für die er zwar erst im Winter Verwendung haben wird. Die Zeit bis dahin benutzt er zu Probefahrten, zeigt sich und seine Firma an den verschiedenen Fischplätzen der Küste. Überall sagt er, daß er die Sache nun im großen betreiben werde. Er fördert nicht nur sein eignes Geschäft, sondern er verdunkelt auch ein wenig die Firma des Direktor Mons. Denn Einar gibt überall zu verstehen, daß er nun diesen Mons Bauge zu Tode manövrieren und konkurrieren werde. Da er zu diesem Zweck den Fischern höhere Preise verspricht, sind sie alle willig, ihn zu unterstützen. So macht Einar Askeland ein wenig Politik.

Gegen den Direktor Mons arbeitet auch der Thingmann nach seinem Erlebnis auf Hyllnäs noch eifriger als zuvor. Das wollene Strumpfband liegt noch immer auf der Kanzlei des Vogts. Trotz schärfster Nachforschung in der Öffentlichkeit und im geheimen ließ sich die frühere Trägerin nicht auffinden.

Die Vorgänge jener Nacht waren ein Geheimnis und blieben es. Begreiflicherweise entstanden die wildesten Gerüchte. Bald wußte jedes Kind in der Gegend, daß der Thingmann mit dem Teufel einen harten Strauß ausgefochten und dabei allerlei Beulen, Schrammen und Schwielen davongetragen hatte, so daß er ein paar Tage lang im Bett liegen mußte.

Jetzt baut also Mons die große Ziegelei. Und was er gräbt, ist doch nur grauer Lehm.

»Ja, ja, nicht wahr, Dagny? Man kennt das.«

»Jawohl. Er, Furutop, und ich — wir haben den grauen Lehm gesehen.«

Der Thingmann aber sagt außerdem: »Es wird eine Zeit kommen, da wird die Luft erfüllt sein von Heulen und Zähneklappern.«

Nach seinem Abenteuer in Hylnäs hatte der Thingmann größeren Zulauf als vorher. Alle furchtsamen Seelen wandten sich ihm zu, weil sie sich im Schutz seiner starken Worte sicherer fühlten.

Das Glück, das den Strand überflutete, war so riesengroß, daß es rein sündhaft wurde und die Strafe herausfordern mußte. Man wartete also auf die Strafe, wie man nach dem Sonnenschein den Regen und den Sturm erwartet oder nach dem Sommer den Winter und nach dem Leben den Tod.

Diese Bänglichkeit und Erharrung des Unglücks trieb der »Losje« viele neue Mitglieder zu. Auch draußen im Lande erfreuten sich die »Losjen« regen Zuwachses. Sie wurden zu einer politischen Macht. Ihre Spitzen reichten bis in die hohe Regierung. Und da kam also die Zeit, wo sie ihren ersten Schlag führen konnten.

Man mußte auch seinen Krieg haben, und da sich kein andrer Feind stellen wollte, bekämpfte man den Teufel, der ja bekanntlich überall gegenwärtig ist. Fürs erste sollten nun die geistigen Wasser vernichtet werden — nachher würde man schon weiter sehen.

Das nahm sich auch gar nicht so übel aus. Die Regierung wollte zwar die Verantwortung nicht allein tragen, deshalb befragte sie das Volk.

Da wurde also abgestimmt, wie damals, als das Volk seinen König wählte.

Auch am Strande von Solbö stimmte man, und es wurde ein großes Gedränge.

Die Losjenleute tragen wieder ihre breiten Papierkragen, und ihre bleichen und ernsten Gesichter zeigen recht deutlich, wie wichtig die Sache sei.

Es wird laut geredet, und es wird auch geflüstert. Auf allen Wegen gehen Leute, die einander ihre Meinung mitteilen.

Früher hat man hier am Strande getrunken, wenn man etwas zu trinken hatte, ohne zu denken. Jetzt aber wird man dazu gezwungen, der Sache auf den Grund zu gehen. Und je mehr man sich in diese Sache vertieft, desto größer und gefährlicher wird sie.

Daß das Gute viel größer und mächtiger im Menschen ist als das Böse, das kann man wieder einmal deutlich bei dieser Abstimmung sehen, allen Pessimisten zum Trotz.

Bei der Zählung der Stimmen zeigt es sich, daß nur vier von den paar hundert gegen das Verbot waren und alle andern dafür.

Dieser Tag ist ein Ehrentag für die »Losje der Seufzer«.

Der Thingmann bläht sich, und es ist ihm wieder so wohl und leicht wie zu der Zeit, als er noch allein hier in dieser Gegend die Meinung des Volkes zu bestimmen hatte und bevor dieser Mons mit seiner Versuchung erschien.

Als das Ergebnis der Abstimmung bekannt wird, geht der Vogt zu Direktor Mons. »Das ist wunderlich,« sagt er, »wer mag wohl der vierte sein? Es hat also außer mir und dir und dem Doktor noch einer ‚nein' gesagt.«

Und so wurde also das Land trockengelegt.

Der Dorn

Die Zeit geht. Weder Glück noch Leid kann sie aufhalten. Das Land hier wird vom Alkoholteufel befreit. Draußen in der großen Welt scheint der Blutdurst vorläufig gestillt zu sein. Aus Krieg ist Friede geworden.

Der Vogt und der Thingmann gehen auf dem Wege nach Eikemoen. Es ist ein Abend im Mai. Die Luft ist so durchsichtig, daß man die hellen Birkenstämme in den fernen Wäldern blinken sieht. Das Wasser ist still und glatt wie Öl. Über die Felsen plätschern muntere Bäche, aus dunklem Laub kommt Amselschlag — kurzum, es ist ein Abend, der die Welt mit Zauberglanz erfüllt.

Nur der Thingmann sieht trotz seinem glänzenden Sieg über den feuchten Teufel an allen Ecken und Enden das Böse und ist allzeit kampfbereit. »Jetzt kommt der Tabak daran,« sagt er laut.

»Und dann das Brot und dann das Wasser,« höhnt der Vogt. »Weißt du schon, daß uns die Franzosen und Portugiesen den Zollkrieg erklärt haben?«

»Zollkrieg?«

»Jawohl, sie haben die Tarife gekündigt. Wir können jetzt unsre Fische nicht mehr dort hinschicken.«

»Sind diese Menschen denn toll?« fragt der Thingmann entrüstet. »Sie können uns doch nicht zwingen, ihren Wein und Schnaps zu trinken.«

»Nein, das können sie nicht. Aber wir können sie ebensowenig zwingen, unsre Fische zu essen. Warte ein wenig, mein Lieber, bald bekommt ihr die andre Seite dieser schönen Sache zu sehen.«

»Das«, sagt der Thingmann, »ist eine unerhörte Frechheit von diesen gottverlassenen Südländern.«

»Oho!« lacht der Vogt. »Fahr doch hin und sag' es ihnen!«

So beginnt einer der häufigen Streite zwischen den beiden.

Die Regierung sitzt aber in dieser Zeit auch nicht auf Rosen und Lorbeerkränzen. Die gottverlassenen Südländer wollen es nicht begreifen, daß man hier im Norden nur noch Wasser trinken darf. Sie erhöhen den Zoll auf Fische in einer Art, daß alle Einfuhr unmöglich wird. Die Fischer können ihren Fang nicht mehr anbringen und kommen bald in große Not.

Die Regierung kämpft eine Zeitlang tapfer. Aber weil sie auf die Dauer nicht imstande ist, die Unmengen von Stockfischen und Heringen zu verschlingen, muß sie sich so weit herablassen, mit den Südländern zu unterhandeln. Und weil diese Südländer durchaus keine Vernunft annehmen wollen, muß die geplagte Regierung von Frankreich und Portugal Wein und Schnaps einführen, und zwar in großen Mengen. Ausführen darf man diese Mengen nicht, bezahlen muß man sie auf alle Fälle. Und das ist jetzt eine feine Geschichte.

Die Lagerhäuser füllen sich schnell. Ebensowenig wie die Regierung vordem die vielen Fische aufessen konnte, kann ihr nun zugemutet werden, daß sie den vielen Schnaps austrinke. Nach reiflicher Überlegung findet man folgende glückliche Lösung: Da es verboten ist, diese Spirituosen auszuführen oder sie auf frühere, gewöhnliche Weise zu trinken, muß man sie zu technischem und medizinischem Gebrauch umsetzen.

Siehe da, es geht. Fast alles geht, wenn man es nur recht macht.

Die Weinhandlungen und Alkoholgeschäfte sind versiegelt und verschlossen. Wenn man jetzt einen Kognak oder Whisky trinken möchte, wendet man sich an den Arzt. Der schreibt ein Rezept und liefert die Flasche aus. Und es ist dieselbe Flasche wie früher, nur daß sie dreimal so teuer geworden ist und sechsmal so gut schmeckt.

Dieses Land ist aber auch ein Kulturland, darum gedenkt man der kranken Tiere. Der Tierarzt hat auch sein Rezeptbuch, und er ver-

schreibt zwei Flaschen Sprit für eine kranke Kuh, eine Flasche für ein Schwein und eine halbe für eine Ziege.

Mit diesen Schnapsrezepten verdienen viele Ärzte sich in kurzer Zeit ganze Vermögen, denn unter Mensch und Vieh grassiert ein unheilbarer Schwächezustand. Man muß es wirklich anerkennen, daß akademisch gebildeten Leuten auf so leichte Art der Weg zum Wohlstand eröffnet wird.

Hat man den Teufel geschlagen, so schlägt nun der Teufel wieder zurück. Nie hat man früher so viele berauschte Menschen bemerkt wie jetzt, und es fehlt dem Thingmann nicht mehr an Gelegenheit zum Kampfe. Er vergißt darüber seinen Erzfeind, den Direktor Mons.

Daß der Thingmann in den Herzen seiner Mitbürger nicht mehr den ersten Platz innehat, ist schnöder Undank, aber unzweifelhafte Tatsache. Wenn der Thingmann noch im geringsten daran gezweifelt hätte, so würden ihm in diesen Tagen die Augen geöffnet worden sein.

Direktor Mons feierte nämlich seinen Geburtstag. Und was war das für ein Fest! Fast auf allen Häusern wehten die Flaggen. Schon am frühen Morgen knatterten Flintenschüsse. Weil keine Kanone aufzutreiben war, feuerte man Dynamitpatronen los. Große Menschenscharen zogen vor die Villa und riefen Hurra.

Nie noch hat ein Arbeiter von Mons, dem Direktor, etwas geschenkt bekommen. An diesem Tage aber ist Mons freigebig und flott wie ein Fürst des Mittelalters. Küche und Keller und Kisten öffnet er für seine Gäste. Jeder Arbeiter erhält eine Flasche Wein, süßen, schweren Wein aus Portugal, und eine Flasche Bier. Unter jedem Teller liegt eine Zehnkronennote. Und auf jedem Tische steht eine Kiste voll großer Kopfzigarren.

Am Abend war der Jubel und die Freude so allgemein, daß man allerorts die schönsten Verbrüderungen und Freundschaften sehen konnte.

Den Thingmann erfaßt bei diesem Anblick eine heilige Raserei. Er schwebt über den fröhlichen Menschen wie eine drohende Wetterwolke, sendet Blitz und Donner aus und wirft mit dem Bannstrahl seines starken Wortes um sich.

Aber seiner Entrüstung antwortet nur Gelächter.

Was den Thingmann noch am meisten wurmt, ist der Umstand, daß sein eigner Geburtstag vor einer Woche überhaupt nicht beachtet worden ist. Und doch war der Thingmann da akkurat fünfzig Jahre alt, während dieser Mons noch lange keine vierzig zählt. Not, Pestilenz und Tod ruft er auf die Häupter der Sünder.

Zum Schreck der Leute geschehen gleich darauf verschiedene Zeichen.

In der Nacht noch löst sich vom hohen, steilen Berghang bei Skarvelien unter mächtigem Krachen eine gewaltige Wand los. Hausgroße Blöcke rollen durch den Wald, zermalmen die uralten Birken und Föhren und reißen sie mit sich in den Fjord. Es bildet sich eine klafterhohe Welle, die alle Ufer überschwemmt, ein Dutzend Seehäuser einreißt, hundert Boote zerschlägt und viel fruchtbares Erdreich verwüstet.

An diesem merkwürdigen Tage legte sich auch der junge Jens Maalvik ins Bett. Mehr als drei Jahre lang hatte er den Finger mit einer dicken Binde umwickelt und in der Rocktasche verborgen. In der ersten Zeit, als der Dorn sich trotz dem Auflegen von saurer Milch und schwarzen Waldschnecken, trotz Aufguß von heißem Wasser und Klopfens mit dem Hammer nicht entfernen lassen wollte, ging Jens einmal zum Distriktsarzt.

Der Distriktsarzt sagte ihm: »Das ist etwas Schlimmes mit deinem Finger, du, Jens. Du mußt so schnell als möglich ins Krankenhaus. Fahre noch heute mit dem Dampfer zur Stadt!«

Jens kommt mit diesem Bericht nach Hause. Tore Maalvik wird bestürzt, Anna aber, Jensens Mutter, ärgert sich über den Doktor. Sie nennt ihn Stockfisch und Höllenidiot und Trunkenbold. »Und was wird man in der Stadt mit dir machen, Jens?« schreit die kleine Frau mit ihrer tiefen Baßstimme. »Ja, das will ich dir sagen. Man wird dir den Finger abschneiden. So sind sie, diese Menschenschlächter!«

Wie immer ging es nach Annas Kopf. Sie ließ den alten Surje Sagen kommen. Der legte die Hand auf Jensens kranken Finger und flüsterte geheimnisvolle Sprüche.

Nun ist aber Jens so matt und müde geworden, daß er nur noch schlafen will. Den ganzen Tag liegt er in der großen, kahlen Stube und starrt die Wand an. Zuweilen schaut seine Mutter oder die Dienstmagd zu ihm herein. Jens bittet sie, man möge den Doktor zu ihm rufen.

Aber Anna weigert sich den ganzen Tag. Erst als es Abend wird und Jens so sehr jammert, gibt sie murrend nach. Sie befiehlt der Magd: »Wenn es doch sein muß, so hole ihn. Aber du mußt ihm sagen, es sei wegen eines Stockzahns, und Jens könne nicht schlafen. Das mußt du ihm sagen. Und wenn er dich fragt, wer dich schickt, dann brauchst du nicht zu verraten, daß ich es gewesen bin.«

Der Doktor will wegen des Stockzahns zu so später Stunde nicht auf den Solbögaard kommen. Er meint, wenn Jens Zahnweh habe, so müsse man den Zahn ausziehen.

Am folgenden Tage begreift auch Anna Maalvik, daß es mit Jens nicht zum besten steht. Sie schickt die Magd noch einmal zum Doktor, und jetzt muß sie ausrichten, daß Jens nicht mehr aufstehen kann.

Nun kommt der Doktor sogleich und setzt sich

zu Jens ans Bett. Er sagt kein Wort, nur sein zerzauster Schnurrbart zittert ein wenig.

Jens fragt: »Wird es noch lange gehen? Ich bin so sehr müde.«

Der Doktor schüttelt den Kopf. »Nein, Jens, es wird bald vorüber sein.«

Wie leise und behutsam klingt doch des Doktors Stimme! Es ist etwas mütterlich Weiches darin, das selbst den müden Jens Maalvik aufhorchen läßt. Er richtet seine traurigen Augen auf des Arztes struppiges, vom Trunk verheertes Gesicht und lächelt. »Ich möchte nur schlafen, Doktor.«

»Ja, ja, mein armer Junge.« Der Doktor steht auf. »Wenn du willst, Jens, schaue ich heute noch einmal bei dir herein. Rufe mich nur, ich werde auch mitten in der Nacht zu dir kommen.«

Jens folgt dem Doktor mit den Blicken bis zur Tür. Er sieht auch noch seine Mutter und die Magd, die auf dem Gange stehen und horchen. Dann dreht er sich wieder der Wand zu.

Ohne Gruß geht der Doktor an Anna Maalvik vorbei. Sie aber folgt ihm die Treppe hinunter. Vor der Haustür stellt sie ihn. »Der vergiftete Dorn ...« beginnt sie.

Der Doktor aber knurrt sie wütend an. »Das ist kein Dorn, Tuberkeln sind es. Und jetzt stirbt er.«

Anna Maalvik lächelt ungläubig und schüttelt den Kopf.

Der Doktor aber fährt fort: »Vor drei Jahren hätte man ihm wahrscheinlich noch helfen können. Heute ist es zu spät.« Damit geht er.

Das ist nun aber sehr unvorsichtig gewesen vom Doktor. Denn jetzt wird keine Macht des Himmels und der Erde Anna Maalvik von ihrer Meinung abbringen können, daß dieser Doktor ein unwissender Grobian sei, an den man sein gutes Geld nicht verschleudern dürfe.

Mitten in der Nacht kommt eine große Bangigkeit über Jens. Er bittet, daß man nach dem Arzt sende. Doch nun bittet er vergebens. Anna Maalvik hält an der Tür Wacht.

Sie kann auf diese Weise wohl den Doktor fernhalten. Nicht aber den Tod. Der schleicht sich ins Zimmer und wiegt den müden Jens in guten Schlaf.

Anna Maalvik merkt plötzlich, daß Jens nicht mehr atmet, und sie ist zunächst entsetzt. Dann aber kommt der Haß gegen den Doktor und Gudrid wieder über sie. Sie beugt sich über Jens und flüstert ihm ins Ohr: »Die beiden sind schuld daran. Der Dorn war vergiftet.«

Doch Jens hört es nicht mehr.

Anna Maalvik stürzt sich sogleich in die Vorbereitungen zum Begräbnis. Ähnlich wie Monsens Geburtstagsfest soll auch dieser Leichenschmaus etwas Außergewöhnliches werden. Anna Maalvik lädt dazu über dreihundert Menschen ein. Sie läßt drei starke Schweine und zwei dreijährige Ochsen schlachten. An Getränken fehlt es auch nicht, und es reicht alles für drei Tage.

Jens Maalvik kann nicht klagen über die letzte Ehre, die ihm erwiesen wurde.

Bei diesem Leichenschmause erscheint ein Fremder, der nicht geladen ist. Der fragt nach dem Vogt, und die beiden haben vor der Haustür eine kurze Unterredung miteinander.

Bleich und verstört kommt der Vogt wieder zu Tisch. Er bringt keinen Bissen mehr hinunter.

Direktor Mons, der neben ihm sitzt, hebt sein Glas und trinkt ihm zu. Der Vogt wagt nicht, ihn anzusehen.

»Das ist wohl ein Anwalt aus der Stadt?« fragt Mons.

Des Vogtes Kopf sinkt noch tiefer über den Teller.

»Und er ist meinetwegen da.«

Jetzt schaut der Vogt doch auf.

Da sitzt Mons und lächelt wieder sein böses, verletzendes Lächeln und nickt ihm zu. »Prosit!«

»Es muß ...« Des Vogtes Stimme überschlägt sich. »Sicherlich ... ist es nur ein Irrtum.«

»Das ist nicht meine Meinung ... Höre, Vogt, wenn wir da mit dem Essen fertig sind, wollen wir miteinander auf deine Kanzlei gehen. Du hast ihn doch wohl vorausgeschickt?«

»Ja, er wartet.«

Mons weiß, um was es hier geht. Aber er sitzt breit und gleichgültig da und ißt die schweren Bauerngerichte, die nicht von seinem Koch zubereitet worden sind.

Der Vogt schielt ein paarmal zu ihm hinüber und fragt sich: Was ist das denn für ein Mensch? Gottvater — daß er an den Kartoffeln und dem Salzfisch nicht erstickt! Der Vogt bewundert Mons in diesem Augenblick mehr, als er ihn wenige Tage zuvor beim Geburtstagsfest bewunderte.

Es sind nicht kleine Dinge, um die in der Kanzlei des Vogtes geredet wird.

Der Anwalt aus der Stadt ist ein noch junger Herr, scharf und ohne Erbarmen, wie ein Messer. Er hält ein schmales Stück Papier in der Hand. »Ich habe hier ein Akzept im Betrage von hundertfünfzigtausend Pfund ...«

»Wer sind Sie?«

»Doktor Kars!« stellt sich der Anwalt vor. »Im Auftrage der Firma Butterly in Glasgow.«

»Da weiß man wenigstens, woran man ist,« sagt Direktor Mons. »Ich bin leider nicht in der Lage, diese Summe aufzutreiben. Meine Bücher stehen selbstverständlich zur Verfügung.«

Alle drei gehen in das Kontorgebäude. Direktor Mons legt die Bücher vor und gibt auf des Anwalts Fragen kurze, klare Auskunft. Die Unterredung dauert nicht lange. Dann verschließt

der Anwalt alle Türen, und der Vogt legt die Siegel daran.

Die Fabriken werden ebenfalls verschlossen und versiegelt und auch die Villa.

Die Dienerschaft flattert herum wie eine Schar aufgescheuchte Hühner. Ein Monatsgehalt wird ihnen ausbezahlt, dann werden sie vom Engel des Gesetzes aus ihrem Paradies vertrieben. Sie packen ihre Sachen zusammen und gehen schnell, als flöhen sie von einem Ort des Schreckens.

Nur Sverre kommt zu den drei Herren, die in der Halle sitzen und rauchen. Anstatt der Filzschuhe hat er jetzt teure braune Stiefel an, sonst ist er unverändert. Da steht er mit etwas geneigtem Haupt und fragt: »Haben Herr Direktor irgendwelche Wünsche?« Hoho — dieser Diener! Kein Muskel zuckt in seinem Gesicht. Kein Mitleid, keine Schadenfreude, kein Kummer, keine Frage, kein Bedauern — nichts steht in diesem Gesicht, rein nichts.

»Nein, Sverre, ich habe hier keine Wünsche mehr.«

Sverre geht.

Jetzt ist alles getan und erledigt. Alles hat sich ruhig und ohne Sentimentalität abgewickelt.

Die Firma Mons Bauge ist in Konkurs.

Ein Fenster geht in Scherben

Wo willst du jetzt aber hin?« fragt der Vogt leise.

»In die Stadt zurück — selbstverständlich.«

»Vielleicht läßt sich das Ganze doch noch ordnen, in einer oder andrer Weise. Was meinst du?«

»Da wird nicht viel zu ordnen sein, Vogt. Die Sache ist ja zum Verwundern einfach. Ich schloß mit der englischen Werft einen Kontrakt für zwei Neubauten ab — dreihunderttausend Pfund. Den Kontrakt verkaufte ich an die Elvis-Gesellschaft. Die erste Zahlung wurde geleistet, die zweite war vor ein paar Tagen fällig. Die Elvis-Gesellschaft erklärt sich insolvent. Es ist, wie ich ermittelt habe, nichts bei ihr zu holen. Die beiden Schiffe sind aber heute kaum noch ein Drittel der Kontraktsumme wert, obschon sie noch nicht einmal vom Stapel gelaufen sind. Die englische Werft hält sich an mich. Der allgemeine Zusammenbruch hat übrigens im ganzen Lande begonnen. Es wird ein großes Durcheinander werden. Im günstigsten Falle kann aus meinem Eigentum unter dem Druck der heutigen Verhältnisse die Deckung dieser Schuld beschafft werden.«

»Dein ganzes Vermögen ...« murmelt der Vogt.

»Ja — siehst du. Es war nur ein ganz kleiner Fehler, eine Unachtsamkeit von mir. Bei allen ähnlichen Verkäufen habe ich mich als Kontrahent vom Vertrage gelöst, und die Werften haben das stets angenommen, da ja die Kautionssumme geleistet worden ist. Es war nur ein kleiner Fehler. Aber der kostet mich ungefähr alles, was ich in diesen Jahren erworben habe.« Mons sagt das ganz sachlich und ohne besondere Betonung. Er zählt nur die Tatsachen auf, ohne seine Gedanken zu verraten. So steht es. Und es ist eine glatte Rechnung.

Am andern Morgen ist Direktor Mons fort.

Da steht die Villa im prachtvollen Garten. Tausend fremde Blumen blühen. Da steht das Kontorgebäude mit den breiten, blanken Fenstern, die blitzen wie unerbittlich forschende Brillengläser. Oben im Tal steht die Spinnerei. Man kann den hohen Schlot schon von der Straße aus sehen. Am Kai steht die Merkurfabrik. Am Strande bei Hyllnäs die Ziegelei — alles steht da. Und nur Direktor Mons ist weg.

Das ist nun wahrhaftig verwunderlich.

An der Villa sind alle Gardinen zugezogen. Bei den Fabriken regt sich nichts. Alles steht gleichsam und hält den Atem an und wartet. Nun erst merkt man, welche Bedeutung dieser Mons für den ganzen Strand hatte.

Die ersten Nachrichten kommen vom Einsturz reicher, alter Häuser. Wie ein Wirbelwind fährt es übers Land und reißt alles nieder, was nicht auf gutem Grunde steht. Eine der ersten Firmen, die verkracht, ist die Nordstjernen-Aktiengesellschaft.

Dadurch verarmt der Strand von Solbö mit einem Schlage. Fast auf allen Häusern und Höfen sind Hypotheken, große Lasten, wie sie nur die Überfülle der Banken erzeugen konnten. Die märchenhaften Zinsen und Dividenden sind aufgebraucht. Die Lasten aber bleiben.

Da der Acker derart gründlich gepflügt worden ist, geht der Thingmann darüberhin und streut den Samen aus. Überraschend schnell sprießt er allerorten auf. Da endlich wagt der Thingmann den Finger zu erheben. Da wagt er offen auf den zu zeigen, der die große Not über den Strand gebracht hat.

Mons Bauge.

Vor wenigen Tagen noch sahen sie in ihm ihren Wohltäter. Jetzt sind sie alle mit Freuden bereit, ihn zu steinigen. Die Welt hat sich in den zweitausend Jahren nur wenig verändert.

Mons Bauge ist aber in diesen Tagen fern vom Solböstrande, darum kann man ihn auch nicht ans Kreuz nageln. Verflucht wird er.

Auch mit der Herrlichkeit auf Trägebö ist es jetzt zu Ende.

Einar Askeland fuhr im Winter mit seiner Motorschaluppe hinaus an die Küste, und Fische gekauft hat er zu Preisen, die weit höher lagen, als andre Aufkäufer sie zahlten. In den vergrößerten Lagerräumen wurde wochenlang gesalzen. Bald waren sie bis zur Firſt mit Tonnen angefüllt.

Einar hat diesmal einen großen Schritt ge-

wagt. Ist es nun seine Schuld, daß der rechte Augenblick ihn verpaßte, und daß er statt ins gepriesene Trockene mit beiden Füßen mitten in die Patsche sprang?

Ja, da steht er jetzt.

Auch über ihn ist Heulen und Zähneklappern gekommen. Denn jetzt ist das große, weiße Haus belastet, daß sich die Balken biegen. Zu allem Überfluß verlangt auch noch die Konkursverwaltung der Firma Mons Bauge die geliehenen dreißigtausend Kronen zurück.

Auf Askeland steht zwar immer noch kein neues Wohnhaus, jedoch eine neue große Hypothek, die den Wert des Hofes um das Doppelte übersteigt.

Und die Preise fallen, und fallen jeden Tag mehr. Jetzt kann Einar gar nicht mehr verkaufen. Jetzt muß er warten.

Ja, worauf wartet er denn? Das weiß er auch nicht.

Er geht mit bedrücktem Gemüt vom Kontor in den Kramladen und vom Kramladen wieder ins Kontor zurück. Er rechnet und rechnet und kommt nur immer zum gleichen Ergebnis.

Oline hält sich in den oberen luftigen Räumen auf. Sie sieht nichts vom Unheil, das sich wie ein schwarzer Sumpf ringsum lagert, in dem das Haus und alle Herrlichkeit langsam und unrettbar versinkt.

Noch sind die beiden Mägde da. Sie sitzen wie früher, in den Zeiten des Überflusses, jeden Nachmittag in der Küche, sticken Tücher und Tüchlein, zu denen Oline aus ihrem Reichtum die Muster liefert. Zuweilen lesen sie Erbauungsbücher. Da man nicht immerfort lesen und sticken kann, gehen sie bei gutem Wetter auch spazieren. Sie sind zufrieden und sagen, Oline müsse trotzdem aus vornehmem Hause stammen, weil sie auch jetzt noch so flott sei.

Mit den beiden Mägden, den vielen Tischen und Stühlen, den vielen Gardinen und Decken und dem Piano hat Oline eine wohlstandatmende Gemütlichkeit um sich her geschaffen, in der sie sich recht wohl fühlt.

Es wäre eine Taktlosigkeit, sie darin zu stören.

Einar stört den Frieden in den oberen Räumen nicht.

Wenn nur die Gläubiger mehr Anstandsgefühl hätten, dann könnte auch Einar sich mit den Zuständen noch einigermaßen abfinden. Jedoch nun liegen die Dinge so: Die Waren im Laden sind aufgebraucht, und das Geld ist auch aufgebraucht. Die Waren sind aber noch nicht bezahlt, und es hält schwer, neue zu bekommen. Auf den Regalen entsteht Lücke an Lücke. Viele Lücken lassen sich durch leere Pappschachteln verdecken. Die Laden und Kisten sind ebenfalls leer. Täglich wird Einar in der oder jener Ware total ausverkauft. Die Kunden bleiben fort.

Die Kunden wittern ja schon, daß Einars großes Haus wackelt, und sie können ihre kleine Schadenfreude gar nicht verbergen. Es ist jämmerlich, auf ihre elenden Bosheiten in höflichem Tone antworten zu müssen. Und es ist auch jämmerlich, seine Armut und Verlegenheit vor ihren frechen Blicken auszubreiten.

Das hat jetzt Oline davon, daß sie diese kleinen Kunden von Anfang an verachtete.

Und das auch hat Oline jetzt davon, daß sie Einar dazu drängte, die Sache im großen zu betreiben. Herrgott, du meine Güte — könnte er jetzt nicht dasitzen auf seinen runden fünfzigtausend Kronen, frei von allen Schulden, von allem Kummer und von allen frechen Blicken?

Mit harten Wangen und schmalen Lippen geht Einar in den Lagerraum. Da stehen in langen Reihen, turmhoch, diese verdammten Fischtonnen. Sie grinsen ihn mit runden Gesichtern frech und höhnisch an. Wie eine geschlossene Schar von frohlockenden Feinden umringen sie ihn.

Jäh reckt sich wieder das Wikingerblut in Einar. Er bückt sich nach dem schweren Faßhammer und schleudert ihn mit aller Kraft in eins dieser höhnischen runden Gesichter. Es gibt einen dumpfen, weichen Ton, wie unter der Axt des Schlächters. Und gleich beginnt es zu glucksen. Wie leises, verhaltenes Weinen klingt das. Einar hebt den Hammer wieder auf. Ein neuer Wurf, ein neues Schluchzen. Ach, das ist ein ganz eigentümlich wollüstiger Schmerz, den Einar dabei empfindet. Er ist sich ja voll bewußt, daß er sich selber schädigt und daß seine Schläge gegen ihn gerichtet sind. Und dennoch —

Die alte Karen streckt ihr gelbes, zerknülltes Gesicht durch den Türspalt, und ihre Augen werden groß vor Schreck. Mit einem winselnden Weheruf läuft sie davon.

Einar hat da seinen sechsten Feind erschlagen und steht mit erhobenem Arm zu einem neuen Angriff bereit.

Und dann kommt Oline. »Was in aller Welt treibst du denn hier?« fragt Oline sanft.

»Ich?« fragt Einar zurück.

»Ja, du. Bist du denn ganz von Sinnen?«

»Ob ich von Sinnen bin?«

»Warum schlägst du denn die Tonnen ein? Was soll das bedeuten?«

»Was das bedeuten soll, fragst du?« Einars Wut hat jetzt den Gipfel erreicht. Er wirbelt den schweren Hammer in rasenden Kreisen über seinem Haupt, und seine Augen funkeln. »Was das bedeuten soll — das fragst du? Du?« Seine Stimme ist seltsam leise.

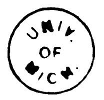
Oline wird plötzlich weiß. Eine wahnsinnige Angst packt sie. Sie will fliehen. Doch ihre Füße sind auf dem Boden angenagelt.

Und da wirbelt also dieser gräßlich schwere Hammer. Nicht einmal zum kleinsten Schrei bringt Oline die Kraft auf.



Wilhelm Gdanietz: Rolandsburg

Aus der Großen Kunstausstellung in Düsseldorf 1926


UNIV.
OF
MICH.

Mit einem hohen Jammerton macht Einar eine rasche Wendung und wirft den Hammer durchs Fenster. Klirrend spritzen die Scherben nach allen Seiten, und der tückische Hammer verschwindet für alle Zeiten in der Salzflut.

Einar aber sagt da das seltsame Wort: »Ist dir jetzt wohler, Oline ...? Und mehr will ich dich nicht fragen.«

Sowie der Hammer im Meer untergeht, findet Oline ihre Stimme und ihre Kraft wieder. Sie kann jetzt schreien. Sie kann auch laufen. Sie läuft ihren Mägden, die unter der Tür stehen, gerade in die Arme. »Ihr beide habt es gesehen. Er hat mich erschlagen wollen. Den Hammer hat er nach meinem Kopfe geschleudert. Wenn ich mich nicht so rasch gebückt hätte, läge ich jetzt tot.«

Selbstverständlich haben die Mägde alles gesehen. Bei dem Gedanken, daß Oline schon tot dort auf dem schmutzigen Boden liegen könnte, packt alle drei dumpfes Grauen. Gemeinsam beginnen sie zu schluchzen und zu weinen und gehen fort.

Da steht nun Einar einsam auf dem Schlachtfelde, als Sieger zwar, und doch geschlagen.

Er ist mit einmal ganz nüchtern geworden. Was war denn das? Was ist denn eigentlich geschehen? Was hat Oline gesagt? Hat er sie denn wirklich erschlagen wollen?

Er ist froh, als er aus dem Packraum und ins Freie kommt. Er fürchtet sich vor sich selber und entsetzt sich über seine unheimliche Kraftentfaltung. Und er beginnt es auch schon selber zu glauben, daß er in blinder Wut den Hammer nach Olinens Kopf geschleudert habe — so weit ist es also schon mit ihm gekommen.

Wenn er sich nur ein wenig umgeschaut hätte, hätte er leicht feststellen können, daß das Fenster nicht hinter Oline sich befand, sondern auf der entgegengesetzten Seite.

Oline allein hat die Lage richtig erfaßt und sofort zu ihrem Vorteil ausgenutzt. »Er hat mich töten wollen,« sagt sie noch einmal in der Küche und läßt matt die Arme hängen.

Das ist nun eine Szene. Und es ist Oline nicht unerwünscht, darin eine Hauptrolle zu spielen. Oline macht auch gleich noch einen Schritt weiter. »Aber er war doch so aufgeregt wegen irgend etwas, daß er nicht wußte, was er tat. Redet darüber nicht weiter, ihr beiden.« An ihren Wimpern hängen Tropfen. »Ich verzeihe ihm,« sagt sie zuletzt auch noch. Dann geht sie ins Wohnzimmer, legt sich auf die Ottomane und schluchzt laut und vernehmlich.

Natürlich kommen die Mägde herein, sie zu trösten.

Ach, ist es nicht wonnig, ein unschuldiges, zartes Opfer männlicher Brutalität zu sein und Mitleid zu wecken? Außerdem weiß man nicht, wozu das alles noch nützlich sein kann.

Einar schleicht ums Haus wie ein verprügelter Hund. Er hört die Seufzer und Klagelaute aus den oberen Räumen und hält sich selber für einen Verbrecher.

Vom Laden geht er ins Kontor und beginnt wieder, ohne daß er es selber merkt, zu rechnen. Das lenkt ihn von einem Ärgernis ab und stürzt ihn ins andre. Sogleich bewegen sich seine Gefühle wieder rückwärts. »Trotzdem,« sagt er, »trotzdem ist sie schuld an allem. Sie wollte es so haben.« Und er wird hin und her geschleudert zwischen Zorn und Reue — Zorn und Reue. Und zwischen Empörung und Hoffnungslosigkeit. Wie könnte er doch heute dastehen ohne Olinens Größenwahn!

Und jetzt ist die Kasse völlig leer, und in zwei Wochen soll er also dreißigtausend Kronen zahlen.

An noch Schlimmeres hat er zu denken.

Mutter Sigrid war am Morgen bei ihm im Kramladen. Sie hat ein halbes Pfund Zucker gekauft — ein halbes Pfund! In dem großen, abgenutzten Geldbeutel, den Einar schon als Knabe kannte, lagen nur ein paar Münzen. Die zählte Mutter Sigrid, während sie nach dem Preise des Kaffees fragte. Aber dann sagte sie, Kaffee sei ungesund.

Ach, Einar weiß es ja schon, daß man jetzt auf Askeland keinen Kaffee mehr trinkt, nur noch gekochtes Wasser. Heißes Wasser, und Sonntags bekommt man ein wenig Zucker in die Tasse. Oder ein kleines Stücklein in den Mund, damit das Wasser darüber hingleite und so den Gaumen täusche.

Mutter Sigrid steckt den Beutel weg und sagt, zu früheren Zeiten habe man auch keinen Kaffee getrunken. Er sei ein unnötiger Luxus. Sie fühle sich auch schon viel wohler in den Nerven, seit sie weniger Kaffee trinke.

Als Einar ihr ein Pfund schenken will, sagt sie nein. Nur dieses eine Wort. Es ist hart und scharf. Es trifft Einar irgendwo und schmerzt sehr. Er wagt von da ab nicht mehr, seiner Mutter ins Gesicht zu schauen.

Früher hat Mutter Sigrid nie über ihre Nerven geklagt. Sie ist auch kleiner geworden in den letzten Jahren, in sich zusammengeschrumpft. Und ihr Mund zieht sich in einer dünnen Linie abwärts. Schon lange hat Einar diesen Mund nicht mehr lachen hören. Früher war Mutter Sigrid jung und lustig. Früher sang Mutter Sigrid. Sie sang zu ihrer übermäßigen Arbeit. Auch das Singen hat sie vergessen.

»Leb' wohl!« sagte sie und ging zur Tür.

Einar konnte sehen, daß ihre Schuhe zerrissen waren.

Wenn dieses Weib nicht ins Haus gekommen wäre ... beginnt Einar wieder zu denken und wird bitter. Über sich hört er gedämpfte Stimmen, zuweilen von Schluchzen unterbrochen.

Seit zwei Stunden war kein Kunde mehr im Laden. Tiefe Stille erfüllt das Haus. Sie legt sich um das Gewimmer und Schluchzen, umrahmt es gewissermaßen, macht es wichtig und eindringlicher. Diese verdammte Stille! Einar fühlt, daß er überall im Unrecht ist.

Er wird an diesem Abend nicht wie sonst zum Essen gerufen. Die Mägde stehen ganz auf Olinens Seite und verbergen ihren Abscheu gegen Einar kaum.

Langsam wird es dunkel. Schon kann man die Schrift an den Gewürzbüchsen nicht mehr lesen. Wozu soll Einar die Lampe anzünden? Kein Mensch wird heute mehr kommen. Es kam gestern auch keiner mehr, und auch vorgestern nicht. Das Petroleum wenigstens kann er sich sparen.

Einar sitzt im Kontor, und die Dunkelheit steigt um ihn empor. Er legt sein sorgenschweres Haupt auf den alten, guten Tisch, an dem Onkel Thomas reich geworden ist.

Einmal saß Einar hier und schrieb große Zahlen und rechnete munteren Sinnes — und alles war gut. Die Welt war warm und leicht und hell und voller Freude. Man hatte viel Geld und wenig Kummer, ein großes Haus, ein schönes Weib und einen guten Namen und einen Smoking. Lustiges Lachen erfüllte die Stuben, anstatt dieses dreimal verfluchten Gejammers, das an Tod und Verwesung gemahnt.

Wo ist jetzt das Glück? Herrgott!

Von traurigen Gedanken und Reue wird man aber nicht satt. Einars Magen beginnt laut zu knurren und achtet die Tränen um verlorene Seligkeit nur gering.

Weil Einar nicht in die oberen Räume gerufen wird, beschließt er, aus eignem Antrieb emporzusteigen. Ohne Licht zu machen, verschließt er die Ladentür und tappt die finstere Treppe hinauf. Und er macht dabei vielleicht etwas mehr Lärm als notwendig. Die Mägde hantieren in der Küche. Ihr Gespräch ist verstummt. Sie hören ihren Herrn die Treppe heraufpoltern, doch es fällt ihnen nicht ein, die Tür zu öffnen, damit er sehen könne.

Ach, die Zeiten der Höflichkeit und des angenehmen Betragens sind nun vorbei auf Trägebö. Man sagt jetzt nicht mehr »Bitte schön!« und »Sei so gut!«, und man dankt einander auch nicht mehr bei jeder passenden Gelegenheit.

In der Küche duftet es nach warmer Butter und nach Pfannkuchen und heißer Schokolade.

Einar bleibt vor dem langen Wandtisch stehen, blinzelt in den hellen Lichtschein und betrachtet angelegentlich die gelben Pfannkuchen. Dabei denkt er ganz überflüssigerweise an die zerrissenen Schuhe Mutter Sigrids.

»Ist denn Festtag heute?« fragt er. Da er keine Antwort erhält, fragt er nochmals.

Karen dreht sich ein wenig vom Herd zurück, schaut ihm ungefähr auf die Knie und fragt zurück: »Warum soll denn heute Festtag sein?«

»Nun, weil es so flottes Essen gibt.«

»Ja — du mußt wohl verstehen — wenn Oline so krank ist, muß sie wenigstens etwas Rechtes zu essen haben.«

»So,« sagt Einar, bleibt aber stehen und besinnt sich weiter.

»Oline ist ganz verstört,« bemerkt Karen noch einmal mit scharfem Ausdruck.

»So,« sagt Einar wieder und rührt sich nicht vom Fleck. Dann meint er: »Wenn sie allein diesen Berg Pfannkuchen verschlungen hat, wird ihr der Bauch platzen. Und davon wird ihr auch nicht besser.«

Ganz unvermutet greift Jensine da ins Gefecht ein. »Ist es vielleicht so,« fragt sie, »daß man uns schon das Essen mißgönnt?«

Aber heute wird Einar sich nicht ergeben. Nein, heute nicht. »In andern Häusern essen die Mägde des Abends Hafergrütze,« sagt er, »und dabei leisten sie noch harte Arbeit.«

»Soll das vielleicht heißen,« fragt Jensine wieder, »daß wir in diesem Hause nicht unsre Pflicht tun?«

Ach, Einar ist nicht mehr der große Kaufherr von ehemals, man respektiert ihn nicht mehr. Aber jetzt packt ihn der Zorn. Auf Askeland trinken sie heißes Wasser, denkt er, und schuften wie Leibeigene. Diese zwei Faultiere hocken nur auf den Stühlen herum und mästen sich. Einar vergißt allerdings, daß er selber es war, der diese zwei Faultiere ins Haus gerufen hat. Er gibt sich einen Ruck und sagt: »Ich kündige euch beiden auf den Ersten.«

Jetzt wird Jensine ganz weiß an der Nasenspitze. Und Karen bekommt rote Backen. Einar steht zwischen zwei Fronten und gerät ins Kreuzfeuer.

Jensine schreit: »Wenn das hier so steht, so kann ich schon morgen gehen. Ich habe auch bereits eine andre Stelle und hätte ohnedies gekündigt. Jetzt aber bleibe ich nicht einen einzigen Tag länger.«

Karen schreit zu gleicher Zeit nicht minder laut: »Mit Mördern und Verrückten werde ich nicht unter einem Dache wohnen. Erinnere dich, bitte, Einar, mein Sohn ist Sergeant — das sollst du nie vergessen, Einar!«

Zum andernmal an diesem Tage ist Einar überrascht und erschreckt vom Gewitter, das er selber entfacht hat. Er zieht sich in die Wohnstube zurück, während es kräftig hinter ihm her donnert.

Auf dem runden Tische brennt die Lampe unter einem mächtigen roten Seidenschirm. Sie bestrahlt die glänzende Pracht der Teller und Tassen »Hotel Bristol«, die vielen Stühle und auch Oline, die immer noch auf der Ottomane

liegt und Einar aus graugrünen Augen anfunkelt.

»Bist du jetzt wieder vernünftig geworden?« fragt Oline mit sanfter Stimme, die mit ihren funkelnden Augen und dem Gespräch in der Küche gar nicht im Einklang steht.

»Ich habe den Mägden gekündigt.«

»Warum?«

»Weil wir uns diesen Luxus nicht mehr leisten können.«

»Willst du, Einar, vielleicht auch mir gleich kündigen?«

Einar setzt sich an den Tisch. Da sagte er es, und das kostet ihn wahrlich keine geringe Überwindung: »Alles Geld ist weg. Der Laden ist leer. Wovon sollen wir jetzt leben?«

Oline hält mit ihren funkelnden Augen seine Blicke fest. Es wird eine lange Pause. Dann sagt sie: »Ich kann unmöglich ohne Magd auskommen. Nein — das kannst du, Einar, dir wohl denken, und wirst es auch nicht von mir verlangen.« Das sagt Oline leise und mit großer Milde.

»Oho — warum denn nicht?« will er wieder aufbegehren.

Oline sagt: »Ich wäre keine Dame, wenn ich ohne Dienstmagd auskommen könnte. Verstehst du das nicht, Einar?«

Nein, das versteht Einar nicht. Er meint in seiner Unwissenheit: »Die meisten Frauen hier am Strande kommen ganz gut ohne Magd aus. Und dann haben sie noch den Stall zu besorgen und die Kinder.«

Das ist nicht klug von Einar. Nein, dieses Beispiel ist schlecht gewählt.

Oline richtet sich langsam und drohend auf. »Sieh mich an, Einar!« sagt sie. Und als er sie zögernd ansieht, fragt sie ihn: »Bin ich vielleicht ein Bauernweib?« Das fragt sie und lacht laut.

Einar denkt: O diese Weibsbilder! Ist jetzt das vielleicht ein Grund zum Lachen? Aber er kann es trotzdem und obschon er sich in diesem Augenblick im Recht fühlt, nicht hindern, daß Oline sich schon wieder über ihn erhebt.

Um ihn sogleich noch tiefer hinabzudrücken, sagt Oline auch noch dieses Wort: »Ein feiner Mann achtet in seiner Frau stets die Dame«

Das ist kein kleines Wort. Vielleicht hat es Oline gar nicht selber erfunden. Wahrscheinlich hat sie es irgendwo gelesen. Einerlei. Es trifft Einar auf die Stelle, wo er empfindlich ist. »Was das anbetrifft, so kannst du dich wohl nicht beklagen,« meint er.

Doch Oline will das Gespräch nicht in einen Abgrund gleiten lassen. »Wir reden vielleicht später noch darüber, Einar,« sagt sie sanft. »Auf alle Fälle bleiben die Mägde im Haus.«

»Du hörst doch, daß wir rein nichts mehr zum Leben haben. In zwei Wochen bin ich bankrott.«

»Bankrott — wieso? Und das große Lager? Warum verkaufst du denn nicht?«

»Heute ist der Preis fünf bis sechs Kronen die Tonne. Ich habe ungefähr siebzig dafür gegeben — darum.«

»Und dein Onkel?« fragt Oline.

»Er wird schon das verlieren, was ich ihm schulde. Er wird mir nicht noch etwas dazugeben.«

»Aber er muß dir doch helfen,« meint Oline. »Rede doch einmal mit ihm!«

Das ist nun wieder diese Oline! Ein Schimmer von Hoffnung glimmt in Einar auf. Er will mit dem Onkel reden.

So endet diese Auseinandersetzung, die so drohend begonnen hat, in einem ruhigen Gespräch. Oline zeigt sich weich und versöhnlich gestimmt. Sie will versuchen, mit einer Magd auszukommen, ja, wenn es durchaus sein muß, sogar mit einem jungen Mädchen, nur um wenigstens nach außen hin den Schein zu wahren. Auf diese Weise tröstet sie Einar und zeigt ihm seine Lage in einem besseren Lichte.

Olinens weiches Entgegenkommen verwirrt Einar. Sein scharfer Angriff ist abgefangen. An Einar ist es nun, seine Heftigkeit zu bereuen. Alles löst sich in Zärtlichkeit auf.

Am folgenden Tage schon geht Einar zu seinem Onkel. Und auch Oline geht mit. Sie reden lange miteinander. Dann erklärt Einar seinen Bankrott und zieht mit seiner Frau für ein paar Wochen nach Askeland.

Bei der Versteigerung erwirbt Onkel Thomas sein Haus mit allem, was darinsteht, und eröffnet aufs neue seinen Handel. Einar und Oline ziehen wieder in Trägebö ein.

Alles scheint wie früher. Aber jetzt ist Einar Onkel Thomas' Ladendiener und nicht mehr der Kaufherr. Das ist ein Unterschied.

Der Helfer

Eines Sonntags entsteigt dem Dampfer Mons — kein andrer und kein Geringerer als Direktor Mons Bauge. Lange ist er fortgewesen, spurlos verschwunden, wie die Wolke hinter dem Hjelleberge verschwindet.

Verschiedenes hat sich indes hier verändert, und man hätte Mons vielleicht vergessen können, wenn man nicht seine Werke tagtäglich vor Augen gehabt hätte. Nun ist er also wieder da. Und er ist nicht ein schäbiger Bettler. Nicht einmal so viel wie die Haltung des Kopfes oder sein eigentümlicher Schritt hat sich an ihm verändert.

Und da ist auch immer noch die gelbe Ledertasche mit den blanken Nickelbeschlägen. Und die trägt der Diener Sverre an Land.

Bei Gott, der Diener Sverre mit dem unbeweglichen Gesicht, das keine Freude erhellen, kein Zorn entstellen, keine Sorge furchen kann.

Glatt und sauber ist Sverre, wie er hier fortreiste, wie er immer gewesen und stets sein wird. Er geht einen kleinen Schritt hinter seinem Herrn her. Und sie gehen zur Villa.

Zur Villa? Auch das platzt wie eine Bombe.

Mons hat in aller Heimlichkeit und ganz hinter des Thingmanns Rücken die Villa vom Gemeinderat gekauft.

Zwei Tage später kommt auch der Koch. Und dann kommen wieder zwei Gärtner, die die Kartoffelfelder im Garten verwüsten und neue Beete anlegen und das Erdreich herrichten, damit im Frühling darauf wieder neue Pracht erblühen kann. Und dann kommt auch wieder eine Motorjacht, nicht so groß und üppig wie »Sunbeam«, aber zierlich und weiß und blank wie eine Seeschwalbe — alles kommt mit Mons.

Mons ist immer der gleiche, verschlossen, undurchdringlich, großartig, unberechenbar.

Oh — und da beginnt der ganze Strand über Mons zu reden, über Mons, diesen Abenteurer, der bald zwei Jahre lang kein Lebenszeichen von sich gab. Jetzt wissen es mit einmal alle, daß Mons Branntwein und Sprit geschmuggelt hat. Von irgendwoher hat es der Wind geflüstert, die Welle geplätschert — daß Mons Tausende und Hunderttausende erworben hat.

Mons hat seine Bank aufs neue eröffnet. Er sagt, daß er dem Strand wieder auf die Beine helfen wolle. Noch sei nicht alles verloren. Die Zeiten seien freilich schlecht; aber man könne die Schwierigkeiten überwinden. Wenn man zu ihm Vertrauen habe, werde er die Leute wieder aus den drückenden Schulden herausmanövrieren.

Es wäre ihm in der Tat zuzutrauen, daß er den Karren, der so fest in den Dreck gerannt war, mit der Zeit wieder flott und auf guten, sicheren Weg gebracht hätte. Alles wäre diesem Mons zuzutrauen.

Sich selber hat er jedenfalls fein aus der Patsche gezogen und allein seinen Gläubigern das Maul gestopft. Am Strande von Solbö und im Frühlingstal hat er aber jetzt ein schlechtes Wort.

Direktor Mons hat mit einigen Schwierigkeiten gerechnet. Er ist nicht der Mann, der eine Nuß fortwirft, weil ihre Schale hart ist.

Was er vordem nicht getan, tut er jetzt. Er redet da und dort einen von den Besseren und Klügeren auf der Straße an, gibt ihnen ein klares Bild der Lage und weist auf die Möglichkeiten hin, sie zu bessern. Sie stimmen ihm auch zu; aber nicht einer reicht ihm so viel wie den kleinen Finger — und Mons bedarf vieler mutiger Hände, wenn sein Werk gelingen soll.

Daß er seine Hilfe anbietet, das ist nun schon das Allerverkehrteste, was Mons hätte tun können. Von diesem Moment an ist sein Schicksal hier entschieden und besiegelt. Jetzt will kein einziger mehr mit ihm zu tun haben.

Ob Mons gleich sagt: Zweimal zwei ist vier, und Luft ist dünner als Wasser, und Schulden, die nicht abgetragen werden, sind sichere Vernichtung des Wohlstandes — man glaubt ihm nicht. Man glaubt nicht einmal, daß zweimal zwei vier ist, wenn Mons es sagt. Die Wahrheit aus seinem Munde ist keine Wahrheit mehr. Hätte er die dickste Lüge verkündet, so hätte man sie vielleicht, aus lauter Widerspruch, als Wahrheit ausgelegt.

Mons ist hier fertig, vollständig, für alle Zeiten. Mons sollte den Kampf aufgeben.

Aber Mons ist eben nicht das, wofür ihn die Leute hier halten. Er ist nicht der ängstliche Geschäftleinmacher, er ist nicht der Kaufmann, der klug und engherzig nur seinen Profit errechnet, er ist vor allem nicht die kleine bäuerische Selbstsucht, die alle hinter ihm vermuten, weil alle hier von ihr besessen sind. Nein, Mons ist ein Spieler, sein Spiel ist das Leben.

Und jetzt liegt da dieser Strand wie eine tiefe, offene Wunde, die sich ohne Hilfe gar nicht oder doch nur mangelhaft und nach langer Zeit wieder wird schließen können. Mons ist aber auch der Arzt, der weiß, wie sie geheilt werden könnte. Er sieht hier seine Aufgabe. Die Aufgabe ist zu ihm gekommen, ist ihm nachgelaufen, hat ihn aus der großen Welt geholt und in sein verlassenes Haus zurückgeführt.

Es sind nicht die Menschen, die er im Grunde gar nicht kennt, die ihm gleichgültig sind, deren Schicksal ihn gar nichts angeht und deren enge Selbstliebe ihm völlig fremd ist.

Es ist auch nicht die Heimat. Menschen seines Schlages haben keine Heimat. Sie fallen wie Tropfen aus großer Höhe, und es ist gleichgültig und nebensächlich, wo sie aufschlagen.

Eine solche Gestalt muß bei den Leuten vom Solböstrand Mißtrauen und Furcht erwecken und stets unbegreiflich bleiben.

Mons ist ruhig und zäh und gewohnt, die Dinge nach seinem Willen zu biegen. Aber die Bauern sind träge und halsstarrig und lassen sich nicht biegen. Auch nicht von Mons Bauge.

Es entsteht ein stiller, verborgener Kampf.

Mons kann sich Zeit geben.

Sverre tritt leise ein, bleibt mitten im Zimmer stehen und sagt: »In der Nacht sind alle Scheiben des Treibhauses eingeschlagen worden. Es sind auch viele Rosenbüsche ausgerissen worden.« Und nach einer Weile fährt er ebenso leise fort: »Und, Herr Direktor, wir können auch keine Milch mehr für unsern Haushalt bekommen. Die Leute haben Alf Maalvik gedroht, wenn er uns weiter Milch abgibt. Alf fürchtet sich.«

»So,« sagt Mons.

»Ich kann auch keine Kartoffeln mehr bekommen. Und Danielsen ist fortgerudert, als ich bei ihm Fische bestellte.«

»So,« sagt Mons.

»Ja, und ich muß dem Herrn Direktor noch melden, daß man uns von hier vertreiben will. Alle sind gegen uns.«

Mons hat die Lider über die Augen gesenkt, und jetzt sind es nur noch kleine, schmale Schlitze. Sie gemahnen an Schießscharten in einer Turmmauer. Er sagt: »Der Koch soll in die Stadt telephonieren und sich alles, was er braucht, kommen lassen.«

Dann geht Mons zu Alf Maalvik. Es ist das erstemal, daß er das Haus betritt seit jenem Tage, da er es kaufte.

Seine Schwester Gudrid steht unter der Stubentür. Alf sei in die Ödmark gegangen, wegen einer Einzäunung, und Mons komme wohl wegen der Milch?

»Ja, wegen der Milch,« nickt Mons.

Das sei nun allerdings eine schwierige und eine ärgerliche Sache. Gudrid redet laut und eifrig. Sogar eine besonders verkehrte Sache sei das. Mons könne doch wohl verstehen, daß man sich nicht die Feindschaft des ganzen Strandes zuziehen dürfe wegen der Milch. Das sei doch klar.

»Gudrid,« sagt Mons, »ich habe einmal an deine Unschuld geglaubt und dir geholfen. Und ich hab' nicht danach gefragt, ob ich mir Feinde zuziehen könnte.«

Nein, da habe Mons nun recht, natürlich, ganz recht. Und das könne man auch nicht anders sagen. Aber Mons müsse doch auch bedenken, daß man all sein Vieh draußen auf der Weide habe, jedermann könne ihm Schaden zufügen, und auch sonst — Alf meine auch, daß man sich nicht schützen könne. Und das lohne sich doch nicht wegen der paar Liter Milch.

»Nein,« stimmt Mons zu, »das lohnt sich nicht.« Und er geht.

Am folgenden Tage fährt er mit seiner Motorjacht in die Stadt.

Die Leute meinen jetzt, sie hätten ihn vertrieben, und sie sagen zueinander viel Lustiges und Lächerliches über Mons. Darüber werden sie ganz ausgelassen.

Mons bleibt eine Woche weg. Dann kommt er wieder zurück. Mitten in schwarzer Herbstnacht. Am Morgen liegt seine Jacht in der Bucht vor Anker, weiß und schlank und blank. Die Leute aber wollen wissen, daß Mons große Kisten mitgebracht habe.

Was war in den Kisten?

Lieber Mensch ...

In diesen Tagen erscheint auch Arne Jensen wieder in Trägebö, unerwartet, fröhlich, unbekümmert. Er tritt in den Kramladen und streckt Einar die Hand hin. »Ich werde eine Zeitlang hierbleiben. Laß mir doch mein Gepäck von der Landungsbrücke holen. Es sind ein paar Kisten dabei, Zigarren und Zigaretten — das ist nämlich jetzt mein Geschäft — ein feines Geschäft, lieber Mensch.«

»Zigarren?« wundert sich Einar.

Ja, Zigarren. Und somit ist Arne also wieder da. Er mischt sich nicht mehr in Einars Handel. Er ist, was das anbetrifft, ein stiller Gast. Die meiste Zeit hält er sich draußen bei den Bauern auf und verkauft seine kleine Ware.

Einar wundert sich immer mehr, je länger Arne sein lächerliches Geschäft betreibt. Daß man von diesem kleinen Handel so flott leben kann, darüber wundert sich Einar. Er bekommt oft Arnes Brieftasche zu sehen. Die ist stets rund und dick von den vielen Geldscheinen.

Die Sache mit Mons war eine schwere Erschütterung der Gemüter. Nach seiner Rückkehr hat sich das Wasser um die Villa allmählich geglättet. Es ist überhaupt wieder ein neuer Zug in die Leute gekommen. Man hört wieder lautes Lachen. Man hört auch Singen, und man bemerkt eine so ausgeprägte Munterkeit, daß sie Verdacht erweckt.

Der Thingmann bläht vor Unmut die Backen auf. Er hat den Teufel wieder gewittert. Nun geht er auf seiner Fährte und steckt seine Nase in jeden Winkel. Überall vermutet er das Böse und findet es auch.

Es ist in der Tat zu dieser Zeit nicht gar so schwierig, das Böse hier am Strande zu finden. Hart am Landwege kann man es zuweilen sehen. Es hockt in Gestalt von vier, fünf, sechs Burschen am Boden und stinkt nach Schnaps und lärmt und krakeelt, daß man gar nicht fehlgehen kann. Man sieht auch schwankende Gestalten, die seltsame Gespräche mit sich selber führen, die ohne Grund lachen und ohne Grund weinen. Und da und dort liegt einer im Grase und schläft und kümmert sich stundenlang weder um Sonnenschein noch Regen.

Schon in der Vorzeit, da das Volk noch nicht auf den rechten Weg gesetzt und das Land noch nicht ausgetrocknet war, ist es vorgekommen, daß sich Leute vom Verstand und vom Vermögen tranken. Das Verbot hat dem Laster aber höheren Reiz verliehen. Das Verbot erst hat ihm den abenteuerlichen Glanz gegeben. Manch einer, der früher schwindelfrei an der Versuchung vorbeischritt, kann jetzt dem Gelüste nicht widerstehen und fällt in den Abgrund. Das ist so, als hätte man eine ätzende Säure über den schönen Strand von Solbö ausgeschüttet. Und die tobende Fröhlichkeit klingt fast schauerlich über dem zerfressenen Lande.

Mons verhält sich ruhig in seiner Villa. Zuweilen fährt er mit seiner Jacht für ein paar Tage fort. Man sieht ihn selten, und man ist müde geworden, ihn zu ärgern. Außer dem Vogt und dem Distriktsarzt betritt kein Mensch mehr die Villa.

Als man Mons alle Lebensmittel verweigerte und ihn vertreiben wollte, blühte die große Eberesche im Hof hinter der Villa. Jetzt sind aus den weißen Blumendolden leuchtende rote Trauben geworden. Schwärme von Staren und Drosseln sausen jeden Tag ein paarmal darüber hin. Sie warten nur noch, bis die Beeren weich werden. Dann kommt ihre Stunde ...

Eine Fliege

Oline sitzt in ihrem mit Wohlstand erfüllten Zimmer und stickt an einer kleinen Decke. Das ist zwar ohne Bedeutung. Denn obschon Oline außer dieser hübschen und reinlichen Arbeit nichts tut, bringt sie doch weder ihr noch andern Nutzen.

Da ist aber nun diese kleine schwarze Fliege. Die setzt sich bald auf Olinens rechte Hand, bald auf die linke. Ja, auch auf Olinens hübsches Gesicht setzt sich die Fliege und will sich gar nicht vertreiben lassen.

Anfänglich schenkt Oline der Fliege nur geringe Beachtung, dann wehrt sie sich gegen ihre Zudringlichkeit, und schließlich schlägt sie nach ihr. Sie trifft dabei allerdings nicht die Fliege, sondern die hohe Glasvase auf der Konsole. Es entsteht ein Fallen und Klirren, und Oline drückt die Augen zu.

Als sie sie wieder öffnet, kann sie bemerken, daß nicht nur die große Vase in Scherben ging, sondern auch der hohe Spiegel hinter der Konsole, der ihr besonderer Stolz, außerdem Einars Freude und endlich ein Hauptstück der Stube war.

Oline tut nun das, was viele an ihrer Statt getan hätten. Sie liest die Scherben vom Boden auf und hält sie mit bebenden Fingern aneinander. Nun weint sie in hilfloser Verzweiflung über ihren Verlust.

Oline hat jetzt keine Freude mehr an ihrer Stickerei, insbesondere da die eklige Fliege ihre Annäherungsversuche trotz dem Unglück boshaft fortsetzt. Eben noch ist Oline in strahlendem Humor gewesen, ohne eigentliche Ursache. Sie hat, wie das zuweilen über die Menschen kommt, für eine Stunde das Elend dieser Welt vergessen und sich über jeden Nadelstich gefreut. Nach dem Unglück steht die Stube mit allen Stühlen und Tischchen und Decken in andrer Beleuchtung da. Über Olinens Sonne ist eine Wolke gezogen, die wirft einen Schatten, in dem alle Dinge glanzlos und ohne Farbe sind. Die Stube mit dem zerbrochenen Spiegel ängstigt Oline geradezu und vertreibt sie.

In der Küche singt Karla, das junge Mädchen, und klappert mit dem Geschirr. Im Kramladen lastet Todesruhe.

Ach, die Zeiten, da Oline ihre kleinen Kümmernisse ins kleine Kontor hinabtrug und auf Einars Knien Trost suchte und fand, diese Zeiten sind leider für immer vorbei. Es zieht Oline nicht mehr ins Kontor, weder in guten noch in schlimmen Augenblicken. Einar Ladendiener kann ihr doch niemals das sein, was Einar Kaufherr ihr einstmals gewesen ist. So blind ist ihre Liebe nicht.

Wenn Oline weder in die Küche noch ins Kontor gehen mag, so bleibt ihr nur noch der Weg durch die Haustür.

Da liegt am Kai ein Boot, und im Boot sitzt Arne und will eben vom Lande abstoßen.

Oline ruft: »Halt, du, Arne! Ich will etwas mit dir reden.«

»Hallo, Schwesterlein?« ruft Arne zurück und lächelt dabei so breit und satt, daß sich Oline darüber empört.

»Wo willst du hin, Arne?« In diesem Augenblick kommt es Oline jäh zum Bewußtsein, daß Arne oft des Abends Bootsfahrten unternimmt. Im selben Augenblick weiß sie auch schon, daß hinter diesen Fahrten etwas steckt, irgend etwas Geheimnisvolles.

Arne sagt da ganz gemütlich: »Ich will ein wenig fischen. Es sind Makrelen im Fjord.«

Arne hat zuweilen Fische nach Hause gebracht. Das ist richtig. Trotzdem weiß Oline, daß Arne jetzt lügt. »Willst du die Makrelen denn mit den Händen fangen? Du hast doch gar keine Fischschnur im Boot.«

Arne macht zuerst ein verdutztes Gesicht. Dann schaut er rund um sich her und lügt weiter. »O Pokker! Die hab' ich wirklich vergessen. Du, Schwesterlein, vielleicht bist du so gut — sie liegt im Lagerhaus beim hinteren Fenster.«

Oline ist nicht so gut. Sie hüpft ins Boot und kommandiert: »Los! Ich fahre mit.«

Zu allen Zeiten hat in der Familie Jensen die Weiblichkeit über die Männlichkeit geherrscht. So geht es auch jetzt.

Arne ist über Olinens Gesellschaft keineswegs begeistert; aber er stößt ab und rudert. Er rudert ein Stück weit dem Lande entlang und fragt: »Wo soll ich dich denn absetzen, Oline?«

Und Oline merkt am Klang seiner Stimme, daß Ungeduld in ihm ist, ja vielleicht noch etwas mehr als Ungeduld. Da beginnt die Fahrt ihr richtiges Vergnügen zu bereiten. »Du sollst mich nirgends an Land setzen, Arne.«

Arne verfällt in ernstes Schweigen, das Oline nicht stört. Sie sitzt ihm gegenüber und starrt ihm mit Spott und Spannung ins Gesicht.

Arne kennt seine Schwester zur Genüge, um zu wissen, daß sie sich jetzt um keinen Preis mehr bewegen läßt, die Fahrt aufzugeben. Er schielt nach der Sonne, die schon tief auf den Bergen steht, und er zieht auch seine schwere Goldutr aus der Tasche. Oline folgt allen seinen Bewegungen mit der ungeteilten Aufmerksamkeit, mit der ein Jäger das Wild herannahen sieht.

»Ich muß zum Otterlo,« beginnt Arne zögernd.

Oline nickt. Sie quält Arne. Und das macht

ihr Freude. Wenn die schwarze, häßliche Fliege, die vielleicht nicht einmal eine Freude daran hatte, Oline ärgern durfte, warum sollte es Oline jetzt verboten sein, ihren Bruder zu ärgern? Man schlägt, und man wird geschlagen — das ist die Weisheit des Lebens.

In des Herrn Namen denn! denkt Arne und sagt: »Ich muß in Otterly etwas holen. Und du kannst nicht dabeisein. Jemand erwartet mich dort. Der wird sich niemals zeigen, wenn du im Boot bist.«

»Ich werde mich hinlegen. Du kannst das Segel über mich ausbreiten. Wozu hast du überhaupt das Segel bei dir?«

»Nun — ich könnte doch günstigen Wind bekommen zur Rückfahrt.«

»Und da hast du natürlich auch den Mast bei der Fischschnur im Lagerhaus liegen lassen — o Arne, du bist komisch.« Oline legt sich hin und breitet einen Zipfel des Segels über sich aus. Da liegt sie ganz zierlich und streckt den Kopf hervor und kichert. Jetzt schaut Oline in den verzauberten Abendhimmel, durch den ein paar kleine Wolken schweben. Und es kommt ihr vor, daß die Wolken ihr auf irgendeine Art ein freundliches Zeichen machen. Darüber vergißt sie bald Fliege und Vase und Spiegel und läßt sich sachte dem Abenteuer entgegenschaukeln.

Schweigend rudert Arne. Eine halbe Stunde vergeht. Felsen und hohe Birken werfen ihre Schatten ins Boot. Dann sagt Arne leise und ohne die Lippen zu bewegen: »Wir sind da. Zieh das Segel über dich!«

Bald darauf zieht er die Ruder ein. Die Bootsplanken reiben sich gegen glatte Felsen. Es werden ein paar Worte geredet.

Arne legt etwas ins Boot und rudert fort. Wasser gurgelt um den Kiel. Eine Möwe krächzt.

Was war das? Oline schiebt das Segel vom Gesicht. »War das nicht Mons? Und — in den Flaschen ist Sprit?«

Arne nickt.

Oline legt den Kopf auf die Seite und denkt lange nach. Arne rudert, denkt ebenfalls nach und ist mißmutig.

»Das sind also deine Zigaretten, Arne?«

Wieder nickt Arne.

»Wie kommt Mons zu diesem Sprit? Sie passen doch so scharf auf bei jedem Schiff.«

»Schau', eben geht die Sonne unter — und dort drüben bläst ein großer Wal ...«

»Wie kommt er zum Sprit?«

»Er brennt ihn selber.«

»Ah ... Du verdienst viel dabei?«

»Ja. Mons liefert mir den Sprit fast gratis. Er betreibt diese Sache nur aus Sport, mußt du wissen. Aber du wirst schweigen. Auch Einar darf nichts erfahren.«

Oline denkt wieder nach. »Ist denn das Spritbrennen nicht verboten, Arne?«

»Selbstverständlich ist es verboten. Aber es wird kein Mensch erfahren. Mons hat alles so schlau gemacht.«

»Wie hoch ist die Strafe? Steht nur Geld darauf oder auch Gefängnis?«

»Beides, Gefängnis und Geld. Es ist doch jetzt alles verboten, Einfuhr, Destillation, Kauf, Verkauf — nur das Trinken ist erlaubt.«

Das ist nun eine Neuigkeit. Und es ist eine große und gute Neuigkeit. Jetzt arbeitet also der reiche, stolze Mons in Kompanie mit ihrem Bruder. Mons — das war wie ein hoher, steiler, finsterer Berg. Ganz unzugänglich war er. Aber jetzt führt ein Weg hinauf. Mons ist nicht mehr unerreichbar.

Arne beginnt zu prahlen. »Wenn ich nicht sechzigtausend Kronen in meiner Tasche habe, kannst du mich salzen.«

»Und das hast du alles hier aus dem verlotterten Strande gezogen?«

»Jawohl, Schwesterlein — fein, was?«

»Jetzt sag' mir nur noch eins, Arne. Warum tut Mons das? Er holt dich aus der Stadt und gibt dir den Sprit umsonst — warum?«

»Ja, das ist eine rare Idee von ihm, und ich erfasse das auch nicht recht. Er hat es vielleicht gut gemeint mit den Leuten hier; aber sie wollten ihn zum Dank vertreiben. Jetzt nimmt er sie von der andern Seite.«

Olinens graue Augen funkeln. »Er rächt sich! Er wird sie alle vernichten — das will er.«

»Was weiß ich? Mir kann das einerlei sein. Mögen sie beide an ihrer Narretei zugrunde gehen. Ein jeder muß für sich selber sorgen. Aber jetzt sind wir schon hinter Ormenäs, und ich muß dich ans Land setzen. Der Weg ist nur ein paar Schritt weiter oben. Meine Kunden warten.«

Oline geht auf dem ebenen Wege, und ihr Sinn ist leicht, wie ihre Schritte leicht sind.

Aus dem grauen Tag ist doch noch ein schöner Abend geworden. Jawohl, ein schöner Abend, der viel verheißt.

An diesem Abend schreibt Oline einen Brief. Es ist kein großer Brief; aber sie muß ihn dreimal aufs neue beginnen. Und sie ist kaum damit fertig, als das junge Mädchen Karla den Tisch deckt. Oline gießt Kaffee in Einars Tasse und sagt: »Morgen fahre ich zur Stadt.«

Einar greift zerstreut nach der Zuckerdose. »So —«

Nach dem Essen beginnt Oline zu packen. Sie steht noch im Gang und packt, als Arne nach Hause kommt.

Arne schiebt die Mütze in den Nacken.

»Ich reise morgen,« erklärt Oline und macht ihm ein Zeichen.

Auf Arnes Zimmer findet folgende Unterredung statt:

»Du wirst mit mir fahren, Arne.«

»Fällt mir gar nicht ein. Ich bleibe hier, solange meine Mühle so gutes Wasser hat.«

Da legt Oline ihre Hand auf seinen Ärmel. »Ich habe ihn angezeigt.«

»Angezeigt — bist du verrückt?«

»Bald wird die Polizei hierherkommen, dann solltest du über die Grenze sein, Arne.«

Arne ist durch Olinens Eingriff mit einmal um alle seine frohen Zukunftspläne gebracht. Er ist von ihren Worten derart überrumpelt, daß er nicht einmal daran denkt, zornig zu werden. Wahrhaftig, dieser Arne nimmt sich recht hilflos und kläglich aus neben seiner Schwester.

Oline sagt noch: »Wir können morgen über alles reden.«

Am folgenden Morgen fahren die Geschwister Jensen fort vom Solböstrand. Einar gibt seiner Frau jetzt nicht mehr das Geleit zur Landungsbrücke. Er steht in seinem Kramladen und fragt sich nur, was Oline wohl wieder Notwendiges in der Stadt zu schaffen habe. Aber das ist mehr jene kühle Neugierde, wie man sie für fremde Menschen oder ferne Dinge bezeigt.

Auf dem Deck des Dampfers sitzt Oline neben ihrem Bruder. Landzungen, Berge, Felsennasen haben hinter ihnen die Einsamkeit des Solböstrandes wieder geschlossen. Der Morgen ist blau und frisch.

»Ich werde mich scheiden lassen,« erklärt Oline, indem sie in einen gelben Apfel beißt.

»Du kannst doch nicht einfach von Einar weglaufen. Das geht nicht an. Das Gesetz verbietet es.«

Oline kaut. »Ach, das Gesetz!«

»Ja,« meint Arne nicht ohne Schadenfreude. »Du hast doch gar keinen Grund zur Scheidung.«

»Einar ist doch hoffnungslos arm ... deshalb habe ich ihn nicht geheiratet.«

Überrascht und mit einer Art Bewunderung schaut Arne seine Schwester an. »Deshalb kann deine Ehe aber doch nicht gelöst werden.«

»Nein. Aber wenn Einar mich vernachlässigt, wenn er mich haßt, wenn er mir nach dem Leben trachtet ...«

»Einar ... dieses Schaf ...?«

»Du kennst ihn nicht. Er hat den schweren Faßhammer nach mir geworfen. Wenn ich mich nicht so schnell gebückt hätte —«

Arnes lautes Lachen unterbricht diese schöne Schilderung. »Nein, Schwesterlein, das mußt du nicht mir erzählen. Aber ich bin ja, zum Glück für dich, auch nicht dein Richter.«

Da muß auch Oline ein wenig lachen. »Karen und Jensine haben es gesehen. Ich habe gute Zeugen.«

»Um so besser für dich.« Arne bezeigt von da ab nur noch wenig Anteilnahme für die Sache. Es ist ihm völlig gleichgültig, ob seine Schwester sich scheiden läßt oder ob sie die Herrin auf Trägebö bleibt. Nur hätte sie mit der Veränderung noch ein wenig warten können. So kommt er wieder auf seine eigne Angelegenheit zurück. »Eigentlich müßte ich jetzt Mons warnen.«

»Wir werden«, sagt Oline, »um sechs Uhr in der Stadt sein. Dann mußt du sofort weiterfahren. Wenn du morgen nicht über die Grenze bist, wird dir dein Geld abgenommen.«

Schweigen.

Natürlich hat Oline wieder recht. Man muß also Mons seinem Schicksal überlassen. Oline zieht eine Banane aus der imitierten Krokodillebertasche und löst ihr mit zierlich gespreizten Fingern die Schale ab, die sie über Bord wirft.

»Was wird aber nun aus dir, Schwesterlein?«

»Ja,« seufzt Oline, »ich habe viel geopfert. Er hat meine Liebe genossen. Und jetzt wird er mir nicht einmal eine anständige Entschädigung geben können.« Oline hat den Brief noch in der Tasche, aus der sie die Banane genommen. Sie hält ihre Hand noch über dem Schicksal. »Arne, ich brauche Geld. Du hast so viel, daß du mir schon etwas abgeben kannst.«

»Ich!?« Arne ist empört. »Warum soll denn gerade ich dir etwas geben?«

»Zehntausend Kronen sind nicht zuviel ...«

Arnes Empörung steigt. »Zehntausend? ... So viel habe ich doch gar nicht ...«

»Von sechzig bleiben dir dann immer noch fünfzig. Ich bin bescheiden, siehst du.«

»Das war doch Übertreibung gestern ... du mußt nicht glauben, daß ich so viel habe ...«

»Ich kann es nicht billiger machen, Arne. — Und wenn ich nur ein einziges Wort sage, Arne, dann wirst du mit deinem Gelde nie über die Grenze kommen.«

Das wird nun ein zäher Kampf zwischen den Geschwistern. Doch am Abend fährt Arne richtig über die Grenze, und Oline sendet ihren Brief an den Polizeimeister des Amtes.

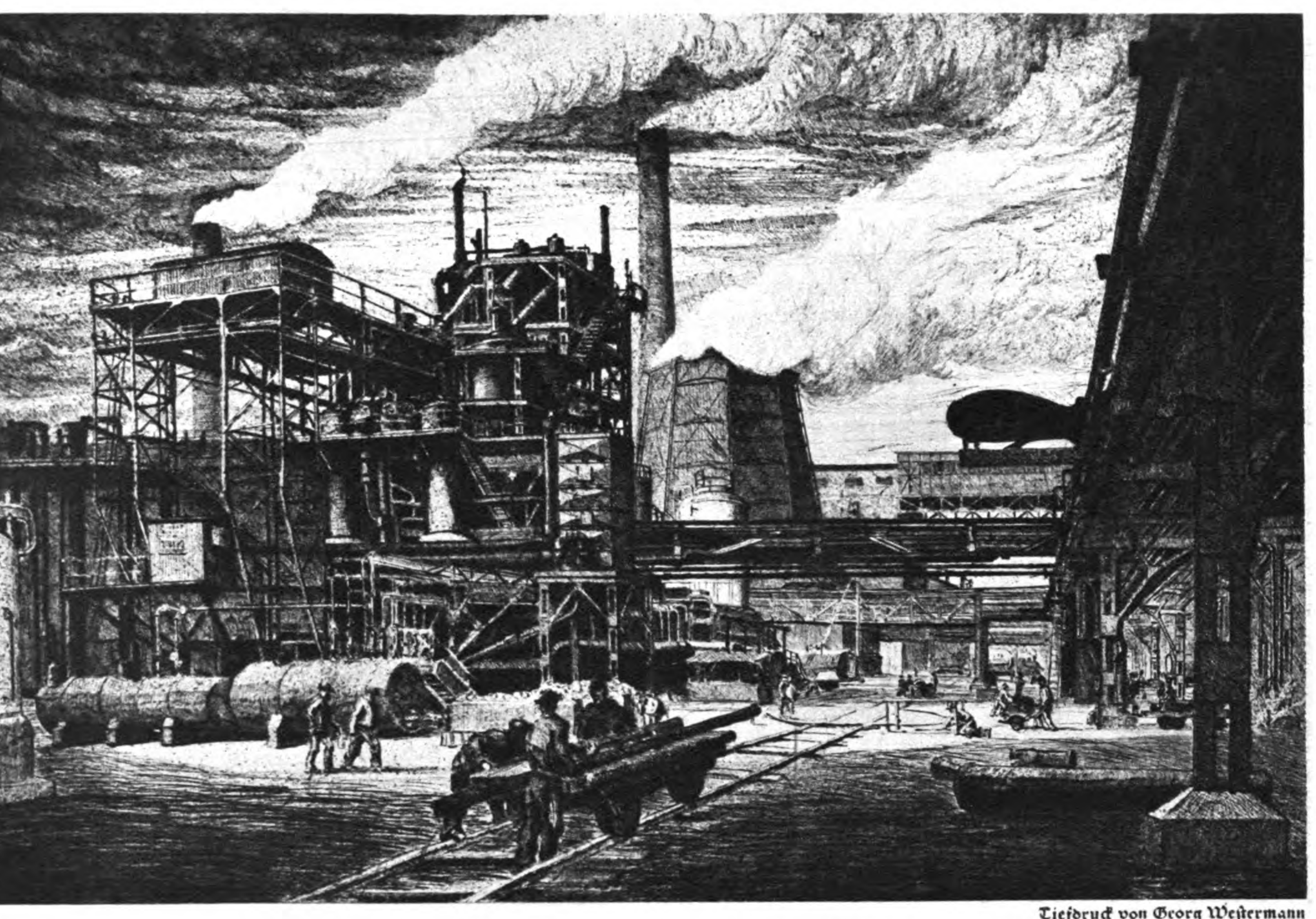
Im Briefe steht, daß im Interesse der öffentlichen Ordnung und um den schwergeprüften Strand von Solbö vor völliger Vernichtung zu bewahren, die Obrigkeit aufgeklärt werden müsse, auch wenn man selber von der Anzeige nur Unannehmlichkeiten zu erwarten habe ... hochachtungsvollst Oline Askeland, geborene Jensen.

Die Wurzeln

So haben Oline und die Fliege doch noch etwas Gutes gestiftet, denn durch sie ist der schöne Strand von Solbö vor gänzlicher Vernichtung bewahrt worden, und die ewige Gerechtigkeit kommt auf diesem Wege zu ihrem Recht.

Der Strand von Solbö wird am dritten Morgen nach Olinens Abreise durch den Besuch des Polizeimeisters überrascht. Doch Mons ist fort.

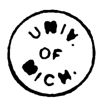
Dennoch nimmt die Gerechtigkeit von da ab mit beängstigender Schnelligkeit ihren Lauf. Das Spritlager bei Otterly ist richtig gefunden, und



Tiefdruck von Georg Westermann

Aus dem Leunawerk bei Merseburg

Nach einer Radierung von Paul Gerhardt



auch die Brennereieinrichtung in der Villa hat man entdeckt.

Das folgt sich alles Schlag auf Schlag und macht gewaltigen Eindruck. Man wird einen prachtvoll spannenden Prozeß bekommen. Denn alle die heimlichen Spritkäufer müssen nach dem Gesetz ebenfalls gesucht, gefunden und bestraft werden.

Die laute Fröhlichkeit verstummt jäh und macht einer bleichen Stille Platz. Des Thingmanns großer Tag bricht an. Jetzt gleicht er einer Flamme, die am Scheiterhaufen emporleckt, gierig, unersättlich, sieghaft.

Am Abend fährt der Polizeimeister wieder fort.

In diesen Tagen trifft auf Trägebö ein Brief ein. Oline hat ihn geschrieben, und sie schreibt klar und genau.

»... Ich habe mich gut davon überzeugen können, daß deine Liebe erloschen ist, sonst hättest du mir nicht den schweren Faßhammer an den Kopf werfen wollen, der mich getötet hätte, wofür ich Zeugen habe. Ich habe eine große Dummheit begangen, als ich deinem Flehen nachgab und deine Frau wurde. Ich gräme mich jetzt so sehr, daß ich bereits sechs Pfund abgenommen habe. Und der Zustand muß ein Ende nehmen. Du mußt mich jetzt wieder freigeben, sonst verklage ich dich. Nimm in Güte alle Schuld auf dich, dann wird bald alles wieder in Ordnung sein. Ich habe einen Anwalt und zwei gute Zeugen, und du kannst ja doch keine Entschädigung zahlen, weil du nichts mehr hast. Und so stehe ich denn jetzt verlassen da, mit einem Fleck. Du aber hast meine Liebe genossen ...«

So schreibt Oline.

Einar ist überwältigt und geschlagen. Einar steht mit gefesselten Armen am Pfahl, und die spitzen Pfeile kommen auf ihn zugeflogen. Ach, es ist eine große Marter.

Wo ist die Wahrheit?

Wenn Einar die Wahrheit wissen könnte, wäre ihm geholfen. Aber er kann sie nicht finden. Wie die meisten Menschen tappt er im Dunkel herum.

Nun, da Oline für ihn verloren ist, empfindet er doch einen dumpfen Schmerz irgendwo unter der Magengrube. Seit Monaten hat er in Oline die Wurzel seines Unglücks gesehen. Aber es tut doch weh, diese Wurzel auszuziehen.

Einar erfüllt Olinens letzten Wunsch und nimmt alle Schuld auf sich und läßt es nicht zum Prozeß kommen, den Oline mit ihren Zeugen ja doch gewinnen müßte.

In diesen Tagen ist eine gewisse Feierlichkeit über Einar Askeland. Wohin er auch seinen Blick wendet, tritt ihm die Erinnerung entgegen und läßt sich nicht verscheuchen. Er sitzt mittags und abends in der reichmöblierten Wohnstube, er liegt nachts im Bett »Hotel Bristol« — von allen Seiten umgibt ihn noch Olinens Herrlichkeit.

Ebbe

Nun ist Mons fort, und Oline ist fort, und der Reichtum ist auch fort.

Das hat den Strand von Solbö und das Frühlingstal überschwemmt wie eine goldene Flut, wie eine unwiderstehliche Woge, die alles hob und mit sich fortriß. Jetzt ist sie zerronnen.

Sie hat den schönen, fruchtbaren Boden in einen Sumpf verwandelt, der üble Dünste ausströmt und einen häßlichen Anblick bietet.

Sie hat auch die Menschen hochgehoben, sie hat die Menschen im Sumpf wieder niedergesetzt. Die Menschen stampfen jetzt im Morast und kennen ihr schönes Land nicht wieder.

Aber es ist etwas in dem Menschen, was die Flut nicht zerstören konnte, was auch der Sumpf mit seinem Fieber nicht zerstören kann. Das ist das Große und Ewige, was ihn über alle Dinge als Herrn setzt.

Viel Arbeit muß getan werden, und es sind wenig Hände. Aber schon zeigen sich ein paar unverzagte Seelen, die den Berg angreifen und sich gar nicht um seine Höhe kümmern.

Der alte Haldor Enge ist einer von den Unverzagten. Er hat in den paar Jahren aus dem Einödegaard im obersten Frühlingstal einen schönen und einträglichen Hof gemacht. Fünfzehn Kühe und drei Pferde kann er jetzt dort oben halten. Gute Fahrwege führen in seine Wälder. Er bereut nicht mehr, daß er den Engegaard verkaufte.

Wenn man ihn fragt, warum er sich bis in sein hohes Alter so plage, dann erwidert er, das wisse er nicht anders zu erklären, als daß Menschen seines Schlages zur Arbeit geboren werden und deshalb Arbeit suchen und finden müssen.

Er sagt keinem, daß er im stillen auf die Rückkehr seiner Kinder wartet, daß er ihnen ein Heim bereiten will. Vielleicht ist ihm das auch selber noch ein wenig unklar, und er arbeitet und denkt nicht immer an den Zweck. Aber im rechten Augenblick wird es ihm schon bewußt werden.

Seinen Kindern geht es nicht gut in der Fremde, das weiß er. Ihr Geld ist verloren. Jetzt dienen sie fremden Leuten.

Haldor wartet geduldig, bis sein Augenblick kommen wird. Ach, er wird dann selber in die Stadt fahren. Er wird seine Kinder finden. Er wird zornige Worte sagen, und die Augen werden ihm dabei feucht werden.

Seit er diesen Gedanken fand, ist Ruhe in ihm geworden. Und wenn er tagsüber mit dem Gesinde auch lärmt und flucht, so denkt er jetzt doch milder und nicht mehr so hart über die Verkehrtheiten der Jugend.

Die Ziegelei geht wieder. Es ist freilich fremdes Kapital, das sie treibt: aber die Arbeits-

löhne bleiben doch am Strande und helfen die gierigsten Löcher stopfen. Mit der Spinnerei will es noch immer nicht vorwärts. Sie liegt ständig in den letzten Zügen und kann weder leben noch sterben. Die Merkurfabrik aber zerfällt allmählich, das Dach ist schon eingedrückt, und die Sparren ragen als spitze Rippen daraus empor. Bald wird sie vollends in die Erde niedersinken.

Von Mons redet man nicht mehr, und noch viel weniger von Oline.

Man haßt nicht am Strande von Solbö und im Frühlingstal. Man versteht vielleicht auch auf irgendeine Weise, daß Mons und Oline von der goldenen Woge herangetragen und wieder fortgeschwemmt wurden.

Gegen die Woge selbst konnte man sich nicht wehren. Sie war Schicksal.

Dinge

Mein Herz hängt an allen Dingen, scheinbaren Leblosigkeiten,
Die mein Leben verschönend und dienend begleiten,
Nie versteh' ich in der Wärme, die ich für sie fühle,
Der andern seellose Besitzerkühle.
Ich bin mit ihnen herzlich befreundet,
Sie sind in meinem Sein eingemeindet.
Mir hat niemals Tücke gezeigt das Objekt,
Ich habe immer nur seine Treue entdeckt.
Aller alte Besitz um mich herum,
Alles ererbte, liebe Eigentum
War einmal mit dem Kinde jung
Und ist beseelt von Erinnerung
Und ist behängt mit den Wünschen und Plänen
Von Eltern, Großeltern und Urahnen.
Manchmal, wenn meine Räume sind menschenrein
Und ich wohlig erlöst bin mit mir allein,
Wandle ich froh umher im Zauberringe
Aller meiner alten vertrauten Dinge,
Die als Bilder an meinen Wänden hängen,
Sich als Bücher in meinen Schränken drängen.
Blättre in langsamem Vorüberschreiten
In sich öffnenden, zerlesʼnen Buchseiten.
Entziffre im tief vergangenheitsversenkten
Erinnern die Hände, die sie mir schenkten.
In jener Ecke meine jungen Autoren,
Dort auf den Säulen die beiden Amphoren,
Auf dem Tischchen daneben die Spieluhren
Und hinter Glasscheiben alte Bronzeskulpturen;
Die friesische Truhe birgt Stoffe und Ketten
Und meine Sammlung von Silhouetten,
Waffen aus einer römischen Siedlung
Und – ein Heiligtum – die Skizze von Munch.
Und tief auf dem Grund meiner Jugendalben
Des Liebesfrühlings früheste Schwalben,
Viel schwungvolle Verse, so hilflos gereimt
Und so überströmender Liebe entkeimt.
Und nichts ist leblos, alles ist lebendig,
Alles hat eine Seele tief inwendig.
Und wenn mir die Menschen das Alleinsein vergönnen,
Und wenn der letzte zur Türe entrann,
Dann fangen meine Dinge zu erzählen an –
Ach, was die für Geschichten erzählen können!

Grete Riesenfeld

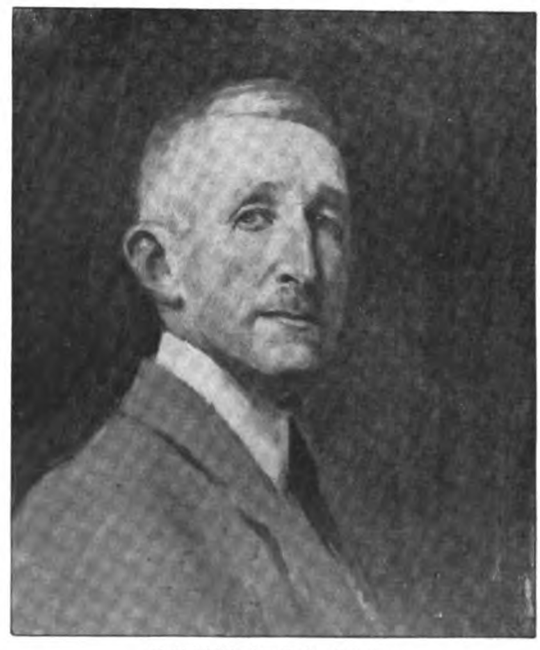


Bellamy-Cade

Fritz Rhein

Von Museumsdirektor Dr. Felix Kuetgens (Aachen)

Man könnte Fritz Rhein den deutschen Edouard Manet nennen und würde damit manches Richtige getroffen haben. Wie dessen Kunst sich neben der Schule von Batignolles, so zeichnet sich Rheins Malweise neben Liebermann, Corinth, Slevogt und den Kreisen um dieses Dreigestirn durch weitgetriebene Entmaterialisierung, durch gesteigerte Beseelung, durch feinen Duft und ein zartes Klingen der Farbe aus, künstlerische Vorzüge, die seine Bilder, seien es nun Stillleben, Landschaften oder Porträte, seien es Ölgemälde oder Aquarelle, so geschmackvoll, so vornehm und scheinbar auch so mühelos aufbauen. Wenn seine Kunst dagegen nicht die weiche Verschmelzung und das berauschend sinnliche Parfüm der Töne, auch nicht die frauenhafte Zärtlichkeit und das schwärmende Kosen Manetscher Gestaltung aufweist, wenn sie vielmehr bei aller Verwandtschaft herber, geistiger, gesunder ist, so wird man hierin das deutsche Wesen dieses weltgewandten Künstlers erblicken dürfen.



Selbstbildnis Fritz Rheins



Amaryllis

Wie sollte es bei dem Sohn des preußischen Generals auch anders sein? Eines Generals allerdings, der eine ausgesprochen künstlerische Ader und viel Interesse für Literatur besaß, der Gesundheit und Geist, Natur und Kunst in sich pflegte, der mit einem Wort Europäer war dem inneren Gehalt, nicht bloß dem äußeren Lack nach. Fritz Rhein kam 1873 in Stettin auf die Welt; die erste Berührung mit der Malerei erfuhr er, als die Familie in einer kleinen Garnison, in Freiburg i. B., weilte. Zwei dort lebende Maler, Lugo und Uetz, waren häufig im Rheinschen Hause. Es wurde dann in einem kleinen Atelier gemalt, und diese Atmosphäre — es roch nach Öl — wurde dem Generalssohn zum »Verhängnis«. Die Familie wurde versetzt nach Berlin, nach Danzig, zuletzt nach Kassel, wo der Siebzehnjährige Schüler der dortigen Akademie wurde. Sein hauptsächlichster Lehrer war hier der ausgezeichnete Maler Louis Kolitz, der auf Helldunkel, die alten Meister und Oswald Achenbach eingeschworen war. Wie Manet Velasquez und Goya, so wurden Rhein damals Rembrandt und Frans Hals schon tiefes künstlerisches Erlebnis, wenn er sie auch erst bei späteren Besuchen in Holland an der Stätte ihres Wirkens kennenlernte. Bald aber begann Rhein sich gegen die alten Rezepte zu sträuben und sich zu sehnen nach neuen Dingen. Eine rousseauhafte Naturschwärmerei bemächtigte sich seiner. 1893 kam er nach München, zu dem vortrefflichen Lehrer Holossy, einem Ungarn, bei dem ihm der Sinn für das Physiognomische im Bildnis aufging. Im Jahre darauf erwählte er sich Paul Höcker zum Lehrer, aus dessen Atelier in der Münchner Akademie die meisten der Maler hervorgegangen sind, die sich später in der »Scholle« wieder zusammenfanden (Leo Putz, R. F. Eichler, Walther Georgi, Feldbauer, Münzer, Püttner, Fritz und Erich Erler). Von der Isar an die Spree: als ihn ein Auftrag nach Berlin führte, lernte der junge Rhein Liebermann,

Leistikow und Kurt Herrmann kennen. 1899 fiel ihm mit dem Michael-Beer-Preis der erste goldene Lorbeer zu, der sich in einer Künstlerfahrt nach dem Land der deutschen Sehnsucht und einem einjährigen Aufenthalt in Rom ausmünzen ließ.

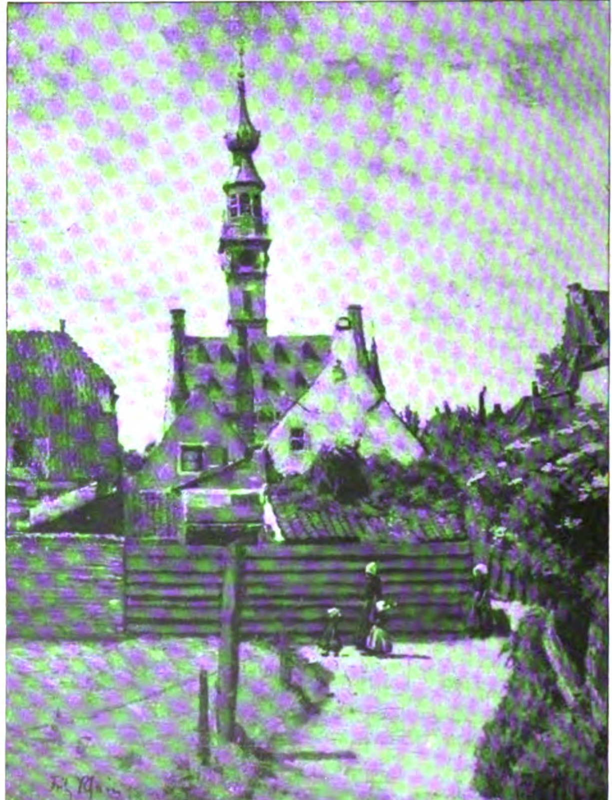
Seit 1901 ist Fritz Rhein nun Berliner und Mitglied der Sezession. Die Hochzeitsreise führte nach Holland. Die Gnaden der holländischen Landschaft und der alten holländischen Meister — welche Vertiefung der Kasseler Studienzeit! — öffneten sich ihm und seiner jungen Frau und brachten reichen Gewinn künstlerischen und menschlichen Erlebens. Im Anschluß daran ergab sich während des ersten Aufenthalts in Paris die erste eindrucksvolle Berührung mit den modernen Franzosen. Hatte Rhein zuvor in Berlin die Führer des deutschen Impressionismus kennengelernt: Feuerbach, Marées, Leibl, Liebermann, Trübner, Slevogt u. a., so nun die französischen Meister: Manet, Monet, Renoir, dann Sisley, Pissarro, Cézanne und den zum Franzosen gewordenen Holländer van Gogh. Mehr als alle früher Genannten sind diese seine eigentlichen Lehrer geworden, viel hat er dank seinem Aufnahmevermögen von diesen Bahnbrechern gelernt. Wie ein letztes köstliches Gewürz spürt man jedoch häufig bei Rhein — und das ist ein Vorzug, den er mit ganz wenigen teilt — die Vertrautheit mit den großen alten Meistern. Die ersten Erfolge seiner Bildnisse verdankte er den Ausstellungen der Ber-



Rosen und Iris



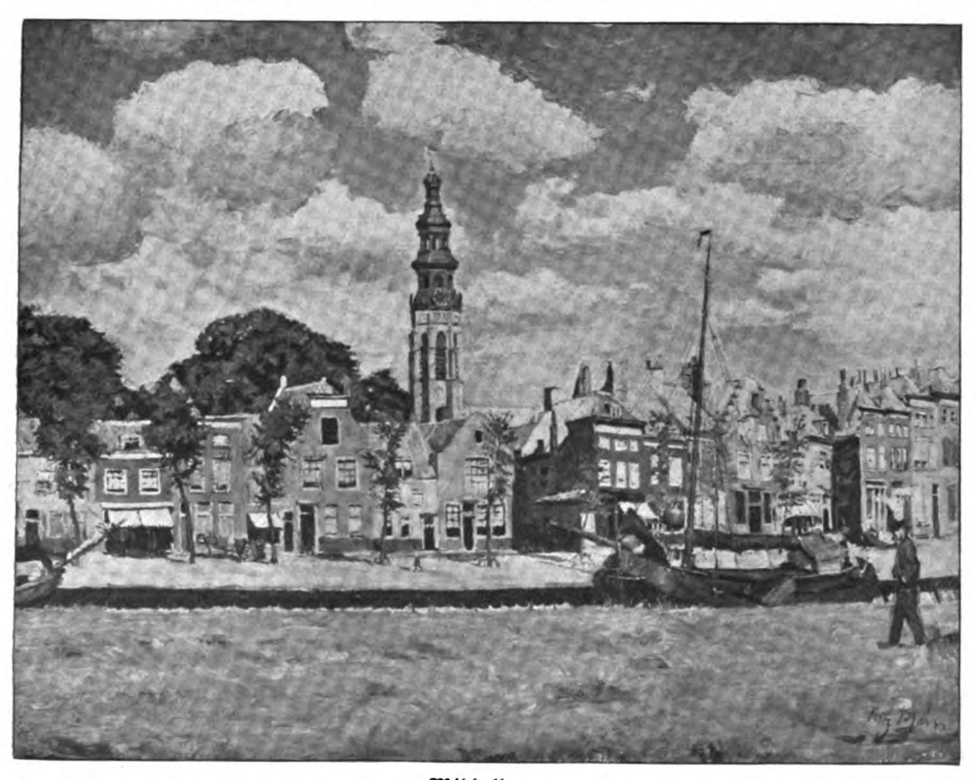
Spielende Kinder in Holland



Veere in Holland

liner und Münchner Sezession. 1911 wurde ihm der Villa-Romana-Preis zugesprochen; in Florenz erfuhren namentlich seine Damenbildnisse vertiefte Auffassung.

Wie brutal griff in dieses erfolgreiche Künstlerleben der Weltkrieg hinein und verscheuchte alles in ihm bis auf den soldatischen Geist, das Erbe des Vaters! Und doch fand Rhein später in den Schützengräben der Westfront Momente, wo er seinen Anteil an den äußeren Ereignissen und inneren Erlebnissen dieser Zeit in straffen Zeichnungen und farbenstarken Aquarellen, die sich zum größten Teil im Besitz der Nationalgalerie befinden, niederlegen konnte. Das letzte Jahrzehnt hat Rhein große Erfolge gebracht; namentlich im Bildnisfach, das nun das Hauptgebiet seines Schaffens ist. Vielleicht, weil der Künstler seiner Natur nach im Seelisch-Persönlichen wurzelt. Immer mehr ringt er um psychologische Vertiefung. Die Ähnlichkeit seiner Bildnisse liegt bald mehr in der subjektiven, bald mehr in der objektiven Treue, je nach der Art der Menschen, die er schildert, und der Umstände, unter denen er malt; grundsätzlich sucht er einen Ausgleich zwischen der subjektiven und der objektiven Ähnlichkeitsdarstellung. Für den großen Bildnismaler der Gegenwart ist Ähnlichkeit nicht das Resultat aus der Beobachtung unzähliger charakteristischer Einzelzüge, wie es etwa der Realismus der Biedermeierzeit forderte, sondern sie ist das Resultat von geistiger Erfassung weniger charakteristischer Merkmale. Es kommt nur darauf an, zu erkennen, welche Züge wesentlich sind für die Formung des Gesamteindrucks, und welche nicht, zu sehen, was spricht und was stumm bleibt. Diese Gabe besitzt Rhein in hohem Maße. »Seine Menschen«, so ungefähr schreibt Prof. G. J. Kern auf Grund einer Sonderausstellung Rheins im Aachener Suermondt-Museum, »sind meist in sinnender Betrachtung. Von ihnen geht jene Ruhe aus, die an Müdigkeit grenzt, ohne Müdigkeit zu sein, die, überlegend, Gedanken ordnet und Kräfte sammelt für tätige Stunden. Seine Menschen sind feinnervig, die Frauen insbesondere, feingliedrig und etwas zerbrechlich. Sie beschäftigen sich gern mit



Middelburg



Bildnis des Generals Rhein

lers, so schlicht es in der Auffassung und im Aufbau auch ist, gibt mit dem wahrheitsgetreuen Äußeren viel vom Wesen dieses sympathischen Menschen, in dem sich die vom Vater ererbten musikalischen und literarischen Interessen mit dem eignen Künstlertum paaren. Es stammt aus der Nachkriegsepoche.

Das Bildnis des Vaters sammelt die Charakterzüge dieses ehrenfesten, feingebildeten alten Herrn in vollstem Maße in sich: etwas schräg im Sessel sitzend, lässig angelehnt, die Beine übereinandergeschlagen, die Hände ineinandergelegt, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt und den Blick forsch und doch gütig auf den malenden Sohn gerichtet. Entwicklungsgeschichtlich ist das Bild insofern von Bedeutung, als es am Schluß der »dunklen Epoche« steht (1912); noch ist der Kasseler Einfluß zu spüren, noch sind die Farben schwer und bräunlich und ihr

Theater, Musik, bildender Kunst und schönen Büchern, kleiden sich mit Geschmack und Reserve, wohnen in kühlen, vornehmen Räumen, erfreuen sich weltbürgerlicher Unbefangenheit und Sicherheit. In ihrer Gesamtheit bilden sie eine Gemeinde, die sich abschließt gegen Lärm und Roheit. In diesem Sinne kann man von einer Rheinschen Aristokratie sprechen. Das Geistige dieses Kreises ist zweifellos mit ein Ausdruck der Wesenheit des Künstlers, seiner unsinnlichen, etwas verträumten, still-vornehmen Art. Er ist kein Kraftmensch, wie Corinth, und teilt nicht dessen Vorzüge; dafür aber ist ihm eine Vergeistigung gegeben, die jenem fremd, ganz gleich, ob man sie als Vorteil oder Nachteil empfindet. Damit hängt es auch zusammen, daß auf Rhein vornehmlich solche Naturen wirken, die mehr zart empfindend als stark oder derb sind.«

Das Selbstbildnis des Künst-



Porträtskizze einer jungen Frau

Auftrag pastos, noch heißt die Parole »Helldunkel«.

Von hier zum Bildnis Ludwig Justis (1922) ist ein Weg wie von Rembrandt zu Manet. Das altmeisterliche Dunkel ist einem jungen, kühnen Hellsehen gewichen. Mit wenigen, dünn hingestrichenen Farben sind die Helligkeitswerte aufgebaut; nicht so flächig wie bei Manet, viel sorgsamer gezeichnet und körperlicher empfunden. Geheimrat Justi, der Direktor der Nationalgalerie, richtet aus großem Auge den Blick des feinen Beobachters und Forschers auf uns; in schlichter, wie zufälliger Haltung, frei dasitzend: ein Bildnis von monumentaler Wirkung, dessen glücklicher Besitzer das Düsseldorfer Kunstmuseum ist.

Auch die andern hier gezeigten Herrenbildnisse Hjalmar Schachts und René Schickeles, beide von 1925, leben in der lichten Atmosphäre; vom helltonigen Hintergrund löst sich abtastbar das Körperliche. Welch feiner Gegensatz im Psychologischen dieser beiden Bildnisse: der Romandichter mit einem in weite Ferne gerichteten und doch ins eigne Innerste lauschenden Blick; die übereinander gekreuzten Arme geben Hände und Finger zu sensibler Bewegung frei. Der Reichsbankdirektor in gerade aufgerichteter, fast möchte man sagen rechnerisch richtiger Haltung, scharfen Blickes, gewärtig, in klarer Form verwickelte Fragen zu lösen. Hier Spannung, dort Versonnenheit. Aus der Reihe hervorragender Persönlichkeiten, die Rhein porträtierte, seien noch Max von Schillings, Graf Hoensbroech, General von Lettow-Vorbeck, Adolf von Harnack und Professor Fritz Klimsch erwähnt.



Baronesse Digeon von Monteton

Ich habe Rhein nicht gefragt, ob er lieber Herren- oder Frauenbildnisse male; er wäre auch zu klug, darauf eine eindeutige Antwort zu geben. Aber ich habe die Freude in ihm aufleuchten sehen, wie er ein neues Damenbildnis begann. Hier gibt es mehr zu tun, vom malerischen Gesichtspunkt aus; etwas Stillebenhaftes kommt da hinzu, und Stilleben liebt Rhein so sehr. Hier entspricht das Modell an sich schon dem zarten, hellen Stil, der das malerische Problem unendlich bereichert und in eine geistigere, sinnlich leichtere Sphäre hebt. Einen Einblick in die Technik der Rheinschen Bildanlage gewährt uns die Porträtskizze einer jungen Frau. Mit zarten, aber sicher geführten Blaustiftstrichen werden Umrisse und Innenkonturen auf das Weiß der Leinwand geworfen; dann wird das Gesicht, vom Auge beginnend, ausgeführt, und von hier aus baut sich, allmählich zum Hintergrund fortschreitend, das Bildganze auf. Der Farbenauftrag ist durchweg dünn, hier und da, an besonders lichten Stellen, bleibt wie zufällig ein Fleckchen der weißen Leinwand sichtbar, oft ergibt die flüssige Farbe lasurartige Wirkungen.

In dieser duftigen Technik ist auch das



René Schickele

überaus reizvolle Bildnis der einer französischen Emigrantenfamilie entstammenden Baronesse Digeon von Monteton gemalt. Das porzellanhaft zarte Wesen, von einer fast japanischen Grazilität, ist mit unübertrefflicher Einfühlung erfaßt und bildnerisch gestaltet. Zum Perlmutterglanz der Hautfarbe steht das gedämpfte Weiß des Kleides ebenso günstig wie das tiefe Braun des Haares und der Augen. Der malerische Effekt der dunkelroten Rosen findet ein leises Echo in dem gleichfarbigen Anhänger auf dem tiefen Halsausschnitt. Dem Lachsrot einer Golfjacke bietet das Grüngrau des Hintergrundes wirksamen Kontrast.

In dem Bildnis der Frau des Künstlers charakterisiert ein schönes, ruhiges Dasitzen, die Ruhe des Ausdrucks, diese einfache, phrasenlose Sinnlichkeit den Menschen und hat gegenüber der bis in den letzten Pinselstrich malerisch und farbig gewordenen Architektur des Bildaufbaues etwas durchaus Persönliches. Zwei andre, nicht weniger gute Bildnisse seiner Frau hat der Künstler in der »Dame mit Schleier« (im Besitz der Nationalgalerie) und in der »Dame mit rotem Hut« geschaffen.

Das Bildnis von Annette Kolb, der berühmten Romandichterin und Pazifistin, hat im geistigen Gehalt viel Verwandtes mit dem Bildnis Schickeles, während das Porträt einer alten Dame — es handelt sich um eine vornehme norddeutsche Landdame — von besonders inniger Sammlung alles Psychologischen ist. Wie viel Mütterlich-Sorgendes spricht aus diesen edlen Zügen! Auch von der Schriftstellerin Elisabeth von Heyking hat Rhein ein fesselndes Bildnis geschaffen.

Besser noch als die Herrenbilder vermögen die Damenporträte uns zu zeigen, über welchen Reichtum an Darstellungsmöglichkeiten der Künstler verfügt. Immer weiß er durch die feine Wahl der Farben des Kleides oder des Hintergrundes, einiger Blumen oder Kissen, durch die wechselnde Art der Stellung, der Haltung, durch die Bewegung



Annette Kolb



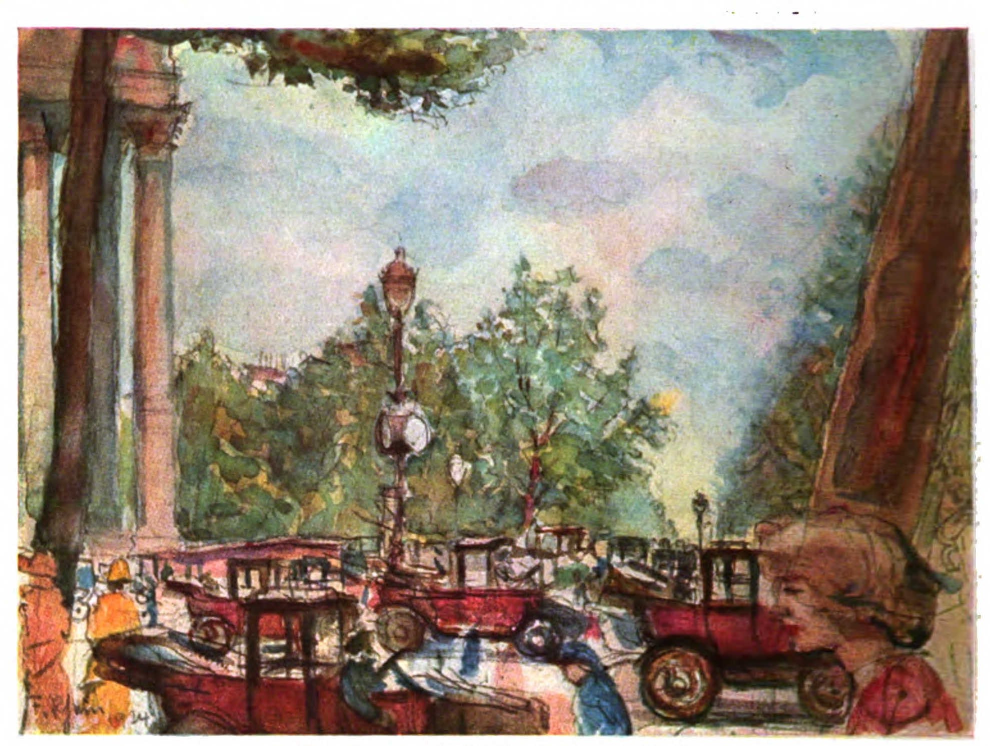
Frau Hildegard Rhein

oder Ruhe des Blickes und der Hände den Bildern neue künstlerische Reize zu verleihen.

Rhein schenkt uns nicht selten auch Landschaften und Stilleben. In ihnen erholt er sich gewissermaßen von der anstrengenden »Operation« eines Porträts. Figürliche Kompositionen wie »Spielende Kinder in Holland« (1907), ein Bild, das an Liebermanns »Netzeflickerinnen« oder »Flachsspinnerinnen« erinnert und in dem das muntere Spiel der kleinen Mädchen durch das Auf und Ab der weißen Hauben — das entscheidende Motiv im Bilde — begleitet wird, leiten zur Landschaft und ihren räumlichen und atmosphärischen Problemen über. Schließlich enthält die Landschaft ja auch Figürliches, wie es um das Porträt herum auch Atmosphärisches gibt. Die Verwandtschaft von Porträt und Landschaft wird bei Rhein auch in manchen Einzelzügen fühlbar. So haben z. B. seine zarten Himmelstöne viel Ähnlichkeit im Scharm mit einem weiblichen Antlitz. Meisterhaft ist in seinen Landschaften die Wahl des Gegenständlichen und der Bildausschnitt. Der halbverschleiernde Raster einer Baumreihe vor verschiedenfarbigen Häuserfronten (Bellamy-Cade), ein schön geformter, barocker Turmhelm, auf den vom Vordergrund aus der Blick gelenkt wird (Veere), das Drängen eng ineinandergeschachtelter alter Backsteinhäuser (Middelburg) oder das flimmernde Takelwerk eines Dreimasters (Wismar), immer fühlt man heraus, was den Künstler zuerst reizte und worauf es ihm ankam im Bilde. Eine Impression flutenden Verkehrs — man denkt an Pissarros »Boulevard Montmartre«, dem er von hohem Standpunkt aus zuschaute — ist in dem Bild der Potsdamer Brücke in Berlin besonders glücklich gestaltet. Auch das Treiben und Fahren auf dem Platz vor der Madeleine in Paris ist in kühner Abkürzung wirkungsvoll geschildert. Diesmal in Aquarell, eine Technik, deren sich Rhein gern bedient, um mit größerer Leichtigkeit, als es mit der schweren Ölfarbe



Alte Dame



Platz vor der Kirche Madeleine in Paris

möglich ist, feine atmosphärische Wirkungen und Stimmungen zu erzielen. Das Aquarell ist ihm also gewissermaßen eine Erholung von der umständlicheren Ölmalerei. Rhein macht meistens zuerst eine ziemlich feste Bleistiftzeichnung und kann dann mit der Farbe um so freier naß in naß arbeiten, als die Zeichnung Festigkeit gibt und — was sehr wesentlich ist — sichtbar bleibt. Auch der »Holsteinische Bauernhof« zeigt Rheins Aquarellstil in der Behandlung großer Flächen (Himmel, Wiese, Baumkronen), wie auch im flotten Hineinsetzen von kleinen Einzelheiten (Tierstaffage).

Ohne die Aquarelle heranzuziehen, wird man Rheins Kunst nie ganz verstehen können. Motive, die halb Landschaft, halb Seestück sind und in denen sich dann Luftraum und Wasserfläche über ein schmales Band fester Körperhaftigkeit hinüber die Hand reichen, bevorzugt er; das hier abgebildete »Wismar« ist ein gutes Beispiel. Die seefrische Luft und das mit Licht und Schatten neckisch spielende Wasser verbinden sich mit den alten Häusern und Türmen des Landstriches, mit den Masten, Rahen und Tauen der Segelschiffe zu starker einheitlicher Stimmung. Motive aber, die halb Landschaft, halb Stilleben sind, Blumengärten, Gärtnereien mit Pflanzbeeten und Treibhäusern, liebt unser Künstler ganz besonders. Die malerische Fülle verschiedenster Pflanzen und Blumen in üppiger Farbenpracht und das flimmernde Lichtspiel der bald durchsichtigen, bald mattierten Scheiben zwischen schmalem, hellem Rahmenwerk, über allem der warmfeucht duftende Dunst, der den Gewächshäusern und Treibbeeten entströmt — das sind Dinge, die sein Malerauge erfreuen und seine Künstlersinne reizen, Dinge, für die seine Palette die bestgestimmten Farben enthält und die sein Pinsel meisterhaft schildert.

Das Gemälde »Gärtnerei« ist ein charakteristisches Beispiel aus dieser Reihe. Alles eben Gesagte findet sich hier; wie zufällig — und doch ist das feinste Berechnung — führt der gerade Weg auf einen Fleck leuchtend roter Blumen, den farbigen Angelpunkt der ganzen Komposition. Alle übrigen Farbflecken sind dieser Dominante untergeordnet, neben der nichts die leise wogende Farbenmusik stört, die im Nebel der fernen Baumreihe verklingt.

Von hier zum reinen Stilleben, zum



Holsteinischer Bauernhof

Blumenstück ist ein kleiner Schritt. Es ist die notwendige Ergänzung für Rheins Kunst; in ihm kann er uns das Letzte über sein malerisches, sein farbiges Empfinden sagen. Hier fallen alle Widerstände, die sich im Bildnis und in der Landschaft unausbleiblich einstellen; denn der Künstler formt sich nun selbst den natürlichen Vorwurf, ehe er ihn zum Bilde gestaltet.

Auch von diesem Teilgebiet seiner Kunst bringen wir ein paar vorzügliche Proben. Die »Amaryllis« (1913) ist noch in schweren, trächtigen, pastos aufgetragenen Farben gegeben; vor dem Grün des Hintergrundes, das sich in Blau und Gelb auflöst, leuchten die dunkel- und hellroten Blumenkelche. — Eine andre Komposition, »Rosen und Iris« (1920), ist in jener schwingenden Helligkeit gemalt, die wir schon in den Porträten der jüngsten Epoche bewunderten. Die zarten, fast chromatisch nebeneinanderliegenden Töne lassen uns den taufrischen Duft der Blumen und ihr spezifisches Wesen spüren. Der lineare und flächige Aufbau hat etwas wie Zufälliges und ist doch unverrückbar. Gern sind Stoffe als Träger von weiteren, nicht in den Blumen enthaltenen Farben in malerischem Faltenwurf hinzugefügt. So kleidet der Künstler seine Blumen, wie er auch die Kleider seiner Frauen gern mit Blumen schmückt. Ein Bild wie »Rosen und Iris« mutet uns an wie die Vorstudie zu einem Damenbildnis, etwa zum Bildnis der Baronesse von Monteton, das eine Blumenseele hat.

Diese innere Verbundenheit der Rheinschen Bilder, der Porträte, Landschaften und Stilleben, wurde namentlich in den großen Sonderausstellungen offenbar, die in den letzten Jahren in verschiedenen Städten West-, Nord- und Mitteldeutschlands veranstaltet wurden. Als erstes Museum zeigte im Februar 1923 das Suermondt-Museum der Stadt Aachen Fritz Rheins Gemälde und Aquarelle aus den beiden letzten Jahrzehnten. In den langen Reihen herrschten die Bildnisse vor, sie gaben der Ausstellung den besonderen, den festlichen Charakter. Hier und da aber hingen zwischen ihnen — Bindestriche eher als Zäsuren — einzelne Landschaften oder Stilleben. Sie wirkten hier wie Variationen zu den großen Themen, die in Herren- oder Damenbildnissen vorher entwickelt waren, und präludierten zugleich





Hjalmar Schacht, Direktor der Reichsbank



Wismar



Potsdamer Brücke in Berlin

die folgenden Bildnisse. Es trat hier eine Einheit malerischer Kultur zutage, wie sie uns nur selten im Werk eines Künstlers, zumal unsrer zerfahrenen Gegenwart begegnet. —



Ludwig Justi, Direktor der Nationalgalerie in Berlin



Gärtnerei

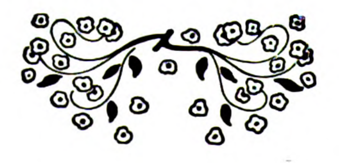
Die Bahnen des Impressionismus sind ausgetreten, der Expressionismus hat abgewirtschaftet, der Neo-Realismus ist noch im Aufmarsch begriffen.

Wohin gehört die Kunst Fritz Rheins?

Sie ist kein auf bloßer optischer Kultur ruhender Impressionismus; sie gibt uns mehr als nur den Eindruck, den Schein der Dinge. Sie hat auch den Lockungen der Kunstrevolution des Expressionismus widerstanden und verzerrt sich nicht in bloßem Ausdruck. Sie lächelt dem Neo-Realismus, der Neuen Sachlichkeit, freundlich zu, aber sie lächelt auch zugleich über deren vorläufig noch so kalte, maschinenhafte Nüchternheit.

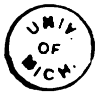
Die Kunst Fritz Rheins gehört keinem der drei Ismen und hat doch von ihnen das Beste. Ihr fehlt nicht das Vermögen, der schnell gesehenen und sicher, in Vereinfachung und Abkürzung geformten Erscheinung Herr zu werden; sie weiß die schlichteste Aufgabe zu beseelen und dem ernsten Werk tiefen geistigen Ausdruck zu verleihen; sie geht mit einer Gründlichkeit und Wahrheitsliebe an die Dinge heran, die sie stofflich, sachlich charakterisiert und eindeutig klarstellt.

Die Kunst Fritz Rheins ist Übergangsstil. Und wie die Formensprache zwischen den Kunstgezeiten immer besonders interessant war, und wie man den Übergangsstilen in der Kunstgeschichte immer besondere Aufmerksamkeit schenken wird, so wird auch diese Kunst in Zukunft nicht die Achtung verlieren, die man ihr heute schenkt, sondern wird ihren festen Platz behalten, als die Kunst eines deutschen Malers, der in unruhiger, zerfahrener Zeit Festigkeit und Zielbewußtsein bewahrt, der mit der Kunst in heiligem Kampfe ringt, wie Jakob mit dem Engel — und der mir deshalb auch schrieb, ihm scheine es leichter zu sein, mit Worten zu malen als mit Öl.





Alfred Cerigioli: Der Mäher


UNIV.
OF
MICH.

Millionopolis

Von Reinhard Weer

Überfall

So war es zum ersten: einen Tag vor Neuyork stürzte sich klirrende Kälte auf das aus südlichen Breiten kommende hitzeknisternde Schiff. Die brasilianischen Äffchen an Bord, Spielzeug von Passagieren und Matrosen, starben hinweg, erloschen wie kleine Flammen. Man verpackte Strohhüte und Tropensachen, kramte Wolle und Pelz hervor. Und schon glitzerten am Abend die Lichter einiger Ortschaften von Long Island herüber, und eine dunstige Aureole verkündete Neuyork.

Wir lagen die Nacht draußen vor dem Sund, und am Morgen setzte der Takt der Maschinen wieder ein. Mit dem Lotsen an Bord fuhr unsre »Southern Croß« in das breite Grau der Hudsonmündung ein, über der Nebel hingen. Eisschollen trieben auf dem Wasser. Schneidend kalter Wind blies über die Bordplanken, auf die dünnes Licht der steigenden Sonne kraftlos und vergeblich niederzurieseln begann.

Und wieder gab es einen Überfall: unversehens stand die Freiheitstatue hochaufgereckt über dem Wasser, und einen Augenblick später paradierte auf dem rechten Ufer die »Sky-Line«, Neuyorks Stolz, des ganzen Landes Stolz. Man hatte im Salon mit langweiligen Ankunftsformalitäten zu tun gehabt, aber der Ruf beifallslüsterner Einheimischer rief einen rechtzeitig hinaus. Da trippelte man denn frierend auf der Stelle und stierte mit großen Augen, gänzlich übertrumpelt, auf den entfesselten Vertikalismus, der sich da auf Manhattans Südspitze austobt. Es ist für den ersten Anblick bestürmend, bestürzend, schüttelnd, überwältigend — da gibt's keinen Zweifel; ja sogar für Sekundenbruchteile berauschend, beseligend — geben wir es zu. Und der Interviewer von irgendeiner Zeitung, rechtzeitig bei der Hand, wie sich's für diese Herren gehört, notiert mit lächelnder Dankbarkeit das »most impressing«, in das der unter der Wucht der Attacke innerlich ganz zusammengeschrumpfte Fremdling mit einem vor Staunen beinahe atemlosen Munde ausbricht.

So geht es einem oft in den ersten Tagen: man hat das Gefühl, gänzlich umgeworfen zu sein von neuartigen Impressionen, umgeworfen zu sein und sich am Boden zu winden wie ein Wurm. Und man sucht und lauert mit odysseischen Listen, wie man sich wieder aufrichten könne. Aber allmählich lernt man das Aufstehen und Stehenbleiben, und die kühle Überlegenheitsmaske ist bald wieder bei der Hand.

Diese Stadt will Eindruck machen, sie gibt sich keinerlei Mühe, das zu verhehlen. Alles an ihr und in ihr ist auf das Imponieren abgestellt. Sie will mit Superlativen auf den Tisch trumpfen, mit ihrem Dröhnen betäuben, alles überbrüllen. Sie will dich überfallen, übertölpeln, umschmeißen und am Boden liegen sehen.

Füge dich und laß dich von der starken Ringerin werfen, ein paarmal. Dann reicht sie dir auf einmal die Hand, und du bleibst künftig verschont. Denn dann hat sie schon wieder ein paar hunderttausend neue Opfer in den Armen, die sie schüttelt und wirft. Wobei »Opfer« nicht allzu gefährlich zu deuten ist. Sie ist ein Weib und hat ihre Launen. Du kannst auf alle Fälle die Fäuste ballen, doch behalte sie galanterweise lieber in den Manteltaschen.

Es hilft dir nichts, Freund: du mußt dich in die ungeheure Tatsache Neuyork hineinfinden, hineinwühlen, hineinbohren. Beulen bleiben dir nicht erspart.

Der allzu gewaltige Bizeps ist ohne Frage nicht schön und nicht ästhetisch. Dennoch kommen Minuten, wo man vor den Muskeln dieser Stadt in bewundernder Hingegebenheit restlos vergeht. So auf der Höhe des Woolworth-Building, nächst dem Eiffelturm des höchsten Baues von Menschenhand, in einer nebelverhangenen Stunde, die zwar den berühmten Fernblick über See und Land löschte, dafür aber alle Realität mit der Glorie künstlerischer Magie umwob. So vor den Mauerkolossen am untersten Broadway, erdbedrückend in einer starren, infernalischen Geschlossenheit, in die sich die Straße wie eine enge, dunkle Schlucht zwischen ungeheuerlichen Felsmassen winzig hineinbohrt. So auf einem kleinen Pier auf der unteren Ostseite von Manhattan, wo eine Wolkenkratzergruppe sich in einer unerhörten Terrassierung mit der erschütternden Gewalt einer babylonischen oder assyrischen Burg, alle erträumte Vorstellung in den Schatten stellend, vor den Himmel staffelt. Wie gern läßt man sich von so etwas überfallen!

Doch dann melden sich schnell wieder Zweifel, grollt lauter Protest auf. Ist das nicht alles bloße Fassade, gähnt dahinter nicht Hohlheit und Unkultur? Man wird zuweilen in sich selbst uneinig und ratlos, weiß oft nicht, ob man diese Stadt großartig oder abscheulich finden, sie lieben oder hassen, sie segnen oder verfluchen soll.

Ich frage alle, die sie kennen: Ist sie ein Wunder, ein Glanz, eine Beglückung, eine Großtat ohnegleichen — oder ist sie vielleicht nur ein phantastischer Unsinn?

So viel steht fest: sie ist ein Erlebnis, das man nicht missen möchte.

Wunsch nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten wird bei diesem Erlebnis brennend, Wunsch,

der schon beinahe starkes Gefühl von Notwendigkeit ist. Ausdrucksmöglichkeiten, deren eine ein neuer Stil des Schreibens wäre. Stil, der nicht erzählt, berichtet, redet, wörtelt, gleitet, schöntut und feinschmeckelt, manchmal wohl auch läuft und jagt — Stil, der stachelt, stößt, bockt, spießt, dem feisten Philister die Hörner in den Bauch rennt, Stil, der brodelt, der lodert und brennt, der blutende Wunden schlitzt, der den Flauen und Lauen ihre Oberflächlichkeit und Äußerlichkeit um die Ohren haut, Stil, der sich Sterne vom Himmel reißt und sein Lachen in die Hölle gellt.

City

Vielleicht ergeht es vielen so in Neuyork: der Anfang ist Protest. Ist Aufbäumen. Ist Kritik. Gegen so viel Selbstgefälligkeit, so viel Klischee, so viel Oberfläche, so viel Unkultur unter glattem Firnis. So viel »very nice« und »awfully nice« dem Starken und Großen, ja selbst dem Erhabenen gegenüber. Aber dann kommen doch Augenblicke, wo man sich plötzlich eingefangen fühlt, Augenblicke eines fast erschrockenen Erkennens und Bekennens: Donnerwetter, da ist doch etwas dran! Da ist Wucht, Selbstverständlichkeit, ist eine hingehauene naive Monumentalität. Da ist, bei aller Konzentration, nichts schmerzvoll Erklügeltes. Kindlichkeit im Großen, Guten. »Sache«!

Sollte diese Stadt dich doch noch einfangen?

Da sind so kleine Tricks. Zum Beispiel hat Neuyork eine sonderbare und eigentlich ganz liebenswürdige Art, dem Greenhorn mit Überraschungen aufzuwarten. Hier eine solche statt vieler:

Du bist, grasgrüner Fremdling, eben mit dem Dampfer am Pier in Hoboken eingetroffen (in Hoboken, das früher zu Ehren des hier mächtig gewesenen Norddeutschen Lloyd ein Vorort von Bremen genannt worden ist), hast dein Gepäck glücklich durch den Zoll bugsiert und fährst nun in einem hoch mit Koffern bepackten Auto nach deinem Hotel. Du siehst einen breiten Fluß vor dir und erinnerst dich gleich, kluger und gebildeter Mitteleuropäer, der du bist: Ja, richtig, Neuyork liegt ja auf der großen Insel Manhattan, und wir haben in Hoboken auf dem New Jerseyer Festland angelegt, also müssen wir über den Fluß hinüber. Schön. Da hält der Wagen zwischen vielen andern auf einer dunklen, überbauten, holzgepflasterten Straße, und du wunderst dich, wie lange das Warten dauert. Warum fahrt ihr nicht an den Fluß heran, um dort auf die Fähre zu gehen? Doch dann bekommst du auf einmal die Sicht durch das kleine ovale Fenster der Limousine nach rückwärts frei und entdeckst mit sekundenlangem maßlosem Erstaunen, daß auch hinter euch Fluß ist, daß die ganze Straße sich vom Ufer losgelöst zu haben und nun mitten auf dem breiten, bewegten Wasser zu schwimmen scheint, ja tatsächlich schwimmt! Zwar findest du, Mitteleuropäer, schnell deine Fassung und Überlegung wieder, die dir sagen, daß ihr schon längst auf dem Fährdampfer seid, der sich lautlos in Bewegung gesetzt hat, ohne daß ihr etwas davon verspürtet. Aber das Ende ist doch ein fröhliches Verwundern und der Gedanke: Welche Theatercoups hat diese westliche Stadt wohl noch für uns grüne Morgenländler bereit?

Man erlebt hunderterlei, tausenderlei Erlebenswertes, aber man ringt vergeblich um eine Synthese. Da entschließt man sich, die Enterhaken kurzerhand hier und da und dort einzuschlagen und diese Stadt allmählich, Stück für Stück zu gewinnen, zu stürmen, zu bezwingen. Zu bezwingen, soweit das einem harmlosen, gesitteten Zeitgenossen aus dieser eminent friedlichen und moralischen Epoche nach dem großen Kriege für Freiheit und Recht erlaubt ist. Also bezwingen sehr cum grano salis: sie zu verstehen, sich ihr einzuordnen und sie dadurch dem persönlichen Leben dienstbar zu machen. Wobei »persönliches Leben« auch wieder cum grano salis zu verstehen ist, denn viel persönliches Leben ist einem im Lande der Freiheit (lies: im Lande des Klischees) nicht erlaubt. Immerhin, der Europäer ... Man versteht schon.

Dieses Einverleiben, dieses Dienstbarmachen geht nun nicht so ganz glatt und reibungslos vor sich. Denn man hat so allerlei Einwendungen gegen die Art Menschheit, die hier ihr Wesen treibt. Und man hat sehr gewichtige Einwendungen gegen das, was sie hier Kultur nennen und als Ziel des Lebens preisen. Die meisten verwechseln ganz einfach Kultur mit Schema. Zuzugeben ist freilich, daß sie einem ziemlich hochentwickelten Schematismus huldigen. Den Kult ihres nordamerikanischen Schemas haben sie zur Kultur erhoben.

In dem aber, was man so gemeinhin hier — und auch anderwärts — Kultur nennt, ist Neuyork auf der Höhe. Ganz zweifellos. Erstaunliche Verkehrsverbindungen, raffinierte Hotelbequemlichkeiten, ein verblüffend arbeitender Telephondienst, Marmorbadewannen, Heißwasser Tag und Nacht und so noch mancherlei. Du wachst morgens auf und liest wie eine Belsazarschrift vier rotglühende Worte an der Wand, fast beunruhigend: »Mail in your box.« Man begreift bald mit erfreutem Staunen, daß unten im Kasten des Hotelbureaus Briefe für dich liegen, großartig! Dies als einzelnes Beispiel nur so ganz nebenbei. O ja, man ist auf der Höhe. Auf Wolkenkratzerhöhe. Und zu denken, daß man noch vor vier Monaten auf Indianerpfaden durch den argentinischen Urwald gestreift ist!

»O diese schreckliche Kultur in dieser Stadt! Man hat geradezu Sehnsucht nach russischer Wildheit und Schlamperei,« meinte Freund Schaljapin, der russische Sänger. Er saß im Schlafrock in seinem unaufgeräumten Hotelzimmer, trank Portwein aus einer blechernen Petroleumkanne und schimpfte in einem entzückenden Französisch.

Er hatte noch einen andern Einwand gegen Neuyork: daß er seiner derzeitigen Herzensdame kein Ständchen singen könne, weil sie irgendwo im zweiundzwanzigsten Stockwerk wohne.

Neuyorks Männlichkeit trägt das Joch harter Arbeit. Nicht, daß sie gerade schwer darunter stöhnte, aber sie spürt es doch. Diese Leute leben geradlinig und eintönig, ohne ablenkende Nebeninteressen. Sie leben für ihre Frauen, diese Luxusgeschöpfe und Paradiesvögel, die ihren Tag mit Massage und Bad um elf Uhr beginnen und mit einem Akt Metropolitan-Opera und Supper im Plaza- oder Biltmore-Hotel noch lange nicht beschließen. Nicht alle Frauen sind freilich so: die pagenköpfigen Shop-girls und Typewriterinnen haben schon eine Ahnung, was Arbeit ist, wenngleich sie ihre Pflichten in einer knabenhaft tändelnden Art verrichten.

Neuyorks Frauen blühen, aber sie wärmen nicht. Sie blühen meist etwas zu künstlich rosa. Bei den Männern aber fällt dem Neuling auf, wie abgearbeitet und verbraucht viele aussehen. Diese Herren der Schöpfung leben ein mäßiges, bescheidenes und ziemlich graues Dasein. Mäßig nicht wegen der Prohibition, sondern trotz ihrer, denn bekanntlich schmeckt Verbotenes doppelt, und die Gelegenheit dazu ist reichlich vorhanden.

Die Prohibition — na ja! Es ist ziemlich merkwürdig, daß eine Sache durchzusetzen war, über die eigentlich alle Leute nur Schlechtes sagen, noch merkwürdiger, daß sie sich hält, und am merkwürdigsten, daß auf ihr Fortbestehen auch alle die einen gewissen Wert zu legen scheinen, die sie jeden Augenblick mit der fröhlichsten Keckheit übertreten. Für die besitzenden Klassen ist die Prohibition eine Komödie in allergrößtem Ausmaß: es gibt wenig bessere Gesellschaften, in denen nicht Alkohol verschiedenster Art gereicht wird, und in einem der ersten Hotels sah ich in breitester Öffentlichkeit einen Herrn im Gehpelz, den sein Whiskyrausch kaum mehr auf den Beinen hielt. Aber ich will nichts verraten, niemanden bloßstellen. Man staunt nur als harmloser Europäer über das Maß von Heuchelei, das hier von dem beamteten Amerika geleistet wird, und über die gefährliche Art, wie man eine allgemeine Gesetzesvernachlässigung und Gesetzesverachtung großzieht. Für das einfache Volk macht sich die Prohibition immerhin mehr bemerkbar; Figuren wie Issi Einstein, ein besonders verschlagener agent provocateur der Prohibitionsbehörde, haben etwas wie Popularität erlangt durch ihre skrupellosen, gerissenen Schliche, mit denen sie die Alkoholfreunde überlisten. Hinter all der Groteskerie von weintrinkenden Prohibitionsanhängern, frommen Staatsbürgern, die keinen Deut nach den staatlichen Verbotsgesetzen fragen, und ironischen Ausländern, die — wie einmal Lord Northcliffe — sich scheinheilig erkundigen, wann denn die Prohibition eigentlich eingeführt werden solle — irgendwo hinter all dem Getriebe muß doch ein sehr fester, schweigsamer Wille stehen.

Unter dem Woolworth-Building ist ein schönes großes Restaurant in altdeutschem Ratskellerstil, in dem ich unversehens folgenden Spruch las:

Bis die Flagge Abstinenz
Weht vom Kapitole,
Spendet uns noch mancher Lenz
Seine Maiweinbowle.

Das ist kein Hohn, wie man im ersten Augenblick denken könnte, sondern eine ernstgemeinte Inschrift aus schönerer Zeit, in der Alkohol zu den erlaubten Freuden des Lebens gehörte. Aber wie kann man solchen Anachronismus stehenlassen? Was soll ein braver Bürger der Vereinigten Staaten dazu sagen?

Fieber

Und noch einmal Neuyork ...

Du hast die Stadt seit einem Jahre nicht mehr gesehen. Sie lag maienhaft, warmes Licht über Beton und Asphalt gegossen, die Villenvororte der Wohlhabenheit von jauchzend frischem Grün überhangen, als du sie verließest. Jetzt ist, obwohl der Kalender April behauptet, Schneetreiben über einer vergletscherten Steinwüste, in drei, vier Stunden sammelt sich schmutziger, nasser Gallert in den Straßen, der an den seidenen Damenbeinen frech hinaufleckt und die schönsten hellen Strümpfe in wenigen Minuten ruiniert. Die Überziehschuhe nach russischem Muster: hohe Lackröhrenstiefel mit umgeschlagenem steifem Schaft, die letztes Jahr bei der Damenwelt große Mode waren, scheinen heute nicht mehr beliebt, also opfert man Strümpfe und Schuhe. Verstimmt schiebt sich die Menschheit durcheinander in dem nassen Flockentreiben. Es ist ein Bild zum Erbarmen, trotz des fröhlichen Lichtes, das die grelle Broadwayreklame, unbekümmert um Schnee und Schmutz, darüberwirft. Wie Verurteilte in einem winterlichen Inferno schauen die Leute drein.

Aber das ist nur der Vorhof. Geh in den schwarzen Schlund der Untergrundbahn hinunter, laß dich einsaugen mit den andern Opfern: da fängt das Inferno erst richtig an. Naß ist's auch da, klitschnaß von dem Schnee, den Hunderttausende von Füßen über die Treppenstufen hereingetragen haben. Du siehst die Nässe aber nicht, sondern fühlst sie bloß und hörst sie plät-

schern. Denn man bewegt sich langsam vorwärts, eingekeilt in einen Feuchtigkeit ausdünstenden Menschenstrom, der willenlos, seelenlos dahintreibt, eingeschüchtert, verstiert, verbiestert. In den Chikagoer Riesenschlachthäusern sahst du auf endlosen hölzernen Laufbahnen Rinder, Schafe und Schweine, herangetrieben zur Massakrierung; bei den Rindern war etwas wie Groll und Auflehnung gegen das Unvermeidliche, das drohend in geahnter Nähe vor ihnen stand, bei den Schweinen Dumpfheit, bei den Hammeln Angst. Mit jenem Bild hat das unerbittliche Vorwärtsschieben, Vorwärtsgeschobenwerden der Menschheit in den Katakomben und Krypten des Neuyorker Subway eine beklemmende Ähnlichkeit. Welchem Massenschicksal treibt diese Menschheit entgegen? Dem langsamen Ausbrennen und Verlöschen in der Grauheit der Bureaus? Dem Verkommen in Daseinsnot? Oder sollen hier einmal große Katastrophen ausbrechen, auch hier? Katastrophen, vor denen alle europäischen verblassen und in Geringfügigkeit versinken?

Es ist um die Hauptverkehrsstunde des Spätnachmittags. Millionen von Menschenameisen kommen aus der Lichtlosigkeit der Bureauzellen in die vielleicht nicht minder bedrückende ihres dürftigen Heims. Weiß man in Europa eigentlich, wie bescheiden des kleinen amerikanischen Durchschnittsmenschen Großstadtbehausung ist, mit welch engem, luftlosem Unterstand er vorliebnimmt, vorliebnehmen muß wegen der rasenden Wohnungspreise? Der Europäer hört Amerika und denkt an Paläste, er hört Neuyork und stellt sich Fifth Avenue vor. Die Menschheit, die da um die Hauptverkehrsstunde durch den Orkus der Untergrundbahn geistert, die fährt nicht nach Fifth Avenue, mag auch die eine der großen Arterien dieses unterirdischen Stromes dicht an der Straße der Reichen und Vornehmen entlanglaufen, fast neben ihren Kellern her. Du siehst diese Menschheit treiben, lautlos, wie von bösen Ahnungen beschwert. Da sind eiserne Pferche auf der Plattform der Hauptstationen, zum Auseinanderhalten der Aussteigenden und Einsteigenden bestimmt, und wieder fühlt man sich in fatalster Weise an die Schlachthöfe erinnert. »Let them out!« schreien in unbeirrbarer Seelenruhe die Angestellten der Bahn, die für Stimme und Seelenruhe bezahlt werden, an jeder Wagentür einer, und sie schaffen mit brutalster Ellbogengewalt Platz, wenn ein Hilfloser, in die Menge eingekeilt wie ein im Strome treibendes Brett, vergeblich gegen die anwuchtende Masse der in entgegengesetzter Richtung Drängenden nach dem Ausgang ringt. Mädchenschreie in gellendem Diskant, ein lauter, schriller Wehruf, tiefes Brummeln einer krausbaarigen Negerin, Männerfluchen. Einem hängt der Mantel zwischen den Drängenden, und ein langer Riß klafft darin, als er loskommt. Ein junges Mädel mit gebobbtem Haar, schwarzem Plüschmantel über grellrotem Kleid, wird von zwei Bemützten weggetragen, Augen geschlossen, todblaß das hübsche, kecke Gesicht. Zwei rote Lichter aus der schwarzen Tunnelöffnung: mit Weltuntergangsgetöse braust ein neuer Zug in die Station, schnell haltend, Türen automatisch aufgehend. Vorwärts, vorwärts, Menschengewimmel heraus und hinein. Ein Angestellter ruft in eine Art Telephonmuschel, die vor seinem kleinen erhöhten Podest angebracht ist, die Zugziele und Umsteigstellen hinein; seine Stimme, zu einem unverständlichen fetten Quaken entstellt, dröhnt aus Schalltrichtern in die sich öffnenden Wagentüren hinein, über jeder Wagentür ein Lautsprecher. So tönt die Posaune des Erzengels in der Fastnachtsposfenkarikatur des Jüngsten Gerichts. An jeder Station erneuert sich das lebensgefährliche, stumm-verbissene Ringen. Bitterkeit, Erbostheit, Kampf in allen Mienen. Kampf jedes Einzelnen gegen alle.

Es ist schlimmer geworden seit einem Jahre, viel schlimmer. Auch damals gab es Verstopfungen des ungeheuren Menschenfleischkanals, aber sie waren doch seltener, wurden mit Geduld und Gutmütigkeit abgebogen. Heute sieht man Szenen, die erschrecken, erschüttern, schaut man in Jakobinerfratzen und Medusengesichter, die erschauern machen. Wohin soll das führen? Wohin treibt diese Menschheit, treibt diese Stadt?

Zweimal täglich erbebt Neuyork unter solchen Stößen gewaltsamsten Fiebers. Die die Hand auf ihrem Puls haben, sind besorgt. Sie mahnen in Plakaten, die in amerikanischer Weise geschickt stilisiert, daher sehr suggestiv und nicht wirkungslos sind, zur Geduld, flehen um Vernunft. Aber wer diese Stadt mehrmals in ihren Fieberzuckungen gesehen hat, der sagt sich: Es kann dennoch auf die Dauer so nicht weitergehen. Dieses Stadtmonstrum ist zu sehr ins Ungeheure gewachsen, sein Blutumlauf ist nichts Natürliches mehr, sondern eine gigantisch konstruierte Maschine, und die Maschine ächzt und stöhnt. Gebietet dem Wachstum freiwillig Einhalt, Menschenkinder, ehe eine Katastrophe hereinbricht!

Millionopolis nach einem Jahre ... Über dem Inferno die Wolkenkratzer, drei, vier neue dazugekommen. In manchen von ihnen verspürt man leises Dröhnen und Vibrieren, wenn die Blutwellen der Fieberzuckungen durch die unterirdischen Adern stoßen. Wie trotzige, phantastische Pyrenäenburgen stehen sie im nassen, weichen Flockentreiben des Apriltages, sphinxhaft unbekümmert um die Nöte des Menschengewimmels in der dunklen Tiefe.

ganze en
halbes J
auch im
Seit z
die nicht
selbst dar
und mehr
tum zu.
dienen, r
wie auch
lichen G
wohnter
einander
halten k
für die
worden.
sellschaft
gemäß
ist bei
ein Opf
windlich
Die
Beh

Die Matrone

Von Hedwig von Soyters

Das Wort hat etwas eigentümlich Stolzes, Fülliges. Man denkt an Rom, an die Mutter der Gracchen, an Reife denkt man, die tiefes, starkes Erleben krönt; und doch umfaßt die Bezeichnung alle Frauen einer bestimmten Lebenszeit. Alternde Frau bedeutet sie vielen nur. Sie denken an Kapotthut und Mantille und fragen, ob ich wirklich von solch peinlichen Lebensumständen reden will. Ich bejahe diese Frage und appelliere, wenn die Jugend zuhören will, an ihren stillen Respekt, denn ich spreche zum mindesten zu jenen Frauen, die noch im Zeitalter von Kapotthut und Mantille geboren sind, und es wird dabei auch von armen Betrogenen die Rede gehen. Gern lasse ich der Jugend den Einwand gelten, daß es gar keine entzückendere Frau geben kann, als diese und jene ihrer Großmütter oder gar noch lebenden Urgroßmütter. Sie erzählen, daß sie vom sechzehnten Jahre an standhaft auf die Ehe mit dem Früherwählten gewartet und ihr ganzes Leben lang nur ihn geliebt hätten. Wundervoll, aber was jenen Zeiten noch bis in die achtziger und neunziger Jahre den Stempel aufgedrückt hat, das war doch wohl die strenge Zucht, die das eigentliche Kennenlernen von Lebens- zu Lebensgefährten erst in die Ehe selbst verlegte; so daß die Frauen ihren Töchtern zur Ehe zuzureden glaubten, wenn sie gestanden, daß sie selbst seinerzeit vor allem Kinder haben wollten und um dessentwillen die schlimmen Anfänge ertrugen. Nehmen wir nun zum Gegensatz, daß diese Frauen heute an ihren Enkelinnen die Kameradschaftsehe erleben, die sich sehr oft nur unter dem Vorhaben finanzieren läßt, fürs erste Kindersegen zu vermeiden, dann haben wir die ganze enorme Wandlung abgeschritten, die ein halbes Jahrhundert Umwertung aller Werte auch im Frauenleben mit sich brachte.

Seit zwei und drei Jahrzehnten sehen Frauen, die nicht mehr jung oder elastisch genug sind, selbst daran teilzuhaben, einem neuen, sich mehr und mehr den Hemmungen entwindenden Frauentum zu. Die jungen Dinger lernen etwas, verdienen, werden selbständig, gehen in der Arbeit wie auch in Spiel und Sport neben ihren männlichen Gefährten einher und wägen in unbeargwöhnter Vertraulichkeit ab, ob das, was sie zueinander zieht, dem Rigorosum einer Ehe standhalten kann. Das Wort klingt sonderbar, aber für die heutige Jugend ist die Ehe so etwas geworden. Frau zu sein bedeutet nicht mehr gesellschaftlich die ersehnte Freiheit, sondern naturgemäß das Gegenteil, und auch Ehemann sein ist bei den erschwerten Verdienstmöglichkeiten ein Opfer geworden, das man nur der unüberwindlichen Zuneigung bringt.

Die Ehe ist überhaupt naturgemäßer geworden, und das ist das Schöne, nach dem alte Augen wehmütig blicken. Man darf freilich auch hier wie überall die Empfindungen nicht krampfhaft auf eine Summe bringen wollen, schon weil wir uns in der keuschen Verschlossenheit alter Frauen schwer auskennen und mancher an ihrem tapferen »Auchglücklichgewesenseinwollen« nicht die Freude verderben mögen. Viele spinnen sich in ihre Illusionen über das Gewesene so fest ein, daß sie selbst keine Klarheit haben, und dann gibt es so manche Kind gebliebene Matrone, die ihr Leben lang verwöhnt worden ist, erst von ihrem Mann und dann von Söhnen und Schwiegersöhnen. Sie rechnet sich die gute Gewohnheit der Familie gern selbst zugute und glaubt schließlich auch die schwer lösliche Frage der Schwiegermutter, durch ihr Talent sich in Respekt zu setzen, aufs glücklichste gelöst zu haben. Der Augenschein vermag einer verwöhnten Frau immer wieder recht zu geben, denn wir sehen da und dort die Aufopferung andrer, trotz aller Mühe und Plage, nicht zur Geltung gelangen. Unter den immer Opferbereiten sind auch die recht eigentlich Betrogenen zu suchen, denn sie waren auch in ihrer Jugend schon die besonders Nachgiebigen, die erst um der Eltern und Geschwister willen, wie später vor Mann und Kindern, die eignen Interessen und Neigungen verdrängten und auch immer am besten zur Sparsamkeit für sich zu bereden waren.

Nichts aber gab auch Frauen so jenen gefürchteten Typ der Altjüngferlichkeit, wie dies keusche Sichselbstverarmenlassen. Man steckte von früh bis abends in einem Panzer und schien in seiner stählern geraden Haltung den Stolz seiner Unantastbarkeit ausdrücken zu wollen, abzuwehren, selbst wenn längst keine Gefahr mehr bestand. Und wie ein Hohn auf jenes Zeitalter erscheint es, wenn heute der Begriff des Mädchenhaften gerade in der Geschmeidigkeit der Haltung liegt und alles Stählerne nur noch im Kampf gilt, im sportlichen wie in dem, sich geistig Geltung zu verschaffen, sich durchzusetzen. Ebenso sinnlos erscheinen uns auch heute alle Warnungen der Gesundheits- und Schönheitspflege jener prüden Zeit, die mehr einer heuchlerischen Verwahrung gegen die Gefahr natürlichen Anreizes gleichkommen. Das Haar mußte eng geflochten werden, weil es sich sonst verwirren und ausgehen konnte, bloße Hälse begünstigten Erkältungen, und wer kein schweres, hohes Schuhwerk tragen mochte, riskierte, sich die Knöchel zu verrenken. Da gab es denn aber wohl immer schon lustige Mädel, die der Heuchelei mit Heuchelei zu begegnen wußten. Die erklärten dann etwa, daß die engen Zöpfe immer wieder von selber aufgingen und sie die hohen Halsbündchen nur nicht tragen mochten, weil

sie darin nicht schnaufen konnten, und ihnen auch Schnürstiefel nur zu mühselig seien. Und diesen fröhlichen Wildfängen galten denn auch eine Reihe in den neunziger Jahren vielgelesener Jugendromane, die den heimlichen Umschwung verrieten. Da steckten sich Siebzehnjährige, »denen sich die widerspenstigen Löckchen immer wieder in die Stirn stahlen«, die langen Röcke hoch, um besser springen und klettern zu können, waren damit das Entsetzen gestrenger Tanten und Gouvernanten und bekamen deshalb trotzdem bei aller Jugend schon einen Mann! Das Argument war geschmacklos genug, und die höhnenden Übertreibungen, die sich Alter und Pflichttreue gefallen lassen mußten, nicht minder, aber man kann doch sagen, damals fing's an, damals begann es sich zu lichten.

Ein neuer Typ kam auf. Die Wildfänge aus jenen Romanen waren bemerkenswerterweise alle auf dem Lande aufgewachsen. Sie waren robust und gelenkig wie die Knaben und, wie es von Wildlingen gern berichtet wird, von natürlicher geistiger Regsamkeit. Das war nicht mehr bestenfalls das Dornröschen, vom Mann erst geweckt, sondern die frische, selbstbewußte Kameradin ihrer männlichen Altersgenossen, die auch ihre körperlichen Vorzüge zu schätzen wußte, wenigstens als Geschenk für den Mann. Es war die Zeit des jungen Naturalismus und eines Materialismus, der sofort als geistloses Epikuräertum verdächtigt wurde, obwohl man gerade damals bewußter als früher nach körperlicher Erholung für jeden geistig Überforderten trachtete. Man pflegte den Körper auch schon damals, aber in einer mehr auf alle Stände bedachten Volkshygiene, denn die Zeiten, da körperliches Behagen asketischen Begriffen noch als sündhaft galt, diese mittelalterlichen Zeiten waren noch zu nahe. Der gepflegte Körper schien nun einmal sich vor allem verschenken zu wollen, und wo Mädchen oder Frauen auf ihr Äußeres hielten, witterte man Erotik. Bis da war eine bewußtere Körperpflege nur die Angelegenheit der »Komödiantin« oder einiger sonst an Geburt oder Geist sehr hoch oder sehr niedrig stehender Frauen gewesen. Lang dauerte der Zauber meist an sich nicht, denn wir lesen von der Wehmut eines Petrarka, als er seine Laura als kaum Vierzigjährige wiedersah. Sie war von Geburten verunstaltet und hatte keinen Zahn mehr im Munde. So trugen diese Frauen bald auch eine hüllende Tracht, die keinen Zweifel über ihre Jahre ließ, und wer von ihnen etwa noch um seine Jugend kämpfte, war eben die komische Alte, die wir bereits aus derben mittelalterlichen Schwänken kennen.

Der junge Naturalismus aber predigte der Frau nichts andres, als diesen Kampf mit der Jugend so lange als möglich auf sich zu nehmen. Das Wort, daß eine Frau nur so alt sei, wie sie sich fühlt, hatte eine verführerische Macht, und da nun auch keine den Jahren Rechnung tragenden Kleidungsvorschriften mehr bestanden, wurde manche Vierzigerin an froher Genußfähigkeit wieder zwanzig Jahre alt. Was Wunder, daß es die Frauenwelt erst wie ein Taumel ergriff! Solcher Naturalismus schien sich selbst zu übertreffen und uralte Gesetzmäßigkeiten und Triebhaftigkeiten zum Wanken zu bringen. Nach ihnen unterstand die alternde Frau weit schwerer wiegenden Veränderungen als der Mann. Sie wurde vor dem Gefährten ihrer Jugend zu einer Art geschlechtslosem Wesen, das seine Freuden nur noch bei der heranwachsenden Jugend fand. In Kleinbürgerkreisen, wo der Philister herrscht, tritt dies noch ganz deutlich hervor. Wer kennt nicht das Häuflein demütig alternder Frauen, das, wo immer die Jugend zum Tanz antritt, am abgegessenen Tische sitzenbleibt? Es ist mit seinen billigen Seidenfähnchen, dem Schemenhaften der zarten Frau und den gequollenen Formen der robusten, das Entsetzen jeder anspruchsvolleren Altersgenossin, die den Stein der Weisen damit gefunden zu haben glaubt, daß sie selbst noch leidenschaftlich tanzt und weit kostspieligere Toiletten trägt als ihre Töchter. Man spürt es, so einfach ist diese Zeit immerhin nicht, es geht im besten Falle in ihr um die Macht. Denn der Mann neigt nun einmal dazu, das eigne Altern der wohltuenden Berührung mit wirklicher Jugend auszusetzen, und ist nur bei seiner Ritterlichkeit, seiner ritterlichen Dankbarkeit oder jeweils von Fall zu Fall durch eine immer mehr Ansprüche stellende Körperpflege und Toilettenillusion zu nehmen. Auch er hat sein gefährliches Alter, hat es um so viel hemmungsloser, als ihm, allein schon ästhetisch betrachtet, alle Triebhaftigkeit besser steht als der Frau. Eine Frau aber kam und trug zu Anfang des Jahrhunderts das Abstoßendste zusammen, was vom Körper aus in jenem Übergangsalter auch im Weibe vorgehen kann, so gut wie im Manne, und legte es unter dem Titel »Das gefährliche Alter« in einem weltbekannt gewordenen Buche allein der Frau zur Last. Merkwürdig dabei ist, daß das Buch selbst gar nicht so allgemein gelesen wurde, während wir kaum einen gebildeten Menschen antreffen werden, der nicht weiß, welche Abnormitäten im Gefühlsleben der Frau vermutet werden, von der man spitzfindig bemerkt, daß sie eben im gefährlichen Alter stehe. Danach wäre anzunehmen, daß die dänische Verfasserin eine schon bestehende Bezeichnung zum Titel ihres Buches nahm, und ihre Verantwortung wird damit geringer. Des weiteren wollen wir zugeben, daß gerade die Gefahr, jenem Schimpf zum Opfer zu fallen, manche denkende Frau im Übergangsalter beizeiten vor Hemmungslosigkeiten behütet hat.

Daß es sich für sehr viele Frauen in diesem Alter auch rein äußerlich um Veränderungen handelt, die dem Abdanken von Königinnen zu vergleichen sind, wird in dem einseitigen Hinweis auf die sich im Körper der Frau verändernden Zustände immer zu wenig beachtet. Das nur medizinisch angewandte Wort »Wechseljahre« wäre ebensogut aufs Seelische zu beziehen, und man könnte dann erst mit richtigem Verständnis von einem gefährlichen Alter sprechen, in dem verwöhnte Frauen nichts hergeben wollen, und ein Geist, der sich nicht auf neue Werte einstellen kann, leicht in Verwirrung gerät. Auch als Mutter heißt es elastisch sein und von der Erzieherin zur Freundin der herangewachsenen Jugend übergehen. Ja, es gibt wirklich so etwas wie eine einheitliche Geste des Matronentums, das ist die der Ruhe. So verschieden die Temperamente auch gewesen sein mögen, die Ruhe ist das, was Mann wie Kinder um jene Zeit am meisten zu schätzen und zu bewundern wissen, und die Frau der sorgenden Hast, die immer noch ihrerseits für alle Mühsal aufkommen will, tut sich selbst nichts Gutes damit. Kennt ihr die unruhigen Züge dieser armen Frauen? Sie wirken etwa, wie wenn über eine Bleistiftzeichnung mit dem Schwamm gewischt wäre. Bei den energischen Runen der notorisch zänkischen Frau weiß man wenigstens, woran man ist, während die Egoistin, die aus lauter Phlegma reine und friedliche Züge trägt, sogar oft um diese Zeit ganz unverdiente Sympathien und Vorrechte genießt. Äußerlichkeiten triumphieren da über alle Gerechtigkeiten — das gilt es zu verstehen.

In den Kapotthut- und Mantillezeiten ging es für diesen Übergang wenigstens einheitlicher und damit glimpflicher zu. Da kam mit jener Tracht, die äußerlich das Zeichen gab, als Trost für schwindende Freuden die Würde heran. Grund genug, sich wichtig zu fühlen! Bei allen Vergnügungen der Jugend mußten unweigerlich einige Kapotthutträgerinnen dabei sein. Die geduldigen Mütter wurden im Sommer auf die Berge und im Winter auf die Eisbahn mitgeschleppt, von den Nächten, da sie als Ballsaalumrahmung dienten, gar nicht zu reden. Alle Zukunftshoffnungen konnte es ein junges Mädchen kosten, wenn es keine Mutter oder Tante besaß, die ihm für solche Fälle ihren Schutz lieh.

Was für eine sinnlose Komödie — die Jugend atmet auf, und viele Mütter auch! Aber sie sehen doch, daß zugleich mit der gern entbehrten äußeren Form ein innerer Kern an Recht und Macht verlorenging. Wer gewaltsam daran festhält, ist eben dann die böse alte Frau, die sich nur selbst im Wege steht mit ihrer Hartnäckigkeit, denn die Katastrophe von dem am elterlichen Starrsinn zerschellten Jugendglück sieht heutzutage oft gerade umgekehrt aus. Läuft aber doch viel heimlich Gesetzmäßiges in der gebildeten Familie mit den Wirkungen der alten Zucht fast parallel, so scheint sein Ursprung, sonderbar genug, tief im Ästhetischen zu liegen. Das sittliche Gefühl wird in unsern Tagen ebenso stark durch Anschauung wie früher durch Belehrung geweckt, und hervorragende Männer können ihren Söhnen gegenüber unter Umständen so despotisch auftreten wie je zuvor und ernten doch vielleicht mehr wirklichen Respekt, denn es ist im Existenzkampf heute keine Kleinigkeit, der Sohn eines bedeutenden Mannes zu sein. Ebenso liegt auch für die Frau alle Macht über ihre herangewachsenen Kinder mehr als je in der eignen Persönlichkeit beschlossen, wenngleich sie nie so unmittelbar und triebhaft zur Wirkung gelangen darf wie beim Vater. Der Mutterwitz, der darin besteht, keine Rechte zu ertrotzen, ist und bleibt das Höchste, denn eine dumme Frau hat niemals Mutterwitz.

Ist das nicht auch schon fast wie eine Zeitgeste, um nicht zu sagen Modesache, daß wir Frauen, die immer eher zum Klagen und Traurigsein als zum Frohsinn neigen, gern für dumm halten? Wo sich für gewandte und entschlossene Frauen nicht so leicht mehr ein Druck findet, erscheint es mindestens rückständig, noch gedrückt zu sein. Und wo las ich das nur neulich aus berühmter Feder: »Böse sein ist dumm«? ... Aber wir wollen diese Dinge doch zunächst einmal ernst nehmen, es steckt viel dahinter. Wo immer herangewachsene Jugend ihrer Mutter lobend erwähnt, muß sie einfach diese drei Kardinaltugenden haben: den Humor, die Güte, die Ruhe. Und sie überlegen nicht weiter, daß diese Dreiheit, wo sie sich findet, wohl immer das Ergebnis einer einzigen schmerzlich klaren Einsicht ist. Die heißt: sich nicht mehr wichtig fühlen vor andern, außer in der Kraft dessen, was sie noch von uns brauchen können. Da lächelt denn manche Mutter mit dem an ihr gerühmten Humor oft heimlich in sich hinein, wenn sie bedenkt, was bei der und jener Gelegenheit die Güte und die Ruhe sie gekostet haben. Vielleicht unterschied sie sich dann von der bösen und auch von der verzagten Frau in einem Augenblick nur dadurch, daß sie unter einem Vorwand aus dem Zimmer gegangen war, eine Beschäftigung vornahm, bei der sie in stundenlangem Alleinsein zu sich selber kommen konnte. Ein Beispiel vom Gegenteil: Die Frau aus dem Volke, die heute von daheim, anstatt religiöser Erziehung, oft überhaupt keine Erziehung genossen hat, wird im ersten Zorn leicht zur Furie. Sie zögert dann nicht, die Freundin von gestern unter Verdacht des schwersten Verbrechens zu stellen, Mann oder Mutter zu verleumden, ihr Kind halb totzuschlagen. Die ungehemmte Wucht einer Erregung ist etwas Furchtbares, und auch die gebildete Frau, die sich die Schwäche gönnt,

jede Erregung laut werden zu lassen, wird das immer wieder zu bereuen haben.

An frommen Christinnen schien das immer das so besonders Wirkungsvolle, daß sie, sofern sie nicht Heuchlerinnen waren und sich damit auch einen »heiligen« Zorn einbilden konnten, Zorn und Erbitterung in sich als ein so großes Unrecht ansahen. Ihr Wesen kam darin wieder der Stoik des klassischen Ideals ganz nahe, wurde zum Schönen schlechtweg, zum Stolzen und von innen heraus Vornehmen, das wir heute bewußter lieben denn je, weil wir wissen, wie sicher uns solche ästhetische Wertungen führen. Es wird auch wohl so sein, daß die Frau, die in ihrer Jugendanmut der verwöhnte Liebling alles Lebendigen ist, die alle Liebessonne in sich saugt und widerstrahlt, von dieser Sonne eine große Aufgabe empfängt, nämlich die, im vollsten Sinne reif zu werden. Kernreife, das hieße denn auch dem Rest des Lebens so gewachsen sein, daß er kein bitterer Rest mehr ist. Auch ohne Bitterkeit die Sonne einmal entbehren können hieße es, selbst die der Kindesliebe, die von je ein wenig der Aprilsonnenschein war. Was muß sich da in »Hermann und Dorothea« die Mutter von dem sonst so exemplarischen Sohn erklären lassen? »Ich fühl's, es löset die Liebe jegliche Bande, eh' sie die ihrigen knüpft.« Das ist schon ein starkes Stück, und ich wundere mich bloß, wie wenig Aufhebens gerade von dieser Goethischen Weisheit gemacht wurde. Ebensowenig wohl, als man zu lächeln lernte, wenn man ihr im Leben da und dort begegnet.

In großen Familien, wo die herangewachsenen Kinder schon wieder eigne kleine Familienzentren bildeten, fluten zeitweise nur die Sorgen, wie hohe Wellenberge, an die Mutter heran, umbrausen und ergreifen sie und setzen sie danach im Abebben doch wieder mehr oder weniger sanft auf einer Sandbank nieder. Im Glück sind sich die jungen Paare selbst genug, und alle mütterliche Weisheit gipfelt wohl darin, sich ihrerseits genug zu sein. Die vor allen Glückliche, die dann noch irgendeinem Beruf oder einer künstlerischen Begabung zu leben vermag, kann sich damit auch auf einer Sandbank ganz vorzüglich einrichten; es wird mir nur mit Recht erwidert werden, daß solches Interesse dann doch keine Sandbank mehr ist. Es muß sich nur um wirkliches Können handeln und nicht um eine Spielerei, und hierin scheidet sich wieder das Jetzt vom Einst: die Frau der Töchterschulbildung konnte um diese Zeit selten auf etwas zurückgreifen, was irgendwie ernst zu nehmen war. Es verrät, bei allen äußerlichen Würden, die Geringschätzung, die sie sich gefallen lassen mußte, daß ihre Zeit und Kraft mit einer Menge Pflichtgeselligkeit belastet wurde, die der beschäftigte Mann wie die Jugend gern von sich abschoben. War da am Ende so manche Zerstreuungssucht, die vom eignen schal gewordenen Dasein fort zum Gerede über die Erlebnisse der Jugend drängte, nur ein Sichaufgeben, eine verkappte Müdigkeit und Mutlosigkeit? Sie hat etwas von dem Saftfluß alter Bäume, diese Geschwätzigkeit, und die Frauen verarmen auch heute noch gerade so an ihr, wo nicht genug Energie vorhanden ist, sich auf seine eignen Interessen und Kräfte zu besinnen. Es ist dies ein viel aussichtsreicheres Unternehmen geworden als früher, denn mit der Frau ist auch jener junge Naturalismus, von dem wir sprachen, zu Reife und Vertiefung herangewachsen, der sie nicht mehr allein auf die Erotik als die einzige Möglichkeit eines wohlerhaltenen Körpers verweist.

Neben der eleganten Frau, die mit allen neuzeitlichen Mitteln (auch naturgemäß den Interessen der Jugend entzogenen Geldmitteln) aus sich ein junges Mädchen zu machen sucht, steht in stolzer Bescheidenheit eine andre, die jene kostspielige Körperpflege in stiller Wachsamkeit an sich selbst leistet. Und nicht die eigne Leistungsfähigkeit allein bleibt Ziel, ihre sorgende Beobachtung wendet sich auch dem Jugendgefährten zu, dem es so übel ansteht, muß er sich selbst pflegen und beginnenden Altersleiden gegenüber den Hypochonder spielen. Ein letztes Mal muß er so triebhaft sein dürfen wie je. Der fröhliche Draufgänger, das ist nun einmal am Manne das Sympathische. Die Frau dagegen darf so weise werden wie ihre Ahne, die Kräuterhexe, nur muß es eine stille, anmutige, eine lächelnde Weisheit sein.

Morgenfreude

An einem sonnigen Morgen,
Wo jeder Lufthauch ein Lied,
Wo jedes Knarren im Ried
Ein seliges Liebessorgen,

An solchem sonnigen Morgen
Flogen durchs Fenster zu mir
Taufrisch-duftende Rosen
Und küßten mich schamhaft von ihr.

Ein blondes Glück stand verborgen
Hinterm blattbegrünten Strauch
Und freute sich über den Morgen,
Und ich, ich freute mich auch.

Karl Heinz Kikisch

Nebelparder

Seltene Tiere in zoologischen Gärten

Von Dr. Adolf Heilborn

Mit vierzehn Abbildungen nach Originalzeichnungen von Paul Neumann

So fingen alle unsre zoologischen Gärten einmal an: irgend ein paar seltsame, fremdländische Tiere gelangten als Geschenk oder durch Kauf in den Besitz eines Fürsten, geistlichen Würdenträgers oder einer Stadt, wurden in Käfige gesperrt und bei Gelegenheit bevorzugten Gästen oder der Menge vorgeführt. »Wundertiere« waren das, die sattsam angestaunt wurden, und an deren Gestalt und vermutete Lebensweise sich oft die phantastischsten Vorstellungen knüpften. Um die Naturwissenschaft war es ja bis weit in die Neuzeit hinein noch übel bestellt. Man lese nur einmal, was noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts der »Vater der deutschen Naturkunde« Konrad Gesner in seinem berühmten »Tierbuch« — »das ist außführliche Beschreibung und lebendige, ja auch eigentliche Contrafactur und Abmahlung aller Thieren, so auff der Erden und in Wassern wohnen« — zu berichten und zu schildern weiß, und betrachte dazu die »lebendige Abmalung« von Tieren wie etwa dem Einhorn, dem Forstteufel, Meerbischof, Vogel Greif und Basilisk. Und doch waren damals schon manche fremde Tiere in Europa nicht mehr so völlig unbekannt.

Schon Karl der Große soll als Geschenk Harun al Raschids einen Elefanten besessen haben, Papst Leo 10. hatte einen solchen vom König von Portugal erhalten, und im Jahre 1443 wurde ein indischer Elefant in Frankfurt auf der Messe herumgeführt. Fünfzehn Jahre später verehrte die Stadt Nürnberg dem Erzbischof von Mainz als köstliche Gabe einen Papagei. Ende des 15. Jahrhunderts wurden in Amsterdam zum erstenmal Löwen öffentlich ausgestellt, und etwa um dieselbe Zeit schenkte Herzog Heinrich von Liegnitz dem König von Polen ein Löwenpaar. Diana von Poitiers besaß als Geschenk der Stadt Lyon einen zahmen Löwen, der bei ihren mythologischen Schäferspielen an seidenen Schnüren zwischen Hirschen und Rehen einhergeführt wurde. In Preußen gab es damals noch zahlreiche Auerochsen und Elche, und so wurde Herzog Albrecht des öfteren von seinen Standesgenossen angegangen, ihnen für die immer mehr Mode werdenden fürstlichen »Tiergärten« ein paar »Aueröchsle« und »Elendthierle« zu senden. In Gesners Tierbuch prangt neben dem Bilde des sagenhaften Einhorns, das übrigens offensichtlich Böcklin als Vorbild für sein Fabeltier im »Schweigen im Walde« gedient hat, eine Dürersche Zeichnung vom Nashorn. Der Meister hatte sie nach einer ihm im Jahre 1513 aus Lissabon gesandten Skizze naturalistisch ziemlich



Fingertier

nen in die Gestalt und in die Gesichtszüge der »Wilden« akademisch-klassische Formen hineintrugen.

Bald genügten der Schaulust nicht mehr einzelne Wundertiere: die Schausteller führten mehrere Tiere von mancherlei Art, zu »Menagerien« vereinigt — das Wort wird in diesem Sinne übrigens erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts gebraucht —, auf den Märkten umher, und aus diesen Menagerien, die ja noch immer am Leben sind, erwuchsen schließlich die großen zoologischen Gärten.

getreu gefertigt: in jenem Jahre nämlich hatte der König von Portugal ein lebendes indisches Nashorn zum Geschenk erhalten. Diesem ersten in Europa gezeigten Rhinozeros folgte übrigens erst rund zweihundert Jahre später ein zweites, und als um 1750 in Paris ein Nashorn ausgestellt wurde, erregte das Tier dort solches Aufsehen, daß man es in einer Dichtung von zehn Gesängen feierte, und daß es einer — Mode den Namen gab.

Es ist uns eine ganze Anzahl früher Flugblätter erhalten, die uns in Wort und Bild von solchen zum erstenmal auf Märkten und bei Festen gezeigten »wunderlichen« Tieren berichten. Setzt der Text dieser Flugblätter oft eine erstaunliche Unkenntnis und gläubige Naivität bei Schreiber und Leser voraus, so kann man bei Betrachtung des Bildes sich vollends kaum vorstellen, daß der Zeichner das von ihm dargestellte Tier wirklich vor Augen gehabt habe. Das gilt aber auch noch beispielshalber für die Bilder, mit denen Hoppius, ein Schüler Linnés, seine von diesem angeregte Dissertation über die Menschenaffen illustrierte. Man sah eben in solche noch wenig bekannten Tiere etwas von den Fabelwesen der antiken Welt hinein, ganz so wie im Zeitalter der großen englischen Entdecker die Maler der Expeditionen sicherlich unbewußt beim Zeich-

Karl Hagenbeck hat uns in seinem Buch »Von Tieren und Menschen« die ergötzlichen Anfänge der eignen Menagerie und des Stellinger Gartens erzählt. Sein Vater, der eine Fischhandlung in Hamburg betrieb, war zufällig in den Besitz von sechs Seehunden gelangt, die er zunächst in der Heimatstadt und dann im Krollschen Garten zu Berlin in zwei großen Fischbottichen zur Schau stellte. Durch den pekuniären Erfolg ermutigt, wagte er ein paar Jahre später mit einem Eisbären, einer Hyäne und ein paar Papageien eine Menagerie zu eröffnen, der zeitweilig ein »nacktes Riesenschwein« — ein von einem Tierarzt gekaufter, neun Zentner schwerer, künstlich von den Borsten befreiter Yorkshirer Eber — und ein nicht minder merkwürdiges »Lama« — ein ganz gewöhnliches Reh nämlich, das an Stelle des vor der Eröffnung eingegangenen Vikunna gezeigt wurde —



Beutelbachs

als besondere, auf großen Bildern angekündigte »Attraktionen« angehörten. Freilich gab es damals schon größere Menagerien wie etwa die Kreutzbergsche und vor allem die van Akensche, die sich jahrelang auf dem Exerzierplatz vor dem Brandenburger Tore zu Berlin produzierte, und deren Tierbestand und Vorführungsweise uns Glaßbrenner so humorvoll geschildert hat. Es bestanden damals auch schon wirkliche zoologische Gärten in London (1829), Amsterdam (1838), Antwerpen (1843) und Berlin (1844); ihr Tierbestand war aber kaum viel reichhaltiger als der der größeren Menagerien. Beherbergte doch der Berliner Zoologische Garten, aus der königlichen Menagerie auf der Pfaueninsel bei Potsdam hervorgegangen, im Jahre 1846 noch nicht einmal hundert verschiedene Tierarten — die heimischen Nager, Raubtiere und das Geflügel mit eingerechnet! Tiere, die wir heute längst überall zu sehen gewohnt sind, wie etwa Elefant, Nashorn und Flußpferd, gehörten noch lange Zeit zu den kostbarsten Seltenheiten. In seinen »Household Works« hat uns Dickens mit unwiderstehlichem Humor Transport und Ankunft des ersten Flußpferdes im Londoner Regents Park (1850) geschildert: Der Erfolg war ein ungeheurer, die Zahl der Besucher des Gartens stieg im selben Jahre auf das Doppelte. (Der Zoologe Friedrich Lichterfeld hat übrigens diese Dickenssche Schilderung im 43. Bande dieser Zeitschrift (Dezember 1877) bei der Beschreibung des Flußpferdes mitgeteilt. Getreue ältere Leser, deren Westermanns Monatshefte so viele haben, werden sie dort mit Vergnügen nachlesen.) Der Berliner Zoologische Garten konnte den Reichshauptstädtern erst 1874 ein Flußpferd zeigen, und es war ein ganz besonders glücklicher Zufall, daß die Berliner, als der Hippopotamus nach vierwöchigem Aufenthalt einging, schon im Jahre darauf ein neues Exemplar zu sehen bekamen.



Katzenbär

Man muß sich hierbei vor Augen halten, daß der Tierhandel damals noch in den ersten Anfängen stand. Von einem organisierten Fang und Transport wilder Tiere war noch gar nicht die Rede: es mußten vielmehr mancherlei glückliche Umstände zusammentreffen, sollten einmal seltenere exotische Tiere wohlbehalten nach Europa gelangen. Zumeist brachten die Forschungsreisenden, um dadurch die Kosten ihrer Expeditionen zu verringern, an Ort und Stelle selbst kleine Karawanen irgendwelcher seltenerer Tiere zusammen und führten sie mit sich in die Heimat. Hier suchten sie dann die Tiere so gut wie möglich zu verkaufen, was jedoch nicht immer ganz leicht war; im Gegenteil, sie mußten oft genug froh sein, ihr »fressendes Kapital«, das be-



Mähnenratte



Zwerg-Ameisenfresser

sondere Ansprüche an Unterbringung und Futter machte, so schnell wie möglich loszuwerden. Das war also ganz gewiß kein sonderlicher Anreiz zu Tierfang und -transport. An bedeutenderen Tierhändlern, die als Käufer in Frage kamen, gab es bis ins letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts eigentlich nur die Engländer Jamrach und Rice, zu denen sich dann, bald die Führung an sich reißend, der junge Karl Hagenbeck gesellte. Hagenbeck organisierte als erster Fang und Handel, indem er mit dem italienischen Sudanreisenden Casanova, der 1862 die ersten afrikanischen Elefanten nach Europa gebracht hatte, einen Lieferungsvertrag abschloß. Infolge dieses Vertrages gelangte 1870 der erste (und bis heute noch größte) afrikanische Tiertransport nach Europa: nicht weniger als vierzehn Giraffen, fünf Elefanten, ein Nashorn, vier Büffel, zwölf Antilopen, sieben junge Löwen, acht Leoparden und Geparden, dreißig Hyänen, eine Herde von sechsundzwanzig Straußen usf. bildeten diese Karawane. Nachmals hat Hagenbeck dann regelrechte Fangexpeditionen überallhin ausgerüstet, besondere Transportschiffe bauen lassen, den ganzen Tierhandel bis ins kleinste organisiert.

Vielleicht interessiert es den Leser auch, etwas über die Preise der selteneren Tiere zu erfahren. Im Jahre 1866 löste Hagenbeck für vier große Elefanten 24 000 Mark; diese vier Elefanten wurden bald darauf von Rice für 10 000 Dollar nach Amerika verkauft. Noch im Jahre 1900 mußte der Berliner Zoologische Garten für ein Giraffenpaar die Summe von 30 000 Mark anlegen. Die Preise für Löwen sind wesentlich niedriger, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil es gelungen ist, Löwen in den Gärten zu züchten. Den ersten Versuch dieser Art machte, gleich mit bestem Erfolg, der englische Menageriebesitzer Fairgraves, der einen aus der ehemaligen Renzschen Menagerie gekauften prachtvollen Berberlöwen mit Kaplöwinnen kreuzte. Seine Züchtungsprodukte gingen in die Zoologischen Gärten zu Bristol und Dublin über, und hier wurden hinfort »die schönsten Löwen gezüchtet, die man in Europa finden kann«. Übrigens sind Züchtungsversuche von Menagerietieren schon viel älteren Datums. Ferdinand 2. von Medici hatte 1622 Kamele in Toskana eingeführt, und aus einem Kamelgestüt bei Pisa wurden lange Zeit die europäischen Menagerien mit Kamelen versorgt.



Zottelaffe



Larvenmaki

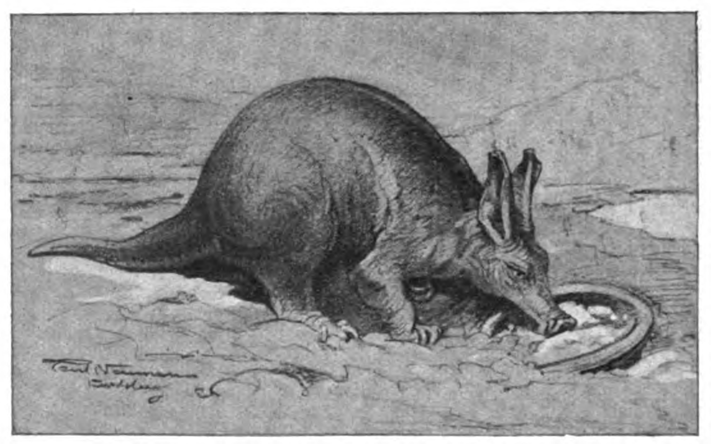
haftig zu sehen bekamen. (Ein Aufsatz über das Okapi findet sich in Band 95 von Westermanns Monatsheften.) Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß sich gelegentlich ähnliche Überraschungen wiederholen können. Denn es gibt ja noch immer riesige Gebiete in Afrika, Asien, Australien und Südamerika, die noch nie der Fuß eines Europäers betreten hat.

Inzwischen sind die größeren zoologischen Gärten längst über das Menageriehafte ihrer ursprünglichen Anlage hinaus zu Institutionen erwachsen, die sich bewußt lehrhafte Ziele gesteckt haben. Sie wollen gleichsam lebendige Lehrbücher der Zoologie sein, dem Besucher die Möglichkeit geben, vergleichende Tierkunde am lebenden Objekt zu treiben. So sind sie denn bemüht, möglichst zahlreiche Tierarten, möglichst viele Vertreter einer Gattung nebeneinander zu zeigen. Dabei handelt sich's nun naturgemäß nicht immer sozusagen um »Panoptikumberühmtheiten« für das große Publikum. Seltener gesehene Tiere sind für den Zoologen oft von größerem Reiz, für das Studium oft von größerer Bedeutung als jene genügend bekannten »Riesen der Tierwelt« und Allerweltsberühmtheiten,

Besonders kostbare Seltenheiten sind in den zoologischen Gärten bis heute die Menschenaffen — vom Schimpansen abgesehen — geblieben (Abbild. S. 625). Bei ihnen handelt es sich fast stets um einen seltenen Zufallsfang; dazu kommt, daß diese empfindlichen Tiere oft schon bei ihrer Ankunft in Europa den Todeskeim in sich tragen und sich gewöhnlich nur kurze Zeit in den Gärten am Leben erhalten lassen. Sie haben denn auch hier immer das größte Interesse der Besucher erregt, das ja freilich hinsichtlich dieser Tiergruppe noch aus andern Quellen gespeist wird. Ganz neuerdings hat der Frankfurter Garten eine ganze Orangfamilie aus Nordsumatra erworben. Gelegentlich vermag jedoch selbst den Anthropomorphen eine Neuerwerbung in der Gunst des Publikums den Rang abzulaufen: wenn nämlich ein bis dahin völlig unbekanntes Tier in den zoologischen Garten gelangt. Ich denke dabei in erster Linie an das von dem Basler Naturforscher Adam David und Sir Harry Johnston, dem englischen Gouverneur von Uganda, ziemlich gleichzeitig im Jahre 1900 im Semliki-Urwald entdeckte Okapi, jenes giraffenartige, etwa pferdegroße Tier, das die Amsterdamer kurz vor Ausbruch des Weltkrieges leib-



Gorilla (John Daniel)



Erdferkel

Paul Neumanns kundiger Stift hat hier im Bilde eine Anzahl solcher seltenerer Tiere festgehalten, die in den letzten Jahrzehnten im Berliner Zoologischen Garten unsre Aufmerksamkeit erregten, und von denen manche überhaupt zum erstenmal in der Gefangenschaft beobachtet werden konnten.

Da wären zunächst ein paar Worte über die hier abgebildeten Vertreter der noch immer für die Zoologie manches Rätsel bergenden Halbaffenordnung zu sagen. Diese mit Greifhänden und Greiffüßen ausgerüsteten, meist ein Nachtleben führenden, in ihrem Vorkommen heute im wesentlichen auf Madagaskar und seine Umwelt sowie die großen Inseln Südasiens beschränkten, einst aber viel weiter verbreiteten Baumtiere sind recht altertümliche Säugerformen, über deren Stellung in der Entwicklungs- und Abstammungsreihe die Gelehrten »sich noch nicht einig sind«. Nach gewissen anatomischen Merkmalen scheiden wir sie in drei scharf gesonderte Familien, von denen die Makis (Abbildung S. 625) die artenreichste und demgemäß auch in den zoologischen Gärten am häufigsten vertretene sind. Viel seltener ist hier das sogenannte Fingertier (Abbild. S. 622) zu sehen, das seinen Namen nach den spindeldürren, langkralligen und an den Spitzen laubfroschartig vielleicht zum Tasten bestimmte Ballen tragenden Fingern erhielt. »Aye, Aye« hatte es sein Entdecker, der Franzose Sonnerat, nach dem mißverstandenen Staunenslaut der Eingeborenen Madagaskars getauft, wie er ganz ebenso eine Maki-Art »Indri« (d. h. »Da, schau!«) genannt hat. Bis zum Jahre 1844 war das von Sonnerat erbeutete Exemplar das einzige bekannte der ganzen Familie; achtzehn Jahre später gelangte das erste lebende Fingertier in den Londoner Regents Park.

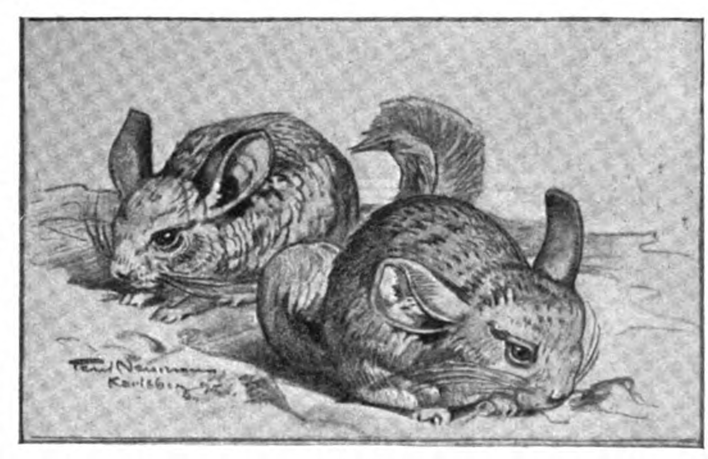
Recht selten auch nur sind die See-Elefanten, jene größten, beim erwachsenen Männchen durch einen aufblähbaren Rüssel gekennzeichneten Robben, von denen wir eine nördliche und eine südliche Form (Abbild. S. 628) unterscheiden, lebend nach Europa gebracht worden. Gerade gegenwärtig sind sie aber in Hagenbecks Stellinger Tierpark in stattlichen Vertretern wieder einmal zu sehen. Der kalifornische See-Elefant war einst an der kalifornischen Küste über wenigstens zehn Breitengrade, die südliche Form weithin im Atlantischen, Indischen und Stillen Ozean sowie über das Südpolarmeer verbreitet. Aber der Mensch, der, wie Heinrich Seidel einmal erbittert sagt, »wohl ohne alle Frage zur Klasse der allergefährlichsten und grausamsten Raubtiere gehört«, hat um des Tranes willen — ein gut genährtes, erwachsenes Männchen, dessen Körperlänge bei bedeutender »Taillenweite« fünf Meter erreichen kann, liefert rund 1000 Liter Tran — die See-Elefanten inzwischen fast gänzlich ausgerottet.

Das besondere Interesse der Zoologen wie der Laien haben stets die Beuteltiere erregt, diese uralte Gruppe der die Jungen unreif gebärenden und in einer natürlichen »Couveuse« austragenden Säuger, die im Sekundär und Tertiär wahrscheinlich über den ganzen Erdball verbreitet



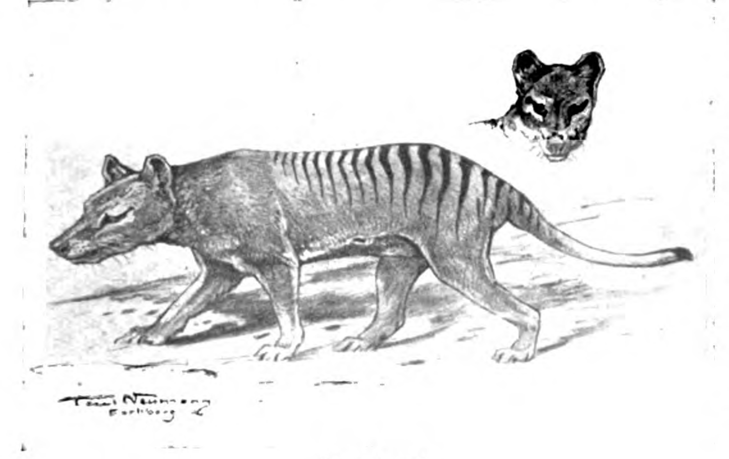
Elefantenratte

war, nach und nach von den höher organisierten, für den Kampf ums Dasein besser ausgerüsteten Säugetieren in die entlegenen Randgebiete verdrängt wurde und jetzt nur noch als Reliktfauna in Australien und Südamerika (die Familie der Beutelratten auch in Nordamerika) anzutreffen ist. Merkwürdigerweise haben die Beuteltiere in ihrem nachmaligen Verbreitungsgebiet in Anpassung an die neuen Existenzbedingungen eine ganz analoge Entwicklung genommen wie die im System höher stehenden Säuger, so daß wir auch unter ihnen gewissermaßen Raubtiere, Nagetiere, Insektenfresser und Huftiere unterscheiden können. Die hier abgebildeten Raubbeutler: der **Beutelbachs** (Abbild. S. 622) und der **Beutelwolf** (Abbild. S. 627) sind beide Australier. Der Beutelbachs, von dem wir elf Arten kennen, ist ein nächtlich seinem Nahrungserwerb nachgehendes, ziemlich kleines Tier, das neben Insekten und Würmern auch Früchte verzehrt und Wurzeln und Zwiebeln mit den scharfen Krallen der drei Vorderzehen aus dem Boden gräbt, wodurch es in den Ansiedlungen oft großen Schaden anrichtet. Der Beutelwolf findet sich heute nur noch in den unwegsamen Gebirgsschluchten Tasmaniens und ist gleich dem europäischen Wolf, dem er, oberflächlich betrachtet, außerordentlich ähnelt, ein blutdürstiger Räuber, der den Schafen der Ansiedler äußerst gefährlich wird. Das graubraune Fell ist durch parallele sattschwarze Querbänder, die in der Kreuzbeingegend besonders breit sind, sehr eigenartig gezeichnet.

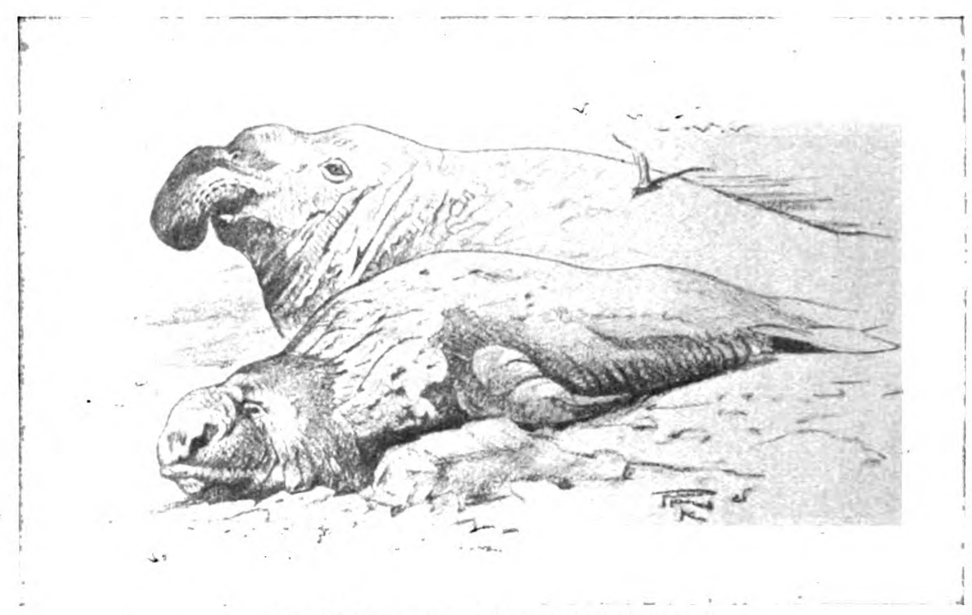


Chinchilla

Recht selten in Europa gezeigte hinterindische Raubtiere sind der **Nebelparder** (Abbild. S. 621) und der **Katzenbär** (Abbild. S. 623). Der Nebelparder, ein ausgesprochenes Gebirgstier, das auf 2000 Meter Höhe im Südosthimalaja angetroffen wird, hat die Größe eines kleinen Leoparden; der Schwanz beträgt dabei gelegentlich vier Fünftel der rund einen Meter messenden Körperlänge. Im wesentlichen erdgrau bis hellgelblichbraun gefärbt, am Bauch gelblich bis weißlich, zeigt das Tier an den Seiten unregelmäßige wolkenartige, dunkle Flecken mit schwarzen Rändern. Von diesen Wolken oder Nebelfetzen hat diese Wildkatze ihren Namen erhalten. Der Katzenbär, der noch höhere Gebirge im Südosthimalaja bewohnt, ist die einzige Art einer gleichnamigen Gattung. Der rundliche Kopf mit dem weißlichen, kurzen, breiten Gesicht, den großen, inwendig weißen Ohren und dem roten Backenbart gibt dem wenig über einen halben Meter langen rostroten Tier, das einen fast ebenso langen geringelten Schwanz hat, etwas sehr Drolliges. Der Katzenbär bewohnt Baumhöhlen und scheint sich hauptsächlich von Früchten, Blattschößlingen und Wurzelwerk zu nähren. Die großen, scharfen, halb zurückziehbaren Krallen scheinen nur eine Anpassung an das Baumleben darzustellen; am Boden sind die Bewegungen des Tieres jedenfalls nur sehr unbeholfen.



Beutelwolf



See-Elefanten (nördliche und südliche Form)

In Afrika beheimatet sind Mähnenratte (Abbildung S. 623), Elefantenratte (Abbild. S. 626) und Erdferkel (Abbild. S. 626). Die Mähnenratte ist ein in Schoa (Nordostafrika) heimischer, unserm Hamster verwandter Nager, von dessen Freileben wir noch wenig wissen. Die merkwürdige, aufrichtbare Mähne verläuft auf der Mittellinie des Rückens und des Schwanzes und besteht aus bis zehn Zentimeter langen, an ihrer Wurzel eigentümlich schwammigen Haaren. Die Elefanten- oder Rüsselratte ist eine Nordafrikanerin, die, wie es scheint, aus Innerafrika in den Sudan eingewandert ist. Als sie zuerst beschrieben wurde, sprach man (nach Kobelt) die Vermutung aus, ein durchtriebener französischer Zephir habe einer gewöhnlichen Ratte das Schwanzstück einer andern an die Nase angeheilt, um die Zoologen zu täuschen. Das plumpe Erdferkel, das in Nordostafrika recht häufig ist, zeichnet sich durch eine schweineartig langgezogene und abgestumpfte Schnauze aus, die es in die mit den starken Vorderfüßen aufgebrochenen Termitenbauten versenkt. Beim leisesten Geräusch pflegen sich die scheuen Tiere außerordentlich rasch selbst in harten Boden einzugraben.

Von den schließlich hier noch als gelegentliche Raritäten des Berliner Zoologischen Gartens dargestellten drei tropischen Südamerikanern ist die Chinchilla oder Wollmaus (Abbildung S. 627) den Damen von ihrem ungemein weichen perlgrauen Pelzwerk her bekannt. Das sehr großohrige, in selbstgegrabenen Erdlöchern hausende, die hohen Anden bewohnende Tierchen wird etwa ein viertel Meter lang. Die Eingeborenen jagen es mit Wieseln aus der Höhle. Der Zottelaffe (Abbild. S. 624), der mit seinem Zottelpelz und dem dunklen Gesicht an einen griesgrämigen Eskimo erinnert, ist bisher ebenso selten nach Europa gekommen wie der ausschließlich auf Bäumen lebende Zwerg-Ameisenfresser (Abbild. S. 624), der in der Bildung seiner Füße und in seinem ganzen Wesen an das Faultier erinnert.

Im Wald

Es wölben grüne Bäume
Sich still zum hohen Dom.
Sie weben grüne Träume
An einem blauen Strom.

Das Moos hängt vom Gesteine,
Der Wald steht hoch und hehr.
Zutiefst im grünen Haine
Hörst du den Strom nicht mehr.

Hörst nicht die Wellen fließen,
Der Stunden Schritte nicht:
Auf sonnengoldnen Füßen
Geht nur im Gras das Licht.

Es wandelt leichterweise,
Nicht Halm noch Blume brach,
Und leise schauert, leise,
Die Ewigkeit ihm nach.

Walter Dietiker

Der Zug durch den Durst

Erlebnisse in Südwestafrika

Von Wilhelm Mattenklodt (Lippstadt)

Durch die Stille der Nacht dringt ein Peitschenknall. Sofort verstummt das murmelnde Gespräch auf der Buschmannswerft, die vor den Hütten brennenden Feuer werden gelöscht, damit ihr Widerschein nicht am Laubdach der Bäume sichtbar wird, und die Männer greifen nach Bogen und Köcher und verschwinden zwischen den Stämmen des Waldes. Totenstill liegt die Buschmannswerft, totenstill ist es im weiten, schlafenden Kaukaufeld.

Doch horch, erneut aus der Ferne ein Peitschenknall, und nun der Treiberruf und das Antreiben der Ochsen. Huopp, huopp, Kommandant, Hochmut, Sandfeld, Seeland, Witfuß, Kafferland, Freistaat, Tafelberg, die Namen der Ochsen. Die Männer, die hinausgetreten waren in den Wald, um zu lauschen, traten zur Beratung zusammen. Noch nie, solange sie denken können, ist hier ein Wagen durchs wasserlose, unbekannte Kaukaufeld gefahren. Wohl in früheren Zeiten viel weiter südlich. Doch das ist schon lange her, wohl über die zwanzig Jahre, die Jüngeren wissen es gar nicht. Wer aber mochten diese sein? Natürlich Weiße, die Verhaßten, denen auch die abgelegenste und unzugänglichste Wildnis nicht interessellos genug ist, um darin etwas zu suchen. Wie war es nur möglich, hier in der Nacht durch den Wald zu fahren, wo doch nirgends ein Weg war? Wen hatten sie als Führer? Die Beratenden mußten sich Gewißheit verschaffen. Etliche kehrten zurück zur Werft, etliche schlichen durch den Wald und verbargen sich hinter Büschen und Bäumen, den Giftpfeil auf der Sehne. Näher kam der Wagen. Schon vernahmen die Späher das Schnaufen der Ochsen. Da duckten sie sich nieder zur Erde, um besser verborgen zu bleiben.

Vor ihnen brachen und wirbelten jetzt Büsche, zwei der Mutigsten schlichen noch näher heran. Da tauchte aus der Dunkelheit vor ihnen, vor der langen Reihe der schwer ziehenden Ochsen ein Mann auf. Er hielt die um die Hörner geschlungenen Riemen der Vorderochsen in der Hand und wies dem Gespann zwischen den Stämmen und Büschen hindurch den Weg. Deutlich erkannten die beiden Späher im Sternenschein Hut und Kleidung des Mannes, ein Gewehr hing um seine Schulter, ein heller Glanz leuchtete von seinem Gesicht. Auch der Treiber, der dicht an der Seite der sich durch den Busch windenden Ochsenreihe schritt und in den hellschimmernden erhobenen Armen die lange Treiberschwipp schwang, war ein Weißer. Nun kam der Wagen, über den ein Wagenplan gezogen war. Vorn auf der Vorkiste saß ein dritter Mann, gegen die Nachtkühle in einen Mantel gehüllt. Auch auf seinem Gesicht lag ein weißer Schein, der unter der beschattenden breiten Hutkrempe allerdings nur für die geschärften Augen der Buschmänner erkennbar war.

Drei Weiße, ohne Eingeborenenbedienung, ohne Führer, die Buschleute hatten sich nicht getäuscht. Eine Weile standen sie noch, lebhaft, doch leise miteinander redend, untersuchten, zur Erde gebeugt, die Spuren und lauschten auf das sich immer mehr entfernende Geräusch des Wagens. In ihren dunklen Augen blitzte es auf, wild und triumphierend. Diese Weißen zogen ins Verderben. Wo sie hinkamen, da lauerte der Tod. Das rettende Wasser fern, fern gen Niedergang, das würden sie nicht erreichen. Der qualvolle Durst und der Buschmannpfeil würden ihrem Leben ein Ziel setzen, wie so manchem Weißen vor ihnen, der es gewagt hatte, auch nur die Grenzen ihres Gebiets zu betreten. Das große Schweigen des Kaukaufeldes würde sie einhüllen, und keine Kunde würde das Schweigen durchdringen und der Außenwelt von ihrem Schicksal Nachricht geben. Ihre Knochen würden den Hyänen zum Fraße bleiben, ihre Habseligkeiten aber, ihre wildtötenden Gewehre, ihre warmen Decken, Perlen, Tabak, das alles würde ihnen zufallen, den freien, schweifenden Söhnen des Waldes, denn bei aufgehender Sonne würden sie auf der Weißen Fährte sein.

Die Weißen fuhren mit Ruhepausen die ganze Nacht. Als der Morgen graute, spannten sie auf einer kleinen Grasfläche aus. Schnell sammelten sie trockenes Holz und entzündeten ein Feuer, an dem sie ihre durchfrorenen Glieder erwärmten. Darauf stieg einer der Männer auf den Wagen, schüttete aus dem Wasserfaß drei abgemessene Becher Wasser in einen kleinen Kessel und stellte ihn auf die Glut. Währenddem weideten die Ochsen in der Nähe; wenn sie sich etwas weiter entfernten, holte sie einer der Männer zurück. Wie lange nun schon waren sie so umhergezogen, treckend und rastend, am Wagen kochend, essend und schlafend! Länger schon denn ein ganzes Jahr, seit sie nach der Übergabe Südwestafrikas an die verhaßten Feinde vor diesen geflüchtet, ruhelos und friedlos, alles aufgebend, fast alles entbehrend. Um aller Not und Verfolgung zu entgehen, hatten sie sich nach Angola gewandt, um dort weitab von den Wohnstätten der Weißen, mitten in der weglosen Wildnis, das Ende des Krieges abzuwarten. An einer Wasserstelle im Busch hatten sie sich niedergelassen, aus Holz und Riedgras ein Haus gebaut und am Wasser einen Garten angelegt, in dem sie Lebensmittel pflanzten. Von ihrer Ansiedlung aus unternahmen sie Streifzüge in die Umgegend und führten ein freies, stolzes Jägerleben.

Doch nur für kurze Zeit sollte ihnen diese

Lebensweise beschieden sein, denn bald kamen die Engländer auch hier auf ihre Spur. Mit großen Patrouillen von Rhodesien und Betschuanaland aus vorstoßend, kamen sie Hunderte von Kilometer weit bis tief nach Angola hinein, um die drei Deutschen zu fangen. Dies gelang ihnen zwar nicht, die Deutschen bekamen durch ihre Buschleute vom Herannahen der Feinde Nachricht und wichen ihnen aus, denn sie kannten das Land und die Wasserstellen. Doch ihr Haus mußten sie preisgeben. Die Engländer zündeten es an, ließen den Garten verwüsten und nahmen die Jagdbeute mit. Die Deutschen gingen über den Okawangofluß und wandten sich nach Betschuanaland. Doch auch hier in dem britischen Lande, unter dem britischgesinnten, mächtigen Negerstamm konnte ihres Bleibens nicht lange sein, und so zogen sie ins unbekannte Kaukaufeld im Nordosten Südwestafrikas.

Drei Wochen waren vergangen, seit sie in dem endlosen Walde dieses Landes untergetaucht; ihre Spur ging den nachfolgenden Engländern verloren. Alles Ungemach schien in diesem verwunschenen Lande über sie hereingebrochen zu sein. Zweimal liefen ihnen in der Nacht die Führer fort, ihre Lebensmittel gingen zu Ende, und es gelang ihnen nicht, in dem wildarmen Gelände auch nur ein Stück Wild zu schießen, um ihren dauernden Hunger zu stillen. Dabei mußten sie alle Arbeiten, wie trecken, auf die Ochsen aufpassen, Brunnen auswerfen, tränken, kochen usw., für die der Weiße sonst seine Diener hat, selbst verrichten, und nie konnten sie unbesorgt um ihr Leben sein; denn verschlagen und heimtückisch ist der Kung-Buschmann, und ungesehen weiß er den todbringenden Giftpfeil anzubringen. Hatten die drei Weißen in den ersten zwei Wochen nur selten eine Buschmannwerft angetroffen, so waren sie in der dritten in das Hauptgebiet des gelben Zwergvolkes gekommen. An einem mit lichtem Dornenbusch bewachsenen Trockenfluß, der viele Wasserstellen aufwies, lag Werft an Werft, und mehr als tausend Buschleute hatten sich hier angesammelt. Ein Schwarm von hundert Bogen und Pfeil tragenden Männern und Burschen begleitete meilenweit ihren Zug. Doch hieß es auf der Hut sein und keine Furcht zeigen, denn Ängstlichkeit und Zaghaftigkeit wären ihr Verderben gewesen. Aber die drei Weißen waren nicht Männer der blassen Furcht. Sie waren von jenem Schlage, den das Leben in der afrikanischen Wildnis großzieht, dessen Körper und Seele gestählt ist im täglichen Kampf mit wilden Tieren und Menschen. Kühle Überlegung und entschlossenes Handeln halfen den Weißen durch dieses gefährliche Gebiet hindurch. Neue Führer wiesen ihnen zwei Tage lang die Richtung durch den Wald bis zu einer einzeln liegenden kleinen Buschmannwerft von zehn Hütten. Vier Männer erklärten sich bereit, weiter nach Westen mitzugehen bis zu einem fremden Stammesgebiet. Sie hängten ihre Köcher um, nahmen ihren Bogen zur Hand und gingen dem Wagen voraus. Schon in der ersten Nacht jedoch entwichen sie heimlich. Nach kurzer Überlegung entschlossen sich die drei Weißen, einen weiteren Tag in westlicher Richtung zu fahren, falls sie aber bis zum Abend kein Wasser antreffen würden, noch in der Nacht den Rückmarsch zur letzten Wasserstelle anzutreten.

Das Glück war ihnen günstig. Schon am Mittag kamen sie auf einer Lichtung im Walde an eine Bodensenkung, in der von der Regenzeit noch genügend Wasser für ihre sechzehn Ochsen enthalten war. Hier standen sie vor schwerwiegenden Entschlüssen. Es ging um Sein oder Nichtsein. Ihr Ziel war der Omurambo-Omatako, der große Trockenfluß mit seinen Wasserstellen fern im Westen. Wie weit der aber noch entfernt war, das konnten sie in dem völlig unbekannten Gebiet nicht wissen, sicher aber mehr denn hundert Kilometer. Ihre große Sorge war: Würden sie auf diesem Wege Wasser finden, würde der Wald nicht dichter und unzugänglicher werden, würde es ihnen gelingen, auch bei Nacht hindurchzufahren, und würden ihre Kräfte das aushalten? Denn wenn sie nicht ohne Ruhe und Rast nach Westen strebten, erreichten sie das rettende Ziel nimmermehr, denn damit mußten sie rechnen, daß sie ohne Führer diesseits des Omuramba-Omatako kein Wasser finden würden. Und sie rechneten auch damit, daß die Buschleute etwas Böses gegen sie im Schilde führten, und waren auf der Hut. Sie verwarfen daher die zweite Möglichkeit, auf ihrer Wagenspur in das Buschmannsgebiet zurückzukehren und neue Führer anzuwerben. Das konnte ihr sicherer Tod durch Buschmannpfeile werden. Also vorwärts dem Unbekannten und Ungewissen entgegen und stark bleiben und nicht verzagen! Noch einmal tränkten die drei Männer am Spätnachmittag die Ochsen, füllten das Wasserfaß und tranken sich selbst noch mal, vielleicht zum letztenmal satt am köstlichen Wasser. Dann faßte der Tauleiter die Riemen der Vorochsen, der Treiber ergriff die lange Ochsenschwipp, und der Wagen tauchte wieder unter im schweigenden Walde des Kaukaufeldes.

Zwei Nächte, zwei Tage und wiederum eine Nacht waren vergangen, als die Männer im Morgengrauen auf der Grasfläche im Busch ausgespannt hatten. Noch einmal senkte sich der Abend auf das Gefilde, Wasser hatten sie nicht gefunden. Wohl hatten sie selbst aus dem Wasserfaß notdürftig ihren Durst stillen können, doch für ihre armen, schwer arbeitenden Tiere hatte es nichts gegeben. Jetzt nach dem Ausspannen rannten sie, ohne zu fressen, unruhig

hin und her und suchten nach Wasser, und der Ochsenwächter hatte große Mühe, sie in der Nähe des Wagens zu halten. Kurz vor Sonnenuntergang ging der Treiber zu einem vom Lagerplatz etwas entfernt stehenden Baum, der höher war als seine Genossen, um von seinem Gipfel Ausschau zu halten. Da er ein Mann war, der lange in der Wildnis gelebt hatte und alles in Betracht zog, was sich im wechselvollen Leben im Busch ereignen konnte, hängte er sein Gewehr um die Schulter und nahm es mit hinauf auf den Baum. Unter einiger Mühe erreichte er den höchsten Gipfel. Doch so weit er nun auch das Auge nach Westen schweifen ließ, da war nichts, was die endlose Fläche der Waldwipfel unterbrach, was auf eine Vertiefung und damit auf Wasser hätte schließen lassen. Nichts von den sehnsüchtig erwünschten hohen Dünen des Omurambatales, nichts als endloser Wald, dessen Stille nur selten unterbrochen wurde durch das Girren der Holztauben oder sonst einen Vogelruf.

Die Sonne war längst untergegangen, schon machte sich die Dämmerung bemerkbar, da stieg der einsam Ausschauhaltende schweren Herzens wieder zur Erde hinunter. Würden sie morgen an Wasser kommen, würde er morgen abend die Omurambadünen sehen? Schon war er zwei Drittel des Baumes herabgeklettert, da schwirrte ein Buschmannpfeil durch die Zweige. Ein zweiter fuhr neben ihm in einen Ast, ein dritter klirrte am Gewehrlauf, andre folgten, glücklicherweise ohne ihn zu treffen. Mehr als er kletterte, glitt der Weiße am Stamm hinunter, aus fünf Meter Höhe sprang er, das Gewehr in der Hand, zur Erde. Beim Herabspringen sah er in den Büschen einen Buschmann laufen. Ehe er sich hochgerichtet und das Gewehr am Kopfe hatte, war der Buschmann verschwunden. Ein paar Kugeln pfiffen ihm nach und noch mehr dorthin, woher die Pfeile gekommen, doch von den gelben Halunken war nichts mehr zu sehen.

Die lichten Stellen aussuchend und jeden Busch abspähend, ging der Weiße zurück zum Wagen, wo seine Kameraden schon, nichts Gutes ahnend, die Ochsen zusammengetrieben hatten. Schnell waren sie unterrichtet, im Nu die Ochsen eingespannt, und weiter ging es, die Waffen in den Händen, hinein in Nacht und Grauen. Weiter unentwegt gen Niedergang; die untergehenden Sterne zeigten die Richtung. Ohne Treiberruf, ohne Peitschenknall, wie ein nächtliches Ungetüm wand sich der ungefüge Wagen mit seiner Ochsenkolonne zwischen den Bäumen hindurch. Während die drei Weißen sonst in der Nacht nach zwei Stunden des Treckens jedesmal eine einstündige Ruhepause gemacht hatten, zogen sie jetzt bis kurz vor Mitternacht. Sie befreiten die Achterochsen von der schweren Deichsel, ließen die andern Tiere in den Jochen stehen und lagerten sich zur Erde. Kein Wort wurde gesprochen, kein Feuer angezündet, die Männer spähten und lauschten hinaus in die Nacht. Aber ohne Zwischenfall verstrich die Rastzeit, nichts regte sich im Grase und in den Büschen, kein Buschmann erhob sich in der Finsternis, kein Giftpfeil kam geflogen.

Der vierte Morgen dämmerte. Wieder hielten sie auf einer kleinen Graslichtung und spannten die ermatteten Tiere aus. Diese begannen ein wenig das durch die Nachtkühle etwas feucht gewordene Gras abzurupfen; die Männer kochten von ihrem letzten Wasser noch einmal ein wenig Kaffee. Heiß brannte die Sonne um die Mittagszeit vom unbarmherzigen Himmel. Wo ihre Strahlen zwischen den Bäumen hindurch den Boden trafen, flimmerte und zitterte die Luft über dem Erdreich. Im Schatten eines mächtigen buchenartigen Baumes stand der Wagen. Erneut waren sie ein Stück vorwärts gekommen, Wasser hatten sie keins gefunden. Auch das Ausschauen von einem hohen Baum war vergebens gewesen. Leise und heiser brüllten die Ochsen. Vier Tage nun schon kein Wasser, dabei die übergewaltigen Anstrengungen! Hohlrippig, aus tiefliegenden Augen, in stummem Schmerz schauten sie die Menschen an. Doch diese hatten ja selbst nichts zu trinken, sie waren ja selbst am Verdursten, hatten sie doch auch schon vier Tage lang bei dem wenigen eingeteilten Wasser peinigenden Durst gelitten. Vor den stumm flehenden Blicken der Tiere wandten sich die harten Männer ab, sie konnten ihnen nichts geben. Nur da vorn war Wasser, nur da vorn war Leben. Abirren aus der Richtung oder gar Umkehr war Tod. Erreichten sie bis zum Abend das rettende Wasser nicht, dann mußte eins der treuen Mitgeschöpfe sterben. Am Abend, spätestens am andern Tage würden die Menschen Blut trinken. Und auch dieser Abend senkte sich herab. Nur mühsam waren sie vorwärts gekommen; denn einige Ochsen waren schlapp geworden, andere wild, in ihren Augen stand der Wahnsinn. Wie zum Hohn standen die Bäume in ihrem grünen Blätterschmuck in dem wasserarmen Lande, freundlich glänzte die Sonne auf ihrem Blätterdach, und tiefblau wölbte sich der Himmel über dem Kaukaufeldwalde. Doch für die starren Augen des Treibers, der am Sonnenuntergang mühselig wieder einen hohen Baum erkletterte und über das ringsum starrende Meer der Baumgipfel in die Ferne schaute, hatte die Sonne das Freundliche verloren. Nur teilnahmlose Gleichgültigkeit und höhnische Unerbittlichkeit schien sie ihnen zu sein. Sollte das Schicksal es so beschlossen haben, nach so viel Ringen und Kämpfen, nach hundertfach überstandenen Gefahren so elend und qualvoll zugrunde zu gehen? Nirgends ein Lichtblick, nirgends ein Hoffnungsschimmer?

Nein, so weit auch das Auge in die Ferne schweifte, dehnte sich der unendliche, trostlose Laubwald des Kaukaufeldes, in dem es kein Wasser und keine menschlichen Wesen mehr zu geben schien. — Nacht deckt wieder das schweigende Land, die Sterne leuchten vom Himmel hernieder auf die elenden Menschen und Tiere, die dort unten verzweifelt um ihr Leben kämpfen. Wie so manchmal schon auf ihrer Fahrt durch diesen pfadlosen Wald, sind sie wieder gegen einen Baum gefahren. Wenn sich der Tauleiter auch alle Mühe gab, die lichten Stellen auszusuchen, so wurde der Wald doch oft so dicht, daß, wenn nicht das Beil einen Weg schaffte, er sich mit den Ochsen nur in Schlangenlinien zwischen den Stämmen hindurchwand. Der Treiber hatte dann alle Kunst und Kraft aufzuwenden, die Ochsen, die die Deichsel trugen, und die nächst und nächst vorhergehenden so weit hinüberzutreiben, daß der Wagen an dem gefährlichen Stamm vorbeiging, denn die lange Reihe der mittleren und andern Ochsen, die alle paarweise voreinander in ihren Jochen an der langen Treckkette zogen, rissen naturgemäß bei diesen Schlangenfahrten die hinteren Tiere mit dem Wagen nach innen. Auch jetzt war es dem Treiber nicht mehr gelungen, die schon ermatteten hinteren Ochsen bei einem scharfen Bogen weit genug nach außen zu treiben, und das eine Vorderrad faßte den Stamm, der sich zwischen Deichsel und Rad klemmte. Da hieß es denn die Achterochsen ausspannen, die unendlich kostbare Ruhepause opfern und in mühseligster Arbeit den Baum an der Wurzel abkappen. Beilschlag um Beilschlag aus gequälter Stellung unter dem Wagen und aus kraftlosen Händen fuhr in den Stamm, der sich endlich nach einer Stunde mühevoller Arbeit krachend neigte. Er fiel auf die Deichsel, und die Deichsel brach. Über diese drei Männer schien wirklich alles Unheil des Himmels hereingebrochen zu sein. Aufs äußerste erschöpft und ermattet lagen sie an der Erde.

Die Erkenntnis der Notwendigkeit ließ einen schweren Entschluß in ihnen reifen. Der Treiber sprach ihn aus, mühsam kamen die Worte aus seinem Munde. Es ging zu Ende. Vier Tage und fünf Nächte wahnsinnig gearbeitet bei quälendem Durst. Vier Tage und fünf Nächte nicht die Augen zum Schlafe geschlossen. Dabei die Füße in den löcherigen Schuhen wundgelaufen und entzündet, das hielt kein Mensch mehr aus. Auch die Ochsen waren am Ende ihrer Kräfte, nur der Durst hielt sie noch aufrecht. Wenn bis zum Morgen noch die Rettung sich nicht zeigte, dann mußte eins der Tiere sterben, um die Menschen am Leben zu erhalten; dann würden diese den Wagen stehen lassen und mit den losen Ochsen weiter nach Westen ziehen, bis sie das Wasser erreichten oder irgendwo zusammenbrachen. Oh, wie ist doch Wasser so köstlich! Was hätten diese Männer dahingegeben, um nur einen Trunk zu tun vom lebenbringenden Naß! Noch einmal, nachdem sie die zerbrochene Deichsel durch Ketten ersetzt hatten, rafften sie sich auf, um vorwärtszuziehen.

Der fünfte Morgen brach an, da machten sie halt, zündeten ein Feuer an und warteten, bis es hell wurde. Hoffnungslos starrten sie in die Flammen, heiß und trocken ging der Atem durch die Kehle, dick gequollen waren Zunge und Gaumen. Keiner sprach ein Wort, jeder dachte an das Ende. Aber der letzte Versuch mußte gemacht werden, ehe sie das Schwerste ausführten, das zu tun sie sich in der Nacht vorgenommen hatten. Der Ochsenwächter kletterte auf den Baum, unter dem sie hielten. Mit letzter Kraft arbeitete er sich hinauf und verschwand in den Blättern der Krone.

Auf einmal klang ein heiserer Schrei von oben herab, der die unten dumpf Grübelnden aufschauen ließ. Durch den heiseren Schrei hatte Jubel geklungen. Und nun kam der Ruf: »Die Omurambadünen — dicht vor uns in fünfzehn Kilometer Entfernung!« Auch Kolumbus und seinen Gefährten kann der Ruf »Land, Land!« nicht lieblicher gewesen sein als den hoffnungslosen Männern diese Verkündigung: sie erweckte sie zu neuem Leben. Und es war, als ob sie auch den Tieren offenbar geworden wäre und auch ihren abgezehrten Gliedern neue Kraft verliehen hätte. Die freudige Erregung der Männer ging auch auf sie über, leichter zogen sie den Wagen, der nun nicht zurückgelassen wurde, und lebhafter wurde ihr Schritt, je näher sie dem Omurambatal kamen. Gegen Mittag erreichten sie es, der Boden wurde fester, die Ochsen hoben die Köpfe, sie witterten das Wasser. Und die Menschen hielten den Becher immer wieder hin und tranken mit den Tieren um die Wette, zwei Tage lang, bis endlich der Durst ganz gestillt war.

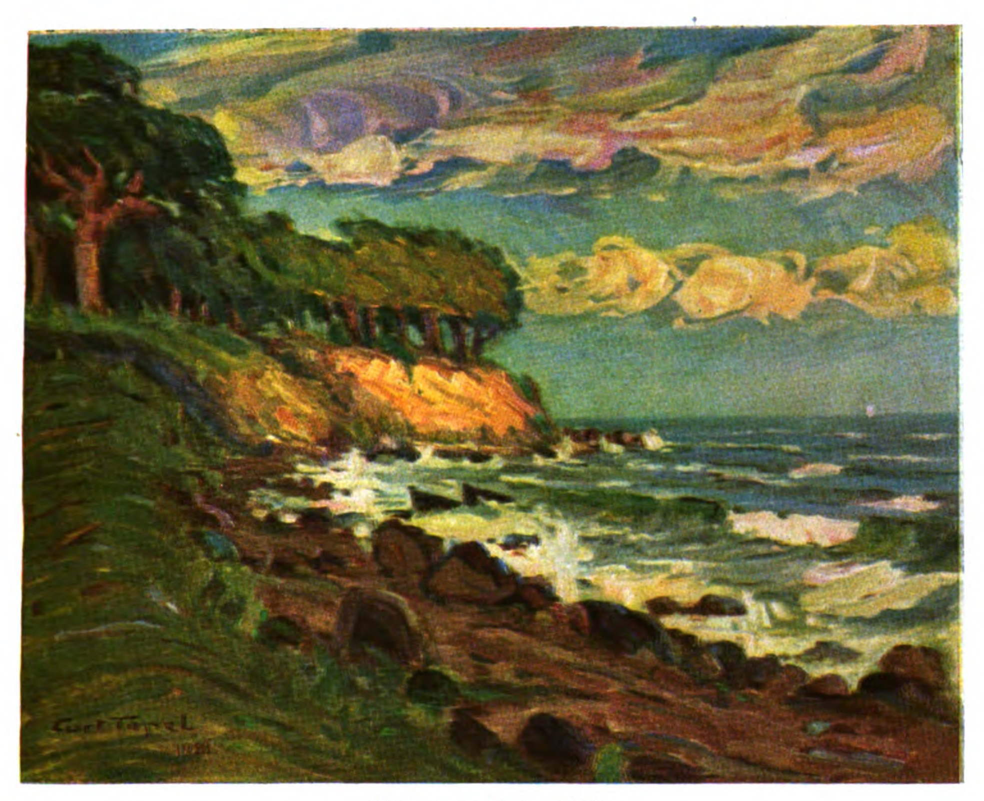
Längst ist die Wagenspur verschwunden, der Regen hat sie längst verwaschen, der Wind hat sie verweht. Kein Zeichen mehr gibt Kunde, daß einst hier Weiße durch den Wald zogen. Weiter unberührt von Zivilisation und Kultur liegt das Kaukaufeld. Der ewigblaue afrikanische Himmel wölbt sich über seinem grünen Blättermeer, seinen Boden umwebt die Poesie des Buschmannlebens. Kein Weg führt durch das Land, kein Negerstamm hat es je in Besitz genommen.

Nur der Kungbuschmann durchstreift seine menschenleeren, endlosen Weiten. Und so wird es noch lange sein. Seine Abgelegenheit und seine Wasserlosigkeit schützen es vor fremden Eindringlingen, und der Zauber des Geheimnisses wird es weiter umgeben, das träumende, schweigende Kaukaufeld.



Conrad Pfau: Der Brief





Sturm am Kleinen Vilm

Vilm-Legende

Von Ber[illegible]d Blaese

Mit acht farbigen Abbildungen nach Ölstudien und einer schwarzweißen Abbildung nach Zeichnung von Curt Topel

»Sie sehen, daß die Insel aus zwei Teilen besteht!« schrie der Maler. Er schützte sich mit der Hand gegen den böigen Nordost und fuhr fort: »Dort links, dieser bewaldete Bergkegel, das ist der Große Vilm! Und das drüben ist der Kleine Vilm! Und die schmale Verbindung zwischen beiden heißt das Wendeholz! — Hallo!!«

Hier bekam er eine Dusche Spritzwasser ab, und das Boot sprang wie ein Roß, das seinen Reiter abwerfen will. Wir lachten und wischten uns das salzige Naß aus den Gesichtern; aber froh waren wir doch, als wir endlich an dem Landungssteg der Malerinsel Vilm lagen.

Nach dem Mahl im Gasthof, dem einzigen Haus auf der Insel, drängte der Führer zum Aufbruch. Wir wanderten an dem hohen, steil abfallenden Ostufer entlang, durch den schaurig schönen, einsamen Wald, bis wir an eine weit ins Wasser vorspringende Landspitze kamen.

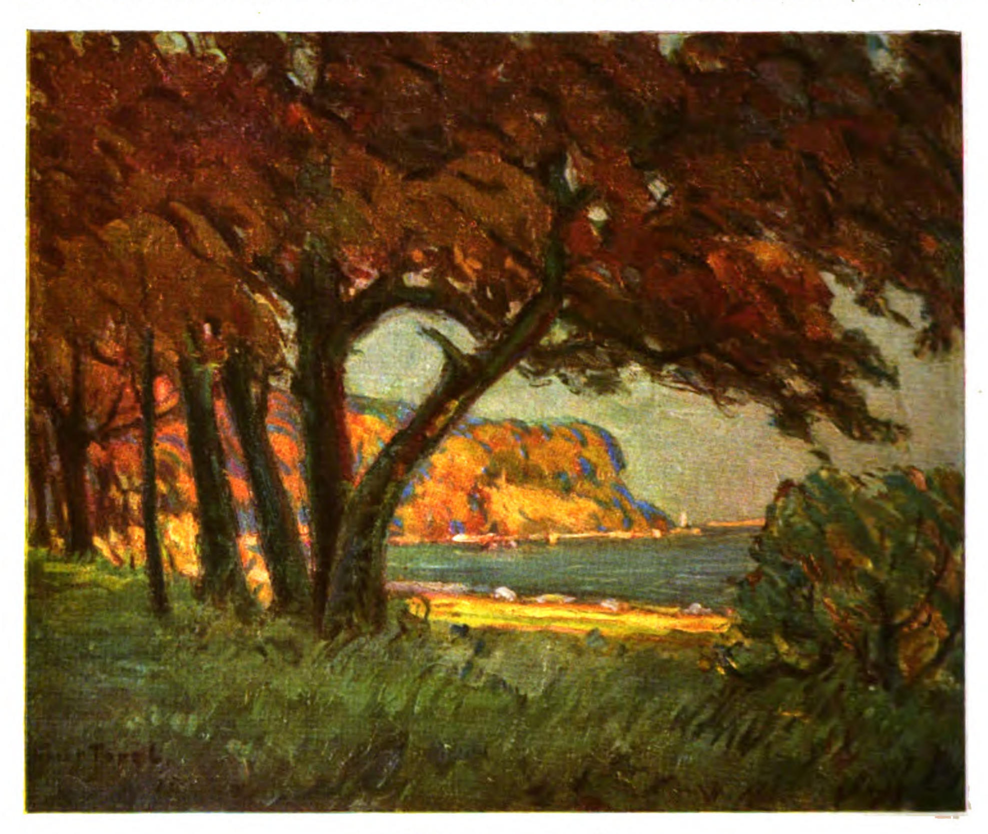
»Dies ist der Große Haken,« erklärte der Maler, »die nördlichste Spitze der Insel. Sie bemerken, wie flach das Wasser ist. In der Tat zieht sich von hier ein flaches Schar bis drüben zur Rügenschen Küste hinüber; ein Zeichen, daß der Vilm früher mit Rügen verbunden, also eine Halbinsel war. Den ganzen Landstreifen soll das Meer einmal weggerissen haben.«

Nun stiegen wir zum höchsten Punkt des Großen Vilm hinauf. Am Wege bemerkten wir einen Mammutbaum: eine Buche von etwa 35 Meter Höhe! Das Auffallendste aber war ihr Stamm; er sah aus, als ob er aus vielen Stämmen bestünde, und jeder schien eine eigne Wurzel zu haben.

»Dies ist die Zwölfapostelbuche,« erklärte der Maler, »der älteste und größte Baum der Insel. Seinen Namen hat er von den zwölf Stämmen, die zu einem Baum zusammengewachsen sind.«

Hier widersprach der Botaniker. Nie seien Baumstämme der Länge nach aneinandergewachsen; die Buche habe nur einen Stamm, der an seiner Oberfläche eine tiefe Kannelierung aufweise, wie eine dorische Säule. Die Zwölfstämmetheorie sei durchaus unwissenschaftlich.

Damit begann der Streit: pausenlos, endlos



Durchblick zum Großen Vilm

— und amüsant! Und nach dem Abendessen, als wir uns schon die Zigaretten anzündeten und den Rauch in die Petroleumlampe bliesen, spielten die »Zwölfstämmigen« als Trumpf noch die Siamesischen Zwillinge aus. Aber das Gelächter der »Einstämmigen« erdrückte der Dichter, der sich nicht an dem Disput beteiligt hatte. »Wenn Sie erlauben,« sagte er, »so will ich Ihnen die Geschichte jenes Baumes erzählen.«

Im Augenblick war der Streit abgebrochen, und wir saßen, wie man im Theater das Aufgehen des Vorhangs erwartet. Da drehte der Dichter die Lampe aus und begann zu erzählen.

Sie haben hinter diesem Hause die hohen Eschen gesehen. Zwischen ihnen liegen die Fundamente einer alten Zisterzienserkapelle in der Erde. Sie hieß die Kapelle der Heiligen Zwölf Apostel und wurde im Jahre 1300 erbaut.

Zu jener Zeit herrschten in Rügen zwei Brüder aus dem slawischen Fürstenhause: Witzlaw der ältere, Sambor der jüngere. Witzlaw war ein Politiker — er hielt sich in der Gesellschaft der Ritter und Höfe, seine Beschäftigung waren Turnier und Intrige; doch nie liebte er ein Weib. Sambor lebte als sentimentaler Nichtstuer, mit dem Landvolk oder einsam. Sein nächster Freund war Timmo Sagittarius, der Vikar der Vilmer Kapelle, und oft lenkte er seine weiße Stute Mäg zum Vilm, der damals durch einen Landstreifen mit Rügen verbunden war. Dann wohnte er in der Klause der drei Mönche, und es gab nächtliche Spaziergänge am Strand mit schwärmerischen Unterhaltungen über Gott, Natur und Menschen. Wie fragende Jugend zu tun pflegt.

Einmal unterblieb der angekündigte Besuch. Sambor war schon bis hinter das Dorf Vilmnitz gelangt, als eine Herde Gänse ihm den Weg versperrte. Er ritt zur Seite — und sah die Hirtin: ein fünfzehnjähriges Mädchen mit braunem Gesicht und schwarzen Haaren. Sie spürte, wie sich die Augen des jungen Reiters zwischen ihren nackten Knien verloren, und strich mit einem Lachen den Rock herunter. Dann trieb sie mit der Weidenrute die Gänse an, daß die Tiere wild durcheinanderkreischten.

»Wer bist du?« fragte er herunter.

»Ich heiße Guslawa, Tetzos Tochter in Vilmnitz,« gab sie zurück, und ihr Blick war stark und blank.

»Weißt du, wer ich bin?«

»Ich hab' dich schon vorbeireiten sehen,« rief sie aus. »Du bist einer von den fahrenden Sängern, die aus dem Ausland kommen.«

Er ließ sie in dem Glauben. Aber an diesem Tage wartete Timmo vergebens.

Goldene Stunden der Zweisamkeit folgten. Morgenstunden auf sonniger Wiese bei den Gänsen, Mittagsstunden in der Krone eines Apfelbaumes, Abendstunden am grünen Ufer des Boddens, und zuletzt ganz späte Stunden — erst im dunklen Goor, dann in Guslawas Kammer. Ihre Seelen gewannen sich unauflösbar lieb. Vergessen war Timmo Sagittarius, vergessen war der Hof und das ganze Fürstentum.

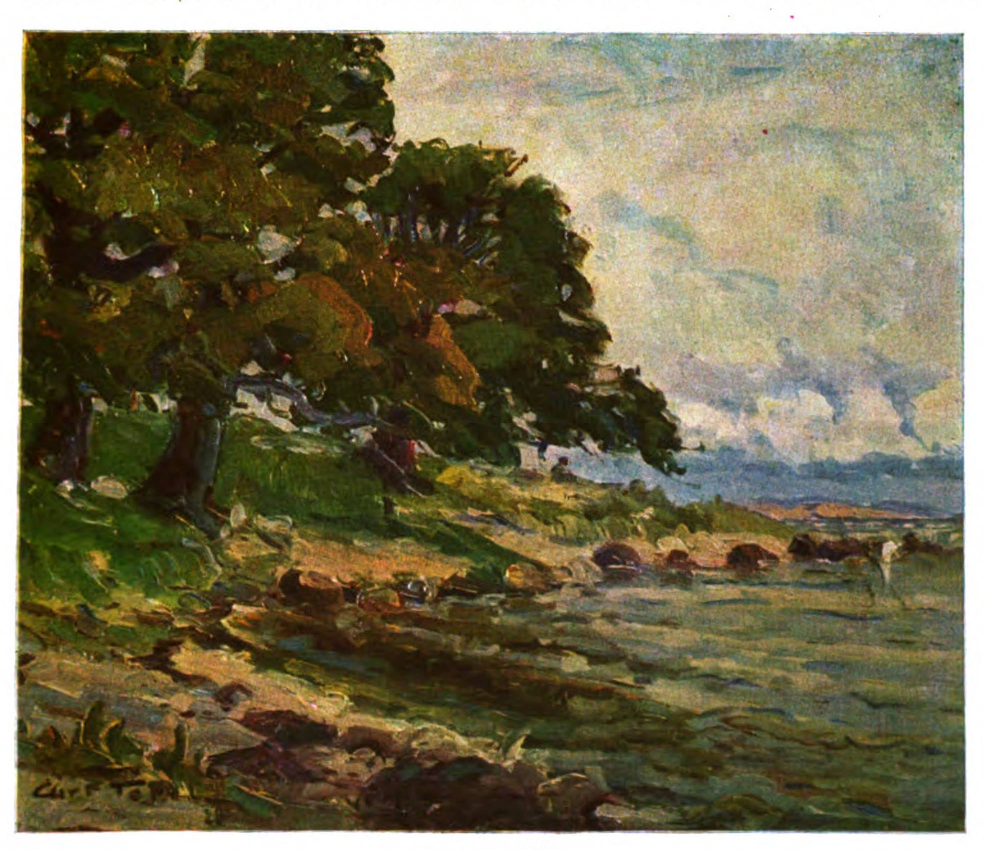
Aber nach Wochen mußte Sambor doch auf die Burg. Er versprach Guslawa, zur Nacht zurück zu sein.

Als er durch das Burgtor ritt, erfuhr er, daß Witzlaw plötzlich vom Umherreisen zurückgekehrt sei; er habe dringend nach ihm verlangt, ihn sogar suchen lassen. Sambor führte erst Mäg in den Stall und schüttete ihr Hafer auf; dann ging er zum Bruder.

Witzlaw empfing ihn mit wütenden Vorwürfen. Seit fünf Tagen warte ein Schiff auf ihn; er müsse sogleich nach Norwegen segeln und sich der Schwester König Hakons antrauen lassen; es sei alles mit Hakon verabredet. Der Schritt sei notwendig, da sie Bundesgenossen benötigten gegen ihren Lehnsherrn Erik von Dänemark. Sambor hörte dem Bruder nur halb zu und sah durch das Fenster nach Vilmnitz hinüber. Und so endete die Unterredung mit Faustschlägen auf den Tisch und einer wüsten Schimpferei.

An der Abendtafel fehlte Sambor; er ließ sich die Mahlzeit auf sein Zimmer bringen. Unten erzählte Witzlaw seinen Rittern in bösem Ton, daß Sambor sie alle in den Untergang treibe, weil er sich geweigert habe, Euphenia von Norwegen zum Ehgemahl zu nehmen. Da erhob sich Henning Putbus und rief: »Dafür weiß ich den Grund, Herr! Euer Bruder Sambor hat Umgang mit einer Bauerndirn in meinem Dorf Vilmnitz unten, die läßt ihn nicht locker!«, und sein Bruder Pribbor fügte hinzu, daß Verliebte wohl blind seien, da sie niemanden erkennen täten, wenn man ihnen begegne. Als dies Witzlaw hörte, schrie er: »So schmeißt doch die lausigte Hexe ins Meer!« und erhob sich wütend.

Sein Wort wirkte auf die Ritter wie ein fetter Braten auf eine Meute Wölfe. Mit Gedröhn erhob sich die ganze Kumpanei; Henning Putbus hatte gerade noch Zeit, zu erklären, daß er zwar den Weg weisen wolle, aber tun wolle er's nicht,



Eichen am Meer

wegen der Beichte; dann schlugen die Ritter die Wettermäntel um, stapften die Stiege hinunter auf den Burghof und ließen die Pferde vorführen.

Der November hatte an diesem Tage eingesetzt, und der Wind tobte um die Rugard-Burg, als wollte er das feste Haus vom Boden reißen und wie eine Flocke in die Luft blasen. So war es gekommen, daß Sambor von den Reden unten im Saal nichts verstanden hatte. Als aber nun der Lärm plötzlich verstummte, wurde er aufmerksam, und wie er das Stampfen der vielen Pferde im Schloßhof hörte, öffnete er oben das Fenster und sah hinunter. Unten war alles dunkel, da bei dem Wind keine Fackel angezündet werden konnte. Bald aber bemerkte er doch, wie an die zwanzig vermummte Gestalten die Rosse bestiegen und zum Tor hinausritten — wie ihm schien, auf die Straße nach Putbus zu. Er wunderte sich noch über die geschäftige Hast des ganzen Vorgangs; dann schloß er fröstelnd das Fenster. Unmutig ging er wieder im Zimmer auf und ab, wobei er laut seinen Bruder verwünschte. Bald aber fiel ihm ein, daß er ja heut abend bei Guslawa zurück sein wollte, und plötzlich kroch ein Gedanke wie ein eiskalter Schlangenleib über ihn hin. Einen Herzschlag lang gefror sein Blut; dann rannte er hinunter in den Saal, wo er die Knechte beim Aufräumen fand. »Wo ist mein Bruder Witzlaw?« herrschte er den Nächststehenden an.

»Ich weiß nicht, Herr,« stotterte der, und im Nu waren die Knechte verschwunden.

Zornig lief Sambor auf den Hof, zum Stall. »Stallmeister,« schrie er, »wo ist mein Bruder Witzlaw?«

»Der Herr Fürst ist fortgeritten,« sagte der Stallmeister mit erschrockenem Blick.

»Wohin?«

»Ich weiß nicht, Herr.«

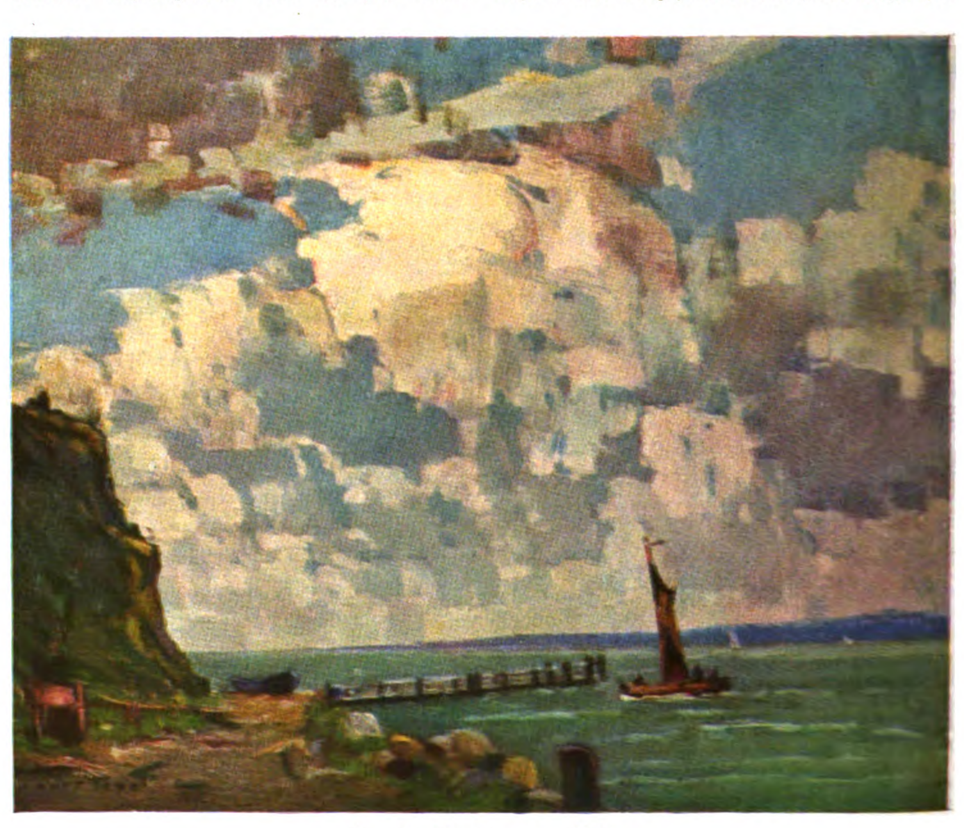
»Du bist ein verdammter Lügner!«

Und in Sekunden war Sambor wieder im Herrenhaus — das Schwert gegürtet — den schwarzen Wettermantel umgeschlagen — zurück zum Stall — das Pferd heraus und aufgesessen!

Der Burgvogt trat auf ihn zu. »Mit Erlaubnis, Herr,« sagte er, »Fürst Witzlaw hat befohlen, niemanden aus der Burg zu lassen.«

Da riß Sambor das Schwert aus der Scheide und schlug nach dem Kerl. Der wich dem Hieb zurückspringend aus und machte sich schleunigst davon.

Sobald Sambor das Burgtor hinter sich hatte, raste er den Berg hinunter wie jener Gespenster-



Sonntagstimmung am Vilm



Unter Buchen am Bodden

reiter, von dem die Leute sagen, er reite im Sturm durch die Luft und komme gradwegs aus der Hölle.

Sambor war jetzt fest überzeugt, daß ein Anschlag auf Guslawa geplant sei. Aber es schien, als ob auch der Himmel gegen ihn im Bunde sei, denn er erinnerte sich nicht, je einen ähnlichen Sturm erlebt zu haben. Der Wind bog die Bäume, bis sie brachen, trieb Blätter und Äste, Sand und Steine durch die Luft — der Reiter konnte nicht die Augen öffnen, er konnte kaum atmen, und mehr als einmal schwankte das brave Pferd unter dem Druck und Anprall des Orkans. Und doch war die Angst ein stärkerer Druck und jagte den Reiter vorwärts.

Endlich erreichte er die Höhe von Lonvitz; dann erschien im Dunkel der Schatten der Vilmnitzer Kirche, und rechts davon mußte Tetzos Haus liegen. Auf dem Weg vor sich sah er Bewegung: es waren die Ritter. Sie hatten die Kapuzen ihrer Wettermäntel über die Köpfe geschlagen und arbeiteten sich mühsam gegen den Sturm vor. So konnte er sich ihrem Nachtrab anschließen, ohne bemerkt zu werden. Die Schar hielt wirklich vor Tetzos Hof. Vorn hörte er die Stimme seines Bruders; dann stiegen fünf der Halunken ab und gingen in das Wohnhaus. Sambor drängte sein Pferd heran — als die Tür aufgerissen und das schreiende Mädchen herausgetragen wurde. Die Räuber hoben sie empor, um sie einem der Reiter aufs Pferd zu legen. Da war Sambor neben ihnen: er umfaßte den zitternden Mädchenleib und zog ihn auf den Rücken seiner weißen Mäg. In der nächsten Sekunde jagte er in gestrecktem Galopp die Dorfstraße hinunter.

»Ich bin's, Eichhörnchen,« sagte er; da merkte er, daß er verfolgt wurde, und nahm den Weg rechts über die Stoppelfelder, über Hecken und Gräben hinwegsetzend.

Sein Plan war, den Vilm zu erreichen und Guslawa unter dem Kreuz in der Kapelle der Zwölf Apostel zu bergen.

Als er aber die Stelle erreichte, wo die Halbinsel beginnen mußte, sah er nur weißschäumendes Meer vor sich. Hatte er den Weg verfehlt? Hatte die Welt sich verändert? Wohin er blickte, rechts und links, weißschäumendes, vom Orkan gepeitschtes Meer; und drüben, anderthalbtausend Schritt vor ihm, der dunkle Kegel des Großen Vilm.

Da ward ihm klar, daß der Ost die Springflut heraufgetrieben hatte und daß der flache, grasbewachsene Damm von den Wellen überspült war!

Hinter ihm aber wuchsen die Schatten seiner



Wolken überm Meer

Verfolger aus dem Boden. So gab er seinem Pferd die Sporen und trieb das verängstete Tier dreißig Schritt in die Brandung hinein. Dann hielt er Rückschau. Aber ihm war, als ob die Ritter ihm auch hierhin folgten. Da rief er laut: »Heilige Jungfrau Maria, tu ein Wunder! Heilige Jungfrau Maria, tu ein Wunder!« und entschloß sich, das Wasser zu durchreiten.

Es war ein unheimlicher Anblick: der einsame Reiter mitten im Meer, das Mädchen, in Todesangst an den Hals des Tieres geklammert, und das zitternde, überanstrengte Pferd, das Schritt um Schritt sich vorwärtsarbeitete. Fest hielt es Sambor im Zügel, parierte mit ihm jede Welle, prüfte mit dem Gefühl den Boden und zwang das taumelnde, vor Kälte erstarrte Tier vorwärts, Schritt um Schritt. Schon erreichte er die Mitte des Weges. Vorwärts! Das Pferd keuchte und warf den wassertriefenden Kopf empor. Der Reiter schlug ihm die Sporen in die Flanken wieder und wieder, hielt ihm den Kopf fest, zwang es, sich in der Richtung zu halten, zwang es vorwärts. Nun noch fünfhundert Schritt! Heilige Jungfrau Maria, tu ein Wunder! — Noch vierhundert! — Da legte sich die treue Mäg zur Seite und sank reglos in das Wasser.

Aber Sambor war darauf vorbereitet. Er zog Guslawa empor und versuchte, den Weg zu Fuß fortzusetzen. Er befand sich hier schon im Windschutz der Insel, der Sturm war schwächer und die Kraft der Wellen geringer. Aber er merkte nun doch, daß der Grund moorig und aufgelöst war. Dazu drohten seine Glieder zu erstarren. Mühsam kam er endlich auf hundert Schritt an das Ufer heran, und der Bergkegel des Vilms wuchs über ihm. Da glitt er plötzlich in eine Vertiefung des Bodens und sank unter. Es gelang ihm zwar, wieder festen Grund zu erreichen, aber er hatte nicht mehr die Kraft, aufzustehen. Kältegeschüttelt lag er auf den Knien im Wasser und hielt Guslawa an sich gedrückt. So erwartete er den Tod.

Er wußte nicht, daß er längst vom Vilm aus gesichtet war. Die drei Einsiedler hatten den Strand nach Schiffbrüchigen abgesucht und den tollkühnen Meeresreiter entdeckt, als er noch in der Mitte seines Weges war. Sobald er nun verschwand, sprangen sie in das flache, ruhige Wasser und wateten zu seiner Rettung heran. —

Die Morgensonne lachte zum Fenster der Klause hinein und weckte Sambor aus tiefem Schlummer. Er sah sich um. In einer Ecke lag, allen kirchlichen Verboten zum Trotz, Guslawa



Blick vom Wendholz zum Gasthof

und schlief. Draußen aber hörte er Timmos Stimme.

Leis schlich er hinaus und begrüßte den Freund. Dann erzählte er ihm die Erlebnisse der letzten Tage und schloß mit der Bitte, ihn noch heut, am liebsten sogleich mit Guslawa zu vermählen. Timmo machte Bedenken geltend, er fürchtete die Ungnade Witzlaws. »Doch«, fügte er hinzu, »das Wetter ist schön und das Hochwasser abgelaufen. Wenn Ihr wollt, so bin ich bereit, zum Landpropst nach Ralswiek hinüberzureiten; wenn der's auf seine Kappe nimmt, will ich euch wohl verheiraten.«

Und da Sambor ihn drängte, sattelte er das Pferd, und Sambor begleitete ihn ein Stück Wegs. Als sie aber den Großen Vilm verlassen wollten, sahen sie mit Staunen, daß der Damm nach Rügen verschwunden war. Das Hochwasser hatte ihn bis auf wenige Reste hinweggeschwemmt, der Vilm war über Nacht eine Insel geworden.

Da erhob der Priester seine Arme. »Ein Gotteswunder!« rief er. »Seht, nun will ich euch alsogleich vermählen, da Gott selbst mir den Weg zum Propst versperrt.«

»Und ich«, rief Sambor glühend, »will immer mit meinem Weibe auf dieser Insel bleiben. Mein Bruder Witzlaw soll sie mir zum Lehen geben, und ich will ihm alle meine übrigen Rechte dafür schenken.«

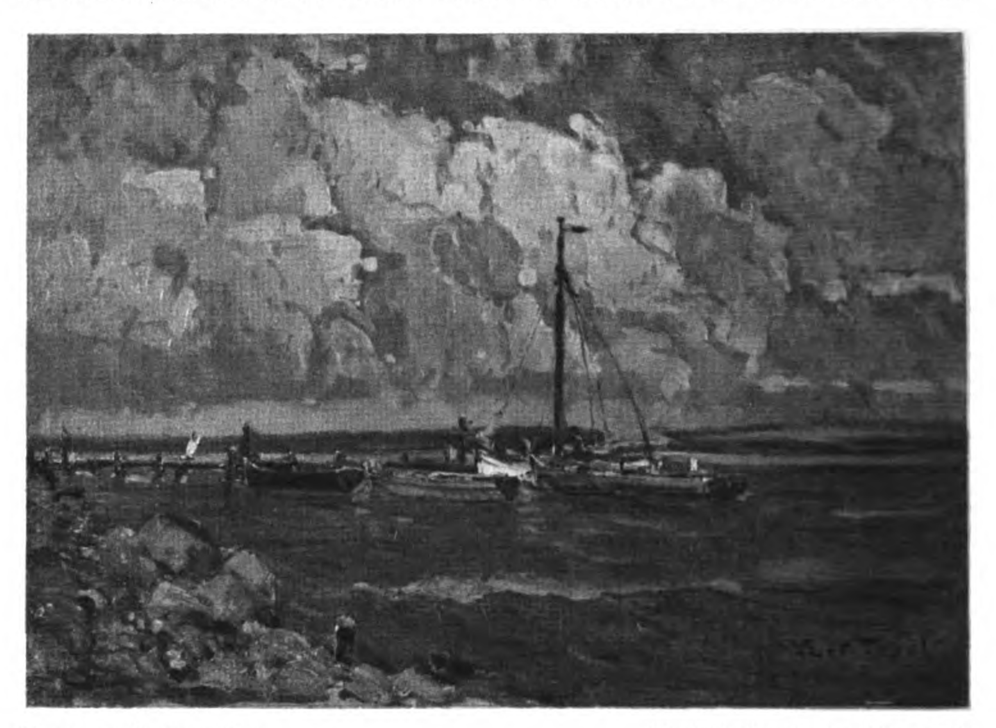
So wurde denn die Kapelle geschmückt und die Hochzeitsglocke geläutet. Und nie hat ein Paar nach härterer Prüfung seiner Treue vor dem Altar gestanden.

Als Sambor und Guslawa das Kirchlein verließen, da kleidete die Sonne sie in ihr Strahlenkleid und setzte ihnen Kronen von Licht auf die Häupter.

Vom Ufer aber kamen in breiter Front zwanzig Ritter herauf, und in ihrer Mitte schritt Fürst Witzlaw. Sie waren in zwei Booten herübergerudert.

Als Sambor seinen Bruder erkannte, streckte er die Arme nach ihm aus. »Friede, lieber Bruder,« rief er, »ein Gotteswunder ist an uns geschehen!« Und er ging hin und umarmte Witzlaw. Der umarmte ihn wieder; er drückte ihn fest an sich; er hielt ihn wie mit eisernen Klammern umschlossen. Und wie Sambor sich wunderte, was dies zu bedeuten habe, hörte er hinter sich klatschende Schläge und einen grauenvollen Seufzer; und wie er sich mit einem halben Blick zurückwandte, sah er Guslawas zuckenden Körper blutüberquollen im Grase liegen.

Da umgriff er mit den Fingern seines Bru-



Sturm am Landungssteg (Große Berliner Kunstausstellung 1926

ders Hals; er warf ihn zu Boden und stieß ihm den Kopf tief in den Sand; und er hätte ihm das Genick gebrochen, wenn ihn nicht der Ritter Wilke Platen zur Seite gerissen und ihm das Schwert ins Herz gestoßen hätte.

Als Witzlaw sich erhob, war sein Gesicht weiß wie eine Kreidewand. Er verließ sofort die Insel; und die Ritter folgten ihm. —

Die Mönche begruben die beiden Toten auf der Höhe des Großen Vilm. Und um das Grab pflanzten sie zwölf junge Buchen; die sollten die Totenwache halten an Stelle der zwölf Apostel, denen ihre Kapelle geweiht war.

Als die Buchen aber wuchsen und mit ihren Wurzeln die beiden Toten umschlangen, sogen sie die Liebe der Menschen in ihre Seelen. Und sie wuchsen einander entgegen und vereinigten sich zu einem starken Stamm. Der neue Baum aber entwickelte sich zu einem Wunder der Natur, denn in ihm wirkte die Liebeskraft derer, die er deckte.



Die Zwölfapostelbuche

Hier schwieg der Dichter. Und niemand von uns wagte die leiseste Bemerkung ... Dann fügte er gedämpft hinzu: »Witzlaw der Dritte starb kinderlos 1325, und Rügen kam an die Pommernherzöge. Die Kapelle blieb unbenutzt seit der Reformation und verfiel. Das Grabmal der Liebenden aber ward zum hehren grünen Dom und wird noch viele Jahrhunderte überdauern: es ist der Baum, den Sie heut bewundert haben, die Zwölfapostelbuche.«

So endete der Dichter seine Erzählung. Nach einer langen, stillen Pause standen wir auf und traten hinaus in den Zauber der Frühlingsnacht. Wir sahen hinüber nach dem Großen Vilm, und es war, als ob ein Glanz über seiner Höhe lag.



Tiefdruck von Georg Westermann

Ernst Neuschul: Steinbruch

Mit Genehmigung der Galerie Neumann-Nierendorf in Berlin W



Der Schritt über die Grenze

Novelle von Gustav Renker

Die Ratschreiberwitwe Anna Wigand war neugierig wie alle Frauen der kleinen Stadt und hatte früher nie ein Begräbnis versäumt. Aber vor zwei Monaten war ihr Gatte gestorben, und nun ging das schon etwas verblühte Weib mit zu später Frucht unter dem Herzen stumpf und belastet durch ihre Tage. Die Sorge, wie sie mit ihrer kleinen Pension das zu erwartende Kind in den Daseinskampf führen solle, verjagte die Spätfreude des Mutterwerdens nach fünfzehnjähriger kinderloser Ehe. Die Frau hatte als Mädchen das Kunststicken gelernt; sie entsann sich nun dieser Fertigkeit als möglicher Verdienstquelle und zwang die grob gewordenen Finger mit Nadel und Seidenfaden den blumigen Arabesken und drolligen Scherzfiguren einer Kinderwagendecke nach.

Sie saß im Garten ihres Mietshauses, das in einem freundlichen, üppig bebuschten Vorstadtbezirk gelegen war. Während sie die rote Seide dem Muster einer plump gezeichneten Rose nachzog, überlegte sie, wieviel sie wohl für die Arbeit bekommen würde. Sie schätzte die ganze Wagendecke auf fünfzehn bis zwanzig Mark und versuchte nun ein spielerisches Orakelfragen, das über die für ihre Wirtschaft sehr wichtigen fünf Mark entscheiden sollte. Die beim Hause vorbeiführende Straße brach unvermittelt, ohne in ihrer Fortsetzung überblickt werden zu können, aus einem zu beiden Seiten wuchernden Parkdickicht hervor. Die letzten Menschen, die aus diesem hochgewölbten Tor von Kastanienwipfeln stadtaus geschritten, waren ein Student und sein Mädel gewesen.

Frau Wigand dachte nun: Kommt wieder so Blühendes, Zukunftsreiches den Weg, dann erhalte ich für die Decke zwanzig Mark. Kommt aber ein müder, alter Mensch, dann nehme ich es als Zeichen, daß ich mich mit fünfzehn begnügen muß.

Sie senkte den Kopf auf die Arbeit und wartete auf den Klang von Schritten. Baum und Busch verschlangen das ohnedies stille Rollen der Wagenräder. Da trat ein Leichenzug aus dem Dämmerlicht der Parkwipfel ins Freie, und der Musikdirektor hielt es für seine Pflicht, gerade wieder ein Stück blasen zu lassen. Mit einem starken E-Moll-Akkord setzten Tuben, Trompeten und Posaunen zu einem pompösen Trauermarsch ein und peitschten Frau Wigand aus ihrer sorgenvollen Erwartung empor. Mit einem gellen Schrei fiel sie bewußtlos hintenüber. Als sie wieder erwachte, war der dunkle Zug längst verschwunden, und die Frau glaubte, einen sehr bösen, unheilvollen Traum gehabt zu haben. Sie sah auf ihre Arbeit nieder und gewahrte auf der weißen Leinwand einen hellen, roten Blutfleck, denn sie hatte sich in schreckhaftem Zusammenzucken tief in den Finger gestochen.

Der Eindruck des Leichenwagens, der sich so plötzlich und gespenstisch aus der lebendigen Fülle der Bäume gedrängt hatte, blieb in dem noch folgenden Monat bis zur Geburt des Kindes unverändert erhalten. Frau Wigand suchte Helle, wo immer sie konnte, um das Bild loszuwerden; sie ging, so sehr es ihr auch widerstrebte, zur Kaffeeunterhaltung der Nachbarinnen, einmal opferte sie etliche Groschen und sogar den guten Ruf der zurückgezogenen trauernden Witwe und sah sich ein sehr lustiges Stück im Stadttheater an.

Dann aber kam eines Nachmittags ihre schwere Stunde. Sie brachte einen Knaben zur Welt und gab ihm den Namen, den der Verewigte getragen hatte.

Sobald sie ihrer selbst etwas Herr geworden war, untersuchte sie den Körper des kleinen Frieder genau, um zu erkunden, ob sich auf der Haut des Kindes etwa ein Mal finde. Aber der kleine Körper war weiß mit dem feinen Unterton des durch die zarte Haut schimmernden Blutes, und es war nichts Dunkles an dem jungen Geschöpf außer den Augen, die ihre Farbe als Erbteil des Vaters übernommen hatten.

Und da der selige Ratschreiber seinem nachgeborenen Kinde nichts als diese Augen und, bei späterer Entwicklung der Gesichtszüge, auch die scharfe, kühne Nase vererbt hatte, traten die einfachsten Forderungen des Lebens so hart und gebieterisch an Frau Wigand heran, daß sie einer tieferen Bedeutung des düsteren Erlebnisses nicht mehr nachgrübeln konnte.

Es fiel der von schwersten Sorgen umdrängten Frau in der Entwicklung des Knaben auch kein kleinster Zug auf, der an jene Minute vor dem Hause gemahnt hätte. Frieder wuchs in der Unscheinbarkeit des Wigandschen Witwenhaushalts heran, ohne daß sein Wesen von den Kindern der Nachbarschaft bedeutend abgewichen wäre. Still und manchmal versonnen war er; wenn er, oft mitten im Spiel, die Augen in irgendeine Ferne weitete, dann mochte es geschehen, daß die andern Kinder laut und spöttisch über ihn sprachen, ohne daß er ein Wort hörte. Er war weit weg aus seiner kleinen, schmächtigen Leiblichkeit und aus dem grauen Zinskasernenhof. Denn Frau Wigand hatte die Wohnung im Gartenhaus bald nach Frieders Geburt mit einer Dachstube vertauschen müssen.

Im sechsten Lebensjahre des Buben wurde in der Mutter jäh und schmerzhaft Vergangenes neu erweckt. Frau Wigand, die als Hausschneiderin in mancherlei Familien der Stadt schaffte, kam abends heim und traf das Rudel Kinder, unter dem sich sonst Frieder zu befinden pflegte, spielend vor dem Hauseingang. Auf ihre Frage,

warum sich ihr Junge nicht hier befinde, entgegnete des Schusters Klausen achtjährige Tochter Martha, Frieder habe ein sehr langweiliges und trauriges Spiel vorgeschlagen, und da hätten die andern eben nicht mitmachen wollen. Jetzt befinde er sich drinnen im Hofe, und es sei doch recht dumm, wegen eines toten Jungspatzen, der aus dem Nest gefallen sei, solches Aufheben zu machen.

Im Hofe fand Frau Wigand ihren Sohn. Er hatte sein Räderpferd vor ein Wägelchen gespannt, das mit schwarzem Tuch eines alten Wollschals ausgeschlagen war. Auf dem Kopfe des Holzrößleins baumelte ein mit Schnüren festgebundener Anstreicherpinsel, der in Tinte getaucht war. Im Wagen, mit einem Ende des Schals bedeckt, lag der tote Spatz. Unweit des Platzes, auf dem Frieder noch mit letzter, sehr bedachtsamer Ausschmückung der seltsamen Fuhre beschäftigt war, befand sich ein Sandhaufen, den die Parteien des Hauses hier gemeinsam für ihre Kinder hatten aufschütten lassen. Am Hang des kleinen Hügels hatte Frieder aus Steinen und Holz einen Bau errichtet, der eine schöne, mit grauen Kieseln gepflasterte Halle enthielt, eben groß genug, daß eine den toten Sperling umklammernde Kinderfaust darin Platz finden konnte.

Die Mutter warf das Baugebilde mit einem Fußtritt auseinander, riß den toten Spatz aus dem Karren und schleuderte ihn in eine Ecke, einer dort hockenden Katze zu. »Das ist dummes Zeug, Bubi. Und siehst du, die andern Kinder wollen deshalb nicht mit dir spielen.«

Der Knabe weinte nicht über zerstörtes Spielzeug; er nahm das Räderpferd unter den einen, den Karren unter den andern Arm und trippelte neben der Mutter der Stiege zu. An der Tür wandte er noch einmal den Blick zum Sandhaufen und sprach mit sehr ruhiger Stimme: »Schade, Mutter. Jetzt hast du dem Tod sein Haus zerstört.«

»Der Tod hat kein Haus, er ist überall. Aber kleine Kinder brauchen davon nichts zu wissen.«

Sie stieg, dem Buben voran, die Treppe hinauf und hörte, als sie im ersten Stockwerk waren, wie Frieder mehr zu sich als zu ihr sprach: »Tod muß sehr schön sein.«

»Wie kommst du auf so dumme Gedanken?«

Er antwortete darauf nichts, doch als sie ihn ansah, gewahrte sie an seinen starren, verlorenen Blicken, daß er außerhalb seiner selbst war.

Von dieser Stunde an ereignete es sich immer häufiger, daß Frieder mit Dingen spielte, die aus dem Machtkreis des Todes geholt waren.

Einen prunkvollen Leichenzug mit schwarzen Federbüschen feierlicher Rappen hatte Frieder noch nie gesehen — und doch trug jenes Holzroß auf Rädern den in Tinte getauchten Anstreicherpinsel. Was ein Mausoleum war, wie es der Bau am Sandhaufen hätte darstellen sollen, wußte Frieder ebensowenig, denn des Vaters Grab, das er zeitweilig mit der Mutter besuchte, lag im Armenviertel des Friedhofs, das unmittelbar durch eine kleine Seitenpforte von der Straße aus zu erreichen war.

Der Bub baute nie einfache Gräber, Hügel mit dem Kreuz darauf, wie es Kinder oft tun, wenn sie einen toten Kanarienvogel spielerisch bestatten. Frieders Beschäftigung mit dem Tode trug stets den Stempel eines starken Schönheitswillens, sei es nun im Bau einer großen Grabkammer, sei es in der sorgfältigen Ausschmückung des Leichenwagens, sei es auch in feierlich düsterem Gesang, mit dem Frieder den Zug des Holzrosses und Wägeleins begleitete. Denn dem ersten Spiele waren gleiche und ähnliche gefolgt, und Frau Wigand kam nicht immer dazu, zerstörend oder gar scheltend einzugreifen.

Als Frau Klausen, des Schusters hochbetagte Mutter, im Sterben lag, stand die Waschfrau Schulze, der Wigands Wohnungsnachbarin, im Gange und erzählte durch die geöffnete Tür der Witwe diese Neuigkeit aus der kleinen Welt des Zinshauses. Die Schulzen hatte eine lärmende, laute Stimme, und Frieder, der im Zimmer über seinen ersten Schulaufgaben saß, hörte jedes ihrer Worte.

Er vernahm, daß Großmutter Klausen sanft und leise auslösche wie ein Öllämpchen, dem der Brennstoff ausgehe, und daß es schön wäre, wenn Gott jedem von uns einen so friedvollen Tod geben würde. Eben jetzt käme der Pfarrer zu ihr, der Kaplan Moser von der Herz-Jesu-Kirche, der so wunderschön predige und gerade der Richtige sei, das alte Weiblein behutsam hinüberzugeleiten.

Frieder sagte weder jetzt noch später seiner Mutter, daß er die Waschfrau gehört hatte; er verriet auch nicht, wieviel von den einfachen Worten des Weibes in ihm haftengeblieben war. Fürs erste war ihm dies selbst wohl gar nicht bewußt; er trug unsichtbaren Samen in sich, der ihm Jahre später aufging.

Das war, als dem Knaben plötzlich und ganz unerwartet ein Weg in die Zukunft frei wurde, an den Witwe Wigand niemals zu denken gewagt hatte.

Karl Wigand, ein Bruder ihres Gatten, war vor Jahren nach Australien ausgewandert, da es seiner Lebensüberfülle hinter dem Ladentisch eines Kleinstadtgeschäfts nicht mehr behagte. Nun starb der unverheiratet gebliebene Konditoreibesitzer in Sidney, und ein Teil des Erbes fiel an die Witwe seines Bruders. Es war keine Summe, von deren Zinsertrag man leben konnte, war aber immerhin eine gesunde, mit Dollars gepflasterte Grundlage, auf der sich das Studium Frieders aufbauen ließ.

Frau Wigand war ohne jede Vermutung oder

Ahnung, was ihr Sohn mit der sich ihm nun eröffneten Möglichkeit beginnen würde. Wäre es nach ihrem Wunsch gegangen, dann hätte er die durch Pensionsfähigkeit gesicherte Laufbahn eines städtischen Beamten betreten. Da sie aber auf Frieder keinen Zwang ausüben wollte, ließ sie ihn fürs erste das Gymnasium besuchen, von dessen Reifeprüfung aus sich so viele Wege in die verschiedensten Richtungen hin teilen. Und es vergingen Jahre, bis Frieder selbst in dem Vielerlei von Wissensgebieten einen sich langsam festigenden, unverändert gleichbleibenden Punkt sah, der ihn bewog, sein Steuer nunmehr zielbewußt in diese Richtung zu halten.

Frieder war zu einem schlanken jungen Menschen von dunkler, schwermütiger Schönheit aufgeschossen. Im Kreise seiner Schulkameraden war er still, ohne abseits zu stehen. Im Gegenteil, es war fast, als dränge er sich gerade dorthin, wo es froh und hell zuging, aber gleichwie die schwarze Farbe am stärksten das Licht aufsaugt, so war seine Anwesenheit in einem sich freuenden Kreise wie ein feiner, grauer Schleier. Er lachte manchmal, wenn alle lachten, aber es klang gezwungen und war nur geeignet, das allgemeine Gelächter zu ersticken. Er war nicht schwach, ohne einer der Stärksten zu sein. Doch selbst der bärenhafte Schlossersohn Wirabil, der mit allen Händel suchte, band mit Frieder nicht an, denn dieser hatte eine zwingend ruhige Art des Widerstandes, die nicht mit Fausthieben zu erledigen war.

Der junge Wigand aber sah einmal im Walde den Holzfäller Xaver Lüscher sterben und wußte von damals an, welchen Weg er gehen müsse. Noch acht Tage vorher hatte er auf einem Schulausflug mit dem Klassenvorstand über die Berufswahl gesprochen. Der Lehrer hatte ihn, da Frieder eine hübsche Begabung für die alten Sprachen zeigte, auf das Gebiet der Philologie verwiesen. Aber der Student meinte, hier fessele ihn eigentlich nur die griechische Welt, und zwar weil die Grenzlinie zwischen Sein und Nichtsein auf eine so wundervoll beruhigende Art überbrückt werde.

»Was kümmert Sie, der vor dem rauschenden Leben steht, diese Linie?«

»Die Ahnung, daß gerade hier ein Höchstmaß an Energien aufgespeichert ist.«

»Das müssen Sie mir schon näher erklären, junger Freund.«

Darauf hatte Frieder verlegen die Lippen zusammengepreßt, als hätte er zuviel gesagt, Dinge, die noch unfertig in ihm waren.

Acht Tage später wußte er von diesen Dingen und wußte auch, welche Berufe des modernen Staates am nächsten an sie heranreichen. Er sagte es dem Klassenvorstand, zu dem er Vertrauen hatte, wie überhaupt sein Wesen keineswegs verschlossen, sondern gebändigt mitteilsam war, ohne geschwätzig zu werden. »Ich habe den Xaver Lüscher sterben sehen; es war das erstemal, daß ich einen Menschen über die Grenze schreiten sah. Es war sehr häßlich, und der Mann schrie widerwärtig.«

»Na, hören Sie, Wigand, Sie sind doch sonst nicht gefühlsroh. Lassen Sie sich einmal von einem Baumstamm die Schädeldecke ...«

»Verzeihung, Herr Professor, so meinte ich es nicht. Solange der Mann körperliche Schmerzen hatte, litt ich mit ihm wie jeder mitleidige Mensch. Aber dann gab ihm der Arzt eine Injektion, die körperlichen Leiden hörten auf, und der eigentliche, der geistige Todeskampf begann. Da hatte ich das Gefühl, daß der Lüscher mehr an Kraft verausgabte, als er jenseits würde entbehren können.«

»Woher wissen Sie, daß man das, was wir hier Lebensenergie nennen, drüben brauchen kann?«

»Von Ihnen selbst, Herr Professor. Sie waren es, der uns sagte, daß unser Intellekt eine Kraft sei, daß Kraft nicht verlorengehen könne. Also ...«

»Also und kurz und gut: wie stellen Sie sich dann das Sterben vor?«

»Das Sterben soll eine Tat sein, die größte Zusammenraffung aller bewußten und unbewußten Kräfte.«

»Selbstmord?«

»Gerade das Gegenteil. Selbstmord ist Vergeudung, weil die ganze Energie auf den Druck am Revolverhebel oder den Sprung ins Wasser konzentriert ist. Für drüben bleibt dann nichts mehr. Mir scheint, die Menschheit hat vom Augenblick, da sie die erste Herdflamme entzündete, bis heute so viel, unendlich viel gelernt und dabei doch eins vergessen: die Kunst des Sterbens zu erlernen.«

»Vergessen Sie nicht, daß Tausende von Menschen widerstandslos und ergeben hinüberschlafen«

»Hinüberschlafen — das ist es. Aber man sollte hinüberwachen, hinüberleben. Man sollte bewußt junge Kräfte über die Grenze tragen, ohne sie vorher sinnlos zu verspritzen. Die Griechen mögen das geahnt haben, für die der Tod feierlich und groß war — der stille, ernste Genius, der die Fackel umbreht. Später hat man aus dem Sterben den Popanz des Gerippes oder gar der Lemure gemacht.«

»Wenn Sie in der Blüte der Jahre daniederliegen und sich sagen, daß nun alles aus sein soll, werden Sie anders denken.«

»Ich bestreite es nicht, daß ich schwach sein, die Jenseitigkeit siegen lassen könnte. Daß ich vielleicht auch das Kostbarste verschwenden würde. Aber ankämpfen will ich dagegen. Und darum möchte ich Diener der letzten Dinge sein. Ich habe gestern im Walde meinen Beruf gewählt: Theologie!«

Der Professor sah ihn überrascht an. »Das hätte ich nicht erwartet. In der Klassenkonferenz hieß es stets, Sie stünden zu allem, was Kirche heißt, in starkem Widerspruch.«

»Ich will nicht der Kirche dienen, sondern den Sterbenden. Zwei Männer standen gestern neben dem todwunden Holzknecht: ein Arzt und ein Priester. Ich habe genau beobachtet, was beide taten. Der eine zog in diese Richtung, der andre in jene. Es ging um die Auswertung der seelischen Kräfte, die noch in dem Manne waren.«

»Sie sagen das so entsetzlich kalt, als schilderten Sie ein Tauziehen.«

»Vom diesseitigen Standpunkt aus mag es kalt klingen. Mir ist das Jenseitige die Hauptsache. Es muß ein großes, aber vielleicht doch lösbares Rätsel sein, diese Übersetzung unsrer Kraft in das neue Leben.« ...

So wurde Frieder Wigand Priester, aus einem Grunde, den nur der alte Professor wußte.

Weilte Frieder Wigand auf Ferien im Städtchen, dann machte er zeitweilig mit dem alten Klassenvorstand einen besinnlichen Spaziergang. Da geschah es, daß der Professor immer wieder behutsam an die Gründe rührte, die Frieder zur Theologie gebracht hatten. Manchmal verkroch sich der Student auf solche Frage in nachdenkliche, nach außen hin igelstachlige Schweigsamkeit, ein andermal wieder ging er bereitwillig auf die Fragen ein, wobei sich erwies, daß im Grunde genommen das Eigentliche darüber schon in jenem Gespräch nach dem Tode des Holzknechts Lüscher gesagt worden war.

»Meine Mutter hat mir erzählt, was sie in der Zeit ihrer Schwangerschaft gesehen hat. Nun baut sie darauf die kindische Hoffnung, ich würde einmal ein ganz berühmter und gewaltiger Grabredner werden.«

»Diese Hoffnung scheint mir nicht kindisch. Sie entspricht vollkommen den Vorstellungen, die sich Ihnen tatsächlich durch die geheimnisvolle Wechselwirkung zwischen Mutter und Kind übertragen haben mögen.«

»Nicht in diesem Sinne, Herr Professor. Natürlich werde ich mein Amt auch an Gräbern ausfüllen müssen — es wird das Leerste sein, was ich zu tun habe. Leer wie die schlaffen Hüllen, die man mit so viel Schmuck umgibt. Meine Zukunftspläne haben mit diesen vergänglichen Behältern entschwundener Fülle nichts zu tun.«

Der Professor schwenkte zu leichtem Scherz ab. »Dann sollten Sie einmal an meinem Sarge nicht sprechen. Denn meine Hinterbliebenen würden die Wärme des alten Lieblingsschülers empört vermissen, und der einzige, der das begreifen könnte, der, ja, der liegt eben in diesem Sarge.«

»Nein, der ist drüben!« ...

Drei Jahre später sprach der junge Priester Frieder Wigand an diesem Sarge. Und es war so, wie es der Professor geahnt hatte: die Angehörigen waren entrüstet, daß der ehemalige Schüler, den all die Jahre hindurch vielerlei persönlichste Beziehungen mit dem Toten verbunden hatten, nicht heißer, liebender, trostreicher sprach als irgendein fremder Geistlicher. Und dabei hatte man Wigand eigens aus der Hauptstadt kommen lassen, zwei Tage lang war er um den sterbenden Alten gewesen, hatte in dessen letzte, geheimste Wünsche geblickt.

Aber das war es eben, und das wußten die Hinterbliebenen nicht: zutiefst in das letzte Wollen des Scheidenden hatte Frieder Wigand geschaut. Hatte ausgemergelte, schwache Fäuste gesehen, die sich verzweifelt an das bißchen Leben klammerten, hatte Kräfte versprühen sehen, die in diesem Kampfe unwiderbringlich verlorengingen. Vor dem Professor lag nichts mehr, hinter ihm alles. Und dennoch!

Dieser eine wußte genau, was der junge Priester wollte. Bei keinem Sterbenden mehr würde er es so leicht haben. Keine Sorge war, die der Professor hier zurückließ, die den Willen zum Diesseits aufpeitschen konnte.

»Seien Sie ganz ruhig, ganz nach innen gekehrt. Nicht gottergeben, wie ich als Priester sagen sollte. Befehlen Sie Ihren Geist nicht in Seine Hände, sondern halten Sie ihn in Ihren fest. Als müßten Sie eine kostbare, edelsteingefüllte Schale über einen tosenden Fluß an das andre Ufer retten.«

»Ich möchte noch im Licht gehen — leben noch!« keuchte der Alte.

»Was ist das hier für ein Licht! Sehen Sie nicht die ungeheure Helle des Todes, die kommende Befreitheit im unendlichen Raum? Sie werden zu den Sternen aufsteigen können als enterbete Kraft.«

»Leben — leben!«

Und starb! ...

Am letzten Lager seiner Mutter stand Frieder Wigand.

»Jetzt, wo ich's gut haben könnte, wo du in Amt und Würden bist, muß ich dahin. Ein paar Jahre noch, nur ein paar Jahre!«

Der Sohn stand vor ihr, die wider den Mächtigen rang, der sacht letzte Gebundenheit löste. Er konnte zur Mutter nicht so sprechen wie zum alten Lehrer, der um sein Wollen wußte. Ganz einfach, für ihr schlichtes Denken verständlich drückte er sich aus: »Du mußt alle Kraft zusammennehmen und hinübergehen wie ein Mensch, der in ein schönes, fremdes Land kommt. Will er sich dort behaupten, dann darf er nicht jenseits der Grenze alle Stärke zurücklassen.«

»Du bist mir ein rechter Priester, Frieder. Statt mich zu trösten und zu sagen, daß Gott mich wieder gesund machen wird, sagst du mir geradeheraus, daß ich ohnedies sterben müßte.«

Das saß noch lange als schmerzhafter Stachel

in Frieder Wigand. Ihm war, er sei vielleicht den falschen Weg gegangen. Keiner wollte hören, daß es wirklich zum Ende neige, jeder wollte Trost für das Diesseits, auch wenn es nur noch nach Minuten zählte.

Einmal, in einer schlaflosen Nacht, kam dem jungen Geistlichen der Gedanke, ob die Erhaltung der letzten Kraft nicht auch möglich wäre, wenn man dem Sterbenden Rettung des gegenwärtigen Lebens vorspiegele. Aber dann begriff er, daß das eine große, selbsttäuschende Lüge sei. Mit vollem Bewußtsein der Grenzüberschreitung mußte die geheime Fülle an Kraft geborgen werden. Sie mußte sich, durch den Willen nach vorwärts geschleudert, auf das Drüben konzentrieren.

Auf das Reich Gottes der unendlichen Weite, der Fessellosigkeit, der Wiedergeburt. Seit zwei Jahrtausenden fast sprach die Heilige Schrift davon, ihr Wort war gewaltig und auslegbar je nach dem Sinne des Menschen, der entweder kindlich erträumtes Paradies oder befreiteste Fülle des Geistigen erhoffte. Und dennoch hingen tagaus, tagein Millionen von Sterbenden an der winzigen, zwischen Sonnen hintaumelnden Planetenkugel Erde wie Ertrinkende am steuerlosen Wrack. Klammerten sich fest, immer fester, je unwiderstehlicher ihnen der große Diener des ewigen Weltwillens auch die starr werdenden Finger löste.

Frieder Wigand hörte die letzten Worte eines alten Vagabunden, den man sterbend am Straßenrand aufgelesen hatte. Den Mann band nichts mehr ans Hier, und er wußte genau, daß sein Elend von neuem beginnen würde, wenn es wider Erwarten gelänge, noch einmal den ausgemergelten Körper zum Weiterwandern aufzupeitschen. Er hatte helle, blaue Augen, die sich beim Herumstromern mit viel Schönheit der Erde vollgesogen haben mochten, und war trotz seines entkräfteten Leibes von beweglichem, starkem Geist. Seiner Erzählung nach war er früher Angestellter in einem Kaufhaus gewesen und hatte im Banne einer kostspieligen Liebschaft Geld unterschlagen. Aus dem Gefängnis wanderte er unmittelbar in den Krieg und verlor dabei den rechten Arm. An der Wiederkehr in den alten Beruf hinderte ihn die Sträflingsschmach, an einfacher Handarbeit seine Krüppelhaftigkeit.

Zum Arzt sagte er: »Lassen Sie's gut sein, Herr Doktor, Sie bringen mich doch nicht mehr auf die Beine. Und wenn's der Fall wäre, dann blieben diese Beine in der nächsten Schneewehe von neuem stecken. Also gehen wir das Sterben an, lustig wie wir gelebt haben. 's wird nicht so arg weh tun.«

Als dann der Priester herantrat, meinte der Kranke: »Den lasse ich mir eher gefallen. Wenn mir der Herr nicht zuviel beten, sondern lieber eins von friedsamem Sterben reden wollte, das Gott auch wohlgefällig sein wird.«

Frieder Wigand sah Ackerland, dessen Furchen für seine Saat weitoffen klafften. Er nahm die heiße Hand des Mannes, in dem die letzten Fieberwellen stießen, und draußen vor den Fenstern ging das graue Dämmern des frühen Winterabends hin. Wigand sprach zu dem Sterbenden so frei und offen, wie er einmal zu seinem Klassenvorstand gesprochen hatte. Er wußte, daß ihn der klare Verstand des Stromers begriff, und wußte auch, daß dieser den Weg ins Unbekannte aufrecht und zielsicher gehen wolle. Daß er sich auf ein fröhliches Sterben bereite, wie er gesagt hatte.

»Jeder kleinste Diesseitswunsch zersplittert die Kraft. Tausend Einzelheiten des täglichen Lebens beweisen das. Konzentration kann schon gestört werden, wenn sich das Verlangen einstellt, ein Zündholz, das vor mir auf dem Tische statt im Aschenbecher liegt, fortzutun. Dieses Hölzlein wird zu einem Baumstamm, der sich störend in das Kraftfeld einkeilt. Und hat man's in den Aschenbecher geworfen, dann stört eine andre Nichtigkeit.«

»Ich verstehe Sie sehr wohl, Herr Pfarrer. Sie meinen, ich kann das Starke meines Ich hinüberretten in eine andre Wesenheit. Hier war ich ein Halbmensch, dort kann ich ein Ganzgeist sein.«

»Wenn Sie kein Wünschen zurücklassen ...«

»Was sollte ich wünschen? Die Kinderzeit, die Liebe der Sophie — lieb hab' ich sie doch gehabt, wenn sie auch ein Luder war —, alles das käme nie wieder, auch wenn ich gesund würde. Es wäre dumm, zu wünschen statt sich zu erinnern. Ich habe keinen Verwandten, keinen Freund. Weiterleben hieße das gleiche wie die letzten acht Jahre seit dem Kriege. Also ...«

Er schwieg und heftete die Augen an einen Punkt der Zimmerdecke. Es wurde ganz still in dem Raume, ganz bewegungslos. Leichtes Schneien hatte eingesetzt, die Flocken glitten wie sprühende Funken an dem Lichtkegel vorbei, der aus dem Fenster ins Freie furchte.

Frieder Wigand hatte ein unsagbar feierliches Gefühl. Da lag ein Mensch, der bewußt und willenserfüllt sein unsterbliches Ich in die andre Welt hinüberzwang. Das Mysterium der Kräfteverwandlung vollzog sich vor seinen Augen, der junge Pfarrer hörte den Kiel des Schiffes rauschen, das köstliche Fracht über die gischtenden Wirbel des Grenzstromes trug. Er sah die aufgerissenen Augen des Sterbenden und wartete, nicht kalt beobachtend, sondern innerlich durchwühlt, daß sie brechen, starr und glasig würden. Er betete zu seinem Gott, daß nun kein weiteres Wort mehr das Wunder der Verwandlung stören möge.

Da fuhr plötzlich der eine Arm, der dem

Vagabunden geblieben war, in die Höhe und schien nach einem Punkt der Zimmerdecke zu weisen. Und eine Stimme keuchte mit letzter Anstrengung: »Da ist es — das eine — das könnte ich noch einmal erleben.«

»Nicht zurück, drüben bleiben, Mann!« Wigand legte seine lange, schmale Hand auf des andern Stirn.

Der aber richtete sich auf und fand durch diese veränderte Stellung Kraft zu gesammelter Rede: »Vor einem Jahr, in einem oberfränkischen Dorf. Bauern hatten mich ausgejagt, als ich um Suppe bettelte. Sommerabend — schlafen konnt' ich wohl unter einem Baum. Aber der Hunger, der Hunger! Am Dorfausgang ein Kindel, blond war's, und dunkle Kohlenaugen. Das biß in ein großes Butterbrot. Wahrhaftig, ich hab's nicht angebettelt. Geschaut vielleicht, verlangend, wie ein Mensch mit leerem Magen schaut. Kinder spüren so was. ‚Da, du lieber Mann, magst mein Butterbrot?' Zweisam haben wir am Wegrain das Abendmahl gegessen, und allerweg hat er mir die größten Bissen zugeschoben. Das, wenn ich gesund würde, könnt' ich noch einmal erleben. Und das wäre es wert, sich wieder über Land zu schleppen.«

Ganz und herrisch hielt ihn das Diesseits fest. Er sank in die Kissen zurück, und seine Augen hatten den heißen Glanz der letzten Sekunden. »Du mein herziges Bübel! 's nächste Mal will ich dir ein Spielzeug schnitzen für deine Gutheit. Pfeil und Bogen! Oder magst ein Rössel mit einem Reiter drauf? Ich komm' schon wieder vorbei, wenn ich gesund bin.«

Und dann war er jenseits des großen Tores, inmitten der Menge, die hintaumelte auf unbekannter Straße. —

Das wunschvolle Sterben des Vagabunden war für Frieder Wigand schwerste Erschütterung. Wenn einer, dessen Leben so unbedingt hoffnungslos und verloren war wie das dieses Mannes, durch eine mitleidvolle Kindergebärde auf die alte, entbehrungsreiche Erdenbahn zurückgerissen wurde, dann mußte man daran verzweifeln, jemals einen Menschen zu finden, der in der Stunde des Abschieds alles Wollen dem neuen Sein zuwenden würde. Wigand war weit davon entfernt, den Tod nur als Erlöser betrachten zu wollen. Er wollte ihn als Wandler wissen, als Fährmann, der von einem blühenden Ufer zum andern rudert. Ihm schien die Erde schön und liebenswert, und er meinte, man müsse ihre reinen Freuden auskosten, wo immer man es könne. Er selbst aber tat es nicht.

Visionär sah er beide Welten, und auf beiden Blühen und Prangen. Den Willen zum Nichtsein im irdischen Sinn begriff er nicht, ebensowenig aber die Angst vor dem Tode. Auf die kurze Zeitspanne des Hinübergleitens kam es an, auf die Kraft, im richtigen Augenblick von sich zu werfen, was doch für immer entschwinden mußte, und in den neuen Kahn zu bergen, was geborgen werden konnte.

Zu jener Zeit war es, daß Frieder Wigand, der Pfarrer, an Selbstvernichtung dachte, trotzdem er diese vor Jahren im Gespräch mit dem Professor verworfen hatte. Er trieb ein gefährliches Spiel mit einem aus seinen Tiefen aufwachsenden Dämon.

Eine brutale Zerstörung seines Körperlichen lag natürlich nicht in seinem Wollen. Er beschloß, seinen Tod herbeizuführen, ohne sinnlos die Hand an sich zu legen. Er stieg zur Winterszeit auf einen hohen Berg und begrüßte es als Förderung seines Planes, als ihm bei der Baumgrenze ein wilder Schneesturm entgegentobte. Er gedachte sich nun auf die Gedankenwelt eines verwegenen Bergsteigers einzustellen, der trotz Wetterungunst den Gipfel erzwingen wolle. Seiner Ungeübtheit mußte dieses Ziel unerreichbar sein; auf halbem Wege würde er ermattet niedersinken und in den Viertelstunden des Atementschwindens genug innere Sammlung finden, um mit vollem Bewußtsein sich selbst in das andre Reich hinüberzutragen.

Doch schon in den nächsten Minuten des Ringens mit Sturm und Schneegestöber erkannte er, daß sein Unternehmen auf einem Trugschluß beruhte. Der zu erwartende Tod war hier nicht etwas, das sein mußte und dawider man sich sträuben konnte. Das im Tiefsten eingewurzelte Gesetz der Selbsterhaltung, ein Grundstein des göttlichen Schöpfergedankens, bestand in dieser Stunde zu Recht. Sammlung der Kräfte, diesem Gesetz zu dienen, schien höchste Sittlichkeit, ebenso wie es Pfarrer Wigand Sittlichkeit schien, vor unbedingt unausbleiblichem Erlöschen des Atems die Kräfte zu neuer Gestaltung in den Weltraum hinauszuschleudern.

Wigand mühte sich wieder talab. Er sank bis über die Hüften in den flaumigen Pulverschnee ein und hatte das Gesicht von den in dicken Schwaden heransausenden Schneewellen verklebt, so daß er nur durch mühsam geöffnete, blinzelnde Augenlider das unendlich eintönige, wogende Grau um sich sehen konnte. Irgendwo im Unsichtbaren brach es heulend von den Wänden, dann war in des Einsamen Nähe ein starkes, malmendes Rauschen der niedergegangenen Lawine. Wigand wußte, daß derjenige, der ihm stets so rätselhaft nah gewesen war, nun wirklich in seiner Nähe weilte. Und urewiger, durch keine Überlegung auszurottender Trieb der angstgegeißelten Flucht vor ihm beherrschte den Todsucher so, daß er sich in starken Stößen Bahn durch die Schneeflut brach und nunmehr in der Richtung zur niedergegangenen Lawine hin den Waldrand suchte, weil er sich sagte, daß an dieser Stelle in absehbarer Zeit kein zweiter Schneesturz eintreten würde. An harten, knolligen

Brocken, die mit losgerissenen Steinen vermengt waren, erkannte er schließlich, so wenig er auch zu sehen vermochte, daß er die Lawinenbahn erreicht hatte. Auf ihr, die zwar manchmal zu hohen Gratschneiden aufgetürmt, aber von der tiefen, zähen Pulverschneeschicht frei war, fand er zum Waldrand hinab, an dessen starken Wettertannen der fließende Schnee sich gestaut hatte.

Wigand stürzte, von einem der aufgewulsteten Firngrate niedergleitend, fast gegen einen dieser Stämme. Er umfing ihn und verkrallte die Hände in der rissigen, flechtenüberwucherten Rinde. Ganz gab er sich dem Gefühl hin, etwas Lebendes in den Armen zu halten, und in den Minuten des Einsseins mit dem Baum, hingeschmiegt an seinen im Sturme leise bebenden Stamm, war ihm, als höre er hinter dem Rindenpanzer pochenden Herzschlag. Es war aber nur sein eignes Blut, das in den Schläfen das feierliche Lied kreisender Lebensfülle sang.

Frieder Wigand, der bei einbrechender Nacht auf eine Holzfällerhütte gestoßen war, fand dort zwei harzverschmierte, grobgliedrige Waldmenschen, die ihn freundlich aufnahmen. Sie teilten mit ihm ihre Abendmahlzeit und wiesen ihm ein Lager auf einer Strohpritsche an. Als sie dann nach dem Nachtessen um das mählich verglosende Feuer saßen, tat einer der Holzer die Frage, was den Herrn bei diesem wilden Wetter in das Gebirge getrieben habe. Pfarrer Wigand hatte längst erkannt, daß er mit den ihn bewegenden Fragen keineswegs nur bei den sogenannten Gebildeten anklopfen durfte, sondern eher Beziehungen fand, wenn er sich, allerdings in unverkünstelter, schlichter Form, den Menschen der naturverbundenen Stände näherte. Er antwortete also, daß es ihm als Priester, der so oft an Sterbebetten stehe, nahegelegen sei, sich einmal in unmittelbarste Nähe des Todes zu begeben, um zu erforschen, ob vor dessen Angesicht jene Sammlung der geistigen Kräfte möglich sei, die den Menschen mit ruhiger Sicherheit in das Reich Gottes hinüberleite.

Die Holzknechte nahmen die Worte des Pfarrers sehr ernst, denn ihnen, deren Leben von hundert Gefahren umgeben war, mußte ernstes Nachsinnen über die letzten Dinge näher liegen als einem, der sich damit nur in theoretischer Philosophie zu befassen pflegt.

Sie starrten nachdenklich in die Glut, und eine Weile war kein Laut um die drei außer dem Sausen des Sturmes draußen im Walde. Endlich nahm der Älteste, der den Namen Fidelis führte, die Pfeife aus dem Munde und sagte: »Was Ihr meint, versteh' ich schon. Daß einer ruhvoll sterben könnt' und bei den letzten Atemzügen schon in Gedanken drüben ist. Wird schwer sein, mein Mensch, sehr schwer. Hab' ihrer hunderteweis sterben sehen im großen Krieg, und keiner, der nicht nach dem Leben geschrien hätt', auch wenn er gewußt hat, es ist nutzlos.«

»Der Lehrer Brawand!« mahnte Vitus, der Jüngere.

»Ist wahr, und recht hat er, der Vitus. Aber lang ist es her seit dem.«

»Was war mit dem Lehrer?«

»Halt so, wie's immer einmal im Gebirge geht. Auf den Mittagstein gestiegen — wenn's Wetter morgen klar ist, sieht der Herr den Berg. Der zweithöchste von den grauen Zähnen, wie man hier so sagt. Steil und schlank wie ein Zeigefinger. Dort hinauf hat der Lehrer müssen, weil das Bergkraxeln einmal Mode ist. Zwei Tage, drei Tage — kommt kein Lehrer zurück. Haben ihn wohl gesucht, ihrer zwölf Führer, aber nichts gefunden. Schlechtes Wetter war dazumal, und der Sturm hat so wüst getan, daß man den Lehrer nicht schreien gehört hat. Das Jahr darauf sind Bergsteiger durch die Nordwand des Mittagsteins gestiegen — die haben den Brawand gefunden. Schön hat er nicht mehr ausgeschaut, no ja, wenn einer zehn Monate im Gewänd liegt! Und eine Schrift war bei ihm, darauf hat der Lehrer sein bitteres Sterben niedergeschrieben.«

»Mußt nicht sagen bitter, Fidelis. Wenn jedem von uns so schöne Hinfahrt beschieden wär'!«

»Die Schrift!« drängte Frieder Wigand. »Wo ist die Schrift?« Nebel zerriß, blaues Tor zwischen wallenden Wolken war sichtbar. Einer hatte gelebt, nein, einer war gestorben, oben in den Felsen des Mittagsteins, der den Weg gewußt hatte. Jetzt, da Frieder diesen einen endlich zu finden hoffte, wurde ihm klar, daß er eigentlich in den letzten Jahren nicht mehr recht daran geglaubt hatte, der Lösung des Rätsels nahezukommen.

Er dämpfte seine Erregung mit der Annahme der Möglichkeit, daß ihm die Schrift des toten Lehrers nichts Neues sagen, vielleicht eine Enttäuschung darstellen würde. Es konnte ja sein, daß die vermeintliche ruhige, wissentliche Todbereitschaft des Mannes nur einige religiöse Phrasen waren, die den Dörflern von einem eifrigen Geistlichen in versöhnlichem, beispielgebendem Sinne ausgelegt worden waren.

Andern Tags saß Frieder Wigand in der Stube der alternden Jungfer Ernestine Zubachen, die die Braut des Lehrers Peter Brawand gewesen war. Die Zubachen hatte sich nach dem Tode ihres Liebsten von aller Weltlichkeit zurückgezogen; sie ernährte sich durch Schneidern, ging eifrig in die Kirche und bereitete sich solcherart auf das Wiedersehen mit ihrem Peter vor. Es fiel Frieder Wigand als Geistlichem nicht schwer, von der Jungfer die Erlaubnis zur Durchsicht der letzten Botschaft zu erhalten, die Peter Bra-

wand in die Welt der Lebendigen gesandt hatte. Es war ein Taschenbuch, dessen blauer Leinwandüberzug teilweise vom Einband getrennt war, losgelöst von der Nässe eines langen Winters. Der Lehrer hatte in dieses Buch seine Alltäglichkeiten und Besonderheiten eingetragen, jene mehr als diese. Er schien ein frischer, von lastender Gedanklichkeit unbeschwerter Mensch gewesen zu sein, der im Beruf vor allem der Liebe zu seinen Schulkindern lebte und seinen Geist eher durch Jagen, Skifahren und Bergsteigen als durch Grübeln über gedankenschweren Büchern hell erhielt. Ein begnadet Unintellektueller! dachte Frieder Wigand. Geschöpf seines Berglandes, vom Ahn her wohl mit Scholle, Wiese und Baum verwurzelt.

Der Lehrer jauchzte durch die Herrlichkeit der ersten Wintermonate und verzeichnete mit lieber Eitelkeit, daß er beim Landesskirennen den weitesten gestandenen Sprung mit sechsundvierzig Meter ausgeführt hatte. »Vom Preisgericht habe ich dafür eine silberne Teekanne, von der Ernestine ein Bussel gekriegt.«

Wigand wollte die Seiten überblättern, um zur Schilderung des Unglücks zu gelangen. Dann aber kam es ihm in den Sinn, daß es für die Erklärung der letzten Stunden Peter Brawands gar nicht unwesentlich sein möge, was dieser Brawand etwa gedacht habe, als er den Zwölfender im Rauhwald schoß. »Er schlegelt mit den Läufen und sieht mich an. Diese Augen, diese letzte Angst! Vor dem Tode? Nein, vor mir! Hinter einen Busch trete ich, verhalte mich still. Will sehen, wie so ein Gottesgeschöpf allein stirbt. Da wird er ganz still, nur die Lauscher zucken leise. Ist, als ob er sich dem Tode ganz hingeben wollte. Und unsereiner? Oh, du armselig Menschlein!«

Hat der todwunde Peter Brawand im Gefels des Mittagsteins an den sterbenden Hirsch gedacht? Nein, wenn's zu Ende geht, setzt die bohrende, marternde Denkmaschine aus, die uns in alle Höhen oder Tiefen des Erdenlebens getragen hat. Nur Gefühl ist da, greift in Sternenweiten oder klammert sich an den dürftigen Strohhalm.

Wie goldklar floß doch das Dasein des Brawand hin! »Heute im Wasserstaub des Sturzbaches einen Regenbogen gesehen. Herrgott, ist das Leben schön!«

Ich habe nie einen Regenbogen in einem Wasserfall gesehen, dachte Wigand. Aber hab' ich jemals darauf geachtet?

Dann wieder: »Den Abend schrecklich verfaulenzt. Auf der Wiese ob dem Dorfe. Der Mittagstein brannte im letzten, roten Sonnenlicht. Nur die Nordwand war griesgrämig grau. Tät' gar nicht schaden, wenn dort einmal ein frohes Menschenkind herzhaft juchezen würde.«

Drei Tage später: »Da kleckse ich wohlfeile Betrachtungen in mein Büchel, statt den Pickel zu nehmen und selbst der zu sein, der in der Nordwand Juchu schreit. Wozu ist man jung und stark!«

Also ging der Lehrer Peter Brawand dem Mittagstein zu. »Fünfhundert Meter unter mir sehe ich den Platz inmitten des Krummholzes, wo ich diese Nacht geschlafen habe. Das war über alle Maßen schön, die Sterne über mir, und Quellrauschen in der Nähe. Ich wollte, ich wäre schon wieder unten. Statt dessen liege ich da auf einer Felskanzel, kann den rechten Fuß nicht rühren und hab' arge Schmerzen an der Seite. Vielleicht ist eine Rippe gebrochen. Zu ärgerlich auch, daß mir im Kamin der Griff ausbrach! Er sah so fest und solid aus. Auf einmal fiel ich — das heißt, es war so, als stiege die Wand blitzschnell in die Höhe, während ich schwerelos im Raum schwebte. Ein harter Schlag und — nichts. Wie ich aufwache, liege ich auf der Felskanzel.

Den Rucksack mit dem Seil habe ich im Sturz verloren. Aber mich selbst zum Glück nicht. Jetzt liege ich schon eine Stunde lang hier und versuche, mir die Aussicht so ruhig anzusehen, als säße ich im Wagen einer Bergbahn. In Sankt Kathrein kochen sie zu Mittag, alle Kamine rauchen. Über dem Öbstein liegt eine graue Wolkenbank. Drüben im Blaubachtal steigt dichter Qualm auf. Brennt vielleicht ein Haus — die armen Leut'!«

Etliche rostbraune, vergilbte Flecken saßen auf dem Papier. Und die Hand der nächsten Zeilen mochte leicht gezittert haben. »Jetzt wird es ernst, Peter Brawand. Hab' husten müssen, und da ist mir Blut aus dem Mund gespritzt. Die gebrochene Rippe wird irgendwas angestochen haben. Komm' ich ins Tal, so werd' ich ins Spital gehen müssen — und in fünf Tagen beginnt die Rehbockpirsch.

Dummer Peter! Redest dir ja nur selbst Mut zu, wenn du von Rehbockpirsch, schöner Aussicht und qualmenden Rauchfängen Sankt Kathreins schwätzest. Weil du genau weißt, daß jetzt Kampf anhebt mit dem mächtigen Herrn, der dich ausstreichen will von der Tafel des Lebens. Also gehen wir's an!«

Das Datum des Tages hatte er noch daruntergeschrieben: den 4. August 1922.

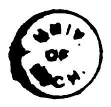
Die nächste Seite war zwölf Stunden weitergerückt, und in diesen zwölf Stunden mußte der einsame Mann alle Wandlung erlitten haben, die zwischen schäumender Lebensfülle und wissender Todbereitschaft liegt.

»Es nützt gar nichts mehr, und ich muß es mir klar heraussagen: nun geht's ans Sterben. Wie oft habe ich in dieses Büchel geschrieben, Dummheiten zumeist, und habe mir gedacht, wenn ich einmal alt sein werde, sollen meine Buben lesen, was der Vater in seinen jungen



Josef Bató: Ernte

Aus der Herbstausstellung 1926 der Berliner Sezession



Tagen getrieben hat. Arme Ernestin, du wirst keine Buben von mir kriegen. Ich weiß das jetzt ganz genau ...

Nach rechts hin hab' ich es gestern zuerst versucht. Ein langes, breites Band — trotzdem fiel es mir schwer, denn den gebrochenen Fuß mußte ich nachschleppen. Nach hundert Metern ist das Band zu Ende und die glatte Wand da. Zurück!

Gedämmert hat es schon stark, und die Wolkenbank über dem Ödstein ist gewachsen, hat sich über den ganzen Himmel ausgedehnt. Trotzdem versuchte ich es links — ich wußte, daß drüben eine Steilschlucht ins Kar niedergeht.

Da ist es geschehen: keine zwanzig Meter von der Kanzel entfernt durchschüttelt es mich, ich spüre Hustenreiz, und dann bricht es breit und rot hervor. Schwarz wurde mir vor den Augen, die Muskeln leer wie schlaffe Säcke. Weiß kaum mehr, wie ich zurückgekrochen bin auf mein Platzel. Über und über rot von Blut. Und matt, so matt. Gleich eingeschlafen!

Wie ich erwache, ist der Nebel dicht um mich, und der Sturm schreit im Gewänd. Nacht, schwere, brüllende Nacht!

Ihrer, des Sturmes und der Wand, würde ich Herr, wenn ich noch der alte Peter Brawand wäre. Aber den hat eine abgesplitterte Rippe totgestochen. Was von ihm übriggeblieben, ist ein klägliches Häuflein Mensch und kann sich kaum rühren.

In der Morgenfrühe hörte ich tief unten im Kar Rufen und Pfeifen, halbverweht vom Sturm. Sie suchen mich. Ja, wenn ich auch schreien könnte! Versuche ich nur ein Wort zu sprechen, dann ist es heiseres Krächzen. Und mein Signalpfeiferl ist mit dem Rucksack in die Tiefe gefahren.

Schwach bin ich, so viel schwach! —

Das habe ich vor vier Stunden geschrieben. Merkwürdig, wie dieses Schreiben beruhigend wirkt. Als ob ich mit jemandem spräche. Und zwar mit meiner Mutter, die schon so lange tot ist. Mit gar niemand anderm. Mit der herzlieben Ernestin nicht, mit dem Sepp Leiracher nicht, meinem besten Freund, mit dem Herrgott nicht, der schon ein Plätzchen frei machen wird für den Peter. Nur mit der Mutter! —

Wieder schreib' ich. Es geht gegen Nachmittag, und der Sturm ist noch stärker geworden. Die Nebel jagen in Fetzen an mir vorbei, ein Schwarm Bergdohlen tauchte auf und verschwand wieder.

Nicht daran denken, Peter, wie es wäre, wenn du auch fliegen könntest!

Noch einmal hab' ich mir alles überlegt wie ein getreuer Knecht, der sein Amt dem Herrn zurückgibt. Hab' mir überlegt, ob ich wohl alles getan hab', was Gott von mir verlangte, da er mir dieses mein Leben gab, damit ich es hüte und wahre. Ich lege die Hände nicht träge in den Schoß.

Ich kann nicht — nicht kann ich aus eigner Kraft hinabkommen, denn der Todwunde hat diese Kraft nicht mehr.

Nicht kann ich schreien und rufen; die Rettungsexpedition, die ich nachmittags wieder vernahm, hört nur ihr eignes Echo.

Nicht kann ich Freundesaugen mit einem Tuch ein Zeichen geben, weil Nebel ringsum zieht. Wäre klare Sicht, dann spähten hundert Augen von Sankt Kathrein zum Mittagstein empor und sähen mein rotes Sacktuch.

Der Körper ist siech, und die Kräfte fließen aus ihm mit den Blutstropfen, die mir zeitweilig aus dem Munde sickern. Schlafen möchte ich, schlafen! —

Sieben Uhr abends. Nun weiß ich, was ich tue. In meiner schweren, hilflosen Müdigkeit lege ich mich rücklings auf mein Felsenbett und denke an das selige Sterben. Mein Leben ist so schön gewesen — warum soll ich mir den Tod häßlich machen durch Klagen und Jammern?«

Und nun die letzte Zeile, in aufgelösten Schriftzeichen schräg über eine Seite des Buches geworfen: »Siehe, ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen!«

Hier schlossen die Aufzeichnungen des Lehrers Peter Brawand. —

Der Geistliche in der Altjungfernstube zu Sankt Kathrein sah aus dem Kreise dieses hellen Lebens und lichten Todes, darin er eine Stunde verstrickt gewesen war, in sein eignes Dasein zurück, und ihm war, als träte er aus einem sonnendurchfluteten Saal in ein mit schwarzen Tüchern verhängtes Zimmer. Er sah sich selbst wieder als Kind und sah, wie er dahinschritt, den Blick auf ein unbestimmtes Ende gerichtet. Wie er den Tod im Herzen trug, das den berauschenden Hymnus des Lebens sang. Wie er an Abschied dachte, da ihm alles ringsum Willkommen zurief.

Sein ganzer Gedankenbau stürzte krachend zusammen: Nicht darf ich denken und planen, daß ich so und auf keine andre Art hinübergehen werde. Mein Leben muß so licht sein, daß sich das purpurne Sonnenflammen des Scheidens von selbst ergibt. *Die Schönheit des Sterbens erfährt nur, wer die Schönheit des Lebens erkannt hat.*

Als er ins Freie schritt, brannte auf dem Mittagstein die Fackel des scheidenden Tages. In der Seele Frieder Wigands aber spannten sich alle Kräfte, die der Irrtum seines bisherigen Lebens für eine kleinste, letzte Minute gespart hatte, zu neuem, wagemutigem Wandern an.

Eltern und Kinder im Bürgerlichen Gesetzbuch

Von Rechtsanwalt Dr. Albert Baer (Berlin)

> Die glückliche Geburt ihres Sohnes Karl Theodor zeigen hocherfreut an
> Ernst Schulz und Frau Emmy, geb. Meyer

Die erste Rechtshandlung, die die Eltern vorzunehmen haben, nachdem der junge Erdenbürger auf der Welt erschienen, ist die Anmeldung der Geburt beim Standesamt und die Namengebung. Während aber die Geburt des Kindes innerhalb einer Woche dem Standesbeamten des Bezirks anzuzeigen ist, kann der Vorname noch binnen zwei Monaten nach der Geburt angemeldet werden (§§ 17, 22 des Personenstandsgesetzes). Den Vornamen bestimmen die Eltern gemeinschaftlich; können sie sich jedoch nicht einigen, will die Mutter den Sohn Helmut, der Vater ihn Ruben nennen, so entscheidet der Vater, wie überhaupt in allen Angelegenheiten der Erziehung, bei denen die Eltern nicht einig sind. Das Kind heißt mit Familiennamen wie der Vater. Dies ist, obwohl selbstverständlich, im Gesetz ausdrücklich gesagt (§ 1616 BGB.), nur in vereinzelten Fällen wird man noch gefragt, ob das Kind nicht anders heißen könne. Eine Namensänderung ist nur möglich mit behördlicher Erlaubnis; bei Annahme an Kindes Statt (Adoption) erhält das angenommene Kind den Familiennamen der Adoptiveltern, kann aber seinem neuen Namen den alten hinzufügen (§ 1758 BGB.).

Mit der Geburt, »von Mutterleib und Kindesbeinen an«, tritt das Kind unter die »elterliche Gewalt«, in der es bleibt, solange es minderjährig ist, also bis zum vollendeten einundzwanzigsten Lebensjahre, wenn nicht ausnahmsweise die Volljährigkeitserklärung nach vollendetem achtzehnten Lebensjahre durch das Vormundschaftsgericht erfolgt (§ 1626, 3 ff. BGB.). Diese »elterliche Gewalt« ist aber vorwiegend eine »väterliche Gewalt«. In keiner Weise ist die Frau in der Ausübung der elterlichen Rechte durch das Bürgerliche Gesetzbuch dem Manne gleichgestellt. Hier bleibt ihr noch viel zu erkämpfen, wie überhaupt auf dem Gebiete des Familienrechts, Eherechts und ehelichen Güterrechts. Die »elterliche Gewalt« bedeutet: Fürsorge für die Person des Kindes, Vertretung des Kindes, Verwaltung seines Vermögens, Nutznießung an seinem Vermögen. Die Mutter hat, solange die Ehe besteht, hiervon nur die Personenfürsorge neben dem Vater. Personenfürsorge bedeutet die Pflicht der Eltern, dem Kinde Unterhalt zu geben, es zu erziehen, zu beaufsichtigen und seinen Aufenthalt zu bestimmen (§§ 1627, 1631, 1601 ff. BGB., Reichsverfassung Artikel 120). Interessant ist hierbei, daß das BGB. bezüglich der Erziehung von einem Erziehungsrecht und einer Pflicht der Eltern spricht. Erst zweiundzwanzig Jahre später, im »Jahrhundert des Kindes«, wird in § 1 des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes von 1922 jedem deutschen Kind ein Recht auf Erziehung zu »leiblicher, seelischer und gesellschaftlicher Tüchtigkeit« zugesprochen. Diese aus Artikel 120 der Reichsverfassung entnommene Formulierung ist als Inhalt der Erziehungspflicht anzusehen. Des Kindes Anlagen sind nach jeder Richtung hin zu entwickeln, soweit den Eltern dafür die materiellen Mittel zur Verfügung stehen. Ebensoweit haben sie aber auch die Mittel für die Erziehung zu gewähren. Wohlhabende Eltern müssen für das dazu veranlagte Kind die Mittel für höhere Schulbildung und Universitätsstudium zur Verfügung stellen, d. h. insbesondere die Mittel zur Berufserziehung. Einzelheiten der Erziehung sind den Eltern überlassen. Sie haben es mit ihrem Gewissen abzumachen, ob sie das Kind nach den Vorschriften Pestalozzis, Fröbels, Montessoris oder der »Entschiedenen Schulreformer«, ob sie es mit drakonischer Strenge oder in völliger Freiheit erziehen wollen, geleitet von dem Goethewort »Denn wir können die Kinder nach unserm Sinne nicht formen«, ob sie sie mit Strafe und angemessenen Zuchtmitteln oder mit liebevollen Worten aufwachsen lassen wollen. Sie bestimmen auch die religiöse Erziehung des Kindes (jetzt durch ein besonderes Gesetz vom 15. Juli 1921 geregelt). In der Regel soll das Kind in dem beiden Eltern zur Zeit der Heirat gemeinsamen Bekenntnis erzogen werden; bei Bestehen der Ehe kann keines der Eltern ohne Zustimmung des andern einen Bekenntniswechsel anordnen oder Abmeldung vom Religionsunterricht vornehmen; in der Mischehe aber gibt bei Nichtübereinstimmung wieder die Meinung des Vaters den Ausschlag. Nach dem Tode eines Elternteiles bestimmt der andre völlig frei; bei Streitigkeiten in religiösen Fragen greift das Vormundschaftsgericht ein. Ferner bestimmen die Eltern den Aufenthalt des Kindes. Will der Vater Gymnasialerziehung am Wohnort, die Mutter Aufenthalt im Landerziehungsheim, so geht wieder die Meinung des Vaters vor. Schon das Kind hat gegenüber den Eltern insofern gewisse Rechtspflichten, als es den Eltern im Haushalt und im Geschäft helfen muß, wenn dies der elterlichen Lebensstellung entspricht, z. B. beim Zeitungsaustragen, Obstverkaufen, Geldeinkassieren usw. (§ 1617 BGB.), alles, soweit nach öffentlich-rechtlichen Vorschriften Kinderarbeit gestattet ist.

Neben der Personenfürsorge hat der Vater, wie schon angedeutet, das Recht und die Pflicht, das Kind bei Rechtsgeschäften zu vertreten. Dem Kinde ist z. B. im Testament seines Onkels ein

Vermächtnis ausgesetzt, das von den Erben des Onkels nicht bezahlt wird; hier muß der Vater in Vertretung des Kindes klagen. Dies greift schon in die Vermögensfürsorge ein. Der Vater hat das Vermögen des Kindes zu verwalten, er nimmt es in Besitz, verwahrt Schmucksachen, Wertpapiere usw. Geld hat er nutzbringend und auf den Namen des Kindes mündelsicher anzulegen, soweit nicht nach Lage des einzelnen Falles das Vormundschaftsgericht ihm eine andre Anlage gestattet. Tut er es nicht, so haftet er auf Schadenersatz, allerdings nur für dieselbe Sorgfalt, die er auch in eignen Angelegenheiten anwendet, bestimmt aber bei grober Fahrlässigkeit und Vorsatz. In gewissen Fällen ist der Vater bei der Vermögensverwaltung eingeschränkt; er kann aus dem Vermögen des Kindes keine Schenkungen machen — von kleinen Gelegenheitsgeschenken abgesehen — und bedarf zu wichtigeren Geschäften der Zustimmung des Vormundschaftsgerichts, wie z. B. bei Grundstücksgeschäften, Ankauf eines Erwerbsgeschäfts, Aufnahme von Darlehen, Eingehung von Wechselverbindlichkeiten oder Abschluß von langjährigen Verträgen. Erwirbt der Vater für das Kind ohne Genehmigung des Vormundschaftsgerichts z. B. ein Zigarrengeschäft, so ist der Kaufvertrag so lange unwirksam, bis das Vormundschaftsgericht ihn genehmigt. Unkosten der Vermögensverwaltung, z. B. Auslagen für Reise, Inserate usw., kann der Vater aus dem Kindesvermögen ersetzt verlangen. Betreibt das etwa achtzehnjährige Kind das so mit Genehmigung des Vormundschaftsgerichts erworbene Geschäft, so unterliegt das hierbei vom Kinde erworbene Vermögen der Verwaltung des Vaters nicht, ebensowenig wie das Vermögen, das das Kind von Dritten mit der Bestimmung erhalten hat, dem Vater solle die Verwaltung entzogen sein (§ 1638 ff. BGB.). Neben der Verwaltung hat der Vater die Nutznießung am Kindesvermögen; das bedeutet, daß er die Einkünfte des Kindesvermögens für sich verwenden kann. Er erhält zu eignem Gebrauch die Mietzinsen aus dem Hause des Kindes, die Ernte aus dem landwirtschaftlichen Betrieb, den jährlichen Reingewinn aus einem Erwerbsgeschäft, wobei er aber Verluste ausgleichen muß. Bares Geld darf er allerdings nur mit Genehmigung des Vormundschaftsgerichts verbrauchen und muß es beim Ende der Nutznießung zurückerstatten. Von der Nutznießung ist das sogenannte »freie Kindesvermögen« ausgeschlossen, nämlich die zum persönlichen Gebrauch des Kindes bestimmten Gegenstände, wie Kleider, Schmucksachen, Arbeitsgeräte, die Einnahmen aus dem vom Kinde (nicht vom Vater für das Kind) betriebenen Erwerbsgeschäft, Zuwendungen von Dritten mit der Bestimmung, daß die Zuwendung »freies Kindesvermögen« sein soll. Zum Ausgleich für die Einnahmen aus der Nutznießung am Kindesvermögen hat der Vater die Lasten zu tragen, er muß Grundsteuern bezahlen, Gewerbesteuern, Hypothekenzinsen usw. Die Nutznießung kann der Vater niemandem übertragen, und seine Gläubiger haben keinen Anspruch auf das Kindesvermögen (§ 1649 ff. BGB.).

Neben dem Vater hat die Mutter, wie bereits ausgeführt, die Personenfürsorge, nicht die Vertretung, Vermögensverwaltung und Nutznießung. Stirbt aber der Vater, so geht die elterliche Gewalt in vollem Umfange auf die Mutter über; die minderjährigen Kinder erhalten also nicht, wie vielfach noch irrtümlich angenommen wird, einen Vormund. Ferner hat die Mutter bei Bestehen der Ehe die elterliche Gewalt an Stelle des Vaters (jedoch mit Ausnahme der Nutznießung), wenn der Vater durch Krankheit oder Abwesenheit verhindert ist oder seine elterliche Gewalt infolge Geisteskrankheit ruht. Ist in solchem Falle die Ehe aufgelöst, so ist für die Kinder ein Vormund zu bestellen, jedoch kann der Mutter auf ihren Antrag die elterliche Gewalt einschließlich der Nutznießung übertragen werden (§§ 1684—1686 BGB.). Schließlich kann der Vater (oder die Mutter) die elterliche Gewalt verwirken, nämlich dann, wenn er das geistige oder leibliche Wohl des Kindes gefährdet, z. B. es hungern läßt, in der Erziehung vernachlässigt, es grob mißhandelt, nicht zum Schulbesuch anhält, infolge dauernder Trunksucht oder geschlechtlicher Ausschweifungen einen schlechten Einfluß auf das Kind ausübt. Dem Vater kann die gesamte elterliche Gewalt oder ein Teil — etwa nur die Personenfürsorge oder nur die Vermögensfürsorge — entzogen werden (§§ 1666—1673 BGB.). Auch ohne Verschulden eines Elternteiles darf jetzt auf Grund des Jugendwohlfahrtsgesetzes das Vormundschaftsgericht eingreifen, um Verwahrlosung Jugendlicher zu verhüten, und Schutzaufsicht, schlimmstenfalls Fürsorgeerziehung, anordnen. Im Falle der Verwirkung durch den Vater geht die elterliche Gewalt bei Bestehen der Ehe wegen der Abhängigkeit der Mutter nicht auf diese über, sondern es wird ein Vormund oder Pfleger bestellt. Bei aufgelöster Ehe erhält die Mutter die elterliche Gewalt. In allen Fällen, wo die elterliche Gewalt auf die Mutter übergeht, kann sie, wenn sie sich der Erziehung, insbesondere der Vermögensverwaltung, nicht gewachsen fühlt, sich vom Vormundschaftsgericht einen Beistand bestellen lassen, der zu allen wichtigeren Geschäften der Mutter für das Kind seine Zustimmung geben muß (§ 1687 ff.). Eine minderjährige Mutter hat immer nur die Personenfürsorge, niemals, auch nach dem Tode des Vaters nicht, die Vertretung des Kindes. Vielmehr wird, solange die Mutter minderjährig ist, ein Vormund bestellt. Ferner verliert die Mut-

ter die elterliche Gewalt, wenn sie nach dem Tode des Vaters wieder heiratet (§ 1684 ff. BGB.).

Mit zunehmendem Alter des Kindes tritt eine Änderung zu seinen Gunsten ein: es hat in Erziehungsfragen mitzureden und erhält gewisse Rechte. Nach vollendetem zehnten Lebensjahre muß es gehört werden, wenn ein Elternteil zur Anordnung des andern, die religiöse Erziehung betreffend, die Zustimmung verweigert, mit vollendetem zwölften Lebensjahr kann die Konfession nicht mehr gegen den Willen des Kindes geändert werden, nach vollendetem vierzehnten Lebensjahre steht ihm die Entscheidung, zu welcher Religion es gehören will, selbst zu. Mit vollendetem sechzehnten Lebensjahr kann die Tochter heiraten, bedarf aber bis zum vollendeten einundzwanzigsten Lebensjahre der Einwilligung des Vaters — nicht der Eltern, nicht der Mutter, außer wenn der Vater tot ist —; ein uneheliches Kind bedarf der Einwilligung der Mutter (§ 1303 ff. BGB.). Heiratet die Tochter als Minderjährige, so wird sie dadurch nicht volljährig. »Heirat macht nicht mündig«, vielmehr bleibt dem Vater das Recht, sie zu vertreten. Die Vermögensverwaltung geht allerdings nach den Grundsätzen des ehelichen Güterrechts auf den Ehemann über, die Nutznießung ebenfalls, es sei denn, daß das Kind ohne Einwilligung heiratet (§§ 1633, 1661 BGB.). Der Sohn kann erst nach vollendetem einundzwanzigsten Lebensjahre, also nach Erreichung der Volljährigkeit heiraten. Wird er ausnahmsweise schon vorher für volljährig erklärt, so bedarf er trotzdem bis zum vollendeten einundzwanzigsten Lebensjahre zur Eingehung der Ehe der Zustimmung des Vaters, die allerdings durch das Vormundschaftsgericht ersetzt werden kann. Mit der Heirat erwirbt die Tochter (nicht der Sohn) gegen den Vater — oder wenn der Vater nicht dazu imstande oder bereits gestorben ist, gegen die Mutter — einen Anspruch auf eine »Aussteuer«, d. h. einen Anspruch auf Beschaffung der zur Einrichtung des Haushalts notwendigen Gegenstände, wie Zimmereinrichtung, Küche, Wäsche usw., entsprechend den Vermögensverhältnissen der Eltern und soweit sie kein eignes Vermögen hat. Die Eltern können die Aussteuer verweigern, wenn die Tochter ohne Genehmigung heiratet, also bis zum einundzwanzigsten Lebensjahre; die später heiratende Tochter kann die Aussteuer auch dann verlangen, wenn ihre Eltern mit der Heirat nicht einverstanden sind. Ferner können die Eltern die Aussteuer verweigern, wenn die Tochter ihnen nach dem Leben trachtet, sie grob mißhandelt hat, ihnen böswillig keinen Unterhalt gegeben hat und in ähnlichen Fällen mangelnder Kindesliebe (§§ 1620 bis 1623 BGB.). Die Tochter hat einen Anspruch nur auf eine Aussteuer im eben dargelegten Sinne, nicht einen Anspruch auf eine Mitgift, d. h. über die Einrichtung hinaus auf bares Geld. Das Gesetz kennt den Ausdruck Mitgift nicht, wohl aber den Begriff »Ausstattung«. Ausstattung ist die Zuwendung des Vaters oder der Mutter an ein Kind mit Rücksicht auf dessen Heirat, Begründung eines Geschäfts, Übersiedlung ins Ausland und ähnliche Fälle. Zu einer solchen Ausstattung bei der Heirat sind die Eltern nicht verpflichtet; versprechen sie aber dem Kinde eine solche Ausstattung, der Tochter also im Heiratsfalle über die Aussteuer hinaus eine Mitgift, dem Sohn beispielsweise eine Geldsumme zur Begründung eines Geschäfts, so sind sie an dieses Versprechen rechtlich gebunden; es genügt ein mündliches Versprechen für eine solche Zuwendung, die nicht das den Vermögensverhältnissen des Vaters oder der Mutter entsprechende Maß übersteigt. Versprechungen darüber hinaus allerdings gelten als Schenkungen und bedürfen zu ihrer Gültigkeit der notariellen Beurkundung (§§ 1624, 518 BGB.). Mit einundzwanzig Jahren wird das Kind volljährig, damit endet jeder rechtliche Einfluß auf Erziehung des Kindes, auf seine Vertretung, auf sein Vermögen; irgendeine Zustimmung ist nicht mehr erforderlich. Das Kind beginnt als Erwachsener seinen Lebenslauf, der Erzogene wird zum Erzieher.

Abkehr

Ach das langweilige schmerzende Café!
Was tue ich hier:
Alles macht mich beklommen und tut mir weh.
Die mir zulächelt, ich danke dir!

O Winterzeit im Wald, o schwermutvoller Rabe!
Ich aber durch den Rauch bin halb verträumt.
Die kleine blonde Gattin, die ich habe,
Schweigt neben mir und gähnt.

Verdorrt, duftlos stehn Blumen auf den Tischen,
Aus ihrer Welkheit fühl' ich müde Klage.
Ich möchte jetzt an einem Waldsee fischen,
Die Nixe winkte mir aus einer Mondnachtsage.

O rätselhaftes Weib mit langem Bein, verspielt,
Ich spüre deine letzte Liebesnacht an dir.
Den tiefen Blick, der nach mir lockend zielt,
Verstünde selbst ein Tier.

Der bleiche Geiger hebt sein Instrument,
Ein Charleston rast ab mit heißem Lauf.
Ich kann nicht mehr! O Stern, der draußen heilig brennt,
Ich komme Oh! Ich breche glühend auf.

Anton Schnack

Die Kunst in der Jugendbewegung

Von Else Frobenius

Das Gemeinschaftserlebnis, das den tiefsten und beglückendsten Inhalt der Jugendbewegung bildet, findet nirgends einen so reinen und klaren Ausdruck wie in der gemeinsamen Pflege volkstümlicher Kunst, die seit den Zeiten des Urwandervogels in den Jugendbünden heimisch ist. Lied, Tanz und Spiel sind die unzertrennlichen Gefährten der Jugend. Ihre gemeinschaftsbildende Kraft adelt jedes Beisammensein, läßt überschäumende Jugendkraft harmonisch ausströmen und gibt unerlöstem Sehnen eines rhythmisch gebundenen und darum befreienden Ausdruck.

Die Stufen dieses Werdens spiegeln sich besonders deutlich in der Beziehung der Jugendbewegung zur Musik. Hat diese doch schon beim Urwandervogel Pate gestanden, während der Tanz erst mit dem Eintritt der Mädchen einzog und das Laienspiel erst der bewußten Rückkehr zu alter Volkskunst seine Aufnahme verdankt.

Unter den Urwandervögeln gab es ein paar Leute, die von echtem Musikgefühl beseelt waren: den Oberbacchanten Karl Fischer, dessen Lieblingslied, die »mächtige« Weise »Aus Feuer ist der Geist geschaffen«, beim abendlichen Beisammensein oft in großem Chor erklang, wobei er stimmungsvolle Akkorde auf seiner Gitarre griff; Wolf Meyen, der viel dazu beigetragen hat, das Bild des Wandervogels, des fahrenden Gesellen mit Schlapphut, Rucksack und Gitarre zu prägen, und Hans Breuer, den liederseligsten aller Wandervögel, der als Knabe in tollem Kundenübermut die Wälder mit Gejohle erfüllte, später aber einer der besonnensten und tatkräftigsten Führer der Jugend wurde. Diese drei waren Meister im Auffinden alter Weisen, die sie teils in vergilbten Liederbüchern aufstöberten, teils auf ihren Fahrten den Bauern und reisenden Handwerksburschen ablauschten. Sie haben den musikalischen Stil der Jugendbewegung geprägt. »Die Leiblieder des Wandervogels haben gewechselt wie die Pariser Moden: Bierlied — Scheffel — Arie — Moritat und Turnerlied. Zuletzt kam still und anspruchslos das Volkslied. Aber es k a m eigentlich nicht, es b l i e b. Und indem die Jahre Volkslied an Volkslied in unsre Reihen woben, erkannten wir mehr und mehr, daß hier im stillen eine neue eigenartige Welt für unsern Wandervogel entstand« — so schrieb Hans Breuer später.

Das Sammeln alter Volkslieder ward Brauch unter den Wandervögeln. Wenn sie im Dorf gastlich aufgenommen wurden, sangen sie den Bauern zum Dank ihre Lieder vor und regten sie dazu an, ihrerseits die Weisen des Landes zum besten zu geben. Das neu Gefundene wurde schnell niedergeschrieben, oft in unbeholfen kindlicher Notenschrift, aber doch ein Stück Leben, dessen Zauber uns noch heute aus den vergilbten Liederheften alter Wandervögel anweht. Der Mittelpunkt der Sangesfreude war die »Heidelberger Pachantei«, die unter Führung von Hans Breuer, dem Leiter des größten Wandervogelbundes, stand. 1909, zwölf Jahre nach der Begründung des Urwandervogels, gab er unter Mitwirkung vieler Wandervögel den »Zupfgeigenhansl«, eine Sammlung alter Volksweisen aus dem 16. und 17. Jahrhundert und vieler lebender Lieder, heraus. Sein Erscheinen kann als Beginn einer planmäßigen Musikpflege im Wandervogel bezeichnet werden.

Je mehr die Wandervogelbünde anwuchsen, um so mehr stieg die allgemeine Liederseligkeit, um so mehr unmusikalische Elemente drangen aber auch ein. Und da jeder singen und Gitarre spielen wollte, entstand oft ein fürchterliches Durcheinandersingen und ein Gitarren-»Schrum-Schrumm«, das musikalischen Menschen unleidlich schien. Der Wunsch nach einer Pflege der Liedbegleitung erwachte. 1911 erschien der erste Lehrgang zur gründlichen Erlernung des Lautenspiels, dem das Wandervogellautenbuch und andre folgten. Das »Wandervogelliederbuch«, eine Sammlung älterer und neuer Weisen, gab durch zweistimmigen Satz Anregung zu planmäßiger Schulung im Singen, ebenso das »Jenaer Liederblatt«.

Während Breuer und viele andre im Volksliede den vollendeten Ausdruck der Wandervogelideale sahen, warf 1912 Rittinghaus im »Wandervogel« die Frage auf, ob das Volkslied der volle Ausdruck des modernen Seelenlebens sei oder ob der Wandervogel nicht berufen sei, das n e u e deutsche Volkslied zu schaffen. Damit rief er die »Neutöner« auf den Plan, die im Münchner Lautensänger Robert Kothe einen erfolgreichen Anreger fanden. Ihr Dichter war vor allem Hermann Löns. Die »Lönsliederbücher« brachten manches Gedicht in fünf- bis sechsmaliger Vertonung. Fast ebenso allgemein wie früher das Klampfenspiel wurde jetzt die Freude am Vertonen, und auch hier war eine Verflachung des Musikgefühls die Folge. Was in den Anfängen des Wandervogels gefühlsmäßig von musikalischen Menschen gefunden wurde, drohte zur Modesache herabzusinken und zur Spielerei zu werden.

Diese Entwicklungen werden ausführlich von Hilmar Höckner in dem Buch »Die Musik in der deutschen Jugendbewegung« (Georg Kallmeyer, Wolfenbüttel) dargestellt. Er entwirft auch ein eingehendes Bild des Mannes, durch dessen Einfluß eine neue Musikgesinnung in der Jugendbewegung einzog, August Halms, der die Musikerziehung in der Freien Schulgemeinde

Wickersdorf leitete und durch Gustav Wyneken mit der Jugend in Fühlung gebracht wurde.

Die Musik war auf der ersten Stufe der Jugendbewegung das Ergebnis einer gefühlsmäßigen Abkehr von der herrschenden Zivilisation und einer romantischen Rückkehr zu altem Volksgut. Auf der zweiten Stufe drohte sie verflachendem Spieltriebe der Masse zu verfallen, was den Anstoß zum Beginn musikalischer Schulung gab; durch die »Neutöner« drangen moderne Elemente in sie ein. Auf der dritten Stufe nimmt sie die künstlerische Pflege alten Volksguts auf und wird bewußt in den Dienst der Erziehung des Menschen gestellt. Zeitlich fällt diese Wandlung in die Jahre, wo das Hochbild des neuen Deutschland, des neuen deutschen Menschen vor der Jugend erstand.

Halm suchte in der Musik nicht naturhaft unbewußtes Sein, sondern ihre im höchsten Grade bewußt gestaltete Erscheinung. Diese fand er in den Werken Bachs, Beethovens, Bruckners als »Ausdruck eines überpersönlichen Gesetzes«. Den Sinn für dieses Gesetz in Harmonik, Rhythmik, Melodik zu erschließen, war Sinn und Ziel seines Unterrichts und seiner musikerzieherischen Werke. Daß er grundlegenden Einfluß auf die Musik der Jugendbewegung gewann, ist das Verdienst Fritz Jödes, der 1918—23 in Hamburg »Die Laute«, die »musikalische Zeitschrift der Jugendbewegung«, herausgab. Er will zwar den subjektiv-improvisatorischen Charakter des Volksliedgesanges wahren, ihn aber gleichzeitig musikalisch-künstlerisch vertiefen. Musikerziehung und -gesinnung beruhen für ihn auf dem Gemeinschaftserlebnis. In seinem Buch »Musik und Erziehung« heißt es: »... Wir sind nicht auf dem Wege über neue Methoden zur Musik gekommen, sondern über einen neuen Menschen. Damit ist zugleich auch angedeutet, daß es sich in tiefstem Sinne um eine Frage der Geselligkeit handelt und nicht um eine Frage der Musik selbst. Musik ist hier keine Angelegenheit für Fachleute, sondern eine allgemein menschliche. Und weil Menschentum tiefer, wieder als Brudertum erlebt wurde, so wurde Musik, als menschliche Angelegenheit, auch als innerste Angelegenheit erlebt.«

Die Musik soll Ausdruck der Tatgesinnung werden, zu der in einer Zeit politischer Verwirrung und überhandnehmender Problematik in der Jugendbewegung unablässig aufgerufen wird. Jöde fordert zur Bildung von Tatgemeinschaften auf, die durch Pflege der Musik den Einzelnen zur Selbsterziehung reif machen. In ganz Deutschland bilden sich die »Musikgruppen der Laute«, »Musikantengilden« und andre musikalische Arbeitsgemeinschaften, die sich zu gemeinsamem Spiel oder zum Chorsingen zusammenschließen. In den Musikbeilagen der »Laute« geben Jöde und seine Mitarbeiter ihnen »Gemeinschaftsmusik«, alte polyphone Chorsätze, Musik für Geige und Laute oder für mehrere Melodieinstrumente und Laute. In der »Hausmusik« und einer Reihe andrer Sammlungen, so dem »Altdeutschen Liederbuch«, bietet Jöde ihnen Chorsätze von Meistern aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Michael Praetorius, Heinrich Schütz, Erasmus Sartorius, Adam Gumpelzhaimer mit ihren Kanons und Chören werden zu neuem Leben erweckt. Johann Sebastian Bachs Motetten bilden den Höhepunkt eines begeisterten musikalisch-erzieherischen Schaffens. Die »Laute« wird in ihrem 6. Jahrgang in die »Musikantengilde« umgewandelt, die als »Blätter der Wegbereitung für Jugend und Volk« nun schon im 10. Jahrgang erscheint. (Kallmeyer, Wolfenbüttel.) Ihre Beilage »Musik im Anfang« ist vor allem die Zeitschrift für die Sänger in Musikantengilden und Singkreisen.

Der Gedanke, daß Musik »bildet«, daß sie in unsrer zersetzenden Zeit wieder »Volk zusammenschmieden kann«, leitet diesen Kreis. Die Jugend tritt ethisch an die Musik heran mit der dringenden Frage: »Kannst du uns in Bewegung setzen auf jene wiederersehnte Klarheit eines geformten Lebens zu? Kannst du uns gestalten? Bist du selbst Gestalt, überlegene Gestalt?« Um auf diese Lebensfrage eindeutige Antwort zu bekommen, bemüht sich die Jugend in ernsthaftem Ringen mit der Musik um ihre Gestaltdeutung. Sie beginnt dabei zu erfahren, »daß jede Musikgestalt einer bestimmten Lebenshaltung, Gemeinschafts- und Staatsform des Menschen fest zugeordnet ist, daß am Bilde solches singenden und musizierenden Kreises schließlich das Bild des alten Staates überhaupt wieder erscheint.«

Diese neue Musikgesinnung schreitet unaufhaltsam fort. Sie führt zur Gründung zweier »Volksmusikschulen der Musikantengilde« 1923 in Hamburg und 1925 in Berlin, die Sänger aus allen Kreisen und Ständen in gemeinsamer Arbeit schulen. Jöde, seit 1923 als Professor an der Akademie für Kirchen- und Schulmusik in Charlottenburg tätig, sucht durch seine Schriften auch die Schulmusik auf die Grundlage gemeinsamen Musizierens zu stellen und hat bereits vielfach anregend gewirkt.

Starke Antriebe erhielt die neue Musikgesinnung durch die Finkensteiner Bewegung, die 1923 von einer Singwoche, die der Sudetendeutsche Walther Hensel in der Waldsiedlung Finkenstein bei Mährisch-Trübau veranstaltete, ihren Ausgang nahm. Seither haben sich in allen Teilen Deutschlands »Singgemeinden« gebildet, die im »Finkensteiner Bund« zusammengeschlossen sind. »Grenzlandnot«, das Bestreben, dem bedrängten Deutschtum neuen geistigen Halt zu geben, verlieh nach

Walther Hensels Wort der Bewegung Kern und Inhalt. Sie sieht sich als Kulturbewegung, die das ganze deutsche Volk erfassen will im Erwecken echten Volkstums durch das gute Volkslied, durch vollwertige Kunst. Hensel bekämpft das »falsche deutsche Lied« des 19. Jahrhunderts, Liedertafelei, Kommersgesang und Salonmusik. Auch er hat eine Reihe von Liedersammlungen und von Madrigal- und Volksliedsätzen des 16. Jahrhunderts neu herausgegeben, alle im Bärenreiterverlag zu Augsburg. Dort erscheint auch die Bundeszeitschrift »Die Singgemeinde«.

Hensel, der jetzt in Dortmund lebt, reist von Singwoche zu Singwoche. Durch die Kraft seiner von begeistertem Glauben getragenen Persönlichkeit vermag er binnen einer Woche gemeinsamen Lebens und Arbeitens einen Chor zu einer von innerem Schauen getragenen Gemeinde zusammenzuschmelzen. »Wir sind Wegbereiter eines neu aufwachenden Volkes und selbst ein werdendes Volk — das ist es, was heute bereits die Idealisten über den Materialismus triumphieren läßt: das Bewußtsein, daß eine große Zeit heranbricht und uns alle aufruft!« schreibt er im Bärenreiter-Jahrbuch.

Neben ihm steht seine Frau Olga Hensel, die als Stimmbildnerin an den Singwochen teilnimmt und den Gesang auf der Grundlage einer richtigen Atmung aufbauen hilft. Sie geht dabei von dem Gedanken aus, der der Körperkultur der Jugendbewegung, vor allem ihrem Tanz zugrunde liegt: daß Körper und Seele eins seien und daß der Ausdruck seelischen Erlebens nur auf Grund einer harmonisch beherrschten Körperlichkeit möglich sei.

Der Tanz, der anfangs nur Ausdruck froher Jugendlust ist und wie das Lied in volkstümlicher Überlieferung gefunden wird, entwickelt sich zum Träger einer Weltanschauung, wie die Musik der Jugendbewegung. Man lehnt sich in Gebärde und Kleidung an die Formen der Gotik an und führt einen Singetanz und Reigen auf grünem Rasen ein, mit einer Gelöstheit der Bewegung, wie sie in engen überfüllten Sälen nicht möglich ist. Man wandert hinaus in die Heide und in entlegene Dörfer und läßt sich den »Widewid«, die »Kontras« und alte Ländler und Zweischrittänze von den Bauern vortanzen. Gertrud Meyers »Tanzspiele und Singtänze« erscheinen bei Teubner 1913 in 5. Auflage. Sie sind mit ausführlichen Tanzanweisungen versehen. Die »Volkstänze« folgen und werden als wertvoller Beitrag zur Heimatkunst gewürdigt. Anna Helms und Julius Blasche geben »Bunte Tänze« mit einem Vorwort von Fritz Jöde heraus. Auch Jöde selbst sammelt Singspiele und Abzählreime.

Ebenso wie die »Neutöner« gibt es »Neutänzer«, die eine neue Kultur suchen und das Bild des werdenden Menschen im Tanz verwirklichen wollen. »Findet euch selbst im Tanz. Dann tanzt ihr recht,« sagt Anna Helms ihnen. Ihr sind die Tanzweisen Hüllen, denn sie sieht den Sinn des Tanzes im Rhythmus. Dieser wird in dem lebendig, der schöpferisch für ihn begabt ist.

Die Auswahl der Tänze ist groß. Neben geistlichen Reigen und Johannisfest- und Sonnenwendreigen, die vom Weihetanz herkommen, gibt es den Reigen um den Maibaum, Mädchenreigen und Bubentänze, so den bayrischen Watschentanz. Besonders gern tanzt man niederdeutsche Tänze im Viervierteltakt. Häufig wird dazu gesungen. Geigen, Flöten und Laute geben die Begleitung. Zuweilen wird das Bandonion als Verstärkung hinzugefügt. Schon früh bilden sich als Gegenspiel zu den Musikantengilden und Singgemeinden in vielen Jugendbünden Tanzkreise und Tanzscharen, die in besonderer Gemeinschaft den Tanz pflegen. Ihnen gehören häufig (wie auch den Musikgemeinschaften) Mitglieder verschiedener Jugendbünde an, die sich unter Leitung eines geschulten Führers willig beim Tanz die Hände reichen. In der Zeitschrift »Der Volkstanz« (Teubner, Leipzig) erscheinen regelmäßig neue Tänze und Hinweise auf das unaufhaltsam anschwellende Tanzschrifttum der Jugendbewegung. »Tanz ist die unmittelbare Gestaltung des Lebensgefühls eines Volks. Darum muß jede lebendige Arbeit an der Gesundung unsers Volkstums zielbewußt Pflege eines Tanzes einschließen,« heißt es dort.

Man entwickelt aus dem Tanz eine neue Körpererziehung, die den ganzen Menschen erfassen und sich bis in sein Gemüts- und Willensleben auswirken soll. Ella und Charley Strassers Körperschulungswochen in Birkenheide am Motzener See werden im Stil der Jugendbewegung mit Zeltlager, Spiel und Tanz aufgebaut. Die Lohelandschule berührt sich in ihrer Auffassung von einem den ganzen Menschen durchdringenden Rhythmus mit den Gedanken der Jugendbewegung.

Wenn die Jugend Sonntags auf den Jugendgeländen unter wehenden Bäumen ihre Reigen tanzt, mit den weit ausladenden, raumfüllenden Bewegungen des Fußes und der Hand, bei denen der ganze Körper mitschwingt, die Mädel in lichten farbigen Zunftkleidern, die Jungen in knappen Wämsern, dann ersteht vor dem Beschauer ein Bild vollendeter Harmonie, und er versteht, daß hier ein Seelisches mitschwingt, daß dieser Tanz ebenso Ausdruck eines starken Gemeinschaftserlebens ist wie die Musik.

Höchster Ausdruck dieser geist-leiblichen Gemeinschaft ist das Spiel, bei dem Wort und Gebärde, Sang und Klang mitwirken, um den gleichen Lebensrhythmus in allen Mitwirken-

den zum Schwingen zu bringen, um ihn zu geist- und gotterfülltem Schauen zu führen. Es erwächst aus absichtslosen Versuchen wie Lied- und Tanzkunst und wird von der Musik getragen wie diese. Mit dem Suchen alter Lieder und Tänze geht das alter Volksspiele Hand in Hand. Anfangs belustigt man sich wohl im »Nest« oder auf Fahrt mit der Aufführung eines derben Hans-Sachs-Spiels, oder man führt zu Weihnachten ein Krippenspiel auf. Dabei entdeckt man eine zweite halbvergessene Kunst: das Puppenspiel. In heißem Kampfe gegen Schmutz und Schund sucht man durch Pflege des Puppenspiels eine harmlos-fröhliche Unterhaltung für die Jugend zu schaffen. Karl Iwowski, gestützt vom Bühnenvolksbunde, erfreut Hunderttausende durch seinen Kasper. Leo Weismantel erneuert alte Volks- und Puppenspiele für Schule und Haus. Jacobs Hartensteiner Puppenspiele werden in ganz Deutschland gezeigt. Werkgemeinschaft und Kunstgemeinschaft gehen einen Bund miteinander ein, bauen Bühnen und schnitzen Puppen. Jugendvereine und Schulen nehmen diese Spielform auf, neben der auch das Schattenspiel zu neuer Geltung gelangt.

Das Laienspiel führt vom mittelalterlichen Schwank und harmlosen Schelmenspiel allmählich zum andächtig dargebrachten Mysterium. Andre Bewegungen strömen der Laienspiel-Bewegung der Jugend entgegen und vereinigen sich mit ihr. So die des Bühnenvolksbundes, die der Freilicht- und Schultheater. Führende Künstler suchen das Sehnen der Jugend nach stilvoll gestaltetem Spiel in künstlerische Bahnen zu lenken und ziehen sie zur Verwirklichung ihrer Kunstideale mit heran. So Haas-Berkow, Blachetta, Holtof und Luserke. Sie bilden Spielscharen und ziehen mit ihnen von Ort zu Ort, um für den Gedanken des erneuerten Volksspiels zu werben. Sie schmücken die Jugendtagungen mit ihrer Kunst und lassen aus der Freude am Spiel religiöse Erhebung emporsteigen. Von der Erlebnisfähigkeit des Laienspielers hängt es ab, ob Gebärde und Haltung sich dem Gesamtbilde einfügen und dieses sich dem Zuschauer als gehaltener und doch gesteigerter Ausdruck inneren Lebens einprägt. Die Seelen, durch den Führer geleitet, müssen vom reinen Strom der Liebe durchglüht werden. Man wird kindlich, fromm und schlicht in der völligen Hingabe an das Spiel. Aus ihm erwächst der Sprechchor, der Bewegungschor, die beide ohne das Erlebnis der Gemeinschaft nicht denkbar sind. Diese überträgt sich auf die Hörer, schafft die mitgehende Gemeinde, aus der neue Lebensströme zu den Spielern kreisen.

Die seelische Steigerungskraft, deren nur junge Menschen fähig sind, hebt sie in den Spielen zu himmlischen Höhen empor. Wenn im Dunkel einer abendbetauten Wiese eine Spielschar die Chöre zu den Schlußbildern von Goethes Faust spricht, tönt ein Erlösungssehnen aus den Worten, das Berufsschauspieler kaum zum Ausdruck bringen können. Wenn eine Schar von Dorf zu Dorf zieht und das Paradiesspiel in den Kirchen aufführt, gewinnt der Sündenfall eine menschliche Bedeutung, die jeden angeht, jedem ans Herz greift. Und in den dämmernden Hallen gotischer Kirchen ertönt im Spiel von den Zehn Jungfrauen die Abkehr von irdischer Eitelkeit so rein und klar, wie nur junge, innerlich bewegte Seelen sie auszusprechen vermögen. Die Gemeinde wird zum Mitträger des Spiels. Sie greift handelnd ein durch den Choral. Das evangelische Laienspiel wirkt befruchtend und umgestaltend auf die gesamte Liturgie. Im »Brandenburger Domspiel vom Menschensohn« (von Karl Bernhard Ritter) wird es zum Verkünder erlösender, alle irdischen Widersprüche überwindender Liebe.

In der Tiefe des Gemeinschaftserlebens, die es tragen muß, liegt die Kraft und auch die Begrenzung des Laienspiels. Haas-Berkow und Holtof, die es auf dem Theater heimisch machen wollen, wenden sich davon ab, weil es bei der Verpflanzung in das Gebiet der reinen Theaterkunst leicht zur leeren Form erstarrt.

Für die Jugend behält es seine Bedeutung. Martin Luserke will ihm eine neue Stätte bereiten in seiner »Schule am Meer« auf der Insel Juist. Die katholische Jugend pflegt mit besonderer Inbrunst das Marien- und Legendenspiel, und Klemens Neumann bietet ihr volkstümliche Neudichtungen. In den »Blättern für Laien- und Jugendspiele«, die der Bühnenvolksbund herausgibt, wird ständig für ihre Verbreitung gewirkt.

In solchem Spiel bringt die Jugend alles dar, was die Gemeinschaft der Jugendbewegung ihr brachte. In ihm schwingt das Erlebnis des Leibes und des vertieften Menschentums, das des Volkstums und das Gottes mit. Die Liebe zur Menschheit und zu Christus, dem König, in dem das religiöse Sehnen sich darstellt, klingt in ihm auf. Der durch den Tanz geschulte Körper drückt in edel gehaltener Gebärde innigstes Seelenerleben aus. Die Stimmen erheben sich zum Lob- und Weihegesang, und Geigen, Flöten, Lauten begleiten sie in gleichgestimmtem Rhythmus. So wird es höchster Ausdruck des Gemeinschaftserlebens, und die Einzelnen verschmelzen in ihm zur Gemeinde, zum Volk. Hier erfüllt sich, wie beim Musizieren, der letzte Sinn der Jugendbewegung: das Werden neuen Menschentums, das Werden eines neuen Volkes.



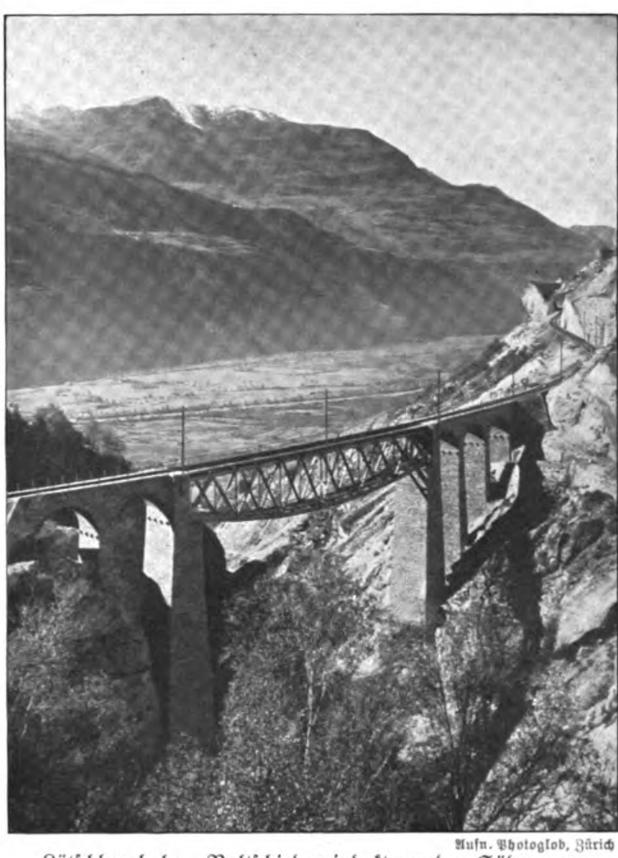
Lötschbergbahn. Neue elektrische Lokomotive, 4500 Pferdestärken

Die Erschließung der Berge

Von Erich Köhrer

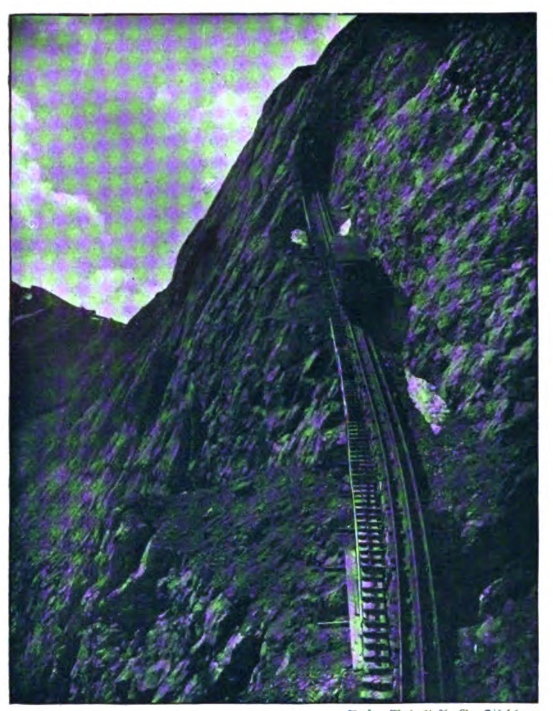
Mit jedem Schritt, den der Deutsche in die Welt hinaus wieder tun konnte, als die schließenden Schranken um unser Land gefallen waren, die Schranken der zerschmetterten Valuta, stieß er auf neue Wunder. In den Jahren, die hinter uns liegen, war unser Blick so sehr auf die Entwicklung in unserm engsten Gesichtskreis gerichtet, daß wir den Zusammenhang mit dem Geschehen in der Welt auf vielen Gebieten durchaus verloren hatten. Die ungeheuren Anforderungen, die die Kriegsjahre an das deutsche Volk gestellt haben, sind zweifellos die Ursache ungewöhnlicher Höchstleistungen in mancher Hinsicht gewesen. Ungeachtet des schmerzlichen Endergebnisses darf Deutschland auf die riesigen Anstrengungen dieser Jahre mit ungebeugtem Stolz zurückblicken. Aber in voller Wahrung dieses Stolzes dürfen wir uns der Erkenntnis nicht verschließen, daß das Aufgebot aller körperlichen und geistigen Kräfte, die durch die Not nur *einem* Ziele zugewandt waren, zu einer unverkennbaren Einseitigkeit geführt und auf manchem Gebiet uns mindestens in einem Stillstand hat verharren lassen, der ja immer einen Rückschritt bedeutet.

Selten ist mir diese Erkenntnis so unmittelbar und eindringlich nahegebracht worden wie bei der ersten Reise, die mich nach fast zehnjähriger Sperre über die schweizerischen Grenzen führte. Jede dieser inzwischen mehrfach wiederholten Reisen hat mir neue Aufschlüsse über die Entwicklung gegeben, die sich auf einem für die Geschichte der Menschheit so bedeutsamen Gebiete wie dem Verkehrswesen vollzogen hat. Es ist ja begreiflich, daß gerade in der Schweiz diese Entwicklung besonders unterstützt und beschleunigt wird, weil dies Land wie kein andres auf den Verkehr als Grundlage sei-



Aufn. Photoglob, Zürich

Lötschbergbahn. Baltschiederviadukt an der Südrampe mit Blick ins Rhonetal



Aufn. Wehrli A.-G., Kilchberg

Pilatusbahn, Eselwand

ner staatlichen und wirtschaftlichen Existenz angewiesen ist. Jedoch selbst unter voller Berücksichtigung der wirtschaftlichen Triebfedern für die Verkehrsgestaltung in der Schweiz wird das tiefe Gefühl der Bewunderung nicht geringer für die Leistungen, die hier mit frischer Initiative und nie rastender Unternehmungslust, aber auch mit einem erstaunlichen Aufschwung der technischen Hilfsmittel geschaffen worden sind. Wohl hat auch hier der Weltkrieg vernichtend eingegriffen und erhebliche Hemmungen verursacht. Trotzdem aber ist es gelungen, in den letzten Jahren des Krieges und in den folgenden, in denen die Welt in den Zuckungen der Nachkriegszeit ihre besten wirtschaftlichen Kräfte vergeudete oder zerstörte, die ungeheuren natürlichen Möglichkeiten des Landes für seine Entwicklung einzufangen und nutzbar zu machen. Kaum ein Jahrhundert, nachdem die Dampflokomotive die Welt zu revolutionieren begonnen hat, war ihre Herrschaft in der Schweiz bereits zu Ende, und an ihre Stelle ist die Elektrizität getreten. Noch begegnet man auf einzelnen Eisenbahnstrecken der Schweiz rauchenden und fauchenden Lokomotiven, und von dem Netz der schweizerischen Bundesbahnen, das ja insbesondere durch die Ebenen der Schweiz sich erstreckt, sind immerhin noch annähernd tausend Kilometer im Dampfbetrieb. Aber diese Lokomotiven erscheinen heute fast schon als vorsintflutliche Ungeheuer, und wenn man in den höheren Lagen, etwa auf der Brünigbahn, auf der Furka, im Tal der Visp, ihnen noch begegnet, so sieht man sie mit Staunen. Jedenfalls verschwinden sie so im Gesamtbild des Schweizer Verkehrs, daß man die Schweiz fast ohne Einschränkung heute **das** elektrische Land nennen darf. Hand in Hand mit dieser Elektrifizierung ist dann ein zielbewußter Vorstoß in die Gebirgswelt gegangen, der auch vor der Bezwingung der erhabensten Einsamkeiten des ewigen Schnees nicht zurückschrak und seine grandioseste Leistung in der Jungfraubahn erreicht, die den Reisenden in 3457 Meter Höhe unmittelbar aus dem dunklen Bahnschacht in die leuchtende Majestät des Hochgebirges entläßt.

Die Schweiz ist durch ihre natürliche Lage eins der wichtigsten Verkehrszentren Europas. Die Zentralalpen erheben sich als eine gewaltige Sperrmauer zwischen Nordeuropa und dem Süden, und ihre Durchquerung war stets eins der bedeutsamsten Probleme des europäischen Verkehrswesens. Die Durchbrechung des Gotthards im Jahre 1882 eröffnete dem Verkehr neue Bahnen, brachte den Süden und Norden in unmittelbarste engste Fühlung. Die Bahn durch den Simplon, die 1900 in Betrieb genom-



Die Bürgenstockbahn am Vierwaldstätter See
48 Prozent Höchststeigung



Lötschbergbahn. Bahnhof Kandersteg (1179 Meter)

Aufn. Schneiter, Thun

men wurde, tat der Bedeutung der Gotthardbahn kaum Abbruch, und ihre Inanspruchnahme durch den Verkehr stieg und steigt von Jahr zu Jahr. Was die Techniker und Ingenieure vor fast einem halben Jahrhundert bei der Schaffung dieses Alpendurchbruchs geleistet haben, bleibt heute noch und für alle Zeiten bewundernswert. Aber der Genuß der landschaftlichen Schönheit, die sich um die Gotthardstrecke breitet, wurde immer beeinträchtigt durch die Störungen, die Rauch und Ruß mit sich brachten.

Schon im Jahre 1913 entschloß man sich, diese wichtigste Transitlinie der Schweiz zu elektrifizieren. Aber der Weltkrieg, der auch in der Schweiz Tausende geschulter Arbeitskräfte unter die Waffen rief — ich habe in den letzten Jahren und jetzt noch an mancher Stelle mit Freude und Staunen die Anlagen gesehen, die Zeugnis dafür ablegen, mit welcher Energie die Schweiz sich für eine Abwehr von Neutralitätsbrüchen gesichert hatte —, hatte die Ausführung der Arbeit aufgehalten, und erst im Jahre 1916 konnte langsam damit begonnen werden. Doch erst von 1919 an ging sie mit rascheren Schritten vorwärts, und Stück für Stück wurde in den folgenden Jahren der elektrische Betrieb eröffnet, **zunächst auf den landschaftlich besonders reizvollen Bergstrecken, bis im Sommer 1924 die elektrische Lokomotive auch Basel erreichte. Seitdem fliegt man, gezogen von imposanten Schnell**zugslokomotiven, in weniger als sechs Stunden von Basel bis Chiasso, sieht in weniger als sechs Stunden das Abbild der Welt mit Stadt und See, Bergen und Gletschern sich vor dem staunenden Auge entrollen, wird aus der Rheinebene zu 1150 Meter Höhe emporgeschleudert und gleitet wieder nieder in die italienische Tiefebene. Welcher Leistung diese elektrisch betriebene Bahn fähig ist, konnte ich zufällig einmal feststellen, als zur Einholung einer Verspätung die vierzig Kilometer lange Strecke Basel—Olten in 31 Minuten durchrast wurde. Wenn man den Sinn dieser neuen Betriebsumwandlung recht erfassen will, muß man zwischendurch einmal von Domodossola durch die zwei Vortunnels des Simplon auf italienischer Seite fahren, wo sich in dem engen Tal zwischen aufwuchtenden Bergstöcken die Bahn ihren Weg bricht. Hier füllt dunkle Schwüle die Abteile, hier legt sich der Kohlenstaub schwer auf die Kehle, hier hüllt der schwarze Dampf das Tal völlig ein und verhindert den Ausblick.

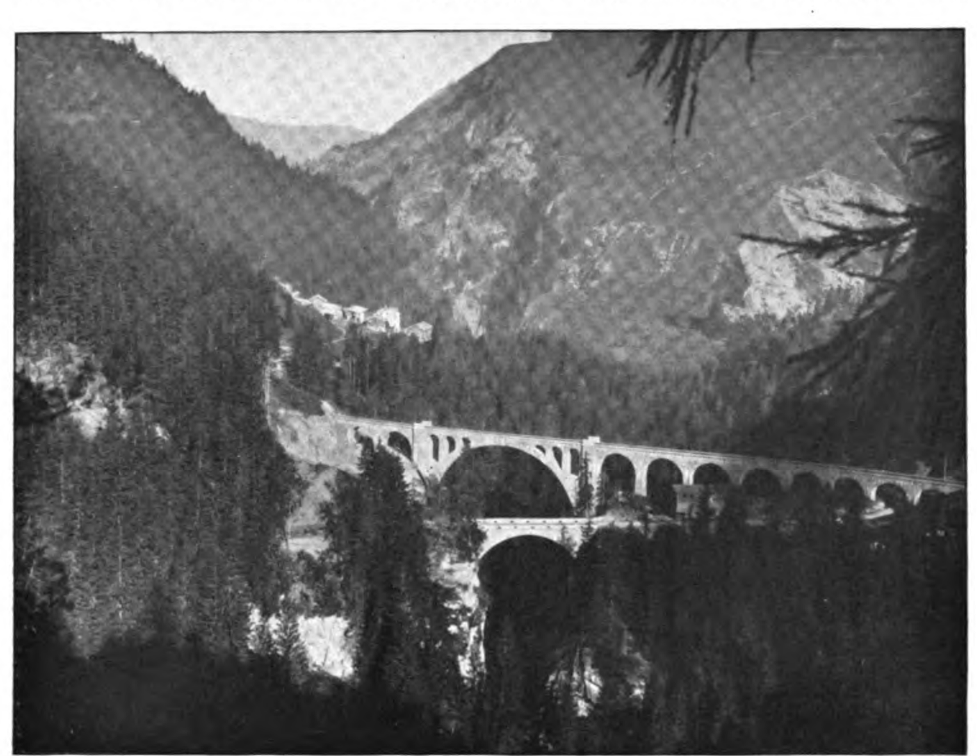
Während die Gotthardbahn erst allmählich elektrifiziert worden ist, hat man eine andre, als Verkehrsverbindung außerordentlich wichtige Strecke von vornherein auf elektrischen Betrieb **eingestellt. Das ist die Berner Alpenbahn, die von Bern am Thuner See entlang mitten durch das Berner Oberland ins Rhonetal hinüberführt und nach ihrem großen Tunnel die Lötsch-**

bergbahn genannt wird. Die Lötschbergbahn, die kurz vor dem Kriege fertig wurde, hat internationale Bedeutung durch die außerordentlich schnelle Verbindung, die sie zwischen der Nordschweiz und der Südschweiz schafft. Sie ist die erste Alpenbahn, die elektrisch betrieben wurde. Als mit dem Bau begonnen wurde, waren Triebkräfte von der Stärke, wie sie auf dieser Strecke gebraucht wurden, überhaupt noch nicht vorhanden. Die Industrie mußte sie erst schaffen. Die neuesten Lokomotiven, die im letzten Jahre in Tätigkeit getreten sind und die eine Kraftleistung von 4500 Pferdestärken aufweisen, sind die größten und stärksten Lokomotiven Europas und stehen den größten amerikanischen gleichwertig zur Seite. Sie ermöglichen es, endlose Schnellzüge bis zum Scheitelpunkt der Bahn, der mehr als 1200 Meter hoch liegt, im D-Zug-Tempo hinaufzubefördern und den fast 15 Kilometer langen Lötschbergtunnel, den drittgrößten der Schweiz, in elf bis zwölf Minuten zu durchsausen. Die Lötschbergbahn ist eine jener Strecken, die man um ihrer selbst willen, nicht nur als Verkehrsmittel, befahren kann. Sie eröffnet den Blick in die erhabenste Majestät des Hochgebirges und in den Liebreiz verschlossenster Täler. Aus der milden Schönheit des Thuner Sees steigt sie empor in die unmittelbare Nähe der gewaltigen Schneeriesen. Unterwegs zweigt sich von ihr auf den 2367 Meter hohen Niesen eine elektrische Drahtseilbahn ab, die in weniger als einer Stunde Fahrt mit einer Neigung bis zu 66 Prozent den Besucher auf den Gipfel trägt. Rings um die Lötschbergbahn breiten sich eine Reihe der berühmtesten Täler der Schweiz: Frutigen, von wo der Weg ins Adelbodental nach Adelboden führt, das Kandertal mit dem zauberhaften Blausee und dem Kurort Kandersteg, Täler, die Sommer und Winter hindurch mit wechselnden, aber immer gleich gewaltigen Reizen zum Besuch locken. Überwältigend ist die technische Führung der Bahn, die in 34 Tunneln und zahlreichen Viadukten die Höhenunterschiede überwindet und mit Doppelschleifen und Kehren dem Reisenden oftmals den Anblick dreifach übereinanderliegender Gleise bietet. Hinter dem letzten Tunnel aber eröffnet sich bald ein märchenhaftes Bild. Die fruchtbare Ebene des Rhonetales breitet sich nach beiden Seiten aus, und nun gleitet der Zug auf der Südrampe des Lötschbergmassivs allmählich ins Tal, während unten gleichzeitig an den grünen Fluten der Rhone entlang der D-Zug Genf—Mailand durch die Tiefe braust. Gegenüber stehen die weißen Gipfel der Walliser Alpen wie starre, unzugängliche Wächter, die das Rhonetal in ihrem Schoße bergen.

Aufn. Meerkämper & Rohrer, Davos

Rhätische Bahn. Brombenser Viadukt

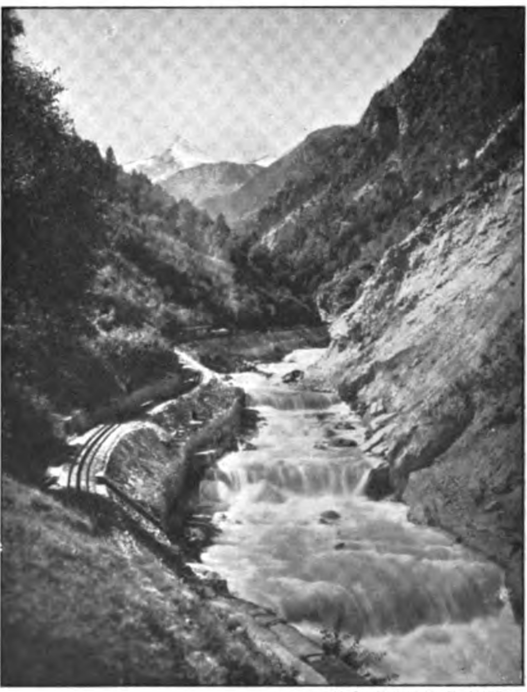
Kurz bevor die Lötschbergbahn bei Brig in die Talsohle mündet, öffnet sich bei Visp der Blick auf das Tal des gleichnamigen Flüßchens, durch das eine der bewundernswertesten Bahnen



Aufn. Wehrli A.-G., Kilchberg

Albulabahn. Die Solisbrücken

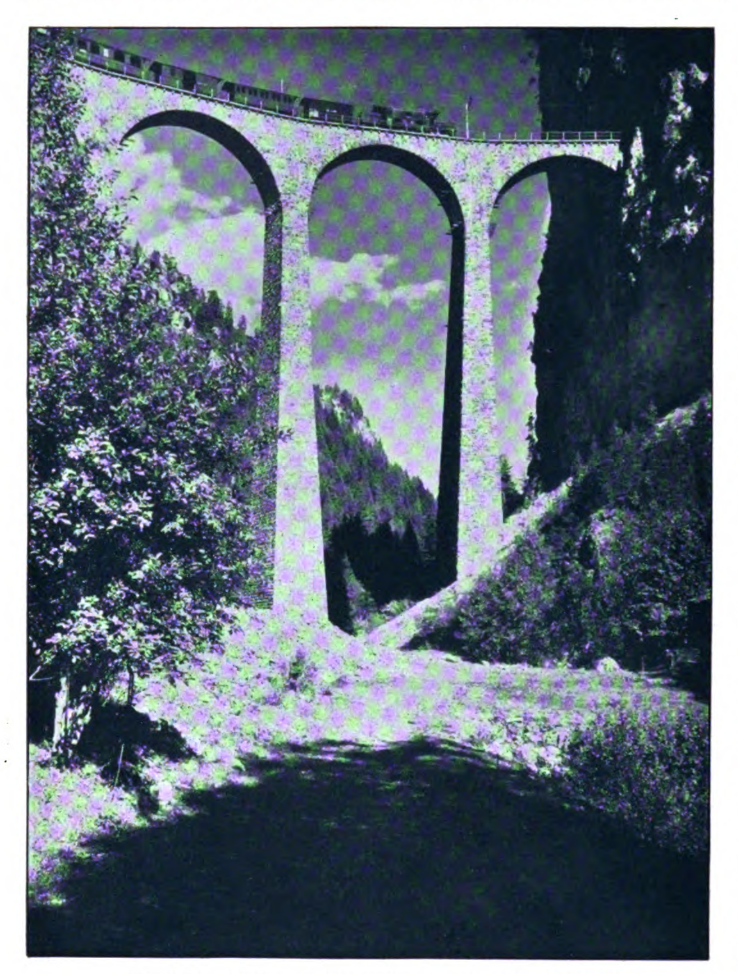
der Schweiz führt. Die Bahn Visp—Zermatt, die aus dem Tal bis zu etwa 1600 Meter ansteigt, ist der gigantischen Natur des Nikolaitales in einem unerhörten Kampf abgerungen. Der Zug, leider hier noch mit Dampfbetrieb, bohrt sich in eine enge Schlucht hinein, in der sich neben dem tobenden Fluß kaum Platz für seinen Weg bietet. An Abgründen von unergründlicher Tiefe hinjagend, auf Viadukten über rauschende Wasserstürze, hier und da einmal verschnaufend auf einer kleinen grünen Matte, windet sich die Bahn bis zum Fuße des schönsten Berges der Schweiz, des Matterhorns, empor. Immer ragen irgendwelche Riesen der Walliser Alpen in den Blick, keiner unter viertausend Meter hoch, und alle überglänzt von dem wuchtigen Massiv des Monte Rosa und dem himmelanstrebenden, ewig im Schneekleide schimmernden Obelisk des Matterhorns.



Aufn. Wehrli A.-G. Kilchberg

Bahn nach Zermatt. Blick auf die Visp und das Bruneckhorn

Das Rhonetal und mit ihm der Genfer See und Zermatt sind seit dem Sommer des Jahres 1926 durch eine neue Bahn mit dem Norden der Schweiz verbunden. Ich meine die Furkabahn, die aus dem Kanton Graubünden in den Kanton



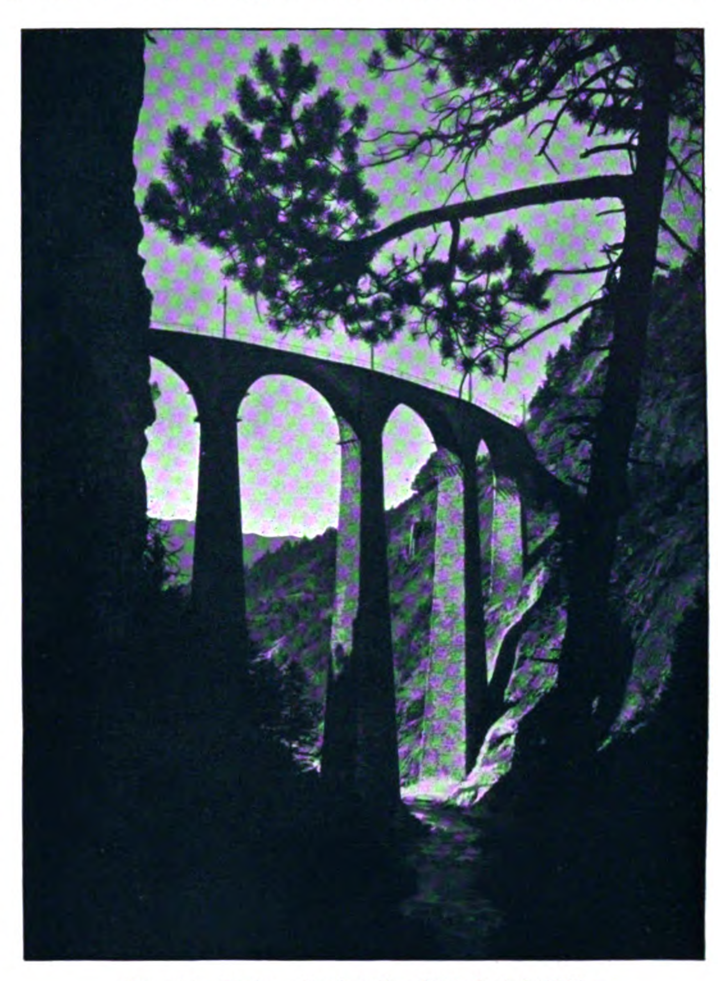
Rhätische Bahn, Albulalinie. Landwasser-Viadukt

kehr näher zu bringen, so ist damit schon ein wesentlicher Zweck der Bahn erreicht.

Zwei Jahre vorher hat man eine andre Verbindung zwischen den Gebieten des Gotthard und des Simplon vollendet, die auch verkehrstechnisch eine große Bedeutung hat, darüber hinaus aber dem Reisenden eine neue Welt der Schönheit erschließt und bei der man durch die Verwendung des elektrischen Stromes den Genuß an dieser Schönheit unverkümmert gelassen hat. Man hat aus dem Tessin, aus Locarno, quer durch das Alpengebiet eine Bahn nach Domodossola gebaut, so daß der Reisende, der von der südlichen Pracht des Lago Maggiore nach dem Rhonetal strebt, nicht mehr wie bisher erst in weitem Bogen durch Gotthard und Lötschberg seinen Weg suchen muß, sondern in wenig über zwei Stunden aus dem einen Verkehrsgebiet in das andre gelangen kann. Diese Bahn führt durch eins der malerischsten und infolge seiner bisherigen Unerschlossenheit fast unberührt gebliebenen Gebiete der Alpen. Sie heißt Centovallibahn, die Bahn der hundert Täler, nach diesem Gebiet, das nun auch mit der Welt in Verbindung gebracht ist. Das sind keine weitgedehnten einladenden Hochtäler, wie sie sich etwa um die Furkabahn oder um die Berner Oberlandbahn herum breiten. Diese hundert Täler sind winzige Einschnitte, die von beiden Seiten aus der undurchdringlichen Masse der aufgetürmten Bergzüge in das Tal der Maggia vorstoßen, die tief unter uns tobend zwischen den Felsen durchbricht und weißgischtend ihre Schleier in der Sonne aufdampfen läßt. Nur wenige Wanderer fanden bisher den Weg über diese erhabene, ganz abgeschlossene und in sich zufriedene Bergwelt, über die die Natur die verschwenderischste Fülle üppig gestreut hat. Glühend hängen von den hochgezogenen Stangen die blauen Reben herab, faustschwere Pfirsiche

Wallis rollt, das Engadin mit dem Rhonetal, den Bodensee mit dem Genfer See verbindet. Man frühstückt morgens in St. Moritz und speist in Montreux zu Abend. Die Bahn beginnt in Disentis, steigt über die Oberalp hinunter nach Andermatt und dann über die Furka, die freilich in einem Tunnel unterhalb der Paßhöhe durchfahren wird, nieder nach Brig im Rhonetal. Zweimal überschreitet sie Höhen von 2000 Meter, und trotzdem fahren Schnellzüge über diese Strecke. Freilich, man merkt, daß sie in Zeiten gebaut worden ist, in denen man auch in der Schweiz sparsam wirtschaften mußte. Ihre Linie ist weniger unter dem Gesichtspunkt geführt, dem Reisenden die Schönheiten der Gebirgswelt zu eröffnen, als dem Verkehr zu dienen. Und wenn es nur gelungen ist, einen so wundervollen Ort wie das 1500 Meter hoch gelegene Andermatt, das durch seine Skifelder nicht weniger berühmt ist als durch den Vater der Reisenden, den guten Herrn Danioth, dem Ver-

und Birnen drücken die Äste zu Boden, und in so dichten Kolonnen erscheinen die ragenden Edelkastanien, daß man nicht erstaunt ist, plötzlich eine Station zu sehen, die »Marone« heißt. Die technische Konstruktion dieser Centovallibahn ist so verwegen, daß sehr nervöse Menschen vielleicht manchmal ein wenig ängstlich den Weg verfolgen werden, der, hoch über Abgründen und schäumenden Bergbächen, entlang an den Felsen führt, auf meterbreiten Eisengerüsten drohende Klüfte überspringt, wie eine große Raupe an den Hängen emporklimmt und hier und da, über den Felsstürzen schwebend, in die Tiefe gleitet.

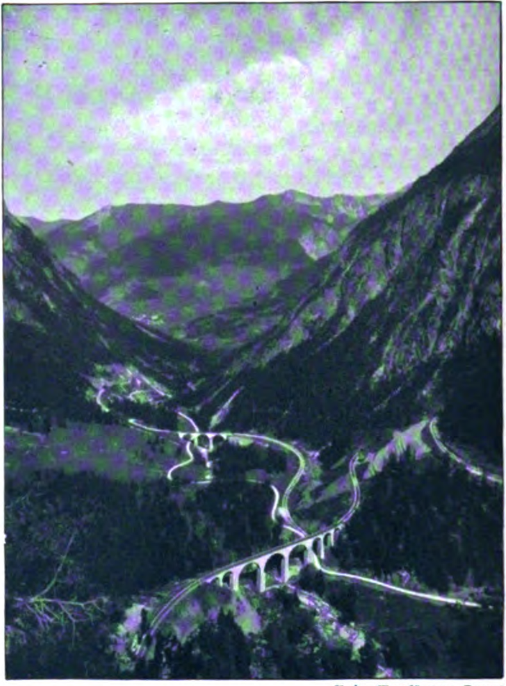


Rhätische Bahn. Landwasser-Viadukt bei Filisur

Es ist psychologisch merkwürdig, daß man eine solche Wirkung auf die Nerven in dem weitverzweigten Netz der Rhätischen Bahn, die den Kanton Graubünden beherrscht, nicht verspürt, obwohl hier hinsichtlich der Linienführung vielleicht sogar die technisch imposantesten und landschaftlich reizvollsten Leistungen zu beobachten sind. Auch diese Bahn, ursprünglich mit Kohle betrieben, ist im Laufe der Jahre, seit wir sie nicht gesehen haben, völlig elektrifiziert worden, und kein Rauch, kein Kohlenstaub stört die Freude an dem unerhörten Erleben, das dieser Weg in das Hochgebirge dem Reisenden beschert. Die Erbauer dieser Strecken haben von Anfang an nicht allein an die Lösung wichtiger Verkehrsprobleme gedacht, sondern sie sind sich bewußt gewesen, daß die Erschließung der Berge dann erst höchsten Wert gewinnt, wenn die Mittel dazu sich im Bild der Natur nicht störend bemerkbar machen. Man hat für diese Strecken auf das technische Hilfsmittel des Zahnrades völlig verzichtet und die ganze Bahn als Adhäsionsbahn gebaut. Das war um so schwieriger, als die Höhen, die zu überwinden sind, recht beträchtlich sind. Von etwa 500 Meter Höhe steigt die Bahn bis 1800 Meter bei St. Moritz. Aber zwischen diesen beiden Endpunkten liegen zahlreiche Hebungen und Senkungen, die immer wieder neue Schwierigkeiten bieten. Zu ihrer Überwindung waren eine Fülle von Kunstbauten nötig, und da hat nun die Rhätische Bahn insofern Opfer für die Erhaltung des Gesamtbildes dieser überwältigenden Alpenwelt gebracht, als sie im allgemeinen auf die billigere Eisenkonstruktion verzichtet und die Kunstbauten mit wenigen Ausnahmen in Stein ausgeführt hat, der sich selbstverständlich der Landschaft unauffälliger einpaßt. Der Wille, die außerordentlichen Steigungen der Strecke nur auf dem Wege der Adhäsion zu überwinden, hat hier eine Fülle von Kehren und Brücken notwendig gemacht, und mit leidenschaftlicher Anteilnahme beobachtet der Reisende, wie sich der Zug höher und höher schraubt, durch Tunnels aufwärtssteigt, die Straßen und unteren Gleisstrecken tief unter sich läßt und langsam in allmählichem Aufstieg in die Welt des Hochgebirges eindringt. Gerade hier, wo eine Landschaft von ungewöhnlicher Fülle

der Abwechslung und Schönheit immer wieder neue Ausblicke bietet, bald auf grüne Matten und liebliche Dörfer, bald auf die schneebedeckten Gipfel der Berninagruppe, die hinter dem Engadin auftauchen, lernt man den Segen des elektrischen Betriebes besonders schätzen.

Der höchste Wert der ganzen, hier nur in knappen Zügen behandelten Verkehrsentwicklung, die das Schweizer Bahnwesen in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren durchgemacht hat, liegt darin, daß die Gebirgswelt in all ihrer erhabenen Pracht und Größe in einem Maße dem Besucher erschlossen worden ist, wie man es am Anfang des Jahrhunderts noch kaum zu hoffen wagte. Es kann gewiß nicht geleugnet werden, daß die rastlose und zielbewußte Erschließung auch ihre Schattenseiten hat, daß einer der überwältigendsten Reize des Hochgebirges, die erhebende Majestät seiner Einsamkeit, dabei verlorengegangen oder stark gefährdet worden ist. Aber in der Tat liegen die Dinge doch so, daß die paar Menschlein, die noch so lange Züge in die Alpenwelt schleudern, sehr schnell von der reinen, klaren Luft der Höhen verschlungen werden. Wer den Pulsschlag der Natur in Stille und Einsamkeit belauschen will, findet dazu in der Schweiz immer noch die reichlichste Gelegenheit. Nur



Aufn. Meerkämper, Davos

Rhätische Bahn. Entwicklung bei den Albulaviadukten zwischen Bergün und Preda

Rhätische Bahn. Schmittentobel- und Landwasser-Viadukte



Aufn. Photoglob, Zürich

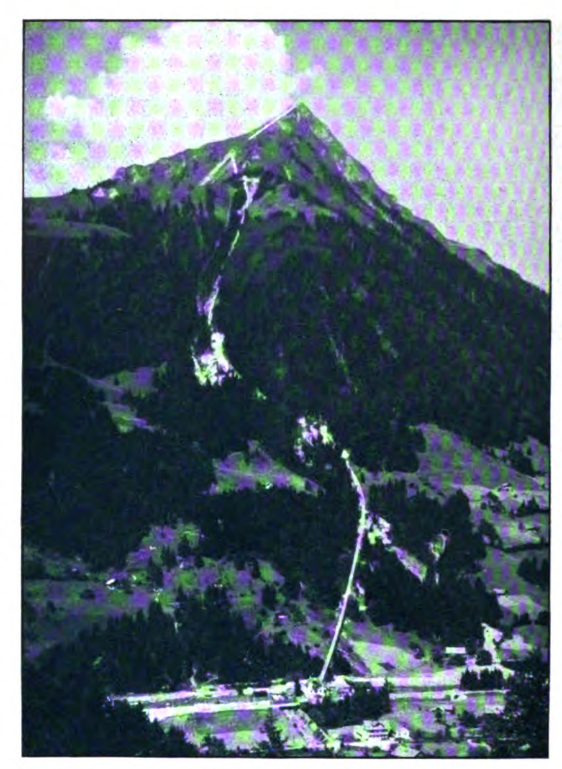
Lötschbergbahn. Drei Schleifen übereinander bei Blausee-Neitholz

einmal auf dem Rigi habe ich das Gefühl gehabt, daß der Rummel auf dem Gipfelplateau die Freude an den bezaubernden Ausblicken rings um das Berggebiet beeinträchtigt. Sonst aber kann man sich ja selbst auf den einzelnen Gipfeln, die durch besondere Bergbahnen erschlossen sind, sehr schnell aus dem Trubel in den Frieden der Natur hinwegfinden. Selbst auf dem Bürgenstock, auf den eine phantastisch steil aufsteigende Drahtseilbahn mit 48 Prozent Höchstleistung den Besucher unmittelbar vom Ufer des Vierwaldstätter Sees hinaufführt, und wo Hotel an Hotel gedrängt den Ankömmling zu locken suchen, entzieht man sich dem Ansturm der Hausdiener leicht auf dem nächsten Waldweg. Und wenn ich gar an den Pilatus denke, den schönsten und imposantesten Berg aus dem von Menschen wimmelnden Gebiet um den Vierwaldstätter See, so habe ich mich selten einsamer und dem Herzen der Natur näher gefühlt als zwischen dem Felsgeröll des Esel in einer Höhe von 2122 Meter. Der Esel ist einer der Gipfel des Pilatus. Von der Endstation der Pilatusbahn, einer Zahnradbahn, die stellenweise mit Steigungen von 48 Prozent wirklich ein technisches Meisterstück darstellt und als einzige Bahn der Schweiz durch die Benutzung horizontal

Aufn. Phototypie, Neuchâtel

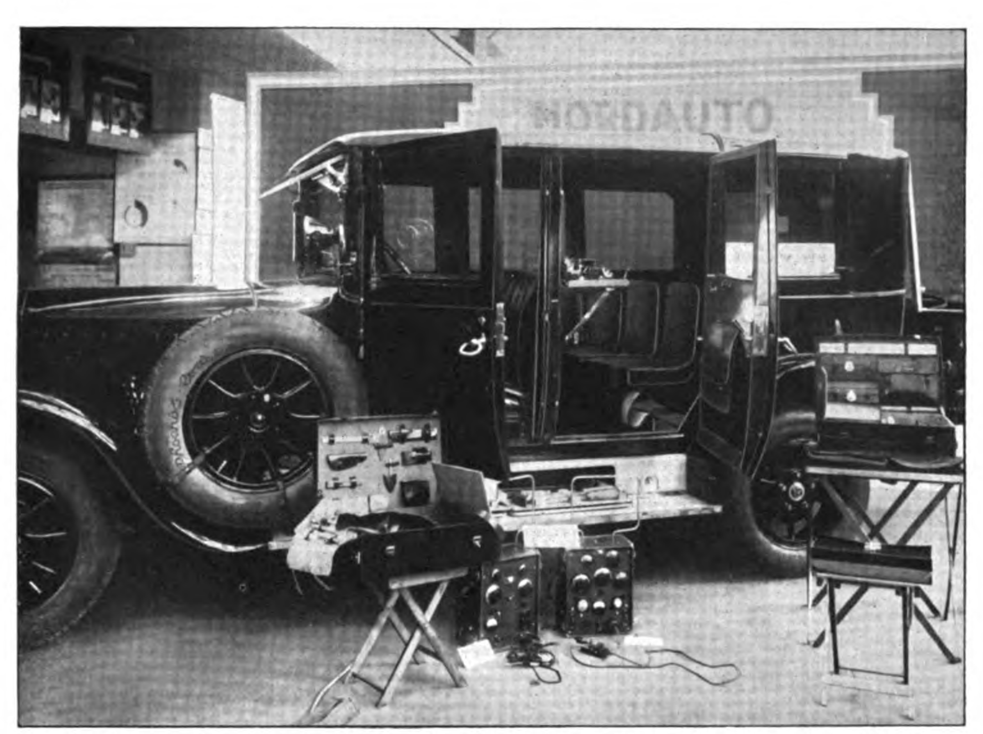
Lötschbergbahn. Die Bietschtalbrücke

gelagerter Zahnräder eine besondere Form der Betriebssicherheit gewonnen hat, ersteigt man diesen Gipfel in wenigen Minuten. Dann steht man einmal über der Welt und ihr doch nah verbunden. Wohl schieben sich vor uns die Stadt Luzern in den Blick und die von den prächtigen weißschimmernden Schiffen belebte blaue Flut des Vierwaldstätter Sees, wohl um den Zuger und Sarner See viele andre von Menschen belebte Ansiedlungen, aber ebenso nah und greifbar entrollt sich vor dem Auge das Panorama des Hochgebirges, von dem mit Schnee bedeckten breiten Rücken des Titlis über Mönch, Eiger und Jungfrau bis zu der strahlenden Weiße des Breithorns. So ist die Welt eines Berges dem Verkehr erschlossen und der Menschheit nahegebracht, aber die Natur ist trotzdem unberührt und ewig unnahbar geblieben. Das ist das letzte große Geheimnis, das in der Schweiz bei allem leidenschaftlichen Aufbau des Verkehrs und aller Kühnheit und Tapferkeit in der Eroberung der mit Schnee und Eis bedeckten Berge so oft bewahrt bleibt und den fremden Besucher immer wieder entzückt: die Ehrfurcht vor dem Willen der Berge nach erhabener Unberührtheit und unberührter Erhabenheit wird fast nie verletzt.



Die Bahn auf den Niesen (2367 Meter) am Thuner See
Blick von der Lötschbergbahn aus

Centovallibahn. Brücken am »Tor nach Italien«



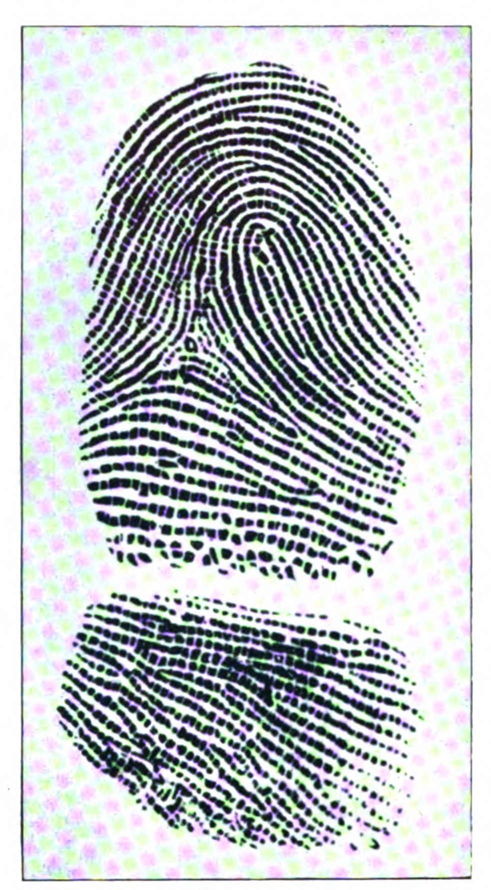
Das Mordauto. Der Spezialwagen der Berliner Mordinspektion mit seiner vollen Ausrüstung
Im Wagen eine eingebaute Schreibmaschine

Die modernste Polizei

Von Lothar Philipp

Jedermann weiß, daß unser Strafgesetzbuch längst die »Altersgrenze« erreicht hat und seine Reform beschlossen, sogar schon ausgearbeitet ist. Nur wenige aber wissen, daß die Reformierung unsrer strafrechtlichen Normen in der Praxis schon längst begonnen hat. Die Abänderung einiger Bestimmungen erwies sich im Interesse des Volkes als so dringend, daß man damit nicht bis zur Verabschiedung des neuen Strafgesetzentwurfes warten wollte und konnte, sondern schon jetzt diese notwendigen Änderungen vornahm (z. B. im Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, in der Strafprozeßnovelle usw.). Man erkannte, daß in der Berücksichtigung der Umwertungen und Umwälzungen der Gegenwart keine Zeit zu verlieren sei, wenn nicht Volkswirtschaft und Volksgesundheit unermeßlichem Schaden ausgesetzt sein sollten. Diese Umwälzungen sind durchaus keine explosiven, sondern Ergebnisse einer langen Entwicklung, die wahrscheinlich erst durch die politischen Revolutionen der letzten Jahre zum Vorschein gekommen sind. **Die teilweise zu beobachtende Ignorierung dieser Umwertung durch die Rechtspflege erschütterte bei einem (allerdings nur kleinen) Teil des Volkes das Vertrauen zu ihr. Dieses Vertrauen galt es durch die Reform wiederherzustel**len und zu stärken. Es galt ferner — auf der andern Seite — den Richter von den formalrechtsstaatlichen Bindungen, die ihm seit der großen französischen Revolution auferlegt waren, zu befreien, es galt, das Prinzip der Individualisierung durchzuführen, also nicht die Tat zu richten, sondern den Täter zu erziehen oder, wo das nicht möglich war (z. B. beim Berufsverbrecher, beim gemeingefährlichen Geisteskranken), die Gesellschaft vor ihm zu sichern, indem er dauernd unschädlich gemacht wurde. Und endlich galt es, einige Probleme aufzurollen und zu lösen, bei denen die Polizei im Brennpunkt des Interesses steht, die Probleme »Polizei und Volk«, »Polizei und Staat« und »Polizei und Verbrechen«.

Wie der Richter, so braucht auch die Polizei das Vertrauen des Volkes. Die berüchtigte »Polizeifurcht« muß aufhören, ebenso wie die in längst entschwundenen Polizeistaaten vielfach vorhandene feindliche Einstellung der Polizei dem Volke gegenüber. Als Machtfaktor des bestehenden Staates — bei der gegenwärtigen erhöhten politischen Betätigung und Einstellung aller Volkskreise — ist die Stellung der Polizei recht schwierig und kann sich dem Volke gegenüber nur dann günstig gestalten, wenn sich die Polizei der größten Objektivität befleißigt. Die**



Fingerabdruck. Die Abbildung zeigt deutlich das charakteristische Bild der Papillarlinien

Polizei soll nicht politisch sein, sie soll auf dem Boden der Verfassung stehen, und zwar nur dieser. Und vor der Verfassung gibt es keine Parteien, sondern nur Deutsche. Damit wird ihre Stellung charakterisiert. Die Polizei ist als der Arm des Staates der Gesamtheit der Volksgenossen verpflichtet, das Volk in seinen verfassungsmäßigen Rechten, an seinen Gütern, seiner Gesundheit zu schützen, berechtigt, dem Volke Richtlinien und Anweisungen zu geben, um das Zusammenleben der Volksgenossen untereinander reibungslos zu machen.

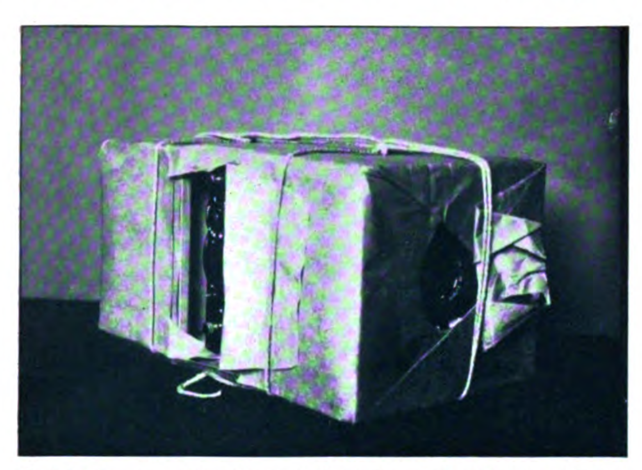
Es ist richtig und durchaus modern aufgefaßt, wenn der ehemalige preußische Polizeiminister Severing einst sagte: »Früher (d. h. unter Jagow) hieß es: Ich warne Neugierige! Jetzt sage ich: Bitte, treten Sie näher!« Aus diesem Gedanken, dem Volke die Tätigkeit, die Arbeitsgebiete, die Funktionen der Polizei zu offenbaren, entsprang die Große Polizeiausstellung in Berlin 1926, deren Folge die Herausgabe einer aufklärenden Schriftenreihe durch den preußischen Polizeiorganisator Dr. Abegg war, in der die Beziehungen der Polizei zu Volk, Politik, Verbrechen, Wirtschaft, Technik, Jugend, Verkehr, Sitte, Mode und Zensur der Allgemeinheit offenbart wurden. Der geheimnisvolle Nimbus, der lange Zeit die Polizei umgab, ist gefallen. Die Allgemeinheit soll die Polizei als ihren Freund erkennen und Vertrauen zu ihr fassen.

Was das Gebiet der Verbrechenbekämpfung betrifft, das wichtigste von allen, so wurden hier besonders die vorbeugenden Maßnahmen der Polizei verstärkt. Ein Polizeimeldesystem wurde eingerichtet. Diese von Siemens konstruierten Melder wurden in Bankhäusern, Juwelengeschäften, an Stellen und Häusern angebracht, die besonders stark kriminellen Angriffen ausgesetzt sind. Ein Handgriff genügt, um die nächste Polizeiwache zu alarmieren und polizeiliche Hilfe auf schnellstem Wege herbeizurufen.

Die furchtbare Steigerung der Kriminalität nach dem Kriege erforderte besonderes Interesse für die Einrichtungen der Kriminalpolizei. Diese Steigerung zeigt sich nicht nur in der Statistik, die hier nur einen sehr zweifelhaften Beweiswert besitzt, sie zeigt sich auch auf einem ganz andern Gebiet: das Verbrechen hat es verstanden, sich in großem Maße die Wissenschaft dienstbar zu machen. Das Niveau des Verbrechens hat sich gehoben. Wissenschaftler aller Fakultäten, die durch Revolution und Inflation brot-



Jodverdampfungsapparat. Mit diesem Apparat werden unsichtbare Fingerabdrücke am Tatort sichtbar gemacht



Detektivkamera. Der Apparat ist als harmloses Paket verkleidet Für die Aufnahme werden nur die kleinen Papieröffnungen aufgeklappt

los geworden waren, wurden vom fünften Stand aufgesogen und wandten nun hier ihre Kenntnisse in gesellschaftsfeindlichem Sinne an. Vorzügliche, mit den neuesten Errungenschaften der modernen Chemie, Photographie und Lithographie hergestellte Banknoten- und Aktienfälschungen ließen ihre dunkle Tätigkeit erkennen. Verbrecherische Mediziner betätigten sich besonders furchtbar, indem sie Morde begingen, deren Nachweis mit den größten Schwierigkeiten verbunden, oft unmöglich war. Wenn ein Mediziner zum Verbrecher wird, so tut er es allen andern zuvor, denn er hat gute Nerven und besitzt die nötigen Kenntnisse. Kurz: wir bekamen eine Flut krimineller Wissenschaft zu spüren und mußten uns dagegen schützen durch Beschäftigung hervorragender Wissenschaftler im Dienste der Polizei sowie durch belehrende Vorträge und Lehrgänge für Kriminalisten und Juristen. Es wurden von den Universitäten Berlin, Leipzig, Göttingen, Gießen, Bonn, Frankfurt, Wien und Graz an bekannte Kriminalisten Leseaufträge für Kriminalistik, Kriminalpsychologie und andre kriminalistische Fächer erteilt, nachdem schon vorher bekannte Gerichtsärzte teils Kollegien, teils praktische Kurse über Gerichtsmedizin, forensische Psychologie und Psychiatrie abgehalten hatten. Der neue Chef der Berliner Kriminalpolizei Dr. Hagemann hat schon vor mehreren Jahren begonnen, vorzüglich bearbeitete Vorträge für Beamte an der Berliner Verwaltungsakademie zu halten, die besonders der psychologischen Weiterbildung der Beamten sehr dienlich waren. Die Polizeidirektion Wien richtete ein »Kriminalistisches Institut« ein, an dem Kriminalisten Kriminalistik lehren und praktische kriminalistische Übungen abhalten. In Graz besteht schon seit vielen Jahren das Kriminalistische Institut an der Universität, das der Altmeister der wissenschaftlichen Kriminalistik, Professor Hans Groß, eingerichtet hat und das nunmehr in seinem Geiste fortgeführt wird. Die kriminalistische Literatur blühte; einer Anregung des Innsbrucker Kriminalistentages folgend, wurden unter Mitarbeit von Heindl, Hagemann, Eduard von Liszt, Schneickert und andrer führender Kriminalisten die »Kriminalistischen Monatshefte« herausgegeben, mit dem Zweck, die Weiterbildung der Kriminalisten, die kriminalistische Ausbildung der Juristen zu fördern und die Allgemeinheit mit den Grundsätzen der praktischen Kriminalistik vertrauter zu machen. Legion war die Zahl der erscheinenden Schriften und Bücher, und auch die Tagespresse versäumte nicht, teils durch kriminalistische Artikel, teils durch regelmäßige Beilagen rein kriminalistischer Natur dem Aufschwung der Kriminalistik Rechnung zu tragen.



Verbrecherkamera. Mit diesem Apparat werden die Verbrecher für das Verbrecheralbum photographiert



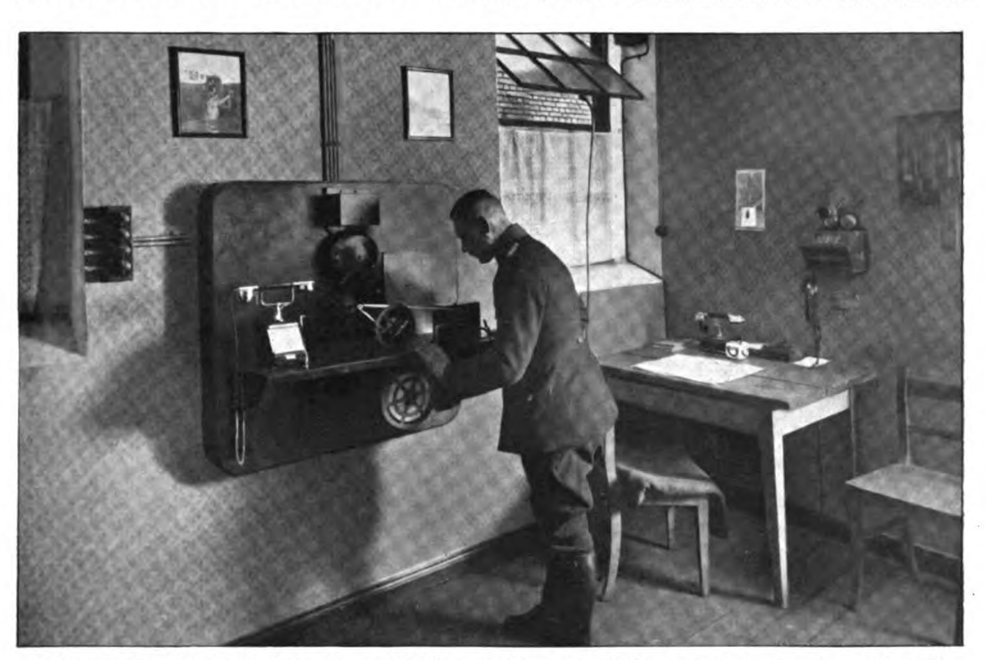
Polizeimelder im Juwelengeschäft

Der kriminelle Kulminationspunkt des Deutschen Reiches, Berlin, war gezwungen, seine Kriminalpolizei mit den modernsten Einrichtungen zu versehen. Der Erkennungsdienst wurde vergrößert, sein Hauptgewicht auf das Fingerabdruckwesen gelegt. Bei Identifizierungen von Verbrechern nach Beschreibung oder Photographie kommen stets Irrtümer vor. Bei Fingerabdrücken ist ein Irrtum ausgeschlossen. Hier gibt es keine Wahrscheinlichkeit, hier gibt es nur eine Gewißheit der Identität oder Nichtidentität. Jeder Fingerabdruck hat ein andres Bild der Papillarlinien. Diese Bilder lassen sich in vier Hauptgruppen einteilen: es gibt einfache Bogen, Spiralen und Kreise, Schleifen nach rechts und endlich Schleifen nach links. Die Vergleichung erfolgt nun so, daß vom Scheitel des Dreiecks, Delta genannt, das sich links neben der Schleife befindet, eine Linie bis zu dem Strich gezogen wird, der im Mittelpunkt der Schleife liegt. Die Papillarlinien, die von diesem Strich gekreuzt werden, werden gezählt. Weitere Vergleichsobjekte sind die vielfachen Gabelungen, Inseln, Kreuzungen der Papillarlinien, die bei jedem Finger verschieden sind. Von jedem Verbrecher werden sämtliche Fingerabdrücke genommen und diese Abdrücke auf eine Zahlenformel gebracht mit Zähler und Nenner. Dann wird diese Fingerabdruckkarte ihrer Formel gemäß eingeordnet. Auf Grund dieses mathematischen Formelsystems ist es möglich, eine Karte in wenigen Minuten aus einer halben Million andrer Karten herauszufinden. Dieses Fingerabdruckwesen dient nicht nur zur Identifizierung von Verbrechern, sondern auch von aufgefundenen Leichen. So wird es in der Berliner Leichen- und Vermißtenzentrale viel verwendet und hat dort zu großen Erfolgen geführt. Interessante Aufschlüsse darüber gibt eine kleine Statistik dieser Zentrale, die mir zugänglich gemacht wurde. Vermißt: 1920 = 2674 Personen, erledigt davon 2425; 1925 = 8849 Personen, erledigt davon 7636. Aufgefundene Leichen: 1920 = 353, davon identifiziert 198; 1925 = 698, davon identifiziert 568. Unbekannte Lebende: 1920 = 27, davon identifiziert 22; 1925 = 37, davon identifiziert 27. Diese kleine Statistik gibt nicht nur einen flüchtigen Überblick über die Erfolge dieser Zentrale, die zum großen Teil dem Fingerabdruckwesen zu verdanken waren, sie gewährt auch einen Einblick in die enorm gesteigerte Kriminalität seit 1920, denn ein großer Teil der Vermißten und der aufgefundenen Leichen sind Opfer krimineller Angriffe geworden.

Wissenschaftlich steht heute die Daktyloskopie als Identifizierungsmittel unanfechtbar da. Ganz abgesehen davon, daß die Inder und Chinesen den



Polizeimelder in der Wächterloge



Alarm! Der Polizeimelder eines Geschäfts meldet zur nächsten Revierwache einen Überfall

Fingerabdruck schon vor zweitausend Jahren als Siegel unter Urkunden benutzt haben (auch alte babylonische Urkunden weisen dieses Siegel auf), daß man also auf eine Erfahrung von einigen tausend Jahren zurückblicken kann, wurde die stetige Verschiedenheit aller Fingerabdrücke medizinisch und biologisch von Heindl, naturwissenschaftlich und philosophisch von Schneickert nachgewiesen.

Neben der Daktyloskopie spielt natürlich auch die Photographie noch eine große Rolle. Berufsverbrecher werden für das Verbrecheralbum in bestimmtem Format und bestimmter Stellung photographiert. Für diesen Zweck gibt es eine eigne »Verbrecherkamera«, die nur im Erkennungsdienst benutzt wird. Für die kriminalistische Praxis wurden ferner noch sogenannte »Detektivkameras« konstruiert, die in verschiedenen Gegenständen verborgen sind und unauffällige Aufnahmen ermöglichen. Photographische Apparate in Stöcken, Hüten, Fernstechern, Aktenmappen, Büchern und Paketen sind viel im Gebrauch, und ihre Aufnahmen bilden wichtige Beweismittel vor Gericht.

Auch auf dem Gebiete der Spurentechnik wurden bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Die chemische Sichtbarmachung unsichtbarer Fingerabdrücke ist schon vor vielen Jahren gelungen. Man wendet dafür verschiedene Pulver (Graphit, Zinkpulver u. a.) oder Joddämpfe an. Indes wurden jetzt von Lohmeyer-Wira gefällige kleine Etuis in Zigarrentaschenformat konstruiert, die alles notwendige Material zur Aufnahme und zum Sichtbarmachen von Fingerabdrücken enthalten und neuerdings amtlich bei der Landjägerei eingeführt wurden. Jeder Landjäger ist also nunmehr in der Lage, Fingerabdrücke aufzunehmen, so daß die Erfassung des Bettlertums und des vagierenden Gaunertums gewährleistet scheint.

Besondere Sorgfalt widmete man der Bearbeitung von Kapitalverbrechen. Früher bestand nur eine einzige Mordkommission, deren ständige Mitglieder der Chef der Kriminalpolizei und ein höherer Beamter des Erkennungsdienstes waren, natürlich mit dem nötigen technischen Personal für Photographie u. a. Die eigentlichen Bearbeiter des Mordes wechselten von Woche zu Woche. Heute bestehen eine ständige Mordinspektion und drei Kommissionen unter der Leitung eines Kriminalrats mit dem nötigen Personal. Ein eigens für die Zwecke der Mordinspektion konstruiertes Auto wurde angeschafft, denn größte Schnelligkeit und stete Alarmbereitschaft sind bei der Bearbeitung von Mordfällen die Hauptsache. Dieses Auto führt nun das gesamte Material stets gebrauchsbereit mit sich: Scheinwerfer, Schreibmaschine, Funkapparat, Photographenapparat, verschiedene Taschen für Leichentoilette, für Ärzte, Spurenbestecke und den sogenannten »großen Mordkoffer«. Interessant sind hierüber die Ausführungen des Leiters der Berliner Mordinspektion, Kriminalrats Gennat (Kriminalistische Monatshefte, 1. Jahrg.): »Voraussetzung für die Aufklärung gerade von Mordsachen ist eine einheitliche kriminalistische Leitung, der sämtliches Material zugeht. Jeder Praktiker weiß ja, zu welchen Zuständen es führt — ich



Polizeiquadrille. Offiziere und Wachtmeister in den Uniformen von 1848 bis heute

denke hierbei insbesondere an Fälle auf dem Lande —, wenn Staatsanwaltschaft, Amtsgericht, Amtsvorsteher, Landjäger, Beamte der kommunalen Polizei usw. durch- und nebeneinander tätig sind. Demgegenüber hat es sich als zweckmäßig erwiesen, eine sozusagen persönliche Verantwortlichkeit des Bearbeiters zu schaffen. Das Institut der sogenannten ‚Mordkommission' bringt in erster Linie auch diesen Gesichtspunkt zur Geltung. — Schon vor einem Vierteljahrhundert wurde für Berlin die Einrichtung der Mordkommission geschaffen. Ihre Tätigkeit beruht auf dem Grundsatz: Am Tatort soll man nicht anfangen, anzuordnen; schon vorher Angeordnetes soll durchgeführt werden. Die Mordkommission, die in Berlin große Popularität erlangt hat und zum Vorbild gleichartiger Einrichtungen in vielen Städten des In- und Auslandes geworden ist, bietet — stets alarmbereit — die Möglichkeit, jederzeit, bei Tag und Nacht, die Bearbeitung eines Kapitalverbrechens aufzunehmen. Ihre ständigen Mitglieder sind der Chef der Kriminalpolizei und der Leiter der Mordinspektion. Im übrigen gehört ihr je ein älterer und ein jüngerer Kriminalkommissar, ein Gerichtsarzt sowie eine Anzahl von Beamten an. Die Kommissare und der Gerichtsarzt wechseln in bestimmtem Turnus. Die Beamten haben teils kriminaltechnische Aufgaben (Photographie, Tatortzeichnungen, Sicherung von Finger-, Fuß-, Werkzeugspuren usw.), teils üben sie Ermittlungstätigkeit aus. Jeder Beamte der Kommission hat schon gelegentlich seiner Zuweisung zur Kommission für den Fall ihrer Alarmierung eine bestimmte Rolle übertragen erhalten. — Außer der sogenannten ‚aktiven' bestehen noch zwei ‚Reservekommissionen'. Diese — oder einzelne ihrer Mitglieder — werden insbesondere in Fällen eingesetzt, in denen das Vorliegen eines Verbrechens nicht ohne weiteres erkennbar ist. Die ‚Mordinspektion' ist das einheitliche Zwischenglied zwischen der jeweiligen Mordkommission und dem Leiter der Kriminalpolizei. Sie ist sozusagen der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Ihre Aufgabe besteht in der Hauptsache in einer Steigerung der praktischen Erfolge, anderseits in wissenschaftlicher Auswertung des praktischen Einzelfalles, insbesondere im Hinblick auf Arbeitsmethoden, Fehlerquellen u. dgl.

Seit 1923 hat die Bekämpfung des internationalen Verbrechertums große Fortschritte zu verzeichnen. Die in diesem Jahre gegründete »Internationale Kriminalpolizeiliche Kommission«, die Weltpolizei, organisierte schnell eine einheitliche Kampffront sämtlicher Kulturstaaten gegen die hostes generis humani, die reisenden Berufsverbrecher (Gentlemaneinbrecher, Hoteldiebe, Taschendiebe, Mädchenhändler, vor allem Banknotenfälscher). Endlich folgte im Jahre 1925 die Gründung einer »Deutschen Kriminalpolizeilichen Kommission« als Vertretung der Polizeibehörden der deutschen Länder, die dadurch eine — auf einer Vereinbarung beruhende — Reichspolizeibehörde schufen, ohne ihre behütete Polizeihoheit aufgeben zu brauchen. Der Präsident dieser deutschen Kommission ist einer der bekanntesten deutschen Polizeiführer, der Präsident des Sächsischen Landeskriminalamts, Dr. Palitzsch in Dresden.

Somit soll festgestellt sein: Verhältnis zu Staat, Volk, Technik, Wirtschaft und Organisation — die Polizei hat alles modernisiert, sie ist mit ihren Zwecken gewachsen, die moderne Polizei marschiert.

Die Mutter

Von Carola Freiin von Crailsheim-Rügland

Im Ton, als habe er eine Entdeckung gemacht und die Kraft des Hellsehers bekommen, sagte der Hausarzt: »Ihr Mißbefinden hat einen seelischen Grund, liebe gnädige Frau. Es geht so nicht weiter. Entweder Sie laden sich das ganze Schloß voller Gäste oder, noch besser, Sie machen eine Reise. Wohin es beliebt. Aber Sie müssen heraus aus der ganzen erinnerungsschweren Atmosphäre freiwilliger Vereinsamung!«

Maria Leinen besaß die Geduld, die ärztliche Erleuchtung als solche gelten zu lassen. Sie hob die blassen, ringbeschwerten Hände wie in Abwehr, die schweren Lider senkten sich wie in Furcht; aber schon im nächsten Augenblick willigte ihr Mund in den Vorschlag des Arztes.

Vielleicht hatte er wirklich nicht so unrecht mit der Reise, sagte sie sich müde, und dann war noch ein andres in ihr, ein Unerklärliches, fast etwas einer Verheißung gleich, die plötzlich in ihr erwachte.

Als ob es für mich noch Verheißungen gäbe! spottete sie stumm, an den toten Kanälen der Weiher entlang schreitend, die wie dunkle Grachten den Garten durchschnitten. Sie ging durch viele Gemächer, in denen sie schweigend und seltsam unzugehörig einen Teil ihres Wesens fühlte, eine andre Maria Leinen, eine junge, frohe, lebensgläubige, vor der sie anfing zu fliehen, als stehe sie dem Gespenst des eignen Wesens gegenüber. Schaudernd lief sie durch Gänge, erschrak vor ihrem Spiegelbild, vor dem frühen Weiß ihrer Haare, dem unruhigen Blick ihrer Augen. Sie öffnete Türen, ließ Raum um Raum hinter sich, eilte von Unrast getrieben vorwärts, umfing jedes Ding, jedes Gerät, als erwarte sie noch von irgendwoher eine Bestätigung ihres Entschlusses.

Eine einzige Tür blieb verschlossen, eine einzige Klinke senkte sich nicht unter ihrer Hand. Aber eine ganze Weile stand sie vor dieser Tür, die reglos, lautlos, fremd blieb und so still, als schliefe der Tod hinter ihrer hölzernen Wand.

Der Tod? Maria Leinen erbebte. Aber — Christine — lebte — doch — noch?

Maria Leinens Schritte flohen die Tür, hasteten durch Säle, ohne mehr etwas zu sehen, ganz beschattet von dem Wort Tod, das über ihre Seele geflutet war.

Nie vorher hatte sie andres empfunden vor dieser Tür als allein Härte, Bitternis, sinnlose Empörung. Und nun jählings war über innere Erstarrung ein Ton aufgeklungen, der wie ein Licht aufsprang, unvermutet, blitzhaft Finsternisse erhellend. Ist Nichtmehrvoneinanderwissen nicht schon Tod? klang es in ihr. Bedeutet es nicht Tod des mütterlichen Herzens, sein Kind zu verstoßen?

Der Diener zündete die Kerzen an, brachte lautlos das einsame Abendbrot, schenkte den roten Wein ein, zog sich hinter der Herrin Stuhl zurück. Zufällig aufblickend, sah sie groß seinen Schatten hinter sich stehen, sah die Kerzen unheimlich aufflackern, folgte gedankenverloren ihrem Schein, wie er über die unbeweglichen hochlehnigen leeren Eßtischstühle hinwehte, getragen von einem unmerklichen Lufthauch.

Der Diener rückte den Stuhl. Er breitete die Zeitungen aus, er brachte die Patiencekarten herbei, alles wie jeden Abend. Aber Maria Leinen konnte sich nicht entschließen, eine dieser Beschäftigungen aufzunehmen. Steif und gerade saß sie inmitten weiter, hallender, staubrieselnder Säle vor den verlassenen Kerzen. Ihre Augen wanderten wie in einem Zwang zu der kleinen Couchette mit dem Eisbärenfell. Dies war immer Christinens Platz gewesen. Jahrein, jahraus hatte sie dort gekauert, die Füße unter sich, die braunen Hände unter dem Kopf verschlungen. Dann, wenn der Abend vorrückte, war sie oft fröstelnd unter das Eisbärfell gekrochen. Sie fror leicht des Abends, die kleine Christine.

Maria Leinen, die Mutter, lächelte. Welch unsichtbare Hand hatte den Taktstock gehoben, daß jenem ersten, noch zagen Ton all die andern folgten, die nun Melodie um Melodie wurden, durch den Raum strömten?

Maria Leinen konnte sich ihrer Gewalt nicht entziehen. Umringt von Erinnerungen, saß sie und dachte an ihr Kind, an das sie mit allem Aufwand von Willen nicht mehr gedacht, seit sie es mühsam gelernt, Gedanken fortzuschieben, seit sie es mit Anstrengung wahnsinniger Energie erreicht hatte, Christine aus ihrem Leben zu streichen. Sie gehörte ja nun dem Fremden an, dem gehaßten Fremden.

Maria Leinens Lippen wurden schmal. Sie nickte ein paarmal mit dem Kopf, als müsse sie es sich wieder einprägen, daß dem so sei. Und wieder kam die furchtbare, die entsetzliche Stunde über sie, da die beiden vor ihr gestanden und gelächelt hatten, sie gehörten einander, um nie mehr voneinander zu lassen.

Und jenes Lächeln, um zweier Mund schwebend, war nicht aus ihren Gesichtern erloschen, hatte allen Anfechtungen standgehalten, ja, es war nur tiefer, nur sieghafter, nur mächtiger aufgeblüht, als sei es nicht von dieser Welt, wiewohl aus Christinens Augen die Tränen perlten, wiewohl ihre flehend erhobenen Hände zitterten, da die Mutter hart blieb. Die Mutter, die allzeit gütige, schien mit einmal erstarrt, verwandelt in alle Tiefen.

Ja, und dann war Christine gegangen. Sie hatte sich nicht umgesehen, aber ihre sonst so

flinken Füße schleppten sich vorwärts, an den Oleanderbäumen zum Schloßhof hinaus, als gingen sie durch lähmendes Feuer. Die Hunde waren ihr nachgerannt, natürlich, wie konnte es anders sein? Sie hatte sich ein wenig gebeugt — oh, Maria Leinen sah heute noch wie damals, hinter einem Vorhang versteckt, zu Eis erfroren, die Bewegung —, nahm einen nach dem andern die Köpfe der großen, treuen Bernhardiner in ihre Hände, streichelte langsam darüberhin und schickte sie mit einem unhörbaren Wort zurück.

Maria Leinen stand heftig auf. Eine Klingel gellte. Und gleich darauf liefen Schritte durch die stummen, langen Gänge. Bestürzte Gesichter nahmen Befehle entgegen. Lichter flogen durch das Schloß, hinauf bis zu den Böden. Koffer wurden aus Staubwolken gerissen. Schränke, Kommoden sprangen weit auf, und in der Remise leuchtete der Kutscher sorgfältig den Wagen ab.

Ja, der Doktor hatte recht, Zerstreuung, eine völlig andre Umgebung tat not. Wenn ich weiter so lebe, werde ich am Ende noch weich, spottete Maria Leinen. Sie hohnlachte über sich selbst. Wohl, diese Geschichte mit der Tochter war ihr reichlich nahegegangen. Sie hatte weiße Haare darüber bekommen. Nichtsdestoweniger aber war sie noch lange nicht alt, noch lange nicht fertig mit allen den tausend Möglichkeiten, die es draußen in der Welt gab. Die leere Stelle in ihrem Leben mußte wieder ausgefüllt werden.

Maria Leinen ging durch Berlin. Sie sah die Linden wieder und lächelte ein wenig zu den Pappeln des Kurfürstendamms hinüber, die wie Fackeln zur Kaiser-Gedächtniskirche zogen. Das brausende, stürmende, energiedurchpulste Leben der Stadt umfing sie wieder, zog sie in ihren Taumel, warf Amsellieder über ihr Herz, breitete die herrlich bunten Farben der Tulpen um sie aus, die allüberall in den Wassereimern der Blumenverkäufer prangten. Über dem Potsdamer Platz zuckten die grünen, die roten Lichter, die den Verkehr regelten. Die Sonne schien, ein alter Mann spielte verloren an einer Straßenecke Violine, und auf der Tauentzienstraße lachten die kleinen Mädchen, mit entblößten Zähnen und mit Röcken, die knapp bis gegen das Knie reichten, die Herren der Schöpfung an.

Eines Abends stand Maria Leinen am Nollendorfplatz erblassend vor einem eilig Vorübergehenden. Nein, dem Himmel sei Dank, sie hatte sich getäuscht, es war nicht der gehaßte Fremde gewesen. Doch konnte sie nicht hindern, daß er sich in ihre Gedanken schlich. Bitternis quoll hoch. Sie hatte ihm Gastfreundschaft gewährt, und er hatte ihr die Tochter genommen. Er, nicht ihres Kreises, nicht ihrer Lebensauffassung. Einer, der nichts von gestern wußte, kaum von einer Heimat, nichts von Tradition. Ein Kind dieser Zeit, die sie nicht gelten ließ.

Warum sie nicht rechtzeitig dem Fremden entgegengetreten sei, fragte sie sich wieder, um gleich darauf zu wissen, es wäre nicht möglich gewesen. War ich denn blind? schrie sie auf. Oder war es dies, daß ich die Gefahr unterschätzte? Ach, müßige Frage!

Gewiß, Maria Leinen vergaß sich ein wenig in den folgenden Wochen. Sie hörte die Stimme Tilla Durieux' über sich hingehen, sie sah die Augen Werner Krauß', wie sie Wallensteins ewige Gestirne an unsichtbaren Himmeln suchten. Sie wanderte die Treppen von Sanssouci empor und ließ sich zur Pfaueninsel rudern. Tanz genoß sie und Musik, und oft genug versammelten sich Menschen in ihrem Salon im Adlon. Aber es war doch so, daß nichts, keine Schönheit, keine Wahrheit in ihr Inneres drang, dorthin, wo sie allein Wurzeln fassen können. Nicht, daß sie es sich selbst gestand, aber sie begann doch zu ahnen, allmählich und langsam zu ahnen, daß sie, die ihr Kind verstoßen hatte, nur wieder lebendig werden könne, teilhaftig der Welt wie des eignen Wesens, wenn sie sich aufmachte, Christine wieder an ihr Herz zu holen. — Doch wie, wie sollte sie dies über sich vermögen? —

Wochen um Wochen verrannen.

Sie wollte wieder nach Hause; nie war sie so lange fortgewesen um die Zeit, da der Samen in der Erde aufkeimt, da der Pflug über die braunen Felder zieht und die Gärten, wohl erwacht, doch noch lange nicht blühend, der menschlichen Hände harren. Aber die Stadt hielt sie fest, sie fürchtete sich vor den einsamen Mahlzeiten, vor des Doktors besorgtem Blick. Vor allem aber fürchtete sie den Augenblick, da die Bernhardiner sich an sie drängten, feuchten Auges lange und nachdenklich zu ihr aufschauend, als forderten sie Rechenschaft.

Unstet durchstreifte ihr Fuß Berlin. Eines Morgens trieb es sie zum Kronprinzenpalais. Lange stand sie vor den berühmten Franzosen. Sie sah die Gemälde Liebermanns und ein Stücklein Wiese van Goghs. Daneben hing ein Gauguin, so friedlich, als sei nie das wilde Heer der Dissonanzen zwischen diesen beiden malenden Herzen aufgesprungen.

Haß, Liebe, ewiger Kreislauf der Dinge, sagte Maria Leinen gedankenvoll vor sich hin, und in diesem Augenblick geschah es. Ihre Augen schauten einen Mädchentorso, der ohne Haupt und Hände, leidenschaftdurchschauert, vorwärtsstürzte einem andern Körper zu, der im gleichen Maße vorhanden war, wie er tatsächlich nicht bestand, und mit weitausgebreiteten Armen die Hingabe dieses weiblichen Seins auffing. Sekundenlang schwand Maria Leinens Bewußtsein. Dann prüfte sie, auftauchend aus einem merkwürdigen,

unbeschreiblichen Erschrecken, fast neugierig jede Linie dieser goldschimmernden Bronze, die zugleich kühl und beseelt leuchtete. Von den schmalen, leicht abfallenden Schultern schweifte ihr Blick über die kleinen Brüste, glitt die knabenhaften Hüften hinab zu den hohen Beinen, die erfüllt schienen von dem einzigen Weg der Liebe, den sie entlang eilten.

Dieser hauptlose, mädchenhafte Torso, der in vollendeter Selbstverständlichkeit seine Geheimnisse entschleierte, warf zwei händelose Arme vor, die erfüllt waren vom schenkenden Gewähren der wissenden Frau. Ein unbeschreibliches Erbeben durchrann die Seele der Mutter. Diesem Körper fehlte das Vertraute, Geliebte: die schönen Hände, das lebensprühende Gesicht, das schmeichelnde Haar. Und doch erkannte die Mutter, was sie nie in seiner Reife erblickt hatte: sie wußte, sie stand vor dem Abbild des Mädchens, das ihre Tochter war. Denn sie sah sich selbst wieder in der eignen Jugend, sich selbst erneuert, auferstanden, vertraut einst in tiefer Ferne und doch umhüllt von Rätsel und Geheimnis, von Pathos und Schicksal.

Da beugte sich ein Namenloses in ihr hinab in tiefste Tiefe. Dorthin, wo das ewige Verstehen ruht, das gleichbedeutend ist mit der großen Entsagung. Was ihr der Mund ihres Kindes nicht hatte vermitteln können, was ihre Seele vergeblich ausdrücken wollte, das sagte ihr nun das Medium des Menschen: der Körper.

Nichts ist unser, dachte sie, die wir nicht einmal den Körper unsers Kindes kennen, die ihn nie schauen, wenn nicht eine Hand den Vorhang hebt. Die Natur schafft ewig neues Leben, Kinder entgleiten der Mutter, die ihre Wiege war. Aber weil nichts unser ist, gehört uns alles auf Erden, Glück wie Leid unsers Kindes, wenn wir ohne Begehren bleiben, nur Liebe werden — nur Liebe. Der Weg unsers Kindes sei uns heilig, heilig seine Liebe, seine Leidenschaft, sein ernster Entschluß, sein Handelnmüssen. Wir Mütter sind nur Werkzeuge in eines Gottes Hand, dachte sie jählings in großer Demut. Und uns Müttern ist nur eine einzige Sünde unverzeihlich: die, unser Fleisch und Blut zu verstoßen, weil es eignen Gesetzen folgen muß.

Sie brauchte nicht den Namen des Künstlers zu suchen, der unter der Bronze stand; aber da sie ihn streifte, wußte sie, nie mehr würde sie ihn den »Fremden« nennen.

Und als sie nach langer Zeit, erst als der Wärter sie mahnte, von der Bronze Abschied nahm, war es nur mit dem Gedanken, der randvoll durch sie flutete, ihrem Kinde sagen zu können: Ich habe dich nun verstanden.

Friedrich Hölderlin

Ein Garten blüht. Kein andrer kann sich messen
Mit ihm an edler Pracht. Stumm tret ich ein.
Auf sanfte Blumenhügel fällt der Schein
Des Abends her durch Rosen und Zypressen.

Gestalten, einsam und doch unvergessen,
Sind aufgestellt aus weißem Marmorstein.
Ernst blickt Empedokles, und mild und rein
Ragt die Verklärte, die dein Herz besessen.

Von all den Frauen des Olymps besiegt
Nicht eine Diotimas Reiz, ob leise
Darüber auch der Wehmut Schatten liegt.

Dein Lied ertönt im Windhauch, ihr zum Preise.
Tief rauscht der Hain, und um die Büsche wiegt
Ein Trauerfalter ruhlos sich im Kreise.

Christian Schmitt

Friedrich Fröbel

Ein Nachklang zu seinem fünfundsiebzigsten Todestage (21. Juni 1852)

Von Dr. Otto Karstädt

Das Pestalozzianum in Zürich hat zwei Räume dem Andenken des größten Vorgängers und der Erinnerung an den größten Nachfolger Pestalozzis gewidmet: es hat ein Comenius- und ein Fröbelzimmer. Das Ausland weiß, daß diese sinnvollen Ehrungen die geradlinig und steil aufsteigende Entwicklungslinie des pädagogischen Weltdenkens bedeuten. Noch stärker als Pestalozzis in Deutschland bis vor wenigen Jahren unbekanntes »Buch der Mütter« hat Fröbels Denken England, Amerika und selbst Japan beeinflußt. In der Erziehungswirklichkeit der ganzen Welt war Fröbels Lebenswerk lebendiger als selbst das Pestalozzis; durch Fröbel erst hat Deutschland im letzten Halbjahrhundert pädagogische Weltgeltung gewonnen. Nur bei uns hält man seine reiche, begnadete Unsterblichkeit begrenzt durch den Kindergarten und die Beschäftigungsmittel für Kinder. Daß wir in ihm einen der größten deutschen Denker zu ehren haben, daß durch ihn die Romantik ihre ewig gültige Leistung auf dem Gebiete der Erziehung vollbrachte, daß die Betonung des Deutschen in der Schule vor Lagarde, daß die Kinderseelenkunde, die Tatpädagogik, ja die gesamte pädagogische Gegenwartsbewegung mit ihm beginnt, weiß nur das Ausland, nicht des Propheten Vaterland. Gewiß, die »Erfindung« des Kindergartens ist so bedeutsam, daß man darüber das noch Größere, das ihr zugrunde lag, übersehen konnte. Aber sie ist erst ein Alterswerk; wäre Fröbel, der die Siebzig erreichte, ein Jahrzehnt früher heimgegangen, so hätten wir uns mit einem Fröbel ohne Kindergarten beschäftigen müssen und hätten ihn dann längst als Fortsetzer Pestalozzis entdeckt.

Ein Pfarrhaus hoch oben auf dem Kamm des Thüringer Waldes schenkt uns 1782 den großen Kinderpädagogen. Oberweißbach heißt das Dorf, langhingestreckt liegt es im Hochtale, 800 Meter hoch. Wald, Heide und steinübersäter kärglicher Acker umgeben es in freundlicher Abwechslung. Oben auf der Kuppe jetzt ein Aussichtsturm: der Fröbelturm! Von dort sah ich überall, versteckt vor Sturm und Wetter, hinter Hängen und in längst versiegten Bergbachtälern Schwesterdörflein schieferblau grüßen. Die Oberweißbacher sind bekannt als Vogelfänger. Vor jedem Haus vier Vogelbauer, und immer sind frische Vögel darin, obwohl der Fang verboten ist! Von gar zu kräftigem Trunk zeugt das Fröbelturmlied. Daß ausgerechnet dieser Turm ein Vorbild für die Oberweißbacher sei, weil er »immer im Sturme« ist, will einem beim Namen Fröbel schwer eingehen. Olitätenhandel beherrscht seit alters die Gegend, heilsame Säfte aus Waldkräutern gehen von hier in alle Welt. Jetzt ist dazu die Herstellung von Glas, namentlich von Arzneiflaschen und Glühbirnen, in Heimarbeit gekommen. Kleine Schieferhäuschen überall, niedrige Fenster, und dahinter immer drei, vier, sechs Kinderköpfe. Drüber erhöht die Kirche, die Fröbels Vater baute und deren Turm sich bedenklich senkt, in der Hauptstraße neben dem Friedhof, darauf der Vater ruhte, bis sein Grab eingeebnet wurde (!), das Pfarrhaus, Fröbels Geburtsstätte. Auch das sollte eingerissen und neugebaut werden. Der jetzige Pfarrer hat ganz Deutschlands Dank verdient, daß er das Haus für ausreichend erklärte und es uns so erhielt. Er zeigt uns einige unveröffentlichte Fröbelbriefe und gestattet, einen abzuschreiben, erklärt uns die Kirche, zeigt uns das Pult, an dem Friedrich Fröbel in der Sakristei die scheltenden Predigten seines Vaters hörte, allsonntäglich zwei. Dieser Vater war dem Sohne schweres Kinderschicksal. Überlastet mit Amtsgeschäften, hatte er für seine Kinder keine Zeit, und so ließ er, als er sich wiederverheiratete, das Stiefmutterschicksal aus grausamen Märchen über den gutartigen Knaben hereinbrechen, stand auf seiten der neidischen Frau, ließ den Ärmsten als Notlügner schuldig werden, hielt ihn für unbegabt, weil es die Stiefmutter so wollte, duldete die Ein- und Absperrung des Knaben, der nie über den Garten hinausdurfte (und nur heimlich auf die Bergkuppen entwich, wofür ihn die Stiefmutter in den Keller sperrte), ließ es schließlich geschehen, daß der Bruder der verstorbenen Mutter, Superintendent Hoffmann in Stadtilm, sein Schwesterkind aus dieser frühen Qual erlöste. Ist hier das Urerlebnis: »Kommt, laßt uns unsern Kindern leben!«? Der jetzige Oberweißbacher Pfarrer glaubt es, und man fände gewiß vom eingesperrten, notlügenden Kind zum Kindergartenschöpfer einen wissenschaftlich gangbaren Weg, ebenso vom kleinen Garten zu Fröbels Naturgefühl und zu seiner Romantik.

Wichtiger erscheint einst dem Fünfziger selbst das Einsegnungsjahr, das »schönste und wichtigste Jahr« seiner Jugend. Der Knabe empfindet zum erstenmal dunkel seinen späteren Mittelpunktsbegriff, die »Lebenseinigung«, voraus, bei der Einsegnung die Einigung mit Jesus. Es folgt Rückkehr ins Stiefmutterhaus, Lehrzeit bei einem Förster, ein Zufallsstudium der Mineralogie in Jena, wohin er seinem studierenden Bruder Geld überbringen mußte. Ein mütterliches Erbteil ist bald verbraucht, zumal da er es gern mit dem Bruder teilt; er gerät in Schuldhaft, der Vater befreit ihn erst, als er auf jedwedes väterliche Erbteil verzichtet. So kehrt der Sohn heim! Nun wird er Landwirtschafts-

lehrling, hilft dann dem alternden Vater, der, dreiundsiebzigjährig, 1802 stirbt, wird Landmesser, dann Gutsbuchhalter und zuletzt — Baumeister. Als er eine Beschäftigung im Baufach in Frankfurt a. M. sucht, fällt er ganz zufällig der Erziehung anheim. Der Leiter der Musterschule, der ihn in Gesellschaft kennenlernt, braucht einen Lehrer. Fröbel wird Lehrer, ohne jede Vorbereitung, aber sofort ergriffen »wie vom Sturmwind«. »Massen von Erfahrungen, Gedanken, Ideen, die — mir selbst unbewußt — bisher in mir geruht hatten, kamen zum Bewußtsein.« Dreiundzwanzigjährig, geht er zwei Wochen zu Pestalozzi nach Iferten, kehrt bald der Schule den Rücken und wird Hauslehrer bei der Familie von Holzhausen in Frankfurt. Fast zwei Jahre weilt er nun mit den Holzhausenschen Söhnen bei Pestalozzi, steht merkwürdigerweise im Zwist der Ifertenschule auf seiten des gernegroßen Pestalozzi-Verwässerers Schmid und kehrt in die Familie Holzhausen auf kurze Zeit zurück. Für Frau von Holzhausen empfand er tiefe Verehrung, am stärksten, als er in ihr die Mutter eines werdenden Kindes sah. Eine Erbschaft ermöglichte ihm das Studium alter und östlicher Sprachen in Göttingen, dann das der Naturwissenschaften an der neuen Universität Berlin, wo ihm Weiß mit der Lehre vom Zusammenhang alles Geschaffenen endlich Erfüllung bedeutete. Lützower Jäger, gewinnt er zwei Freunde und Mitarbeiter fürs Leben und ein tiefes vaterländisches Deutschgefühl. Noch will er Naturwissenschaftler bleiben und nicht Erzieher werden. Über zwei Jahre ist er Assistent am Mineralogischen Museum, da ruft ihn die Witwe seines soeben verstorbenen Bruders, der Pfarrer gewesen war, zur Erziehung ihrer drei Söhne, und so wird Fröbel auf deren Bauerngut im hundert Seelen zählenden Dörflein Keilhau bei Blankenburg im Thüringer Wald Gründer einer Erziehungsanstalt wie Pestalozzi. Alles, was nun folgt, ist zwangsläufige Weiterentwicklung: 1831 Anstaltsgründer in der Schweiz, in Wartensee, Willisau, und 1835 im Waisenhaus zu Burgdorf, wo einst Pestalozzi gewirkt hatte — da plötzlich kündet er seinen Freunden: »Erneuerung des Lebens fordert das neue Jahr 1836«, kehrt nach Keilhau zurück und siedelt 1837 nach Blankenburg in Thüringen über, wo ihn der Plan des »allgemeinen deutschen Kindergartens« erfaßt, verbringt sein letztes Lebensjahrzehnt auf Werbereisen für den Kindergarten und in Bad Liebenstein und auf dem Meiningenschen Schlosse Marienthal, wo er das erste Kindergärtnerinnen-Seminar errichtete. — Wo soll man in dieser Fülle der Sinnwidrigkeiten des äußeren Erlebens das Urerlebnis suchen? — Fröbel selbst hebt hervor: den Garten seiner Kindheit, wo ihn »zwar die liebe Gottessonne beschien und seinen Sinn erwärmte«, aber: »In diesem ärmlichen Ort sollte mein Geist, ohne Leitung und Führung, Kräfte sammeln zum eignen Leben, Wirken und Handeln.« — »Ich lebte, durch äußeren Zwang genötigt, ein Leben in mir.« — »Ich wollte ein auf dem Lande, in Feld, Wiese und Wald lebender Mann werden.« Und hinter dem Landleben stand ihm das Einsgefühl mit der Natur. Dann dämmert das romantische Allheitsgefühl selbständig in ihm auf, verbindet sich mit dem Gott-Jesus-Erlebnis der Einsegnung, und so führen ihn Landmessen und Forst, Größenlehre und Gesteinskunde selbständig zurück zur romantischen Jugendschau des All-Eins. Novalis, Schelling, Krause sind nicht sein Anstoß, sondern Bestätigungen, Offenbarer für das, was in ihm nach Erkenntnis ringt. Und das Schwärmen der Romantik für die Bauwunder des Mittelalters trifft schon auf den Baumeister Fröbel. Er ist kein Wandelstern um die romantischen Sonnen, sondern eine eigne Geistessonne im Strom der Gestirne: was an neuweltgestaltenden geistigen Urstoffen in der Zeit schwebte, hatte sich auch in ihm zu eigner geschlossener Weltschau gerundet. In diese suchte er sein Erziehungsdenken hineinzuziehen, obwohl es auch ohne sie am Pestalozzi-Erlebnis sich entfacht hätte.

Friedrich Fröbel
Nach einem Stich von E. Strauch
Auf Stein gezeichnet von Hahn

Als er Baumeister wird, bescheinigt und beschönigt er sich mit nur halbruhigem Gewissen, daß er auch schlösserbauend unmittelbar an der Emporbildung der Menschheit mitarbeite. Einmal vor Kinder gestellt, wird er durch das Erlebnis des Unterschieds zwischen all seinen bisherigen Berufen und der Arbeit an der Kinderseele erschüttert. Das ewige Kind in ihm wird sich seiner selbst bewußt; der Prophet, der die Menschheit erlösen will, glaubt es durch das kommende Geschlecht tun zu müssen. Das ist seine Erweckung.

Die Vertiefung des Bekehrungserlebnisses erfolgt an Pestalozzi, zuerst in begeisterter Jüngerschaft, dann im Gegensatz, der auch im äußeren Bruch sichtbar wurde.

Wo liegt dieser Gegensatz? Nicht in den Gedankengängen, sondern in der Wirklichkeit der Pestalozzischen Anstalten. Pestalozzis kopernikanische Wendung war der Begriff der inneren Anschauung, die Selbstentfaltung der Menschenseele aus sich in Denken und Dinge hinein. Er setzte dann aber unter Schmids Einfluß die entwicklungstreue Entfaltung nicht in die naturgewollte Abfolge der Stufen kindlicher Entwicklung von der Sinnen- und Bildhaftigkeit zur Vorstellung und erst beim Beginn der Reifezeit zur Fähigkeit des Begriffsbildens — von alledem ahnte Pestalozzi nicht das geringste —, sondern setzte die naturhafte Entfaltung des Seelischen, je älter er wurde, mehr und mehr in den lückenlosen Lehrstoffaufbau und die lückenlose Lehrform (Methode). Daher die Methodengläubigkeit eines Jahrhunderts der deutschen Schule. Die kindheitsgemäße Ergreifung der Welt war den Pestalozzijüngern ein unbekanntes Land.

Hier setzte Fröbel ein. Und zwar sah er sein spätestes Arbeitsgebiet zuerst. Pestalozzis Methode wagte er nicht einmal in und vor sich selbst anzuzweifeln. Aber er fühlt sie als Irrtum und drückt seine Offenbarung so aus: Sie darf nicht vor dem achten Jahre angewandt und muß durch einen »früheren, lebendigeren, natürlicheren, kindlicheren Unterricht begründet werden«. Damit schaut er zwei Jahrzehnte seinen Kindergarten voraus, ohne daran zu denken, ihn ins Leben zu rufen. Daß er ihn nicht sogleich gründet, sondern seine allgemeine Erziehungsanstalt in Keilhau, daß er sich nicht sofort der Kleinkinderpädagogik zuwendet, sondern der allgemeinen philosophischen Pädagogik, beweist, wieviel mehr er geschaut hat, als ihm in Worten selbst schon klar geworden war. Er hat die gewaltige Leistung vollbracht, und diese ist der Pestalozzis gleichwertig, zu künden, daß das Kind nicht bloß dem Grade, sondern auch der Art nach verschieden vom Erwachsenen ist. Das Kind ist eine Menschenlarve. Die kann man nicht durch Ankleben von Flügeln, sondern nur durch Pflegen jeder einzelnen Stufe entwickeln; dann wird jede folgende Stufe am zweckmäßigsten vorbereitet und dadurch der Mann, dadurch die Lebensaufgabe des Erwachsenen. Wer nicht Kind hat sein dürfen, wird kein rechter Mann. »Gott pfropft und okuliert nicht.« In Stufen entwickelt sich alles, das Kind »begreift« die Welt durch wirkliches Greifen, Tasten, Erwandern, »Hand-eln«, Zerlegen, Bauen, Formen, Malen, Behorchen, Schmecken, Fühlen. Die Erziehung hierauf zu gründen und sie von hier aus neu zu begründen, ist Fröbels Lebenswerk. Seine Philosophie und sein Kindergarten sind nur Teile dieser großen Einheitsschau der Erziehung als Tun und Arbeiten statt des Erziehens durch Stillsitzen und Lehrerwort. Nur Rousseau reicht hier nahe an Fröbel heran.

Weil Fröbel diese Schau mit einer eignen romantischen Philosophie nachträglich begründete, ist er so wenig gelesen und verstanden worden. Schober, der Herausgeber einer guten Auswahl »Fröbel als Führer zur Gegenwartspädagogik«, meint sogar, daß sich seine philosophischen Anschauungen und seine Erziehungsgrundsätze keineswegs bedingen. Johannes Prüfer und Fritz Halfter denken umgekehrt. Man darf vielleicht das Verhältnis einfach umkehren und die Fröbelsche Philosophie aus seiner Schau der Kinderseele und der Erziehung verstehen: Fröbel hat die seelische Entwicklung als Ablauf artverschiedener Stufen entdeckt. Mit den Romantikern sieht er alle Naturgebilde als frühere Stufen der Geistesentwicklung, die Menschheits- und die jeweilige Kindheitsentwicklung sind nur Fortsetzung dieser Stufenoffenbarungen. Und mit den Romantikern glaubt er an den »neuen Menschen«, glaubt, daß gerade jetzt die Menschheit die folgende höhere Stufe zu gewinnen habe. Dieser setzt er inhaltlich als prophetisch geschautes Ziel die »Lebenseinigung«, die Einigung mit Gott, der Natur, der Menschengemeinschaft. Der Begriff wird in die Familie, die Gemeinde, die Schule geworfen: überall soll die Lebenseinigung mit sich selbst, zwischen Eltern und Kind, von Mensch zu Mensch erfolgen. Die Erziehung hat die Menschheit auf diese nächste Stufe zu bringen. Im Ziel ist Fröbel ganz deutlich Gemeinschaftspädagoge, im Wege dahin der erste Pädagoge »vom Kinde aus«. Es ist »volksorganisches Denken«, wie heute Berthold Otto das nennt; es bricht das recht verstandene Jahrhundert des Kindes hier lange vor Ellen Key an. Als Glied der großen alleinigen Gott-Mensch-Natur-Gemeinschaft und im besonderen des eignen Volkes wächst das Kind naturhaft und stufenorganisch in diese Gemeinschaft hinein nach eignem innerem Gesetz, nicht durch Hineinreden. Als »Erscheinung und Offenbarung Gottes, der Gottheit in der Zeit und Endlichkeit« ist der Mensch nicht erst durch Erziehung gut zu »machen«, das Kind vielmehr

wächst organisch hinein in die versittlichte Gemeinschaft. Daher sei die frühe Erziehung nur nachgehend (behütend, schützend), erst die spätere sei eingreifend. Auch diese wird, da dann der Zögling im Erzieher das allgemeine Gesetz ahnt, zur Freiheitserziehung. Alle Vorschrift sei Ausdruck ewig waltender Gesetze. Was das Kind allein leistet, verstandesmäßig und im Willen, sagt Fröbel gern mit Jean Paul: daß es ein größerer Schritt vom Säugling bis zu einem sprechenden Kinde sei, als von einem Schulknaben zu einem Newton. Dasselbe gilt von der eignen Willenserziehung, die unbewußt durch die Gemeinschaft, durch die vorgefundene Ordnung, durch Familie, Sitte und Sprache erfolgt. Was kommandiert und darum getan wird, ist nicht sittlich bildend. »Hat das Kind gehorcht, so hat es auch einen wesentlichen Teil seiner Menschenkraft fallen lassen.« Das alles klingt radikal, ist aber nur der Glaube an organisches Wachsen und Werden und ein Kampf gegen den Aberglauben an die Allmacht des Erziehers, der Methode und der Schule. Selbsterziehung, Selbsttätigkeit, Freitätigkeit, Handfertigkeit, Denk- und Willensentwicklung am Tun und an der eignen Entscheidung über selbstgewählte Arbeit schon in der Kindheit: das sind heutige Aufgaben der öffentlichen Erziehung, die Fröbel weissagend schaute und in der Sprache der Romantik entwickelte. Von 1820 bis 1823 knüpfte er an die deutsche Erziehungsanstalt in Keilhau mit seinen Schriften an. 1821: »Durchgreifende, dem deutschen Charakter erschöpfend genügende Erziehung ist das Grund- und Quellbedürfnis des deutschen Volkes«, 1826 erschien »Die Menschenerziehung«, ihr folgten 1833 »Grundzüge der Menschenerziehung«.

Nun die Lebenserneuerung, die das neue Jahr 1836 vom Vierundfünfzigjährigen gebietend forderte. Jeder muß wohl einmal einen »Neubau« in sich aufführen, wie Arthur Babillottes Roman es sinnbildlich zeigte. War Fröbels innerer Neubau aber nicht schon die Wendung in Frankfurt zur Erziehung und das Wachwerden im Gegensatz zu Pestalozzis Anstaltswirklichkeit? Gewiß! Es bedurfte aber eines äußeren, weithin sichtbaren Neubaues der Erziehungswirklichkeit. Die ewige Unruhe des Großen und Schaffenden drängte ihn zu dieser Aufgabe. Die »ganz neue Lebensstufe«, die Lebenserneuerung und Lebensverjüngung, der »neue Lebensfrühling«, dessen Ahnung ihn mit Seelenwonne erfüllte, sollte »dargelebt« werden in der Familie. Zur Ermöglichung des Darlebens Gottes durch die Familie schuf Fröbel seine Beschäftigungsmittel und den deutschen Kindergarten. Es handelt sich also nicht etwa um eine Kinderbewahranstalt mit gut ersonnenen Selbstbeschäftigungen, sondern das neue Menschheitleben der Lebenseinigung, von Deutschen erkannt und anerkannt, soll auch zuerst durch Deutsche gelebt werden, und zwar durch lebenseinige Familien eines lebenseinigen Volkes. In solcher prophetischen Tiefe lag der Grundstein des Kindergartens.

Fröbel hatte sich auf Rat seiner Gattin inzwischen auf der Blankenburger Pulvermühle an der Schwarza ein Heim geschaffen. Und nun treiben seine noch dunklen Gedanken ihn weiter zur Verwirklichung einer Tatpädagogik von klein auf, wie sie die Pestalozzijünger nicht ahnten. Soll der Mensch die Lebenseinigung darleben, so muß er selbsttätig am Stoffe handeln lernen. Stärke und Gestaltungsfähigkeit der Kraft sind zu entwickeln; schon dem kleinen Kinde ist angemessener Stoff zur schöpferischen Gestaltung zu geben. Und hiermit nimmt Fröbel Frau Dr. Maria Montessori vorweg. Nun erhalten aber die unscheinbarsten Beschäftigungsmittel wieder eine romantisch-philosophische Begründung: sie sollen sein eine »anschauliche Darstellung des Ewigen im Endlichen«, »der Einheit aller Dinge«, »des Geistigen im Körperlichen«, »der Lebensgesetze«, ja, »des Lebensgesetzes überhaupt«. Seine »Anstalt für Anschauungsunterricht, zum Selbstunterricht und zur Selbstbelehrung«, dann »Autodidaktische Anstalt«, erhält endlich den Namen »Anstalt zur Pflege des Beschäftigungstriebes für Kindheit und Jugend«. Das ist es! Im Gegensatz zum Wortunterricht Pestalozzis und der heutigen Schule geht er vom Beschäftigungstriebe des Kindes aus und erzieht es durch bildende Selbstbeschäftigung. Hier wird sein großer Erziehungsgrundsatz zur Tat. Er ist allgemein anwendbar; aber Fröbel sammelt nun im letzten Jahrzehnt, das ihm bleibt, in der Kleinkinderpädagogik seine ganze Kraft, um von hier aus Familie und Volk zu bilden. Seine berühmten »Gaben« gehen in Spielkästen von Blankenburg aus in die Welt. Die erste Gabe, der unschuldige leichte Ball, wird in Fröbels Hand schwerste Mystik. Schon die Sprache verrate, daß der Ball ein Bild vom All sei; er ist Voll-Endung, Einheit, Abgeschlossenheit, »der Stellvertreter, der allgemeine Ausdruck von jedem Ganzen«. Jede Hand für sich und beide Hände zusammen sind eigentlich dazu gebildet, einen Ball, eine Kugel, in sich einzuschließen, sich zu — ballen. Haben, Halten, Be-Handeln, Sinngebrauch, Werfen und Zurückholen (= Einigung und Trennung), Sein, Haben, Werden, Gegenstand, Reden, Zeit, Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft, diese neunfachen Wahrnehmungen sollen dem Kinde die Pforte eines neuen, gegenständlichen Lebens öffnen. Die weiteren Gaben sind: hölzerne Kugel, die im Fortschritt zum Ball tönt und lärmt, der ungeteilte Würfel, der geteilte Würfel, der in Bauklötze geteilte Würfel; ferner als Beschäftigungsmittel: Kristallformen, Stäbchenlegen, Erbsenarbeiten, Ausstechbücher, Legetäfelchen.

Läßt man all die Mystik auf sich beruhen, so freut man sich noch heute der unerschöpflichen Erfinderkraft Fröbels, Kinder immer wieder neu und anders und kindertümlich bildend zu beschäftigen! Wieviel Bauklotzvorlagen hat er erdacht, wieviel Legeformen geschaut! Der Fülle ist kein Maß gesetzt.

Peinlich wirkt dagegen die trockene Unkunst der beigegebenen Spielliedchen. Daß man die Kugel von allen Seiten kugelig, vom Würfel immer nur drei Flächen gleichzeitig sehen kann, sollen die Kinder also besingen:

Kugel: Wie ich mich auch kehr' und wende,
Die Kugel zeig' ich ohn' Ende.
Würfel: Wie ich mich auch kehr' und wende, heb' und neige,
Drei auf einmal ich nur zeige.

Seine Geschäfte mit den Spielmitteln gingen schlecht, er und seine Frau verloren an ihrem Lebenswerk beide ihr Vermögen. Aber der Geist trieb den Greis weiter. 1839 richtet er in Blankenburg einen »Lehrgang für Kinderführer« ein. Damit diese die Beschäftigungen praktisch erproben könnten, eröffnete er in Blankenburg den ersten Kindergarten mit vierzig bis fünfzig Kindern aller Stände. Zu unterscheiden ist hiervon die Idee des deutschen Kindergartens, die er bei der Gutenbergfeier am 28. Juni 1840 betonte: daß ganz Deutschland sich durch Familien- und Kindererziehung erneuere, ganz Deutschland ein einziger Erziehungswille, ein großer deutscher Kindergarten werde. Diese Aufgabe legte er von jetzt ab mehr und mehr in die Hand der Frau. Es ist Fröbels Verdienst, die Frau in die öffentliche Erziehung eingeführt zu haben.

Der Frau widmete er auch seine »Mutter- und Koselieder«: Bewegungsspiele für Körper und Gliedmaßen, leider wieder mit Reimen unterhalb des Durchschnitts. Nur wenn einmal der Tonfall eines Kinderreims im Hintergrund klingt, wird ein Koselied erträglich. Warum kam der Romantiker nur nicht darauf, aus »Des Knaben Wunderhorn« die bunte Fülle der Kinderreime für seine Gärten auszuschütten? Statt dessen reimt er:

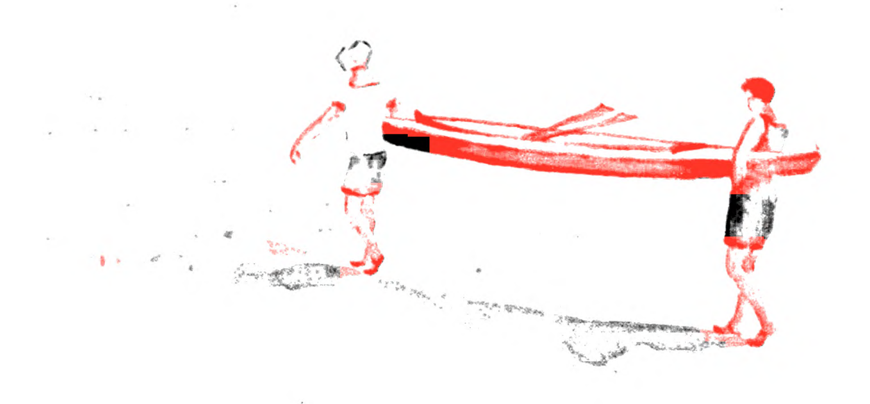
Turmhähnchen

Wie das Hähnchen auf dem Turme
Sich kann drehn im Wind und Sturme,
Kann mein Kind sein Händchen wenden,
So sich neue Freuden spenden.

Aber dennoch! Die selbsttätige Beschäftigung, die Anknüpfung der Bildung ans Spiel machen ihren Weg. Fröbel wird bekannt, geehrt, an Höfen, in der Lehrerschaft, bei Müttern. Dunkel ahnt es die Welt: Hier ist ein Begnadeter, der als erster den tiefen Sinn des Kinderspiels als unbewußte Zweckhaftigkeit biologischer Nachahme- und Tätigkeitseinfühlung in die spätere Berufstätigkeit der Erwachsenen erfaßt und der das Spiel in seinem selbsttätigen Schöpfertum zum Vorbild und Grundsatz der kindlichen Bildungsarbeit erhoben hat.

Das ganze letzte Lebensjahrzehnt ist eine einzige Dauerwerbereise für den Kindergarten. Fröbel fühlt sich selbst als Schöpfer eines Neuen, stellt sich ohne falsche Bescheidenheit innerlich neben die Großen seines Volkes — da trifft den Neunundsechzigjährigen wie Wetterschlag das preußische Verbot der Fröbelschen Kindergärten durch den Minister von Raumer 1851. Man hat bisher geglaubt, eine Verwechslung mit dem freigeistigen Hamburger Professor Karl Fröbel sei Ursache dieses Verbotes gewesen. Schon Prüfer weist darauf hin (und mein Studium der Akten des preußischen Unterrichtsministeriums bestätigt es), daß vielmehr die Gründung eines Kindergartens durch die freireligiöse Gemeinde in Nordhausen unter Eduard Baltzer Veranlassung zum Verbot gab. Als Friedrich Fröbel den König und den Minister in rührenden Briefen um Nachprüfung seines Lebenswerkes bat, erfolgte eine Untersuchung der Fröbelschen Gedanken mit einem Ergebnis, das leider von beschämender Unkenntnis und Verblendung der Untersuchenden zeugt: Fröbel glaube Erfinder zu sein, seine Lehre sei gottesleugnerisch, sein Kindergarten erziehe zu wissenslosen Schwätzern und führe zur Entsittlichung des Volkes! Der Siebziger ist so betroffen, daß er alle Vorbereitungen zur Auswanderung nach Amerika trifft. Da erlöst der Tod ihn vom Schmerz, daß der größte Staat Deutschlands sein Lebenswerk für unsittlich erklärt, und Preußen vom Ruf, den größten in Reichsdeutschland geborenen Pädagogen als Siebzigjährigen in den einsamen Tod in der Fremde getrieben zu haben.

Heute ist Fröbel wieder lebendig geworden durch die Fragestellung »Fröbel oder Montessori?« Es zeigt sich immer mehr, daß Maria Montessori zwei Seiten Fröbels stark und eigen betont hat: die freie, selbstgewählte Einzelbeschäftigung jedes Kindes mitten in der Schülerschar und die Erprobung geeigneter bildender Beschäftigungsmittel. Dabei ist sie ein Kind des hinter uns liegenden positivistischen Denkzeitalters, das auch die Kinderseele glaubte wägen und messen zu dürfen und zu können. Ihre Beschäftigungsmittel sind Erzeugnisse der übersteigerten Versuchs-Seelenkunde. Fröbel ging von der Gemeinschaft aus, sein Ziel war Erziehung zur Gemeinschaftsgesinnung durch Selbsttätigkeit innerhalb der Familie und Klasse. Darum kann er nie durch eine pädagogische Individualistin überwunden werden. Diese wird immer nur ein Teilgebiet aus der großen Fröbelschen Gesamtschau der Menschheitsbildung sehen und, Fröbel auf einem engen Raum fortsetzend, dies Einzelgebiet neuen Forschungsergebnissen anpassen können.



Zu Wasser!

Von Faltbooten und Inseln

Von Alfred Seeger

Mit zwölf Aquarellen von Anne Seeger

Wie so viele andre fand auch ich mich, vom Weltkrieg heimkehrend, nicht mehr so recht in die sich wieder einrenkenwollende Friedensgemütlichkeit hinein. Wenn es mir auch nicht gerade so erging wie meinem Ordonnanzoffizier, den ich eines Morgens neben seinem schönen, weichen, warmen Bette, weil er angeblich darin keine Luft mehr kriege, auf dem harten Boden liegend traf, so hielt ich's doch zu Hause auf die Dauer nicht mehr aus. Gott sei Dank dachte meine Lebensgefährtin wie ich. Ist sie doch auch ein »Tunichtwolanggut« und von Wanderdrang und Tatendurst beseelt sogar schon mit sieben Jahren auf einer alten Scheunentür zum namenlosen Entsetzen der Zuschauer hinaus auf den weiten Bodensee gesegelt!

Für solche Zugvögel, denen Romantik mehr gilt als Hotelkomfort und philisterhafte Seßhaftigkeit, schien das Faltboot ein wundervolles Fortbewegungsmittel. Mit erwartungsvoller Spannung besorgten wir uns eines Tags einen Zweisitzer, einen Wanderklepper, der, sogar noch unsre Erwartungen übertreffend, die Möglichkeit gewisser Bequemlichkeiten und die Mitnahme der »Kulturgwandeln« gestattete.

Schon bei der ersten Fahrt zeigte es sich, daß die besondere Eigentümlichkeit unsrer bisherigen Reisen, nie glatt und reibungslos abzugehen, sich auch aufs Faltbootwandern übertrug. Immer kommen wir, meist gewiß ohne unser Zutun, in die abenteuerlichsten Fährnisse und Situationen hinein. Dies scheint schicksalsmäßig vorbestimmt für uns in den Sternen zu stehen. Haben uns doch die Elemente sogar während der Hochzeitsreise schiffbrüchig acht Tage lang auf einer Halliginsel, und zwar in der abenteuerlichsten Robinsonade, festgehalten.

Mitten im Binnenlande beginnen wir. Vertrauen uns einem der schönen deutschen, schweizerischen oder südlich der Alpen entspringenden Flüsse an, dessen Strömung unser Boot gar rasch durch die weiten Lande dahinträgt. So im eignen Boote still und leise mit den ziehenden Wellen an alten Städtchen, trauten Dörfern, hochragenden Schlössern und Ruinen vorbeizugleiten, ist für Wanderseelen unbeschreiblich schön. Hin und wieder treffen wir auch gleichgestimmte Vaganten, die, mit ihren Booten aus lauschigen Buchten steuernd, sich uns zum sogenannten »Paket« vereinen. Dann wird Bord an Bord erzählt, Erfahrungen werden ausgetauscht, es wird gelacht, gescherzt und gesungen, bis wir uns wieder mit herzlichem »Auf Wiedersehen!« trennen, um jedes für sich einsam seine Bahn weiterzuziehen.

Nicht immer aber geht's so friedlich zu. Oft zwängt sich der Fluß durch Felsen und Schluchten und kündet schon aus der Ferne rauschendes Brausen eine Stromschnelle an. Schon springen die ersten weißschäumenden Spritzwellen vor unserm Schiffsbug auf. Die spähenden Augen suchen, während das Boot im Eilzugtempo dahinjagt, noch schnell die beste Durchfahrt zu finden. Jetzt heißt's, sich mit eiserner Faust in die Paddeln legen, um dem dräuenden Wirbel- und Wellenspiel zu entgehen. Auf und nieder bäumt sich das wackere Boot, und nur der unaufhaltsame, unbeirrte Rhythmus des Paddelschlags als Ausdruck gleichgestimmten Wollens führt uns heil und gesund, wenn auch patschnaß, durch die tosenden, donnernden Widerwellen.

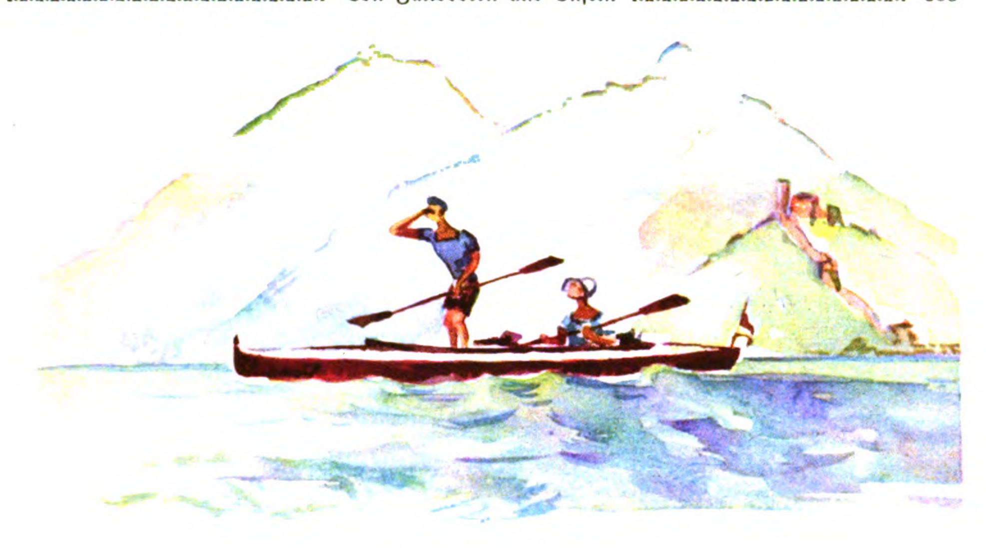


Im Röhricht

Aber nicht nur die Elemente, auch die Menschen schufen uns gar manches Abenteuer. Wenn sich neuerdings auch die Verhältnisse wenigstens in Mitteleuropa gewaltig gebessert haben, in der Nachkriegszeit haben wir so manches erlebt. Unvergeßlich wird uns stets unsre erste Donaufahrt bleiben: zweimal scharf beschossen, achtmal festgehalten und aufs peinlichste untersucht, zweimal verhaftet! In Österreich wurden wir für Lebensmittelschmuggler, in der Tschechoslowakei für politische Abenteurer, in Ungarn sogar für bolschewistische Geheimagenten gehalten! Ein Erinnerungsblatt von dieser Fahrt ist das beigegebene Bildchen, das eine verhältnismäßig harmlose, entsprechend den Anzügen der Reisenden und des Grenzmilitärs wahrhaft paradiesisch zu nennende Paßkontrolle bei glühendster Mittagssonne in Ungarns Tiefebene darstellt.

Auf unsern letzten Reisen, die uns bis zum Balkan hinuntergeführt in abgelegene Gegenden, wo die Leute selten richtige Kultureuropäer, geschweige denn jemals ein Faltboot zu Gesicht bekommen hatten, haben wir auch so mancherlei erlebt. Namentlich die Grenzposten und Zöllner hatten es auf uns abgesehen. Dazu herrschte da unten vom Kriege her noch eine nahezu abergläubisch-achtungsvolle Furcht vor deutschem Erfindergeist, so daß sie namentlich in unserm zusammengelegten Faltboot die absonderlichsten Kriegsmaschinen oder ähnliches vermuteten. Einmal mußten wir sogar, um überhaupt weiter zu können, im Zollschuppen das ganze Boot vor mißtrauisch-argwöhnischen Offizieren aufbauen. Das Erstaunen und die Bewunderung waren dann allerdings groß. Was half's aber uns, da die einzige wöchentliche Postfahrgelegenheit mittlerweile längst über alle Berge war!

Und doch! Für all die Mühseligkeiten und Strapazen entschädigten uns die wundervollen Fahrten auf reißenden Strömen, über träumende Seen und entlang an leuchtenden Küsten südlicher Meere vieltausendmal. —



Achtung! Stromschnelle!

Besonders die Inseln haben es uns angetan. Das oft nur halb eingestandene Ziel aller unsrer Fahrten war stets irgendeine ferne Insel. Und wenn die trockene Schulweisheit lehrt, eine Insel sei nichts andres als ein allseitig von Wasser umgebenes Stück Land, so sagen wir zu dieser philisterhaften Begriffsbestimmung nein und nochmals nein! Inseln sind viel, viel mehr! Inseln sind Verheißungen. Inseln stecken voll von Romantik, voll von Geheimnissen. Sie bergen die Möglichkeiten fabelhafter Entdeckungsfahrten. Unsre Inselerlebnisse sind uns immer Erfüllung seligster Träume gewesen. Wohl sind die Inseln nur ein Stücklein Land, aber im ewigen, rauschenden, singenden Spiel der Wind- und Wassergeister sind sie in unserm schrecklichen Zeitalter des Materialismus, Rationalismus und andrer Ismen noch stille Horte ungehobener Schätze von Seelenreichtum, reiner Freude und Asyle künstlerischen Schaffens. Hat sich doch mit ihnen von jeher die dichterische Phantasie beschäftigt, und all die Odysseus, Sindbad, Ro-



Frühling am Neckar



Das »Paket«



Faltbootlerwäsche an Land ...



... und an Bord

binson werden wieder in unsrer Seele lebendig. Eine Insel der Seligen zu finden ist für uns beide vielleicht unbewußt der Antrieb unsers unruhigen Reisedrangs und aller unsrer Inselsehnsuchten — bis endlich einmal Charons Nachen uns zur letzten Fahrt zu ihr über den Lethestrom hinüberführt.

Und wenn unsre Gedanken in Erinnerungsgefilden rückwärts streifen, so sind's auch immer wieder unsre Inselerlebnisse, die uns die liebsten, die teuersten sind.

Mein lieber Kamerad, denkst du noch daran, wie wir nach der durch den Schirokko lebhaft bewegten Überfahrt auf der einsamen Vulkaninsel gelandet? Wo wir, vom einzigen Bewohner der Insel, einem Geißhirten, geführt, den von Schwefeldämpfen umwobenen Krater erstiegen? Als tief unter uns im Nebenkrater die glühende



Beim Fischkaufen in Dalmatien



Sonnenzelt in den Lagunen

Lava wie feuriges Blut aufglühte, unter dunklem Grollen auf einmal die Schwefeldünste sich um uns ballten, und wir, wie von Furien gehetzt, auf dem wie Glas aufklingenden Obsidianboden gleich flüchtigen Gemsen dem schaurigen Berggeist in rasenden, jähen Sätzen entsprangen?

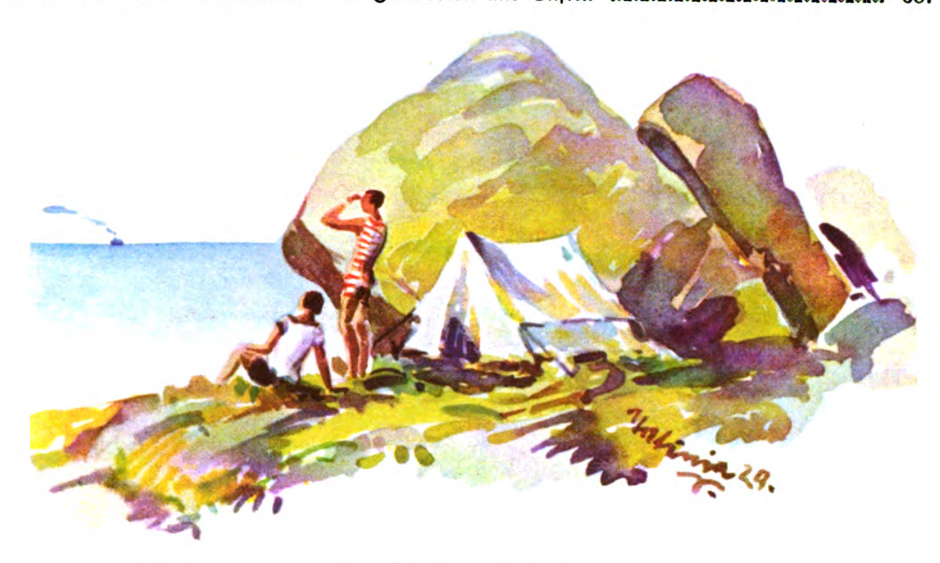
Weißt du noch, wie wir unsre Sehnsucht, die dalmatische Insel, die allabendlich im leuchtendsten Purpur erstrahlte, nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen endlich erreichten und unser Abenteuer mit dem schrecklichen Volpo bestanden?

Am allerschönsten sind die unbewohnten, die einsamen Inseln, die in keinem Baedeker stehen, die erst entdeckt sein wollen. Wenn unser Kiel auf ihrem Sande knirscht oder in ihre stillen Buchten gleitet, erfüllt uns immer ein unbeschreibliches Gefühl. So mag dem ersten Menschenpaar zumute gewesen sein. Blühen nicht die Inselblumen für uns allein? Die Brandung rauscht für uns ihr Lied, und der wilde Feigenbaum spendet uns liebend seinen Schatten und seine Früchte.

Auf einem Skoglioriff im Quarnero, von dem die Reisenden, die im Dampfer vorüberfahren, mit Hilfe des Fernglases feststellen, daß dort nichts, rein gar nichts los sei, schlugen wir einmal drei Tage lang unser Zelt auf. Obwohl außer Blau- und Golddisteln tatsächlich nichts darauf wuchs und vielleicht noch nie ein Mensch es überhaupt der Mühe wert gefunden, seinen Fuß daraufzusetzen, schenkten uns die Nächte die tiefsten Gedanken, über uns glühten die Sterne und hoben die Seele in kosmische Weiten. Der zauberhafte Wohlgeruch der kleinen Inselblumen umhauchte uns, und hier nur fühlten wir Menscheneinsamkeit und Menschengröße. Die Tagesstunden gingen uns im lustigen Badespiel mit Krebsen, Fischen und anderm Getier wie ein Sturm vorüber, und nur zu bald schlug uns die Abschiedstunde.

Aber nicht nur die unbewohnten, auch die bewohnten Inseln schufen uns unvergeßliche Tage. Den tiefsten Eindruck hinterließ uns Arbe, die herrliche Perle des Dalmatiner Archipels. Schon den ganzen Tag waren wir unablässig ihren meersturmzerfressenen Küsten entlang gepaddelt, bis spätabends, als schon längst die Sonne hinter fernen Inseln untergegangen, endlich die Stadt Arbe mit ihren im Mondlicht schimmernden Kampanilen auf steil ins Meer abstürzender Felsenwand im blauvioletten Nachthimmel wie eine überirdische Vision vor uns stand.

Nachdem im stillen kleinen Binnenhafen unsre Ajesha verankert war, ging's durch dunkle Tore und finstere, verschwiegene Gänge hinein in die einst so blühende, heute halbzerfallene Stadt. Was hat uns nicht Arbe alles geschenkt! Mit unsrer treuen Ajesha umsegelten wir ihre Küsten, in sonnendurchglühten Weinbergen genossen wir die schwere Süße ihrer köstlichen Trauben. In den kleinen Uferdörfern rastend, haben wir den vom Fang heimkehrenden Fischern die feinen Langusten abgekauft und an unsern Strandfeuerchen Wohlschmeckerfeste gefeiert. Wir haben alte,



Auf unsrer Robinsoninsel

längst vergessene, zerfallene Uskokenseeräuberfesten wiederentdeckt, in verschwiegenen Buchten haben wir aus dem sonnenheißen Bezirk der glühenden Steine uns in jauchzendem Sprung dem Gott der Meere in die kühlen Arme geworfen. In einer solchen emailleblau leuchtenden Badebucht fanden wir einmal beim Tauchspiel tief unten antike Amphoren und Reste alter Hafenmauern. Nachts betteten wir unser Zelt in Rosmarinbüsche und Myrten, und im blauen Dämmerlicht des Morgens wanderten wir glückselig in den geheimnisvollen Steineichenwald, den schönsten, den ich mir denken kann. Und gar schwer war's uns zumute, als auch hier die Abschiedstunde schlug und vom hohen Domplatze zum letztenmal unsre Blicke über die schöne Stadt und die im Sonnenbluft schimmernde Insel schweiften, die uns so unendlich viel gegeben hatte.

Und heute früh, als wir eben aufgewacht waren, da saßen auf einem Zweig vor unserm Fenster, eben vom Süden zurückgekehrt, zwei niedliche Dompfaffen, erzählten sich von ihrer



Grenzkontrolle an der Donau



Heimwärts!

großen Reise und von einem lieblichen Eiland, auf dem ihre ermatteten Schwingen sich ausgeruht hatten. Da sind wir flugs aus den Betten geklettert, haben Pläne geschmiedet, und noch eine kleine Weile, dann geht's, ja, dann geht's einem neuen Inseltraum entgegen!

Landschaft in Österreich

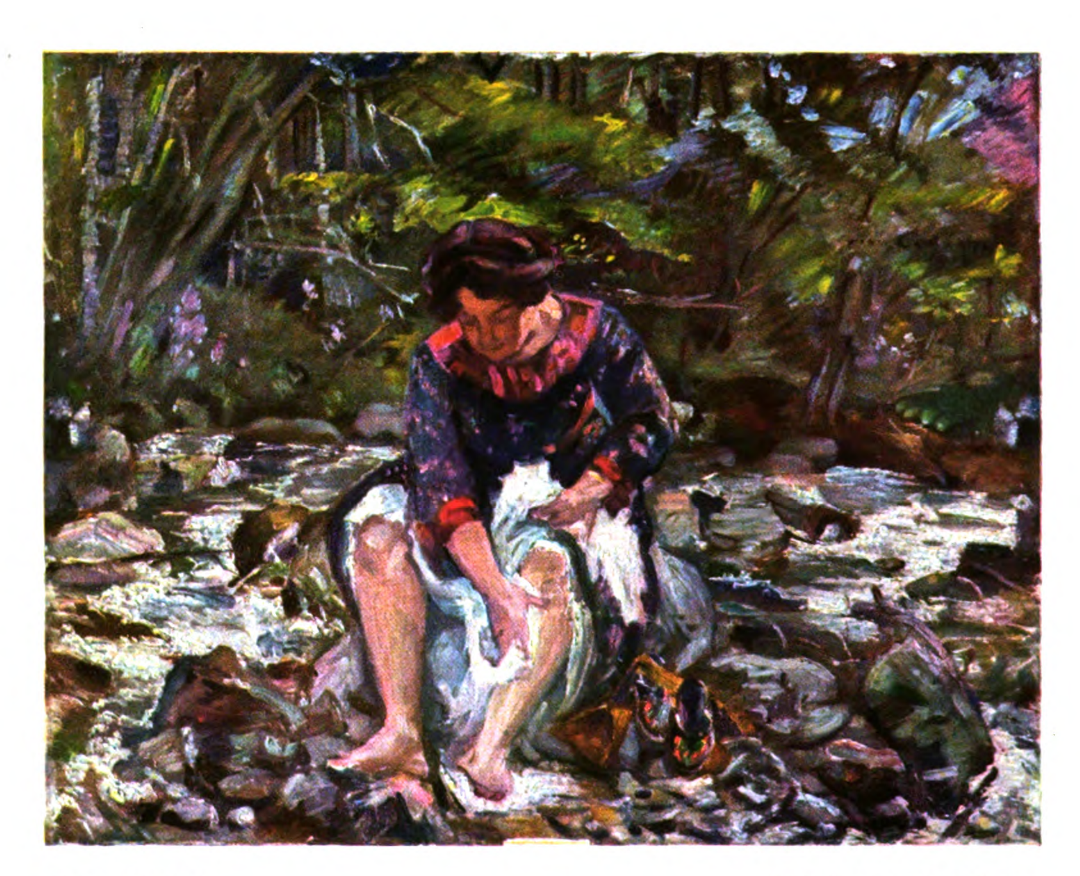
Winterfahrten, Sommerfahrten,
Rüst'ge Reise ruhlos durch die Welt,
Seinen wilden Weh- und Wonnegarten
Hat Gottvater sich, dem Vielbejahrten,
Tatbeflissen zubestellt.

Erste Pfade, rauhe Säume
Schlägt er zornvoll-planend ins Gestein,
Stäupt die Stille, mißt und teilt die Räume,
Neigt sich nächtlich ratend in die Träume
Blinder Kreatur hinein.

Doch zur Sommersonnenwende,
Flammt die Welt im grünen Buchenglast,
Wirft den Schurz er von der rauhen Lende,
Wischt die braunen erd'gen Pflügerhände,
Augt sich Ort und Ziel der Rast.

An dem Müdstrom seiner Glieder
Sommert leis die Zeit und sinnt sich weich,
Himmel taut in blauen Tropfen nieder,
Um die zugefallnen Silberlider
Gottes schläft ein Lächeln: Österreich.

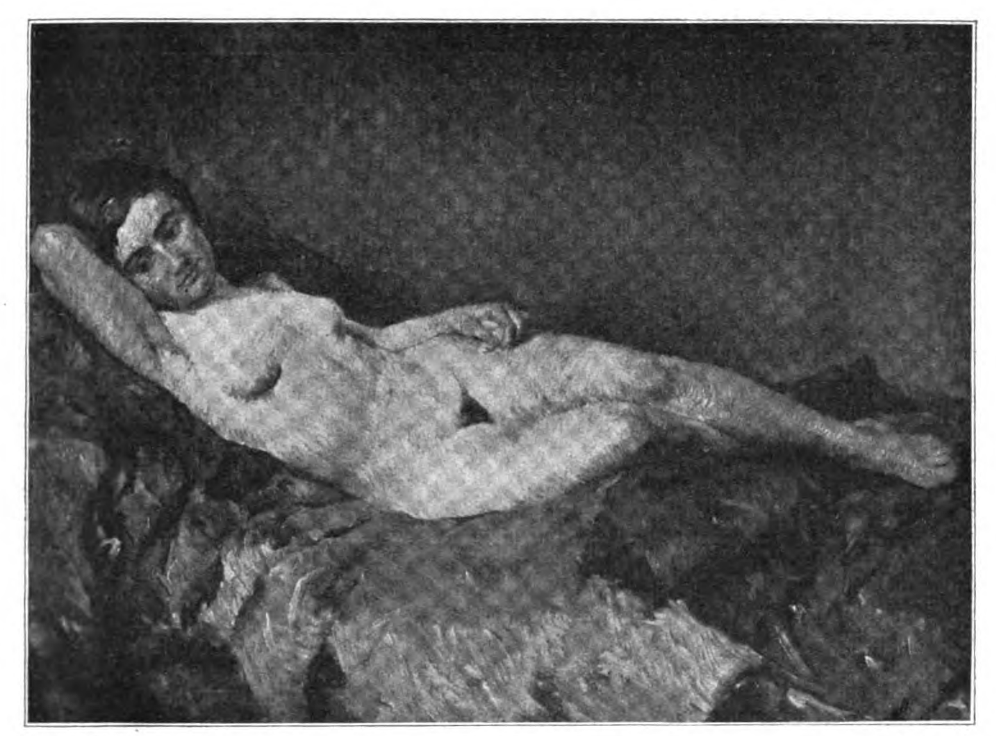
Hans Deißinger



Lovis Corinth: Mädchen am Waldbach

Aus der Ersten Allgemeinen Kunstausstellung in München 1926





Conrad Pfau: Ruhende

Von Kunst und Künstlern

Lovis Corinth: Mädchen am Waldbach — Rudolf Schramm-Zittau: Spazierfahrt im Englischen Garten — Wilhelm Gdanietz: Rolandsburg — Alfred Cerigioli: Der Mäher — Josef Bató: Ernte — Ernst Neuschul: Steinbruch — Paul Gerhardt: Aus dem Leunawerk bei Merseburg — Conrad Pfau: Der Brief und Akt »Ruhende« — Eduard Beyrer: Eva — Berichtigung

Er liebte die derben, natur- und fleischhaften Stoffe mit einer sinnenfreudigen Passion, wie kein andrer seiner malenden Zeitgenossen, der vor zwei Jahren als Sechzigjähriger von uns gegangene Lovis Corinth, und während sich bei andern solche derben Wiegengaben unter der Kulturbürste oder Kulturwalze Berlins zu verfeinern oder gar zu verflüchtigen pflegen, hat der aus dem ostpreußischen Tapiau stammende stiernackige Handwerkersohn sie bis zuletzt mit unverminderter Liebe gepflegt. So stehen auch unter seinen letzten Werken noch neben farbenschwelgenden Blumenstücken und duftigen Landschaftsbildern, die sich mit liebevollster, unermüdlichster Andacht um die atmosphärischen Schönheiten eines Naturausschnittes bemühen — man denke nur an die vielen Walchensee-Studien! —, weibliche und männliche Akte, mythologische und heroische Gemälde, die ihren Farbenrausch mit wahrer Berserkerleidenschaft an den koloristischen Schönheiten des Fleisches zu sättigen suchen. Rubens, in dem man lange einen Gipfel sinnenfreudiger Fleischmalerei sehen zu müssen meinte, erscheint neben der stürmischen Heftigkeit und unerschrockenen Bravour dieser Farbenorgien fast wie ein zahmer Nazarener voll zarter Rücksichten. Es gibt aber auch Übergänge zwischen diesen Stoffgebieten, und so ein die Gegensätze ausgleichendes und versöhnendes Werk aus Corinths letzten Schaffensjahren haben wir in dem »Mädchen am Waldbach« vor uns, das zuerst auf der Allgemeinen Kunstausstellung in München vom Sommer und Herbst 1926 hervortrat. Da ist fast ganz, nur ein wenig gedämpft, die schier ungezügelte Corinthsche Koloristik und die Lust am vielfach gebrochenen Wellenspiel des Wassers, da ist auch noch die unverhohlene Freude des Malers am nackten Fleisch und an gesunden, gebrungenen Formen — über das alles aber legt sich ein sanfter, idyllischer Zug, der Gefallen am behaglich Zuständlichen, am Erzählenden oder gar am Lyrischen verrät. Keins von den starken Repräsentationsbildern Corinthscher Malerei, aber eins seiner freundlichsten und sympathischsten.

Eine ähnliche Geschmacks- und Könnensstufe, wie das »Mädchen am Waldbach« in Corinths malerischem Schaffen, stellt die »Spazierfahrt im Englischen Garten« für Rudolf Schramm-Zittau dar. Auch hier gedämpfte, ausgeglichene und abgewogene Sammlung und Sichtung letzten, vollendeten künstleri-

schen Könnens eines durch mancherlei Stoffkreise und mancherlei Farbgebungen geführten Meisters. Schramm-Zittau, 1874 geboren, in Dresden, Karlsruhe und München durch die akademischen Schulen und Weihen gegangen, begann mit Tierstücken aus der Geflügelwelt, die mehr noch als durch die Treue ihrer Beobachtung durch die Frische ihrer Farbtöne den Ruf des jungen Künstlers begründeten und ihm — fast zu früh — eine Spezialität schufen. Aber er blieb dabei nicht stehen. Er schritt zu farbig und lustig bewegten Straßenbildern aus München und Frankfurt fort; er malte die roten Röcke, die braunen Pferdeleiber und die grünen Felder und Büsche munterer Reitjagden; er vertiefte sich in das gesellige Leben des gezähmten Wildes in Tiergärten, im Dickicht und auf Waldwiesen und wagte von hier den trotz solcher Vorbereitungen nicht ungefährlichen Sprung zur Jagd im Hochgebirge: mit einsam streifenden Bartböcken, sichernden Gemsen, fegenden und brunftenden Hirschen und kühnen Gamsjägern, wie sie ihrem scheuen Wild nachsteigen oder ihre seltene Beute in Sicherheit bringen. Waren es in seinen früheren Bildern vornehmlich Lichtwirkung und Bewegungsmotive, die ihn lockten, so erstrebte er, selbst ein dem Weidwerk mit Begeisterung zugetaner Jäger, in seinen Jagdbildern mit nicht geringerem Erfolg die malerische Einheit des Tieres mit der es umgebenden und schützenden Natur, mit dem Hochwald in der leuchtenden Pracht des Herbstes oder mit den in einsamer Größe ragenden Gipfeln der Alpen. Hinter all diesen Bildern aber, gleichsam als heimliche Könige seiner malerischen Kunst, standen und stehen Bilder, wie wir in der »Spazierfahrt« eins, freilich eins der schönsten und reifsten, vor Augen haben: duftige, in Morgentau, Mittagsglanz oder Abenddämmerung getauchte Landschaften, denen sich die Menschengruppen, die darin Platz finden, bescheiden und harmonisch unterordnen. Eine ungemein wohltuende, besänftigende und beruhigende Vornehmheit geht von diesen Landschaftsbildern aus. Macht es die delikate Farbtönung, die der Maler ihnen zu geben weiß, macht es die weiche Umhüllung mit Licht und Luft, macht es die Einheit, der malerische Zusammenklang von Natur und Mensch, was diesen Schöpfungen den unnachahmlichen Reiz verschafft? Jedenfalls erscheint alles andre und frühere in Schramm-Zittaus malerischem Schaffen neben ihnen als Vorstufe oder Durchgang; in ihnen erst bewährt und vollendet sich seine Meisterschaft.

Berlin — München — Düsseldorf: es ist der Weg vom selbstherrlichen Individualitätsstreben zur bejahten Tradition, den wir gehen, wenn wir dem Bilde Corinths und dem Schramm-Zittaus als drittes farbig wiedergegebenes die »Rolandsburg« von Wilhelm Gbanietz zugesellen. Gbanietz, 1893 in Mainz geboren, aber in Osnabrück erzogen, hat seine künstlerische Ausbildung an der Düsseldorfer Akademie empfangen, und wie es dort lange Zeit zur schulmäßigen Überlieferung gehörte, knüpfte auch er an alte, bewährte Malweise, besonders die der Holländer, an, um dadurch erst einmal den sicheren Grund für seine Arbeiten zu legen. Er begann mit Genremotiven, in denen sich Zeichnung, Komposition und Koloristik zeigen ließen (»Im gelben Kleid«), ging zu Bildnissen über und suchte dann in genrehaft belebten Landschaftsausschnitten, wie der Ausflugsort »Rolandsburg« einen darbietet, beides zu vereinigen, alles noch mit einem altmeisterlichen Anflug dunkelgetönter Farbgebung, die die Düsseldorfer Schulung nicht verleugnet. Dankbare Motive bot ihm ferner seine Jugendheimat Osnabrück mit der Katharinen- und der Marienkirche, dem Dom und der Süsternstraße.

Scharf und fast erschreckend sticht gegen diese Düsseldorfer Tönung, der immer etwas vom Atelierton anhaftet, die Koloristik des »Mähers« von Alfred Cerigioli ab. Man spürt, daß der Maler dieses Bildes seine ersten oder doch entscheidenden künstlerischen Eindrücke unter dem Himmel Italiens empfangen hat. Doch ist er Deutscher von Geburt und Erziehung und hat als Frontsoldat — nicht als »Schlachtenmaler« — unsern großen, langen Krieg mitgemacht, der ihn, mitten in seiner erst spät einsetzenden künstlerischen Entwicklung, härter traf als manchen seiner Kollegen. Aber er hat dann mutig von vorn begonnen und ist jetzt, von treuer Schwester- und Freundesliebe umsorgt, emsig dabei, seine oberitalienischen Studien, in deren Nachbarschaft auch der »Mäher« gehört, zu Bildern auszugestalten, die seiner an den alten Meistern geschärften Selbstkritik, aber auch den neuen Luft- und Lichtoffenbarungen, die ihm dort geworden sind, genugzutun vermögen.

Aus der Malergeneration von 1890 kommt das Bild »Ernte« von dem Ungarn Josef Bató. Es hat, ähnlich wie der »Steinbruch« von Ernst Neuschul, seine künstlerische Schönheit in der breitflächigen, großzügigen und durch ihren starken, kraftvollen Arbeitsrhythmus mitreißenden Komposition, die von feiner und differenzierter durchgeführten Einzelheiten nichts mehr wissen will, dafür aber desto energischer zu einer monumentalen Wucht hinstrebt, die mit ihrer betonten, man möchte glauben gewollt nüchternen Sachlichkeit dem Geist und Wesen unsrer Zeit in eigentümlicher Weise gerecht zu werden sucht. Kein Wunder, daß diese Malerei ihre letzten und höchsten Aufgaben in der Wandmalerei sucht.

Bató, 1888 geboren, vornehmlich in Paris (unter Matisse) ausgebildet, hat seine großen malerischen Eindrücke doch erst als Offizier im

Felde gewonnen, besonders in Mazedonien und Albanien durch den dort herrschenden vollkommenen Einklang von Landschaft, Menschen und Tieren. Seine Lieblingsthemen sind seitdem Figuren in der Landschaft, einfache, naturhafte Menschen, Bauern und Seeleute. In den großen Städten reizen seine Palette allenfalls noch die schönen Frauen und das künstliche Licht. »Ich liebe das Land, die Sonne und den Sport im Freien, und nur im Winter die Großstadt«, bekennt uns der Maler und fährt fort: »Ich mag nicht die Provinz, kleinliche Menschen; ich verabscheue Dummheit und Neid. Ich lebe in Deutschland, weil hier für zeitgenössische Kunst mehr Verständnis ist als in allen andern zivilisierten Ländern zusammengenommen.«

Der »Steinbruch« von Neuschul ist in Tiefdruck wiedergegeben, und mit der Einführung dieser Reproduktionstechnik, die hinfort häufiger auftreten soll, hoffen wir unsern Lesern noch voller und gesättigter, als es durch den bisher für unsre Einschaltbilder hauptsächlich angewendeten Mattkunstdruck geschehen kann, den Genuß künstlerischer Schöpfungen zu vermitteln. Mehr noch als die Wiedergabe des Neuschulschen Gemäldes wird den Betrachter der nach einem Blatte von Paul Gerhardt hergestellte Tiefdruck »Aus dem Leunawerk bei Merseburg« davon überzeugen, wie nahe eine Reproduktion den Originalwirkungen der künstlerischen Vorlage kommt, in diesem Falle einer Radierung, die ihre Schönheiten in dem Mit- und Gegeneinander von Hell und Dunkel hat, ohne daß die zeichnerische Exaktheit der Einzelheiten unter der malerischen Gesamtwirkung Einbuße erleidet. Ja, in diesem Falle dürfen wir sagen und können bestätigen, daß der Zeichner in monatelanger mühevoller, aber durch den künstlerischen Erfolg auch reichlich belohnter Arbeit alles darangesetzt hat, bei dieser Darstellung der »Apparatur im Ammoniakwerk«, wie er sein Blatt eigentlich nennt, exakt zu sein bis ins kleinste Detail. Wie der gewissenhafte und anspruchsvolle Maler sich mit Landschaft oder Menschen, so mußte er durch liebevollen Umgang sich erst vertraut machen mit diesen scheinbar so wirren und doch so wohlgegliederten und zweckbewußten Eisenkonstruktionen, um ihnen ihre eigentümlichen Schönheiten abzulauschen und doch ihrer Sachlichkeit nirgends wehe zu tun. Gerhardt hat an dieser Arbeit bald so viel Vergnügen und Genugtuung gefunden, daß er entschlossen ist, sie in andern großen technischen Betrieben der deutschen Industrie fortzusetzen.

Zur empfindungsvollen Malerei, die gern mit sprechenden Gegensätzen (hier Alter und Jugend, frischquellendes Leben und weise Bedachtsamkeit) arbeitet, lenkt das Bild »Der Brief« von Conrad Pfau zurück, ein erfreuliches Zeugnis für die Verfeinerung und Vertiefung, die das, was man früher schlechtweg »Genre« nannte, in letzter Zeit, vorwiegend unter Münchner Einfluß, erfahren hat. Die Aktstudie »Ruhende« desselben Münchner Malers zeigt uns zugleich, wie sicher auch der »Genremaler«, der sich doch hauptsächlich an bekleidete Figuren hält, in der Beherrschung des nackten menschlichen Körpers geübt sein muß, will er vor anatomischen Schnitzern geschützt sein. Pfau, geboren 1885 in Wimpfen am Neckar, in Straßburg, Düsseldorf und München akademisch ausgebildet, bewegt sich in lebhafter Abwechslung bald auf dem Gebiete des Porträts, bald des figürlichen und landschaftlichen Bildes, bald des Stillebens und des Aktes. In den Anfangsjahren seines künstlerischen Schaffens fast ausschließlich Graphiker, hat er aus dieser Technik die Exaktheit und Sicherheit der Zeichnung auch in seine Gemälde übernommen, ohne die Frische und Saftigkeit der Farbe darunter leiden zu lassen.

Die Plastik »Eva« (eine Steinfigur in der Höhe von 2,10 Meter) von dem Münchner Bildhauer Eduard Beyrer zeugt in ihren edlen Formen, die Nacktheit durch Keuschheit adeln, für die bodenständige und vererbte Überlieferung, unter deren Segen dieser Sechzigjährige steht. Ein früher Mitarbeiter seines Vaters, des Bildhauers Josef Beyrer, hat er von den italienischen Frührenaissancearbeiten entscheidende Anregungen in sich aufgenommen, sich dann aber bald seinen eignen Stil geschaffen, der mit einer gemilderten Strenge der Linien eine große Lebendigkeit in den Einzelheiten zu verbinden weiß. Neben vielen öffentlichen Denkmälern schuf er in der Madonna der Berliner Nationalgalerie, einer Bronzebüste, und der Heiligen Cäcilia (Sammlung Weigand in München) zwei religiöse Werke von außerordentlicher Anmut und Innigkeit. Wir haben seine Kunst schon im Jahrgang 1903 in einem illustrierten Aufsatz gewürdigt, hoffen aber, seine beachtenswerten und zum Teil neue Wege gehenden Arbeiten der letzten fünfundzwanzig Jahre noch in einer zusammenfassenden Veröffentlichung zeigen zu können. —

Eine kleine, aber nicht unwesentliche Berichtigung zum Schluß! Im Juliheft haben wir in »K. u. K.« Fritz Köhlers Winterlandschaft erwähnt, sie aber irrtümlich oder infolge eines Druckfehlers der Ruhmeshalle in Bremen statt in Barmen zugewiesen. Die Stadt Barmen, ehrgeizig auf ihre Kunstschätze wie alle unsre westlichen Industriestädte, will sich diesen Besitz nicht rauben lassen. So sei er ihr hier ausdrücklich und unzweideutig wieder zuerteilt!

F. D.

Literarische Rundschau

Die zuverlässigste und vornehmste Feier eines literarischen Jubiläums ist immer noch die Selbstbeschenkung des Jubilars; wir wissen ja von Fontane, wie es selbst dem Verdientesten an seinem Siebzigsten mit den erwarteten Gratulanten ergehen kann. Diese Erfahrungsweisheit aus dem Paradiese der Literatur hat auch schon der fünfzigjährige Hermann Hesse geübt, indem er sich zum 2. Juli 1927 aus eigner Munifizenz einen neuen Roman auf den Geburtstagstisch gelegt hat.

Es sind allesamt höchst persönliche und subjektive Bücher, die Hesse während dreier Jahrzehnte hat von sich ausgehen lassen; dieser »Steppenwolf« (Berlin, S. Fischer) ist aber doch wohl der intimste und selbstischste von allen. Von äußerer Handlung und romanhaftem Geschehen läßt sich hier kaum noch etwas erhaschen, alles ist nach innen ins Erlebnishafte der Seele oder nach oben ins Weltsymbolische gedrängt. Ein Bekenntnisbuch und ein neuer Beitrag zur großen selbstbiographischen Beichte, zu der sich Hesses Bücher zusammenreihen, daneben aber auch eine weit offene ehrliche und rücksichtslose Abrechnung mit der Zeit und ihren Lebensnöten. Was sich wenige zu gestehen wagen: unser Schwebezustand zwischen Gemeinschafts- und Einzelwesen, zwischen Bürgerlichkeit und Abseitigkeit, zwischen Zucht und Zügellosigkeit, zwischen Gestern und Morgen, hier hat jemand den Mut gefunden, dieser ständigen Todfeindschaft zwischen Mensch und Wolf im eignen Inneren, diesen Zwiespälten unsrer Zeit die Zunge zu lösen. Man darf von diesem Buche keine wohligen Harmonien, keine einschmeichelnden Behaglichkeiten erwarten, wie sie doch die früheren und mittleren Bücher Hesses bis zum »Demian« und »Klingsor« noch hatten; erst zu Schluß, unter dem Anhauch des Todes, senkt sich mit der »neuen Schwerdung« so etwas wie Friede und Versöhnung, Festlichkeit und Verklärung auf das grausam zerrissene Leben Harry Hallers, des »Steppenwolfs«, herab, aber auch dann nur in Träumen und Spielen. Der Kenner und Genießer dichterischer Formschönheiten wird freilich für diese Wüstheiten und Bitterkeiten hinreichend entschädigt werden, wenn nicht durch die kühne, an Schnörkeln, Abschweifungen und Intarsien reiche Komposition, die sich doch immer wieder zu ihrem Kern zurückfindet, so durch die bilderselige, mit sich selber spielende und doch so gegenständliche, zielgewisse und sachlich präzise Sprache, die sich vielleicht an Goethe gebildet hat, aber nach eignen Schönheitsgesetzen reif geworden ist und auch hier wieder ihren unnachahmlichen Zauber entfaltet.

»Es gibt vor seinen (des Steppenwolfs) geschärften Sinnen keine intellektualistischen Kunststücke und mogelnden Flausen: das ist der Ernst des Romans. Sein Spaß aber ist: daß dieses weltfremde Wesen noch mit fünfzig Jahren viele graziöse Steps hat tanzen müssen, ehe es imstande war, als ein richtiger Steppenwolf ein wenig Munterkeit in die literarische Zunft zu bringen ... In diesem männlichen Buche ist, mit negativen Vorzeichen, die Romantik noch einmal. Hier ist der Versuch, die zusammengefaßten und auf eine glückliche Formel gebrachten Dämonismen unsrer Zeit abzustoßen, um Raum zu gewinnen für alle Güte und unbedinderte Höhe. Hier ist ein jugendlich tanzender Kämpe, der mit Augen, in die man aus Scheu nicht zu blicken wagt, seine Sache verteidigt und seine Liebe schützt.« Das sind Worte aus dem Lebens- und Werkbild, das Hugo Ball dem fünfzigjährigen Hermann Hesse in einem drittehalb hundert Seiten starken Buche aufgerichtet hat (ebenda; geh. 5 M.). Wie wohl schon die Probe zeigt, läßt sich leider nicht sagen, daß es dem Verfasser — trotz seiner schlichten Sprache! — gelungen sei, die Rätsel und Dunkelheiten, die sich in Hesses Schöpfungen mehr und mehr häufen, zu erhellen oder gar zu lichten und zu lösen. Das war auch wohl kaum sein Ehrgeiz. Unsre jungen Ästhetiker und Kritiker suchen eher ihren Ruhm darin, im Stil, in der Form, im ganzen geistigen Niveau ihrer Bücher um keines Haares Breite hinter den Maßen ihrer Gegenstände zurückzubleiben. So hat man hier seitenlang das Gefühl, bei Hesse selbst zu Gast zu sein. Solchem Einfühlungsvermögen gebührt gewiß alle Ehre — aber ob es dem Gegenstand so dient, wie man's vom Biographen, zumal von einem Jubilarbiographen erwarten dürfte? Immerhin: der Verfasser genießt den Vorzug, mit mancherlei aufschlußreichen Familiendokumenten, z. B. besonders reizenden Aufzeichnungen der Mutter des Dichters, aufwarten zu können, und deckt autobiographische Spiegelungen in Hesses Werken auf, für die nur ihm die Augen geschärft sind.

Friedrich von Gagern, der uns die packenden, lebenswahren und mannhaften Romane »Der böse Geist«, »Das nackte Leben«, »Das Geheimnis« und vor kurzem im »Toten Mann« (Berlin, Paul Parey) den Roman vom Schicksalskampf der roten Rasse geschenkt hat, setzt den in all diesen Büchern konsequent festgehaltenen Weg des historisch-erzieherischen Erzählers mit seinem neuesten Werk folgerichtig und doch überraschend fort: sein »Grenzerbuch«, bei Parey in Berlin mit zwanzig Tafeln nach seltenen kulturhistorischen Aufnahmen und vielen von Karl Wagner eigens gezeichneten Kapitelleisten erschienen (geb. 12 M.), scheut sich

nicht, den Schein zu erwecken, als sei es gerades-wegs unter die »Indianerschwarten« geraten, so da von »Pfadfindern, Häuptlingen und Lederstrumpfen« erzählen. Mögen Literaten und Ästheten die Nase darüber rümpfen, Gagern geniert es nicht, zählt er doch selbst seine besten Tage und Nächte nach denen, die er schweifend in aller Herren Wäldern, unterm Kreise der Sterne, in weltfernen Jäger- und Hirtenhütten zugebracht hat. Ein Mann des Erlebens, nicht des Redens; ein Schriftsteller nicht des Grübelns und Spintisierens, sondern des Gestaltens und Schaffens; ein Dichter nicht der Romantik, sondern der belangvollen Realitäten. So auch hier. Aus der romantischen Urwalddämmerung der Lederstrumpfgeschichten führt sein Buch hinaus ins offene Licht historischer Wirklichkeit, wo es freilich kaum weniger abenteuerlicher zugeht als dort, und wird so zu einer Chronik der Wildnis für gesunde, ehrliche »Mannsnaturen«, die sich noch an rauhem Heldentum zu begeistern und zu stählen vermögen. Auf dem Grenzgebiete zwischen nordamerikanischer Völker- und Landeskunde, äußerer Entdeckungsgeschichte und politischer Historie liegen dafür, meint er, weite fruchtbare, von deutschen Forschern selten betretene Gebiete, und auf diesen Jagdgründen läßt er sich wohlsein, von hier bringt er reichliche Beute an wildem und gebändigtem Heldentum heim. Aber seine Helden sind nicht so sehr einzelne, von Mut, Tapferkeit, Unerschrockenheit umstrahlte Personen, sein Haupt- und Generalheld ist die — Grenze: die Zone der vorgeschobenen Posten, der allgegenwärtigen Gefahr, das Revier der Pioniere, der Schauplatz der amerikanischen Ilias, die Wiege der amerikanischen Volkskraft. Das Verdienst dieses Buches: es führt mit den Mitteln eines schöpferischen Dichters, dem sich alles in lebendige Gestalten und Schicksale umsetzt, die amerikanische Geschichte in unsre Jugendbildung ein, denn für die Jugend, das heranwachsende Geschlecht der Zukunft, ist dies Buch mit seinen prachtexemplarischen Kerlen und Kämpen in erster Linie bestimmt, schon weil es zum Für oder Wider, zur brennenden Teilnahme, zum glühenden Mitgehen auffordert und ermuntert zu stolzer Unabhängigkeit, überlegenem Verzicht, harter, unbeirrbarer Männlichkeit. Gewiß, auch dies Buch — die »Ilias und Odyssee der Neuen Welt«, wie man es nennen könnte — hat seine literarischen Ahnen: Cooper, Sealsfield-Postl, Gerstäcker, Möllhausen, aber im Grunde ist es doch eine Erscheinung für sich: ein Schicksalsbuch von strotzender, oft atemberaubender Geschehnisfülle, an dem spannkräftige Herzen und Seelen sich emporringen können.

Eine Zeit, der die Pulse des Blutes so heftig pochen wie der unsrigen, kann sich dem Drang nach dem Abenteuerlichen, Außergewöhnlichen und Schicksalsgewaltigen nicht entziehen. Dieser Zug ergreift auch ernste, sonst verhaltene Naturen, und man täte ihnen Unrecht, wollte man die danach getroffene Wahl ihrer Bücherthemen auf Sensationssucht oder Profitgier schieben. Als Kaiserin Eugenie einige Jahre nach dem Kriege starb, als Neunzigjährige und eine gewiß mit Erlebnissen und Schicksalen Beladene, fuhr sie unbesungen oder doch nur leise beseufzt zum Orkus; als am 19. Januar 1927 im Schlosse Boûchoût bei Brüssel Charlotte, Erzherzogin von Österreich, Prinzessin von Belgien, ehemalige Kaiserin von Mexiko, die Augen schloß, da hielt die europäische Welt zwar »nicht den Atem an«, aber vielerlei Federn setzten sich in Bewegung, den Zeitgenossen zu erzählen oder ins Gedächtnis zu rufen, wer diese Charlotte von Mexiko eigentlich gewesen war, was sie erlebt und von welch furchtbarem Schicksal sie geschlagen worden war. Und das nach Graf Cortis erschöpfendem Quellenwerk »Maximilian und Charlotte«, nach Gräfin H. de Reinachs »Charlotte de Belgique, impératrice du Mexique«, nach Franz Werfels »Maximilian und Juarez«. Von diesem Drama her hat wohl der Stuttgarter Dramaturg Kurt Elwenspoek, ein durch seine geschickten Morgenfeiern in der Kunst der Publikumsbehandlung sehr erfahrener Mann, die entscheidende Anregung zu seinem Buche »Charlotte von Mexiko« empfangen (Stuttgart, Walter Hädecke; mit vielen unbekannten Bildern und Briefen; geb. 4,80 M.). In Werfels Drama tritt Charlotte als junge, von brennendem Ehrgeiz erfüllte und mit weit mehr Energie als ihr Gatte begabte Frau und Kaiserin auf, nur erst von ferne beschattet oder bedroht von dem Wahnsinn, der sie zwei volle Menschenalter lang mit Nacht und Dunkel umgeben sollte; Elwenspoeks Buch nennt sich »Der Leidensweg einer Kaiserin« und steht von vornherein unter dem trüben Gestirn ihres Endschicksals. Nicht daß sich der Verfasser vor diesem Gegenstande berufen gefühlt hätte, das Leben der Kaiserin mit dichterischen Mitteln nach einer vorgefaßten Idee zu gestalten, er nimmt seine Aufgabe vielmehr als eine historisch-psychologische, die sich nur erlauben darf, das von der Wirklichkeit gemeißelte Relief mit nachtastender Intuition zu ergänzen, auszuformen und nach Möglichkeit abzurunden. Mancherlei durch persönliche Forschung neu aufgespürtes Material kam ihm dabei zur Hilfe, das Beste an der Wiederbelebungsarbeit tat aber die glückliche Gabe des Verfassers, zu erzählen, darzustellen und uns zu teilnehmenden Hörern zu machen — auch da noch, wo sich Ausflüge aus dem Menschlichen in die verstaubte Haus- und Kabinettpolitik der damaligen Zeit (sechziger Jahre) nicht vermeiden lassen.

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag ... Dies schmerzliche, aber auch erlösungssüße Wort Goethes aus dem Epilog zum Trauerspiel »Essex« könnte als Inschrift über dem Portal der Dichter- und Frauenporträtgalerie stehen, die Paul Wiegler, selber zwischen Trauer und Beglückung schwebend, halb schon jener, halb noch dieser hingegeben, mit einem Zwillingstitel »Die große Liebe — Wie sie starben« nennt (Hellerau, Avalun-Verlag; in Leinen geb. 8,50 M.). Wie oft schon sind die Leidenschaftsstürme, die innigen Beseligungen, die brennenden Herzensnöte, die großen Amouren der Abälard und Heloise, der Buonarotti und Vittoria Colonna, der Bürger und Molly, der Goethe und Charlotte, der Musset und George Sand, der Günderode, der Charlotte Stieglitz erzählt und geschildert worden! Nicht selten mit noch besserer Quellenkenntnis und mit gesetzterer historischer Sachlichkeit, kaum jemals aber mit so viel Takt, Feingefühl, innerem Mitleben und so viel schriftstellerischer, auch das Keuscheste, Zarteste und Leiseste beschwörender Kunst wie hier, die deshalb doch nirgends sentimental wird, sondern die beschwingte, ein wenig nervöse Sprache unsrer Tage spricht und das Letzte gern dem halben Geheimnis der Andeutung überläßt. Und dann: Wie sie starben ... Letzte Lebensjahre, letzte Lebenstage, letzte Lebensstunden bedeutender Menschen, stürmischer Glücks- und Liebesritter oder auch nur sanfter Erdenpilger: Goethe, Kleist, Byron, Hölderlin, Lassalle, Stifter, Flaubert, Turgenjew, Oskar Wilde, Leo Tolstoj. Da ist nichts von dem Ewigkeits- und Heroenpathos des »Mehr Licht!«, nichts von der Pose der Walhalla, desto mehr aber von reiner, unverstellter Menschlichkeit, wie sie sich nur dem Blick der Liebe enthüllt und dem Wort des Dichters ergibt. Der Tod verschlungen in den Sieg ...

Mit dem Erscheinen der Bände 14—18, die außer den Kleinen Erzählungen und den Maximen und Reflexionen die selbstbiographischen Werke Goethes, also Dichtung und Wahrheit, die selbstbiographischen Einzelheiten, die Italienische Reise, die Campagna in Frankreich, die Belagerung von Mainz und die Tag- und Jahreshefte enthalten, ist die große Festausgabe von Goethes Werken, die das Bibliographische Institut zu seinem hundertjährigen Bestehen herausgebracht hat, zum Abschluß gelangt (jeder Band geb. in Leinen 4,25 M.). Ihre Berechtigung sucht diese von Prof. Robert Petsch im Verein mit sieben andern Literarhistorikern besorgte Ausgabe in der Zeitgerechtheit, d. h. in ihrer bewußten Einstellung auf das Geistesleben unsrer Gegenwart. Darunter versteht sie: Beschränkung auf das künstlerische Schaffen Goethes, Beobachtung und Verfolgung der inneren Entwicklung des Dichters, Erläuterung und Würdigung seiner Werke nicht nach philologischer Methode, sondern nach geisteswissenschaftlichen Gesichtspunkten. Man darf ihr deshalb, wie sie es selbst tut, wohl einen »repräsentativen Wert« zuerkennen, ohne sie gleich für die Goethe-Ausgabe des 20. Jahrhunderts zu erklären. Sie ist handlich, gefällig, gediegen und doch elegant ausgestattet, hat guten Bild-, Karten- und Briefschmuck und läßt uns, in Einleitungen, Anmerkungen und Register, nirgends die Führerhand vermissen, die wir brauchen, um zu dem Wichtigsten und Entscheidendsten, der Persönlichkeit Goethes, zu kommen und überall den Zusammenhang mit ihr zu behalten.

Blicken wir uns etwas näher um in der Erinnerungswelt der deutschen Frau zwischen 1860 und 1900, so begegnet uns bald als eine der liebenswürdigsten und sympathischsten Erscheinungen Marianne Wolff, die Witwe Karl Immermanns, geb. Niemeyer. Mag sie ihre Berühmtheit immerhin der kein volles Jahr dauernden Ehe mit dem Dichter danken, sie hat auch als Witwe und als zum zweiten Male verheiratete Frau an der Seite ihres Gemahls, des Eisenbahndirektors Guido Wolff in Hamburg, ein innerlich reiches, von lebhaftem Gefühl und tiefer Empfindung begnadetes Leben geführt und die Anlagen ihrer Persönlichkeit nun erst voll und reif ausgebildet, um ihre Nächsten und Liebsten zuerst, darüber hinaus aber auch einen weiten Kreis von gesinnungsverwandten Freunden aus dem Reichtum ihres Herzens königlich zu beschenken. Nachdem der jüngste Sproß der kinderreichen Familie, Dr. Felix Wolff, schon vor einiger Zeit aus eignen Erinnerungen das vorbildliche häusliche und geistige Leben seines Elternhauses und damit das Leben einer Hamburger Bürgerfamilie um 1860 in dem reizenden Büchlein »Auf dem Berliner Bahnhof« (Hamburgische Hausbibliothek; Hamburg, Georg Westermann) geschildert, hat er neuerdings in Verbindung mit W. Birnbaum aus den Aufzeichnungen und Briefen seiner Mutter ihr Lebensbild gestaltet (Hamburg, Ernte-Verlag). Da tritt uns denn nun die echte deutsche und christliche Frau aus dem Rahmen ihres vielseitigen Lebens wie leibhaftig entgegen, ein Zeugnis, wie harmonisch eine reine Frauenseele Schönheitssinn und Frömmigkeit, Weltfreude und Beschaulichkeit aufeinander abzustimmen vermag.

Wie seinen beiden Erfolgsautoren Stratz und Sudermann schon vor einiger Zeit, so hat die J. G. Cottasche Buchhandlung in Stuttgart jetzt auch dem vor einigen Jahren verstorbenen Schweizer Jakob Christoph Heer

die Gesamtausgabe seiner Romane und Novellen gerüstet. Man nennt Heer gern mit Ernst Zahn zusammen, nicht nur weil sie Landsleute und ungefähr auch Altersgenossen sind, sondern weil auch ihre Stoffe sich öfters eng berühren. Und doch besteht ein grundlegender Unterschied zwischen den beiden Erzählern: Heer ist dramatisch, Zahn episch »orientiert«, was nicht hindert, daß jener sich leichter an lyrische Gefühlstöne verliert, dieser zuweilen in psychologische Künsteleien verfällt, die sich seiner gesunden, kraftvollen Anlage nur unwillig fügen. Eine gewisse Innigkeit und Gemütsweichheit ist Heer auch da treugeblieben, wo er sich, wie in den Hochgebirgsromanen »An heiligen Wassern« und »Der Wetterwart«, zu wuchtiger Größe emporarbeitet. Außer diesen beiden Romanen enthält die bisher ausgegebene erste Reihe der Gesamtausgabe (5 Bände mit Bildnis; geb. in Ganzleinen 32 M.) noch den »Felix Notvest«, worin dem Züricher Wohltäter und Kunstpfleger Vögtlin ein Denkmal gesetzt ist, und den autobiographischen Roman »Tobias Heider« sowie den Novellenband »Was die Schwalbe sang«, worin sich anmutige Erinnerungen aus des Verfassers Kindheit und Jugendjahren ihr Nest gebaut haben. Eine zweite Reihe von fünf Bänden, in der gewiß der »König der Bernina« und der liebe, herzige »Joggeli« nicht fehlen werden, soll bald folgen. F. D.

Verschiedenes

Zwei vertraute, immer hilfsbereite und immer dienstwillige Nachschlagewerke von altberühmtem Ruf und Namen liegen in neuer Auflage, neuer Ausrüstung und mit neuer Fracht vor uns: Meyers Lexikon (wie sich das alte zungenbrecherische »Konversationslexikon« jetzt einfacher und zeitgemäßer nennt) und Meyers Handatlas. (Beide im Bibliographischen Institut in Leipzig.) Das Lexikon, auch in seiner äußeren Erscheinung lebhafter und ansprechender geworden, ist von 20 (mit den Ergänzungen 21) Bänden auf 12 gebracht, ohne daß es an sachlichem Inhalt viel Wesentliches hätte herzugeben brauchen, desto strenger aber in der Form, im sprachlichen Ausdruck konzentriert und damit zugleich präziser und dienlicher geworden. Immer noch wird es weit über 100 000 Artikel haben, wenn es fertig ist, mit rund 6000 Abbildungen, Karten, Illustrationstafeln und statistischen Tabellen. Es nennt sich »das erste große nach dem Kriege von A bis Z neugeschriebene Lexikon« und enthält, vom frühen Altertum bis in die jüngsten Tage, viel, viel mehr, als ein Mensch aufnehmen oder behalten kann. Das soll er auch nicht — um Gottes willen! Aber vergegenwärtigen soll und muß er sich's manchmal, dafür ist der Meyer, dessen 6. Band jetzt erscheint, der rechte Doktor Allwissend, und der jetzt in 6., neubearbeiteter Auflage erschienene Handatlas (mit 92 Haupt- und 110 Nebenkarten und abclichem Namenregister) ist sein würdiger Assistent und Gehilfe. Selbstverständlich, daß er über alle neuen geographischen Entdeckungen und staatlichen Veränderungen Auskunft gibt und auch schon die neuen Verwaltungseinteilungen berücksichtigt.

*

Germanische Wiedererstehung. Unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrter herausgegeben von Dr. Hermann Nollau (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung; in Leinen geb. 28 M.). — Druck erzeugt Gegendruck: umspannt den gesunden, kräftigen Baum mit einem eisernen Ring, er wird den Ring sprengen oder erst recht zähe werden in Mark und Holz. So war es bei uns zu Anfang des 19., so jetzt zu Anfang des 20. Jahrhunderts: auch heute eine bewußtere, gesammeltere Besinnung auf die eigne Art und den eignen Wert. Freilich kann auch diese Erscheinung, so nötig sie uns ist, in Selbstüberhebung und romantische Schwärmerei ausarten. Um das zu verhüten, bedarf es der historischen Klärung, wie sie in diesem Werke in wissenschaftlicher, aber zugleich volkstümlicher Darstellung für die Geschichte der altgermanischen Kultur vorgenommen wird, und zwar von Gelehrten wie Bojunga, Haupt, von der Leyen, Lauffer, Heusler u. a., die als Autoritäten für die ihnen zuerteilten Einzeldarstellungen gelten dürfen und mit genügendem Verantwortungsgefühl ausgerüstet sind, um die Wahrheit nicht etwa einer völkischen Tendenz wegen zu beugen. Eignes und Angeeignetes, Heimisches und Fremdes ist hier in Recht, Glauben, Sprache und Kunst scharf und sachlich geschieden, und solche Sonderung und Abstufung erst schafft das sichere Bewußtsein des Eigenwertes, das auch durch scheinbar Glänzenderes und Verlockenderes jenseits der Grenzen nicht mehr aus der Bahn geworfen werden kann.

*

Ikonographie der Heiligen. Von Dr. Karl Künstle (Freiburg i. B., Herder & Ko.). — Ikonographie heißt Bilderkunde, Bilderwissenschaft, Bilderbeschreibung. Aber es bedeutet mehr: den Niederschlag, das Spiegelbild, die Befruchtung, die die bildende Kunst in weitestem Sinne, auch die Handwerks- und Gebrauchskunst eingeschlossen, von einer Erscheinungsgruppe oder einer einzelnen Persönlichkeit empfangen hat. Demnach werden wir aus einer »Ikonographie der Heiligen« die Spuren der Geschichte und Entwicklung ablesen dürfen, die die christliche Heiligenverehrung in der Malerei, den zeichnenden Künsten, der Plastik und dem Kunstgewerbe hinterlassen hat. Also das gerade

Gegenteil einer papiernen Geschichtschreibung; lebendigste Vorstellung und Auswirkung vor den menschlichen Sinnen und der menschlichen Seele. Nicht bloß die Geistlichkeit, nicht bloß der ausübende Künstler und der Kunsthistoriker, jeder kunst- und kulturgeschichtlich Angeregte muß Interesse dafür haben, denn die Fäden dieser Auffassungen und Darstellungen reichen weit und verzweigen sich in die feinsten Adern der Religions- und Menschheitsgeschichte. Zumal wenn bei jedem einzelnen Heiligen, wie es hier geschieht, erst einmal die Legende kurz historisch-kritisch gewürdigt und dann mit Hilfe von fast 300 Abbildungen eine genaue Übersicht der bildlichen Darstellungen angestrebt ist, wird so ein Werk zu einer Fundgrube kulturhistorischer Merkwürdigkeiten.

*

Langens Bücher der Bildung (jeder Band in Leinen geb. 4 M.; München, Albert Langen). Wie zeit- und zielbewußt das Programm dieser Sammlung ist, beweisen drei neue Bände. Ludwig Uhland erscheint mit seinen Untersuchungen über Heldensage und Rittertum. Ein Gelehrter, zugleich durch und durch Künstler, sichtend, ordnend, gestaltend, vermittelt uns hier die unvergänglichen Werte des deutschen Altertums. Einer unsrer großen Anreger und Wegweiser, Herder, wird erneuert in dem Bande »Von deutscher Art und Kunst« und damit in seinem Wesentlichen: einem Humanismus, der tief im Nationalen wurzelt. Ein kleines Lesebuch für große Leute, nichts andres scheint auf den ersten Blick »Das deutsche Antlitz«. Aber jeder der Beiträge hat etwas Besonderes beizutragen zu der Frage: Was ist deutsch? Großen Toten, Goethe, Wagner, Thoma, Fichte, Marées, gesellen sich Lebende: Thomas Mann, Ernst Bertram, Karl Scheffler, Hans Pfitzner, Andreas Heusler, Hans Joachim Moser usw., und es übt auf den Leser eine beflügelnde Kraft aus, wie sie in diesem Brevier innerlichen Deutschtums, für das Josef Hofmiller als Herausgeber zeichnet, sich gegenseitig stützen und bestätigen. Wer Hofmiller einigermaßen kennt, weiß außerdem, daß seiner hier ein paar neue Entdeckungen vergessener oder übersehener Meisterprosaisten harren.

*

Ein ärztliches Nachschlagebuch der Gesundheitspflege und Heilkunde mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Heilverfahren und der bewährtesten Hausmittel bietet Dr. med. Bella Müller, prakt. Ärztin in München, in ihrer »Familienärztin« (München, Süddeutsches Verlagsinstitut, Julius Müller). Dieses Buch, ein Lexikonband von 1100 Seiten mit 127 Tafeln, Kunstbeilagen und Modellen (Preis geb. 30 Mk.), will das lange Jahre hindurch eingebürgerte Buch »Die Frau als Hausärztin« von Anna Fischer-Dückelmann ersetzen. Nicht bloß ersetzen, auch überflügeln. Und es hat wohl begründete Anwartschaft darauf, denn diese in Wort und Bild gänzlich neu angelegte moderne Heilkunde vertritt nicht den einseitigen Standpunkt einer bestimmten starren Methode, stellt aber auch nicht entgegengesetzte Behandlungslehren urteilslos gegenüber, sondern faßt in wissenschaftlich wohl erwogener Auslese das bewährteste aus allen Heilverfahren übersichtlich und leicht verständlich zusammen. So kommt es, daß sich in diesem Buch die altbewährten Haus- und Heilmittel mit den neuesten Fortschritten des heilkundigen Wissens vertragen, und daß sich Gesundheitspflege und Heilkunde ganz auf die praktischen Bedürfnisse der von Sport, Gymnastik und naturgemäßer Lebensweise erfüllten Gegenwart einstellen. Dem entspricht auch die Anordnung: die Wahl der abclich geordneten Schlagwörter erleichtert und beschleunigt die Benutzung, das Bild hilft nach, wo es dem Wort an Anschaulichkeit gebricht und durch das Auge eine Abkürzung auf dem Wege der Verständigung und Belehrung erzielt wird. Dabei ist das Ganze über den praktischen Zweck des Augenblicks hinaus von einem sittlichen Ernst und einer vornehmen Gesinnung getragen, die auch den leisesten Verdacht der Scharlatanerie fernhält.

*

Mitteilung. — In dem Aufsatz »Das Wochenende und sein Heim« von Gustav Langen (Juliheft) sind zwei Bilderunterschriften zu berichtigen: Das mit »Heimat« bezeichnete Haus ist von den Architekten Max Taut und Hoffmann in Berlin entworfen, von der Baugesellschaft für Wochenendhäuser in Rostock gebaut und führt dort die Bezeichnung »Wochenendhaus Typ II«; die Innenansicht des Hauses »Heiderose« gehört zu dem von derselben Gesellschaft erbauten »Wochenendhaus Typ Gartenhäuschen« (Architekt Walter Butzek).

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Alfred Sattler in Braunschweig. Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

[…]reibung; vor den […]n Seele. […]er aus- […]r, jeder […]e muß […]n dieser […]eit und […]r Reli- […]l wenn […]ier ge- […]torisch- […]on fast […]r bild- […]so ein […]Merk-

([…]jeder […]Albert […]Pro- […]neue […]t sei- […]und […]und […]ver- […]des […]An- […]euert […]und […]hen: […]alen […]ute, […]das […]äge […]ge: […]ag- […]Le- […]arl […]er, […]en […]ie- […]as […]et, […]f- […]aß […]e- […]n.

rücksichtigung der neuesten Heilver[…] bewährtesten Hausmittel bietet […] Müller, prakt. Ärztin in Mün[…] »Familienärztin« (München, […] Verlagsinstitut, Julius Müller[…] ein Lexikonband von 1100 Seiten m[…] Kunstbeilagen und Modellen (Preis […] will das lange Jahre hindurch […] Buch »Die Frau als Hausärztin« […] Fischer-Düdelmann ersetzen. […] auch überflügeln. Und es hat wo[…] Anwartschaft darauf, denn dieses […] Bild gänzlich neu angelegte moder[…] vertritt nicht den einseitigen Stan[…] bestimmten starren Methode, stellt […] entgegengesetzte Behandlungsleh[…] gegenüber, sondern faßt in wissen[…] erwogener Auslese das bewährte […] Heilverfahren übersichtlich und leicht […] zusammen. So kommt es, daß […] Buch die altbewährten Haus- und […] mit den neuesten Fortschritten des […] Wissens vertragen, und daß sich […] pflege und Heilkunde ganz auf die […] Bedürfnisse der von Sport, Gymnastik […] turgemäßer Lebensweise erfüllten Gegen[…] stellen. Dem entspricht auch die […] Wahl der ablich geordneten Schlag[…] leichtert und beschleunigt die Benu[…] Bild hilft nach, wo es dem Wort an […] keit gebricht und durch das Auge eine […] auf dem Wege der Verständigung […] rung erzielt wird. Dabei ist das Ganze […] praktischen Zweck des Augenblicks […] einem sittlichen Ernst und einer […] sinnung getragen, die auch den leisesten […] der Scharlatanerie fernhält.

*

Mitteilung. — In dem Aufsa[…] Wochenende und sein Heim[…] Langen (Juliheft) sind zwei Bild[…] ten zu berichtigen: Das mit »Heimat[…] nete Haus ist von den Architekten […] und Hoffmann in Berlin entworfen […] Baugesellschaft für Wochenendhäuser […] gebaut und führt dort die Bezeichnung […] endhaus Typ II«; die Innenansicht […] »Heiderose« gehört zu dem von […] sellschaft erbauten »Wochenendhaus […] tenhäuschen« (Architekt Walter […]

[…]. Friedrich Düsel
[…]üsel in Berlin-Friedenau. — […]
[…]a, in Firma Buchhandlung und Zeitungsvertrieb […]
[…] Anzeigenteil verantwortlich: Alfred Sattler […]
[…]nschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte […]
[…]nns Monatsheften" in Berlin W 10, Dörnberg[…]
[…]n nur, wenn das Postgeld dafür bei[…]

Westermanns Monatshefte

Herausgeber Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Berlin W 10, Dörnbergstr. 5
Sprechstunden werktags von 11–1 Uhr

Monatlich ein Heft, jährlich 12 Hefte
Jedes Heft 2 M. (dazu die örtl. üblichen Zuschläge)

Heft 852 — August 1927 — 71. Jahrg.

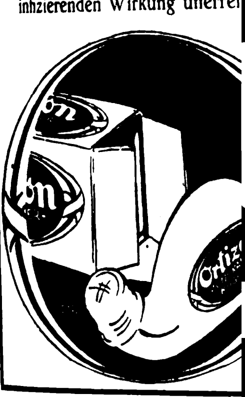
Inhalt: Seite

(Fortsetzung auf der Rückseite)

Kunstblätter und Einschaltbilder:

Umschlagzeichnung von Lucian Bernhard

Einsendungen (bitte erst nach Anfrage!) und Zuschriften an die Schriftleitung von Westermanns Monatsheften Berlin W 10, Dörnbergstraße 5
Rücksendungen und Antworten nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt





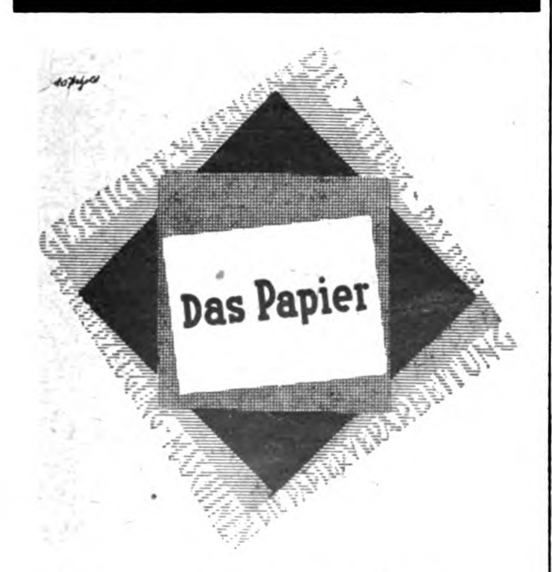
Welches Mundwasser nehme ich auf die Reise mit?



Diese Frage legen Sie sich häufig beim Packen des Koffers vor, denn wiederholt ist das flüssige Mundwasser ausgelaufen oder die Flasche zerbrochen, wodurch Koffer, Kleider und andere Gegenstände unansehnlich wurden. Kennen Sie Ortizon-Mundwasser-Kugeln? Wenn nicht, so besorgen Sie sich eine Packung. Nach einmaligem Gebrauch werden Sie ein dauernder Anhänger dieses vorzüglichen Präparates. Die Ortizon-Mundwasser-Kugeln sind nicht nur in ihrer desinfizierenden Wirkung unerreicht, sondern auch sparsam im Gebrauch und besonders praktisch für die Reise. Die Packung ist handlich, der Inhalt nicht flüssig, er kann daher durch Auslaufen Tasche und Koffer nicht gefährden. Sie werden sicher von jetzt an auf allen Reisen nur Ortizon-Mundwasser-Kugeln bei sich führen. Originalpackung „Bayer" zu M. 2,25 in allen einschlägigen Geschäften erhältlich.

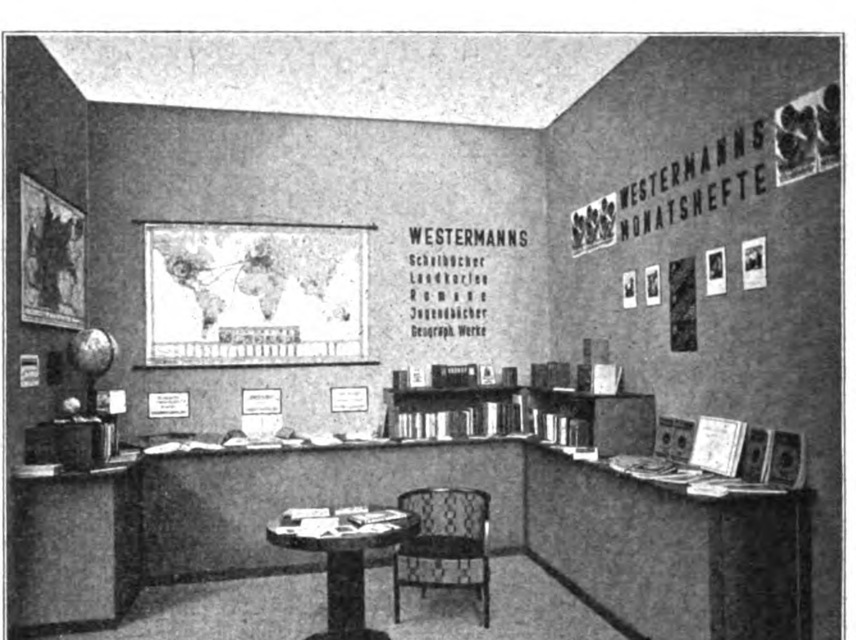


Ortizon
Mundwasser-Kugeln.



Jahresschau
DRESDEN
1. Juni - 30. September 1927





Bilder aus der Zeit

Die Papierausstellung 1927

Zu den seit 1922 veranstalteten großen Ausstellungen der Jahresschau Deutscher Arbeit in Dresden trat in diesem Sommer als sechste die Papierausstellung. Getreu dem Grundgedanken dieses zu Dienst und Lob der deutschen Wirtschaft geschaffenen Ausstellungsunternehmens, in möglichster Mannigfaltigkeit vorbildliche industrielle Leistungen eines bestimmten Sondergebietes zu veranschaulichen, ist eine Fülle klug gewählten Materials aufgeboten worden, das die moderne Kulturbedeutung des Papiers vor Augen führt. Nicht nur die verschiedenen Arbeitsgänge, in denen aus dem Holzstamm die Zeitung entsteht, nicht nur die hunderterlei Herstellungsverfahren des Flach-, Tief-, Hoch- und Rotationsdrucks werden gezeigt, sondern auch Leistungen der Photographie, Kartonnagenindustrie, Reklame, Buchkunst, Gebrauchsgraphik, kurzum aller Zweige der Technik, Wissenschaft und Kunst, die vom Papier abhängig sind. Unsre Abbildung zeigt den Ausstellungsstand des Verlages **Georg Westermann** in Braunschweig, Berlin und Hamburg mit charakteristischen Proben seiner Verlagswerke aus der vornehmen Unterhaltungs-, geographischen, schulwissenschaftlichen, Sport- und Zeitschriftenliteratur.



Wählen Sie Ihr eigenes Alter!

Wenn der Mensch nicht täglich gegen die Naturgesetze durch Ernährungs- und Genußsünden verstoßen würde, hätte er sein Lebensschicksal bis ins hohe Alter ganz in der Hand. Das Lebensalter des Menschen beträgt naturgesetzlich das Sechsfache seines Wachstums von 25 Jahren, also 150 Jahre. Als Folge unserer täglichen Kultursünden drückt sich der Stempel in Form vorzeitiger Alterssymptome auf den äußeren und inneren Menschen deutlich ab.

Der Mensch ist alt – schon in der Jugend – wenn das Blut mit Selbstgiften beladen, die Verdauung träge, der Körper mit Darmgiften verunreinigt ist, wenn das Drüsensystem schwer belastet und das Herz geschwächt ist. In unseren Gesichtszügen finden wir das Spiegelbild von Ursache und Wirkung.

Der Mensch ist jung – auch im Alter – wenn der Körper, das Blut, der Darm rein, das Herz gesund ist, wenn die Drüsen frei und funktionstüchtig sind. Die Schilddrüse, das Geschlechtsdrüsensystem, Leber, Nieren usw. können in einem verunreinigten Körper nicht normal funktionieren. Wer die Richtigkeit dieser Binsenwahrheit erkannt hat, der verjüngt sich auf natürlichem Wege mit

Lukutate

Lukutate ist eine in Indien heimische Beerenfrucht, die wegen ihrer besonderen reinigenden, entgiftenden Verjüngungs-Eigenschaften soeben auch in Deutschland Aufsehen erregt. — Die Beere wird instinktiv von alternden Tieren der Wildnis (Elefanten, Papageien) aufgesucht und wird als ein Gottesgeschenk der Natur, als das natürliche Verjüngungsmittel für Mann und Weib gepriesen. Die Hauptwirkung der Lukutate liegt in der Befreiung, Entgiftung, Stärkung und Verjüngung der Drüsen (Schilddrüsen, Keimdrüsen, Leber, Galle, Nieren usw.) und in der daraus folgenden Stärkung der Nerven- und Herztätigkeit und der Entgiftung des ganzen Organismus. Lukutate ist ein Blutdrüsenfaktor ersten Ranges.

Lukutate ist Natur, keine „Kunst", und dient als einfache Vor- und Nachspeise, als Brotaufstrich oder Beerensaft usw. Man wählt je nach Geschmack oder wechselt:

1. **Lukutate-Gelee-Früchte,** die süße Geschmacksform . . RM. 3,60
2. **Lukutate-Bouillonwürfel,** für den, der „süß" nicht mag, sowie für Korpulente und Diabetiker „ 3.60
3. **Lukutate-Mark,** Marmelade als Brotaufstrich usw. . . . . „ 3.60
4. **Lukutate-Beerensaft,** (mit indischem Rohrzucker) . . . „ 2.60
5. **Lukutate-Mark konzentriert,** (Loku-ta-te india original Hiller) „ 8.—

In allen Apotheken, Drogerien und Reformhäusern erhältlich — Literatur durch die Fabrik kostenlos

WILHELM HILLER, Nahrungsmittel-Werke, HANNOVER
zugleich Hersteller der Brotella-Darm-Diät nach Prof. Dr. Gewecke.



Aufn. Photo-International, Köln

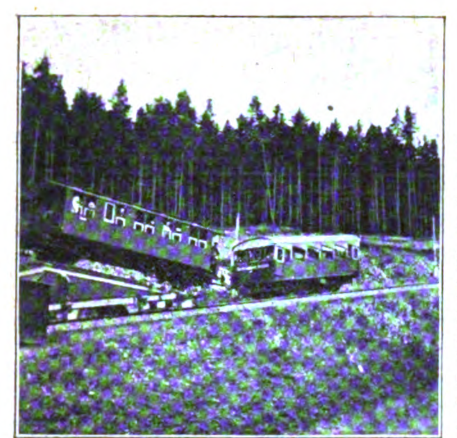
Bilder aus der Zeit

Die größte deutsche Abraumbrücke

wurde im vorigen Jahre auf der Grube Neurath bei Bredburg im Bezirk Köln in Betrieb genommen. Sie mißt von Stützpunkt zu Stützpunkt 160 Meter, einen seitlichen Ausleger hinzugerechnet insgesamt 210 Meter. Das Gitterwerk dieser kühn konstruierten Fahrbrücke, deren Größenmaße durch unsre Abbildung vortrefflich veranschaulicht werden, bildet einen 13 Meter hohen und 9 Meter breiten Raum, in dem ein starkes Gummiband fortlaufend die gebaggerte Erde über die Grubensohle befördert und hinter der abgebauten Braunkohlenlage aus drei Abwurföffnungen wieder anschüttet. Die Brücke kann der Grubenlage angepaßt werden, ist verlängerbar und erträgt Höhenunterschiede zwischen den beiden Stützpunkten bis zu 3 Prozent.

Sie verpflichten uns zu Dank

wenn Sie bei jedem Schriftwechsel mit den Inserenten auf Westermanns Monatshefte Bezug nehmen.



Bilder aus der Zeit

Die Oberweißbacher Bergbahn

im Schwarzatal ist die steilste Bahn der Welt für gebräuchliche Eisenbahnwagen. Sie überwindet vom Bahnhof Obstfelderschmiede bis Lichtenhain bei einer größten Steigung 1:4 einen Höhenunterschied von 320 Metern. Die dadurch bedingte Schräglage der Wagen wird durch eine auf Rädern laufende Plattform ausgeglichen, die am Ausgangspunkt der Strecke Personen- oder Güterwagen aufnimmt, ohne daß ein Umsteigen oder Umladen erforderlich ist. Die Fortbewegung eines auf diese Weise der Wagerechten angepaßten Zuges, wie unsre Abbildung ihn zeigt, besorgt ein elektrischer Triebwagen besonderer Bauart.

Eine Skizze Ihres Lebens gratis

„SIE KÖNNEN IHRE SORGEN VERJAGEN"

sagt der berühmte Astrologe.

Eine Skizze oder eine Beschreibung des Lebens ist für eine vernünftig denkende Person so wichtig wie die Meereskarte für den Seemann. Warum wollen Sie mit verbundenen Augen umhergehen, wenn Sie durch einen einfachen Brief die genaue Information erhalten können, welche Sie zum Glück und zum Erfolg führen kann?

Vorher gewarnt ist vorher gerüstet.

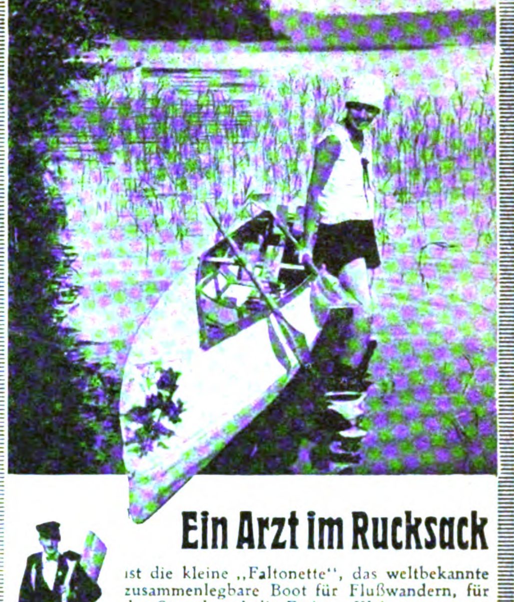


Prof. ROXROY wird Ihnen sagen, wie Sie Erfolg haben können, welches Ihre günstigen und ungünstigen Tage sind, wann Sie ein neues Unternehmen beginnen oder eine Reise antreten sollen, wann und wen Sie heiraten, wann Sie um Vergünstigungen fragen, Investierungen machen oder spekulieren sollen. Dies alles und vieles andere kann aus Ihrer Lebenskarte ersehen werden.

Mme. E. Servagnet, Villa Petit Paradies, Alger, sagt:

„Ich bin mit meinem Horoskop vollkommen zufrieden, das mit großer Genauigkeit vergangene und jetzige Tatsachen enthüllt, getreu die Züge meines Charakters und meinen Gesundheitszustand angibt, diskret den Schleier der Zukunft lüftet und sehr wertvollen Rat hinzufügt. Die Arbeit des Prof. Roxroy ist wundervoll."

Um eine kurze Skizze Ihres Lebens gratis zu erhalten, wollen Sie einfach den Tag, Monat, Jahr und Ort Ihrer Geburt angeben. Schreiben Sie deutlich und eigenhändig Ihren Namen und Adresse und senden Sie Ihre Angaben sofort an Prof. Roxroy. Wenn Sie wollen, können Sie 50 Pf. beifügen (keine Geldmünzen einschließen) zur Bestreitung des Portos, der Schreibgebühren usw. Adresse: ROXROY, Dept. 8059 F, Emmastraat 42, Haag (Holland). Briefporto nach Holland: 25 Pf.



Ein Arzt im Rucksack

ist die kleine „Faltonette", das weltbekannte zusammenlegbare Boot für Flußwandern, für den Strand und die Ferien. Klein zusammengelegt und kostenlos im Eisenbahnabteil mitzunehmen. Ihre Kinder und Sie selbst würden damit eine närrische Freude haben. 1-, 2- und 3-Sitzer von 65,— bis 230,— M. Verlangen Sie gratis und franko und vollständig unverbindlich den hochinteressanten illustrierten **farbigen Katalog Nr. 8** der Alleinherstellerfirma der „Faltonette" H. A. Berger, München 2, Pettenkoferstr. 7—12.

Schicksalswende

Ein Weckruf an alle ungeheilten Haut- und Beinkranken.

30 Jahre habe ich an meinen Beinen geheilt, 12 Kuren habe ich versucht, keiner konnte mir mein Bein heilen, nur Sie allein. Trotz meines Alters (72 J.) ist mein Fuß wieder gut geheilt, schreibt Frau Reim. Nach 15jährigen Mißerfolgen wieder arbeitsfähig, berichtet Frau H. B. Unbeschreibliche Freude und neuen Lebensmut löste die Wiedergesundung bei mir aus, daß ich gar nicht genug danken kann, Schlachtermeister B. Kunze.

Schon viele Verzweifelte, die, wie die Schreiber dieser Briefe, ihr Leiden als unabwendbares Schicksal ansahen, fanden Hilfe durch **Selbstbehandlung** nach der **Dostrah-Methode.**

Lassen Sie sich unsere **Gratis-Broschüre** schicken. Sie erhalten kostenlos und unverbindlich gern Auskunft. Gleich wichtig bei den ersten **Anzeichen beginnender Beinleiden,** nämlich Gefühl der Müdigkeit und Schwere in den Beinen, Anschwellen der Beine im Laufe des Tages, eigenartig ziehende und stechende Schmerzen in den Muskeln und Gelenken, **wie bei voll ausgebildeten Krampfadern und deren Folgen** (Aderknoten, Entzündung, Geschwüre, offene Beine, Geschwulst), bei trockener und nasser Flechte, Salzfluß, **Gicht, Rheuma, Ischias** und sonstigen **Haut- und Beinleiden.** — Schreiben Sie an

Dr. Ernst Strahl, G. m. b. H., Hamburg 1 WM.
Besenbinderhof 23.





Aus Bädern und Kurorten

DAS WELTKURBAD

WIESBADEN

Deutschlands größtes Heilbad

Hervorragende Veranstaltungen i. Kurhaus u. d. Staatstheatern

Weltberühmte Kochsalzthermen 65,7° C. Heilt Gicht und Rheuma,

Nervenkrankheiten, Stoffwechselleiden, Erkrankung der Atmungs- und Verdauungsorgane / **Einreise unbehindert** mit amtlichem Personalausweis mit Lichtbild oder Reisepaß / Brunnen- und Pastillenversand / **Gute Unterkunft bei äußerst mäßigen Preisen** / Hotelverzeichnisse (8000 Betten) durch das **Städtische Verkehrsbüro** und die Reisebüros.

MARBURG

1527 * im Jubiläumsjahr * 1927

29.7 bis 1.8. Vierhundertjahrfeier der Universität

Schönster Ausflugsort

Auskunft erteilt der Verkehrsverein.

BAD LANDECK

in Schlesien

mit seinen

starkradioaktiven Schwefelquellen und Moorbädern

Heilt: Frauen, Kinder, Gicht Rheuma, Ischias, Nerven, Alter

Auskünfte und Prospekte kostenlos durch die Städtische Badeverwaltung / Fernsprecher 82



Sanatorium v. Zimmermannsche Stiftung Chemnitz 33

Freie Höhenlage. Vorzügl. Kureinrichtungen. Individ. Behandlung. Seelische Beeinflussung. Beste diätetische Pflege. Behandlung von Nerven- u. allen Organleiden, Korpulenz, Magerkeit, Gicht, Rheuma, Zuckerkrankheit, Frauenleiden, Lähmungen, Ausschlägen usw. Abhärtungs- und Stoffwechselkuren. **Chirur. geburtshilfliche Klinik.** Prosp.

Ruhe, Erholung und liebevoll-sorgf. Pflege (auch Dauerheim) bietet frdl. Landhaus, direkt am Bergwald geleg. Beste Verpfleg. Ia Empf. Mon. 110 M., einschl. Zentralheizung u. elektr. Licht. **Otto Faßmer, Moringen / Solling.**

Berchtesgadener Land

Das Paradies der bayer. Alpen mit dem Königssee

Alpines Solebad, Höhenluft, Erholung, Touristik.

Zimmer mit voller Verpflegung von M. 5,— ab

Prospekte und Preislisten kostenlos durch die Kurdirektion Berchtesgaden, ferner durch die Fremdenverkehrs-Vereine Berchtesgaden-Land, Ramsau und Schellenberg.





2 Aerzte

Beste Kurerfolge - Prosp. frei



Staatl. Thermal-Bad. Weltbekannter Kur- und Badeort 430 m ü. d. M. / Linie Pforzheim-Wildbad. Glänzend bewährt bei Gicht, Rheumatismus, Nervenleiden, Unfallbeschädigungen / Alle neuzeitlichen Kurmittel / Kursaal / Sport / Fischerei / Theater / Bergbahn a. d. 750 m hohen Sommerberg. / Auskunft durch Badverwaltung od. Kurverein

Auf Ihren Reisen

brauchen Sie „Westermanns Monatshefte" nicht zu missen. Sie werden unsere Zeitschrift in jedem feinen Hotel finden. Die neueste Nummer bekommen Sie auch an jedem Zeitungsstand. Wenn Sie irgendwo „Westermanns Monatshefte" nicht erhalten, schreiben Sie uns bitte sofort.

Lungen-Kranke

Sanatorium „Kurhaus" Sülzhayn / Südharz

Sommer- u. Winterkuren. Vorzügl. Erfolge. Prosp.

HOTEL·FÜHRER

Die Reihenfolge ist für Rangverhältnisse nicht maßgebend. Prospekt der nachstehend aufgeführten Hotels bezw. nähere Auskunft erhalten Sie von Westermanns Hotelberatung Braunschweig, Riddagshäuser Weg 66, ohne daß Ihnen dadurch Kosten entstehen

Badenweiler **Hotel Römerbad.** Haus I. Ranges. Freie Lage mit Blick auf Rheintal und Vogesen. Fünf-Uhr-Tee; Autoboxen; mäßige Preise.

Braunschweig **Deutsches Haus.** Hotelbetrieb und Weingroßhandl., F. 5350 u. 5351. Weltbek., größt., vorn. u. bestgeleg. Haus a. Pl. Auch bef. sich eine Bier- u. Frühstückstube i. Hause F. 2315. Bes. C. Lehnhardt & W. Osten.

Braunschweig **Park Hotel,** Steinweg 22. Gegenüb. dem Landestheater u. Park, in d. Nähe v. Schloß, Dom, Burg Dankwarderode, Landes- u. Städt. Museum. An der Reichsautostraße: Berlin-Magdeburg-Hannover-Köln, Hamburg-Harz-Thüringen-Süddeutschl., Bremen-Harz-Leipzig. Vornehmes Haus. F. 5276-78. Mit allem Komf. d. Neuzeit einger. Zimmer mit Bädern, Waschtoiletten mit fließ. Wasser. Direktion: Karl Kalms, Herzogl. Hoftraiteur u. Großherzogl. Hess. Hoflief er.

Bad Cleve am Niederrhein. **Hotel Maywald.** Vornehmes, ruhiges, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattetes Haus. Direkt an der holländischen Grenze. Station für alle Schnellzüge. Zimmer mit Pension. Familien-Arrangements. — Telegramm-Adresse Maywald-Hotel Cleve, Telephon: 16 u. 32. Auto-Reiseziel.

Coburg **Gebrüder Schumann,** Hoflieferanten, **Weingroßhandlung,** Spezialhaus für bestgepflegte Flaschenweine. Großhandel in Mosel-, Saar-, Ruwer-, Rhein-, Pfalz- und Rotweinen, vom einfachsten Winzerwachstum bis zu den feinsten Auslesen erster Weingroßgüter.

Dresden **Palast-Hotel Weber.** Haus I. Ranges inmitten aller Sehenswürdigkeiten. Besitzer E. Binder.

Düsseldorf **Hotel Breidenbacher Hof** Haus der Industrie u. Kaufleute

Düsseldorf **Hotel Heck.** Altrenommiertes Haus I. Ranges. Familien-Hotel.

Frankfurt a. M. **Hotel Prinz Heinrich** Am Hauptbahnhof. Vornehmes, ruhiges, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattetes Haus. Ruhigste Gartenzimmer. Telephon: Hansa 7466—69. Zimmer von M. 3,— an exkl. Bedienung. Zimmer mit Bad M. 6,50 exkl. Bedienung.

Glauchau **Hotel Glauchauer Hof,** Paul Dietrich. Neuerbautes Haus 1. Ranges, fließendes warm. und kalt. Wasser sowie Reichstelephon in sämtlichen Zimmern, Sitzungssäle und Ausstellungszimmer, abgeschlossene Autobox.

Hannover **Bristol-Frühstückstuben,** Bahnhofstr. 8. **Restaurant Rheinischer Hof,** Ernst-August-Platz 6. Exquisite Küche. Besitzer Konrad Marahrens.

Hannover **Pust's Weinrestaurant** am Opernhaus. Inhaber Gustav Mund. Treffpunkt der eleganten Welt.

Heidelberg **Cafasö-Konditorei-Café,** Hauptstr. 11 Mannheim, P. 6 / Frankfurt a. M., Kaiserpl.

Heidelberg **Café-Restaurant Häberlein** (Literarisches Café). Gute Küche, renommierte Biere, gepflegte Weine. Besitzer Ernst Lessing.

Bad Homburg 35 Minuten von Frankfurt a. Main. **Ritters Parkhotel.** Kurabteilung. — Diätküche — Mineralbäder im Hause. Passanten-Restaur. Halle. Konzert — Tanz. Pension M. 12,— bis M. 18,—.

Interlaken **Hotels National & Savoy.** 2 moderne Hotels. Pension v. 12,50 Fr. an.

Köln a. Rh. **Fürstenbergbräu,** Brückenstraße a. d. Hohestraße, das vornehme, behagliche Bierrestaurant! Das beste Bier! Die beste Küche! Das beste Publikum!

Köln a. Rh. **Hotel Mittelhäuser,** Marzellenstraße 5 Bes. Arndt, am Hauptbahnhof, Dom, Postamt gelegen. Haus I. Ranges. Vornehmes Weinrestaur. Exquisite Küche. Konferenz- und Ausstellungsräume. Fernruf: Anno 611

Köln a. Rh. **Hotel Reichshof.** Das Haus der Kaufleute. Am Hof 18. Wein-Bier-Restaurant, Café, Ausst.-Räume, Konferenz-Zimmer. Telephon: Anno 2736, 5727, 3984.

Köln a. Rh. **Hospiz Viktoriahof,** Viktoriastraße 11. Hotel mit allem Komfort. Telephon: Rheinland 6975/6. Direktion P. Prenzel.

Leipzig **Konditorei und Kaffeehaus „Fürst Reichskanzler",** Goethestr. 8. Angenehmer Aufenthalt, ca. 200 Tageszeitungen. Erstklassiges Bestellgeschäft. Versand nach dem In- und Auslande.

Mallorca (Balearen) Das Paradies des Mittelmeeres. **Hotel Ingles,** Palma de Mallorca. Neu. Aller Komfort. Pension v. 11-15 ptas. Deutsch. Bes.

Marienbad **„Waldidylle".** Erstklassige Hotelpension. Sonnenlage am Walde. Eigener Park. Garage. 25 Zimmer. Mäßige Preise. „Zum Kurplatz 3 Minuten."

Nieder-Lindewiese im herrlichen Sudetengebirge. **Schroth'sche Kuranstalt** A.-G. Gegr. 1829. Weltbekannte Schrothkuren, vierwöchige Kur insgesamt ca. M. 200,—

Oberhof i. Thür. **Wünschers Park-Hotel**
Familienhaus — Jahresbetrieb. Telephon 7 und 70.

Stuttgart **Hotel Continental.** Inhaber G. u. J. Stokinger. Haus I. Ranges für Handel und Industrie. Telephon 23351.

Wiesbaden **Kurhotel-Römerbad,** an d. Kochbrunnenanlagen. Kochbrunnenbadhaus mit direkt. Zuleitg. v. Kochbrunnen. Fließ. Wasser u. Telephon i. all. Zimmern. Neue groß. Halle u. Gesellschaftsräume. Volle Pension ab M. 8,50 einschl. Bad u. Trinkkur. Zimmer m. Frühstück u. Bad ab M. 4,50. Garage. Besitzer: Christian Beckel.

Wiesbaden **Taunus-Hotel,** in bester Lage, Rheinstr. 19-21. Erstklassiges Haus, modernster Komfort, fließend. Wasser, Zimmer mit Bad und Toilette, Reichstelephon usw. Konf. Säle, vornehmes Restaurant mit Künstlerkonzert. Moderner Garagenbau; 20 Einzelboxen im Hotel.

Bad-Wildungen

Hotel Kaiserhof

Haus ersten Ranges in schönster Lage, mit allem neuzeitlichen Komfort, vollkommen renoviert. Volle Pension von M. 10,— an.

Telephon Nr. 9. Bes. K. Schumacher.

Wiesbaden / Schwarzer Bock

Hotel und Kochbrunnen — Badhaus

Besuchtestes Kur- und Passantenhaus I. Ranges. Beste Kurlage, 280 Betten, fließ. Wasser in allen Zimmern, eleg. Gesellschaftsräume, anerk. gute Küche. Pension einschl. Thermalbad und aller Nebenausgaben von 10 M. ab. Jahresbetrieb. Garage. Th. Schäfer.

HEILANSTALTEN

Bad Blankenburg Thüringerwald. **Thür. Waldsanatorium SCHWARZECK f. nervös. u. innere Kranke.** Gr. Waldpark, alle Kurmittel u. Bequemlichkeiten, Fachärzte. Das ganze Jahr besucht. Prosp. d. d. Verwaltg.

Bühlau b. Weisser Hirsch / Sanatorium in Dresden-Bühlau. Physikalisch-diätetische Heilanstalt. In großem, schönem, eigenem Naturpark gelegen. Chefarzt Med.-Rat J. Schreck. Direktion **Dr. med. Wilhelm Schreck.**

S Sanator. Dr. Möller, Dresden-Loschwitz M
Diät-, Schroth-, Fastenkuren
Gr. Erfolge durch Blutreinigung. Brosch. fr.

Augen-Heilanstalt Eisenach. Spez. Method. **Dr. Rehm**

Sanatorium Reinhardsbrunn
in **Friedrichroda/Thüringen.** Bes. u. Leit.: Dr. med. **Lippert-Kothe.** Innere, spez. Herz-, Nerv.-, Stoffwechselkrankheiten.

Glotterbad, Kuranstalt, **Oberglottertal,** südl. bad. Schwarzwald. Die klassische Kurstätte d. Schwarzwaldes. Keine ansteck. Krankh. Ärzte: Dr. med. Hoffner, Geh. Hofrat Dr. med. Noack (Früh. Dr. Lahmanns Sanat.) *Prosp. durch d. Direktion*

Nicht besetztes Rheinland.
Godesberg am Rh. Kurfürstenbad **Für Nervöse u. innerlich Leidende.** Ärztl. Leitg.: San.-R. **Dr. Staehly.** Kfm. Leitg.: Dir. **Butin.**

Görbersdorf Kreis Waldenburg (Schles.) **Dr. Weickers Lungenheilanstalten:** a) Privat-Sanat. „Marienhaus" für kl. Zahl Lungenkranker der bemitt. Stände, b) Volksheilstätte „Krankenheim" mit Männer-, Frauen- und Kinderabteilg., auch für Selbstzahl. Mäßige Preise. Ärztl. Leitung: **Dr. Steinmeyer, Dr. Warnecke.**

Höchenschwand / Kurhaus 1015 m. — Südl. bad. Schwarzwald. Höchstgelegene deutsche Kuranstalt. — Innere Krankheiten. Tuberkulosefrei! Leitender Arzt: **Dr. Bettinger.**

Ilten bei Hannover. **Dr. Ferd. Wahrendorffsche Kuranstalt für Nerven- und Gemütskranke.** Moderne Therapie, Entziehungskuren, Malariabehandlung. — 4 Ärzte. Näheres durch Anfrage. Fernruf: Hannover Nord 324.

Neuemühle b. Kassel Sanatorium
für Nerven- und Gemütskranke. Entziehungskuren.
Dr. Otto Brunner. Dr. Gustav Brunner.

Kuranstalt Obersendling München 44 2 getrennte Abteilung.: 1. **Sanatorium für Nervöse und Erholungsbedürftige.** Entziehungskuren; 2. **Kuranstalt für Psychosen aller Art.** (Diese Abteilg. ausschl. für weibliche Kranke.) **Geh. San.-Rat Dr. K. Ranke.**

Weisser Hirsch-Dresden Sanatorium Dr. Teuscher
für Nerven- und innere Kranke. Physikalisch-diätetische Kuranstalt. Besitzer und Leiter: San.-Rat Dr. Teuscher.

Schweizer Sanatorien

Sämtliche Preise verstehen sich für Pension mit Zimmer und ärztlicher Behandlung

Arosa / Graubünden 1815 m ü. d. M.

Sanatorium Arosa. Leiter: Dir. W. Hotz. Chefarzt: Dr. E. Jacobi. 120 Betten. Von Fr. 17,— an.
Bündner Heilstätte. Chefarzt Dr. Knoll. 20 Betten. Pri atabteilung. Von Fr. 9,50 an.
Kinder-Klinik von Dr. Lichtenhahn. 20 Betten. Pension mit Zimmer von Fr. 12,— an.
Sanatorium Villa Dr. Herwig. Chefarzt: Dr. Otto Herwig. 40 Betten. Von Fr. 14, - an.

Davos / Graubünden 1560 m ü. d. M.

Sanatorium Bernina. Besitzer: M. Rääs. Chefarzt: Dr. W. Behrens. 35 Betten. Von Fr. 15,— an.
Dr. Wolfer's Sanatorium. Krankheiten der **Atmungs- und Verdauungsorgane** und des **Stoffwechsels** (Zuckerkrankheit). In geeigneten Fällen u. auf Wunsch **Gerson-Sauerbruchsche Ernährungsbehandlung.** Pensionspr. von Fr. 15,— an.

Montana / Wallis (Simplonlinie) 1500 m ü. d. M.

Curhaus Victoria. Direktor: E. Nantermod. Arzt: Dr. F. L. v. Muralt. 50 Betten. Von Fr. 14,— an.

Überarbeitet? Nervös? Ruhe- u. erholungsbedürftig?
Dann ein Aufenthalt im PHYSIK. DIÄTET. KURHAUS **SONN-MATT** LUZERN VIERWALDST. SEE
600 m ü. M. Pensionspreis von M. 10,— an. Prospekt. 2 Ärzte. Das ganze Jahr besucht.

Sylvana sur Lausanne 810 m ü. d. M.

Chefarzt: Privatdozent Dr. Cevey. ...... Von Fr. 23,— an.
(Aux Dailles von Fr. 13,50 an.)

Territet-Montreux 450 m ü. d. M.

Institut méd. Florimont. 50 Betten. Von Fr. 18,- an.

DIE NEUZEITLICHE WOHNUNG

UND IHRE KÜNSTLERISCHE GESTALTUNG

DAS VORNEHM-BÜRGERLICHE HEIM. Neue Folge. Quartband mit ca. 200 Bildern und Kunst-Beilagen. In Ganzleinen eleg. geb. M. 20.

SCHLAFZIMMER. III. Folge Quartband mit etwa 200 Abbildungen und vielen Kunstbeilagen. In Ganzleinen eleg. gebunden . . . . . . M. 20.—

„INNEN-DEKORATION" Die gesamte Wohnungskunst in Bild und Wort. Januar-Heft 1927 mit über 50 Bildern M. 3. Im Abonnement jed. Heft M. 2.

VERLANGEN SIE GRATIS DIE ILLUSTRIERTEN PROSPEKTE

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G. m. b. H., DARMSTADT SW 67

Neue literarische Erscheinungen

Bis Mitte Juni sind die nachfolgenden Neuerscheinungen des Buchhandels bei uns eingelaufen. Eingehende Besprechungen in der „Literarischen Rundschau“ bleiben vorbehalten. Rücksendung der Exemplare erfolgt nicht.

Romane, Novellen und Erzählungen

Belloc, Hilaire: Millionär wider Willen. Roman. Mit 22 Illustrationen von G. K. Chesterton. 2,85 M. Berlin W 50, Th. Knaur.
Die seltsame Geschichte eines unfreiwilligen Reichtums, die durch den Humor des Verfassers zur amüsanten Zeitkritik wird.

Bondy, Fritz: Der Sprung von der Bühne. Geb. 1,20 M. (Reclams Universalbibliothek.) Leipzig, Philipp Reclam.
Der Hochstaplerroman eines Schauspielers, der die Bühne mit der Wirklichkeit vertauscht.

v. Doering, Kathar.: Hans Hennings Mutter. Die Geschichte einer Selbsterziehung. 5 M. Wernigerode a. Harz, Gottlob Koezle.
Einfache, gerade Menschen — schlichte, gesunde Erzählungskunst voll sittlichen Gehalts.

Eichacker, Reinh.: Kraspu-tin, der Wundertäter. Der Roman eines Abenteurers. Kart. 4 M., Ballonleinen 5 M. Leipzig, Atlantic-Verlag.
Ein Sensationsroman von geschickter Mache.

Franke, Ilse: Das höchste Gebot. Erzählungen. Halbleinen 2,50 M. Elberfeld, Bergland-Verlag.
Harte Lebensnot, Krankheit und seelische Not sind die Hauptthemen dieser kurzen Erzählungen, die doch dank der tapferen Lebensauffassung der Verfasserin fast alle mit einem Aufschwung zu neuer Energie und Gesundung enden.

v. Gagern, Friedr.: Der tote Mann. Roman der roten Rasse. Ganzleinen 4,50 M. Berlin, Paul Parey.
Eine buntbewegte Welt von tausend Gefahren und Kämpfen der Indianerstämme, unter denen der Verfasser gelebt und gejagt hat.

Heer, J. C.: Matterhornzauber. 60 Pf. Konstanz, Ernst Ackermann.
Ein Stück der „Wanderfahrten“ aus Heers Buch „Blaue Tage“.

Hergesheimer, Jos.: Tampico. Roman. 2,85 M. Berlin W 50, Th. Knaur Nachf.
Stoffkreis: Das Mexiko von heute und Wallstreets Ölinteressen.

Hesse, Herm.: Der Steppenwolf. Geh. 5 M., in Leinen 7 M. Berlin, S. Fischer.
Das neueste Buch des soeben 50 Jahre alt gewordenen Dichters, ein aus dem Zwiespalt unserer Zeit geborener Persönlichkeits- und Charakterroman.

Kessel, Martin: Betriebsamkeit. Vier Novellen aus Berlin. Brosch. 3 M., Leinen 5 M. Frankfurt a. M., Iris-Verlag.
Ein origineller Beitrag zur Physiognomik des modernen Berlin.

Kinck, Hans E.: Hermann Ek. Roman. Brosch. 6,50 M., Leinen 9,50 M. Leipzig, H. Haessel.

Kipp, Friedr.: Jagdeinsamkeit. Geb. 4 M. Leipzig, Rich. Eckstein.
Drei naturfrische und erlebnisfrohe Erzählungen aus dem Jägerleben.

Kramer, Erich: Mummenschanz. Acht Geschichten. Geh. 3 M., geb. 4,50 M. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Lawrence, D. H.: Liebende Frauen. Ein Roman, übertragen von Th. Mutzenbecher. Leipzig, Insel-Verlag.

Llona, Viktor: Whisky-Piraten. Roman. Aus dem Französischen übertragen von Mira v. Holländer. Geb. 2,85 M. Berlin W 50, Th. Knaur.

London, Jack: Jerry, der Insulaner. Berlin, Universitas, Deutsche Verlagsaktiengesellschaft.
Die „Odyssee eines Hundes“, das mit menschlichem Herzblut getränkte Epos eines irischen Terriers, ein „Meisterstück dichterischer Versenkung in die Seele einer andern Kreatur“.

Mairock, A.: Der Scharfrichter. Novelle aus dem früheren Mittelalter. — Der Rivale. Leipzig, Xenien-Verlag.

Maupassant, Guyde: Fettklößchen. Novelle. (Reclams Universalbibliothek.) Geh. 80 Pf. Leipzig, Philipp Reclam.

Mayer, Theod. Heinr.: Die letzten Bürger. Roman. In Leinen 7 M. Leipzig, L. Staackmann.
Der erste große Lueger-Roman, ein Hohelied von Größe, Glück und Tragik deutschen Bürgertums. Ein Kulturbild des künstlerischen, politischen und aristokratischen Wien von 1880–1910.

Ompteda, Georg Frhr. von: Der jungfräuliche Gipfel. Roman. In Leinen 6,50 M. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
Ein Bergsportroman unter Geistesaristokraten, die in Naturbegeisterung und edlem Sport miteinander wetteifern, vor und nach dem Weltkriege.

Ostenso, Martha: Erwachen im Dunkel. Roman. Brosch. 5 M., Ganzleinen 7 M. Wien, München u. Leipzig, Speidel'sche Verlagsbuchhandlung.
Die treibende Kraft dieses Prärie-Romans ist eine willensstarke, ehrsüchtige Frau, die das ererbte Gut zu mehren und den ihr völlig ungleichen Gatten im Liebes- und Ehekampf zum ebenbürtigen Charakter hinaufzusteigern weiß.

Oestéren, Friedr. Werner v.: Die Pflicht zu schweigen. Roman. Brosch. 3,80 M., geb. 5 M. Berlin S 14, Guido Hackebeil, A.-G.

Reuter, Gabriele: Töchter. Der Roman zweier Generationen. 3 M. Berlin, Verlag Ullstein.
Thema: das Verhältnis der Generationen. Aber aufgefaßt und dargestellt von der Seite der Mutter, der älteren Frau, deren eigne Jugend noch in der Zeit vor dem Kriege lag.

Salburg, Edith Gräfin: Die Leute von Spießwinkel. Geschichten, die man sich unterm grünen Hüterl erzählt. Geb. 2,80 M. Leipzig, Hammer-Verlag.
Oberbayrische humoristische Erzählungen aus dem „ewigen Schilda des Nachkriegs-Deutschland“.

Scharrelmann, Heinr.: Aus Heimat und Kindheit und glücklicher Zeit. Band II. Geschichten. Mit Bildern von Theod. Herrmann. In Leinen 3 M. Braunschweig, Berlin und Hamburg, Georg Westermann
Mit scharfäugiger Beobachtungsgabe und glücklichstem Humor aus dem Alltag norddeutschen Lebens geschöpfte kleine Erzählungen. Gute, gesunde Volkslektüre.

Schendel, Arthur van: Der Berg der Träume. Aus dem Niederländischen übertragen von Hilde Stenersen. Leipzig, Insel-Verlag.
Reine Lust am Phantasieren, bewußte Symbolik und eine erstaunliche Vertrautheit mit den Märchen und Sagen aller Völker haben die Vision dieses niederländischen Dichters befruchtet und diese reizvolle Erzählung von dem Knaben Reinbern hervorgebracht, der auf dem Berg der Träume die höchste Glückseligkeit sucht.

Schenk, Marie M.: Renhard der Spielmann. Erzählung aus dem Jahre 1525. Mit vier Bildern und Umschlagzeichnung von Franz Müller-Münster. Brosch. 3,50 M., geb. 4,50 M. Köln, J. P. Bachem.
Jugendschrift (für Knaben und Mädchen von 12—16 Jahren) aus dem süddeutschen Bauernkriege.

Schüler, Heinrich: Unterm Kreuz des Südens. Roman. In Leinen 10 M. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
Der Roman spielt um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts, als Brasilien noch portugiesischer Kolonialbesitz war. Im Mittelpunkt der Handlung steht ein geheimnisvoller Mensch, der den gläubigen Kolonisten als der wiedergeborene Jesus gilt und der diese ihm aufgezwungene Rolle bis zur letzten Tragik zu Ende spielen muß.

Strobl, Karl Hans: Heerkönig Ariovist. Roman. In Ganzleinen 7,80 M. Berlin u. Leipzig, K. F. Koehler.
Das Eindringen germanischer Stämme in Gallien gibt den Hintergrund zu einem Sitten- und Lebensgemälde unsrer Vorfahren und ihrer linksrheinischen Nachbarn, das gipfelt in dem gewaltigen Endkampf zwischen Ariovist und Cäsar, zwischen Germanen- und Romanentum.

Traven, B.: Der Schatz der Sierra Madre. Berlin SW, Verlag der Büchergilde Gutenberg.

Vinatzer, Ernst: Abseits vom breiten Wege. Seltsame Geschichten. Leipzig, Xenien-Verlag.

Wren, P. C.: Drei Brüder (Beau Geste). Roman. 2,85 M. Berlin W 50, Th. Knaur Nachf.

Wülfrath, Arth.: Im Kampf durch Satans Reich. Roman. Leipzig, Xenien-Verlag.

Gedichte und Legenden

Chamisso, Adalbert von. Gedichte. Herausgeg. von Dr. Ilse Ruland. In Leinen 3,50 M., Halbleder 5,50 M. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Dante: Die lyrischen Gedichte. Neu übertragen und mit der Urschrift versehen von Rich. Zoozmann. 3., vermehrte und verbess. Auflage. In Ganzleinen 8,80 M. Karlsruhe, C. F. Müller.
Umfaßt das gesamte lyrische Schaffen Dantes, auch die zweifelhaften Schöpfungen. Von besonderer Bedeutung sind die 232 Sonette des Fiore, einer Nachbildung des berühmten und berüchtigten französischen Rosenromans, die 1881 in einer einzigen Handschrift aufgefunden wurde, und die hier zum erstenmal dargebotene Übersetzung des Detto, dem gleichfalls der Rosenroman zugrunde liegt. Die Überetzungskunst Zooxmanns steht hier auf einer kaum schon erreichten Höhe.

Eberstein, E.: Schimmernde Wege. Gedichte. Geb. 2,50 M. Hamburg 36, Broschek & Co.

Gutberlet, Heinr.: Trommel und Harfe. Gedichte. Ein Jubiläumsband zum 50. Geburtstage des Dichters. 2,40 M. Charlottenburg, Verlag „Hochschule und Ausland“.
Ein Auswahlband, der alle Seiten der Gutberletschen Lyrik bedenkt. Mehrere dieser Gedichte sind zuerst in Westermanns Monatsheften erschienen.

— **Volk will zu Volk.** Grenzland-Gedichte. 1,50 M. Leipzig, Frankenstein & Wagner.
Hier findet die Not, die Tapferkeit und die Hoffnung der vom Mutterlande losgerissenen Grenzlanddeutschen ihren zu Herzen und ins vaterländische Gewissen dringenden Sänger. Mit dem Bildnis des Dichters und künstlerischen Abbildungen aus den verlorenen deutschen Gebieten.

Haas, Rud.: Waltrada. Ein Sang vom Millstätter See. In Leinen 3 M. Leipzig, L. Staackmann.
Wendet sich hauptsächlich an die Jugend der deutschen Wanderbünde, hat aber auch den Erwachsenen mit seinen humordurchsonnten Ernst etwas zu sagen, das den Tag überdauert.

Heine, K.: Bunte Welt. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag.

Heinitz, Wilh.: Arabischer Diwan. 3,50 M. Hamburg, C. Boysen.
Keine Übersetzung oder Übertragung, sondern eine Originaldichtung persönlicher Erlebnisse und Erfindungen in arabischer Formgebung.

Heynicke, Kurt: Die Hohe Ebene. Gedichte. 2. Auflage. Berlin, Erich Reiß.
Gegenüber der ersten Auflage um zahlreiche Gedichte aus den Jahren 1922—1924 („Welt in der Stille“) vermehrt.

Iwersen, August: Heimat und Vaterland. Wilhelmshaven, Möwenverlag.
Lieder und Balladen, zum Teil in niederdeutscher Sprache. Einige davon zuerst in Westermanns Monatsheften erschienen.

Kessel, Martin: Gebändigte Kurven. Gedichte. Brosch. 2,50 M., Leinen 4,50 M. Frankfurt a. M., Iris-Verlag.
Mit der Kleistpreisehrung von 1926 ausgezeichnet.

Knevels, Wilh.: Brücken zum Ewigen. Die religiöse Dichtung in der Gegenwart. In Leinen 5,50 M. Braunschweig, Hellmuth Wollermann.
Eine lyrische Blütenlese aus den letzten 20 Jahren, ungefähr nach Knodts Sammlungen „Wir sind die Sehnsucht“ einsetzend, also bei einem Zeitpunkt, wo der Aufschwung der religiösen Lyrik aus Sehnsucht und Wunsch erst Wirklichkeit wird. Der Begriff „religiös“ ist sehr weitherzig genommen, jedenfalls durchaus nicht bloß kirchlich.

Koch, Arthur: Dennoch. Sonette. 2,50 M. Halle a. d. S., Wilhelm Knapp.

Schaeffer, A.: Der goldene Wagen. Legenden und Mythen. Leipzig, Insel-Verlag. *Hier sind die bisher nur zum Teil oder verstreut erschienenen Epen und Verserzählungen Schaeffers in einem geschmackvoll ausgestatteten roten Leinenbande zusammengefaßt: Hölderlins Heimgang; Die Wand; Jakobs Opfer; Die Ballade vom Gerechten; Bruder — Legende — Chrysoforos — Abrahams Opfer.*

Schlosser, Julie: Opal. Kart. 2,80 M., in Leinen 3,60 M. Berlin, Furche-Verlag.

Schwan, H.: Aus Lebenstriften zu Todesmauern. Gedichte. Gablonz a. N., Emil Böhme (Verlag Franz Lutz).

Schwarick, Herm.: Finsternis, Leben und Licht. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag.

Sonntag, Karl Robert: Der ewige Strom. Legende. Geh. 1 M., geb. 2 M. Leipzig u. Hartenstein im Erzgebirge, Erich Matthes.

Straube, Adalbert: Klänge meines Herzens. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag.

Unger, Erich Walter, und **Zimmer, Fritz Alfr.:** Der Himmel. Eine lyrische Monographie des religiösen Menschen. In Ganzleinen 5 M. Heilbronn, Otto Ulrich. *Diese Blütenlese formt im Gegensatz zu der von Knevels geschlossene Stimmungskreise mit möglichst innerem Zusammenhang der Einzelstücke. Darum nicht nur Anthologie, sondern „Monographie".*

Walch, Walt.: Wahrheit—? Eine Vision. Leipzig, Xenien-Verlag.

Wilhelm, M.: Von Zirkusleuten und fahrendem Volk, von Dirnen und Vagabunden. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag.

Lebensbilder und Erinnerungen

Anderson, Sherwood: Der Erzähler erzählt sein Leben. Leipzig, Insel-Verlag. *Das höchst fesselnd geschriebene Buch bringt dem europäischen Leser die Entdeckung der amerikanischen Seele durch einen Amerikaner.*

Ball, Hugo: Hermann Hesse. Sein Leben und sein Werk. Geh. 5 M., geb. 7 M. Berlin, S. Fischer. *Mit Verwertung aller erreichbaren Familiendokumente, besonders herrlicher Aufzeichnungen der Mutter des Dichters.*

Carrillo, E. Gomez: Mata Hari. Das Geheimnis ihres Lebens und ihres Todes. Mit 7 Abbildungen. Pappe 4 M., Leinen 5,50 M. Leipzig, C. Weller & Co. *Mata Hari war eine „weltbekannte" Tänzerin und Bajadere und wurde im Weltkriege von den Franzosen als Spionin erschossen.*

Elwenspoek, C.: Charlotte von Mexiko. Der Leidensweg einer Kaiserin. Geh. 3,80 M., Halbleinen 4,80 M. Stuttgart, Walter Hädecke. *Ein erschütterndes Lebensbild, historisch-psychologisch neu erschlossen. Mit vielen unbekannten Bildern und Briefen.*

Mairock, Andr.: Lebensblätter aus dem Tagebuch eines Künstlers. Leipzig, Xenien-Verlag.

Menz, Prof. Dr. G.: Der deutsche Buchhandel der Gegenwart in Selbstdarstellungen. 2. Band. Heft 1: Eugen Diederichs. Leipzig, Felix Meiner. *Ein Selbstgeschenk des um unsre nationale und sittliche Kultur vielfach verdienten Jenaer Verlegers zu seinem 60. Geburtstage, eine ernste Selbstabrechnung mit Wollen und Vollbringen, bescheiden und doch auch bewußt der fördernden Arbeit, die der Verlag Diederichs in charaktervoller Zielbewußtheit während 30 Jahre geleistet hat.*

Pauls, Eilhard Erich: Die Geschwister im Salzkorb. Erinnerungen an eine Kleinstadtjugend. In Ganzleinen 6 M. Leipzig und Hamburg, Gustav Schloßmanns Verlag. *Die Kleinstadt ist Gr.-Salze, heute Salzelmen genannt, das gerade zur 700-Jahr-Feier rüstet, während der Verfasser, in Lübeck lebend und schaffend, seinem 50. Geburtstag entgegengeht.*

Wahl, H.: Goethes Gartenhaus. Mit 26 Abbildungen. 1,60 M. Leipzig, J. J. Weber. *Ein von dem Direktor des Goethe-National-Museums nach den besten Quellen gearbeitetes, in anmutiger Form dargebrachtes Büchlein, darin sich Text und Bilder zu einem harmonischen Ganzen zusammenfügen.*

Philosophie, Wissenschaften, Naturkunde und Naturlehre

Adolph, Lic. Dr. Heinrich: Die Philosophie des Grafen Keyserling. Kart. 3,80 M., Leinenband 5,30 M. Stuttgart, Strecker & Schröder. *Eine Darstellung und kritische Würdigung, die zur Klärung der vielumstrittenen „Weisheitsschule" beitragen will. Der Verfasser ist Privatdozent an der Universität Gießen.*

Bölsche, Wilh.: Lichtglaube. Stunden eines Naturforschers. (Reclams Universalbibliothek.) Geb. 2,40 M. Leipzig, Philipp Reclam. *Wissenschaftlich begründete, aber dichterisch geformte Plaudereien über allerlei Rätsel und Alltäglichkeiten in der Natur. Keine verstaubte Gelehrsamkeit — ein echtes Volksbuch voll warmen, tiefen Naturgefühls.*

Brandes, Gg.: Ur-Christentum. Berlin, Erich Reiß. *Die letzte religionskritische Schrift des vor kurzem gestorbenen dänischen Schriftstellers. Bezeichnend für den Inhalt einer der Schlußsätze: „Das älteste Christentum stammt nicht von einer einzelnen Persönlichkeit; es wurde von zahlreichen tätigen Kräften hervorgebracht, ging nicht weniger von Alexandria und von Rom als von Jerusalem aus und erhielt sein Grundgepräge durch die religiös gefärbte Philosophie des Zeitalters".*

Neue literar. Erscheinungen
(Fortsetzung).

Hellmund, H.: Das Wesen der Welt. Zürich, Amalthea-Verlag.
Ein Band von über 1300 Seiten. „Der Versuch einer einheitlichen Zusammenfassung des menschlichen Wissens von der Welt auf allen Gebieten des Seins und Geschehens unter der Herrschaft oberster, klar erkennbarer Prinzipien".

Israel, Hans: Auflösung der Widerspruchslehre Kants. Zweiter Teil: Der Kritik der reinen Vernunft Grundsätze—Antinomie. 6.50 M. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.

Koehler, Dr. Franz: Geist und Wunder. Philosophische Reihe, herausgegeben von Dr. A. Werner. 86. Band. Geh. 2,50 M., Ganzleinen 3,50 M. Berlin u. Leipzig, Gebr. Paetel.
Eine Auseinandersetzung zwischen Glauben und Wissenschaft. „Ein Geistgewirktes ist das Wunder; der Geist des Glaubens bringt es auch heute noch hervor." Wohin gehören die in der Bibel bezeichneten Wunder?

Lévy-Bruhl, L.: Die geistige Welt der Primitiven. Brosch. 10 M., Ganzln. 12 M. München, F. Bruckmann, A.-G.
Der französische Forscher gibt hier eine erschöpfende und doch unterhaltende Betrachtung und Deutung der primitiven Denkungsart unter allen Gesichtspunkten und Ausdrucksformen. Ein paar Schlagwörter aus dem Inhalt: Wert der Träume — Befragung der Toten — Wahrsagung — Hexerei, Zauberei, Geister der Toten — Gottesurteile — Der böse Blick — Die Naturvölker und die europäischen Ärzte usw.

Liek, Erwin: Der Arzt und seine Sendung. 5. Aufl. Kart. 4 M., geb. 5 M. München, J. F. Lehmanns Verlag.
Liek, Facharzt für Chirurgie in Danzig, tritt für die uralte, heute aber wieder neue Idealaufgabe des Arztes ein: Helfen und heilen! Zum wahren Arzt macht — selbstverständlich neben wissenschaftlichem Können — erst das Verständnis für die Seele des Kranken, die Erfassung des gesamten Menschen, sein Vertrauen. Im Bannkreis dieses Grundgedankens werden die Fragen der ärztlichen Ausbildung und Sittlichkeit, der Behandlungsarten, der sozialen Versicherungen usw. besprochen.

Maeterlinck, Maurice: Das Leben der Termiten. Mit 5 Abbildungen im Text und 15 photographisch. Aufnahmen. In Leinen 7 M. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
Ein Gegenstück zu Maeterlincks Buch über die Bienen und ihren Staat, gleich diesem eine dichterische Ausgestaltung wissenschaftlicher Forschungen.

Richter, Wilh.: Gott und die Wirklichkeit. Gotha, Friedrich Andr. Perthes, A.-G.
Der Versuch, unbefangenen Menschen einen Wegweiser aus dem Chaos einander befehdender Ideen zu einer auf die Wirklichkeit gegründeten Weltanschauung zu geben. Die Wahrheit des Inhalts will vorurteilsfrei an den eigenen Erfahrungen des Lesers geprüft sein.

Schlechter, Dr. Rudolf: Die Orchideen, ihre Beschreibung, Kultur und Züchtung. Zweite, neubearb. Aufl. Herausgegeben von E. Miethe. Mit 16 in Vielfarbendruck nach farbigen Naturaufnahmen hergestellten Tafeln und 250 Textabbildungen. In Leinen 50 M. Berlin, Paul Parey.
Kein Orchideenzüchter und -liebhaber kann dies führende Werk, das in der neuen Auflage die neuesten Forschungen und Entdeckungen verwertet, entbehren. Es bietet in übersichtlicher Zusammenstellung und in naturgetreuen Abbildungen alles, was Züchter und Liebhaber, Botaniker und Handelsgärtner wissen müssen: die wichtigsten Arten, Hauptmerkmale, Heimat und Blütezeit, Kultur der Formen usw.

Streißl, Hans: Herren des All. Gemeinverständliches und Interessantes von den Naturgesetzen. Leipzig, Xenien-Verlag.

Wilfahrt, M.: Die Welten leben! Eine kosmologische Studie. Halle a. d. S., Mitteldeutscher Verlag.

Wandern und Reisen, Forschungen und Abenteuer

Abt, Paul: Im Banne des Zauberers. Unheimliche Erlebnisse in der Südsee. Mit 20 Abbildungen. Geh. 3,50 M., Ganzleinen 5 M. Stuttgart, Strecker & Schröder.
Sechs Geschichten aus tropisch-dämonischer Phantasie der — Wirklichkeit: der Zauber eines Medizinmannes wirkt rätselhaften Tod; Orakelsprüche künden unfehlbares Verderben; überirdische Kräfte strahlen aus Amuletten und Götzenbildern; wie entwurzelt taumelt der Europäer durch diese wunderseltsame Welt.

Baberowski, E.: Der Sonn' entgegen. Ein Leitfaden für Wanderungen. 1,50 M. Bonn, Wilhelm Stollfuß.
Praktische Winke für das Wandern und ein geschichtlicher Rückblick auf die Entwicklung der Wanderlust u. Heimatliebe.

Hagemann, Walt.: Zwischen La Plata und Hudson. Wanderungen durch Lateinamerika. Brosch. 3,50 M., Ganzleinen 5 M. Berlin C 2. Verlag der Germania.
Schilderungen aus Brasilien, Argentinien, Chile, Mexiko, mit wirtschaftspolitischen Kapiteln über die Emanzipation des Indio, den Kulturkampf in Mexiko u. a.

Krämer, Prof. Dr. Augustin: West-Indonesien. Sumatra, Java, Borneo. (3. Band des Atlas der Völkerkunde.) 45 Tafeln mit erläuterndem Text. 16,50 M. Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbuchhandlg.
Eine geschickte, allgemeinverständlich gehaltene Übersicht über den gesamten sicheren Bestand der bisherigen völkerkundlichen Forschungen in diesen Gebieten.

Schebesta, Paul: Bei den Urwaldzwergen von Malaya. Mit 150 Abbildungen nach Originalaufnahmen und Skizzen des Forschers und einer Karte. Geh. 13,50 M., in Ganzleinen 16 M. Leipzig. F. A. Brockhaus.
Reisen und Forschungen aus den Jahren 1924 und 25, reich an neuen anthropologischen Entdeckungen und Feststellungen. Dabei ein reizvolles Erlebnisbuch voller Romantik u. dichterischer Empfindung; fein und tiefsinnig in der Deutung des Seelenlebens der Semang und Orang-Utan von Malakka.

Selter, M.: Wandern, das heißt Leben! Von deutscher Wanderlust. Gedichte und Aussprüche. Geb. 1,20 M. Bonn, Wilhelm Stollfuß.

Erziehung und Unterricht.

Klinghardt, H.: Übungen in deutschem Tonfall. Für Lehrer und Studierende, auch für Ausländer. 4 M. Leipzig, Quelle & Meyer.

Landé, W. und Günther, W.: Schülerheime. Mit einer Übersicht über die bestehenden Schülerheime Zweite, erweiterte Auflage. (Stand vom 15. März 1927.) Geh 4 M. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Liebfried, C.: Die Annahme des Kindes nach menschlichen und göttlichen Gesetzen. Leipzig, Xenien-Verlag.

Lindsey, Richter Ben B.: Die Revolution der modernen Jugend. Übersetzt und bearbeitet von Toni Harten-Hoencke und Dr. Friedr. Schönemann. Mit einem Porträt von Richter Lindsey. In Leinen geb. 7,50 M. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
Das Buch, worin der von warmer Menschlichkeit erfüllte Jugendrichter in Doover die sittlichen Zustände in der amerikanischen Jugend schildert, hat Bedeutung auch für uns Deutsehe. Es deckt Schäden u. Gefahren auf, weist aber auch Wege zur Besserung.

Nansen, Fridtj.: Abenteuerlust. 90 Pf. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Ein Aufruf an die Jugend: „Mut, Unabhängigkeit, Abenteuerlust sind die drei Gaben des Himmels, die wir heute mehr als je für die Lebensreise brauchen.“ Wobei „Abenteuerlust“ den Geist bedeutet, der die Menschheit vorwärtstreibt, dem Wissen entgegen.

Völcker, O.: Das Bildungswesen in Frankreich. Geschichte und Gegenwart. Geb. in Ganzleinen 6 M. Braunschweig, Berlin und Hamburg, Georg Westermann.
Die Reformen im französischen Bildungswesen der Gegenwart werden in geschichtlicher Entwicklung, zurück bis zur großen Revolution, dargestellt, in der Volksschule, im höheren Schulwesen, in der Fortbildungs- und in der akademischen Hochschule, selbst im (katholischen) Privatschulwesen, bis zur Einheitsschule von heute. Immer mit lebendigen Beziehungen zum deutschen Bildungswesen.

Wittels, Fr.: Die Befreiung des Kindes. Broschiert 5 M., Leinen 7 M. Stuttgart, Hippokrates-Verlag.
Eins der „Bücher des Werdenden“, die den Leitspruch führen: Verkünden, Lehren, Anspornen; Geistigkeit statt Materialismus; Miteinander statt Durcheinander; Freiheit statt Zwang; Beherrschung statt Zügellosigkeit; Menschheitseinheit in Völkermehrheit.

Bildende Künste und Tanz

Doré, Gustave: „Meine Herren!..“. Die unsterblichen Diskussionsredner. Herausgegeben von Dr. Constantin Bauer. Brosch. 1,80 M. Leipzig, Paul List Verlag.
Skizzenhafte Augenblickszeichnungen des elsässischen Künstlers aus der französischen Nationalversammlung von 1871, weist stark karikierte Typen von oft zeitloser Bedeutung und Wirkung, vielfach auch auf unser Heute noch übertragbar.

Ensor, James: Festschrift zur ersten deutschen E.-Ausstellung. Hannover, Kestner-Gesellschaft (Königstr 8).
Reich illustrierter Katalog mit biographisch-kritischer Einleitung von Alex. Dorner.

Gußmann, Otto: 60 Tafeln mit Text v. Erich Haenel. Dresden, Wilhelm Limpert-Verlag.
Eine Frucht der prächtigen Gußmann-Ausstellung der Dresdener Akademie. Ein Prachtwerk der Reproduktionskunst, das den Schöpfungen dieses einzigartigen Monumentalmalers auch in Schwarzweiß gerecht wird. Von G.s flammender Koloristik gibt wenigstens ein großes Kunstblatt eine Vorstellung. Der Text ebenso gehaltvoll wie vorurteillos.

Für Alfred Kubin. Eine Widmung österreichischer Dichter und Künstler zu seinem 50. Geburtstag. Wien, Officina Vindobonensis.
Beiträge von Felix Braun, Alma Johanna König, Max Mell, Arth. Roeßler, Rich. v. Schaukal, Otto Stoeßl; Anton Hanak, Oskar Laske, Frz. Lerch, Georg Merkel, Ernst Wagner u. v. a.

Rieß, Margot: Der Maler und Holzfäller Adolf Dietrich. Mit 32 Abbildungen. Brosch. 2 M., in Leinen geb. 3 M. Berlin, Verlag der Neuen Gesellschaft.
Eine neue, autodidaktisch aus dem Arbeiterstande hervorgewachsene Malerpersönlichkeit von erfrischender Eigenart findet hier ihre erste biographische und kunstkritische Würdigung. Zu ihrer rechten Schätzung gehört freilich die Anschauung der Farben, die D. auf der Palette hat. Ein farbig illustrierter Aufsatz der „W. Mh.“ wird bald dafür sorgen.

Suhr, Werner: Der nackte Tanz. Egestorf (Bez. Hamburg), Robert Laurer Verlag.
Eine temperamentvolle Verteidigung, aber auch ernste ästhetische Würdigung des Nackttanzes. Mit vielen künstlerisch aufgefaßten Abbildungen.

Uhde-Bernays, Hermann: Die Münchner Malerei im neunzehnten Jahrhundert. II. Teil 1850-1900. In Leinen geb. 13.50 M. München, Verlag F. Bruckmann A.G.
Eine vollständige entwicklungsgeschichtliche Übersicht der M. M. seit Spitzweg und von der Begründung der Pilotyschule bis zum Sieg der Sezession unter Uhde, Piglhein, Keller; die vom Verfasser miterlebte Geschichte der wichtigsten künstlerischen Bewegung des 19. Jahrh. in Deutschland. Mit über 100 Abbildungen in vollendeter Wiedergabe.

Geschichte, Literaturgeschichte u. Volkswirtschaft

Arnold, Fr.: Der Sozialismus. Brosch. 1,50 M., geb. 2 M. Prenzlau, C. Vincent.
Objektive Darstellung ohne jede Polemik.

Beyer, Harald: Norwegische Literatur. Gebund. 3,50 M. Breslau, Ferdinand Hirt.
Ein neues Bändchen der „Jedermanns Bücherei“, willkommen sehon deshalb, weil bisher empfindlicher Mangel an kurzen, allgemeinverständlichen Darstellungen der nordischen Literaturen herrschte. Die zwei

Blütezeiten der norweg. Literatur, die von den Wikingerzügen bis zum Königtum des 13. Jhs. reichende und die des 19. Jhs., werden mit gebührendem Nachdruck hervorgehoben. Rationalismus und Mystizismus sind hier wie dort die Achsen der überwiegend dramatischen norweg. Literatur. Schade, daß die jüngsten Erscheinungen allzu kurz behandelt sind.

Cochenhausen, Friedr. von: Friedrichs Geist im Heere der Befreiungskriege. 60 Pf. Berlin NW 7, Verlag R. Eisenschmidt.

Friedell, Egon: Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der schwarzen Pest bis zum Weltkrieg. 1. Band in Ganzleinen geb 16 M. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

„Unser Werk (1. Band: Einleitung; Renaissance; Reformation; 413 Seiten Lexikonformat), macht den Versuch, einen geistig-sittlichen Bilderbogen, eine seelische Kostümgeschichte der letzten sechs Jahrhunderte zu entwerfen und zugleich die platonische Idee jedes Zeitalters zu zeigen, den Gedanken, der es innerlich trieb und bewegte, der seine Seele war. Dieser Zeitgedanke ist das Organisierende, das Schöpferische, das einzig Wahre in jedem Zeitalter." Geschichte wird hier also zur Kunst, zur Realitätsdichtung erhoben. Seit Scherr hat keiner Kulturgeschichte so temperamentvoll u. anregend geschrieben.

Hebbel, Friedr.: Tagebücher. Herausgeg. v. Herm. Krumm (†) und Karl Quengel. 3 Bände in Ganzleinen gebunden. Leipzig, Hesse und Becker.

Dieser Schatz an Kunstverständnis, Menschenkenntnis, Lebenserfahrung und Selbstkritik erscheint hier in vollständiger Ausgabe mit sorgfältigen Erläuterungen und einem zuverlässigen Register zum Nachschlagen. Druck, Papier und Ausstattung lassen an Geschmack und Gediegenheit nichts zu wünschen übrig. Ein bemerkenswertes Denkmal auf dem Wege der stetig aufwärts führenden Entwicklung, den Hesses Klassiker-Ausgaben im Laufe von 30 Jahren zurückgelegt haben.

Pöllnitz, Karl Ludwig von: Das galante Sachsen. In Ganzleinen gebunden 9,50 M., in Ganzleder 18 M. Hellerau bei Dresden, Avalun-Verlag.

Das (zuerst vor fast 200 Jahren erschienene) reichhaltigste und amüsanteste Quellenwerk über das Hofleben Augusts des Starken in neuer Übertragung. Mit vielen Abbildungen nach zeitgenössischen Stichen.

Steinacker, Karl: Die Stadt Hildesheim (Historische Stadtbilder, Bd. 9). Mit 8 Karten und Grundrissen. Geb. 4 M. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Von demselben Verfasser, der in derselben Sammlung (herausgegeben von Albert v. Hofmann) die Stadt Braunschweig nach denselben historisch-literarischen Gesichtspunkten musterhaft behandelt hat.

Waldeyer-Hartz, Hugo von: Die Welser in Venezuela. Bilder aus der Frühzeit deutscher Kolonialgeschichte. Brosch 5 M., geb. 6 M. Berlin NW 7, Verlag R. Eisenschmidt.

Allerleirauh

Sei höflich

In der Bank des Lebens ist die billigste Kapitalanlage, die trotzdem die höchste Dividende gibt, Höflichkeit.

Lege darin dein Geld an, und es wird so sicher sein, daß die ernsteste finanzielle Panik der Welt ihm nichts anhaben kann.

Abgesehen davon, daß sie die sicherste Kapitalanlage ist, hat die Höflichkeit noch den Vorzug, daß, je mehr man sie anwendet, sie um so größer wird. Übe sie zu Hause, deinen Verwandten und Freunden gegenüber, dann wird die Höflichkeit im Geschäft dir zur zweiten Natur.

Für das Fräulein im Telephonamt ist es nicht leicht, in einem höflichen Ton (und gerade der Ton spielt bei der Höflichkeit eine so große Rolle) jenem ungeduldigen und ungerechten Teilnehmer zu antworten, der seine Worte nur so murmelt. Für die Bibliothekarin ist es schwer, immer höflich zu sein, zu jener reizbaren, eigensinnigen Dame mit ihrem unangenehmen Auftreten, die sich täglich danach erkundigt, ob irgendein neuer Roman erschienen ist. Die Verkäuferin hat dieselbe Schwierigkeit mit der ungeduldigen, anmaßenden, wichtigtuenden Kundin, die eine Sicherheitsnadel zu kaufen wünscht und auf der Stelle bedient werden muß.

Gewöhnt euch aber an, berufstätige Frauen, trotz all dieser Schwierigkeiten, höflich zu sein. Höflichkeit ist eine der Zierden des Lebens, eine der unterscheidenden Merkmale zwischen mittelmäßigen und hochkultivierten Frauen. Sie kann die Achse sein, worum sich deine Aussicht auf Beförderung dreht. Wer weiß, ob nicht dein höflicher Morgengruß für den Liftjungen, als du kamst, oder die besondere Aufmerksamkeit, die du jener scheinbar unwichtigen Kundin widmest, in den Augen deines Chefs den Ausschlag gibt.

Verpasse die Gelegenheit nicht.

»Höflichkeit über alles!« sei deine Losung.

(Aus dem Frauenbrevier »Tun und Lassen« von Helen Frances Thompson. Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin-Zehlendorf.)

Künstler-Anekdoten

In dem kürzlich im Verlag Hugo Schmidt in München erschienenen, hübsch bebilderten kleinen Buch »Fritz Behn als Tierplastiker«, herausgegeben von Hugo Schmidt, finden sich auch einige Anekdoten, die uns den bekannten Tierbildhauer im Alltagsleben zeigen.

Behn fuhr in der Trambahn; es entstand eine Szene, weil sich ein Mann im Gedränge über Behn erboste. Nach Hinundherreden schrie der Erboste als letzten Trumpf: »Glauben Sie vielleicht, Sie sind etwas Besseres als ich?« — »Ja,« sagte Behn ruhig. Der Erboste schwieg fassungslos.

*

Behn wurde in einer Enquete gegen ausländische Kunst um seine Meinung gefragt. Er antwortete schriftlich: »Sie haben ganz recht. Auch ich bedauere, daß Rodin mehr Talent hat als ich.«

*

Ein unbedeutender Herr hatte Behn einen anmaßenden Brief geschrieben. Behn antwortete: »Ich habe Ihren Brief erhalten. Darauf habe ich mich nach Ihnen bei verschiedenen Detektivbureaus und Auskunfteien erkundigt — wo mir jedoch der Bescheid wurde, daß Sie überhaupt nicht existieren. Mit vorzüglicher Hochachtung. Behn.«

Splissen und Knoten

Ostasien. Ein Kreuzer läuft in Hongkong ein. Im Hafen liegt ein englischer Panzerkreuzer.

Der Kommandant zum Wachtoffizier: »Herr Oberleutnant, bitte lassen Sie die Front nach Backbord blasen, wenn wir gleich den Kreuzer ‚Kent‘ passieren.«

Wachtoffizier (durch das Glas sehend): »Herr Kapitän, das ist nicht die ‚Kent‘, sondern die ‚Essex‘.«

Kommandant: »Wenn ich Ihnen sage, daß es die ‚Kent‘ ist, dann ist es die ‚Kent‘!«

Wachtoffizier: »Zu Befehl, Herr Kapitän, es ist die ‚Kent‘, aber ‚Essex‘ steht dran.«

*

Se. Exzellenz wollen sich Unterricht über das Beschwerderecht vorführen lassen. »Was wissen Sie über das Beschwerderecht?«

»Ich beschwere mich niemals!«

Exzellenz: »Na, na! Hören Sie mal, Herr Oberleutnant, haben **Sie** den Leuten das beigebracht?«

»Zu Befehl, Ew. Exzellenz! Ich halte es aber doch für das Beste ...«

»Ach, ich bitte Sie, Herr Oberleutnant, das ist doch eine gänzlich unmögliche Auffassung! — Der rechte Flügelmann! Wie heißen Sie?«

»Kaludrigkeit, Euer Exzellenz!«

»Schön! Also Matrose Kaludrigkeit, wenn ich nun zum Beispiel mal zu Ihnen sage — Sie Kamel!, beschweren Sie sich dann?«

»Nein, Euer Axellanz!«

»Nanu?! Warum denn nicht?«

»Aus Kameradschaft, Euer Axellanz!«

(Aus der von Kapitänleutnant a. D. Peter Ernst Eiffe im Verlag Karl E. Klotz in Magdeburg herausgegebenen gleichnamigen Sammlung heiterer Geschichten und Schnurren aus der alten Kaiserlichen Marine.)

Parlamentarische Stilblüten

Der Unterschied zwischen der äußeren Haut und dem inneren Kern der Demokratie ist die Wurzel alles Übels.
(Sozialdem. Abg. Kleinmayer)

Der Völkerbund ist nur dazu da, die Giftzähne von Sowjet-Rußland auf die Beine zu stellen. (Derselbe)

Die Frage des Artikels 16 war bekanntlich die Achillesferse, die nicht leben und nicht sterben konnte.
(Ministerialdirektor Gaus)

Ich werde mich stets mit ganzer Kraft dafür einsetzen, daß der Bevölkerungszuwachs nach Möglichkeit gefördert werde. (Abg. Kickhöffel)

Die Emulsionsmilch ist nur dazu da, den Berlinern Sand in die Augen zu streuen.
(Stadtverordneter Frankenberg)

Auch das Proletariat fußt auf den Brüsten der Wissenschaft. (Derselbe)

Die Gründerzeit war ein Kinderspiel gegen die kaninchenhafte Fruchtbarkeit, mit der heute nationale Vereine aus dem Boden gestampft werden.
(Demokr. Abg. Nuschke)

Herr Minister, mit dieser Wendung haben Sie sich selbst in den Schwanz gebissen. (Abg. Dr. Kaufhold)

Die Dispositionen meiner Rede lasse ich mir von keinem andern Idioten vorschreiben: das mache ich selbst.
(Kommunist. Abg. Schrenk)

Sie sind als persönlicher Mensch auch nur so ein Nachkomme dieser Sauwirtschaft. (Kommunist. Abg. Stolt)

